

Das Spektrum des Außergewöhnlichen

Konzeptionelle Ansätze,
empirisch-phänomenologische Untersuchungen
und plananalytische Fallstudien zur mentalen Repräsentation
bei außergewöhnlichen Erfahrungen

Inauguraldissertation der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Wolfgang Fach

Freiburg im Breisgau, Deutschland

Selbstverlag

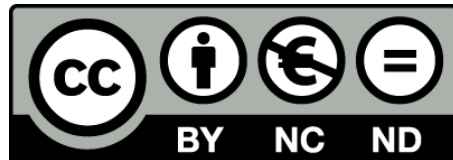
Bern, Juni 2024

Originaldokument gespeichert auf dem Webserver
der Universitätsbibliothek Bern

Von der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern
auf Antrag von Prof. em. Dr. phil. Franz Caspar (Erstgutachter) und
Prof. Dr. Thomas Berger (Zweitgutachter) angenommen

Bern, den 21.06.2024

Der Dekan: Prof. Dr. Elmar Anhalt



Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Werk steht unter der Creative Commons Lizenz
„Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International“.
Nähere Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>
Diese Lizenz gilt nicht für Abbildung 6 (freie Bildlizenz, siehe Abb. im Text).

Sie dürfen:



Teilen

Das heißt, Sie dürfen das Werk in jedem jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten.

Unter folgenden Bedingungen:



Namensnennung

Sie müssen angemessene Urheber und Rechtangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Die Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell

Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen

Wenn sie das Material neu anordnen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen, dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

Sie dürfen keine zusätzlichen Klauseln oder technischen Verfahren einsetzen, die anderen rechtlich etwas untersagen, was die Lizenz erlaubt. Eine detaillierte Fassung des Lizenzvertrags ist unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de> zu finden.

Vorwort und Dank

Die Wurzeln dieses Werkes liegen weit zurück. Ich befasse mich mit außergewöhnlichen Erfahrungen (AgE), seit ich Anfang der 1990er-Jahre zunächst studentische Hilfskraft und anschließend Mitarbeiter am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e. V. (IGPP) in Freiburg wurde. So ist verständlich, dass meine Dissertation, die ich erst nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit ihrem Thema in Angriff nahm, zu einem Grundlagenwerk von beträchtlichem Umfang wurde. Zu diesem trug außerdem bei, dass AgE kein regulärer Forschungsgegenstand der akademischen Psychologie sind. Dieser Umstand erforderte eine wissenschafts- und erkenntnistheoretische Begründung des AgE-Begriffs sowie eine fundierte Einführung von Theorien und Konzepten, deren Kenntnis nicht vorausgesetzt werden kann. Da die Arbeit interdisziplinären Charakter hat, nimmt auch die Erklärung psychologischer Theorien, Modelle und Methoden größeren Raum ein. Für den empirischen Teil der Arbeit wollte ich ursprünglich rund 2000 am IGPP dokumentierte Beratungsfälle heranziehen. Als zwischenzeitlich Daten anderer Populationen einschließlich der Schweizer Normalbevölkerung mit einem von mir fertiggestellten AgE-Fragebogen erhoben worden waren, nahm ich diese zusätzlich in meine Arbeit auf. Damit inkludierte meine Dissertation, anders als ursprünglich geplant, eine große Gruppenvergleichsstudie plus Fragebogenvalidierung. Sowohl die IGPP-Beratungsfälle als auch die Fragebogendaten lieferten signifikante Ergebnisse, die auf Zusammenhänge von AgE mit unsicheren Bindungsstilen schließen ließen. Ohne dieser Spur zu folgen, wollte ich die Arbeit nicht beenden. Die Einarbeitung in die Bindungsforschung, die Formulierung und Begründung von Hypothesen und die Entwicklung eines plananalytischen Zugangs zu ihrer Überprüfung an Einzelfällen beanspruchten noch einmal viel Zeit und Raum. Der Einsatz hat sich gelohnt, denn mit dieser Dissertation führe ich ein vielversprechendes neues Paradigma in die künftige AgE-Forschung ein.

Ohne das IGPP, das sich als unabhängiges Institut über Stiftungsmittel finanziert und nicht den Bedingungen des konventionellen Wissenschaftsbetriebs unterliegt, gäbe es diese Dissertation nicht. Das interdisziplinäre und außeruniversitäre Forschungsinstitut, das 1950 von Prof. Dr. Hans Bender (1907–1991) gegründet wurde, befasst sich, wie sein Name schon sagt, mit Themen, die im Mainstream der akademischen Psychologie allenfalls am Rande Beachtung finden. Kein anderes Institut hätte es mir ermöglicht, mich mehr als dreißig Jahre beratungspsychologisch, empirisch forschend und theoretisch-konzeptuell mit AgE auseinanderzusetzen. Natürlich habe ich nicht nur dem IGPP zu danken, sondern ganz konkret meinen vielen Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich forschte und forsche, und die wesentlichen Einfluss darauf hatten, dass meine Dissertation in der vorliegenden Form entstehen konnte.

An erster Stelle muss ich Eberhard Bauer nennen. Er war selbst noch Assistent von Prof. Bender und bereits 20 Jahre am IGPP, als ich dazustieß. Seine Tür stand mir stets offen, und mit seinem Erfahrungsschatz und umfassenden Wissen gab mir Eberhard Bauer erste Orientierung. Er war ein Vorbild für mich, wie man sich mit Begeisterung und großer Aufgeschlossenheit durch die Grenzgebiete der Psychologie bewegt, ohne die kritische Distanz zu verlieren. Als „wandelndes Lexikon“ der wissenschaftlichen Parapsychologie gab er mir unzählige Informationen und Literaturhinweise, die in diese Dissertation eingeflossen sind. Ich spreche Eberhard Bauer, seit vielen Jahren Vorstandsmitglied des Vereins und inzwischen stellvertretender Direktor des IGPP, meinen größten Dank für die Unterstützung aus, die ich in freundschaftlicher Verbundenheit all die Jahre von ihm erfahren durfte.

Die klinisch-psychologischen Teile meiner Dissertation sind untrennbar mit Dr. Martina Belz verbunden. Sie leitete von 1998 bis 2001 ein Projekt „Beratung und Hilfe für Menschen mit AgE“, in dem ich mitarbeitete und das in einer Kooperation des IGPP mit der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg durchgeführt wurde. Martina Belz supervidierte nach Abschluss des „Ambulanzprojektes“ noch gut zehn Jahre die AgE-Beratung am IGPP und koordinierte die Begleitforschung. Unter ihrer Ägide wurden neue Konzepte einer „klinischen Parapsychologie“ entwickelt, die eine wesentliche Grundlage dieser Arbeit sind. Ich danke Martina Belz von ganzem Herzen, dass sie mich über die ganze Zeit unserer Zusammenarbeit in vielfältiger Weise gefördert hat. Sie unterstützte unter anderem meine therapeutische Ausbildung, beteiligte mich an Publikationen und ermunterte mich beständig, über AgE zu promovieren. Martina Belz hat entscheidenden Anteil daran, dass ich, wenn auch erst viel später, diese Dissertation vorlege.

Mit Martina Belz, Eberhard Bauer und meinen Kolleginnen Annette Wiedemer, Cäcilia Schupp-Ihle und Ruth Fangmeier durfte ich Teil eines tollen Teams sein. Wir hatten eine gemeinsame Aufbruchstimmung und eine intensive und innovative Zeit, an die ich gerne zurückdenke. In unseren Diskussionen und Fallrunden habe ich unzählige Einsichten gewonnen, die in diese Arbeit eingeflossen sind. Annette Wiedemer, Cäcilia Schupp-Ihle und Ruth Fangmeier habe ich den größten Teil des verwendeten Daten- und Fallmaterials aus der IGPP-Beratung zu verdanken. Annette Wiedemer und Cäcilia Schupp-Ihle möchte ich insbesondere auch für ihre Mitarbeit an der plananalytischen Beurteilungsübereinstimmungsprüfung danken. Ruth Fangmeier danke ich herzlich für die enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Unsere intensiven, anregenden Gespräche und Analysen von Beratungsfällen gaben mir unzählige Impulse und vertieften mein Verständnis von AgE in vielerlei Hinsicht.

Meine Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen und ontologischen Fragen in der Dissertation ist wesentlich mit Dr. Harald Atmanspacher verknüpft, der als theoretischer Physiker ab 1998 eine Abteilung für Theorie und Datenanalyse am IGPP leitete. In einer ersten gemeinsamen Publikation im Jahre 2005 ging es um die mentale Repräsentation und

die Phänomenologie von AgE in verschiedenen Bewusstseinsmodi. Seitdem waren wir fachlich und persönlich in einem Austausch, in dem sich mir im Zusammenhang mit dem psychophysischen Problem die Bedeutung von quantenphysikalischen Konzepten und des Duale-Aspekte-Monismus für das Verständnis von AgE erschloss. Ich bin Harald Atmanspacher zu tiefstem Dank verpflichtet. Er förderte meine wissenschaftliche Entwicklung, lud mich zu gemeinsamen Publikationen, internationalen Konferenzen und in Forscherkreise ein. Ohne diesen Hintergrund und die Kooperationen mit Harald Atmanspacher wäre der konzeptuelle Teil meiner Dissertation nicht denkbar.

Die Hauptverantwortung für das Gelingen meiner Promotion lag natürlich bei meinem Doktorvater Prof. Dr. Franz Caspar, und ich hätte keinen besseren Betreuer als ihn finden können. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass sich ein renommierter Psychologieprofessor auf die Betreuung eines Themas einlässt, das mit Vorurteilen behaftet ist, selbst wenn es mit anerkannten wissenschaftlichen Methoden beforscht wird. Nicht nur für diese Bereitschaft spreche ich ihm meinen höchsten Dank aus. Franz Caspar hat mir in inhaltlicher Hinsicht, einschließlich meiner Verwendung der von ihm entwickelten Plananalyse, sehr viel Freiheit gelassen und meine Arbeit über all die Jahre wertschätzend begleitet, ohne zeitlichen Druck auszuüben. Er hat jeden Teil meiner Arbeit mit Akribie gelesen und kommentiert und seine Anregungen waren stets hilfreich und inspirierend. Sie hatten allerdings auch zur Folge – was bestimmt nicht seine Absicht war –, mich noch tiefer in bestimmte Bereiche einzuarbeiten und weitere Aspekte zu beleuchten, durch die meine Arbeit zunehmend differenzierter, aber auch immer länger wurde. Hier gab es auch kritische Phasen, in denen ich ihn immer verständnisvoll erlebt habe. Ich konnte ein Grundlagenwerk nach meinen Vorstellungen schreiben und dafür bin ich Franz Caspar zutiefst dankbar.

Mit der Dauer, über die sich die Erarbeitung der Dissertation erstreckte, und insbesondere mit dem immensen Umfang, den sie mit der Zeit angenommen hat, habe ich nicht nur meinem Doktorvater einiges zugemutet, sondern natürlich auch meinem Zweitgutachter, Prof. Dr. Thomas Berger. Ihm möchte ich genauso herzlich dafür danken, dass er mit der Bereitschaft, diesen „dicken Brocken“ zu begutachten, eine besondere Ausnahme gemacht hat. Bedanken möchte ich mich auch bei Prof. Dr. Georg Bruhn, den Franz Caspar mit meinem Wissen um die Einschätzung einiger philosophischer Teile gebeten hatte, und dessen Kommentare sehr hilfreich und erhellend für mich waren.

Von ganzem Herzen danke ich meiner sehr geschätzten Kollegin Annette Zwickel, mit der ich seit 2019 in der IGPP-Beratung zusammenarbeite. Sie hat große Teile meiner Dissertation gelesen, korrigiert und inhaltlich kommentiert. In vielen anregenden und fruchtbaren Diskussionen konnte ich meine konzeptuellen Ideen und theoretischen Überlegungen mit ihr reflektieren und weiterentwickeln. Meine Dissertation hat ungemein von vielen gemeinsamen Gesprächen und Analysen von Beratungsfällen profitiert. Der Austausch mit ihr hat

mir immer sehr viel Freude gemacht und war außerordentlich fruchtbar für den Fortgang meiner Arbeit. Ich habe Annette Zwickel aber nicht nur fachlich ungemein zu danken, sondern auch auf persönlicher und freundschaftlicher Ebene. In schwierigen Zeiten hat sie mich unterstützt und ich konnte immer auf sie zählen.

Danken möchte ich des Weiteren meiner Kollegin Dr. Ina Schmied-Knittel, die ebenfalls große Teile meiner Arbeit korrekturgelesen und mir wertvolle inhaltliche Feedbacks gegeben hat. Dank gebührt ebenfalls meinem Kollegen Dr. Ulrich Ott, der sich kurz vor Abgabe der Dissertation spontan bereit erklärte, in knapper Zeit einige längere Kapitel zu lesen, und mir noch wichtige Korrekturhinweise gegeben hat.

Selbstverständlich muss ich auch all den Ratsuchenden des IGPP danken, deren Erlebnis-schilderungen der Ausgangspunkt und die Grundlage dieser Arbeit sind. Ganz besonders zu Dank verpflichtet bin ich den Klientinnen und Klienten, deren ausführliche Erfahrungsbe-richte und Lebensgeschichten mit ihrer Einwilligung zum Gegenstand der qualitativen Fall-studien werden konnten. Ich hoffe, dass diese Dissertation zur künftigen Verbesserung der Versorgung von Menschen beitragen kann, die durch AgE belastet sind.

Meine Doktorarbeit war natürlich keine rein berufliche Angelegenheit. Sie war ein Teil mei-nes Lebens und hatte Auswirkungen auf die Menschen, die mir privat am nächsten sind. Meinen zutiefst empfundenen Dank möchte ich hier meiner Ehefrau Sabine Recker ausspre-chen. Sie hat mir nie vermittelt, dass meine Doktorarbeit auf ihre Kosten gehe, sondern meiner Arbeit größte Wertschätzung entgegengebracht, obwohl ich unzählige Wochenenden und viele Urlaube nicht die Finger von der Arbeit lassen konnte. Mit ihrer Autonomie und Unabhängigkeit vermochte sie mir Freiraum zu geben und mich in meinem Tun zu bestär-ken. Als wir drei Jahre vor Abgabe meiner Arbeit heirateten, waren wir der Überzeugung, dass meine Dissertation bald abgeschlossen sei. Widrige Umstände führten dann jedoch dazu, dass sich meine Arbeit an der Dissertation länger und länger hinzog. Obwohl die Situ-ation damit zweifellos nicht nur für mich, sondern auch für Sabine zu einer Belastung wurde, blieb sie nachsichtig und stand stets an meiner Seite. Ich danke Sabine aus tiefstem Herzen für ihre Liebe und ihre bedingungslose Unterstützung beim erfolgreichen Abschließen der Arbeit.

Danken möchte ich auch meiner lieben Schwester Angelika, die ihrem 60-jährigen Bruder nach seiner erfolgreichen Disputation mit einem Augenzwinkern offenbarte: „Ich wusste immer schon: Mein kleiner Bruder hats drauf!“ Ebenfalls danke ich meinen Schwiegereltern, Dr. Klemens August und Eleonore Recker, die den gesamten Entstehungsprozess der Dis-sertation mit gleicher Zuversicht und einem mich motivierenden Interesse begleiteten.

Dieses Werk ist meinen Eltern Karola und Hans Dieter gewidmet.

Sie konnten nicht erleben, dass ich es begonnen habe.

Zusammenfassung¹

Das zentrale Thema der vorliegenden Arbeit sind außergewöhnliche Erfahrungen (AgE). Der Begriff ist nach Fach und Belz (2015, S. 466) eine Sammelbezeichnung für Erfahrungen die „in ihrer Qualität, ihrem Verlauf oder ihrer Genese von den Wirklichkeitsvorstellungen der Betroffenen und/oder ihrer sozialen Umwelt und/oder von den in modernen Gesellschaften etablierten epistemologischen Konzepten und wissenschaftlichen Prinzipien und Gesetzen abweichen“. Erfahrungen, die im Sinne dieser Definition außergewöhnlich sind, werden seit Menschengedenken in allen Kulturen berichtet. Sie sind Grundlage magischer Überzeugungen, religiöser Glaubensvorstellungen und spiritueller Traditionen. AgE werden heutzutage als „übersinnlich“, „übernatürlich“ oder „paranormal“ bezeichnet. In prämodernen Gesellschaften gab es keine außergewöhnlichen Erfahrungen, „denn in der Natur kann grundsätzlich nichts ‚Regelwidriges‘, sondern allein Ungewöhnliches, d. h. im Rahmen der gegebenen Voraussetzungen Unerwartetes, vom Gewohnten Abweichendes vorkommen“, so der Ethnologe Müller (2015, S. 31).

In unserer Zeit tut sich zwischen Wissenschaft und Lebenswelt eine Kluft auf. Repräsentative Umfragen zeigen, dass beispielsweise drei Viertel der Deutschen von der Möglichkeit außersinnlicher Wahrnehmungen überzeugt sind und mehr als die Hälfte der Bevölkerung über eigene Erlebnisse solcher Art (Schmied-Knittel & Schetsche, 2013) oder andere Erfahrungen berichten, „die sich nur durch das Wirken übernatürlicher Kräfte erklären lassen“ (Terwey & Baltzer, 2013). Diese Diskrepanz zeigt sich auch in der psychotherapeutischen Praxis. So ergab eine bundesweite Befragung unter Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (Hofmann, 2009), dass etwa ein Viertel ihrer Klientel spirituelle Fragen in die Therapie einbrachte, dass sie im Rahmen ihrer Ausbildung aber so gut wie gar nicht mit solchen Themen in Berührung gekommen waren. Mehr als die Hälfte der Befragten gaben an, sich im Zusammenhang mit klinisch relevanten Fragestellungen aus eigener Initiative mit Religion, Spiritualität und AgE befasst zu haben.

AgE werden häufig positiv bewertet und als bereichernd empfunden. Sie können eine wichtige Rolle bei der Erfüllung von Bedürfnissen, der Bewältigung von Konflikten und Krisen, der Integration schwieriger Lebensereignisse und der Persönlichkeitsentwicklung spielen (Belz, 2009a). Aber während religiöse und spirituelle Überzeugungen in der medizinischen und psychotherapeutischen Versorgung inzwischen als Ressource erkannt wurden (Hofmann & Heise, 2017; Utsch et al., 2017), gilt das nicht für AgE. Je nach Ausprägung werden

¹ Da keine Vertrautheit mit dem Thema vorausgesetzt werden kann sowie aufgrund des großen Umfangs und der inhaltlichen Breite der vorliegenden Arbeit fällt die Zusammenfassung länger aus als allgemein üblich.

sie für unbedeutende Spinnerei gehalten, mit psychischen Störungen gleichgesetzt oder auf einem Psychosekontinuum verortet, das von subklinischen Symptomen bis zu schizophrenen Psychosen reicht (Unterrassner et al., 2017a). Zusammenhänge von AgE mit Traumatisierung, erhöhter Fantasieneigung, Dissoziationsbereitschaft (Irwin, 2009) und Schizotypie (Goulding, 2004) sind zwar belegt, aber die korrelativen Beziehungen zwischen den Konstrukten sind mehrdeutig und widersprüchlich, sodass mögliche Bedingungsgefüge kontrovers diskutiert werden (Belz, 2009a).

Je nach Art und Umständen, unter denen sie auftreten, können AgE auch sehr irritierend angestaunend sein. Hilfesuchende, die ihre AgE nicht einordnen und verarbeiten können, wenden sich häufig an das Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e. V. (IGPP) in Freiburg i. Br., das kostenlose Beratung für Menschen mit AgE anbietet. Zwei Drittel der Ratsuchenden sind zum Zeitpunkt der Beratung nicht allein durch ihre AgE belastet, sondern leiden zusätzlich unter sozialen, gesundheitlichen oder psychischen Problemen (Bauer & Fach, 2020). Wenn man sich nicht auf eine symptomorientierte Perspektive verengt, wird man feststellen, dass AgE vor dem Hintergrund der Biografie und Lebenssituation der Betroffenen häufig „Sinn machen“ und wichtige Funktionen für die Selbstregulation erfüllen (Belz, 2009a; Belz & Berger, 2008). Ein angemessener Umgang mit AgE kann sich somit als eine wichtige Grundlage für eine motivorientierte Beziehungsgestaltung (Caspar, 2008a; Caspar & Belz, 2017) in der Beratung und Psychotherapie erweisen.

Zwar hat die American Psychological Association die wissenschaftliche Erforschung der „Varieties of Anomalous Experiences“ (Cardeña et al., 2014c) auf der Agenda, aber bislang steht es noch sehr schlecht um die Versorgung von Menschen, die im Zusammenhang mit AgE belastet sind. Mehr als ein Drittel der IGPP-Ratsuchenden nahm vor der AgE-Beratung psychotherapeutische oder psychiatrische Hilfe in Anspruch, fühlte sich zumeist aber nicht verstanden oder ernstgenommen (Bauer & Fach, 2020). Für die Implementierung einer angemessenen und guten Versorgung von Menschen mit AgE fehlen, abgesehen von einer ersten Publikation zum Thema in der Hogrefe-Reihe „Fortschritte in der Psychotherapie“ (Belz, 2009a) und Ansätzen im Kontext einer „Klinischen Parapsychologie“ (Kramer et al., 2012), bislang wissenschaftliche Grundlagen und spezifische Konzepte.

Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag zur Grundlagenforschung leisten. Sie gliedert sich in drei umfangreiche Teile, die hinsichtlich ihrer Bedeutung für den Erkenntnisgewinn als gleichwertig anzusehen sind. Im ersten Teil geht es um eine theoretisch-konzeptionelle Fundierung des AgE-Begriffs, eine wissenschafts- und erkenntnistheoretische Reflexion seiner Implikationen und die Ausarbeitung eines eigenständigen Klassifikationssystems für AgE. Der zweite Teil widmet sich der empirischen Untersuchung von AgE anhand von umfangreichem Datenmaterial. Dieses wurde mit dem in der Beratung eingesetzten Dokumentationssystem (DOKU; Belz-Merk et al., 2002) gewonnen sowie mit dem „Fragebogen zur Phä-

nomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen“ (PAGE-R; Fach et al., 2011), der in diversen Studien verwendet wurde. Zentrale Ergebnisse der empirischen Studien bestimmen schließlich die Fragestellungen des dritten, qualitativen Teils der Arbeit, in dem gut dokumentierte Beratungsfälle von Menschen mit AgE unter biografischen, motivations- und konsistenztheoretischen Gesichtspunkten und insbesondere unter Verwendung der Plananalyse (Caspar, 2018) im Hinblick auf Zusammenhänge zwischen Bindungsstilen und AgE untersucht werden. Die Hauptkapitel aller Teile haben jeweils detaillierte Einführungen. Die drei Teile werden im Folgenden kurz im Hinblick auf das Wesentlichste für den Gesamtzusammenhang der Arbeit skizziert.

Teil I: Konzeptuelle Grundlegung eines Klassifikationssystems für AgE

Nach einer ausführlichen Bestimmung und Kontextualisierung des AgE-Begriffs im Sinne der zu Anfang gegebenen Definition erfolgt eine Darstellung des Forschungsstandes und gängiger Erklärungsansätze zu AgE. Die Reflexion oben angerissener Probleme, Widersprüche und offener Fragen mündet in eine kritische Analyse der psychologischen Forschungsparadigmen. Es wird für eine weltanschaulich neutrale Herangehensweise plädiert, die einen Möglichkeitsraum für unterschiedliche Deutungen in der beraterischen und therapeutischen Praxis offenhält. Anhand von Fallschilderungen wird aufgezeigt, dass keine der gängigen erkenntnistheoretischen Hauptpositionen (Antirealismus, indirekter Realismus, direkter Realismus) unter Geltung ihrer jeweiligen Realitätsauffassung mit einer Realität der bei AgE berichteten Phänomene kompatibel wäre. Das gilt insbesondere für das indirekt-realistische Standardparadigma der mentalen Repräsentation in den Kognitionswissenschaften und der Psychologie.

In Verbindung mit der Theorie der mentalen Repräsentation von Metzinger (1999, 2003) wird ein phänomenologischer Zugang entwickelt, der verschiedene Auslegungen zulässt. Metzinger geht davon aus, dass das mentale System des Menschen intern erzeugte Zustände des Organismus in einem Selbstmodell und extern angeregte Zustände in einem Weltmodell als Subkomponenten eines umfassenden phänomenalen Realitätsmodells repräsentiert. Ohne sich auf seine naturalistische Position und den Realitätsstatus festlegen zu müssen, können AgE als Abweichungen im phänomenalen Erleben von Selbst und Welt beschrieben werden. Mit der Differenzierung zwischen einem phänomenalen und einem kognitiven Realitätsmodell findet die Unterscheidung zwischen außergewöhnlichen Phänomenen (AgP) und außergewöhnlichen Überzeugungen (AgÜ) Berücksichtigung. AgE basieren auf Phänomenen, die im phänomenalen Realitätsmodell erlebt und im kognitiven Realitätsmodell als außergewöhnlich interpretiert werden.

Die Unterscheidung zwischen phänomenalem Erleben und Erfahrung als kognitiver Verarbeitung des Erlebten spiegelt sich in Zwei-Prozess-Modellen der menschlichen Informati-

onsverarbeitung wider. Sie verbinden klassisch-kognitivistische und konnektionistische (Berger, 2005; Caspar, 1998) Sichtweisen und korrespondieren mit Theorien der menschlichen Selbstregulation (Carver & Scheier, 2001), die zwischen absichtsvollen und selbstorganisier-ten Prozessen unterscheiden. Wie die Ebene der Selbstorganisation mit dem phänomenalen Bewusstsein interagieren kann, ist jedoch völlig unklar. Psychophysische Korrelationen zwischen Geist und Gehirn und psychosomatische Zusammenhänge widersetzen sich bislang einer befriedigenden Erklärung, können aber im Sinne einer „Binnenanomalie“ (Atmanspacher, 2009), die den Fortschritt der Wissenschaft nicht grundsätzlich behindert, ausgeklammert werden. Psychophysische Korrelationen, die bei AgE berichtet werden (z. B. außersinnliche Wahrnehmungen, Geistheilung etc.), gelten hingegen nicht nur als außergewöhnlich, sondern als unmöglich.

Vor diesem Hintergrund werden neuere systemtheoretische und psychophysische Ansätze in den Blick genommen. So entwickelt sich der Enaktivismus (engl. enactivism, von „to act“: „etwas hervorbringen“, „eine Handlung ausführen“) ausgehend von Maturana und Varela (1987), die den Begriff prägten, zunehmend zur „dritten Kraft“ in den Kognitionswissenschaften (Gallagher, 2019; Thompson, 2010; Varela et al., 1991). Der Enaktivismus begreift das Mentale mit Rekurs auf die von Husserl ausgehende Phänomenologie des Leibes als embodied („verkörpert“). Der Entstehungsort des Mentalen ist demnach nicht das Gehirn, sondern der ganze Organismus als ein strukturell mit seiner Umwelt gekoppelter und interagierender „Leibkörper“. Aufeinander abgestimmte, gleichzeitig auftretende Verhaltensweisen von zwei oder mehreren Menschen, die Phänomenologen als Zwischenleiblichkeit (Merleau-Ponty, 1966) oder wechselseitige Einleibung (Schmitz, 1989) beschreiben, werden heute in der Embodimentforschung als Synchronie (Tschacher et al., 2014) beforscht.

Es wird gezeigt, dass das Vorhaben des Enaktivismus, in seinem ganzheitlichen Ansatz den psychophysischen Dualismus aufzuheben, allerdings nicht gelingen kann, solange am klassischen Kausalitätsprinzip festgehalten wird. Mit dem Konzept der Verschränkung (Atmanspacher et al., 2002; Römer, 2011), dem Komplementaritätsprinzip (Fahrenberg, 2013, 2021; Römer, 2002) und dem Duale-Aspekte-Monismus (Atmanspacher & Rickles, 2022) werden Alternativen aufgezeigt, die keine Wechselwirkungen zwischen psychischen und physischen Prozessen voraussetzen, sondern von psychophysisch neutralen Struktur determinanten ausgehen. Es wird ein phänomenologisches Komplementäre-Aspekte-Paradigma eingeführt, auf dessen Grundlage sich AgE sowohl naturalistisch im Sinne der Theorie der mentalen Repräsentation als auch mit einem Duale-Aspekte-Monismus interpretieren lassen.

Zur psychologischen Relevanz der Struktur determinanten gelangen wir mit Blick auf menschliche Grundbedürfnisse. Aus diversen Bedürfnistheorien (Epstein, 2014; Gasiet, 1981; Grawe, 2000; Ryan & Deci, 2017) werden Autonomie und Bindung als Grund-

bedürfnisse und systemtheoretisch im Sinne von Selbstorganisation und struktureller Kopplung mit der Umwelt als komplementäre Strukturdeterminanten aller lebenden Systeme bestimmt. Anknüpfend an Grawes (2000, 2004) Konsistenztheorie wird argumentiert, dass AgP Ausdruck von systemzentrierten Mechanismen der Inkonsistenzreduktion sind und desintegrierte Autonomie und Bindung repräsentieren. Mit einem Klassifikationssystem, das sich theoretisch vom phänomenalen Realitätsmodell ableiten lässt (Fach, 2011b), werden interne und externe Phänomene sowie Koinzidenz- und Dissoziationsphänomene unterschieden. Auf Grundlage dieser vier AgP-Grundklassen wurden in einer früheren Studie (Belz & Fach, 2012) sechs typische AgE-Formenkreise bestimmt. In der vorliegenden Arbeit wird an einer Fülle von Berichten aus der Beratungspraxis aufgezeigt, dass diese Formenkreise phänomenologisch ein zusammenhängendes AgE-Spektrum bilden, in dem sich AgP mit zunehmender Intensität ausgehend von Koinzidenzphänomenen auf der Wahrnehmungsebene bis zu psychophysischen Dissoziationen auf der Verhaltensebene manifestieren können. Auf einem internalen Kontinuum treten AgP als mentale Repräsentationen von Bindung im Selbstmodell als „Außersinnliche Wahrnehmung“, „Internale Präsenz und Beeinflussung“ sowie „Mediumismus und Automatismen“ auf. Dagegen repräsentieren AgP auf einem externalen Kontinuum in den Formenkreisen „Sinnvolle Fügungen“, „Spuk und Erscheinungen“ und „Nachtmahr und Schlafparalyse“ Autonomie im Weltmodell.

Teil II: Empirische Studien zur Phänomenologie und Klassifikation von AgE

Die Fragestellungen des zweiten Teils knüpfen an die im ersten Teil ausgearbeiteten Konzepte und früheren Studienergebnisse (Belz & Fach, 2012) an. Die Daten wurden mit den schon genannten und am IGPP entwickelten Instrumenten gewonnen, dem DOKU und dem PAGE-R.

Die DOKU-Daten basieren auf 2381 Beratungsfällen, die im Zeitraum von 1996 bis 2014 im IGPP dokumentiert wurden. Auf ihrer Grundlage ließen sich die AgP-Grundklassenstruktur und die sechs AgE-Formenkreise mittels Hauptkomponentenanalysen und variablenorientierter Clusteranalysen replizieren und sieben formenkreisbasierte Klienteltypen unterscheiden, davon sechs formenkreisspezifische und ein gemischter Typ. Vergleichende Analysen zeigten signifikante Unterschiede zwischen den Typen bezüglich ihrer Lebensverhältnisse, der Umstände und Valenz ihrer AgE, der allgemeinen Belastung durch soziale, psychische und körperliche Faktoren, der psychischen Auffälligkeit und der Inanspruchnahme von Versorgung. Am hervorstechendsten sind jedoch signifikante Unterschiede hinsichtlich der sozialen Bindung der Klienteltypen, die aufgrund der phänomenologischen Merkmale ihrer AgE gebildet wurden. Ratsuchende mit AgE des internalen Formenkreis-kontinuums, das durch außergewöhnliche Repräsentationen von Bindung gekennzeichnet ist, zeigen hinsichtlich Partnerschaft, Familienstand und Wohnsituation eine Betonung von Autonomie. Ratsuchende mit AgE des externalen Kontinuums, das durch außergewöhnliche

Repräsentationen von Autonomie gekennzeichnet ist, zeigen hingegen eine Betonung von Bindung.

Während das DOKU die Situation zur Zeit des Beratungsgeschehens widerspiegelt, erfasst der PAGE-R die Häufigkeit von AgP der vier Grundklassen und Kontextinformationen ihres Auftretens über die gesamte Lebensspanne sowie soziodemografische Daten. Die PAGE-Daten wurden von 2011 bis 2015 an IGPP-Ratsuchenden mit AgE (S1, $n = 272$), Menschen mit Erfahrungen in subjektiv erlebter Todesnähe (S2, $n = 176$), Studierenden (S3, $n = 334$) und einer Stichprobe der Schweizer Normalbevölkerung (S4, $n = 1351$) erhoben. Mittels Hauptachsen-Faktorenanalysen erfolgte eine Validierung. Nach einer Reduktion des Itempools von 32 auf 20 Variablen durch Selektion schwacher und problematischer Items erwies sich eine Lösung mit vier Faktoren als das robusteste und am besten auf alle vier Stichproben verallgemeinerbare Modell. Die Faktoren bilden die Phänomengrundklassen theoriekonform als Subdimensionen eines globalen AgE-Faktors ab. Den Faktoren entsprechend wurden Skalen mit je 5 Items für Externalität, Internalität, Koinzidenz und Dissoziation sowie eine Globalskala mit allen 20 Items konstruiert. Item- und Skalenanalysen ergaben bei allen Stichproben, dass der Fragebogen nach der Revision insgesamt die gängigen Gütekriterien der Testdiagnostik erfüllt.

Die anschließende Datenauswertung zeigte, dass AgE in unterschiedlichen Populationen in unterschiedlicher Häufigkeit auftreten, dass dabei aber die Anteile von AgP der vier Grundklassen proportional jeweils weitgehend mit der Verteilung bei Ratsuchenden übereinstimmen. Das spricht für ein AgE-Kontinuum, das von einem normalen, eher seltenen bis zu einem gehäuftem Auftreten von AgE bei Ratsuchenden reicht. Die Ergebnisse sprechen zudem gegen die Gleichsetzung eines gehäuftem Auftretens von AgE mit psychischen Belastungen oder Störungen und/oder der Verortung von AgE auf einem Psychosekontinuum. So haben die Personen in der Nahtoderfahrungsstichprobe wesentlich höhere AgE-Werte als die Ratsuchenden, bewerten ihre Erfahrungen aber vorwiegend positiv und sind am wenigsten durch sie belastet. Bei einer Teilstichprobe der Ratsuchenden, von denen zusätzlich DOKU-Daten vorlagen ($n = 184$), konnte kein systematischer Zusammenhang zwischen der AgE-Häufigkeit und den Einschätzungen der psychischen Auffälligkeit durch die Beratenen festgestellt werden. Statt mit der Häufigkeit von AgE korreliert die psychische Auffälligkeit bei Ratsuchenden vor allem mit fehlender sozialer Bindung. Mittels Clusteranalysen fanden sich in der PAGE-Ratsuchendenstichprobe grundklassenbasierte Klienteltypen, die in Bezug auf Bindung und insbesondere Partnerschaft wie die formenkreisbasierten Klienteltypen, die auf DOKU-Basis gebildet wurden, signifikante Gruppeneffekte aufwiesen.

Für weitere Analysen der PAGE-Daten wurde ein AgE-Dispositionindex, der sowohl die Häufigkeit als auch die Kontinuität von AgE über die Lebensspanne berücksichtigt, und ein additiver Bindungsindex aus den Variablen feste Partnerschaft, Familienstand und Wohnsi-

tuation berechnet. Paarweise Untersuchungen der Korrelationen zwischen Alter, Bindungs- und Dispositionsindex unter Kontrolle der jeweils dritten Variable zeigen in allen Stichproben, dass die AgE-Disposition mit dem Alter abnimmt. Der Bindungsindex korreliert bei den Nahtoderfahrenen (S2), den Studierenden (S3) und der Schweizer Normalbevölkerung (S4) positiv mit dem Alter und negativ mit der AgE-Disposition. Die Korrelationen sind in S3 und S4 signifikant. Die Geschlechtszugehörigkeit hatte bei allen Stichproben keinen bedeutenden Einfluss auf die Höhe der Korrelationen. Bei den Ratsuchenden (S1) weicht das Zusammenhangsgefüge stark von den anderen Stichproben ab. Hier zeigt sich ein signifikant negativer Zusammenhang zwischen Alter und Bindung. Das Bindungsverhalten, das generell mit dem Alter zusammenhängt, scheint in S1 eher auf Autonomie gerichtet zu sein. Dazu passt, dass die Negativkorrelation zwischen Bindung und Disposition in S1 fast null ist und dass sich der mindernde Einfluss, der bei den anderen Stichproben von Alter und Bindung auf die AgE-Disposition ausgeht, in einer signifikanten und viel höheren Negativkorrelation ganz auf das Alter verlagert.

Teil III: Plananalytische Studien zu Autonomie und Bindung bei AgE

Ausgehend vom konzeptuellen Teil, in dem Autonomie und Bindung als Strukturdeterminanten der mentalen Repräsentation von AgE herausgearbeitet wurden, und bestärkt durch die signifikanten und systematischen Zusammenhänge zwischen sozialer Bindung und AgE-Formenkreisen, AgP-Grundklassen sowie Klienteltypen, die im zweiten, empirischen Teil gefunden wurden, stehen Autonomie und Bindung im Mittelpunkt des qualitativen dritten Teils der Arbeit.

Unter Zugrundelegung der Bindungsforschung und den jeweiligen Betonungen von sozialer Bindung oder Autonomie sowohl bei den formenkreisbasierten als auch bei den grundklassenbasierten Klienteltypen wurde davon ausgegangen, dass sich Ratsuchende mit AgE durch unsichere Bindungsstile auszeichnen. Während ein sicher-autonomer Bindungsstil mit einem ausgewogenen Verhältnis von Autonomie und Bindung einhergeht, betont ein unsicher-distanzierter Stil Autonomie und ein unsicher-verstrickter Stil Bindung. Bei früher Traumatisierung ist häufig ein unsicher-desorganisierter Stil zu beobachten. Gemäß den Überlegungen im konzeptuellen Teil und den Ergebnissen im empirischen Teil wurde davon ausgegangen, dass Ratsuchende mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums zu einem unsicher-distanzierten und Ratsuchende mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums zu einem unsicher-verstrickten Bindungsstil tendieren. Bei den koinzidenten Formenkreisen am Beginn der Kontinua wurden gemischte Stile mit entsprechender Präzedenz und bei den dissoziativen Formenkreisen am Ende der Kontinua desorganisiertes Bindungsverhalten vermutet. Zur Einschätzung der Bindungsstile wurden Beschreibungen und Beurteilungskriterien des Adult Attachment Interviews (AAI; George et al., 2016; Hesse, 2008) und des Erwachsenen-Bindungstypen-Ratings (EBPR; Strauß & Lobo-Drost, 1999) herangezogen.

Die explorativen Hypothesen zu den Bindungsstilen wurden mit Annahmen über aktive und passive Konfliktverarbeitungsmodi im Zusammenhang mit drei in der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (Arbeitskreis OPD, 2014) beschriebenen Grundkonflikten, nämlich Individuation vs. Abhängigkeit, Autarkie vs. Versorgung und Kontrolle vs. Unterwerfung verknüpft. Die aktive Konfliktverarbeitung sichert Autonomie durch Kontrolle/Autarkie oder vermeidet Bindung durch Individuation. Die passive Konfliktverarbeitung sichert Bindung durch Unterwerfung/Versorgung oder vermeidet Autonomie durch Abhängigkeit. Es wird angenommen, dass die aktiven Modi mit einem unsicher-distanzierten Bindungsstil und die passiven Modi mit einem unsicher-verstrickten Bindungsstil korrespondieren. Folglich wurden die aktiven Modi auf dem internalen Formenkreiskontinuum und die passiven Modi auf dem externalen Formenkreiskontinuum verortet und mit den verschiedenen Klienteltypen und ihren AgE-Formenkreisen in Beziehung gesetzt.

Plananalytisch wurde vermutet, dass sich Ratsuchende mit AgE durch rigide und wenig wandlungsfähige Planstrukturen sowie Vermeidungspläne auszeichnen, die sie im Zusammenhang mit Autonomie und Bindung aufgrund unsicherer Bindungsrepräsentationen einsetzen. Konsistenztheoretisch wäre es paradox, wenn Menschen die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse vermeiden würden. Autonomie und Bindung schließen sich nicht aus. Einschränkungen von Autonomie oder Bindung treten im Allgemeinen als indirekte Nebenwirkungen von Separations-Vermeidungsplänen oder Heteronomie-Vermeidungsplänen auf. Mit ihnen werden Heteronomie zum Schutz von Autonomie und Separation zum Schutz von Bindung vermieden. Notgedrungen können auch Separationspläne zum Schutz von Autonomie zum Einsatz kommen, die unmittelbar auf Kosten von Bindung gehen, oder Heteronomiepläne, mit denen Bindung geopfert wird, um Autonomie zu erhalten.

Vor diesem Hintergrund wurde davon ausgegangen, dass eine Konfliktverarbeitung in den Modi Kontrolle/Autarkie an Heteronomie-Vermeidungspläne geknüpft ist und eine Konfliktverarbeitung in den Modi Unterwerfung/Versorgung an Separations-Vermeidungspläne. Ferner wurde erwartet, dass ein ausgeprägt unsicher-distanzierter Bindungsstil und der Individuationsmodus mit Separationsplänen einhergehen und ein ausgeprägt unsicher-verstrickter Bindungsstil und der Abhängigkeitsmodus mit Heteronomieplänen. Im Hinblick auf die AgE-Formenkreise wurde vorausgesetzt, dass Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums durch Heteronomie-Vermeidungspläne und Separationspläne dominiert werden und Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums durch Separations-Vermeidungspläne und Heteronomiepläne.

Unter Hinzunahme von Daten aus dem Fragebogen zur Analyse Motivationaler Schemata (FAMOS; Holtforth & Grawe, 2000) sowie dem Inkongruenzfragebogen (INK; Grosse Holtforth & Grawe, 2003) wurden biografische Analysen und Plananalysen an zwölf Fällen durchgeführt, die jeweils zwei der sechs formenkreisspezifischen Klienteltypen repräsentie-

ren. Die auf Grundlage der im ersten Teil entwickelten Konzepte und der empirischen Ergebnisse im zweiten Teil der Arbeit aufgestellten Hypothesen betreffs der Bindungsstile, der Konfliktverarbeitungsmodi und der Planstrukturen bewegen sich in einem spekulativen Rahmen und sind explorativ. Sie wurden nicht getestet, sondern zur Fokussierung der Fragestellungen formuliert. Die Plananalysen dienten weniger als Beweismittel, sondern vielmehr dazu, die motivationalen Strukturen von Ratsuchenden anschaulich und verständlich zu machen und mit diesem Verständnis zu prüfen, ob die Planstrukturen im Kontext der biographischen Analysen zu den Bindungsstilen eine hypothesenkonforme Interpretation zulassen. So betrachtet fanden die Hypothesen weitgehend Bestätigung. Auch wenn andere Deutungen nicht ausgeschlossen sind, erscheint eine grundsätzliche Widerlegung der Hypothesen unwahrscheinlich. Die Menschen, die im Mittelpunkt der Untersuchung standen, waren nicht nur durch AgE, sondern auch durch ihre Lebensgeschichte belastet. Viele Studien und Metaanalysen (Bakermans-Kranenburg & van IJzendoorn, 2009) belegen, dass sich unabhängig von jeweiligen Störungsbildern generell mehr als zwei Drittel der Personen in klinischen Stichproben durch unsichere Bindungsrepräsentationen auszeichnen.

Die vorliegende Arbeit zeigt, dass AgE hinsichtlich ihrer Phänomenologie und Dimensionalität als ein eigenständiges psychologisches Konstrukt zu begreifen sind. Ihre Ergebnisse erweitern und vertiefen unser Verständnis der Funktion von AgE im psychischen Geschehen und im interaktionellen Verhalten von Menschen, die durch sie belastet sind, und können damit einen Beitrag für die zukünftige Verbesserung ihrer Versorgung leisten.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Dank	V
Zusammenfassung	XI
Inhaltsverzeichnis.....	XX
Abkürzungsverzeichnis	XXIV
Teil I: Konzeptuelle Grundlegung eines Klassifikationssystems für AgE	1
1 Außergewöhnliche Erfahrungen (AgE).....	3
1.1 Begriffs- und Gegenstandsbestimmung.....	3
1.2 AgE und Realitätsüberzeugungen	16
1.3 Außergewöhnliche Überzeugungen (AgÜ).....	22
1.4 Klassische Hypothesen zur Genese von AgÜ	30
1.5 Basiskonzepte zum Verständnis von AgE.....	43
1.6 AgE und Psychopathologie.....	65
2 AgE und mentale Repräsentation.....	92
2.1 Erkenntnistheoretische Grundpositionen	92
2.2 Phänomenales Realitätsmodell.....	107
2.3 Phänomenologische Inkompatibilitäten.....	116
3 Systemtheoretische Perspektiven.....	133
3.1 Grundkonzepte	135
3.2 Psychophysische Ansätze	171
3.3 Bedürfnisse und Motive.....	201
3.4 Strukturdeterminanten	216
4 Phänomenologische AgE-Klassifikation.....	234
4.1 Bewusstseinsmodi.....	234
4.2 Phänomenologie.....	241
4.3 Bewusstseinsspektrum	253
4.4 AgP-Grundklassen.....	262
4.5 AgE-Formenkreise	276

Teil II Empirische Studien zur Phänomenologie und Klassifikation von AgE	305
5	Forschungsziele..... 307
5.1	Instrumente.....307
5.2	Fragestellungen.....321
6	Methoden 326
6.1	Datenerhebung und Stichproben326
6.2	Qualität der Daten335
6.3	Zusammenhangsmaße.....338
6.4	Clusteranalysen.....339
6.5	Faktorenanalysen.....342
6.6	Item- und Skalenanalysen.....349
7	DOKU-Ergebnisse..... 354
7.1	AgE und IGPP-Beratungsaufkommen354
7.2	AgE-Formenkreise und -Grundklassen369
7.3	Formenkreisbasierte Klienteltypen379
8	PAGE-Ergebnisse 398
8.1	Vergleich der Stichproben.....398
8.2	Faktorenanalytischer Strukturvergleich.....411
9	Konstruktion der Grundklassenskalen 422
9.1	Dimensionalitätsanalyse.....422
9.2	Itemanalyse und Skalenanalyse436
10	Skalenspezifische Ergebnisse 445
10.1	Skalenausprägung und Korrespondenzen.....445
10.2	Soziale Bindungen.....452
10.3	Alter und zeitliche Dimensionen von AgE464
10.4	Altersbezogene Absinkungseffekte bei AgE.....471
10.5	Entwicklung eines AgE-Dispositionsindex479
10.6	Niedrigscorer versus Hochscorer.....486
10.7	Typen mit divergenter Ausprägung496
10.8	Grundklassenbasierte Klienteltypen507
11	Synthese und Diskussion des II. Teils 518
11.1	Epidemiologie und Phänomenologie518
11.2	Disposition und Randbedingungen531

11.3	DOKU- und PAGE-Klienteltypen.....	547
11.4	Ebenen und Dimensionen von AgE	556
Teil III Plananalytische Studien zu Autonomie und Bindung bei AgE.....		569
12	Theoretischer Hintergrund.....	571
12.1	Bindungstheorie	572
12.2	Bindungsstile und AgE	587
12.3	Grundkonflikte und AgE	593
12.4	Pläne und Plananalyse	604
12.5	Autonomie und Bindung.....	614
12.6	Plananalytische Perspektiven	624
12.7	Planstrukturen und AgE.....	649
13	Forschungsziele und Methodik.....	662
13.1	Explorative Hypothesen	662
13.2	Datenmaterial	665
13.3	Bindungsbiografische Analysen.....	671
13.4	Durchführung der Plananalysen.....	679
13.5	Reliabilität der Planstrukturen.....	690
13.6	Überprüfung der Reliabilität	697
14	Ergebnisse der Fallstudien.....	702
14.1	Fall A: „Keiner schaut hin“	703
14.2	Fall B: „Unsichtbares Band“	705
14.3	Fall C: „Schmerzhaftes Band“	708
14.4	Fall D: „Einsamer Engel“	711
14.5	Fall E: „Zeichen des Körpers“	713
14.6	Fall F: „Schwarzer Mann“	716
14.7	Fall G: „Verdammte Zufälle“	719
14.8	Fall H: „Pech und Pannen“	721
14.9	Fall I: „Risse in der Wand“	724
14.10	Fall J: „Ganz normale Familie“	727
14.11	Fall K: „Mein Schatten“	730
14.12	Fall L: „Böses Erwachen“	732
14.13	Ergebnisdiskussion	735
Ende und Ausblick		755

Literaturverzeichnis	759
Tabellenverzeichnis	819
Abbildungsverzeichnis	822
Anhang	825

Abkürzungsverzeichnis²

AAI	Adult Attachment Interview
AgE	Außergewöhnliche Erfahrung(en)
AgP	Außergewöhnliche(s) Phänomen(e)
AgÜ	Außergewöhnliche Überzeugung(en)
ANK	Ankündigungsphänomene
ASW	Außersinnliche Wahrnehmung(en)
CE(S)T	Cognitive-Experiential (Self) Theory
DOKU	Dokumentationssystem des IGPP in der AgE-Beratung
D-S1	DOKU-Stichprobe 1; 1996-2004
D-S2	DOKU-Stichprobe 2; 2005-2014
DSM	Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen
EBPR	Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating
FAMOS	Fragebogen zur Analyse Motivationaler Schemata
ICD	Internationale Klassifikation psychischer Störungen
IGPP	Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene
INK	Inkongruenzfragebogen
IPR	Internale Präsenz und Beeinflussung
MED	Mediumismus und Automatismen
MIS	Magical Ideation Scale
NAM	Nachtmahr und Schlafparalyse
OE	Offenheit für Erfahrung
OE/I	Openness/Intellect

² Hier sind häufig in der Arbeit verwendete Abkürzungen aufgelistet. Es wurden insbesondere Begriffe abgekürzt, die in Zusammensetzungen verwendet werden (z. B. DOKU-Daten, IGPP-Klientel, ASW-Typ etc.). Im Interesse einer guten Lesbarkeit wird die Bedeutung von Abkürzungen nach ihrer Einführung im Text und längerer Nichtverwendung bei Wiedergebrauch abermals durch Ausschreibung des abgekürzten Begriffs in Erinnerung gerufen.

OPD	Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik
PAGE(-R).....	Fragebogen zur Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen (revidiert)
PBS	Paranormal Belief Scale
PID-5.....	Personality Inventory for DSM-5
PID-5-BF.....	Personality Inventory for DSM-5-Brief Form
RPBS.....	Revised Paranormal Belief Scale
S1.....	PAGE-Stichprobe 1; IGPP-Ratsuchende
S2.....	PAGE-Stichprobe 2; Nahtoderfahrene
S3.....	PAGE-Stichprobe 3; Studierende
S4.....	PAGE-Stichprobe 4; Schweizer Normalbevölkerung
SDT.....	Self-Determination Theory
SIN.....	Sinnvolle Fügungen
SPK.....	Spuk und Erscheinungen
SPSS.....	Statistical Package für Social Sciences

Teil I:

**Konzeptuelle Grundlegung
eines Klassifikations-
systems für AgE**

1 Außergewöhnliche Erfahrungen (AgE)

Was sind AgE? In Kapitel 1.1 wird dargelegt, was eine Erfahrung zu einer außergewöhnlichen Erfahrung (AgE) macht und warum wir den Begriff „außergewöhnlich“ anderen gängigen Bezeichnungen wie „paranormal“ oder „anomal“ vorziehen. Mit einem Erste-Person-Perspektive-Ansatz werden AgE als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen definiert. In Kapitel 1.2 werden der Realitätsbegriff erörtert und eine Unterscheidung zwischen „Weltbild“ und „Weltanschauung“ eingeführt. In Kapitel 1.3 problematisieren wir die häufig anzutreffende Konfundierung von AgE und außergewöhnlichen Überzeugungen (AgÜ), das heißt Konstrukten wie „Magisches Denken“ und „Paranormal Belief“. Es werden gängige Instrumente zur Erfassung von AgÜ und AgE und Forschungsergebnisse zu ihrer allgemeinen Verbreitung vorgestellt. In Kapitel 1.4 befassen wir uns mit klassischen Hypothesen zur Genese von AgÜ und AgE, mit Modellen zur Erklärung ihres Zusammenhangs und mit Studien zu Korrelationen von AgÜ und AgE mit diversen Persönlichkeitskonstrukten und psychischer Auffälligkeit. Insbesondere wird auf mögliche Bedingungsgefüge zwischen Traumata, AgÜ und AgE eingegangen. In Kapitel 1.5 werden Konzepte und Konstrukte diskutiert, die in der Psychologie vorrangig zur Kontextualisierung und Erklärung von AgÜ und AgE herangezogen werden, wie etwa implizite Informationsverarbeitung, Dissoziation, Schizotypie oder ein Psychosekontinuum. In Kapitel 1.6 werden sowohl salutogenetische als auch psychopathologische Aspekte von AgE diskutiert. Anhand von kurzen, anschaulichen Erlebnisschilderungen werden AgE auf phänomenologische Unterschiede und Gemeinsamkeiten mit psychischen Störungen und insbesondere Halluzinationen, Wahn und Psychosen untersucht. Vor dem Hintergrund, dass AgE als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen definiert wurden und Realitätsverlust das Hauptmerkmal von Psychosen ist, geht es insbesondere um die Frage, inwieweit AgE psychoseähnlich sind und ob sie auf einem Psychosekontinuum verortet werden können. Zum Abschluss des 1. Kapitels beleuchten wir, wie es um unser Gesundheitssystem bestellt ist, wenn es um eine angemessene Versorgung von Menschen geht, die sich durch AgE belastet fühlen und professionelle Hilfe suchen.

1.1 Begriffs- und Gegenstandsbestimmung

Den Begriff „Außergewöhnliche Erfahrung“ (AgE) wollte vermutlich erstmals Resch (1968) im Kontext der wissenschaftlichen Parapsychologie einführen. Sein Vorschlag, nicht von „Außersinnlicher Wahrnehmung“, sondern von AgE zu sprechen, um konzeptuell neutral zu bleiben, fand jedoch kaum Resonanz. Gut zwanzig Jahre später sorgte dann aber White (1993) im anglo-amerikanischen Raum für die Verbreitung des Terminus „Exceptional Experience“ „to cover all kinds of unusual, nonordinary, anomalous, supernatural, transperso-

nal, metanormal, transcendent experiences that human beings report“ (White, 1997e, S. 39). Die Sammelbezeichnung etablierte sich zunehmend und in Anlehnung an White wurde ab 1995 am Freiburger Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP) in einem „Projekt zur Aufarbeitung und Entwicklung der Informations- und Beratungstätigkeit“ (Hofmann & Wiedemer, 1997, 1998, 1999) von AgE gesprochen. In Kooperation mit dem IGPP wurde parallel ab 1996 ein Praxis- und Forschungsprojekt „Beratung und Hilfe für Menschen mit Außergewöhnlichen Erfahrungen“ (Bengel & Mischo, 1998) an der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg initiiert.³ Das sogenannte Ambulanzprojekt wurde ab 1998 von Martina Belz-Merk (Belz-Merk et al., 1999; Belz-Merk et al., 2002) geleitet. Ausgehend von der bisherigen Beratungsarbeit und der parapsychologischen Expertise des IGPP sollte ein professionelles Beratungs- und Behandlungskonzept für AgE nach allgemein gültigen Standards der psychologisch-psychotherapeutischen Versorgung entwickelt und evaluiert werden. Ziel war es, langfristig eine höhere Akzeptanz des Themas in der Fachwelt und eine bessere Versorgungssituation für Menschen mit AgE zu erreichen. Seit 2002, nach planmäßiger Beendigung des fünfjährigen Kooperationsprojektes, wird die AgE-Forschung am IGPP in enger Verschränkung mit der dortigen Beratungsarbeit weitergeführt. Die Entwicklungen und Fortschritte sind durch Tätigkeitsberichte des IGPP (Vaitl, 2002; 2004, 2006, 2008, 2010, 2012, 2014, 2016, 2018, 2020), zahlreiche Veröffentlichungen (Bauer et al., 2012, 2017; Bauer & Belz, 2012; Bauer & Fach, 2020; Belz, 2009a; 2009b, 2012; Belz & Berger, 2008; Belz & Fach, 2012; 2015; Belz-Merk & Fach, 2005; Fach, 2006b, 2011b; 2011a; Fach et al., 2013; 2014a; Fach & Bauer, 2020; Fach & Belz, 2015; 2017) und durch im Ambulanzprojekt oder im IGPP betreute Diplom- und Masterarbeiten (Fangmeier, 2000; Gebhardt, 2000; Krischke, 2018; Kühn, 2001; Lehmann, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a; Zwickel, 2019) dokumentiert. Seit 2003 werden akkreditierte Weiterbildungsveranstaltungen für psychologische und ärztliche Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten zur Theorie und Praxis in der Beratung und Therapie bei AgE angeboten. Spätestens mit der Publikation „Außergewöhnliche Erfahrungen“ (Belz, 2009a) in der Buchreihe „Fortschritte in der Psychotherapie“ des Hogrefe-Verlags hat sich der AgE-Begriff in der akademischen Psychologie etabliert.

Im Folgenden wird zunächst eine genauere Bestimmung des AgE-Begriffs und seiner Konnotationen gegeben. Es geht um eine Reflexion und Differenzierung unterschiedlicher Zuschreibungen und Perspektiven sowie um eine Klärung der Bedeutung häufig verwendeter alternativer Begriffe und Konzepte, zum Beispiel dem der Anomalie. Anschließend wird eine

³ Das Kooperationsprojekt wurde von 1996 bis 1998 von Prof. Jürgen Bengel, seinerzeit Leiter der Psychologischen Ambulanz der Universität Freiburg, und Prof. Johannes Mischo, dem damaligen Direktor des IGPP, geleitet. Das Projekt geht auf eine Initiative von Harald Walach zurück. Er war damals Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Freiburg und begleitete das Projekt bis 1998 beratend.

Definition für AgE formuliert (Kap. 1.1.5), die später vor dem Hintergrund einer Theorie der mentalen Repräsentation noch spezifiziert wird (Kap. 2).

1.1.1 Was bedeutet „außergewöhnlich“?

Die meisten Erfahrungen der Menschen sind *gewöhnliche* Erfahrungen. Erfahrungen, die vom Gewöhnlichen abweichen, sind *ungewöhnlich*. Im normalen Sprachgebrauch haben ungewöhnliche Erfahrungen mit Begebenheiten zu tun, die selten oder unvorhergesehen auftreten: Sonnenfinsternisse, Flugzeugabstürze, Lottogewinne, medizinische Missbildungen, bizarres Verhalten und so weiter. Der Begriff „ungewöhnlich“ bezeichnet demnach Abweichungen von Wahrscheinlichkeiten, Regeln oder Konventionen, die vielleicht den Rahmen des Alltäglichen oder Vertrauten verlassen, aber prinzipiell mit vorhandenem Wissen vereinbar sind. Gelegentlich berichten Menschen aber auch über Erfahrungen, deren Gegenstände gängigen Realitätsvorstellungen und wissenschaftlichen Paradigmen widersprechen. Solche Erfahrungen werden im Folgenden *außergewöhnliche Erfahrungen* (AgE) genannt. Damit wird eine hierarchische Unterscheidung zwischen zwei alltagssprachlichen Begriffen getroffen, um deutlich zu machen, in welchem Maße Erfahrungen von der Norm des Gewöhnlichen abweichen. Selbstverständlich gibt es keinen objektiven Maßstab dafür, welche Erfahrungen gewöhnlich, ungewöhnlich oder außergewöhnlich sind. Darüber entscheiden gesellschaftliche Kontexte, persönliche Einstellungen und die Interpretationen der Betroffenen.

Der nachfolgende Bericht⁴ einer IGPP-Ratsuchenden veranschaulicht die besondere Qualität und Erlebnisintensität von AgE:

AgE-Bericht 1

Mir fällt es nicht leicht, Ihnen diese E-Mail zu schreiben, da ich befürchte, dass man mich für verrückt halten könnte. [...] Das Ganze hat [...] angefangen [...] nach dem Tod meines Vaters. Ich wurde nachts durch ein Tippen auf meiner Schulter wach. Ich dachte, dass ich mir das nur eingebildet hätte, und drehte mich um, um weiter zu schlafen. Da spürte ich wieder ein Tippen, ich bekam Angst und drehte mich auf den Rücken. Da spürte ich dann eine Hand, die mir durch die Haare fuhr und mich streichelte. Daraufhin wechselte ich die Wohnung. Eines Nachts wachte meine Schwester auf und wollte in die Küche, um was zu trinken. Da bemerkte sie, dass der Fernseher an war,

⁴ Die AgE-Berichte dienen der Veranschaulichung der Phänomenologie von AgE. Um Querverweise zu ermöglichen, sind sie fortlaufend nummeriert. Es handelt sich, wenn nicht anders vermerkt, um Auszüge aus Briefen und E-Mails an das IGPP sowie um Verschriftlichungen von Audio- und Videoaufnahmen, die dort mit Erlaubnis der Ratsuchenden bei Beratungsgesprächen gemacht wurden. Inhalte, die einen Rückschluss auf die Identität von Personen ermöglichen könnten, wurden entfernt. Namensnennungen sind ggf. geändert. Auslassungen und Kürzungen innerhalb der Text- und Gesprächsauszüge sind mit „[...]“ gekennzeichnet. Für eine bessere Lesbarkeit wurden Mängel in der Orthografie und Interpunktion ohne inhaltliche Verfremdung der Texte korrigiert. Auf Ausnahmen, z. B. beibehaltene Fehler zur Illustration einer psychischen Beeinträchtigung oder kognitiver Desorganisation, wird eigens hingewiesen.

obwohl wir immer alles ausmachten. Der Fernseher zeigte nur einen schwarzen Bildschirm, aber er war an. Dies geschah zweimal. Wieder wechselten wir die Wohnung. In der neuen Wohnung flogen plötzlich Gegenstände durch die Zimmer. Wir waren immer zu zweit, so dass wir uns das nicht einbilden konnten. Verletzt wurde aber niemand. Aus Angst wollten wir wieder die Wohnung wechseln. [...] In der neuen Wohnung explodierten plötzlich die Glühbirnen von unserer Wohnzimmerlampe, immer wenn ich darunter vorbeikam. Wieder wechselten wir die Wohnung, in der Hoffnung, dass das Ganze endlich aufhört. In unserer jetzigen Wohnung sah ich die Schuhe meiner Mutter, die im Wohnzimmer waren, laufen. Einige Tage später lag ich wach in meinem Bett, da merkte ich, dass sich jemand an den Bettrand setzte. Ich setzte mich auf, aber da war niemand. Andauernd hören wir auch Schritte auf dem Laminatboden oder das Geräusch eines Stuhls, der hin und her gerückt wird. Heute war meine Mutter bei meiner Schwester zu Hause. Sie lag nachmittags auf dem Sofa und schaute fern, da sah sie, wie eine blonde Frau mit einem schwarz-gelb-karierten Kleid in das Zimmer meiner Nichte ging. Sie war zu der Zeit ganz allein. Einige Tage zuvor hat die Schwiegermutter meiner Schwester einen Schatten immer wieder in die Küche gehen sehen. Ich habe Ihnen diese Erlebnisse aufgeschrieben, in der Hoffnung, dass Sie uns vielleicht helfen können. Ich habe auch einen Pfarrer gebeten gehabt, in unserer Wohnung zu beten, da ich nicht schon wieder umziehen möchte [...]. Aber leider hat es nichts gebracht. (IGPP, 06880; E-Mail)

In prämodernen Gesellschaften steht der Wirklichkeitsstatus von Erfahrungen und Phänomenen, die mit Telepathie, Hellsehen, Geistererscheinungen oder Besessenheit zu tun haben, außer Frage. „Denn in der Natur kann grundsätzlich nichts ‚Regelwidriges‘, sondern allein Ungewöhnliches, d. h. im Rahmen der gegebenen Voraussetzungen Unerwartetes, vom Gewohnten Abweichendes vorkommen, das unerklärlich erscheint, weil es den Regeln scheinbar zuwiderläuft“, so der Ethnologe Müller (2015, S. 31). Gemeinschaften, in denen magische Überzeugungen vorherrschen, unterscheiden lediglich zwischen gewöhnlichen Sachverhalten, die zuverlässig auftreten, und ungewöhnlichen, die mit besonderen Umständen, Ritualen, Praktiken und befähigten Personen wie Heilern oder Schamanen verbunden sind. Außergewöhnliches kommt hier im Unterschied zu modernen Gesellschaften nicht vor, weil es keine definierte Grenze dessen gibt, was wirklich und möglich ist.

Mayer und Schetsche (2012, S. 275) differenzieren analytisch zwischen dem *Ereignis*, „dessen Existenz als unabhängig vom menschlichen Wahrnehmungsakt *gedacht* wird“, dem „rein individuellen Eindruck eines inneren oder äußeren Geschehens“ als *Erlebnis* und schließlich der *Erfahrung* als das „interpretierte Erlebnis – vom Subjekt gedeutet auf Basis kollektiv geteilten (also kulturellen) Wissens“⁵. Auch im Dorsch–Lexikon der Psychologie (Wirtz, 2021) wird zwischen Erleben als „jegliches Innwerden von etwas, jedes Haben mehr oder weniger

⁵ Hervorhebungen in Zitaten werden ohne Anmerkung übernommen. Auf Hervorhebungen, die im Stil vom Original abweichen (z. B. „kursiv statt fett“), oder auf Hervorhebungen des Verfassers („Herv. d. Verf.“) wird hingewiesen.

bewusster subj., seelischer Inhalte, jeder Vorgang im Bewusstsein“ (S. 558), und Erfahrung als „das durch (meist wiederholtes) Wahrnehmen und Erleben (Wahrnehmung, Anschauung, Empfindung) gewonnene Wissen“ (S. 553) differenziert. Wenn wir die Entstehung einer AgE vor diesem Hintergrund sehen, wird also zuerst einmal immer etwas subjektiv erlebt. Gegenstände des Erlebens werden als *Phänomene* bezeichnet. Der Begriff „Phänomen“ kommt vom altgriechischen *φαινόμενον* und bezeichnet „das, was ‚sich zeigt‘, was unmittelbar ‚gegeben‘ ist“ (Coreth, 1984a, S. 58). Im Kontext der vorliegenden Arbeit und ganz im Sinne der von Husserl begründeten Phänomenologie (dazu ausführlich Kap. 4.4.3) nennen wir *alles* Phänomen, „was sich dem Wahrnehmenden, Fühlenden oder Denkenden unmittelbar präsentiert: ein Gegenstand, eine Stimmung, ein Einfall sowie die gesamte erlebte Welt“ (Wirtz, 2021, S. 1260). Bei der Beschäftigung mit Phänomenen geht es demnach um die Weise, wie innere und äußere Ereignisse spontan im subjektiven Erleben erscheinen.

Entsprechend ist es wichtig, zwischen außergewöhnlichen Phänomenen (AgP) und AgE zu unterscheiden. AgP sind einzelne phänomenologisch fassbare Elemente, die AgE konstituieren. AgE basieren meistens nicht auf isolierten Einzelvorkommnissen, sondern auf Phänomenen, die gleichzeitig oder in Folge auftreten und in gemeinsamem Zusammenhang wahrgenommen werden. In der Regel lassen sich die AgE, über die Ratsuchende in der IGPP-Beratung berichten, spezifischen Formenkreisen zuordnen. AgE-Formenkreise sind typische Erfahrungsmuster, die durch AgP jeweils bestimmter Grundklassen (Kap. 4.4.4) konstituiert werden. Zum Beispiel kann von einem Formenkreis „Außersinnliche Wahrnehmung“ gesprochen werden, oder wie in obiger Fallschilderung vom Formenkreis „Spuk und Erscheinungen“. Die AgE-Formenkreise der IGPP-Ratsuchenden werden später noch ausführlich vorgestellt (Kap. 4.3). In Anbetracht der Differenzierung zwischen Erlebnis und Erfahrung ist zu bedenken, dass Phänomene zu AgP werden, wenn etwas Wahrgenommenes als etwas Außergewöhnliches interpretiert wird. Einzelne AgP sind Erlebnisse, die zu *Erfahrungselementen* von AgE geworden sind.

1.1.2 Paranormales in der Psychologie

Laut Irwin bezieht sich „der Terminus ‚paranormal‘ auf angebliche Phänomene, die, wenn sie real wären, im Widerspruch zu herkömmlichen wissenschaftlichen Gesetzen oder Prinzipien stünden“ (2015, S. 51). Mitte des letzten Jahrhunderts formulierte Broad (1953) seine bis heute noch häufig zitierten *Basic Limiting Principles*. Er nennt vier zentrale wissenschaftliche Grundsätze, die unvereinbar mit der Existenz von paranormalen Phänomenen seien: Psychokinese, Telepathie, Hellsehen und Präkognition widersprechen demnach dem Gesetz der Kausalität, dem natürlichen Verhältnis von Geist und Materie, der Abhängigkeit des Bewusstseins vom Gehirn und den Möglichkeiten der sinnlichen Wahrnehmung.

Der heute fast beliebig für alles esoterisch Anmutende gebrauchte Begriff „Parapsychologie“ geht ursprünglich auf Max Dessoir (1889) zurück und meint „die meth. und systematische Erforschung außergewöhnlicher menschlicher Erfahrungen, die in der Kulturgeschichte zwar immer berichtet werden, deren Existenz aber seit jeher umstritten ist“, wie Bauer (2021, S. 1342) mit einem Verweis auf Driesch (1932) im Dorsch-Lexikon der Psychologie ausführt. Dabei greift die Parapsychologie auf anerkannte Methoden der Natur- und Sozialwissenschaften zurück (Cardena et al., 2015; Mayer et al., 2015a; Radin, 2009; Schmidt, 2014). Das heißt, „die wiss. Auseinandersetzung mit paranormalen Phänomenen setzt also nicht die Annahme ‚übersinnlicher‘ Faktoren, Prozesse oder Kräfte voraus, die angeblich im Widerspruch zum jew. naturwiss. Weltbild stehen sollen“ (Bauer, 2021, S. 1342). Trotz der Ausgewogenheit von Bauers Beitrag hält der Herausgeber des Lexikons einen Kommentar zur Distanzierung für nötig: „Die Existenz paranormaler Phänomene gilt in der wiss. Ps. als widerlegt. Die Paraps. ist nicht als Teilgebiet der wiss. Ps. anerkannt“ (Wirtz, 2021, S. 1343). Entsprechend vertritt die Ethik-Kommission der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in einem Gutachten die Auffassung, dass Forschungsprojekte mit parapsychologischer Fragestellung „ethisch fragwürdig“ sind, „weil es (eigentlich) Probanden nicht zumutbar ist, sich für Untersuchungen zur Verfügung zu stellen, deren Erkenntnisgewinn a priori fraglich bis nichtig ist“ (Schreiben an Wittmann, IGPP, 7.4.2015; s. Anhang). Den Antragstellern wird bescheinigt, ihr Forschungsvorhaben stünde „im Widerspruch zu aller naturwissenschaftlichen Erkenntnis und vergeudet Ressourcen, die für die Lösung wichtigerer Fragestellungen benötigt werden“⁶.

Angesichts solcher Positionen erscheint die Psychologie manchen Kritikern, etwa aus der Soziologie, in der „Rolle einer Art Gedankenpolizei, die sicherzustellen hat, dass lebensweltliche Erfahrungen von den Mitgliedern der Gesellschaft nicht nur einheitlich, sondern auch in einer Weise interpretiert werden, die den Anforderungen des wissenschaftlichen (sprich: psychologischen Weltbildes) entsprechen“ (Schetsche, 2003, S. 156). Mit einem internatio-

⁶ Zwei Tage vor Abgabe der vorliegenden Arbeit erschien im Mainstream-Journal *Brain and Behavior* ein bemerkenswerter Beitrag von Escolà-Gascón, Houran, Dagnall & Drinkwater (Escolà-Gascón et al., 2023). Die Autoren, die bislang eine skeptische Position vertraten, kommen nach Auswertung der Ergebnisse sogenannter Remote Viewing Experimente zu einer neuen Einschätzung: „Finally, our previous publications have echoed Hyman’s (1986) skepticism about the ontological reality of psi (e.g., Dagnall et al., 2016; 2021; Escolà-Gascón, 2020a, 2020b; Houran et al., 2017; 2018; Irwin et al., 2012a; 2012b; Lange et al., 2019). But we also defend the principles of neutrality, intellectual humility, and falsification in scientific research. Thus, the present results compel the authors to voice an updated position statement, that is, our skeptically oriented team obtained ample evidence supporting the existence of robust statistical anomalies that currently lack an adequate scientific explanation and therefore are consistent with the hypothesis of psi. This outcome stands in stark contrast to the literature on experimenter and observer effects, which are often cited as substantial hindrances to psi effects (Kennedy, 2003). Our findings certainly undermine this view as a blanket statement. We accordingly recommend that new studies both welcome and leverage the participation of proper skeptics in “adversarial collaborations.”

nalen und interdisziplinären „call for an open, informed study of all aspects of consciousness“ (Cardena et al., 2015) wenden sich mehr als achtzig Wissenschaftler dagegen, jedwede Forschung, die parapsychologische Phänomene untersucht, pauschal als Pseudowissenschaft zu bezeichnen. Darunter befinden sich der Physiker und Nobelpreisträger Brian Josephson und namhafte Psychologen wie Zimbardo oder Bem, der selbst für einiges Aufsehen mit seinen „Presentiment-“ bzw. Präkognitionsstudien sorgte (Bem, 2011; Bem et al., 2015).

Psychologen, die sich jenseits psychopathologischer Erörterungen mit AgE befassen, bewegen sich ganz offensichtlich auf einem schmalen Grat in einem weltanschaulichen Spannungsfeld. Auf der einen Seite haben sie es – vor allem auch in ihrer eigenen Disziplin – mit Kritikern zu tun, die ihre Beschäftigung mit dem Thema für unseriös halten, denn hier gehe es um „Sehnsüchte, die in eine fragwürdige Wissenschaft (wie die Parapsychologie) projiziert werden (Frey, 2005, S. 7). Auf der anderen Seite sieht sich zum Beispiel die am IGPP angebotene Beratung für Menschen mit AgE dem Vorwurf ausgesetzt, es gelte „die Parole: Situation normalisieren, Klienten beruhigen, sie vom eigentlichen Ereignis ablenken [...], bis es schließlich jede Relevanz für die Beteiligten verloren hat und damit psychohygienisch neutralisiert ist“ (Schetsche & Schmied-Knittel, 2012, S. 21).

Kritiker aus beiden Lagern sollten zur Kenntnis nehmen, dass es Ratsuchenden, die sich an das IGPP wenden, in den meisten Fällen nicht um faszinierende Vorstellungen oder grenzwissenschaftliche Nachforschungen geht, sondern um konkrete Hilfe bei belastenden AgE. Sie haben in der Regel keine Ufos am Himmel und keine Kornkreise auf einem Acker gesehen, sondern Erfahrungen gemacht, die massiv belastend sind. Existenzielle Fragen stehen im Raum und die Betroffenen wünschen sich häufig nichts sehnlicher, als dass die Phänomene aufhören und sich ihr Leben normalisiert:

AgE-Bericht 2a

Ich habe „ein Problem“ im parapsychologischen Bereich, mit dem ich nur sehr schwer umgehen kann [...]. Wo ich hier sitze und darüber schreiben will, weine ich schon wieder, weil es so schrecklich für mich ist. Es geht um den Tod. [...]. Das letzte Ereignis [...]: Zu der Zeit war ich in einer Tagesklinik in psychosomatischer Behandlung, weil ich seit meinem 16. Lebensjahr Rückenprobleme habe und weil ich nach der Trennung von meinem Mann Depressionen bekam. An einem Freitag nach der Klinik holte ich meine Tochter [...] ab und einen Bekannten und fuhr Richtung nach Hause. Und wieder kam dieser merkwürdige Zustand, ich wendete das Auto und [...] sagte zu den anderen: „Schaut, das ist ein negativer Ort, dieser Wald, dort geschieht was Böses!“ Ich fuhr noch ein Stück weiter und hielt am Straßenrand. Ich führte die beiden in eine Schlucht, dort standen große Steine. Ich forderte sie auf, sich auf die Steine zu setzen und eine Schweigeminute (Gedenkminute) einzuhalten. Dann gingen wir wieder zum Auto und ich fuhr heim. Ich war verwirrt, denn ich wusste nicht, warum ich so was Merkwürdiges getan habe. Montags stand dann in der Zeitung, dass sich eine Frau in diesem Wald zu dieser Zeit umgebracht hat. Sie hat sich selbst verbrannt! Ich war wie

vom Blitz getroffen und weinte sehr. Ich konnte das nicht verstehen und machte mir große Vorwürfe, denn vielleicht hätte ich sie ja auch retten können? [...] So vertraute ich mich meiner Psychologin im Krankenhaus an [...]. Die Psychologin beruhigte mich und sagte, dass es den dortigen Therapeuten eh schon aufgefallen wäre, dass ich besonders feinfühlig Antennen hätte, denn auch in Gruppen habe ich wohl öfter Dinge über andere gesagt, die sie selbst noch nicht ausgesprochen hatten. [...] Sie empfahl mir aber, mich an ein Institut wie ihres zu wenden, um eventuell Hilfe zu bekommen, weil sie sich in diesem Bereich nicht auskennt. [...] Ich traute mich einfach bisher nicht, immer noch aus der Angst, man könnte mich für geisteskrank oder Ähnliches halten. Nun sind aber weiterhin solche Dinge passiert, Tote! Ich komme damit nicht klar und weiß einfach überhaupt nicht, wie ich damit umgehen soll, zumal ich mir dann die Schuld an deren Tod gebe. Ich denke, vielleicht hätte ich nur was anders machen sollen. [...] Ich kann das leider alles nicht willentlich steuern. Diese Dinge geschehen ohne Vorwarnung und ich weiß mich nicht zu wehren. Es passiert meistens, wenn ich Ruhe habe und mich gut fühle. Daher neige ich dazu, mir viel Stress anzutun, weil ich dadurch scheinbar nicht so empfänglich dafür bin. Aber dieser Stress ist auch keine Lösung, mir geht es nicht gut damit. [...] Ich bin so langsam mit diesen Dingen überfordert, weil ich das nicht verstehe. (IGPP, 06568; E-Mail)

1.1.3 Diversität von Anomalie-Konzepten

Im Zusammenhang mit „paranormal“ ist schon mehrfach der Begriff der *Anomalie* gefallen. Dieser wird ebenso wie AgE verwendet, um „Phänomene und/oder Erfahrungen, die die in den Wissenschaften und häufig auch im Alltag in der jeweiligen Zeit als gültig angenommenen ‚Naturgesetze‘ zu verletzen scheinen oder tatsächlich verletzen“ (Mayer et al., 2015b, S. 2) zu kennzeichnen. Besonders im englischsprachigen Raum werden AgE als „anomalous experiences“ bezeichnet. White (1997f) spricht synonym von „anomalous“ und „exceptional“, um damit deutlich zu machen, dass AgE den wissenschaftlichen Rahmen verlassen: „’Anomalous’ implies that the experience is unexpected according to standard Western science. It does not commit to any particular type of explanation“ (1997f, S. 37). Unter den mehr als hundert Formen von AgE, die White (1997d) an anderer Stelle beispielhaft aufzählt, sind allerdings viele, die sich wissenschaftlichen Paradigmen und Broads fundamentalen Prinzipien ganz bestimmt nicht entziehen, unter anderem Automatismen, luzide Träume, Schlafparalysen, Synästhesien, um nur einige zu nennen. Genauso werden im von der American Psychological Association (APA) herausgegebenen Standardwerk „Varieties of Anomalous Experiences“ neben sogenannten Psi-Erfahrungen⁷ beispielsweise auch Synästhesien als Anomalie aufgefasst:

⁷ Die klassischen parapsychologischen Phänomene der außersinnlichen Wahrnehmung und Psychokinese werden mit Bezug zum vorletzten Buchstaben des griechischen Alphabets, der Anfangsbuchstabe des Wortes „Psyche“ ist, auch als „Psi-Phänomene“ bezeichnet.

We define an *anomalous experience* (AE) as an uncommon experience (e.g., synesthesia), or one that, although it may be experienced by a significant number of persons (e.g., psi experiences), is believed to deviate from ordinary experience or from the usually accepted explanations of reality according to western mainstream science. (Cardena et al., 2014b, S. 4)

Hövelmann (2015) erläutert eine Reihe von Anomalie-Konzepten und findet als gemeinsamen Nenner, „dass ‚Anomalie‘ ein relationaler Begriff ist, dass Anomalien ‚außergewöhnlich‘ oder eben ‚anormal‘, also immer nur relativ zu dem sind, was wir als ‚gewöhnlich‘ oder ‚normal‘ unterstellt oder wissenschaftlich bereits anerkannt haben“ (2015, S. 25). Wenn wir außergewöhnliche von ungewöhnlichen Erfahrungen abgrenzen und genauer definieren wollen, können wir uns offensichtlich nicht auf die gängige Verwendung des Anomalie-Begriffs stützen. Für den Ethnologen Müller bezeichnet eine Anomalie der etymologischen Herkunft nach „keine Regelwidrigkeit, nichts Außer-, sondern Ungewöhnliches, eine mehr oder weniger auffällige Abweichung vom Gewohnten oder Herkömmlichen“ (2015, S. 31). Der Begriff wurde aus dem Spätlateinischen übernommen, das ihn zuvor dem altgriechischen *ανωμαλία* entlehnt hatte. Dieses ist abgeleitet vom Adjektiv *ανωμαλος* („uneben, unregelmäßig“), der Negation (*αν-*) von *ωματος* („gleich, eben, glatt“). Ursprünglich besteht, wie fälschlicherweise oft behauptet, kein Zusammenhang dieses Wortes mit *νομος* („Gesetz“), es wurde aber früh darauf und auf das lateinische *norma* („Richtschnur, Regel“) bezogen, sodass *anomal* später auch mit *abnormis* („von der Regel abweichend“) vermischt wurde (vgl. auch Atmanspacher, 2009; Kluge & Seebold, 1995, S. 42). Im Deutschen werden beide Begriffe nahezu synonym gebraucht und die Bedeutungsunterschiede sind so verwischt, dass auch Mischwörter wie *anormal* und *abnormal* gebräuchlich sind. Tatsächlich werden die Bezeichnungen „anomal“ und „abnorm“ oft nur deskriptiv für Normabweichungen verwendet, zum Beispiel in der Medizin bei Missbildungen und Störungen, die nur ungewöhnlich, im Rahmen der Wissenschaft aber nicht unerklärlich sind.

Synästhesie oder luzide Träume (Träume, in denen Träumende wissen, dass sie träumen), die Cardena et al. (2014c) immer noch zu den anomalen Erfahrungen rechnen, waren früher vielleicht Phänomene an den Grenzen des Wissens, aber heute sind sie wissenschaftlich gesehen allenfalls schwache Anomalien im Sinne von Normabweichungen. Der Begriff „luzider Traum“ bzw. „Klartraum“ geht auf den Psychiater und Schriftsteller van Eeden (1913) zurück, der häufiger Klarträume hatte und sie introspektiv erforschte. Die akademische Psychologie brauchte dann noch siebzig Jahre, bevor sie, insbesondere angeregt durch Forschungsarbeiten von Tholey (1980, 1981) und LaBerge (Gackenbach & LaBerge, 1988; LaBerge, 1990; 2014) luzide Träume nicht mehr als reine Erfindung oder Wachhalluzinationen abtat, sondern als ein seriöses Forschungsthema entdeckte, dem seitdem und bis heute einige Aufmerksamkeit geschenkt wird (Aviram & Soffer-Dudek, 2018; Baird et al., 2019; Lequerica, 1996; Mota-Rolim et al., 2021; Saunders et al., 2016). Auch außerkörperliche Er-

fahrungen, die häufig im Zusammenhang mit luziden Träumen berichtet werden (Irwin, 1988; Levitan et al., 1999), gelten nicht mehr als anstößig, seit sie als mentale Simulationen begriffen und neurophysiologisch untersucht werden können (Blanke & Metzinger, 2009; Blanke & Mohr, 2005; Braithwaite et al., 2011; Brugger et al., 2010; Bünning & Blanke, 2005; Cheyne & Girard, 2009; Murray, 2009). Wie für luzide Träume gilt damit auch für außerkörperliche Erfahrungen, dass es sie gibt, aber nicht außerhalb des Körpers, sondern im mentalen System.

Was zu gegebener Zeit außergewöhnlich ist, hängt von individuellen Vorstellungen, gesellschaftlichen Bedingungen und wissenschaftlichen Diskursen ab. Entsprechend ziehen Cardeña et al. in ihrer oben zitierten Definition nicht nur die Dritte-Person-Perspektive der „western mainstream science“, sondern auch das „ordinary experience“ des Individuums in Betracht. Ob eine Erfahrung mit einer Anomalie zu tun hat, beurteilt ja nicht alleine die Wissenschaft, sondern auch der unmittelbar betroffene Mensch aus der Erste-Person-Perspektive. Die unterschiedlichen Voraussetzungen der beiden Sichtweisen und ihre Interaktionen können zu ganz verschiedenen Einschätzungen von Erfahrungen führen. Beispielsweise wird eine Person ihre synästhetischen Wahrnehmungen möglicherweise für etwas Gewöhnliches halten, solange sie dem Irrtum unterliegt, dass alle Menschen so erleben wie sie. Wenn sie erfährt, dass tatsächlich kein Mensch in ihrem persönlichen Umfeld Vergleichbares kennt, wird sie ihr Erleben für außergewöhnlich halten. Diese subjektive Bewertung wird sich wiederum ändern, wenn wissenschaftliche Experten ihr glaubhaft versichern können, dass Synästhesie lediglich ungewöhnlich, weil selten, aber dennoch eine bekannte und grundsätzlich erklärbare Wahrnehmungsabweichung ist (Meier et al., 2014; Meier & Rothen, 2013).

In seiner erstmals 1962 erschienenen und enorm einflussreichen und bis heute immer wieder neu aufgelegten „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ bezeichnen Anomalien bei Kuhn (2014) dagegen explizit etwas, das in einem bestehenden wissenschaftlichen Rahmen nicht erklärt werden kann und möglicherweise einen Paradigmenwechsel einleitet. Dieser Begriffsbestimmung folgend differenziert Atmanspacher (2009) Anomalien in Hinsicht auf ihre Anschlussfähigkeit an akzeptiertes Wissen. Er grenzt zunächst „gutartige“ bzw. schwache Anomalien wie Missbildungen und Störungen, die medizinisch lediglich ungewöhnliche Variationen der normalen Anatomie und körperlichen Funktionen sind, von starken Anomalien ab. Letztere sind solche, die das Potenzial für einen Paradigmenwechsel in sich tragen und hier unterscheidet Atmanspacher zwischen „Anomalien an der Grenze des Wissens“, „wissenschaftlichen Binnenanomalien“ und „Anomalien im Niemandsland“ (2009, S. 129). Zu den Anomalien an den Grenzen des Wissens gehört beispielsweise in der Physik die umstrittene „kalte Fusion“. Unter die wissenschaftlichen Binnenanomalien fällt zum Beispiel das psychophysische Problem, das sich bislang hartnäckig einer befriedigenden Lösung widersetzt, aber von den Einzelwissenschaften, die es betrifft, ausgeklammert werden kann,

weil es deren Fortschritt nicht grundsätzlich behindert. Anomalien im Niemandsland, etwa mutmaßlich psychokinetische Phänomene, sind laut Atmanspacher so weit entfernt von etabliertem Wissen, dass ihre Integration in das gegenwärtig bestehende Wissenschaftsgebäude undenkbar ist.

Atmanspacher (2009) unterscheidet drei Parameter, an denen Phänomene gemessen und gegebenenfalls als Anomalien wahrgenommen werden können. Erstens gibt es *formaltheoretische Gesetzmäßigkeiten*, zu denen die sogenannten Naturgesetze gehören, aber auch statistische Gesetze, die Wahrscheinlichkeitsverteilungen angeben. Zweitens existieren *methodologische Regeln*, die laut Atmanspacher häufig implizit angenommen, aber nicht explizit thematisiert werden. Dazu gehören unter anderem die Forderung nach größtmöglicher Einfachheit („Occams Rasiermesser“) oder die selbstverständliche Annahme, dass Ergebnisse replizierbar sein müssen. Drittens bestimmen *konzeptuelle Rahmenvorstellungen*, was als Abweichung oder Anomalie erscheint. Bei genauer Betrachtung haben wir es nach der vorhergehenden Bestimmung von „außergewöhnlich“ dann mit AgE zu tun, wenn Phänomene bzw. Erlebnisse den konzeptuellen Rahmen des etablierten wissenschaftlichen Weltbildes (Kap. 1.1.2), verlassen und als „Anomalien im Niemandsland“ nicht auf „natürliche“ Ursachen zurückgeführt werden können.

1.1.4 Primat der Erste-Person-Perspektive

Hofmann et al. definieren anomale Erfahrungen explizit unter Berücksichtigung des Unterschieds zwischen der Erste- und Dritte-Person-Perspektive:

Anomale Erfahrungen, die von der Norm abweichen, weil sie in einer Bevölkerung selten vorkommen, bei Einzelpersonen selten auftreten oder Erwartungen widersprechen, die sich auf konventionelle, naive oder wissenschaftlich fundierte Erklärungen gründen. Die Erfahrungen können objektiv anomal – anomal auf überprüfbaren Kriterien beruhend – oder subjektiv anomal sein. (2017, S. 273)

Für die Autoren sind AgE mit Bezug auf eine Definition von Belz (2009a) „subjektiv anomale Erfahrungen, d. h. unabhängig davon, ob für diese Erfahrungen konventionelle Erklärungen existieren“ (2017, S. 273). Demnach kommt es bei AgE darauf an, dass zumindest den Betroffenen eine befriedigende konventionelle Erklärung für die erlebten Phänomene fehlt. Sollte es Erklärungen geben, kennen sie diese entweder nicht oder sie akzeptieren sie nicht. Auch White betont, dass außergewöhnliche bzw. anomale Erfahrungen durch subjektiven Erklärungsmangel begründet sind: „Thus, at this first stage, the anomalous experience, whether it be perceptual, cognitive, or behavioral, originates outside the mainstream of the experiencer’s ordinary conscious awareness or self-concept“ (1997f, S. 37). Aber sind, wie Belz in ihrer an White angelehnten Definition nahelegt, Erfahrungen nur dann AgE, wenn sie „in ihrer besonderen subjektiven Erlebnisqualität so außergewöhnlich sind und von den

Wirklichkeitsvorstellungen der Betroffenen so deutlich abweichen, dass sie nicht in vorhandene kognitiv-emotionale Schemata integrierbar sind“ (2009a, S. 5)? Menschen mit paranormalen Überzeugungen (Kap. 1.3) hätten demnach, wenn sie entsprechende Erfahrungen machen, keine AgE. Dass eine solche Auffassung nicht wirklich greift, lässt sich beispielsweise an Personen erkennen, die als Medien, Hellseher oder Geistheiler agieren. Auch wenn sie die mit ihrem Tun verbundenen Erfahrungen für gewöhnlich halten, handeln sie, sofern sie nicht wissentlich Scharlatane sind, in der Überzeugung, außergewöhnliche Fähigkeiten zu haben und außergewöhnlich *zu sein*.

Der Status des Außergewöhnlichen kann entweder unmittelbar aus der Erste-Person-Perspektive hervorgehen – das würde der obigen Definition von Belz entsprechen –, oder aber indirekt aus einer Reflexion auf den gesellschaftlichen Kontext, das heißt, Betroffene wenden die Dritte-Person-Perspektive auf sich selbst an. Hilfesuchende Personen sind demnach nicht unbedingt durch AgE belastet, weil sie inkompatibel mit ihren eigenen Überzeugungen sind, sondern weil sie mit denen ihrer Umwelt in Konflikt stehen. Wenn Belz (2009a, S. 5) „die subjektiv besondere Erlebnisqualität der Erfahrungen (z. B. im Sinne von Erstmalig- bzw. Einmaligkeit oder Seltenheit, Bedrohlichkeit, Belastung, Nichtverstehen)“ charakterisiert, darf daraus nicht, wie es Tremmel tut, gefolgert werden, der AgE-Begriff sei „nicht weltanschaulich neutral, da er [...] dergleichen als außergewöhnlich darstellt, d. h. einmalig, selten oder unerklärlich“ (2014, S. 266). Tatsächlich basieren viele AgE auf Gegebenheiten, die *interindividuell* häufig vorkommen (z. B. Unfälle) und so gesehen gewöhnlich sind. Ausgerechnet eine *intraindividuelle* Häufung von bestimmten Vorfällen kann von den Betroffenen aber als etwas sehr Seltenes, Einmaliges und deshalb Außergewöhnliches angesehen werden. Belz zählt also nur Beispiele für subjektive Gründe (Erste-Person-Perspektive) auf, aber keine allgemeingültigen Bedingungen (Dritte-Person-Perspektive) für AgE. Unrichtig ist daher auch Tremmels Umkehrschluss, eine Erfahrung sei nach dem AgE-Begriff „nicht außergewöhnlich, wenn sie häufig auftritt und der Erfahrende sie für gewöhnlich und erklärbar hält“ (2014, S. 266). Erfahrungen, die interindividuell vergleichsweise selten vorkommen (z. B. Vorahnungen) können intraindividuell über lange Zeiträume gehäuft auftreten und den Betroffenen, wie bereits erläutert, deshalb irgendwann auch nur ungewöhnlich oder sogar gewöhnlich erscheinen. Sobald sie aber von außen auf sich und ihre Erfahrungen blicken und die Maßstäbe ihrer Umwelt anlegen, sprechen auch sie von einer AgE.

1.1.5 AgE-Definition als Realitätsabweichung

In seinem Beitrag „Zur Klärung grundlegender Begriffe und Konzepte der Parapsychologie und verwandter Disziplinen“ führt Tremmel eine kritische Auseinandersetzung mit dem AgE-Begriff und plädiert dafür, besser von Anomalien zu sprechen, denn „außergewöhnlich“ habe einen positiven Unterton und der Begriff „anomal“ empfehle „sich hingegen als

neutral, da er Abweichung ohne wertende Qualität bezeichnet“ (2014, S. 266). Es genügt ein Blick in den Online-Duden (Dudenredaktion, o. J.), um festzustellen, dass „anomal“ im deutschen Sprachgebrauch unter anderem mit „abnorm“, „abnormal“, „unnatürlich“, „krankhaft“, „widernatürlich“ oder „pathologisch“ assoziiert wird. „Außergewöhnlich“ bringt den Betroffenen und ihren Erfahrungen also sicherlich mehr Respekt entgegen als „anomal“, was insbesondere in der AgE-Beratung einer zusätzlichen Belastung durch negativ empfundene Stigmatisierung entgegenwirkt.

Tremmel schlägt sich auf die Seite der Dritte-Person-Perspektive und problematisiert, dass AgE nicht als solche erkannt werden könnten, weil Betroffene unter Umständen selbst gar nicht merken, dass sie „echt“ paranormale Erfahrungen machen. Man solle sich vorstellen,

eine Person, bei der Schizophrenie diagnostiziert wurde, hört Stimmen und hält sie für krankheitsbedingte Halluzinationen. Sie erzählt ihrem Therapeuten im Detail, was sie hört. Ihr Therapeut bemerkt, dass das, was die Person berichtet, exakt und wiederholt mit seinen Gedanken übereinstimmt. Sein Klient scheint telepathisch zu sein, ohne es zu bemerken. Echt paranormale Erfahrungen, vorausgesetzt sie existieren, könnten von anderen, aber nicht von den Erfahrenden selbst bemerkt werden. (2014, S. 276)

Bei Tremmels fiktivem Szenario kommen wir zu anderen Schlussfolgerungen: Die Erfahrung eines telepathischen Phänomens hat eben nicht der Klient, sondern der Therapeut. Letzterer schreibt dem Klienten die Rolle des Empfängers seiner Gedanken zu. Der Klient müsste dem Therapeuten glauben, dass seine inneren Stimmen dessen Gedanken aussprechen. Nur in diesem Fall hätte der Klient, falls er sein Stimmenhören nicht für sich genommen als eine AgE aufgefasst, eine außergewöhnliche Erfahrung. Erfahrungen werden immer aus einer Erste-Person-Perspektive gemacht. Tremmel geht quasi vor wie ein parapsychologischer Versuchsleiter, der aus der Dritte-Person-Perspektive beurteilt, inwieweit die Äußerungen eines Probanden auf die Eigenschaften eines telepathisch zu erfassenden Zielobjektes zutreffen. Er kann dann signifikante Effekte feststellen, ohne dass die Versuchspersonen etwas davon wissen. Gegebenenfalls hätte dann allenfalls der Experimentator eine AgE.

Tremmel geht es um den ontologischen Status von Phänomenen und er ignoriert konsequent das Anliegen, um das sich die Autoren der von ihm angeführten Publikationen (Atmanspacher & Fach, 2013; Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b) bemühen. Ihnen geht es darum, mit dem AgE-Begriff eine Definition zu entwickeln, die insoweit weltanschaulich neutral bleibt, als dass sie den Realitätsstatus geschilderter Phänomene vom Standpunkt der Betroffenen betrachtet. Für den phänomenologischen Weg, der damit eingeschlagen wird, sind Tremmels (2014) Diskussionen über die „richtige“ Bezeichnung von Phänomenen und Erfahrungen als „anomal“, „abnorm“, „paranormal“ oder „parapsychisch“ irrelevant. „Objektiv anomale Erfahrungen“, von denen er spricht, kann es eigentlich gar nicht geben, denn Erfahrungen sind immer subjektiv. Gemeint ist wohl, dass Phänomene, die aus einer Erste-

Person-Perspektive berichtet werden, aus wissenschaftlicher Sicht „objektiv anomal“ erscheinen.

AgE und Anomalien haben gemeinsam, dass sie von Abweichungen handeln. Oben haben wir allerdings festgestellt, dass der Begriff der Anomalie ohne weitere Spezifizierung unterschiedliche Grade von Abweichungen bezeichnen kann und vor allem keine Unterscheidung zwischen ungewöhnlichen und außergewöhnlichen Erfahrungen macht. Der Anomaliebegriff ist zudem ungeeignet für einen phänomenologischen und weltanschaulich neutralen Ansatz, weil subjektive Erfahrungen damit an Normen gemessen würden, die von der Gesellschaft, der Wissenschaft, dem Gesundheitsversorgungssystem etc. vorgegeben werden. Selbstverständlich erfordert auch die Definition einer AgE als Abweichung ein Kriterium, von dem eine Erfahrung abweichen muss, um außergewöhnlich zu sein. Während Anomalien auf beliebige Referenzsysteme bezogen sein können, werden unter AgE ausschließlich Abweichungen von Realitätsüberzeugungen der Betroffenen und/oder ihrer Umwelt verstanden. Dabei wird die Abweichung einer AgE durch die Sichtweise der Betroffenen bestimmt, die eine Bezugnahme auf gesellschaftliche Kriterien einschließen kann. Es ist nicht nur zu berücksichtigen, wie Erfahrende ihre Erlebnisse für sich selbst interpretieren, sondern auch, wie sie ihre Erfahrungen unter einer Anwendung der Perspektive ihrer Außenwelt beurteilen. Der AgE-Begriff wird deshalb im Folgenden mit einer durch eine Ergänzung (in eckigen Klammern) präzisierten Definition von Fach und Belz für alle Erfahrungen verwendet,

die in ihrer Qualität, ihrem Verlauf oder ihrer Genese von den Wirklichkeitsvorstellungen der Betroffenen und/oder [aus Sicht der Betroffenen von denen] ihrer sozialen Umwelt und/oder von den in modernen Gesellschaften etablierten epistemologischen Konzepten und wissenschaftlichen Prinzipien und Gesetzen abweichen. Er ist weltanschaulich neutral und impliziert weder Aussagen über den Realitätsstatus solcher Erfahrungen noch über den psychischen Gesundheitszustand der Menschen, die über sie berichten. (Fach & Belz, 2015, S. 466)

1.2 AgE und Realitätsüberzeugungen

Vor der obigen Definition des AgE-Begriffs wurden schon die Vorbehalte und Schwierigkeiten der akademischen Psychologie im Umgang mit außergewöhnlichen Überzeugungen und Erfahrungen erörtert (Kap. 1.1.2). Angesichts der bestehenden Ressentiments und der „Doktrin“, AgE als schrullige Glaubensüberzeugungen oder Fehlattributionen nicht sonderlich ernst zu nehmen und im Falle koexistierender Störungen unter diese zu subsumieren, stehen psychologische Therapeutinnen und Berater – die vielleicht sogar selbst AgE machten – vor der Frage, wie sie Ratsuchenden mit AgE in ihrer Praxis professionell, wertschätzend und weltanschaulich neutral begegnen können. Um hierauf Antworten zu geben, werden im

Folgenden einige zentrale Konzepte und selbstverständlich erscheinende Begriffe wie „Realität“, „Welt“ und „Weltanschauung“ genauer beleuchtet und im Hinblick auf ihre Bedeutung hinterfragt. Vielleicht erscheinen einige Erörterungen im Hinblick auf ihre praktische Relevanz sehr philosophisch – für den in dieser Arbeit vertretenen phänomenologischen Ansatz und das zugrunde liegende Paradigma der mentalen Repräsentation sind sie allerdings von immanenter Bedeutung.

1.2.1 Realitäts- und Wahrheitsbegriff

Wenn wir unter „Realität“ eine beobachterunabhängige oder objektive Wirklichkeit verstehen, dann sind Realitätsüberzeugungen Auffassungen davon, was Realität ist, was zur Realität gehört und wie diese beschaffen ist. Solche Vorstellungen sind sowohl im einzelnen Menschen als auch in der Gesellschaft verankert. Sie sind fundamentaler als formaltheoretische oder methodologische Paradigmen in den Wissenschaften, und vor allem können sie wahr oder falsch sein, ohne dass wir sie beweisen oder widerlegen können. Verletzungen sogenannter Naturgesetze widersprechen nur dann Realitätsüberzeugungen, wenn eine bestimmte Auffassung von Natur mit Realität gleichgesetzt wird. Für prämoderne Kulturen stellt eine Abweichung von gewohnten Regelmäßigkeiten der Natur, beispielsweise der Wirkung der Schwerkraft, keine Realitätsverletzung dar. Denn das, was wir Naturgesetze nennen, kann durch „höhere Mächte“, die ebenfalls zur Realität gehören, außer Kraft gesetzt werden, sodass zum Beispiel eine Levitation nur sehr ungewöhnlich, aber nicht unmöglich ist.

Um zu postulieren, dass etwas der Wirklichkeit angehört, wird gerne der Begriff der Objektivität bemüht. Dabei ist zu beachten, dass „objektiv“ nicht identisch mit „materiell“ ist, denn „objektiv“ ist, was unabhängig vom Bewusstsein einzelner Subjekte existiert. Auch kollektive Bewusstseinsformen wie Wissenschaft, Politik und Religion sind objektiv gegeben. Objektives ist also nicht auf Physikalisches beschränkt. Außerdem umfasst der Realitätsbegriff nicht nur Objektives, denn schließlich existiert auch Subjektives (s. Kap. 2.1). Wollte man eine rein materielle Realität postulieren, müsste der Realitätsbegriff auf objektiv-physikalisch existierende Gegebenheiten eingeschränkt werden, was nicht plausibel ist. Wird die Realität als materiell oder geistig (Monismus), beides zugleich (Dualismus), keines von beidem (Neutralismus) oder vieles (Pluralismus) gedacht, haben wir es mit *metaphysischen* Überzeugungen zu tun. Metaphysik ist „die philosophische Disziplin, die sich mit den über alle einzelnen Naturerscheinungen hinausgehenden Fragen des Seins beschäftigt. Sie fragt nach den ersten Gründen und letzten Zwecken alles Geschehens“ (Gerhardt, 2008, S. 373). Es liegt auf der Hand, dass Antworten auf diese Fragen letztlich nicht überprüfbar sind und wahr oder falsch sein können.

Eine AgE liegt vor, wenn mit einer Erfahrung die Überzeugung verbunden ist, sie sei außergewöhnlich. AgE sind immer durch wahrheitsdifferente Aussagen charakterisiert, beispielsweise: „Dies war eine Erscheinung meines verstorbenen Großvaters“. Während diese Interpretation wahr oder falsch sein kann, gilt das nicht für die wahrgenommene Erscheinung an sich, denn deren phänomenale Gegebenheit ist ja die notwendige Voraussetzung dafür, dass ich mich überhaupt irren kann. Eine Schmerzempfindung kann genauso wenig bestritten werden, wohl aber die Ursache, die in Betracht gezogen wird. Nun kennen wir die Rede von der „subjektiven Realität“ (s. dazu Kap. 2.3.1) und daher mag man Betroffenen zugestehen, die Erscheinung eines Verstorbenen gesehen zu haben, aber nicht, dass es sich um einen Geist gehandelt habe. Mit Gabriel geben wir allerdings zu bedenken, dass man Geistern, auch wenn sie nur in Halluzinationen vorkommen, nicht die Existenz absprechen kann:

Kontrastiert Existenz denn nicht mit Halluzination, Irrtum und bloßer Einbildung? [...] Wir wollen doch nicht wissen, ob es Außerirdische in unserer Einbildung gibt, sondern ob sie irgendwo da draußen *wirklich* existieren. Dieser Einwand unterscheidet fälschlich zwischen *Existenz* und *Einbildung*, denn auch Einbildungen existieren, und vieles existiert nur in Einbildungen. Die Zustände „*existiert nur in*“ sowie „*existiert wirklich*“, heben die Relativität nicht auf. [...] Existenz ist deswegen auch nicht primär damit verbunden, dass etwas im Universum vorkommt oder ein physischer, materieller Gegenstand ist. [...] Existenz ist immer Existenz in einem spezifischen Sinnfeld. Die Frage ist immer, um welches Sinnfeld es geht, und darin täuschen wir uns häufig. (Gabriel, 2013, S. 117–118)

Gabriel macht mit seiner „Sinnfeldontologie“ (2016) deutlich, dass Erfahrungsgegenstände nicht einfach verschwinden, wenn man ihnen, wie z. B. Vollmer in seinen Antworten auf selbstgestellte „Gretchenfragen an Naturalisten“, *jedwede* Realität abspricht: „Hellssehen, Präkognition, Telepathie, Telekinese/Psychokinese, Spuk, Zauberei, Hexerei, Voodoo, Esoterika, Horoskop, Astrologie, Ufos, außerirdische Besucher: All das gibt es nicht“ (2017, S. 87). Tatsächlich gibt es all das im Sinnfeld der Beratung für Menschen mit AgE, denn „Gegenstände“ existieren als etwas, „worüber wir mit wahrheitsfähigen Gedanken nachdenken. Nicht alle Gegenstände sind raumzeitliche Dinge. Auch Zahlen oder Traumgebilde sind Gegenstände im formalen Sinn“ (Gabriel, 2013, S. 264).

1.2.2 Weltbild versus Weltanschauung

Realitätsüberzeugungen sind die mehr oder weniger reflektierten subjektiven und kollektiven Fundamente einer Weltanschauung. Unter Weltanschauung sei hier „die in ein System gebrachte Gesamtauffassung vom Ursprung, Wesen und Ziel der Welt und des Menschen in ihr [...] als erklärendes, sinnstiftendes Prinzip, das wie ein Horizont die Sicht auf die Welt begrenzt, ohne als solches erfahrbar zu sein“ (Hellmann, 2008, S. 673) verstanden. „Welt“ und „Realität“ stehen alltagssprachlich in einem engen Zusammenhang. Was wirklich existiert

tiert, ist Teil der Welt, was es nicht gibt, das existiert nicht in der Welt. „Welt“ meint eine „Totalität des Existierenden, das heißt dessen, was es überhaupt gibt [...], eine je nach Metaphysik anders gedachte letzte allumfassende Einheit“ (Gabriel, 2016, S. 228).

Zwar werden die Begriffe „Weltbild“ und „Weltanschauung“ im alltäglichen Sprachgebrauch häufig synonym verwendet, sie müssen aber unterschieden werden. Ein Weltbild ist eine Vorstellung, die man von der mehr oder weniger anschaulichen Welt gewinnt. Entsprechend kann man von einem physikalischen Weltbild sprechen als das Bild, das sich die Physik von der Welt macht. Es bietet statt einer Erklärung der Welt, wie die Weltanschauung, lediglich eine Beschreibung und „Zusammenfassung wissenschaftlicher Ergebnisse zu einer Gesamtschau an, die nicht die letzten Fragen nach dem Woher und Wohin von Welt, die Sinnfrage stellt“ (Sedmak, 2008, S. 674). Ohne Zweifel beinhaltet eine Gesamtauffassung von „Welt“ ebenso wie der Realitätsbegriff mehr als nur das objektiv-materielle Universum, den Forschungsgegenstand der Physik, sondern zur Welt gehören auch „Staaten, Träume, nicht realisierte Möglichkeiten, Kunstwerke und insbesondere auch unsere Gedanken über die Welt“ (Gabriel, 2013, S. 17). Die Verabsolutierung eines Weltbildes, etwa das der modernen Naturwissenschaft, beruht auf zusätzlichen metaphysischen Annahmen, durch die eine Weltanschauung konstruiert wird. Dennert begreift die Naturwissenschaft zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch als eine Unternehmung, die zwar ein Weltbild entwickelt, aber keine Weltanschauung:

Wir erkannten zunächst, daß wir einen Unterschied zwischen Weltbild und Weltanschauung machen müssen. Jenes ist durch sinnliche Erfahrung gewonnen, diese fügt dann noch übersinnliche metaphysische Elemente hinzu; dazu gehörte es, wenn man von unendlich, ewig, Gott und Zufall redet. Die das Weltbild erforschenden Naturwissenschaften kommen über das Beschreiben nicht hinaus, von wirklicher Erklärung kann gar keine Rede sein. Jenes Beschreiben bezieht sich auf Feststellung der Kausalität und Gesetzmäßigkeit, d. h. der Ordnung in der Natur. Diese Gesetzmäßigkeit nun lässt eine doppelte metaphysische Deutung zu, entweder unter Leitung eines Gotteswillens oder ohne eine solche, d. h. durch Zufall, wobei dieses Wort stets nur den Gegensatz von Absicht bedeutet, nicht aber den Gegensatz zur Gesetzmäßigkeit. Wir mussten also den Schluß ziehen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaft, so weit wir sie bisher besprochen, an sich völlig neutral sind hinsichtlich der Weltanschauungsfragen. Man kann also das Weltbild metaphysisch verwerten, wie man will, theistisch oder atheistisch, hierbei werden andere der Naturwissenschaft fremde Faktoren mitsprechen. (Dennert, 1908, S. 31–32)

Weltanschauliche Fragen, von denen Dennert dachte, dass sie dem Glauben vorbehalten sind, werden heute auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Forschung beantwortet. Anders als Weltbilder handeln Weltanschauungen quasi davon, wie die Welt aussähe, wenn man sie *unmittelbar* so anschauen könnte, wie sie *wirklich* ist. Da die Welt als Ganzes per se unanschaulich ist, sind Weltanschauungen immer metaphysisch. Weltanschauungen werden in

modernen Gesellschaften maßgeblich durch das naturwissenschaftliche Weltbild geprägt und „der Physikalismus behauptet dann im nächsten Akt, dass die ideale Theorie, über die wir nur noch nicht verfügen, ausschließlich die harte, materielle-energetische Wirklichkeit beschreibt, deren Gesetzmäßigkeiten alleine alles erklären können, was es überhaupt gibt bzw. was überhaupt geschieht“ (Gabriel, 2016, S. 279).

In Weltbilder eingebettet sind auch *Menschenbilder* als „Muster von grundsätzlichen Überzeugungen, was der Mensch ist, wie er in seinem sozialen und materiellen Umfeld lebt und welche Werte und Ziele sein Leben haben sollte“ (Fahrenberg, 2014, S. 11). Im Rahmen seiner naturalistischen Grundüberzeugung ist für Metzinger (2014) „das nun hervortretende Bild von *Homo sapiens* [...] das einer Spezies, deren Mitglieder sich einst nach dem Besitz einer unsterblichen Seele sehnten, jetzt aber langsam erkennen, dass sie selbstlose Ego-Maschinen sind“ (S. 303). Mit seiner Theorie der mentalen Repräsentation, die insbesondere eine „Selbstmodell-Theorie der Subjektivität“ (Metzinger, 2000) ist, werden wir nach einer ausführlichen Einführung (Kap. 2.2) immer wieder zu tun haben. Sie ist die Grundlage eines *phänomenologischen* AgE-Klassifikationssystems (Kap. 4.4.4), das von zentraler Bedeutung für die ganze Arbeit ist. Nicht übernommen wird allerdings Metzingers weltanschauliche Haltung, mit der er religiösen Überzeugungen entgegentritt und die selbst wieder an religiöse Rhetorik erinnert:

Weil sich unser eingebautes existentielles Bedürfnis nach vollständiger emotionaler und physischer Sicherheit niemals ganz befriedigen lässt, haben wir einen starken Hang zu Wahnvorstellungen und bizarren Glaubenssystemen. Die psychologische Evolution hat uns mit dem fast unwiderstehlichen Drang versehen, unser emotionales Bedürfnis nach Stabilität, Geborgenheit und einem tiefen Erleben von Bedeutung zu befriedigen, indem wir metaphysische Welten und unsichtbare Personen erschaffen. [...] Ja, es ist richtig, dass das Selbstmodell uns intelligent gemacht hat, aber es ist mit Sicherheit kein Beispiel für intelligentes Design. Es ist die Wurzel subjektiven Leidens. Wenn der Vorgang, der die biologische Ego-Maschine erschaffen hat, durch so etwas wie eine Person eingeleitet worden wäre, dann müsste man diese Person wohl als grausam, ja vielleicht sogar als teuflisch beschreiben. (S. 304–305)

1.2.3 Weltanschauliche Neutralität

Das Bedürfnis des Menschen nach Orientierung und Kontrolle generiert tief verankerte Weltanschauungen. „Allerdings passen unsere Theorien nicht immer zu den Erfahrungen, die wir konkret machen. Was dann meist geschieht, ist, dass wir unsere Erfahrungen *an die Konzepte anpassen*. Es ist erstaunlich leicht, die eigenen Erfahrungen zu verzerren, zu reduzieren, nur damit sie zu unserem Weltbild passen“, stellt Ruschmann (2012, S. 7) in seinen Interviews zu „Weltanschauungen und Gottesbildern“ fest. Die Bewältigung eines persönlichen Erlebnisses auf Basis eines naturwissenschaftlichen Weltbildes, das als Weltanschauung

verinnerlicht wurde, illustriert eindrucksvoll ein Selbstbericht des Philosophen und Skeptikers Schmidt-Salomon. Er schildert folgendes Erlebnis, das ihn spontan auf dem Universitätscampus überkam:

AgE-Bericht 3a

Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß, wie lange ich regungslos das Treiben auf dem Campus verfolgte, denn ich hatte in diesem Moment nicht nur jegliches Gefühl für die Zeit, sondern auch jegliches Gespür für mein eigenes Selbst verloren. Das „ozeanische Gefühl“ der „Verschmelzung mit der Welt“, das sich in mir ausbreitete, ging so weit, dass ich mich nicht mehr als ein von der Außenwelt abgrenzbares Subjekt wahrnahm. Die Grenze zwischen mir und der Außenwelt schien völlig aufgehoben zu sein. Ich war „eins mit der Welt“, auf eine eigenartige Weise „entselbstet“, „eigenschaftslos“, leer, und doch übervoll an Eindrücken. (Schmidt-Salomon, 2010, S. 240)

Die geschilderte Phänomenologie ähnelt Berichten über sogenannte spirituelle und mystische Erfahrungen (James, 1902; Stace, 1960; van Quekelberghe, 2017; Wulff, 2014), die weiter unten noch ausführlicher diskutiert werden (Kap. 4.2.3). Im Allgemeinen haben solche Erlebnisse einen überwältigenden Wirklichkeitscharakter und eine nachhaltige, existenzielle Wirkung. Schmidt-Salomon macht jedoch seine Weltanschauung geltend und kann so das Außergewöhnliche überwinden. Nach der naturalistischen Reduktion hat der Autor eine nur noch ungewöhnliche Erfahrung:

AgE-Bericht 3b

Ich bin sicher: Wäre ich damals ein religiöser oder auch nur leicht esoterisch angehauchter Mensch gewesen, hätte ich diese außergewöhnliche Episode des Frühjahrs 1995 als „Gottese Erfahrung“, „Satori-Erlebnis“ oder „Erleuchtung“ gedeutet. Als ausgewiesener Rationalist und Religionskritiker empfand (und empfinde) ich für solche metaphysischen Interpretationen allerdings keine Sympathien. Ich war selbstverständlich davon überzeugt, dass mein Erlebnis auf profanen, innerweltlichen Ursachen beruhte. Stoffwechselprozesse in meinem Körper, neuronale Aktivitäten in meinem Gehirn hatten diese Erfahrung hervorgerufen – daran gab es gar keinen Zweifel. (Schmidt-Salomon, 2010, S. 241)

Das Beispiel macht deutlich, dass selbst äußerst skeptische Menschen Erlebnisse haben können, die gemeinhin als AgE gelten. Es zeigt aber auch, dass ihre tief verankerten Überzeugungen dadurch nicht unbedingt erschüttert werden: „Wird ein Materialist mit einem *prima facie* paranormalen Phänomen konfrontiert, wird er solange nach einer physikalischen Erklärung für das Phänomen suchen, bis er eine gefunden hat“ konstatiert Hergovich (2005, S. 121).

Wie sollen Psychologen mit einer AgE-inkompatiblen Weltanschauung, die nicht einmal durch eigene Erlebnisse relativiert werden könnte, auf Berichte von Ratsuchenden mit AgE reagieren? Hier ist, wie in anderen Aspekten der psychologischen Beratung und Therapie

auch, strikte Abstinenz gefordert. Der professionelle Umgang mit AgE erfordert eine Unterscheidung zwischen Weltbild und Weltanschauung. Weltbilder haben keinen Welterklärungsanspruch und sind daher auch nicht ideologisch, was den Realitätsbegriff angeht. Mit Weltbildern betrachtet man die Welt lediglich aus unterschiedlichen Perspektiven, zum Beispiel physikalisch, biologisch, psychologisch, soziologisch, politisch, theologisch und so weiter. Beratende und Therapierende sollten AgE im beraterpsychologischen oder psychotherapeutischen Kontext keinesfalls auf eines dieser Bilder reduzieren. Dadurch würden sie den Spielraum und die Möglichkeiten, AgE verstehen und integrieren zu können, verringern und somit auch die Autonomie der Betroffenen einschränken. Stattdessen sollten sie eine multiperspektivische Betrachtung und Reflexion anbieten und die Klientinnen und Klienten auf diese Weise unterstützen, eine eigene Form der Integration ihrer AgE zu finden:

Wenn die Einstellung der Experten und Expertinnen zu AgE von einer Haltung geprägt ist, die fundiertes Wissen mit einer Offenheit und Toleranz gegenüber unterschiedlichen Weltbildern verknüpft, sind die Voraussetzungen günstig, dass auch Ratsuchende bereit sind, sich selbst, ihre Erfahrungen und ihr Weltbild aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Ein disziplinierter Umgang mit Berichten eigener (Nicht-)Erfahrungen (self-disclosure) durch Berater und Therapeutinnen und der Erklärung dieser Erfahrungen, kann dazu beitragen, dass Ratsuchende sich bereitwillig öffnen, dass es zu einer Normalisierung und Entpathologisierung kommt und Erklärungsmodelle relativiert werden können. (Belz, 2009a, S. 68).

In der Beratung müssen auch die Grenzen der Wissenschaft benannt werden, wenn verfügbare Konzepte keine befriedigende Erklärung liefern. Wenn Beratende und Therapierende den Ratsuchenden, ob mit Berufung auf wissenschaftliche Erkenntnisse oder eigene AgE, Realitätsüberzeugungen aufkotroyieren, dann wäre das ein Missbrauch ihrer Autorität. Eine weltanschaulich neutrale Haltung heißt nicht zwangsläufig, dass persönliche Auffassungen verschwiegen werden müssen. Wenn eine professionell gestaltete Selbstoffenbarung hilfreich und angemessen erscheint, darf sie auch eingesetzt werden.

1.3 Außergewöhnliche Überzeugungen (AgÜ)

Realitätsüberzeugungen und Weltanschauungen, die im Widerspruch zu etablierten wissenschaftlichen und/oder gesellschaftlichen Paradigmen stehen, werden im Folgenden als „außergewöhnliche Überzeugungen“ (AgÜ) bezeichnet. Häufig wird nicht zwischen AgÜ und AgE differenziert und beide Konstrukte werden vermischt. Ein wichtiger Gesichtspunkt ist die Unterscheidung zwischen „States“ und „Traits“: AgE sind temporäre Zustände, während Glaubenshaltungen anhaltende (wenngleich veränderbare) Persönlichkeitseigenschaften sind. Auch wenn der Glaube an die Möglichkeit paranormaler Phänomene mit persönlichen Erfahrungen einhergehen mag, ist beides auseinanderzuhalten:

Experiences refer to the “living” of actual events or direct encounters with perceivable phenomena and could encompass the total sum of an individual’s phenomenological world. *Beliefs* refer to the cognitive information an individual holds about what has actually taken place or actually exists in the world. An individual may hold peculiar beliefs but never have peculiar experiences or vice versa. (Kerns et al., 2015, S. 59)

Paranormale Überzeugungen setzen also keinesfalls voraus, dass jemals paranormale Phänomene erlebt wurden. Die Vice-versa-Aussage im obigen Zitat muss allerdings dahin gehend eingeschränkt werden, dass AgE nicht voraussetzen, dass *vor* ihrem Auftreten AgÜ vorlagen. Spätestens mit der Attribution eines Erlebnisses bzw. eines Phänomens als paranormal wird jedoch zwangsläufig eine AgÜ im Sinne von „ich habe ein AgP erlebt“ bzw. „ich habe eine AgE gemacht“ generiert. So gesehen kann es keine AgE ohne die Überzeugung geben, dass die wahrgenommenen Phänomene außergewöhnlich sind und real existieren. Solche möglicherweise noch unbestimmten AgÜ werden zu bestimmten AgÜ, wenn sie mit ausgemachten paranormalen, magischen oder spiritistischen Hintergrundannahmen verknüpft werden.

Bei der Frage, wie die Genese von AgE mit Weltanschauungen und Realitätsüberzeugungen zusammenhängt, kommen wir zur „psychology of paranormal belief“ (Irwin, 2009). Unter paranormalen Überzeugungen kann man sowohl den Glauben an die Existenz von Psi-Phänomenen verstehen als auch den Glauben daran, entsprechende AgE gemacht zu haben. Irwin plädiert dafür, diesen Begriff ausschließlich für den Glauben an Phänomene zu verwenden, die fundamentale wissenschaftliche Paradigmen verletzen: „Thus, strictly speaking, the term ‘paranormal belief’ should apply only to belief in events that in mainstream science are generally deemed to be scientifically impossible, that is, belief in phenomena that are widely viewed as contravening the ‘basic limiting principles’ of current scientific thinking“ (Irwin, 2009, S. 109).

Oft werden paranormale Überzeugungen in der psychologischen Forschung jedoch sehr weit im Sinne von „peculiar beliefs“ (Kerns et al., 2015) und Formen eines „magisch-irrationalen Denkens“ (1994; Mischo, 1996; Schweizer, 1993) gefasst. Dann sind Psi-Phänomene nur eine Subkategorie übergeordneter Konstrukte, unter die auch abergläubische oder traditionell-religiöse Vorstellungen fallen können. Besonders umstritten ist zum Beispiel die Frage, ob auch der Glaube an die Existenz außergewöhnlicher Lebensformen wie das Ungeheuer von Loch Ness oder Außerirdische als paranormale Überzeugung zu gelten habe (Dagnall et al., 2010), da eine entsprechende Entdeckung mit der Wissenschaft vermutlich nicht unvereinbar sei. Allerdings argumentierte Lawrence (1995), dass das Paranormale nicht in der Annahme einer Existenz, sondern in der unerklärlichen Flüchtigkeit solcher Lebensformen läge.

1.3.1 Instrumente zur Erfassung von AgÜ

Um Zusammenhänge zwischen AgE und AgÜ systematisch untersuchen zu können, werden zunächst einmal Instrumente gebraucht, die in der Lage sind, AgE und AgÜ valide als separate Konstrukte zu erfassen. Tatsächlich differenzieren viele Fragebogen aber nicht einmal im Ansatz zwischen AgÜ und AgE, was auch für die häufig eingesetzte „Magical Ideation Scale“ (MIS) von Eckblad und Chapmann (1983) gilt. Anhand von 30 Items wird mit ihr ein Globalwert für magisch-irrationales Denken ermittelt, der als Indikator für das Vorliegen einer schizotypischen Persönlichkeit interpretiert wird. Die „Australian Sheep-Goat Scale“ (Thalbourne, 1995a; Thalbourne & Delin, 1993) ist ein Instrument, das insbesondere bei parapsychologischen Experimenten zur Einteilung von Probanden in gläubige „Schafe“ und skeptische „Böcke“ Verwendung findet. Die gängigste Version des Fragebogens enthält 18 Items zu Glaubensüberzeugungen und Erfahrungen im Hinblick auf außersinnliche Wahrnehmung, Psychokinese und ein Weiterleben nach dem Tod. Der Fragebogen orientiert sich an Broads (1953) Basic Limiting Principles (Kap. 1.1.2) und enthält daher keine Items zu Astrologie, Kryptozoologie oder außerirdischen Lebensformen. Solche Themen behandeln die „Paranormal Belief Scale“ (PBS) von Tobacyk und Milford (1983) bzw. die von Tobacyk (2004) revidierte Fassung (RPBS), die sich auf Glaubensüberzeugungen beschränken. Es wurden vielfach signifikante Korrelationen zwischen der PBS bzw. RPBS und der MIS gefunden (Peltzer, 2003; Thalbourne et al., 1995; Tobacyk & Wilkinson, 1990).

Als „umfassendste und differenzierteste Skala zur Erfassung der Struktur paranormalen Überzeugungen“ (Schriever, 1998a) findet sie insgesamt die häufigste und breiteste Verwendung. Sie bildet anhand von 26 Items sieben Subskalen wissenschaftlich nicht akzeptierter Glaubensüberzeugungen ab: „Traditionelle religiöse Überzeugungen“, „Psi-Fähigkeiten“, „Hexerei und Magie“, „Aberglaube“, „Spiritualismus“, „Außergewöhnliche Lebensformen“ und „Präkognition“. Ähnlich heterogen sind die Inhalte des „Extraordinary Belief Inventory“ (Otis & Alcock, 1982), das „Fügungen“, „Spiritismus“, „Traditionelle Religion“, „Psi-Phänomene“, „Außergewöhnliche Lebensformen“ sowie „Wahrsagerei“ abdeckt. Bei anderen Fragebogen (Gallagher et al., 1994; Jones et al., 1977; Preece & Baxter, 2000; Randall, 1997) geht es ähnlich heterogen zu. Trotz der Vielfalt der Subskalen deckt kein Instrument die volle Bandbreite außergewöhnlicher Überzeugungen ab. Die RPBS vernachlässigt beispielsweise Geistererscheinungen und Spukphänomene, die vergleichsweise häufig bei AgE berichtet werden und die eng mit dem Glauben an ein Jenseits und ein Leben nach dem Tod verwoben sind.

In Anlehnung an die PBS hat Schriever (1998b) eine deutschsprachige „Skala zur Erfassung paranormalen Überzeugungen“ (SEPÜ) mit 45 Items und neun Subskalen entwickelt. Die SEPÜ enthält zusätzlich noch „Astrologie, und statt pauschal „Psi-Fähigkeiten“ wie bei der

PBS zu erfassen, wird nun separat nach „Telepathie“ und „Hellsehen“ gefragt. Die SEPÜ und die anderen Instrumente zeigen, dass das Konstrukt der paranormalen Überzeugung multifaktoriell aufgefasst wird. Allerdings lassen sich laut Irwin „viele dieser Studien bezüglich der eingesetzten faktorenanalytischen Verfahren, fehlender Kontrolle funktioneller Itemunterschiede und fehlender Intervallskalierung kritisieren“ (2015, S. 51).

1.3.2 Dimensionalität von AgÜ

Die Dimensionalität der RPBS wurde mehrfach untersucht und es wurden verschiedene Modelle vorgeschlagen. So gibt es das 2-Faktor-Modell von Lange et al. (2000), das zwischen Items zur New-Age-Philosophie und zu traditionellen paranormalen Überzeugungen unterscheidet, eine 1-Faktor-Lösung, 5-Faktoren- und 7-Faktoren-Lösungen (Tobacyk und Milford, 1983; Lawrence, 1995a; Lawrence et al., 1997; Tobacyk und Thomas, 1997). Drinkwater et al. (2017) haben zehn konkurrierende Modelle der RPBS verglichen und fanden als bestes Modell eine Lösung mit einem Generalfaktor der paranormalen Überzeugung und sieben Subfaktoren, die den ursprünglichen Skalen der RPBS entsprechen. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass es einen allgemeinen Faktor des paranormalen Glaubens gibt, der durch mehrere interkorrelierte Subdimensionen beschrieben werden kann. Damit stehen sie im Widerspruch zu Tobacyk und Milford (1983), die bei der Entwicklung der PBS von unabhängigen Dimensionen ausgegangen sind.

Alles in allem variieren die Dimensionen und Inhalte der vorgestellten Skalen so stark, dass Ergebnisse nur mit Einschränkungen verglichen und interpretiert werden können. Weil es keine allgemeingültige und verbindliche Definition paranormalen bzw. magisch-irrationaler Überzeugungen gibt, ist lediglich eine operative Bestimmung möglich: Sie sind demnach jeweils das, was diverse Fragebogen und Skalen messen. Irwin plädiert eindringlich für einen restriktiveren Gebrauch des Begriffes „paranormal“ als gemeinhin üblich: „It is strongly recommended that researchers and other academic commentators define paranormal belief more specifically in terms of belief in phenomena that putatively are scientifically *impossible* rather than merely scientifically *unaccepted*“ (2009, S. 109).

Zur Subsumierung verschiedener Glaubensüberzeugungskonstrukte unter einen Begriff verwendet Irwin deshalb konsequenterweise den Sammelbegriff „scientifically unaccepted beliefs“ (2009). Allerdings deuten die faktorenanalytischen Studien von Drinkwater et al. (2017) zur RPBS ebenso wie Schrievers (1998b) SEPÜ-Faktorenstruktur darauf hin, dass beliebige Teilbereiche paranormalen Glaubens miteinander korrelieren und auf ein konsistentes Persönlichkeitsmerkmal zurückgeführt werden können. Für eine grundlegende AgÜ-Basis sprechen beispielsweise auch Ergebnisse von Schweizer (1993), der magisch-irrationales Denken mit den Skalen „Astrologie“, „Prognostik individueller Schicksale“, „Magie und Hexerei“,

„Außersinnliche Wahrnehmung“, „Psychokinese“ und „Spiritistische Überzeugungen“ untersuchte, oder eine Studie von Mischo (1996) zum Glauben an „Magische Kräfte“, „Religiosität“, „Astrologie“, „Außersinnliche Wahrnehmung“ und „Reinkarnation“. Passend dazu führen Lindeman und Svedholm (2012) AgÜ unabhängig davon, ob sie als „paranormal“, „superstitious“, „magical“ oder „supernatural“ bezeichnet werden, auf dieselben kognitiven Grundlagen zurück (dazu Kap. 1.4.3).

Reiner und Wilson (2015) haben die „Paranormal Assessment Scale“ (PAS), entwickelt, die, obwohl gestützt auf konfirmatorische Faktorenanalysen, ebenfalls Anlass zur Kritik gibt. Die Autoren postulieren vier Dimensionen paranormalen Glaubens, die mit insgesamt 15 Items erfasst werden. Die Skalen „omens of luck“, „psychic ability“ und „spirits“ decken zentrale Bereiche ab, die sich auch in allen vorgenannten Skalen finden. Ungewöhnlich ist die Skala „mystical experiences“. Zum einen geht es hierbei, wie der Name schon sagt, nicht um AgÜ, sondern um AgE. Zum anderen werden die drei Items zur Erfassung mystischer Erfahrungen mittels einer fünfstufigen Häufigkeitsskala beantwortet, während allen anderen Items zu Glaubensüberzeugungen eine fünfstufige Intensitätsskala zur Messung des Zustimmungsgades zugrunde liegt. Angesichts der Vermischung von AgÜ und AgE, der unterschiedlichen Messverfahren und der geringen Itemzahl erscheint die Inhaltsvalidität der PAS nicht überzeugend.

1.3.3 Allgemeine Verbreitung von AgÜ und AgE

Es lässt sich eine große Spannbreite von AgÜ konstatieren und es können ähnliche Diskussionen wie beim AgE-Begriff geführt werden. Aus der Dritte-Person-Perspektive kann man fragen, ob bestimmte Überzeugungen eines Menschen Abweichungen von wissenschaftlich etablierten Paradigmen implizieren. Individuen können ihre persönlichen Überzeugungen gegebenenfalls durch Perspektivenübernahme *indirekt* außergewöhnlich finden. Fasst man AgÜ als Überzeugungen auf, die analog zum AgE-Konstrukt deshalb außergewöhnlich sind, weil sie von Realitätsüberzeugungen abweichen, dann sind unmittelbar in der Erste-Person-Perspektive verankerte AgÜ ein Widerspruch in sich: Wie kann ich von der Realität eines Phänomens überzeugt sein, dessen Existenz ich gleichzeitig für unvereinbar mit meinen Realitätsüberzeugungen halte? Es kommt quasi zu einer „mental Kollision“, denn der Spielraum, der zwischen einem Erlebnis, das noch verschiedenen Deutungen offensteht, und einer bestimmten Überzeugung liegt, geht mit der Bildung einer AgÜ verloren. Können die bisherigen Realitätsüberzeugungen nicht angepasst werden, ist dies ein gravierender Konflikt.

Bei seiner oben erwähnten Untersuchung zu magisch-irrationalen Überzeugungen in der deutschen Erwachsenenbevölkerung konstatierte Schweizer (1993) allerdings einen erstaun-

lich hohen Grad an Unsicherheit in „weltanschaulich-religiösen Belangen“. Von mehr als 50 % der Befragten wurden 83 % der abgefragten Überzeugungen mit einer der mittleren Alternativen „eher richtig“ oder „eher falsch“ zwischen den Antwortmöglichkeiten „ganz richtig“ und „ganz falsch“ beantwortet. Dies sei laut Schweizer bemerkenswert, weil im Allgemeinen von einer Tendenz zur Bildung eindeutiger Glaubenshaltungen auszugehen sei. Einiges spricht dafür, dass die dieser Erwartung widersprechenden Ergebnisse dem Antwortformat geschuldet sind. Schweizer verlangte Antworten auf Items, die genau genommen keine Glaubensvermutung, sondern eine Wissensüberzeugung erfragen. Gestützt wird diese Erklärung durch eine repräsentative Telefonumfrage, die im Jahr 2000 in Deutschland durchgeführt wurde (Schmied-Knittel & Schetsche, 2011). Hier konnten sich 16 % der Bevölkerung Psychokinese, 49 % Telepathie, 55 % Präkognition und 73 % außersinnliche Wahrnehmungen im Zusammenhang mit Tod und Krisen *vorstellen*. Nur wenige der Befragten waren sich bei einem der genannten Phänomene nicht sicher – maximal 11 % im Falle der Telepathie.

Für einen entsprechenden Einfluss des Antwortformates sprechen auch die recht eindeutigen Antworten in einer Allbus-Bevölkerungsumfrage von 2012 (Terwey & Baltzer, 2013), zu religiösen Glaubensüberzeugungen. Demnach *bejahen* 51 % der Deutschen *den Glauben* an Wunder, 44 % an ein Leben nach dem Tod, 36 % an den Himmel, 22 % an die Hölle, 37 % an Engel, 22 % an die Reinkarnation, 20 % an den Teufel und 18 % an Geister. Nur maximal 7 % der Befragten antworteten mit „weiß nicht“, und dieses in Bezug auf Reinkarnation, bei Wundern sind sich nur 3 % unsicher. Zwar glauben insgesamt noch mehr Deutsche an Gott (22 %) oder eine höhere Macht (34 %) als an Wunder, aber hier geben 17 % an, nicht richtig zu wissen, was sie glauben sollen. Der negativen Aussage „Meine Weltanschauung folgt keiner religiösen Lehre“, stimmen 53 % der Befragten „voll“ (34 %) oder „eher“ (19 %) zu, die andere Hälfte der Deutschen stimmt „eher nicht“ (23 %) oder „gar nicht“ zu (24 %).

Eine vergleichbare Umfrage in den USA (Harris Poll, 2013) stellte fest, dass 74 % der Amerikaner an Gott und 72 % an Wunder glauben. Jeweils 68 % glauben an den Himmel und an Engel, 64 % an ein Leben nach dem Tod, jeweils 58 % an die Hölle und den Teufel, 42 % an Geister und 24 % an die Reinkarnation. Hier antworteten im Hinblick auf die genannten Glaubensüberzeugungen 13 % (Glaube an Wunder) bis 21 % (Glaube an Geister) mit „not sure“. Die Zahl der Menschen, die explizit nicht an Gott glauben (12 %) ist in den USA sehr gering.

Offensichtlich nimmt die Häufigkeit klassisch paranormaler Überzeugungen nicht zwingend mit der Verbreitung traditioneller religiöser Überzeugungen zu. In den USA, in der häufiger entsprechende Umfragen von renommierten Instituten wie Gallup durchgeführt werden, hielten 2005 mit 41 % weniger Menschen außersinnliche Wahrnehmung für möglich als in

Deutschland. Andererseits ist dort nicht nur der Glaube an Geister wesentlich häufiger anzutreffen, zudem glauben 37 % der Amerikaner an Spukhäuser und 21 % daran, dass man mit Toten kommunizieren kann (Moore, 2005). In Großbritannien glauben 40 % an Spukhäuser und 27 % an die Möglichkeit einer Kommunikation mit Toten, während es in Kanada beispielsweise 28 % bzw. 24 % sind. Besonders nah beieinanderliegen die Einstellungen zur Astrologie, an die 25 % in den USA, 24 % in Großbritannien und 25 % in Kanada glauben (Lyons, 2005). In Deutschland halten 58 % gar nichts, immerhin aber 36 % etwas und 6 % viel von der Astrologie (Terwey & Baltzer, 2013).

Die Vergleiche westlicher Nationen zeigen zwar Unterschiede hinsichtlich einzelner Phänomene, die mitbedingt durch unterschiedliche Erhebungsmethoden und Befragungsinstrumente sein können, machen aber deutlich, dass AgÜ im Allgemeinen sehr verbreitet sind. In den USA glaubten 2005 (Moore, 2005) 73 % der Bevölkerung an mindestens eines von zehn erfragten Phänomenen, vier Jahre zuvor waren es 76 % (Newport & Strausberg, 2001). In Deutschland fällt die Bilanz noch deutlicher aus. Hier halten nur 11 % keines von sechs erfragten Phänomenen für denkbar (Schmied-Knittel & Schetsche, 2011).

Wenn AgÜ so weit verbreitet sind, in welchem Verhältnis stehen dazu konkrete AgE? Da der Glaube an AgP keine AgE voraussetzt, ist eigentlich nicht zu erwarten, dass wir zu gleichen Ergebnissen kommen. In einer „Multinational Human Values Study“ haben Haraldsson und Houtkooper (1991) insgesamt 18607 Menschen in den USA und 13 Ländern Europas, darunter Westdeutschland (BRD), nach AgE befragt. In den USA wurden Erfahrungen mit Telepathie von 54 %, mit Hellsehen von 25 % und Kontakte mit Verstorbenen von 30 % angegeben. In Europa war Italien bei Telepathie (41 %) und Hellsehen (39 %) Spitzenreiter, Kontakte mit Verstorbenen hatten vor allem die Isländer (41 %). In Westdeutschland gaben 39 % telepathische Erfahrungen, 21 % Hellseherfahrungen und 28 % Kontakte mit Verstorbenen an. Insgesamt vorne in der Verbreitung von AgE lagen die USA und Italien, wo jeweils 60 % der Befragten mindestens eine AgE angaben, gefolgt von Island (52 %) sowie Westdeutschland (49 %), England und Finnland (je 48 %), wo es jeweils noch rund die Hälfte der Bevölkerung waren. Schlusslicht waren die Norweger (24 %) und die Dänen (25 %). Der gesamteuropäische Schnitt lag bei 46 %. Eine aktuellere Studie zeigt, dass die Zahl der Amerikaner, die angeben, eine religiöse oder mystische Erfahrung gemacht zu haben, seit 1962 bis 2009 kontinuierlich von 22 % auf 49 % gestiegen ist – gleich hier sei angemerkt, dass in Deutschland 2012 nur 4 % der Bevölkerung darüber berichten (Terwey & Baltzer, 2013). Des Weiteren ist die Zahl derjenigen, die schon einmal den Eindruck hatten, mit Verstorbenen in Kontakt gewesen zu sein, seit 1991 bis 2009 von 17 % auf 29 %, und derjenigen, die meinen, schon einmal die Anwesenheit eines Geistes wahrgenommen zu haben, von 9 % auf 18 % gestiegen (Pew Research Center, 2009). Zu der Einschätzung, dass die Häufigkeit von AgE eher zu-, als abnimmt, sind in früheren Jahren auch schon andere

Untersucher gekommen (Gallup & Newport, 1991; 1975, 1987; Greeley, 1991; 1993; McClenon, 1994).

In der deutschen Umfrage von Schmied-Knittel und Schetsche gaben jeweils 37 % der Befragten an, schon Wahrträume und verblüffende Koinzidenzen erlebt zu haben. Noch häufiger, nämlich von 50 %, wurden Déjà-vu-Erfahrungen berichtet. Außersinnliche Wahrnehmung im Zusammenhang mit Tod und Krisen nannten 19 %, Erscheinungen hatten 16 % gesehen und über Spukerfahrungen verfügten 12 %. Insgesamt berichteten 73 % der Befragten über mindestens eine AgE, das entspricht dem Prozentsatz derjenigen, die außersinnliche Wahrnehmung im Zusammenhang mit Tod und Krisen für möglich halten. Wenn man von den häufigen Déjà-vu-Erfahrungen absieht, hat immer noch die Hälfte der Bevölkerung mindestens einmal eine klassisch-paranormale Erfahrung gemacht. Das entspricht in etwa der Zahl von 52 % der Deutschen, die in der Allbus-Befragung 2012 angaben, „selten“ oder auch häufiger Erfahrungen gemacht zu haben, „die sich nur durch das Wirken übernatürlicher Kräfte erklären lassen“ (Terwey & Baltzer, 2013).

In einer Studie mit dem „Fragebogen zur Erfassung der Phänomenologie Außergewöhnlicher Erfahrungen“ (PAGE-R; Fach et al., 2011) – der am IGPP konstruiert wurde, sich im Anhang befindet und noch ausführlich dargestellt wird (Kap. 5.1.2) – gaben in einer teilrepräsentativen Stichprobe ($n = 1580$) der Schweizer Normalbevölkerung 91 % an, mindestens „selten“, das heißt wenigstens einmal, eines der mittels 32 Items erfragten AgP erlebt zu haben (Landolt et al., 2014). Vor dem Hintergrund der Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung (Kap. 1.1.1) ist dabei jedoch zu bedenken, dass vereinzelte AgP noch nicht zwingend den Charakter einer AgE haben und die PAGE-R-Daten daher nicht ohne Weiteres vergleichbar mit den Umfragewerten der oben genannten Studien sind. Beispielsweise ist allein ein unerklärliches Klopfgeräusch (Item 5) noch kein ausgemachter Spuk oder ein unerklärliches Gefühl (Item 14) für sich genommen noch keine außersinnliche Wahrnehmung.

Neben der Normalbevölkerung gibt es in unserer Gesellschaft Subkulturen mit ausgeprägten paranormalen und magischen Überzeugungen. In einer Studie von Fach (2000/2001) zeigten sich Ende der 1990er-Jahre rund 90 % von 422 befragten Anbietern und Anbieterinnen auf dem deutschen Esoterikmarkt überzeugt von der Existenz einer „übermenschlichen höheren Wirklichkeit“, einer Fortexistenz nach dem Tode und New-AgE-Vorstellungen, die formelhaft lauten: „Es gibt eine größere Wirklichkeit, die das gewöhnliche Bewusstsein übersteigt, und es besteht die Möglichkeit, mit bestimmten Methoden Zugang zu dieser größeren Wirklichkeit zu bekommen und ein ganzheitliches Bewusstsein zu verwirklichen“ (2000/2001, S. 189). Die Befragten waren zu 95 % von der Existenz paranormaler Phänomene überzeugt und 80 % gaben an, dass ihr Leben maßgeblich durch eigene AgE beeinflusst wurde.

Es lässt sich also feststellen, dass nicht nur AgÜ, sondern auch AgE weit verbreitet sind. Unter Berücksichtigung von aktuellen und auch älteren Studien (Blackmore, 1984; Haight, 1979; Haraldsson, 1985b; Palmer, 1979; Ross & Shaun, 1992) kann man davon ausgehen, dass in den Normalbevölkerungen der westlichen Länder mindestens jeweils 30 % bis 50 % der Befragten über AgE berichten, die auf klassisch-paranormalen Phänomenen basieren.

1.4 Klassische Hypothesen zur Genese von AgÜ

Abgesehen von allgemeinen Bevölkerungsumfragen zur Verbreitung von AgÜ und AgE gilt das Interesse bei wissenschaftlichen Studien besonders der Frage, inwieweit paranormale Überzeugungen mit soziodemografischen, kognitiven und persönlichkeitspezifischen Merkmalen zusammenhängen. Irwin (2009) unterscheidet vier zentrale Forschungsansätze zur Genese und Funktion von AgÜ und hat dazu eine Fülle entsprechender Studien gesichtet und ausführlich kommentiert: Erstens geht die „Marginalitätshypothese“, die soziologisch verankert ist (Wuthnow, 1976), davon aus, dass Mitglieder sozialer Randgruppen besonders empfänglich für paranormale Glaubenssysteme sind; zweitens postuliert die „Weltbildhypothese“ (Zusne & Jones, 1982) einen Zusammenhang zwischen paranormalen Überzeugungen und dem Bedürfnis, der Welt einen Sinn abzugewinnen; drittens unterstellt die „Kognitive Defizithypothese“ (Alcock, 1981), dass sich Personen, die an das Paranormale glauben, durch unkritisches, unlogisches und irrationales Denken auszeichnen; viertens vermutet die „Psychodynamische Funktionshypothese“ (Katz, 1960), dass paranormalen Überzeugungen eine besondere Rolle bei der Befriedigung eines Bedürfnisses nach Kontrolle und Sicherheit in der Lebensbewältigung zukommt. Im Folgenden werden die zentralen Befunde zu den Hypothesen nach Irwin (2009) zusammenfassend kurz dargestellt.

1.4.1 Gesellschaftliche Marginalität

Im Hinblick auf die Marginalitätshypothese zählt Irwin (2009) eine Fülle von Studien auf, die Zusammenhänge zwischen AgÜ und demografischen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Bildung, sozioökonomischem Status, ethnischer Herkunft oder sexueller Orientierung zum Gegenstand hatten. Dabei wird immer davon ausgegangen, dass bestimmte Ausprägungen der genannten Variablen in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten mit Nachteilen, Diskriminierung, Ausgrenzung oder Kontrollverlust verbunden sind.

Die Ergebnisse verschiedener Studien sind uneinheitlich und widersprüchlich. Zudem differenzieren sie in der Regel nicht zwischen AgÜ und AgE, was unter bestimmten Vorannahmen sogar verständlich ist: Wenn AgE aus weltanschaulicher Sicht per se nicht auf der Wahr-

nehmung von „echten“ Anomalien oder paranormalen Phänomenen beruhen „dürfen“, sondern Täuschungen, Fehlattributionen oder Halluzinationen sein müssen, dann können die Betroffenen zwangsläufig nur *glauben*, AgP erlebt bzw. AgE gemacht zu haben. Das ist etwa der Fall, wenn jemand einen telepathischen Zusammenhang zwischen sich und einer anderen Person herstellt, die ausgerechnet dann anruft, als er oder sie gerade an diese denkt. So gesehen wären AgE immer Varianten von AgÜ.

Jedenfalls zeigt sich, dass zum Beispiel die Neigung zu AgÜ und AgE im höheren Alter, das mit Marginalität assoziiert ist, im Allgemeinen nicht im Sinne dieser Hypothese zu-, sondern abnimmt (Blackmore, 1984; Clarke, 1991; Emmons & Sobal, 1981b; Hartmann, 1976; Heintz & Baruss, 2001; Randall, 1990; Sobal & Emmons, 1982; Tobacyk et al., 1988b). Diese Tendenz zeigte sich auch in der repräsentativen Umfrage in Deutschland von Schmied-Knitte und Schetsche (2011) und in Untersuchungen von Epstein (2014), auf die an anderer Stelle noch eingegangen wird (Kap. 11.2.4). Eine Ausnahme bilden traditionelle religiöse Überzeugungen, die mit dem Alter entweder nicht abnehmen (Emmons & Sobal, 1981b; Tobacyk et al., 1988b) oder zunehmen (Heintz & Baruss, 2001; Jupp, 2008). Im Hinblick auf den sozioökonomischen Status und die sexuelle Orientierung ließen sich ebenfalls keine stringenten Zusammenhänge finden, welche die Marginalitätshypothese stützen könnten.

Einzig im Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit zeigten sich signifikante Unterschiede. Demnach neigen Frauen häufiger zu AgÜ (Billows & Storm, 2015; Bressan, 2002; Canetti D. & Pedahzur, 2002; Drinkwater et al., 2017; Göritz & Schumacher, 2000; Irwin, 1985; Randall, 1990; Schulter & Papousek, 2008; Tobacyk & Milford, 1983; Wolfradt, 1997). Allerdings gibt es auch Studien, die keine Unterschiede zeigen (Donovan, 1998; Fox & Williams C., 2000; Hartmann, 1976; Houran et al., 2002; Houran & Williams C., 1998; Jones et al., 1977), und meist gelten die höheren Werte bei Frauen nur für bestimmte AgÜ und AgE, beispielsweise Astrologie und besonders Außersinnliche Wahrnehmung. Männer glauben zum Beispiel eher an die Existenz außergewöhnlicher Lebensformen und Ufos. Irwin nennt hier einige Studien und alles in allem bleibt offen, inwieweit gefundene Unterschiede auf Rollenstereotype oder das Geschlecht zurückgehen (Irwin, 2009).

Laut Irwin „untermauern die demographischen Korrelate zum Glauben an das Paranormale die Nützlichkeit der Hypothese sozialer Marginalität nur wenig“ (2015, S. 54), und Cardena et al. kommen im Hinblick auf AgE bzw. „anomalous experiences“ (AE) zu dem Schluss: „For the most part, demographic analyses have provided little insight into why people differ in terms of AEs. Generally speaking, disparities in age, socioeconomic status, ethnicity, education, and intelligence do not reliably predict differences in the propensity to experience AEs“ (2014a, S. 416). Insgesamt erscheint es schon allein angesichts der allgemeinen so starken Verbreitung von AgÜ nicht plausibel, davon auszugehen, dass es sich dabei im Wesent-

lichen um ein Produkt gesellschaftlicher Marginalität handeln könnte. Plausibler ist die Annahme, dass AgÜ etwas mit Bedürfnissen zu tun haben könnte, die alle Menschen angehen.

1.4.2 Konstruktion von Weltbildern

Nach Zusne und Jones (1982; Zusne & Jones, 1989) ist der paranormale Glaube eine Ausdrucksform des menschlichen Bedürfnisses, dem Leben und der Welt einen Sinn zu geben. Ein Beispiel für die Bandbreite der Möglichkeiten liefern die verbreiteten gegensätzlichen Vorstellungen über die Natur des Todes. Menschen mit einem spirituellen Weltbild sehen den Tod als Übergang in einen anderen Existenzzustand, während für materialistisch denkende Personen dann alles aus ist. Dass die Weltbildhypothese eine gewisse Bedeutung hat, zeigt sich laut Irwin an der Verhaltensrelevanz von AgÜ. Er zählt eine ganze Reihe von Studien auf, die belegen, dass Personen, die sich durch ein mittleres bis hohes Niveau paranormaler Überzeugungen auszeichnen, vermehrt Filme und Literatur mit entsprechenden Themen konsumieren, Angebote der Esoterikszene wahrnehmen und sich des Öfteren selbst an okkulten Praktiken versuchen (Irwin, 2009, S. 68).

Die Beziehung zwischen AgÜ und traditionell-religiösen Überzeugungen ist unklar. Diverse Studien, insbesondere solche, die eine große Bandbreite von Phänomen abdecken, postulieren positive Korrelationen (Goode, 2002; Hergovich et al., 2005; Irwin, 1985; Orenstein, 2002; Williams E. et al., 2006), andere fanden keine oder negative Zusammenhänge (Bainbridge & Stark, 1980; Beck & Miller, 2001; Donahue, 1993; Duncan et al., 1992; Hillstrom & Strachan, 2000; MacDonald, 2000; Rice, 2003; Sparks, 2001; Tobacyk & Wilkinson, 1990). Emmons und Sobal (1981a) gehen davon aus, dass Menschen ohne traditionelle religiöse Bindung eher zu nichtreligiösen paranormalen Überzeugungen tendieren (z. B. Telepathie) als zu religiösen Vorstellungen (z. B. Engel). Bainbridge (2004) vermutet, dass Kirchenangehörige, die nicht an Gottesdiensten teilnehmen, traditionelle Religiosität und paranormale Überzeugungen eher miteinander verbinden als regelmäßige Kirchgänger, da nichtreligiöse paranormale Überzeugungen und Erfahrungen nach offizieller Lehrmeinung der traditionellen Kirche abgelehnt würden. Grundsätzlich legen die Daten jedoch eine positive Beziehung zwischen AgÜ und traditioneller Religiosität nahe.

Im Hinblick auf die Funktion von AgÜ und Religion stellt sich die Frage nach der Kontrollüberzeugung („locus of control“). Glauben Menschen mit AgÜ, dass ihr Leben weitgehend durch äußere Einflüsse, Glück, Zufall oder höhere Mächte bestimmt wird, oder dass sie ihr Schicksal selber in der Hand haben? Viele Studien belegen, dass der Glaube an das Paranormale im Allgemeinen mit einer externalen Kontrollüberzeugung verbunden ist (Allen & Lester, 1994; Dag, 1999; Göritz & Schumacher, 2000; Groth-Marnat & Pegden, 1998;

Irwin, 1986; Jones et al., 1977; McGarry & Newberry, 1981; Peltzer, 2002; Randall & Desrosiers, 1980; Sica et al., 2002; Thalbourne et al., 1995; Tobacyk & Milford, 1983).

Insgesamt gibt es empirische Unterstützung für die Weltbildhypothese. Letztlich geben aber weder die Hypothese noch die Befunde einen Aufschluss darüber, auf welcher Grundlage sich bestimmte Weltbilder bzw. AgÜ ausgeprägt haben. Irwin (2009) hält die Weltbildhypothese deshalb für unzureichend und plädiert dafür, sich intensiv mit den kognitiven Prozessen zu beschäftigen, die der Konstruktion von AgÜ zugrunde liegen könnten.

1.4.3 Kognitive Prozesse und Defizite

Es gibt Ansätze, die AgÜ mit mangelnder Bildung, fehlendem logischen Denkvermögen und anderen intellektuellen Defiziten in Verbindung bringen. Alcock (1981), ein früher Verfechter der Defizithypothese, hält nicht nur Menschen mit paranormalen Überzeugungen für unkritisch und irrational, sondern ebenso die Forschenden im Bereich der Parapsychologie, die für ihn eine Pseudowissenschaft ist. Tatsächlich ist die Beziehung zwischen dem Bildungsniveau und der Ausprägung von AgÜ angesichts einer spärlichen und widersprüchlichen Datenbasis bis heute weitgehend ungeklärt. Irwin (2009) nennt einige Studien, die einen negativen Zusammenhang zwischen Bildung und AgÜ fanden (Schulter & Papousek, 2008), aber auch andere, in denen die Korrelationen positiv ausfielen (Farha & Steward, 2006; Tobacyk, 1984), und solche, in denen sich keine signifikanten Unterschiede fanden (Sjöberg & Wahlberg, 2002). Unmittelbare Zusammenhänge mit Intelligenzmessungen (IQ) zeigten sich zwar bei abergläubischen Vorstellungen (Thalbourne & Nofi, 1997), bei paranormalen AgÜ im engeren Sinne konnte die Defizithypothese aber nur teilweise (Smith et al., 1998) oder gar nicht gestützt werden (Jones et al., 1977; Stuart-Hamilton et al., 2006).

Verschiedene Untersuchungen (Blackmore & Troscianko, 1985; Brugger et al., 1991; Brugger et al., 1995) stützen die Annahme, dass AgÜ auf Schwierigkeiten bei der realistischen Einschätzung von Wahrscheinlichkeiten beruhen (Esgate & Groome, 2001; French, 1992; Sutherland, 1992), andere bestätigen diese Hypothese jedoch nicht (Blackmore, 1997; Musch & Ehrenberg, 2002; Roberts & Seager, 1999; Stuart-Hamilton et al., 2006). Aktuellere Studien legen nahe, dass AgÜ wohl weniger mit einem mangelnden Verständnis der Wahrscheinlichkeitstheorie zu tun haben, sondern dass Menschen mit AgÜ eher andere Maßstäbe bei der Beurteilung der Zufälligkeit von Ereignissen anlegen (Dagnall et al., 2007; Rogers et al., 2009). Sie tendieren offenbar dazu, in zweideutigen Situationen oder zufälligen Sequenzen in stärkerem Maße Muster und Bedeutungen zu erkennen (Blackmore & Moore, 1994; Bressan, 2002; Bressan et al., 2008; Brugger et al., 1993). Studien zeigen, dass Menschen mit AgÜ eine hohe Bereitschaft haben, beliebige Horoskope oder grafologische Gutachten, die

entgegen ihrer Erwartungen nicht eigens für sie erstellt wurden, als zutreffend zu empfinden (Boyce & Geller, 2002; Munro & Munro, 2000; Wiseman & Smith, 2002).

Irwin (2009, S. 83–84) nennt eine ganze Reihe von Studien, die anhand verschiedener Aufgaben, unter anderem der Beurteilung der Richtigkeit von Syllogismen, negative Korrelationen zwischen der Fähigkeit zu kritischem Denken und der Stärke paranormalen Überzeugungen fanden (Gray & Mill, 1990; Hergovich & Arendasy, 2005; Roberts & Seager, 1999; Wierzbicki, 1985). Andere Untersuchungen zeigten allerdings, dass unkritisches Denken insbesondere mit traditioneller Religiosität zusammenhing (Hergovich & Arendasy, 2005; Irwin, 1991a; Tobacyk & Milford, 1983) und dass sich Menschen mit AgÜ ohne religiösen Bezug nicht von skeptisch eingestellten Personen unterschieden (Roe, 1999).

Letztendlich sieht Irwin nach seiner intensiven Auseinandersetzung mit den vorliegenden Forschungsergebnissen keine ausreichenden Belege dafür, dass Menschen mit AgÜ generell über kognitive Defizite oder eine geringere Intelligenz verfügen als „Ungläubige“:

In light of the above review it must be said that the cognitive deficits hypothesis appears to be rather more successful as a polemical device for sceptical commentators than as an empirically grounded theory of paranormal belief. Studies of intelligence and reasoning skills are not encouraging for the hypothesis. Indeed, the findings of some of these studies and of investigations of other cognitive processes potentially less deprecatory of paranormal believers (e.g., creativity and reasoning style) suggest that the cognitive deficits hypothesis does not adequately depict the thought processes underlying paranormal belief. (Irwin, 2009, S. 90)

Irwin vertritt die Auffassung, dass AgÜ weniger mit „Denkfähigkeiten“, sondern mehr mit „Denkstilen“ zu tun haben. Dabei verweist er auf Arbeiten von Epstein (Denes-Raj & Epstein, 1994; 1994; Epstein et al., 1996; Pacini & Epstein, 1999b) und die Differenzierung zwischen einem analytisch-rationalen und einem intuitiv-erfahrungsbezogenen Stil, die auf unterschiedliche Informationsverarbeitungsprozesse zurückgehen (Kap. 1.5.1). Obwohl gewöhnlich jeder Stil in Abhängigkeit von situativen Umständen verwendet wird, können Personen eine gewohnheitsmäßige Präferenz für einen Stil ausbilden. Verschiedene Untersuchungen stützen die These, dass Menschen mit AgÜ einen intuitiv-erfahrungsbasierten Denkstil bevorzugen (Aarnio & Lindeman, 2005; Genovese, 2005; Irwin & Young, 2002; Lindeman, 1998; Marks et al., 2008; Wolfradt et al., 1999). Lindeman (2006; Lindeman & Aarnio, 2007; Lindeman & Saher, 2007) führt paranormale Überzeugungen auf Kategorienfehler bei der Anwendung fundamentaler ontologischer Prinzipien zurück. Kategorienfehler bestehen darin, dass Begriffe oder Konzepte in Verbindungen verwendet werden, in denen sie keinen Sinn ergeben bzw. logisch falsch sind. Das ist laut Lindeman der Fall, wenn Menschen glaubten, dass Gedanken auf physische Objekte einwirkten (Psychokinese) oder Edelsteine Krankheiten heilten (Animismus):

We define paranormal beliefs as beliefs in physical, biological or psychological phenomena that feature fundamental or core ontological properties of another ontological category. In this manner, biological and physical phenomena may possess psychological core properties (e.g. beliefs, desires, intentionality), mental and physical phenomena may have the core properties of biological organisms (e.g. living, healing, contaminating), and mental phenomena may possess the core properties of physical phenomena like force or energy, independent existence, and an ability to touch objects. (Lindeman & Aarnio, 2006, S. 586–587)

Lindeman ist der Ansicht, dass Menschen mit AgÜ die gleichen Kategorienfehler begehen, die dem magischen Denken bei Kindern entspringen. Wie Irwin geht sie davon aus, dass entsprechende Neigungen bei Erwachsenen im intuitiv-erfahrungsbasierten Stil verwurzelt sind (Lindeman & Aarnio, 2006, 2007; Lindeman & Saher, 2007), auf den wir noch genauer zu sprechen kommen (Kap. 1.5.2). Mit Blick auf Broads Prinzipien (Kap. 1.1.2) basieren AgÜ demnach darauf, dass exklusive Bestimmungsmerkmale physischer, psychischer oder biologischer Systeme Gegenständen zugeschrieben werden, die diese aus wissenschaftlicher Sicht nicht besitzen können.

1.4.4 Psychodynamik und Persönlichkeit

Die sogenannte psychodynamische Funktionshypothese ist nicht zwangsläufig mit der Auffassung verknüpft, dass AgÜ mit psychischer Auffälligkeit einhergehen. Zunächst einmal steht die Frage im Raum, ob AgÜ möglicherweise enger mit bestimmten Persönlichkeitseigenschaften verknüpft sind und ob durch entsprechende Veranlagungen eine besondere Motivation zur Ausbildung von AgÜ gegeben ist. Inwieweit AgÜ mit psychischen Störungen korrelieren, wird an anderer Stelle erörtert (Kap. 1.6).

Extra- und Introversion

Irwin (2009) referiert vereinzelte Studien, die auf ein verringertes Interesse an sozialen Kontakten und eine Tendenz zu sozialem Rückzug bei Menschen mit AgÜ hindeuten (1983b; Tobacyk, 1985b; Tobacyk & Pirttilä-Backman, 1992; Tobacyk & Tobacyk, 1992), allerdings zeigen viele Studien, dass AgÜ nicht mit Introversion bzw. nicht negativ mit Extraversion korrelieren (Charumathy & Anantharaman, 1983; Gallagher et al., 1994; MacDonald, 2000; Thalbourne et al., 1995; Willging & Lester, 1997; Williams et al., 2007; Windholz & Diamond, 1974). Gelegentlich wurden positive Korrelationen zwischen Extraversion und AgÜ gefunden (Görnitz & Schumacher, 2000; Peltzer, 2002).

Sensation Seeking

Gegen eine Neigung zu sozialem Rückzug sprechen auch positive Zusammenhänge zwischen Sensation Seeking (Zuckerman et al., 1964), das heißt dem Bedürfnis nach Stimulation, vielfältigen Erfahrungen und AgÜ (Davis et al., 1974; Groth-Marnat & Pegden, 1998; Kumar et al., 1993; Smith et al., 2009; Tobacyk & Milford, 1983; Zuckerman, 1971; Zuckerman et al., 1972). Dieser Befund wird auch gestützt durch Korrelationen von AgÜ mit dem Persönlichkeitskonstrukt „Offenheit für Erfahrung“ des Fünf-Faktoren-Modells der Persönlichkeit bzw. der „Big Five“ (Costa & McCrae, 1992; McCrae & John, 1992), die vielfach nachgewiesen wurden (Egan et al., 1999; Eudell & Campbell, 2007; Gallagher et al., 1994; MacDonald, 2000) und an anderer Stelle (Kap. 1.5.9) noch ausführlich erörtert werden.

Dogmatismus

Interessanterweise scheint die positive Beziehung von AgÜ und Offenheit traditionelle religiöse Überzeugungen nicht einzuschließen (MacDonald, 2000; Roccas et al., 2002; Wink et al., 2007). Gelegentlich gefundene positive Korrelationen von AgÜ mit Dogmatismus (Alcock & Otis, 1980; Auton et al., 2003; Thalbourne et al., 1995; Tobacyk & Milford, 1983) könnten darauf zurückzuführen sein. Für die Notwendigkeit einer Differenzierung traditionell-religiöser und paranormaler Überzeugungen sprechen auch Studien, in denen wiederum negative Befunde in Bezug auf Gewissenhaftigkeit (Egan et al., 1999) und gemischte Ergebnisse bei Autoritarismus (Canetti D. & Pedahzur, 2002; Heard & Vyse, 1998; Randall, 1991), die als Korrelate von Dogmatismus anzusehen sind, gefunden wurden.

Kreativität und Fantasie

Viele Studien weisen darauf hin, dass AgÜ mit Kreativität korrelieren (Davis et al., 1974; Gianotti et al., 2001; Joesting & Joesting, 1969; Thalbourne, 1998, 2000; Thalbourne & Delin, 1994) Kreativität korreliert insbesondere mit Fantasieneigung („fantasy proneness“) als einer Persönlichkeitseigenschaft, die sich darin äußert, dass Menschen häufig und intensiv in Imaginationen versunken sind (Irwin, 1990, 1999a; Lynn & Rhue, 1986, 1987, 1988; Lynn & Sivec, 1992; Rao & Krishna, 1992; Wilson & Barber, 1983). Zahlreiche Studien fanden direkte Korrelationen zwischen Fantasieneigung und AgÜ (Gow et al., 2004; 1990; Irwin, 1991b; Lawrence, 1995; Rogers, 2007; Thalbourne, 1998; Thalbourne & Nofi, 1997). Imagination und Fantasie werden später noch ausführlich in ihrem Bezug zu AgE thematisiert (Kap. 1.5.5).

Suggestibilität

Menschen mit starker Imaginationsfähigkeit sind nicht nur kreativ, sondern auch leicht hypnotisierbar (Hilgard, 1970, 1974; Lynn & Rhue, 1988; Wilson & Barber, 1983) und diese Suggestibilität korreliert positiv mit AgÜ (Atkinson, 1994; Haraldsson, 1985a; Pekala et al., 1992; Saucer et al., 1992; Thalbourne, 1995b; Wagner & Ratzeburg, 1987). Weitere der Suggestibilität nahestehende Konstrukte, wie Imaginationsfähigkeit (Whalen & Nash, 1996), Absorption (Glicksohn & Barrett, 2003; Spiegel & Cardeña, 1991; Tellegen & Atkinson, 1974), Hypersensibilität (Jawer, 2006), „thin-boundariedness“ (Hartmann, 1991), Transliminalität (Sherwood & Milner, 2004; Thalbourne, 2000) und Feldabhängigkeit (Hergovich, 2003; Roney-Dougal, 1987; Snel et al., 1995) korrelieren ebenfalls mit AgÜ. Eine erhöhte Bereitschaft zu falschen Erinnerungen (false memory) bei Menschen mit AgÜ (Wilson & French, 2006) könnte auf eine erhöhte Suggestibilität oder aber auf schlechtere Gedächtnisfähigkeiten zurückzuführen sein.

Selbstwert

Laut Irwin (2009) gibt es keine Hinweise darauf, dass AgÜ mit einem Mangel an Selbstwertgefühl verbunden sind. Gelegentlich fanden sich positive Zusammenhänge mit dem Selbstwertempfinden (Fitzpatrick & Shook, 1994; Tobacyk, 1985a; Tobacyk & Milford, 1983), einem ausgeprägten Gefühl, etwas Besonderes zu sein (Tobacyk & Mitchell, 1987) oder auch mit Narzissmus (Roe & Morgan, 2002).

Neurotizismus

Im Hinblick auf Neurotizismus gibt es sowohl Studien, die positive Korrelationen (Dagnall et al., 2007; Fichten & Sunerton, 1983; Gallagher et al., 1994; Lindeman & Aarnio, 2007; Peltzer, 2002; Thalbourne et al., 1995; Williams et al., 2007; Windholz & Diamant, 1974; Wiseman & Watt, 2004) als auch keine Zusammenhänge (Haraldsson, 1985a; Lester & Monaghan, 1995; MacDonald, 2000; Peltzer, 2002; Sjöberg & Wahlberg, 2002; Willging & Lester, 1997) mit AgÜ aufweisen. French und Stone kommen bei ihrer Sichtung relevanter Studien zu dem Schluss, dass Neurotizismus vor allem mit Glaubensüberzeugungen, „that suppose powerful external forces acting on the individual“ (2013, S. 56) zusammenhängen.

Schizotypie

Schizotypie, auf die noch ausführlicher eingegangen wird (Kap. 1.5.8), ist ein theoretisches Konstrukt, bei dem von einem Kontinuum ausgegangen wird, das von normalen dissoziativen und imaginativen Zuständen bis hin zur Schizophrenie reicht. Im Zuge eines um 2000 einsetzenden Forschungstrends wurden vermehrt Zusammenhänge von AgÜ und AgE mit

Schizotypie untersucht. In einer größeren Zahl von Studien (Gallagher et al., 1994; Genovese, 2005; Goulding, 2004, 2005; Peltzer, 2003) zeigte sich, dass die Positivsymptome, also magisch-irrationale Vorstellungen, ungewöhnliche Wahrnehmungen und das Erkennen sinnvoller Zusammenhänge in zufälligen Ereignissen, hoch mit AgÜ und AgE korrelieren, was nicht verwundert. Im Unterschied dazu weist die Negativsymptomatik, die sich unter anderem durch sozialen Rückzug und Anhedonie auszeichnet, nur einen geringen Zusammenhang mit AgÜ und AgE auf (Irwin & Green, 1998). Außerdem gehen hohe Schizotypiewerte nicht grundsätzlich mit psychischer Auffälligkeit einher. Viele Menschen mit ausgeprägter Positivsymptomatik führen ein erfülltes Leben (Bentall, 2000; Claridge, 1997; Jackson, 1997) weshalb von einer „healthy schizotypy“ (Goulding, 2004, 2005; McCreery & Claridge, 2002) und von „happy schizotypes“ (Alminhana et al., 2017; Claridge et al., 1996) gesprochen wird (Kap. 1.5.8). Chmielewski und Watson (2008) fanden zudem heraus, dass nur die Positivsymptomatik, nicht aber die Negativsymptomatik signifikant mit Dissoziation (Kap. 1.5.5; 1.5.6; 1.5.7) korreliert.

Kontrollbedürfnis

Als wichtigste Größe unter den motivationalen Faktoren, die „das ‚Bedürfnis an das Paranormale zu glauben‘ antreiben“, sieht Irwin (2015, S. 59) das Bedürfnis nach Kontrolle. Untersuchungen im Hinblick auf den „locus of control“ (Rotter, 1966; 1975) zeigen im Allgemeinen positive Korrelationen zwischen AgÜ und einer externalen Kontrollüberzeugung (Allen & Lester, 1994; Göritz & Schumacher, 2000; Peltzer, 2002; Thalbourne et al., 1995; Tobacyk & Milford, 1983). Scheidt (1973) führte diesen Zusammenhang darauf zurück, dass Menschen, die glauben, dass ihr Leben wesentlich von äußeren Umständen abhängt, auch dazu neigen, höhere und paranormale Einflüsse für ihr Schicksal verantwortlich zu machen. Allerdings scheint das nicht für alle Formen von AgÜ zu gelten (Tobacyk et al., 1988a). Beispielsweise fanden Groth-Marnat und Pedgen (1998), dass paranormale AgÜ erwartungsgemäß mit einer externalen, jedoch abergläubische Vorstellungen stattdessen mit einer internalen Kontrollüberzeugung einhergehen. Dies erklären sie damit, dass abergläubisches Verhalten darauf abzielt, Unglück zu vermeiden, und somit ein Versuch ist, Einfluss auf das eigene Schicksal zu nehmen. Entsprechend zeigen verschiedene Studien, dass Personen mit AgÜ beispielsweise stärker an die Möglichkeit einer Einflussnahme auf die Ergebnisse von Glücksspielen glauben (Ayeroff & Abelson, 1976; Benassi et al., 1979; Blackmore & Troscianko, 1985; Joukhador et al., 2004; Tobacyk & Wilkinson, 1991). Billows und Storm (2015) fanden in einer jüngeren Studie mit australischen Probanden allerdings nur einen schwachen positiven Zusammenhang zwischen paranormalen Überzeugungen und einer externalen Kontrollüberzeugung, der nicht signifikant wurde. Als mögliche Erklärung erwägen die Forscher neben methodischen Gründen auch kulturelle Unterschiede.

Angst

Irwin (1992) argumentiert, dass AgÜ einem Bedürfnis nach Kontrolle über eigentlich unkontrollierbare Ereignisse entspringen. Seines Erachtens zeigt sich magisch-irrationales Verhalten am deutlichsten, wenn Menschen mit einem starken Kontrollbedürfnis unter einem hohen Stresslevel stehen. AgÜ werden demnach besonders dann aktiviert, wenn das Kontrollbedürfnis bedroht ist, und sie tragen dazu bei, in unberechenbaren Situationen ein Gefühl von Sicherheit zu erzeugen. Insgesamt korrelieren AgÜ zwar nicht mit Ängstlichkeit (Jones et al., 1977; Smith & Karmin, 2002; Tobacyk, 1982), aber es wurde ein stark positiver Zusammenhang mit Todesangst gefunden (Tobacyk, 1983a; Tobacyk & Pirttilä-Backman, 1992). Insbesondere die Tatsache, eines Tages sterben zu müssen, führt zu einem „Terror Management“ (Greenberg et al., 1986), das erheblichen Einfluss auf Informationsverarbeitungsprozesse und das Verhalten der Menschen hat, wie Solomon et al. (2016) mit vielen sozialpsychologischen Experimenten eindrücklich zeigen konnten. AgÜ sind demnach eine mögliche Strategie, um latente Bedrohungen und Todesangst im Zaum zu halten. Auch hier muss allerdings zwischen religiösen und nichtreligiösen AgÜ differenziert werden. Bei traditionell-religiösen Überzeugungen wurden auch negative Korrelationen mit Todesangst gefunden (Alvarado et al., 1995; Lange & Houran, 1997; Roff et al., 2002; Thalbourne, 1996).

Coping

AgÜ dienen folglich vor allem als eine Anpassungs- und Bewältigungsstrategie in bedrohlichen Situationen (Irwin, 2009; Mathijssen, 2009). Callaghan und Irwin (2003) haben den Zusammenhang der zentralen Coping-Stile (Cook & Heppner, 1997; Endler & Parker, J. D. A., 1994; Lazarus & Folkman, 1984) mit der 2-Faktoren-Lösung der RPBS (Kap. 1.3.1) von Lange et al. (2000) untersucht. Sie fanden heraus, dass paranormale AgÜ positiv mit einem emotionsorientierten Copingstil korrelieren, der Stress beispielsweise durch die Suche nach Zuwendung reduziert. Mit einem aufgabenorientierten Stil, der problematische Situationen aktiv zu verändern sucht, korrelieren sie marginal negativ, und mit einem vermeidenden Stil, der Probleme ignoriert und leugnet, gar nicht. Die New-Age-Überzeugungen des zweiten Faktors korrelieren dagegen positiv mit dem vermeidenden Stil, nur schwach positiv mit dem emotionsorientierten Stil und negativ mit dem aufgabenorientierten Stil. Alle statistisch signifikanten Beziehungen sind zu schwach, als dass es gerechtfertigt wäre, AgÜ als Ausdruck eines klassischen Bewältigungsmechanismus zu interpretieren. Es wäre laut Irwin (2009) allerdings denkbar, dass AgÜ ein eigener Bewältigungsstil oder ein spezieller Verteidigungsmechanismus gegen eine bestimmte Art von wahrgenommener Bedrohung sind.

Traumata

Vieles spricht dafür, dass AgÜ bei der Verarbeitung belastender, unkontrollierbarer und schwer integrierbarer Erlebnisse helfen, denn sie verleihen Sinn und Bedeutung und suggerieren Kontrolle über das eigene Leben (Schumaker, 1990). Davon ausgehend, dass sich in der Lebensgeschichte von Menschen mit AgÜ und AgE häufig traumatisierende Lebenserfahrungen finden, hat Irwin (1999a) ein Modell entwickelt. Er führt AgÜ auf eine starke und im Erwachsenenalter anhaltende Neigung zum Fantasieren als Folge von Traumatisierungen in der Kindheit zurück und er stellt wie andere Autoren einen engen Zusammenhang zu sexuellem Missbrauch her (Irwin, 1994b, 1999b; Lynn & Rhue, 1988; Sanders et al., 1989; Wilson & Barber, 1983). In einer Stichprobe von Universitätsstudenten korrelierten AgÜ positiv mit dem Ausmaß des innerfamiliären körperlichen Missbrauchs in der Kindheit (Irwin, 1992), ebenso bei Menschen, die Alkoholiker als Eltern hatten (Irwin, 1994a). Untersuchungen von Lawrence et al. (1995) bestätigten zunächst die Korrelation zwischen AgÜ und Kindheitstrauma. Allerdings kam Lawrence (1998), als er Irwins Modell mithilfe eines pfadanalytischen Vorgehens prüfte, zu dem Ergebnis, dass sich eine direkte Verbindung zwischen Fantasie und AgÜ nicht bestätigen lässt. Eine deutlich bessere Modellpassung führt von traumatischen Erfahrungen zu einer erhöhten Fantasietätigkeit, die dann zu einem Auftreten von AgE führt, die sich anschließend in AgÜ niederschlagen. Zudem zeigte die Pfadanalyse, dass die Modellanpassung unter Hinzunahme einer unmittelbaren Verbindung zwischen Kindheitstrauma und AgE noch besser ist, als wenn man nur einen Weg über die kindliche Fantasietätigkeit annimmt. In späteren Studien scheiterten Startup (1999) und später auch Irwin (2001) allerdings daran, Traumata als Ursache für AgÜ zu bestätigen. Perkins und Allen (2006) stellten lediglich einen positiven Zusammenhang paranormalen, aber nicht traditionell-religiöser AgÜ mit körperlichem Missbrauch in der Kindheit fest.

Dissoziation

Posttraumatische Störungen werden im Allgemeinen mit dissoziativen Prozessen in Verbindung gebracht. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts wurden im Zuge der Beschäftigung mit Hypnose, Hysterie und Identitätsstörungen dissoziative Zustände mit AgE in Zusammenhang gebracht (Flournoy, 1900; Janet, 1894; Jung, 1902; Mitchell, 1922; Prince, 1915, 1916). Im Zuge der Forschung zu Trauma und AgE wurden besonders ab den 1990er-Jahren viele Studien durchgeführt, die belegen, dass Menschen mit AgÜ und AgE vermehrt zu Dissoziation neigen (Irwin, 1994a, 1999a; Makasovski & Irwin, 1999; Rattet & Bursik, 2001; Richards, 1991; Sharps et al., 2006; Spiegel & Cardena, 1991; Steinfurth, 1996; Wilson & French, 2006; Wolfradt, 1997), wobei der Zusammenhang in klinischen Gruppen noch stärker ausgeprägt ist (Wolfradt & Dorsch, 1995; Wolfradt & Guerra, 1997). Das Thema Disso-

ziation (Kap. 1.1.5) und die Frage des Zusammenhangs von Trauma und Dissoziation (Kap. 1.5.7) werden später noch vertieft.

1.4.5 AgÜ und AgE als Bedingungsgefüge

Eine weitere denkbare Möglichkeit, nämlich, dass AgE nicht eine Folge, sondern eine Ursache von Traumata sein könnten, ziehen Irwin und Lawrence – vermutlich aufgrund weltanschaulicher Prämissen – nicht in Betracht. In der Beratung des IGPP suchen viele Menschen Rat, die keine AgÜ hatten, bevor erstmals AgP auftraten. AgÜ setzen keine AgE voraus, aber es gibt keine AgE ohne AgP, das heißt, die Überzeugung, etwas Außergewöhnliches erlebt zu haben. AgP bzw. AgE sind keine notwendige Bedingung für AgÜ. AgÜ sind eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für AgE. Als Beispiel für das bedingte Entstehen von AgÜ und AgE in gegenseitiger Abhängigkeit kann das folgende am Telefon geschilderte Szenario dienen. Die ratsuchende Mutter ließ sich von ihrer Tochter zum Gläserücken anstiften, nachdem die Tochter beim Ausüben dieser Praktik mit Schulfreunden überzeugt war, eine Zeugin von Jenseitskontakten geworden zu sein. Die Mutter war wohl neugierig, glaubte aber, ihre Tochter mit einem gemeinsamen Versuch zurück auf den Boden der Tatsachen holen zu können. Es wurde ein Experiment durchgeführt, an dem die Tochter, die Mutter sowie deren Bruder und Schwägerin teilnahmen:

AgE-Bericht 4

Wir haben, das Glas ist ja umgedreht, und unter das umgedrehte Glas haben wir eine Rolle Tesafilm gelegt und haben dann gesagt, sie soll uns doch bitte diese Rolle unter dem Glas vorholen und soll es auf den Buchstaben H. Wir machen uns also aus Papier, haben wir uns so ein Quija-Board, oder wie das heißt, selbst hergestellt. Und es war der Finger von mir drauf, von meiner Schwägerin und von meiner Tochter. Und das Licht war aus, und dann hat sich das Glas in Bewegung gesetzt und hat sich wirklich zur Hälfte angehoben und der Tesafilm war auf dem Buchstaben H. Natürlich, wir haben unsere Zweifel gehabt, jeder von den anderen wäre das gewesen. Dann haben wir das versucht, da hat jeder mit seinem Finger das Glas zur Hälfte anzuheben – es geht nicht, weil ja jeder in eine andere Richtung drückt. War schon mal ein gewisser Zweifel von uns wieder da. Dann hat mir also meine angebliche Schwester, wo da dran war, hat uns gesagt, ja, wir sollen Mehl bringen. Dann haben wir Mehl gebracht. Ich habe meine Hand hingelegt auf den Tisch und habe das mit Mehl bestäubt. Dann habe ich sie gefragt, ob sie eventuell mir auf die Hand hinfassen könnte und irgendjemand anders das Mehl dann auf den Pullover oder ins Gesicht oder sonst irgendwas. Was dann für mich ziemlich erschreckend war: Ich hab die Hand hingelegt, wir haben das Licht ausgemacht, ich hab wirklich drei Finger gespürt, sie sind mir vom Gelenk oben runtergefahren bis zum Ansatz von den Fingern. Dann hast du gemerkt, wie sie das Mehl zwischen drei Finger, wie so eine Prise, genommen hat. Was passiert ist genau, ich weiß es nicht, wir haben ja nichts gesehen. Auf jeden Fall ist dann das Okay von ihr gekommen, wir können das Licht anmachen, und dann war meine Schwägerin voll mit Mehl im Gesicht.

Waren auch noch, klar, wir sind erschrocken, es waren gewisse Zweifel da. Dann haben wir das noch mal gemacht. Und zwar haben wir uns dann alle mit der freien Hand unterm Tisch gegenseitig an die Hände gefasst, weil ja jeder gemeint hat, der andere wars. Es waren also drei Finger auf dem Glas, die restlichen drei Hände waren unter dem Tisch und es ist genau das Gleiche wieder passiert. Es ist rundum gegangen, meine Schwägerin hat die Hand hingelegt, meine Tochter hat die Hand hingelegt. Dann haben wir meinen Bruder noch dazu geholt, weil, der war ja ein absoluter Zweifler von solchen Sachen. Bei ihm wars genauso. Es war immer irgendjemand anders voll bestäubt mit Mehl, entweder auf dem Pullover oder im Gesicht. Und dann haben wir einen Stift hingelegt und gefragt, ob sie uns auch was schreiben könnte. Wir haben ein Blatt Papier genommen, es hat sich einer, sagen wir mal, ich hab mir jetzt eine Zahl ausgedacht, hab die auf das Blatt Papier geschrieben, hab das Papier den anderen aber nicht gezeigt. Dann habe ich meine Schwester gebeten, sie soll doch bitte den Stift nehmen und soll mir diese Zahl grad auf das Papier, wo wir unsere Buchstaben draufhaben, schreiben. Es war identisch. Ich habs hinterher gezeigt, es war identisch. Jetzt sind bei uns natürlich, wie soll ich sagen, Skepsis ist bei jedem Menschen da, ich gebe das ehrlich zu, ich habe an so was wirklich direkt noch nie geglaubt. Ich hab gesagt, es gibt irgendwas nach dem Tod, es gibt nicht, dass du weg bist von allem. Aber können Sie mir jetzt das erklären, gibt es so was wirklich oder gibts das nicht, oder? In den Büchern, die ich habe, steht, es ist die Gedankenübertragung von den Menschen, aber es kann mir doch niemand sagen, dass alle drei Menschen an die gleiche Zahl denken, die ich aufgeschrieben habe. (IGPP, 03235; Audio)

Der AgE-Bericht demonstriert erstens, dass AgE keine Präexistenz entsprechender AgÜ voraussetzen, zweitens, dass AgE nicht nur auf außergewöhnlichen Interpretationen alltäglicher Ereignisse beruhen, und drittens, dass AgÜ und AgE nicht nur intrapsychisch, sondern auch psychosozial generiert werden. Im obigen AgE-Bericht handelt es sich um eine Gruppendynamik, die, systemtheoretisch gesprochen, in ein „selbstorganisiertes“ Geschehen (Kap. 3.1.1) mündet. Beispiele wie das obige demonstrieren die besondere Rolle unbewusster und dissoziativer Prozesse bei der Manifestation von AgP, insbesondere auch deren Potenzial, komplexe, außergewöhnliche soziale Phänomene zu induzieren:

Das Glas bewegt sich durch unbewußt bleibende, aber „intelligent“ gesteuerte Muskelbewegungen zu den einzelnen Buchstaben hin, die, zusammengesetzt, sinnvolle „Botschaften“ ergeben. Die „Personifikationstendenz“ des verselbständigten („dissoziierten“) psychischen Systems bringt es mit sich, daß diese Botschaften häufig als Äußerungen jenseitiger „Intelligenzen“ interpretiert werden. [...] Meist ist ein einzelner Teilnehmer der unbewußt führende „Automatist“, manchmal, wengleich seltener, scheinen bei den Produktionen auch mehrere Teilnehmer zugleich zusammenzuwirken; man spricht dann von einem „Polypsychismus“. (Bauer, 1992, S. 454)

Bauers Erklärung läutet die Thematik der nächsten Kapitel ein, in denen es um die Informationsverarbeitungsprozesse geht, die der Entstehung von AgÜ und AgE zugrunde liegen könnten.

1.5 Basiskonzepte zum Verständnis von AgE

Irwin (2009) kommt insgesamt zu dem Ergebnis, dass eine kritische Prüfung der vorliegenden Forschungsergebnisse keine eindeutigen Mechanismen und kein einheitliches Persönlichkeitsprofil bei Menschen mit paranormalen Überzeugungen zeigt. Für sich alleine konnten die oben dargestellten Ansätze keine ausreichende Erklärung für die Genese und Funktion von AgÜ und AgE liefern. Sie ergänzen sich eher, als dass sie miteinander konkurrieren. Die Vermutung, dass es eine fundamentale psychologische Basis für AgÜ und darüber hinaus für AgE geben könnte, liegt nahe. Die vier von Irwin charakterisierten klassischen Hypothesen lassen sich insbesondere mit einer Verletzung des Grundbedürfnisses nach Kontrolle und Orientierung in Verbindung bringen. So können Angehörige gesellschaftlicher Gruppen, die sich sozial benachteiligt und ausgegrenzt fühlen (soziale Marginalität), je nach Denkstil (kognitive Prozesse) möglicherweise Halt und Orientierung in außergewöhnlichen, religiösen oder auch politischen Überzeugungen suchen (Weltbildhypothese). Auf diesem Wege kann Orientierung ein stärkeres Gefühl der Kontrolle oder mittels Sinnstiftung auch eine erhöhte Akzeptanz des „Schicksals“ erreicht werden. Das eigene Leben kann zur besonderen Aufgabe, höheren Mission oder schicksalhaften Fügung werden. Dies schützt oder erhöht den Selbstwert und darüber hinaus kommen spirituelle Vorstellungen, die Zugehörigkeit zu religiösen Gemeinschaften, Erfahrungen einer geistigen Welt, Jenseitskontakte usw. dem Bindungsbedürfnis entgegen (psychodynamische Funktionen). Mit einer integrativen Sicht auf Motive und Funktionen wissen wir aber, von der Ebene der konkreten Ereignisse einmal ganz abgesehen, noch nichts über die mentalen Prozesse, die den vielfältigen AgÜ und AgE zugrunde liegen.

1.5.1 Modi der Informationsverarbeitung

Faktorenanalytische Untersuchungen haben gezeigt, dass Subskalen der verschiedenen Instrumente, mit denen AgÜ erfasst werden, Konstrukte messen, die sich auf einen globalen Faktor zurückführen lassen (Kap. 1.3.1). Auch die Vermutung, dass die von Irwin durchgespielten Hypothesen zur Genese von AgÜ verschiedene Facetten eines größeren Zusammenhangs beleuchten, spricht dafür, nach einem grundlegenden Funktionszusammenhang zu suchen. Wo sind die kognitiven Prozesse verankert, auf denen außergewöhnliche Überzeugungen und Erfahrungen beruhen? Welche Basis hat ein phänomenales Erleben, das beispielsweise in die außergewöhnliche Erfahrung einer sich subjektiv bewahrheitenden Vorahnung mündet?

Diese Fragen führen uns zunächst zu zwei fundamentalen Informationsverarbeitungsmodi, die theoretisch und empirisch gut fundiert sind, von verschiedenen Autoren (Carver & Scheier, 2001; Epstein, 1990; 2014; Grawe, 2000; Kuhl, 2001; Teasdale & Barnard, 1993) unter

verschiedenen Bezeichnungen differenziert werden, aber alle zwischen einer analytischen und einer holistischen Form mentaler Prozesse unterscheiden: „Welchen Aspekt des psychischen Funktionierens man auch untersucht, immer findet man Hinweise darauf, dass es mindestens zwei qualitativ unterschiedliche Funktionsmoden gibt: einen impliziten und einen expliziten/konzeptuellen, wobei letzterer, aber nicht der erste immer von Bewusstheit begleitet ist“, hebt Grawe (2000, S. 373) hervor. Er bezieht sich mit seiner Unterscheidung des expliziten und impliziten Funktionsmodus direkt auf Epstein (1990), der die „Cognitive-Experiential Self Theory“ (CEST), inzwischen kurz „Cognitive-Experiential Theory“ (CET) genannt (Epstein, 2014), entwickelt hat. Epstein unterscheidet im Rahmen seiner weitreichenden Systemtheorie zwischen einem „rational system“ und einem „experiential system“:

It is assumed in CET that people process information with two systems, an automatic, primarily nonverbal associative learning system that humans share with other animals and a primarily verbal reasoning system that is unique to the human species. The former is referred to as an “experiential system” because it adapts by empirical learning from experience, and the latter is referred to as a “rational system” because it solves problems by reasoning. (Epstein, 2014, S. 25)

Die entscheidende Grundlage für eine Erklärung der Genese und Funktion von AgÜ und AgE ist laut Epstein die Tätigkeit des experienciellen Systems und dessen Einsatz für die Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse (dazu Kap. 3.3.1). Grawe schließt sich ausdrücklich Epsteins Auffassung an, dass die Entstehung verschiedener Formen religiösen, esoterischen und abergläubischen Denkens auf den experienciellen Funktionsmodus zurückzuführen ist:

Die biblische Geschichte von der Entstehung der Welt und des Menschen, die Illusion von Kontrolle durch Rituale, Magie und Gebete, die Gemeinsamkeit, die im gemeinsamen Singen und Beten gefühlt wird, der Trost in schlimmen Lebenssituationen: dies alles sei eine Erfüllung von menschlichen Grundbedürfnissen unter weitgehender Ausschaltung des rational-analytischen Funktionsmodus. (Grawe, 2000, S. 380)

Im Englischen differenzieren die Begriffe „experiential“ und „experience“ nicht zwischen Erlebnis und Erfahrung (Kap. 1.1.1). Es ist jedoch klar, dass mit experiencieller Informationsverarbeitung nicht- oder vorbewusste Ereignisse bis hin zu ihrer Repräsentation im phänomenalen Erleben, aber noch vor der bewussten Verarbeitung und Interpretation im rationalen Modus angesprochen sind. „Experienciell bedeutet, dass Informationen rasch und intuitiv verarbeitet werden und dass sich Personen dabei von ihren früheren emotionalen Erfahrungen leiten lassen. Rational meint hingegen, dass Informationen analytisch verarbeitet werden, zumeist in Verbindung mit bewussten Überlegungen und kritischen Abwägungen“ (Heckhausen & Heckhausen, 2011, S. 253).

Wir können festhalten, dass das experientielle System auf der Erlebnisebene operiert, während das rationale System Erlebnisse zu Erfahrungen macht (Kap. 1.1.1). Epstein zählt mehr als ein Dutzend Attribute auf, durch die sich das experientielle System und das rationale System unterscheiden, aber auch ergänzen (2014, S. 10–25). Kurz zusammengefasst ist das experientielle System ein assoziatives System, das durch unmittelbares Erleben und Mechanismen wie klassische Konditionierung und Verstärkung lernt. Es ist eng mit Affekten verknüpft und ergebnisorientiert auf Lustgewinn und Schmerzvermeidung ausgerichtet. Dadurch, dass die Prozesse automatisch und weitgehend vor- oder nichtbewusst ablaufen, arbeitet das experientielle System sehr schnell. Es verarbeitet Informationen holistisch und codiert sie bildhaft. Laut Epstein bildet der Mensch in seiner Ontogenese, schon bevor er logisch denken und schlussfolgern kann, implizite Überzeugungen über sich und die Welt und damit eine implizite Theorie der Realität aus:

The content of the experiential system consists of implicit beliefs that were automatically acquired by associative learning. [...] The implicit beliefs do not exist as isolated representations but are assumed to be organized into an implicit theory of reality that determines how higher order animals and people represent themselves, others, and the impersonal world. [...] Often outside of their awareness, the experiential system influences people's interpretations of events, feelings, behavior, and even their conscious thinking. (Epstein, 2014, S. 3)

Das rationale System dagegen prozessiert Informationen analytisch durch schlussfolgerndes Denken in formaler und sprachlicher Struktur und ohne Affektbeteiligung. Während das experientielle System assoziativ und ganzheitlich Zusammenhänge herstellt, arbeitet das rationale System sequenziell mit Orientierung auf Ursache-Wirkungs-Relationen. Das weniger differenzierte experientielle System nimmt direkt über Gefühle Einfluss auf das Verhalten, während das rationale System Handlungen über bewusstes Abwägen und Entscheiden initiieren kann. Dafür braucht das rationale System mehr Zeit und mehr kognitive Ressourcen als das experientielle System. Während das rationale System bei ausreichender Zeit planvolles und strategisches Agieren ermöglicht, ist das experientielle System prädestiniert für Situationen, die eine schnelle, unmittelbare und „intuitive“ Reaktion erfordern. Da die durch frühere Erfahrungen geprägten und konditionierten Verhaltensprogramme des experientialen Systems weitgehend ohne Bewusstsein ablaufen, ist dieser Funktionsmodus auch wesentlich veränderungsresistenter als das kognitiv operierende rationale System. Beide Informationsverarbeitungssysteme arbeiten parallel, und idealerweise interagieren sie so miteinander, dass sich ihre Funktionen, die sich in spezifischen Denkstilen manifestieren, deren Gewichtungen situations- und auch personenabhängig stark variieren können (Kap. 1.5.3), gegenseitig ergänzen.

1.5.2 Experimentielles System und Intuition

Kuhl (2001) weist darauf hin, dass Epstein mit dem Begriff „experience“ nicht zwischen Erfahrung und Erleben unterscheidet und widerspricht dessen Annahme, dass das experientielle System allein auf Lernerfahrungen basiere. Er teilt Epsteins Auffassung, dass das experientielle System Ähnlichkeiten mit einer psychischen Funktion hat, die Jung (1995) als *Intuieren* bezeichnete, betont aber, dass diese auch mit *erfahrungsunabhängigen* Elementen operiere. Kuhl argumentiert, dass es psychobiologisch vorbereitete bzw. genetisch angelegte Schemata im Sinne von Epsteins impliziten Theorien gibt, die universell sind und nicht erlernt sein können, etwa in der Eltern-Kind-Interaktion. Epstein setze fälschlicherweise die „nicht voll explizierbaren (intuitiven) Formen der Verarbeitung hinsichtlich der Anbindung an die erfahrungsbasierte Realität“ (2001, S. 626) mit dem *Fühlen* gleich. Intuition und Gefühl haben nach Kuhl zwar Ganzheitlichkeit, eine Verschränkung mit Emotionen und Bildhaftigkeit gemein, aber anders als das Fühlen greife das Intuieren auf elementare sensumotorische Einheiten zu, denen sich das Bewusstsein allenfalls ahnend nähern könne. Kuhl zieht in Betracht, dass „einige vielleicht sogar angeborene (erfahrungsunabhängige) Kernschemata enthalten, ganz im Sinne von Jungs *Archetypen*“ (S. 630). Archetypen sind für Kuhl universelle intuitive Schemata, „die man gar nicht erst erlernen muß, sondern die – zumindest in einer rudimentären Form – bereits genetisch vorbereitet zu sein scheinen“ (S. 342). Daher sei es abwegig, „daß magische Glaubensinhalte, Jungs Archetypen und viele andere intuitive Programme allesamt auf ontogenetischen Erfahrungen beruhen, eine Annahme, die [...] mit entwicklungspsychologischen Erkenntnissen nicht vereinbar ist“ (S. 631).

Vollmer (1998) nimmt mit seiner „Evolutionären Erkenntnistheorie“ einen vermittelnden Standpunkt zwischen Epstein und Kuhl ein: „Der menschliche Geist ist bei Geburt keine strukturlose tabula rasa. Gewisse Erkenntnisstrukturen sind angeboren und insofern apriori und erfahrungskonstitutiv; sie sind aber phylogenetisch erworben und somit letztlich a posteriori“ (S. 189). Diese Position deckt sich auch mit Grawes Auffassung, der mit Bezug auf Epsteins implizite Theorien konstatiert, „dass der Organismus als ganzer gewissermassen als eine Theorie über die Welt angesehen werden kann, die im Laufe eines viele Millionen Jahre langen Selektionsprozesses herausgebildet wurde“ (2000, S. 381–382).

AgE hätten ihren Ursprung so gesehen nicht, wie von Epstein angenommen, allein in Strukturen, die durch Lernen im experientialen System entstehen. Allerdings postuliert Epstein zusätzlich zum rationalen und zum experientialen Modus der Informationsverarbeitung noch ein *primäres System*, das er mit Freuds „Unbewusstem“ assoziiert und dem er wie dieser auch das Traumgeschehen zuordnet. Im primären System ließen sich die angeborenen, nicht erlernten Kernschemata oder Jungs Archetypen, die Kuhl ins Spiel bringt, eher verorten als im experientialen System. In der Tiefenpsychologie kommt dem primären System die wich-

tigste Rolle zu, während in verhaltenstherapeutischen Ansätzen das rationale System von zentraler Bedeutung ist. Mit dem experientiellen System unterscheidet sich Epsteins Theorie „von der Psychoanalyse und der Mainstream-Psychologie dadurch, dass diesem nicht so starr vom Bewusstsein abgetrennten, aber eben nicht klar bewussten System die grösste Bedeutung für das Seelenleben zugemessen wird“, wie Grawe (2000, S. 376) konstatiert.

Angesichts der beschriebenen Charakteristika des experientiellen Funktionsmodus und unter Berücksichtigung, dass dieser Wurzeln im primären System hat, ist es plausibel, eine starke Ausbildung von AgÜ und AgE auf eine Vorrangstellung des experientiellen Systems bei der Informationsverarbeitung zurückzuführen. Natürlich können AgÜ auch rational begründet sein, etwa wenn Vertreter der wissenschaftlichen Parapsychologie paranormale Phänomene auf Grundlage statistischer Analysen systematisch generierter Daten postulieren. Häufig sind AgÜ aber nicht rationalen, sondern experientiellen Ursprungs und mit AgE verknüpft. Dies lässt vermuten, dass ausgeprägte AgÜ mit einer habituellen Dominanz des experientiellen Systems zu tun haben. Es verwundert daher nicht, dass Korrelationsstudien signifikante Zusammenhänge von AgÜ und AgE mit einer ganzen Reihe von Konstrukten zeigen, deren Merkmale dem experientiellen System zugeordnet werden können. Eine Fülle von Studien belegen Interkorrelationen von Fantasieneigung, Dissoziation und Schizotypie (Cicero & Kerns, 2010; Lynn & Rhue, 1988; Merckelbach et al., 2000b; Merckelbach et al., 2000a; Merckelbach et al., 2001; Merckelbach & Giesbrecht, 2006; Merritt & Waldo, 2000; Moskowitz et al., 2005; Startup, 1999; Watson, 2001). In welcher Weise sind diese und verwandte Konstrukte wie Absorption, Suggestibilität etc. miteinander verknüpft? Merckelbach und Giesbrecht (2006) konnten zeigen, dass der Zusammenhang zwischen Dissoziation und Schizotypie weder auf Traumata zurückgeht, noch durch Fantasieneigung vermittelt ist. Eine starke Tendenz zu Dissoziation geht unabhängig von einer Fantasieneigung und einer Vulnerabilität für posttraumatische Störungen signifikant mit erhöhten Schizotypie-Werten einher. Dem von Irwin entwickelten und Lawrence modifizierten Modell (Kap. 1.4.5) und der unter anderem von Berenbaum (1999) vertretenen These, dass erhöhten Neigungen zu Dissoziation, Fantasie und Schizotypie eine traumatische Ätiologie zugrunde liege, erteilen Merckelbach und Giesbrecht eine klare Absage: „Our results indicate that even when defined in terms of intrusions and avoidance of thoughts about aversive events, trauma-related distress does not account for the dissociation-schizotypy link“ (2006, S. 371–372).

Vieles spricht dafür, dass die bislang erörterten und mit AgÜ und AgE zusammenhängenden und interkorrelierten Konstrukte ihre gemeinsame Grundlage in einem je nach Sprechweise implikationalen (Teasdale & Barnard, 1993), impliziten (Grawe, 2000), intuitiven (Kuhl, 2001) oder wie hier nach Epstein (1990, 2014) als experientiell bezeichneten Modus der Informationsverarbeitung haben.

1.5.3 Realitätsprüfungsdefizite

Mit dem „Constructive Thinking Inventory“ (CTI) von Epstein und Meier (1989) können „emotional coping“, „behavioral coping“, „categorical thinking“, „personal superstitious thinking“, „esoteric thinking“ und „naive optimism“ als Facetten der experientiellen Informationsverarbeitung erfasst werden. Die Präferenz eines rational-analytischen vs. experientiell-intuitiven Denkstils bzw. eines der beiden entsprechenden Informationsverarbeitungssysteme ist mittels des von Pacini und Epstein (1999b) entwickelten Rational-Experiential Inventory (REI) einschätzbar. Epstein und Mitarbeiter (Denes-Raj & Epstein, 1994; Epstein et al., 1996; Pacini et al., 1998; Pacini & Epstein, 1999a; 1999b) haben sowohl mit diesen Instrumenten als auch in experimentellen Studien Zusammenhänge des experientiellen Systems und rationalen Systems mit allgemeinem Wohlbefinden und psychischer Gesundheit untersucht. Kurz zusammengefasst zeigte sich, dass eine erfolgreiche Lebensbewältigung und die Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse mit einer guten Integration beider Denkstile einhergehen:

A rational thinking style is directly related to intellectual performance, self-esteem, and meaningfulness of life. It is inversely related to several measures associated with maladjustment, including measures of anxiety, depression, stress, and neuroticism. An experiential/intuitive thinking style provides a more mixed picture. On the positive side, it is associated with creativity, empathy, aesthetic judgement, intuitive ability, and establishing satisfactory interpersonal relationships. Although these variables are unrelated to an absence of maladjustment, they are related to leading a fulfilling and interesting life. On the negative side, an experiential thinking style is associated with naive optimism, Pollyannaish beliefs, stereotyped thinking, superstitious beliefs, and unrealistic beliefs. (Epstein, 2014, S. 175)

Epstein macht deutlich, dass Informationen, die das experientielle System auf einer vorbewussten Stufe prozessiert, auf der bewussten Ebene einer Weiterverarbeitung im rationalen System bedürfen, um gut ins psychische Gesamtgeschehen eingebettet werden und einen insgesamt positiven und funktionalen Beitrag leisten zu können. Belastende AgÜ und AgE könnten demnach auf durch das experientielle System generierte mentale Repräsentationen ohne angemessene Beteiligung und Kontrolle des rationalen Systems zurückgeführt werden. Irwin (2003, 2004) sieht bei AgÜ und AgE ähnliche Defizite in der Realitätsprüfung wie bei Schizotypie, Dissoziation und Fantasieneigung (Lenzenweger et al., 2001):

Clinically oriented variables reflecting impaired reality testing may well include schizotypy, as well as dissociativity and fantasy proneness. Each of these dimensions might readily be reconstructed in terms of the concept of reality testing deficits. [...] Thus, the variables' relationship with paranormal belief may point to a more fundamental involvement of reality testing deficits in the formation of such beliefs. (Irwin, 2009, S. 99–100)

Das heißt aber nicht, dass nur ein ausgeprägt experiencieller Stil in Abwesenheit eines angemessenen rationalen Denkstils nachteilige Auswirkungen haben kann. Wenn Irwin (2009, S. 99) „Realitätsprüfung“ mit Reber (1995, S. 640) als „set of perceptual, cognitive and sensorimotor acts that enables one to determine one’s relationship with the external physical and social environments“ definiert, ist klar, dass eine Realitätsprüfung ohne experiencielles System nicht denkbar ist. Caspar (2008b) hebt hervor, dass viele „Leistungen (wie z. B. Mustererkennung, Entscheiden unter Unsicherheit und Zeitdruck etc.) ohne erhebliche intuitive Anteile kaum zu erbringen sind, ist aber nicht zu verkennen“ (S. 59). Die Vernachlässigung der Bedeutung des experiencielles Systems und intuitiver Prozesse für das rationale Entscheiden und Handeln basiere „eher auf einer gewissen konzeptuellen Hilflosigkeit der wissenschaftlichen Psychologie gegenüber dem Phänomen und weniger auf Untersuchungen zur Leistungsfähigkeit der unterschiedlichen Modalitäten“ (S. 59). Caspar (1997) hat die Rolle der beiden Informationsverarbeitungssysteme in einer eigenen Studie bei erfahrenen und unerfahrenen Therapeutinnen und Therapeuten untersucht. Es zeigte sich, dass die Erfahrenen im therapeutischen Prozess nicht weniger rational-analytisch vorgehen als die Unerfahrenen, aber dass die Erfahrenen zusätzlich in stärkerem Maße Intuition einbrachten und positiv mit Rationalität verknüpften. Diese Verbindung der beiden Modi lieferte die besten Resultate. Mit Verweis auf Pascual-Leone (1990), dessen Position ähnlich ist, kommt Caspar zu dem Schluß, „that is suboptimal when therapists are either predominantly intuitive or rational-analytic, because they would miss the advantages of combining the two“ (1997, S. 120).

Alles in allem sollte die Forderung, beide Modi der Informationsverarbeitung zu kombinieren, sich also nicht nur darauf beschränken, das phänomenale Erleben rational zu überdenken, sondern umgekehrt auch rationale Überlegungen einer ganzheitlich-intuitiven Prüfung zu unterziehen. Beide Systeme können sich gegenseitig befruchten und ergänzen. Das experiencielle System kann das rationale System motivational zu intellektuellen Anstrengungen antreiben und mit empirisch gewonnenen Eindrücken und Assoziationen, die dem rationalen System nicht zur Verfügung stehen, zu kreativen Leistungen beitragen. Durch konkrete Beispiele abstrakter Prinzipien und die Verwendung von Metaphern und Erzählungen können Problemlösungen gefunden werden (z. B. Epstein, Denes-Raj, & Pacini, 1995). Das rationale System kann umgekehrt auch Einfluss auf das experiencielle System nehmen. In Experimenten konnten Epstein et al. (Epstein, 1993; Epstein & Morling, 1995; Epstein & Pacini, 1999) zeigen, dass Versuchspersonen bei leichten Provokationen im ersten Moment, also im Modus des experiencielles Systems, unangemessene Gedanken, Vorstellungen und Regungen verspürten, dass aber meist schon der dritte Gedanke, den sie fassten, vernünftig und der Situation angemessen war. Dadurch, dass das rationale System Impulse des experiencielles Systems regulieren und modulieren kann, wird das experiencielle System quasi „trainiert“, sodass seine spontanen Anregungen in ähnlichen Situationen zukünftig angemessener und

konstruktiver werden (Epstein, 1998a). Auf diese Weise können ursprünglich vom rationalen System kontrollierte Prozesse auch zunehmend automatisiert und schließlich relativ unbewusst vom experientiellen System gesteuert werden, sodass nur noch ein geringer kognitiver Aufwand für die Informationsverarbeitung nötig ist. Damit vereinbar sind auch faktorenanalytische Ergebnisse von Caspar (1997), der in seiner Studie außer zwei Faktoren, die „Conscious-Analytic Processing“ vs. „Holistic Intuition“ repräsentieren, noch einen dritten Faktor für „Automatization“ fand. Besonders bemerkenswert ist, dass es sich um einen unabhängigen Faktor handelt, der keine Korrelationen mit anderen Aspekten von Intuition aufweist. Caspar schließt daraus, dass durch Automatisierung Informationsverarbeitungskapazität frei wird, die dann auch rational-analytisch eingesetzt werden kann.

Allerdings können sich verinnerlichte Überzeugungen und automatisierte Prozesse unter veränderten Umständen auch dysfunktional auswirken, denn sie sind nicht so leicht wieder zu verlernen. Gewöhnlich ergänzen sich beide Systeme aber gut: “Each has its advantages and disadvantages, and the advantages of one can offset the limitations of the other. Besides, we have no choice in the matter. [...] Where we do have a choice is in improving our ability to use each and to use them in a complementary manner” (Epstein, 2003, S. 161).

1.5.4 **Experientielle Wirklichkeit**

Das experientielle System steht offensichtlich in einer engen Verbindung mit Imagination, Fantasie und Suggestibilität, und Epstein betont den starken Wirklichkeitscharakter des durch das experientielle System generierten imaginativen Erlebens:

The importance of imagination is indicated by the imagery figures that play critical roles in most religions, including the existence of gods, angels, devils, and good and bad places, such as heaven and hell. [...] It will be recalled that the experiential system reacts to imaginary figures and events in the same way that it reacts to real experience. Accordingly, people in their experiential systems react to imaginary religious figures and events as if they are real. (Epstein, 2014, S. 308–309)

Wenn Epstein sagt, Menschen reagierten auf Imaginationen in einer Weise, als seien diese real, versteht er unter Realität „objektive“ Realität und macht damit eine kategoriale Unterscheidung zwischen subjektiv und objektiv. Wir sollten nach den Ausführungen zum Realitätsbegriff (Kap. 1.2) jedoch nicht vergessen, dass Überzeugungen, Imaginationen und Fantasien als subjektive Erlebnisse zugleich objektiv wirksam sein können. William James (1902) hat dies eindrücklich an massiven Verhaltensänderungen von Menschen durch spirituelle und religiöse Erfahrungen aufgezeigt. Nach Epstein und Grawe wären diese im experientiellen System anzusiedeln. James spricht stattdessen von einer „mystischen“ oder „übernatürlichen“ Region:

Diese unsichtbare Region ist jedoch nicht nur etwas Geistiges, denn sie bringt Wirkungen in der Welt hervor. Solange wir mit ihr in Verbindung stehen, geschieht etwas Wirkliches mit unserer endlichen Persönlichkeit. [...] Was aber in einer anderen Realität Wirkungen hervorbringt, muß selbst eine Wirklichkeit genannt werden; deshalb halte ich es für philosophisch unentschuldigbar, die unsichtbare oder mystische Welt unwirklich zu nennen. (James, 1997, S. 493)

Wären mentale Konstrukte nicht real, würden sie nicht in der Weise wirken, wie es beispielsweise Hypnose oder Placebos auf eindrucksvolle Weise tun (Braidert & Hofbauer, 2009; Brody, 2000; Oken, 2008). So können „Placebogaben im Gehirn nachweislich Veränderungen bewirken, die eigentlich nur auf die psychologischen Effekte der Erwartung oder des assoziativen Lernens zurückgeführt werden können“ (Walach, 2011b, S. 88). Placeboeffekte mögen auf Einbildungen beruhen – wenn man Glaubensüberzeugungen, innere Vorstellungen und Fantasien als solche bezeichnen will – aber Einbildungen wirken. Grawe (2000) spricht von machtvollen Einflüssen des experienciellen Systems und vermutet, dass die Psychotherapie über Techniken, die dieses aktivieren, Einfluss auf biologische Krankheitsprozesse nehmen kann: „Das implizite und vor allem affektive Funktionssystem ist älter als das rationale. Daher ist es wahrscheinlich, dass man mit einer Beeinflussung impliziter Prozesse mehr Einfluss auf immunologische und andere körperliche Prozesse gewinnen kann als über die Veränderung verbal-rational gesteuerter Prozesse“ (2000, S. 381).

Wenn die durch psychologische Interventionen induzierten mentalen Repräsentationen positive Einflüsse auf somatische Prozesse ausüben können, dann sind umgekehrt auch schädliche Auswirkungen durch negative Suggestionen und Überzeugungen zu befürchten. Im medizinischen Kontext werden sogenannte Noceboeffekte (lat., „ich werde schaden“) bei Patienten als Folge schlechter Diagnosen und Prognosen erforscht (Barsky et al., 2002; Benedetti et al., 2003; Benson, 1997; Hahn, 1997). Im Zusammenhang mit magischen Überzeugungen, Flüchen und Hexerei wird die Möglichkeit eines psychogenen Todes in Betracht gezogen (Barrett & Franke, 1970; Schmid, 2010). Entsprechende Berichte und Untersuchungen existieren insbesondere im Zusammenhang mit Kulturen, die Voodoo praktizieren (Cannon, 1942; Lester, 2009; Meador, 1992). AgÜ und AgE besitzen demnach eine Form der Wirksamkeit und deshalb wäre es falsch, ihnen keine Wirklichkeit zuzugestehen.

1.5.5 Dissoziative Prozesse

Das aktuelle „Diagnostische und statistische Manual psychischer Störungen“ (DSM-5) definiert Dissoziation als „eine Störung und/oder eine Unterbrechung der normalen Integration von Bewusstsein, Gedächtnis, Identität, Emotionen, Wahrnehmung, Körperbild, Kontrolle motorischer Funktionen und Verhalten“ (Falkai & Wittchen, 2015, S. 397). Dissoziation sollte keinesfalls nur unter pathologischen Gesichtspunkten gesehen werden. Es gibt eine

Fülle alltäglicher dissoziativer Bewusstseinszustände, die als angenehm empfunden werden, man denke an Tagträume oder die Absorption und Selbstvergessenheit beim Schauen eines Filmes. Es gibt viele Formen von alltäglichen, nichtpathologischen „Unterbrechungen der normalen Integration“ deren resultierende Zustände und Verhaltensäußerungen durchaus funktional und effektiv sind:

Normalerweise kann Dissoziation als ein Mechanismus verstanden werden, der es ermöglicht, verschiedene mentale Prozesse und Inhalte voneinander getrennt zu halten. Unter normalen, nicht pathologischen Bedingungen gilt Dissoziation sogar als persönliche Kompetenz, die genutzt werden kann, mehr als eine Aufgabe gleichzeitig auszuführen, selbst wenn sich die notwendigen Handlungen hochkomplex darstellen oder erst mühselig gelernt werden müssen. (Fiedler, 2013, S. 114)

Dissoziation ermöglicht subliminale Reizverarbeitung und automatisiertes Handeln, sodass die bewusste Aufmerksamkeit beispielsweise auf philosophische Probleme über die man nachdenkt, gerichtet sein kann, während man joggt und schließlich sicher ans Ziel kommt, ohne am Ende angeben zu können, welche Strecke man gelaufen ist. Dissoziation ist auch ein protektiver Faktor, der gesunde Menschen in die Lage versetzt, extreme Belastungssituationen zu überstehen (Waller et al., 1996). Zudem gibt es Methoden, mit denen kulturabhängig Zustände wie Trance, Besessenheit und Ekstase herbeigeführt werden, die nicht als pathologisch gelten. Dissoziative Prozesse sind offensichtlich an vielen Formen von AgE beteiligt.

Zahlreiche Studien belegen Zusammenhänge von AgÜ und AgE mit Fantasieneigung (Gow et al., 2004; 1990; Irwin, 1991b; Lawrence, 1995; Rogers, 2007; Thalbourne, 1998; Thalbourne & Nofi, 1997), Kreativität (Davis et al., 1974; Gianotti et al., 2001; Joesting & Joesting, 1969; Thalbourne, 1998, 2000; Thalbourne & Delin, 1994), Suggestibilität (Atkinson, 1994; Haraldsson, 1985a; Pekala et al., 1992; Saucer et al., 1992; Thalbourne, 1995b; Wagner & Ratzeburg, 1987), Imaginationsfähigkeit (Whalen & Nash, 1996), Absorption (Glicksohn & Barrett, 2003; Spiegel & Cardena, 1991; Tellegen & Atkinson, 1974), Hypersensibilität (Jawer, 2006), „thin-boundariedness“ (Hartmann, 1991), Transliminalität (Sherwood & Milner, 2004; Thalbourne, 2000) und Feldabhängigkeit (Hergovich, 2003; Roney-Dougal, 1987; Snel et al., 1995). All die genannten und miteinander verwandten Konstrukte korrelieren signifikant positiv mit dissoziativen Prozessen (Dalenberg et al., 2012; Frischholz et al., 1992; Kihlstrom et al., 1994; Varese et al., 2011; Whalen & Nash, 1996). Eine Fülle weiterer Studien zeigen wiederum, dass Fantasieneigung und Dissoziation mit Schizotypie korrelieren (Cicero & Kerns, 2010; Lynn & Rhue, 1988; Merckelbach et al., 2000b; Merckelbach et al., 2000a; Merckelbach et al., 2001; Merckelbach & Giesbrecht, 2006; Merritt & Waldo, 2000; Moskowitz et al., 2005; Startup, 1999; Watson, 2001).

1.5.6 „Steigrohre des Unbewussten“

Dissoziation wird im Allgemeinen als ein Kontinuum von normalen bis zu pathologischen Formen aufgefasst (Dobmeier & Kapfhammer, 2001; Eckhardt-Henn & Spitzer, 2017; Fiedler, 2008; Greaves, 1980; Priebe et al., 2014; Ross, 1997). Je nach angenommener Reichweite schließt es Konversions- und somatoforme Störungen (Kihlstrom et al., 1994; Kihlstrom, 1994; Saxe et al., 1994) und Schizophrenie als Extremausprägung von Dissoziation ein (Scharfetter, 1999). Das Ergebnis einer Studie (Waller et al., 1996), die nahelegte, dass es sowohl ein pathologisches als auch ein nichtpathologisches Kontinuum der Dissoziation geben müsse, konnte später nicht bestätigt werden (Watson, 2003).

Zur Unterscheidung zwischen normaler und pathologischer Dissoziation wird neben dem Ausmaß und der Häufigkeit vor allem die Funktionalität der Dissoziation herangezogen (Dahlenberg & Paulson, 2009). Unter Funktionalität fällt eine Erleichterung alltäglicher Verrichtungen durch bekannte Mechanismen der Dissoziation bis hin zu den schon angesprochenen protektiven Faktoren, wie den Schmerz bei einer schweren Verletzung nicht zu spüren und sich somit in Sicherheit bringen zu können. Ob dissoziative Prozesse eher salutogenetische oder pathogene Eigenschaften haben, wird maßgeblich von ihrer Funktionalität, subjektiv wahrgenommenen Kontrollierbarkeit, Valenz und situativen Einbettung bestimmt (Priebe et al., 2014). Die dissoziativen Elemente im folgenden Beispiel einer IGPP-Klientin, die über AgE mit automatischem Schreiben berichtet, sind erst einmal normalpsychologisch einzuordnen:

AgE-Bericht 5

Ich wende mich zwar nicht Hilfe suchend an Ihr Institut und habe auch keine psychischen Probleme [...]. Habe bereits mit Freunden darüber gesprochen, die als Heiler arbeiten bzw. Reiki-Kurse besucht haben, aber würde auch gerne Ihre Meinung dazu wissen. Nachdem ich mir wenige Tage, nachdem ich die Yogananda-Biografie gelesen hatte, auch ein Kartenset über „Aufgestiegene Meister“ zugelegt hatte, zog ich [...] beim ersten Versuch, seine Karte. [...] Meine Reaktion darauf war, dass dies kein Zufall gewesen sein konnte, und ich probierte weiterhin, ihn direkt „anzurufen“, was mir immer öfter gelang, vor allem wenn ich Fotos von ihm betrachtete. Nach einigen Monaten kam mir die Idee, an Yogananda über das Kartenset auch Fragen zu stellen, [...] da sich im Kartenset auch die „Ja“-Karte [...] befindet, und er begann tatsächlich mit „Ja“ zu antworten, wenn die Frage passend war [...]. Und einige Male gelang es ihm (oder welcher Kraft auch immer) die Yogananda-Karte mit der „Ja“-Karte gleichzeitig aus dem Set herauspringen zu lassen. Und das war der Auslöser, warum ich beschloss, mir ein „Ouija-Brett“ zu kaufen, da ich den Eindruck hatte, dass Yogananda mit mir sprechen wollte. Das Brett begann bereits am ersten Abend, nach einigen Versuchen, auf die Frage „Wer bist du?“, „Yogananda“ zu schreiben [...]. Beim zweiten Versuch, ca. 2–3 Tage später, hielt ich direkten Blickkontakt zu einem Yogananda-Foto, während ich das „Ouija-Brett“ verwendete, und das Brett begann ab sofort in ganzen Sätzen zu schrei-

ben. Alle möglichen Dinge zu seiner Person, aber es war eindeutig, dass es ihm vorrangig um den Beweis seiner Handschrift ging, wodurch er „beweisen will, dass er noch immer lebt“. Bereits 1 Tag später bemerkte ich, dass ich das Brett nun nicht mehr benötigte, und ging zu „Automatischem Schreiben“ mit Kugelschreiber über und es entstanden Hunderte von Seiten. [...] Im Anhang übermittle ich Ihnen die drei Geschichten, die mir, wie Sie hier unterhalb sehen können, in Yoganandas Handschrift diktiert wurden. Meine eigene sieht ganz anders aus. (IGPP, 03479; E-Mail)

Eine Erklärung für die geschilderten Ereignisse ohne „Geisterhände“ und einen paranormalen Informationstransfer, liefert Bender (1972) mit den „Steigrohren des Unbewussten“, ein Begriff, den er von Tischner (1923) übernommen hat. Sie erlauben ein „Anzapfen“ unterschwelliger Prozesse, die in unserer Terminologie dem experientiellen System zuzurechnen sind, und manche Menschen „können ohne wachbewusste Lenkung unwillkürlich sinnvoll schreiben und werden durch die ‚Botschaften aus dem Unbewussten‘ selbst überrascht. [...] Der ichfremde Charakter dieser automatischen Produktionen verführt dazu, sie als ‚Geisterbotschaften‘ zu missdeuten“ (Bender, 1972, S. 89). Bender (1958) hat allerdings auch schon sehr früh darauf hingewiesen, dass psychische Automatismen zwar zunächst von normalen Funktionen ausgehen, aber zunehmend auch einen pathologischen Grad erreichen können:

Dissoziative Systeme können in der Trance der Medien zur Herrschaft über die Gesamtpersönlichkeit kommen: das Medium erscheint dann als von einem Geist „besessen“. [...] Die Besessenheit und verwandte Phänomene liegen in der Linie des „psychischen Automatismus“, d. h. sie sind eine pathologische Folgeerscheinung von Vorgängen, die auch im Bereich des Normalen vorkommen und als vorübergehende „Ichstörung“ beschrieben werden können. (Bender, 1958, S. 196–197)

Wichtig war Bender die Differenzierung zwischen einer Psychose aus dem schizophrenen Formenkreis und dem, was er als „mediumistische Psychose“ bezeichnete. Letztere sah er als „verständliche, ableitbare, reversible funktionelle Desintegration der Persönlichkeit“ und „funktionale Verselbständigung von Teilsystemen, die eher das Bild von Schaltungsvorgängen in einem vieldimensionalen Organismus als das einer Spaltung rechtfertigt“ (Bender, 1958, S. 198).

1.5.7 Trauma und Dissoziation

Auch wenn angenommen werden kann, dass Traumata bei Kindern, die noch magisch denken, die Entwicklung von AgÜ begünstigen, erscheint eine ausschließliche Verankerung der bereits vorgestellten Modelle (Kap. 1.4.4 u. 1.4.5) von Irwin und Lawrence in der Kindheit nicht angemessen, denn Traumata können in jedem Lebensalter auftreten. Eine repräsentative Studie (Maercker et al., 2008) zeigte, dass in Deutschland 10 % der 14–29-Jährigen, 13 % der 30–59-Jährigen und in der Altersgruppe der über 60-jährigen 47 % mindestens ein traumatisches Lebensereignis im Zusammenhang mit Gewalt, Missbrauch, Verge-

waltung, lebensbedrohlichen Erkrankungen, schweren Unfällen, Naturkatastrophen usw. angeben. Trotz der hohen Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Lebens eine potenziell traumatische Erfahrung zu machen, entwickeln allerdings nur 8 % der Menschen, die einem Trauma ausgesetzt waren, schwere dissoziative Störungen (Briere, 2006).

Merckelbach et al. (2002) verglichen in einer Studie das klassische Modell, das vom Trauma zu Dissoziation und Fantasieneigung führt, mit einem alternativen Modell, das ohne vorheriges Trauma direkt von Dissoziation zu Fantasieneigung führt. Sie konnten für beide Ansätze Bestätigung finden und die Autoren schließen daraus, dass sich Erinnerungen an traumatische Erlebnisse nicht zwingend auf tatsächlichen Begebenheiten gründen, sondern dass sie Resultat durch Dissoziation bedingter Fantasieneigung und kognitiver Fehler sein können. False-Memory-Studien zeigen, wie leicht falsche Erinnerungen gezielt in Experimenten oder unabsichtlich durch Interventionen in Psychotherapien, auch an Missbrauchserlebnisse, induziert werden können (Hardt & Rutter, 2004; Merskey, 1995; Nash & Ost, 2017; Otgaar et al., 2019; Scoboria et al., 2017).

Das lässt im AgE-Kontext an Entführungen durch Außerirdische (Appelle et al., 2014; French et al., 2008; Spanos et al., 1993) oder frühere Leben (Mills & Tucker, 2014) denken, die unter Hypnose erinnert oder auf dramatische Weise wiederlebt werden können. Eine erhöhte Vorstellungsfähigkeit ist eine normale Begleiterscheinung von Hypnose und kein Mittel, sich besser zu erinnern. Nash et al. (1986) fanden in einer Studie, dass Erinnerungen an kindliche Verhaltensweisen in einer nichthyponotisierten Kontrollgruppe mit einer Trefferquote von 70 % wesentlich höher lag als bei Hypnotisierten mit nur 23 %. In einer Metaanalyse mit 80 Studien, in denen Rückführungen in die Kindheit durch hypnotische Altersregression durchgeführt wurden, fand Nash (1987) bei den Studien, die methodisch sauber durchgeführt wurden, nur in 16 % der Fälle Indizien für echte Altersregressionen bzw. Kindheitserinnerungen. Bei Untersuchungen, deren Kriterium überprüfbare physiologische (z. B. altersabhängige Reflexe) oder kognitive Veränderungen (z. B. altersbedingte Intelligenzleistungen) waren, fanden sich gar keine Hinweise auf echte Altersregressionen.

Nach Sichtung zahlreicher Studien zur Genese dissoziativer Prozesse ziehen Giesbrecht und Merckelbach (2005) statt Traumata eher Schlafstörungen als unmittelbare Ursache von Dissoziation in Betracht. Zum einen könnten Kindheitstraumata Schlafstörungen auslösen, zum anderen zeige die Forschung, dass Schlafstörungen vererbbar seien und mithin genetische Faktoren eine Rolle spielten. Die Datenlage spreche in jedem Fall gegen die Allgemeingültigkeit des Trauma-Dissoziations-Modells, denn bei genauer Betrachtung ist die

kausale Beziehung zwischen Dissoziation und Trauma offensichtlich komplizierter und umstrittener als einige Autoren uns glaubhaft machen wollen. Dies zeigt sich an den hohen Korrelationen zwischen Dissoziation und der Neigung zu fantasieren, kognitiven Fehlern, Suggestibilität und einem gestörten Schlaf-Wach-Zyklus. Die betreffenden Be-

funde sind von Bedeutung, weil sie im besten Fall Aufschluss geben über verschiedene Facetten von Dissoziation und deren Folgeerscheinungen, im ungünstigsten Fall aber zu einer Verzerrung der Ergebnisse führen, bis hin zu einer Scheinkorrelation, die dem Verständnis der Ursachen von Dissoziation im Wege steht. (Giesbrecht & Merckelbach, 2005, S. 25)

Hinzu kommt, dass Merckelbach und Giesbrecht (2006) kaum Unterschiede zwischen Personen mit hoher vs. niedriger dissoziativer Disposition und einer Anfälligkeit für traumatische Störungen finden konnten.

Ausgehend von Irwin und Lawrence plädieren Belz-Merk et al. (2002) im Abschlussbericht des Ambulanzprojekts (Kap. 1.1) für ein erweitertes Modell, das „traumatische Lebenserfahrungen, dissoziative Fähigkeiten bzw. dissoziative Vulnerabilität sowie paranormale Überzeugungen und AgE integriert“ (2002, S. 33) und auch Szenarien der Genese von AgÜ und AgE einschließt, die nicht von einem Kindheitstrauma ausgehen. Beispielsweise sei „eine Person vorstellbar, die als kreativ und abenteuerlustig (sensation-seeking) beschrieben werden kann, und ihre dissoziativen Fähigkeiten nutzt und aktiv Situationen aufsucht oder herstellt, in denen AgE möglich sind (wie z. B. Teilnahme an Workshops in der sogenannten Psychoszene, Ausübung sogenannter Okkultpraktiken etc.)“. Es wird davon ausgegangen, dass eine dissoziative Vulnerabilität oder Fähigkeit, die auf unterschiedliche Art erworben oder veranlagt sein kann, als Copingstrategie eingesetzt wird, um irritierende, belastende oder traumatische Erlebnisse vom Bewusstsein abzuspalten. Die dissoziierten Erlebnisinhalte manifestieren sich in der Folge als AgP, denen mit AgÜ begegnet wird:

Dissoziation als Copingstrategie schließt aber ein, dass die Erfahrung nicht integriert, erinnert und nicht explizit verarbeitet werden kann. Ein paranormales Erklärungssystem könnte vor allem dann als Narrativ für eine außergewöhnliche Erfahrung dienen, wenn die Person aus einem Sozialisationskontext kommt, der ein paranormales Beliefsystem akzeptiert oder fördert und vorhandene Erklärungsmodelle versagen. (Tölle, 2003a, S. 34)

Auf diesen Modellansatz, der von Tölle (2003a) und Belz (Belz, 2009a) ausgearbeitet wurde, gehen wir später (Kap. 3.1.9) noch ausführlich ein.

1.5.8 Positive Schizotypie

AgE werden insbesondere im Zusammenhang mit dem Schizotypie-Konzept, das schon im Zusammenhang mit AgÜ angesprochen wurde (Kap. 1.4.4), der schizotypischen Störung nach der „Internationalen Klassifikation psychischer Störungen“ (ICD 10; Dilling et al., 2015) und der schizotypischen Persönlichkeitsstörung nach DSM-5 (Falkai & Wittchen, 2015) thematisiert. Der Begriff „schizotypisch“ wurde erstmals von Rado (1953) verwendet, um damit den psychodynamischen Ausdruck des schizophrenen Genotyps zu be-

nennen. Später hat Meehl (1962) das sogenannte quasi-dimensionale Modell ausgearbeitet, das schizotypische Symptome als gering ausgeprägte Manifestationen der Schizophrenie und damit als Erscheinung einer einzigen pathologischen Dimension betrachtet. Danach folgte das „dimensionale Modell“ von Eysenck und Eysenck (1976), mit dem Kontinuum eines Psychotizismus, das von einem normalen Persönlichkeitsmerkmal über psychische Störungen bis zu Psychosen als extremster Form reicht. Schließlich entwickelte Claridge (1985, 1997) das „voll-dimensionale“ Modell, das den quasi-dimensionalen und den dimensionalen Ansatz verbindet. Schizotypie wird dabei als eine normale Persönlichkeitsdimension aufgefasst, so wie beispielsweise das etablierte Kontinuum von Extraversion zu Introversion. Der Unterschied zwischen dem quasi- und dem voll-dimensionalen Modell liegt darin, dass Normabweichungen im voll-dimensionalen Modell als gesunde Diversität gelten, während sie im quasi-dimensionalen Modell als psychotische Symptome in schwacher Ausprägung angesehen werden. Vom dimensionalen Modell unterscheidet sich der voll-dimensionale Ansatz dadurch, dass Schizotypie hier ein eigenständiges, kontinuierlich verteiltes Persönlichkeitsmerkmal ist und die Schizophrenie ein davon unterschiedenes Kontinuum, das von der schizotypischen Persönlichkeitsstörung bis hin zur schizophrenen Psychose reicht. Schizotypie ist damit allenfalls eine Prädisposition, die für eine schizophrene Erkrankung relevant werden kann, wenn andere Faktoren hinzukommen.

Goulding (2004, 2005) schließt sich dem voll-dimensionalen Modell an und postuliert mit Blick auf die Positivsymptomatik eine gesunde Form der Schizotypie („healthy schizotypy“). Sie spricht von „happy schizotypes“ – eine Bezeichnung, die auf McCreery (1993) zurückgeht, und beschreibt Personen, die sich durch einen ausgeprägten gesundheitsbezogenen Kohärenzsinn, niedrigen Neurotizismus und gleichzeitig stark ausgeprägte AgÜ auszeichnen. Jackson (1997) spricht von gutartiger Schizotypie („benign schizotypy“). Demnach erweisen sich AgÜ erst dann als ungünstig für die Gesundheit, wenn sie mit Anhedonie und kognitiver Desorganisation einhergehen. Das passt zu Epsteins Befund, dass bei ausreichender Kompetenz und Beteiligung der rationalen Informationsverarbeitung keine negativen Auswirkungen experiencieller Erlebnisbereitschaften zu befürchten sind:

Unless people are sufficiently engaged in rational processing, they are prone to be mal-adjusted, as indicated by symptoms of depression, anxiety, high levels of stress, and neuroticism. If they are sufficiently engaged in rational processing it does not matter so far as their adjustment is concerned how much they engage in experiential processing so long it is not irrational. (Epstein, 2014, S. 175–176)

Faktorenanalytische Studien zeigen, dass die Schizotypie kein homogenes Konzept ist, und so verwundert es nicht, dass die Zusammenhänge zwischen einem Kontinuum der positiven Schizotypie und einem Psychose- bzw. Schizophreniekontinuum umstritten und bislang ungeklärt sind. Claridge et al. (1996) beschrieben vier Faktoren, die sie als „Wahrnehmungsab-

weichung“, „kognitive Desorganisation“, „introvertierte Anhedonie“ und „impulsive Nichtkonformität“ charakterisierten. Je nach Art der verwendeten Skalen, die zur Messung schizotypischer Merkmale verwendet wurden, fanden sich unterschiedliche Lösungen mit weniger oder mehr Faktoren (Green et al., 2008). Häufig wurden Lösungen mit drei Faktoren gefunden, die inhaltlich aber nicht immer genau übereinstimmen (Reynolds et al., 2000). Besonders etabliert ist die auf Raine et al. (1994) basierende Unterscheidung eines kognitiv-perzeptuellen und eines interpersonellen Faktors, auch positiver und negativer Faktor genannt, sowie eines Faktors, der eine verhaltensmäßige und sprachliche Desorganisation kennzeichnet. Irwin und Green (1998) fanden Hinweise, dass verschiedene Arten von AgÜ in unterschiedlichen Verhältnissen mit diesen Dimensionen verbunden sind. Der kognitiv-perzeptuelle Faktor, also die Positivsymptomatik, die durch AgÜ und als wahnähnlich oder wahnhaft bezeichnete Vorstellungen gekennzeichnet ist, ging mit einem Glauben an Spiritismus und Präkognition einher. Der desorganisierte Faktor korrelierte dagegen positiv mit dem Glauben an außergewöhnliche Lebensformen und Hexerei, während der Faktor, der zwischenmenschliche Defizite und Anhedonie beschreibt, mit spiritistischen Überzeugungen, aber nicht mit einem Glauben an Psi-Phänomene und Hexerei zusammenhing.

Clusteranalysen, die Loughland und Williams (1997) im Hinblick auf die drei Dimensionen der Schizotypie durchführten, ergaben vier Untergruppen. Das erste Cluster („low-schizotypes“) wies bei allen drei Faktoren niedrige Werte auf, das zweite („high-schizotypes“) bei allen Faktoren hohe Werte, das dritte („negative-schizotypes“) hatte hohe Werte bei den zwischenmenschlichen Defiziten, nicht aber bei den anderen Faktoren, und das vierte Cluster („happy-schizotypes“) zeigte nur hohe Werte im kognitiven Wahrnehmungsbereich. Unter Anbetracht dieser Unterschiede und Gouldings (2004) Befund, dass nicht nur high-schizotypes sondern auch happy schizotypes stark ausgeprägte AgÜ haben, erscheint die Neigung, ungewöhnliche Zusammenhänge zwischen verschiedenen Sachverhalten wahrzunehmen oder zu konstruieren, nicht per se pathologisch zu sein.

Chmielewski und Watson (2008) konnten Raines Lösung mit drei Faktoren nicht replizieren und postulieren stattdessen fünf Faktoren, die sie als „social anhedonia“, „social anxiety“, „eccentricity/oddity“, „mistrust“ und „unusual beliefs and experiences“ bezeichnen. Die ersten beiden Faktoren beschreiben soziale Anhedonie und soziale Angst als Aspekte der Negativsymptomatik des bisherigen interpersonellen Faktors. Die restlichen Faktoren beschreiben Facetten der Positivsymptomatik der Schizotypie und bemerkenswert ist dabei, dass AgÜ und AgE hier eine eigenständige Größe des kognitiv-perzeptuellen Bereichs sind. AgÜ und AgE unterscheiden sich vom Faktor „Misstrauen“, der sowohl interpersonale als auch kognitiv-perzeptuelle Anteile enthält, sowie vom Faktor „Exzentrizität/Sonderbarkeit“, welcher der kognitiven Desorganisation entspricht. Besonders hervorzuheben ist, dass die drei

Faktoren der Positivsymptomatik signifikant mit Dissoziation korrelieren, die Faktoren der Negativsymptomatik aber nicht.

Unabhängig von ihrer genauen Zahl lassen sich die Faktoren der meisten Studien einer positiven und einer negativen Kategorie zuordnen: Bei Vorliegen der Negativsymptomatik zeichnen sich schizotypische Menschen durch eigentümliches Verhalten, inadäquate Affekte, soziale Anhedonie und Rückzug aus. Die Positivsymptomatik drückt sich in magisch-irrationalen Vorstellungen, ungewöhnlichen Wahrnehmungen und einer Tendenz, zufällige Ereignisse als persönlich bedeutungsvoll zu interpretieren, aus.

1.5.9 Offenheit für Erfahrung

Hängt eine Neigung zu AgÜ, AgE, Imagination, Dissoziation und Schizotypie mit einer spezifischen Persönlichkeitsdimension zusammen, durch die sich die Interkorrelationen der genannten Konstrukte möglicherweise erklären lassen? Ein Blick auf die „Big Five“, das heißt die Faktoren „Neurotizismus“, „Extraversion“, „Offenheit für Erfahrung“, „Verträglichkeit“ und „Gewissenhaftigkeit“, die mit dem von Costa und McCrae (1992) entwickelten und auch ins Deutsche übersetzte „Revised NEO Personality Inventory“ (NEO-PI-R; Ostendorf & Angleitner, 2004) sowie dessen Kurzform, dem „NEO Five-Factor Inventory“ (NEO-FFI; Borkenau & Ostendorf, 2008), erfasst werden, legt insbesondere eine Verbindung von AgE mit Offenheit für Erfahrung (OE) nahe. Studien, in denen der Zusammenhang zwischen Schizotypie und den Big-Five untersucht wurde, kamen zu uneinheitlichen Ergebnissen. Hier fanden sich sowohl positive (Camisa et al., 2005; Morey et al., 2002; Wiggins & Pincus, 1989) als auch negative (Blais, 1997; Edmundson et al., 2011; Trull, 1992) Korrelationen von OE mit der schizotypischen Persönlichkeitsstörung. In Studien zur psychometrisch definierten Schizotypie korrelierten hohe Werte positiv mit OE (Coolidge et al., 1994; Wiggins & Pincus, 1989) und Ross et al. (2002) stellten fest, dass diese positiven Verknüpfungen im Allgemeinen bei Studien mit Studierenden gefunden wurden, während negative Zusammenhänge von Schizotypie und OE gehäuft in klinischen Populationen auftraten. Untersuchungen mit schizophrenen Patienten (Camisa et al., 2005; Gurrera et al., 2005) und ihren Verwandten ersten Grades (Yeung et al., 1993) zeigten eine verminderte OE.

Zwischen Schizotypie und Extraversion, Verträglichkeit oder Gewissenhaftigkeit konnten häufig keine Beziehungen gefunden werden (Blais, 1997; Dyce & O'Connor, 1998; Tien et al., 1992; Trull, 1992; Yeung et al., 1993). Gelegentlich fanden sich positive Korrelationen mit Neurotizismus (Coolidge et al., 1994; Gurrera et al., 2005; Wiggins & Pincus, 1989) sowie negative Korrelationen mit Extraversion, Verträglichkeit (Dyce & O'Connor, 1998; Gurrera et al., 2005; Tien et al., 1992) und selten mit Gewissenhaftigkeit (Gurrera et al., 2005). Ross et al. (2002) untersuchten Korrelationen getrennt nach der Negativ- und Positivsymptomatik

und fanden, dass negative Schizotypie signifikant positiv mit Neurotizismus und negativ mit Extraversion, Offenheit und Verträglichkeit korrelierte, die Positivsymptomatik dagegen signifikant positiv mit Neurotizismus und Offenheit sowie negativ mit Verträglichkeit. Zum gleichen Ergebnis kamen vorher Vollema und van den Bosch (1995).

Der OE-Dimension kommt damit eine Schlüsselrolle zu, denn sie unterscheidet zwischen negativer und positiver Schizotypie. Sie wird durch die sechs Subskalen „Offenheit für Fantasie“, „Offenheit für Ästhetik“, „Offenheit für Gefühle“, „Offenheit für Handlungen“, „Offenheit für Ideen“ und „Offenheit des Normen- und Wertesystems“ operationalisiert. Alle OE-Merkmale haben mit Exploration und Suche nach Erkenntnis zu tun, wobei sowohl Wahrnehmungs- als auch Denkprozesse angesprochen sind. Personen mit ausgeprägter OE suchen stärker nach Erfahrungen, nach Informationen und Erkenntnissen als solche mit niedriger OE. Faktorenanalytische Untersuchungen kommen zu einer Differenzierung der sechs OE-Subskalen in einen intellektuellen Faktor, der sich durch Ideen, Werte und Aktionen auszeichnet, sowie einen experientiellen Faktor, der Fantasie, Ästhetik und Gefühle betrifft. DeYoung et al. (2012) fanden heraus, dass eine Extraktion von sechs statt der fünf Big-Five-Faktoren zu einer Spaltung von OE führt. Dabei resultiert ein Faktor, der hauptsächlich durch Erfahrung und positive Symptome der Schizotypie gekennzeichnet ist, und ein Faktor, der mit Intellekt assoziiert ist. Regressionsanalysen zeigten, dass die Erfahrungskomponente signifikant positiv, die intellektuelle Komponente aber signifikant negativ mit der schizotypischen Positivsymptomatik assoziiert ist. Diverse Autoren (Chmielewski et al., 2014; DeYoung, 2015) sprechen deshalb auch von „Openness/Intellect“ (OE/I), um auf beide Teilkomponenten der OE-Dimension hinzuweisen. OE umfasst demnach zum einen Wahrnehmungen und ästhetische Empfindungen, die, wie lexikalische Studien zeigen, mit Attributen wie „künstlerisch“, „poetisch“, „einfühlsam“, „fantasievoll“ usw. verknüpft sind, und zum anderen kognitive Prozesse, auf die sich Adjektive wie „intellektuell“, „intelligent“, „tiefsinnig“ oder auch „philosophisch“ beziehen. Sowohl auf Intellekt als auch auf Offenheit treffen Beschreibungen wie „neugierig“, „originell“, „innovativ“ oder „imaginativ“ zu (DeYoung et al., 2012; DeYoung et al., 2014). Weil sie sich sowohl intellektuell als auch ästhetisch äußern kann, hat Saucier (1994) „Imagination“ als alternative Bezeichnung für OE/I vorgeschlagen.

Zingrone et al. (1998–1999) untersuchten mit einer Stichprobe von Künstlern und Musikern die Beziehung zwischen AgE in Form klassisch-paranormaler Erfahrungen und dem Fünf-Faktoren-Modell. Sie fanden einen signifikant ($p = .02$) positiven Zusammenhang von .20 mit OE und eine nicht ganz signifikante ($p = .07$) negative Korrelation von $-.19$ mit Gewissenhaftigkeit. Die anderen Konstrukte waren weit von einer signifikanten Korrelation mit AgE entfernt. Eine Analyse auf der Ebene der OE-Subskalen zeigte, dass nur die Beziehung zwischen AgE und Fantasie mit .22 auf dem 5-Prozent-Niveau signifikant wird und Ästhetik mit einem Korrelationskoeffizienten von .19 die Signifikanzschwelle knapp sowie Gefühle

sie mit .16 deutlich verfehlen. Die anderen Subskalen spielten praktisch keine Rolle und es wird deutlich, dass AgE, zumindest so, wie sie in der Studie von Zingrone et al. operationalisiert wurden, lediglich mit Offenheit aber nicht mit Intellekt zusammenhängen, und wohl auch primär über das experientielle System und nicht über das rationale System verarbeitet werden.

Watson et al. (2008) haben umfangreiche faktorenanalytische Untersuchungen mit verschiedenen OE-Skalen, einschließlich der sechs Subskalen des NEO-PI-R, und einer Reihe von Instrumenten zur Erfassung von „Oddity“, darunter die „Magical Ideation Scale“ (Eckblad & Chapman, 1983) und „The Curious Experiences Survey“ (Goldberg, 1999), durchgeführt. Sie plädierten für eine sechste Persönlichkeitsdimension, um die bisherigen Big-Five durch einen Faktor, der das Spektrum der positiven Symptome der Schizotypie und dissoziativer Prozesse (Absorption, Imagination, Derealisation, Depersonalisation, Vergesslichkeit, Amnesie, aber auch Schlafparalyse, hypnagoge und hypnopompe Halluzinationen etc.) abdeckt, zu erweitern. Als Bezeichnung des Schizotypie-Dissoziations-Konstrukts (SD-Faktor) schlugen sie „Oddity“ vor. Ashton und Lee (2012) kamen in eigenen faktorenanalytischen Studien allerdings zu dem Schluss, dass der SD-Faktor nicht als Oddity-Dimension charakterisiert werden sollte, da die Ladungen der Oddity-Variablen auf diesem Faktor nur gering seien und einen deutlich stärkeren Zusammenhang mit OE aufweisen. Oddity stelle hauptsächlich eine Mischung aus hoher OE und anderen Persönlichkeitsdimensionen dar. Ashton und Lee geben überdies zu bedenken, dass er Unterschiede in der Häufigkeit oder Intensität verzerrter Realitätswahrnehmungen beschreibt:

These distorted perceptions include body-image aberrations (e.g., feeling disconnected from one's body), magical perceptions (e.g., sensing that one is receiving telepathic communications), confusion of fantasy with reality (e.g., feeling uncertain whether an event actually happened or whether one merely imagined it), auditory or visual hallucinations (e.g., hearing voices or seeing figures that do not exist), and ideas of reference (e.g., perceiving publicly broadcast information as being specifically meant for oneself). That is, the Schizotypy/Dissociation factor represents individual differences in the frequency or intensity of these perceptual distortions. (Ashton & Lee, 2012, S. 128)

Die Autoren vermuten, dass der SD-Faktor individuelle Unterschiede klassifiziert, die außerhalb der Big Five liegen, denn keine der anderen Persönlichkeitsdimensionen beschreiben einen Kontrast zwischen der Abwesenheit oder Anwesenheit eines Merkmals, sondern eine Ausprägung zwischen zwei gegensätzlichen Verhaltenstendenzen. Viele Menschen erlebten keine oder kaum relevante Wahrnehmungsverzerrungen und hätten somit eine Null-Ausprägung in der SD-Dimension, während jede andere Persönlichkeitsdimension eine kontinuierliche Verteilung zwischen zwei Polen ohne Nullpunkt beschreiben. Auf diese Weise unterscheidet sich SD konzeptuell von den etablierten Hauptfaktoren der Persönlichkeit. Ashton und Lee gehen davon aus, dass Schizotypie, Dissoziation und verwandte Konstrukte wie

Fantasieneigung oder Absorption die Ausprägung der Persönlichkeit beeinflussen, aber keine eigenständige Persönlichkeitsdimension konstituieren. „Beyond the domain of personality characteristics proper, individuals’ beliefs regarding the possible existence of paranormal phenomena are also likely to be influenced jointly by Schizotypy/Dissociation and Openness, with the perceptual experiences of the former dimension adding to the open-minded theoretical orientation of the latter” (Ashton & Lee, 2012, S. 129).

1.5.10 Psychotizismus im DSM-5

Im Abschnitt III des DSM-5 (American Psychiatric Association, 2013a) wird ein alternatives Modell für Persönlichkeitsstörungen vorgestellt. Es beschreibt fünf Persönlichkeitsmerkmale höherer Ordnung. Neben vier Persönlichkeitsdimensionen, die unter den Namen „Negative Affektivität“, „Verschlossenheit“, „Antagonismus“ und „Enthemmtheit“ konzeptuell in etwa mit den klassischen Big Five „Neurotizismus“, „Extraversion“, „Verträglichkeit“ und „Gewissenhaftigkeit“ vergleichbar sind, ersetzt „Psychotizismus“, der nicht identisch mit dem gleichnamigen Konstrukt von Eysenck und Eysenck (1976) ist, die „Offenheit für Erfahrung“. Laut Watson et al. (2013) habe sich während der Analysen bei der Entwicklung der neuen Klassifikation gezeigt, dass AgÜ und AgE sowie „Exzentrizität“ nicht in den OE-Bereich fallen. Psychotizismus bezieht „Unusual Beliefs and Experiences“, „Eccentricity“ und „Perceptual Dysregulation“ ein.

Im Zuge der Einführung dieses alternativen Modells zur Klassifikation von Persönlichkeitsstörungen hat die American Psychiatric Association ein „Personality Inventory for DSM-5“ (PID-5) entwickelt (Krueger et al., 2012). Die fünf Persönlichkeitsbereiche werden anhand von vielen Subskalen in einer Langfassung mit 220 Items (American Psychiatric Association, 2013a) und einer Kurzform (American Psychiatric Association, 2013b) mit nur 24 Items (PID-5-BF) operationalisiert.⁸ Bei der Langfassung des PID-5 gehören acht der 220 Items zur Psychotizismus-Subskala, die in deutscher Fassung „Ungewöhnliche Überzeugungen und innere Erlebnisse“ heißt. Diese sind hier mit der Nummerierung im Fragebogen (Zimmermann et al., 2015b) wiedergegeben und lauten:

- 094 Ich habe ein paar ungewöhnliche Fähigkeiten; zum Beispiel weiß ich manchmal genau, was jemand anderes denkt.
- 099 Ich habe manchmal Dinge gehört, die andere nicht hören konnten.
- 106 Ich habe oft ungewöhnliche Erlebnisse; zum Beispiel spüre ich die Gegenwart von jemandem, der nicht wirklich da ist.

⁸ Für Forschungszwecke können in deutscher Übersetzung von Zimmermann et al. die Kurz- (2015a) und die Langversion (2015b) kostenlos im Internet heruntergeladen werden.

- 139 Ich habe schon mal Dinge gesehen, die nicht wirklich da waren.
- 143 Ich glaube, dass manche Menschen Gegenstände mittels ihrer Gedanken bewegen können.
- 150 Manchmal kann ich andere Leute durch Gedankenübertragung beeinflussen.
- 194 Ich sehe zwischen den Dingen oft ungewöhnliche Zusammenhänge, die anderen Menschen entgehen.
- 209 Ich hatte einige wirklich seltsame Erlebnisse, die sehr schwer zu erklären sind.

Zunächst fällt auf, dass nur das Item 143 mit dem Glauben an Psychokinese eine AgÜ beschreibt, wie sie üblicherweise in Fragebogen zu paranormalen Überzeugungen (Kap. 1.3.1) zu finden ist. Die Items 94 und 150 beschreiben jeweils Telepathie, einmal in der Rolle als Empfänger und einmal als Sender, wobei die Erfahrung von Telepathie jeweils mit der Aussage verknüpft wurde, dass es sich um eine Fähigkeit handle. Die Items 99, 106, 139 beschreiben Halluzinationen, denn die Probanden räumen bei einer Zustimmung jeweils ein, dass die Gegenstände der Erfahrungen für andere nicht wahrnehmbar bzw. schlicht keine Wirklichkeit gewesen seien. Die Items 194 und 209 sind wie die drei zuvor genannten Items inhaltlich sehr vage, es ist nur von „Dingen“, „ungewöhnlichen Zusammenhängen“ und „seltsamen Erlebnissen“ die Rede. Selbst an der relativ konkret erscheinenden Formulierung des Items 143 lässt sich demonstrieren, wie schwierig die Interpretation einer positiven Beantwortung sein kann. Auf den ersten Blick könnte man die Bejahung des Items so auffassen, dass die Befragten daran glauben, dass bestimmte Menschen psychokinetische Fähigkeiten haben, die sie gezielt einsetzen können. Wie würde die Klientin mit den AgP im folgenden Fall wohl auf das Item 143 antworten?

AgE-Bericht 6

Bereits als Kind konnte ich – und meine Familie – feststellen, dass ich in Bezug auf elektrische Geräte eine gewisse „unglückliche“ Ausstrahlung habe. So gingen Radios kaputt, wenn ich nur versuchte, einen Sender einzustellen. Fernseher gingen plötzlich wieder an, nachdem sie ausgeschaltet wurden. Bei einem Besuch des Deutschen Museums in der Physikabteilung machte ich Vorführgeräte, welche Strom messen, kaputt, obwohl ich diese nur anfasste. Sehr lästig ist allerdings auch, dass ich große Schwierigkeiten habe, in Läden oder daraus hinaus zu gelangen, denn die elektrischen Türen öffnen sich oft nicht vor mir. Ich muss dann warten, bis jemand diese aktiviert. (Ich bin 1,79 m groß und normalgewichtig). Ebenso öffnen sich Schranken in Geschäften vor mir selten. Da ich keine logische Erklärung hierfür habe, bitte ich Sie um eine Beratung. (IGPP, 06886; E-Mail)

Der E-Mail ist zu entnehmen, dass die Ratsuchende eigene Erfahrungen mit einer mutmaßlichen Beeinflussung von Gegenständen hat. Davon ausgehend wird sie wahrscheinlich die AgÜ entwickelt haben, dass Menschen Gegenstände „paranormal“ beeinflussen können. Aber selbst, wenn sie einen Zusammenhang zwischen den beschriebenen physikalischen Ef-

fekten und ihrer Psyche vermuten sollte, würde sie damit nicht meinen, eine willkürlich steuerbare psychokinetische Fähigkeit zu besitzen. In der IGPP-Beratung geht es meistens um spontan auftretende und nicht als kontrollierbar erlebte Phänomene.

Die restlichen Items sind noch vager und kaum repräsentativ für die AgE der IGPP-Klientel (Bauer & Belz, 2012; Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012; Fach & Belz, 2017). AgE wurden als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen definiert (Kap. 1.1.5) und im Allgemeinen berichten Ratsuchende über Phänomene, von deren Wirklichkeit sie überzeugt sind. Phänomene, die als Pseudohalluzination erlebt werden, und Erfahrungen, denen die Betroffenen, indem sie diese mit Halluzinationen (Kap. 1.6.4) erklären, den Wirklichkeitscharakter absprechen (besonders Item 106 und 139), sind keine AgP bzw. AgE.⁹ Die Items des bereits angesprochenen PAGE-R-Fragebogens (Kap. 1.3.3), der als zentrales Instrument im empirischen Teil dieser Arbeit noch ausführlich vorgestellt wird (Kap. 5.1.2), beschreiben AgP, ohne deren Wirklichkeitscharakter zu relativieren, zum Beispiel: „Ich habe unerklärliche Geräusche, z. B. Klopfen, Poltern, Schritte, Stimmen oder andere Laute in meiner Umgebung gehört, für die ich keine natürliche Ursache finden konnte“. Während die jeweiligen Wahrnehmungsmodalitäten genauer umrissen werden und betont wird, dass konventionelle Erklärungen fehlen, machen die Items keine Aussagen im Hinblick auf Glaubensüberzeugungen, die über das Postulat der Außergewöhnlichkeit der Phänomene hinausgehen.

Dass die Psychotizismus-Dimension mit AgÜ und AgE, so wie sie Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind, kaum etwas gemeinsam hat, verdeutlichen die fünf Psychotizismus-Items der PID-5-Kurzform (Zimmermann et al., 2015a). Von den ursprünglichen „ungewöhnlichen Glaubensüberzeugungen und inneren Erfahrungen“ ist nur das halluzinatorische Item 139 geblieben (jetzt Item 12), die Items 7 und 21 erfassen „Exzentrizität“, die Items 23 und 24 „Denk- und Wahrnehmungsstörungen“:

- 07 Meine Gedankengänge ergeben für andere häufig keinen Sinn.
- 12 Ich habe schon mal Dinge gesehen, die nicht wirklich da waren.
- 21 Ich habe oft Gedanken, die für mich Sinn ergeben, aber anderen Leuten seltsam erscheinen.
- 23 Ich vergesse häufig alles um mich herum, komme dann plötzlich zu mir, und stelle fest, dass viel Zeit vergangen ist.
- 24 Die Dinge um mich herum fühlen sich oft unwirklich oder realer als sonst an.

⁹ Entsprechend der Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung (Kap. 1.1.1) ist die Differenzierung zwischen AgP und AgE (Kap. 1.3.3, 1.4.5) phänomenologisch und konzeptuell von Bedeutung: Phänomene die als AgP interpretiert werden, konstituieren AgE. Im Allgemeinen können die Begriffe, da es ohne AgP keine AgE gibt und ohne AgE keine AgP, synonym verwendet werden.

Ashton und Lee sind der Auffassung, dass die Neuformulierung von Persönlichkeitsstörungen im DSM-5 besser durch ein dimensionales Modell erfolgen sollte, in dem jede Dimension ein unabhängiger Hauptfaktor ist und nicht bereits eine Verbindung von zwei oder mehr Persönlichkeitsfaktoren wie beim Psychotizismus oder Schizotypie-Dissoziationsfaktor. Um eine vollständige Beschreibung der Persönlichkeitsvariation bereitzustellen, plädieren sie deshalb für die Hinzufügung eines separaten OE-Faktors. Chmielewski et al. (2014) untersuchten Unterschiede in der Konzeptualisierung von OE/I im Big-Five-Faktorenmodell und beim Psychotizismus im DSM-5. Ihre Ergebnisse legen nahe, dass OE/I insgesamt weniger mit schizotypischen Symptomen assoziiert ist und deshalb schlagen sie eine Aufteilung des Psychotizismus im DSM-5-Persönlichkeitsmodell in separate Faktoren für Psychotizismus und OE/I vor: „Thus, including both OE/I and Psychoticism within a unified model of personality and personality pathology represents the most empirically defensible solution. Manifestations of Psychoticism in the normal range need to be identified to fully integrate such a model“ (Chmielewski et al., 2014, S. 495). Damit postulieren die Autoren sechs statt fünf Persönlichkeitsdimensionen.

Angesichts der widersprüchlichen Ergebnisse und Empfehlungen lässt sich resümieren, dass das klassische Fünf-Faktoren-Modell keine Dimension enthält, die veränderte Wahrnehmungs- und Erlebnisbereitschaften in angemessener Weise einschließt und geeignet wäre, die Genese von AgÜ und AgE befriedigend zu erklären. Andererseits stützen Studien, die eine enge Beziehung zwischen Fantasieneigung, Schizotypie und Dissoziation belegen (Merckelbach et al., 2000b; Merckelbach et al., 2000a; Watson, 2001), die Annahme, dass die mit AgÜ und AgE korrelierenden Konstrukte eine gemeinsame Grundlage haben. Als Ausgangspunkt, von dem sich die vielfältigen Manifestationen außergewöhnlicher Überzeugungen und Erfahrungen auch im Kontext anderer Konstrukte am besten ableiten lassen, erscheinen die Ebene der Informationsverarbeitungsprozesse und die Tätigkeit des experientialen Systems am aussichtsreichsten. An das experientielle System wird an späterer Stelle im Zusammenhang mit dem Paradigma der mentalen Repräsentation (Kap. 2) angeknüpft.

1.6 AgE und Psychopathologie

Wir konnten sehen, dass mit den verschiedenen Ansätzen und Kontexten, in denen AgÜ und AgE diskutiert werden, immer auch die Frage der psychischen Gesundheit verknüpft ist. Bis heute herrschen Unklarheit und Uneinigkeit, nach welchen Kriterien sich pathologische und nichtpathologische AgE unterscheiden lassen. In der vorliegenden Arbeit befassen wir uns vorwiegend mit AgE, die von Ratsuchenden, die sich durch ihre Erfahrungen in irgendeiner Weise belastet fühlen, berichtet werden. Dabei darf nie vergessen werden, dass die Klientel des IGPP, die hier im Mittelpunkt steht, nicht repräsentativ für die Normalbe-

völkerung ist und auf dieser Grundlage keine Aussagen über die allgemeinen Umstände und Auswirkungen von AgE möglich sind. Bevor wir uns mit möglichen psychischen Belastungen und Störungen bei AgE befassen, werden zur Kontrastierung zunächst einmal salutogenetische Effekte von AgE in den Blick genommen.

1.6.1 Salutogenetische Aspekte von AgE

Selbstverständlich sind positive Auswirkungen von AgE sowie das mit spirituellen Praktiken und Überzeugungen verbundene Potenzial ein wichtiges Thema, dem kein geringerer Stellenwert als möglichen Belastungen, psychischen Störungen und Gefahren im Zusammenhang mit AgE zukommen sollte. Wenn im Folgenden Zusammenhänge zwischen AgE und psychischer Auffälligkeit diskutiert werden, soll keinesfalls außer Acht gelassen werden, dass AgE zum psychischen Gleichgewicht beitragen können. Oft werden sie so in das psychische Geschehen und die Lebensgestaltung integriert, dass sie Bedürfnisse nach Anerkennung, Kontrolle und Sinnfindung erfüllen oder eine Balance von Autonomie und Bindung in zwischenmenschlichen Beziehungen ermöglichen (Kap. 3.3). Sie können spontan auftreten oder auch gezielt induziert werden:

AgE-Bericht 7

Was ich mache, kennen Sie sicher unter der Beschreibung „mechanisches“ oder „inspiriertes Schreiben“. Obwohl ich schon in meiner Kindheit gemerkt habe, dass meine Hand allein schreiben möchte, habe ich diesem Umstand erst vor ein paar Jahren nachgegeben und trainiert und einige Erfahrungen damit gemacht. Natürlich habe ich andere Menschen kennengelernt, die auch so etwas machen und ganze gechannelte Bücher veröffentlichen. Aber ich bin mit den vielen von mir gesammelten Informationen immer noch nicht ganz zufrieden. Manchmal schreibe ich für mir völlig fremde Personen, deren Namen ich vielleicht noch nicht einmal kenne, und man bestätigt mir, dass die Hinweise und Kenntnisse verblüffend sind und die Menschen tief berühren. Ich habe mich nun damit abgefunden, dass ich nicht erklären kann, was da passiert (schon allein körperlich). Meine „Quelle“ gibt therapeutische, tröstliche Beratungen oder Hinweise, aus denen ich selbst sehr viel lerne. In der Rückschau [...] kann ich nun erkennen, dass Beratungen für mich sehr weise, tröstlich und vorbereitend waren. Die wenigen Zukunftsaussichten, die ich gefunden habe (ich versuche, das zu vermeiden), sind zu einem kleineren Teil eingetroffen, weil dann andere Entscheidungen getroffen wurden. Nun habe ich von Ihrer Existenz erfahren und wäre daran interessiert, zu erfahren, was Sie mir dazu erzählen können. Ich wäre auch bereit, mich von Ihnen einmal testen zu lassen – vielleicht auch um mich endgültig darin zu bestätigen, dass ich nicht spinne und/oder die Menschen sich nicht alles so hindrehen, wie ich es gerade zufällig zusammengesponnen habe. (IGPP, 03071; E-Mail)

Das automatische Schreiben, eine Variante okkultur Praktiken, die auf Automatismen basieren und deren dissoziative Grundlage schon am Beispiel des Gläserrückens thematisiert

wurde (Kap. 1.5.6, AgE-Ber. 5), hat für die Klientin einen sinnstiftenden und bereichernden Charakter. Sie sucht Kontakt mit der IGPP-Beratung in erster Linie um Bestätigung für ihre medialen „Fähigkeiten“ zu finden und nicht aus einem Leidensdruck heraus. Allerdings drohen im Umgang mit solchen Praktiken auch gefährliche Entwicklungen, auf die Bender (1958) mit dem Begriff der „mediumistischen Psychose“ hinwies:

Charakteristisch für den Verlauf der mediumistischen Psychosen ist die Erscheinung, daß im Gefolge häufig betriebenen automatischen Schreibens oder Buchstabierens, das in dem affektiv erschütternden Glauben einer spiritistischen Verbindung mit Jenseitigen ausgeübt wird, sich Stimmen einstellen, in denen zunächst das psychographisch Produzierte laut wird, die dann aber selbstständig werden und als akustische Halluzinationen, oft verbunden mit visuellen Trugbildern und Zwangsantrieben, die Patienten quälen. (Bender, 1958, S. 184)

Natürlich sind manche Formen von AgE mehr dazu geeignet, hilfreich zu sein, und andere weniger. Ob und in welchem Maße salutogenetische Effekte mit ihnen verbunden sind, hängt laut Belz davon ab, „wie die Valenz (angenehm vs. unangenehm) der AgE eingeschätzt wird, ob die Betroffenen die AgE kontrollieren können, ein Erklärungsmodell für diese Erfahrungen haben oder sich ihnen ausgeliefert fühlen und inwieweit die Umwelt entsprechende Sicht- und Verhaltensweisen akzeptiert“ (2009a, S. 29).

Etwa seit Anfang der 1970er-Jahre befasst sich die sogenannte Transpersonale Psychologie mit AgE. Statt AgE als „hallucinatory experiences“ (Bentall, 2014; Glicksohn & Barrett, 2003) oder „psychotic-like experiences“ (Kelleher & Cannon, 2011; Lee et al., 2016; Unterrassner et al., 2017a; 2017b; Yung et al., 2009) im semantischen Umfeld der Psychopathologie zu verorten, werden sie hier als eine Manifestation persönlicher und spiritueller Wachstumsprozesse verstanden (Belschner et al., 2005; Boorstein, 1980; Friedman & Hartelius, 2013; Tart, 1975; Walsh & Vaughan, 1993; Wilber, 1980a).

Insbesondere White (1997b, 1997f, 1998) hob mit ihrem Konzept der „Exceptional Human Experiences“ (EHEs) salutogenetische Aspekte von AgE hervor – verbunden mit einer spekulativen transpersonalen Entwicklungspsychologie. Sie sieht ein Kontinuum ausgehend von AgP, deren Wahrnehmung keinen bleibenden Eindruck macht, über EEs („Exceptional Experiences“) bzw. AgE, durch die Betroffene in besonderer Weise und länger anhaltend affiziert sind, bis hin zu EHEs, die – von White positiv konnotierte – intensive und andauernde Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung und das weitere Leben der Betroffenen haben:

They seem to catalyze a process that eventually can lead to the realization of the person's higher human potential. Lives, worldviews, and even identities can be transformed. When the process of transformation is initiated, the EE becomes an exceptional *human* experience. Thus, all EHEs are exceptional experiences, but not all exceptional experiences are EHEs. (1998, S. 129)

Bei White werden EEs zu EHEs, wenn „the raw experience has become ‘humanized’“ (White, 1997c, S. 34). Die „health and well-being benefits“ (Braud, 2012) von EHEs kann der folgende Auszug eines Schreibens an das IGPP illustrieren. Eine Klientin mittleren Alters schildert durch Meditation induzierte Erfahrungen, durch die sie zu einer Art „christliche Mystikerin“ wurde und psychische Probleme bewältigen konnte:

AgE-Bericht 8a

Vor etwas mehr als 10 Jahren habe ich begonnen, den Weg der Meditation zu gehen, weil es mir trotz jahrelanger psychotherapeutischer Begleitung angesichts meiner Neurosen und Depressionen nicht besser ging. Durch die Begegnung mit einem Therapeuten, der auch Meditationslehrer war, begann ich mich für Zen und den Zen-Weg zu interessieren und ihn selbst auszuprobieren. Letztendlich war es die Kombination aus herkömmlichen therapeutischen Methoden und Meditation, die mir half, eine schmerzhaft Kindheit zu bearbeiten, mit meiner Geschichte, mir selbst und der Welt Frieden zu schließen und zu einem zufriedenen und glücklichen Menschen zu werden. Dabei gab es niemals einen Widerspruch zwischen dem Zen-Weg und meiner christlichen Herkunft [...]. Heute bin ich vermutlich das, was man eine christliche Mystikerin nennen würde. Zusätzliche Tiefe erfahre ich neuerdings durch Yoga, indem ich meinen Körper wahrnehme als Gefäß, Ausdruck oder Manifestation des Lebendigen, des Göttlichen, des Seins, des Ewigen – wie auch immer man es ausdrücken will. (IGPP, 03440; E-Mail)

Seit James (1902) zu Anfang des 20. Jahrhunderts sein Werk „The Varieties of Religious Experience“ herausbrachte, wurden und werden fortlaufend Versuche unternommen, spirituelle und mystische Erfahrungen genauer zu fassen und konzeptuell von psychischen Störungen abzugrenzen (Braud & Anderson, 1998; Brunnhuber & Wagner, 2006; Büssing, 2011; Hofmann & Heise, 2017; Kohls, 2004; Murray, 2012; Palmer & Braud, 2002; Scharfetter, 2008; Stace, 1960; Tart, 1997; van Quekelberghe, 2017; Walach, 2011a; Wulff, 2014). Atmanspacher und Fach (2005a) unterscheiden formal und phänomenologisch anhand der Stabilitätsmerkmale mentaler Zustände verschiedene Bewusstseinsmodi (Kap. 4.1) und bezeichnen spirituelle Erfahrungen als „akategoriale“ AgE (Kap. 4.2.2; 4.2.3). Akategoriale AgE werden auf mentale Zustände zurückgeführt, in denen fundamentale Kategorien des phänomenalen Realitätserlebens, wie Subjekt und Objekt, Selbst und Welt, Geist und Materie etc. transzendiert werden.

Problematische Verläufe akategorialer Erfahrungen werden von Autoren, die sich gegen gängige Pathologisierungen wenden, als „spirituelle Krisen“ aufgefasst. Das Konzept der spirituellen Krisen oder Notfälle geht insbesondere auf Grof und Grof (1989) zurück. In Ermangelung einer allgemein etablierten und akzeptierten Definition charakterisieren Hofmann und Heise (2017, S. X) im Vorwort ihres aktuellen Handbuchs „spirituelle Krisen zusammenfassend als psychische Probleme und Krisen, die einen Bezug zur spirituell-transperso-

nalen und transzendenten Dimension des Menschen aufweisen“. Die bei solchen Krisen auftretenden Phänomene seien „spirituell transformativ im Sinne eines entsprechenden Wandels des bisherigen Selbst- und Weltbildes“ und „Ausdruck eines zugrundeliegenden spirituellen Entwicklungsprozesses bzw. einer Entwicklung des menschlichen Bewusstseins in personenüberschreitend-transpersonale Ebenen der Selbstentwicklung“. Offensichtlich geriet die Klientin unseres letzten AgE-Berichts in eine solche Form der Krise:

AgE-Bericht 8b

Seit einem Jahr nun mache ich in der Meditation immer wieder sehr verstörende Erfahrungen, die ich als traumatisch bezeichnen würde. Bisher habe ich in der Meditation die Wahrnehmung tiefen Friedens und des Gefühls erlebt, dass alles gut ist, so wie es ist. [...] Ich hatte in den Jahren der Meditation gelernt, negative Gedanken oder Gefühle zu beobachten und in sie einzutauchen, um ihren tieferen Ursprung zu finden und mich selbst zu verstehen. Das Gleiche bei körperlichen Schmerzen, denen ich in mein Inneres folgte. Vor einem Jahr nun litt ich unter diffusen Existenzängsten, die sich als Ängste vor irgendwelchen tödlichen Krankheiten äußerten. Ich folgte in der Meditation der Angst konsequent, ließ jede Hoffnung los, jeden tröstlichen Gedanken. So versank mein Geist in Finsternis, Schwärze und Isolation. Für den Ort, an dem ich landete, habe ich nur ein Wort: „Hölle!“ Die absolute Negation, das absolute Nichtsein, der unendliche leere Raum. Die vollkommene Beziehungslosigkeit. Nur mein Ich verloren in der Ewigkeit ohne Ende und Ausweg. Es war überhaupt nicht die Leere im positiven Sinne. Nicht im Sinne der Ich-Auflösung im absoluten Sein. Nicht das Ruhen im Frieden des Ewigen. Nicht die Leere, die zugleich das Ganze ist. Im Gegenteil: Es war die ewige Bewusstheit meiner selbst in Negation, Schwärze und Isolation mit der Unfähigkeit, das Ich loszulassen. [...] Als ich aus der Tiefe zurückkam, war ich vollkommen orientierungslos. Es war, als hing ich zwischen den Dimensionen, ohne in die Realität zurückkommen zu können. Ein psychotischer Zustand. (IGPP, 03440; E-Mail)

Ob der Zustand, den die Ratsuchende selbst als „psychotisch“ beschreibt, tatsächlich dem entspricht, was die Psychopathologie unter diesem Begriff versteht, ist fraglich. Inwieweit von Gemeinsamkeiten zwischen AgE und Psychosen ausgegangen werden kann, kommt noch zur Sprache (Kap. 1.6). Empirische Hinweise für einen Unterschied zwischen dem obigen Szenario des Orientierungs- und Realitätsverlustes und pathologisch-psychotischen Zuständen gibt eine Vergleichsstudie von Kohls (2004). Untersucht wurden Personen, die spirituell-religiöse Praktiken ausüben, Nichtpraktizierende und eine klinische Stichprobe. Kohls verwendete den von ihm entwickelten „Freiburger Fragebogen zu Außergewöhnlichen Erfahrungen“ (FFAE), der die Häufigkeit bestimmter Erfahrungselemente von AgE und deren subjektive Bewertung erfasst. Die 57 Items lassen sich vier Faktoren zuordnen. Neben einem Faktor mit visionären Erfahrungen und Träumen fand sich einer mit einem Einheits- und Verbundenheits- sowie dem subjektiven Erleben kosmischen Wissens einhergehende „positive Mystik“ und einer mit Wissensverlust und angstbesetzter Ichauflösung verbundenen „negativen Mystik“. Die positiven Selbstentgrenzungs- und auch die angstbesetzten Dekon-

struktionserfahrungen kamen bei den Nichtpraktizierenden nur selten vor. Sowohl bei spirituell Praktizierenden als auch in der klinischen Stichprobe hingegen traten die positiven Erfahrungen doppelt so häufig und die negativen zu 50 % häufiger auf. Der wesentliche Punkt ist, dass sich beide Erfahrungsvarianten als unabhängig von einem vierten Faktor mit paranoid-psychotischen Merkmalen erwiesen. Dieser hatte insgesamt nur marginale Bedeutung, kam in der klinischen Stichprobe aber immerhin doppelt so häufig wie in den anderen Stichproben vor.

Anders als bei White und in der transpersonalen Psychologie wurde mit dem AgE-Konstrukt, wie es im Rahmen des Ambulanzprojektes (Belz-Merk et al., 2002) und seit dessen Fortführung im Beratungskontext des IGPP (Bauer et al., 2012) verstanden wird, kein psychospiritueller Paradigma verknüpft. Es ging von Anfang an darum, im Sinne einer „Clinical Parapsychology“ (Belz, 2009b; Caspar, 2012; Kramer et al., 2012) ohne anthropologische und weltanschauliche Festschreibungen forschungsbasierte und empirisch fundierte Ansätze und Konzepte zur Beratung und Therapie für solche Menschen zu entwickeln, die sich durch AgE belastet fühlen (2009a, 2009b; Belz, 2012; 2012; Belz & Fach, 2015; Belz-Merk & Fach, 2005; 2015; Fach & Belz, 2017).

1.6.2 Psychische Belastung und Auffälligkeit

Die Schilderungen der Klientinnen und Klienten in der IGPP-Beratung bestätigen Milton (1992), der beschreibt, dass AgE mit einer ganzen Bandbreite emotionaler Reaktionen verbunden sind, die von Erstaunen über Neugier und Verwirrung bis hin zu Angst reichen. Den Betroffenen ist in der Regel völlig bewusst, dass die Umwelt ihre Erfahrungen für Spinnerei oder auch für pathologisch halten könnte, und sie leiden auch darunter. Diese typische Anfrage zeigt, wie zerrissen viele Ratsuchende zwischen der Faszination, eine besondere Gabe zu haben, und Selbstzweifeln mit Angst vor Kontrollverlust sind:

AgE-Bericht 9

Lange Zeit dachte ich, ich wäre verrückt oder besser gesagt schizophren [...]. Ich träume den Tod voraus! Jedoch sehe ich nie die Person, die dann tatsächlich stirbt, sondern immer eine andere. Leider hat sich das bis heute immer bewahrheitet. Leider ist die Sache ein bisschen komplexer als nur zu sagen „Ich träume den Tod“, welches ich nun kurz beschreiben möchte. Vor 6 Jahren erkrankte mein Vater und hatte eine schwere Herz-OP. Damals träumte ich wieder und habe eine Stimme gehört, die mir sagte, dass er sterben wird. Aber dieses Mal habe ich das erste Mal im Traum selbst gesprochen und bat um ein paar Jahre mehr, da ihn meine Kinder brauchen. Die Stimme antwortete mir „ja, aber nur 5 oder 6 Jahre“. Vor einem halben Jahr träumte ich wieder von einer Kirche und ich sah uns alle sitzen und weinen. Am Morgen danach dachte ich, es gehe um meine Tante, da sie wirklich krank ist. Jedoch 3 Wochen später starb mein Vater an einem Herzinfarkt. Vor zwei Jahren hatte meine Cousine einen

Schlaganfall nach einer OP [...]. Am gleichen Tag stellte ich mir die Frage: „Stirbt sie?“ Ich träumte, sie überlebt, was auch so war. Natürlich kann ich jetzt sagen, es war ein Wunschtraum, der in Erfüllung ging, aber die Frage ist: Was ist mit den unzähligen Träumen vom Tod, die eintrafen? Manchmal, wenn ich diesen Menschen gemocht habe, kamen sie ein paar Tage später in meinem Traum und sagen mir, ich solle aufhören zu weinen, es gehe ihnen gut, als ob sie mich trösteten. Seit wann ich diese Träume habe, weiß ich nicht genau. Auf jeden Fall erzähle ich sie seit 13 oder 14 Jahren meinem Mann. Vielleicht träumte ich schon früher. Ich weiß es nicht, bewusst wurde es mir erst, als sie sich häuften und dann auch zutrafen. Bin katholisch, aber nie in die Kirche gegangen, was ich auch jetzt nicht tue. Mittlerweile weiß ich, dass es ein Leben nach dem Tod gibt, sonst hätte ich ja nicht diese Träume. Oder ich bin vielleicht doch ein bisschen verrückt? Keine Ahnung, obwohl, ich höre keine Stimmen tagsüber im Kopf. Ich weiß nicht, ob ich normal bin. Einige Informationen zu mir: Ich bin 35 Jahre alt, habe zwei gesunde Kinder, lebe ganz normal, habe nie Drogen genommen, gehe shoppen wie jede andere Frau auch, führe also ein [...] Ottonormalverbraucherleben. Oft habe ich Angst vor mir selber. Wenn ich aufwache, habe ich Zweifel an mir. Ich weiß nicht, ob es eine Gabe oder ein Fluch ist. Können Sie mir helfen und mir sagen, dass ich nicht die Einzige bin mit so was? Oder ist es Zufall, was ich träume, und sie bewahrheiten sich? Vielleicht auch verrückt? Auch kann ich nicht alles meinem Mann besprechen, obwohl er mir mittlerweile glaubt, da es ja immer zutrifft. (IGPP, 05802; E-Mail)

Die Klientin betont ihre Normalität und es scheint so, als gehe alle Belastung, über die sie berichtet, von ihren AgE aus. Bei genauerer Exploration in persönlichen Beratungsgesprächen stellt sich das meistens anders dar. Belz und Fach (2012) berichten auf Basis der in der IGPP-Beratung erhobenen Daten, dass etwa zwei Drittel der Menschen, die wegen AgE Hilfe suchen, auch über psychische, soziale und gesundheitliche Probleme klagen. Die Beratenden hielten mehr als drei Viertel der Ratsuchenden für allgemein belastet. Sie konnten bei 85 % der Klientel soziale Stressoren in Form beruflicher und finanzieller Probleme, Schwierigkeiten in Ehe und Partnerschaft bis hin zu sozialer Isolation ausmachen. Bei 63 % fanden sich körperliche Einschränkungen oder Beschwerden und bei 78 % Hinweise auf psychische Belastungen und Probleme.

Ob eine psychische Auffälligkeit vorliegt, wurde auf Grundlage der berichteten und beobachteten Symptome sowie des Beziehungsverhaltens im Beratungskontakt eingeschätzt. Auf Grundlage der zumeist nur telefonischen Beratungsgespräche werden in der IGPP-Beratung keine Diagnosen gestellt, sondern lediglich die subjektiven Eindrücke der Beratenden dokumentiert. Bei diesen handelt es sich um Diplompsychologinnen und Diplompsychologen mit sehr guter Kenntnis des DSM und der ICD und laufender oder abgeschlossener therapeutischer Ausbildung. Nach ihrer Einschätzung zeigen knapp 50 % der Ratsuchenden Symptome und Verhaltensweisen, die als Hinweise auf eine Störung angesehen werden können. Der Anteil der Auffälligkeit variiert bei unterschiedlichen AgE-Formenkreisen (Kap. 4.3), aber augenscheinlich gilt, dass AgE trotz vorliegender Belastungen in der Hälfte der Fälle nicht

mit psychischen Störungen korrelieren. Eine Studie, in der 1649 IGPP-Beratungsfälle aus dem Zeitraum 1996 bis 2006 (Belz & Fach, 2012) ausgewertet wurden, sowie Schätzungen des AgE-Beratungsteams in den Folgejahren bis 2015 (Vaitl, 2008; 2010, 2012, 2014, 2016) legen nahe, dass 40 % bis 50 % der Klientel schon einmal vor den Beratungskontakten oder aber bei deren Beginn in psychotherapeutischer oder psychiatrischer Behandlung waren. Diese Zahlen müssen jedoch angesichts dessen, dass nur bei einem Drittel der Ratsuchenden Informationen über Erfahrungen mit dem Gesundheitsversorgungssystem vorliegen, mit Vorsicht behandelt werden. Da entsprechende Umstände nicht systematisch, sondern vor allem dann dokumentiert wurden, wenn Klientinnen und Klienten von sich aus darüber berichteten oder das Beratungspersonal aufgrund bestimmter Eindrücke explizit danach fragte, könnte der Prozentsatz überschätzt sein.

Menezes und Moreira-Almeida (2010) zählen einen ganzen Katalog von Kriterien für nicht-pathologische AgE bzw. spirituellen Erfahrungen auf, unter anderem die Abwesenheit von psychosozialen Problemen und psychischen Störungen, Kontrolle über die AgE, eine kurze Dauer und positive Valenz der AgE. Damit wird im Gegenzug suggeriert, dass die AgE von allgemein oder psychisch belasteten Menschen pathologisch seien. Es muss aber betont werden, dass in vielen Fällen gar kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den in der Beratung berichteten AgE und den Problemen, die den Anlass zu einer Psychotherapie gaben, erkennbar ist. Insgesamt leiden laut Wittchen et al. (2011) jährlich mehr als ein Drittel der Menschen in der EU unter psychischen Störungen. In Deutschland beträgt die 12-Monatsprävalenz 28 % (Jacobi et al., 2014). Das Risiko, mindestens einmal im Leben eine psychische Störung zu entwickeln, liegt in europäischen Ländern zwischen 30 und 50 % (Kessler et al., 2005). Da die Wahrscheinlichkeit für AgE ebenso hoch und die Verbreitung von AgE noch deutlich höher ist (Kap. 1.3.3), sind zufällige Überschneidungen von psychischen Störungen und AgE wahrscheinlich. Davon abgesehen setzen insbesondere *nur* vereinzelt auftretende AgE aufgrund von Phänomenen, die mit besonderen äußeren Umständen einhergehen (z. B. Nahtoderfahrungen oder Fälle spontaner „Krisentelepathie“, bei denen Betroffene glauben, ein schlimmes Unglück oder den Tod eines Angehörigen gespürt zu haben), sicher keine psychische Störung voraus.

Es sind unterschiedliche Formen des Zusammenwirkens von AgE und Psychopathologie denkbar (Dein, 2012; Eisenbud, 1974; Groth-Marnat & Pegden, 1998; Irwin, 2009; Kerns et al., 2015; Maher, 1988; McCreery & Claridge, 2002; Ullman, 1977). Als potenzielle Bedingungsgefüge zwischen AgE, paranormalen Überzeugungen und psychischen Störungen kommen nach Fach und Belz (2017, S. 384) eine Reihe von Möglichkeiten in Betracht: AgE und die Symptome psychischer Störungen sind identisch, AgE verursachen psychische Störungen oder umgekehrt, AgE und psychische Störungen werden durch einen dritten Faktor verursacht oder sie bedingen sich gegenseitig, möglicherweise in einem Aufschaukelungspro-

zess, gegebenenfalls auch unter Beteiligung eines weiteren Faktors. Außerdem könnten AgE und psychische Störungen komplementäre Aspekte einer korrelativen psychophysischen Verschränkung sein (dazu Kap. 3.2.6). Belz (2009a, S. 26) listet zahlreiche Störungsbilder auf, mit denen AgE im klinischen Kontext in Verbindung gebracht werden: Halluzinationen, Wahn, dissoziative, somatoforme, posttraumatische und bipolare Störungen, Borderline-Persönlichkeitsstörung, schizotypische Persönlichkeitsstörung oder Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis.

In einer Studie verglichen Fach et al. (2013) eine Stichprobe der IGPP-Klientel ($n = 176$) mit der bereits erwähnten Schweizer Normalbevölkerungsstichprobe (Kap. 1.3.3) von Landolt et al. (2014) hinsichtlich der mit dem PAGE-R-Fragebogen (Kap. 1.5.2) erfassten Häufigkeit von AgP. Die 91 % der Schweizer, die angaben, mindestens ein AgP erlebt zu haben ($n = 1352$; bereinigte Stichprobe ohne Missings), erreichten auf einer Skala von 1 („nie“) bis 4 (sehr häufig) einen durchschnittlichen Wert von 0.6, während die Ratsuchenden mit 1.0 weit darüber lagen. Die Ergebnisse belegen, dass AgE in kontinuierlicher Häufigkeitsverteilung und ohne Krankheitswert in der Normalbevölkerung vorkommen. AgE sind interindividuell betrachtet also durchaus verbreitet, wen sie intraindividuell auch meist nur selten auftreten. Ob Menschen belastet sind und Hilfe benötigen, hängt vermutlich von der Frequenz und Intensität der AgE, vor allem aber auch von Interpretationen, Kontrollüberzeugungen und gegebenenfalls koexistierenden psychischen Störungen ab (Landolt et al., 2014).

Obwohl zweifellos Korrelationen zwischen AgE und psychischer Auffälligkeit existieren, dürfen AgE und klinische Symptome keinesfalls gleichgesetzt werden (Belz, 2009a; 2012; Belz & Fach, 2015; Belz-Merk & Fach, 2005; Fach et al., 2013; 2015; Fach & Belz, 2017; 1975, 1987; Greeley, 1991; Kennedy & Kanthamani, 1995; Landolt et al., 2014; McCreery & Claridge, 2002; Spanos et al., 1993). Es ist von komplexen Wechselwirkungen zwischen individuellen Dispositionen und situativen Randbedingungen auszugehen. Wir haben gesehen, dass hohe Schizotypiewerte an sich nicht problematisch sind und insbesondere die Negativsymptomatik, die mit kognitiver und sozialer Beeinträchtigung einhergeht, nur wenig mit AgÜ und AgE korreliert. Zudem korrelieren ausgeprägte paranormale Überzeugungen noch nicht einmal zwingend mit Schizotypie. Williams (1995) untersuchte eine Gruppe von Wissenschaftlern, die an die Existenz paranormaler Phänomene glauben, und fand bei ihnen nur Schizotypie-Werte, die denen der Normalbevölkerung ähnelten. Viele Menschen führen AgE bewusst durch okkulte und meditative Praktiken herbei und messen ihnen positive Bedeutung zu. Veränderte Bewusstseinszustände können auf vielfältige Weise induziert und außerkörperliche Erfahrungen (s. Kap. 2.2.2) trainiert werden. Die damit einhergehende Absichtlichkeit, willentliche Kontrolle und Fähigkeit zur Aufmerksamkeitslen-

kung deutet insgesamt eher auf psychische Stabilität und niedrigen Neurotizismus als auf eine Störung hin (1997; Wallace & Newman, 1998).

1.6.3 Psychose, Realität und Störungsbegriff

Insbesondere vor dem Hintergrund des Schizotypie-Konzeptes (Kap. 1.4.4) wurden mögliche Verbindungen zwischen AgE, Psychosen und Schizophrenie betrachtet. Dass selbst eine starke Ausprägung der schizotypischen Positivsymptomatik häufig nicht mit psychischen Störungen einhergeht, wurde ausführlich erörtert (Kap. 1.5.8). An dieser Stelle wollen wir uns der Frage widmen, wodurch eine psychische Störung gekennzeichnet ist. Der Psychiater Tebartz van Elst (2017) listet sechs zentrale Definitionskriterien des DSM-5 (Falkai & Wittchen, 2015) auf und kommt zu dem Ergebnis, dass

unser Begriff von psychischer Gesundheit und Krankheit – am Ende unausweichlich – ganz wesentlich von sozialen, gesellschaftlichen und auch moralischen Normalitätskriterien geprägt ist. Und diese sind nicht das Ergebnis objektiv auffindbarer oder statistisch beschreibbarer Fakten oder empirischer Beobachtungen, sondern vielmehr Ausdruck einer Mehrheitsmeinung, die sich im mehr oder weniger offenen oder gelenkten Diskurs sozialer Referenzgruppen bildet (2017, S. 97).

Vier Kriterien, unter anderem die klinische Relevanz einer Störung oder der Ausschluss kulturell anerkannter Reaktionen auf Stressoren sind durch gesellschaftliche Randbedingungen bestimmt. Die Definitionen einer Störung als Folge einer Dysfunktion von psychologischen, biologischen oder Entwicklungsprozessen kommt dem klassischen Krankheitsbegriff noch am nächsten (2017, S. 94–97):

Bei einer Krankheit können spezifische Ursachen im Sinne einer Erstverursachung benannt werden (Ätiologie), die zu sekundären Veränderungen der Funktionsweise des Organismus führen (Pathogenese), welche schlussendlich das klinische Syndrom und meist auch den Verlauf und die Prognose der Erkrankung erklären. Keines der großen psychiatrischen Störungsbilder (Schizophrenien, Depressionen, Autismus, ADHS) kann in diesem umfassenden Sinne der Definition als Krankheit beschrieben werden. (Tebartz van Elst, 2017, S. 93)

Genau deshalb wurde der Begriff der Krankheit in der Psychologie und Psychiatrie weitgehend durch den Begriff der Störung ersetzt. Jedoch wird laut Tebartz van Elst „der Störungsbegriff sowohl von Patienten als auch von Ärzten und Wissenschaftlern im Sinne einer klassischen Krankheitskategorie missverstanden“ (2017, S. 104), denn „durch die implizite Entkoppelung des Störungsbegriffs von der die Störungen verursachenden Kausalität wird ein pseudokategorialer Krankheitsbegriff geschaffen“ (2017, S. 101). Dieses Missverständnis hat auch Folgen für den Umgang mit AgE, die als Abweichungen von Realitätsvorstellungen definiert sind (Kap. 1.1.5) und sich deshalb mit dem Konzept der Psychose überlappen, denn

Psychosen gelten als „schwere psychische Störung mit zeitweisigem Realitätsverlust“ (Brauer, 2021, S. 1484).

Das Psychose-Kriterium der verzerrten Realitätswahrnehmung korrespondiert mit Irwins Auffassung, dass Realitätsprüfungsdefizite bei AgÜ und AgE eine zentrale Rolle spielen (Kap. 1.5.3). Zur kognitiven Desorganisation bei Psychosen passen ebenso Epsteins Erkenntnisse, dass eine mangelhafte rational-analytische Informationsverarbeitung zu dysfunktionalen Auswirkungen des experientiellen Systems führt:

Personen in einem psychotischen Zustand haben erhebliche Schwierigkeiten, in einer organisierten, rationalen Form zu denken. Eine psychotische Störung ist somit allgemein definiert durch ihre erheblichen Auswirkungen auf die Wahrnehmung, die Gedanken und das Bewusstsein bzw. das Ich-Erleben. Die für die Psychosen charakteristischen Veränderungen der Wahrnehmung werden als Halluzinationen und im Denken als Wahn bezeichnet, wobei keine Einsicht in ihren pathologischen Charakter besteht. (Wittchen & Hoyer, 2011, S. 799)

Das DSM-5 (Falkai & Wittchen, 2015) nennt als Hauptmerkmale der psychotischen Störungen „Wahn“, „Halluzinationen“, „Desorganisiertes Denken“, „Grob desorganisiertes Verhalten oder gestörte Motorik“ und „Negativsymptome“, die in starkem Ausmaß vor allem bei der Schizophrenie als verminderter emotionaler Ausdruck, reduzierte Willenskraft, Anhedonie und sozialer Rückzug zu beobachten sind. Zu den ICD-10-Kriterien einer F21-Diagnose der schizotypischen Störung als „Störung mit exzentrischem Verhalten und Anomalien des Denkens und der Stimmung, die schizophrene wirken, obwohl nie eindeutige schizophrene Symptome aufgetreten sind“ gehören explizit auch „seltsame Glaubensinhalte und magisches Denken, die das Verhalten beeinflussen und im Widerspruch zu (sub)kulturellen Normen stehen“ sowie „gelegentlich vorübergehende quasipsychotische Episoden mit intensiven Halluzinationen und wahnähnlichen Ideen“ (Dilling et al., 2015, S. 139). Von den Positivsymptomen werden im psychiatrischen Kontext AgÜ mit Wahnvorstellungen und AgE mit Halluzinationen assoziiert.

1.6.4 AgE, Wahn und Halluzinationen

AgÜ, die sich dadurch auszeichnen, dass sie Realitätsüberzeugungen infrage stellen, werden nach der Definition im DSM-5 als wahnhaft bezeichnet, wenn es klare Beweise gegen ihren Wahrheitsgehalt gibt und die Betroffenen dennoch hartnäckig an ihrer Überzeugung festhalten:

Wahn wird als *bizarrr* eingestuft, wenn er völlig unmöglich, vor dem kulturellen Hintergrund unverständlich und nicht aus üblichen Lebenserfahrungen ableitbar ist [...]. Ein Beispiel für nichtbizarren Wahn ist die Überzeugung einer Person, von der Polizei überwacht zu werden, obwohl es dafür keinen überzeugenden Beleg gibt. Wahn, der einen Verlust der Kontrolle über den eigenen Geist und den Körper ausdrückt, wird im All-

gemeinen als bizarr eingestuft. [...] Manchmal ist die Unterscheidung zwischen einer Wahnidee und einer fixen Idee schwierig. Sie hängt ab vom Ausmaß der Überzeugung, mit der die Ansicht trotz klarer Beweise gegen ihren Wahrheitsgehalt beibehalten wird. (Falkai & Wittchen, 2015, S. 117)

Scharfetter (2010) formuliert vorsichtiger, denn der Wahn sei eine „lebensbestimmende Überzeugung des Menschen von sich und seiner Welt. [...] Krankhaft darf man das erst nennen, wenn es die Lebensführung behindert“ (2010, S. 212). Viele Ratsuchende mit AgE halten an ihrer Überzeugung fest und beharren darauf, etwas Reales erlebt zu haben. Die unverrückbare subjektive Evidenz, dass das, was sie erlebt haben, keine Einbildung, sondern Wirklichkeit gewesen ist, können wir als „AgE-Grundüberzeugung“ bezeichnen. Ohne sie gäbe es gar keinen Anlass, Geister oder sonstige paranormale Ursachen zur Erklärung von Erlebnissen in Betracht zu ziehen:

AgE-Bericht 10

Wir wohnen zusammen mit einer anderen Mietpartei in einer [alten] Villa. Gestern stellten wir zufällig fest, dass wir beide jeweils seit immerhin vier Jahren in dem Glauben lebten, die anderen würden nachts zwischen 1–3 Uhr regelmäßig ihre Möbel verrücken. Tatsache ist jedoch, dass keiner von uns je nachts seine Wohnung umgestellt hat. Die Geräusche sind recht laut, eindeutig schleifend und als würden schwere Gegenstände gekippt oder umgepackt, aber nicht so schlimm, dass es ernsthaft stören würde oder man davon wach würde. Es sind keine Trappelgeräusche von irgendwelchen Tieren und es gibt auch keinen Baum in der Nähe, dessen Äste im Wind das Haus streifen könnten, und außer uns wohnt hier auch niemand. An Spuk wollen wir alle nicht so recht glauben, es erscheint zurzeit aber die plausibelste Lösung. [...] Und sollte es wirklich auf ein paranormales Geschehen zurückzuführen sein, welche Gründe oder Erklärungsansätze gibt es dafür? (IGPP, 05782; E-Mail)

Dieser „milde“ Fall ist einer der typischen Beratungsfälle aus dem AgE-Formenkreis „Spuk und Erscheinungen“ (Kap. 4.5.4), in denen es bezüglich der AgP einen intersubjektiven Konsens mehrerer Beteiligter gibt, was gegen Halluzinationen spricht. Dass von Spuk die Rede ist, weil keine natürliche Erklärung gefunden wird, sollte kein Grund sein, Wahnvorstellungen zu unterstellen. Hier ist auch der Übergang, der von einer AgE-Grundüberzeugung zu spezifischen AgÜ führt. Bei deren Beurteilung kommen weltanschauliche Prämissen ins Spiel, die bestimmte Überlegungen entweder begünstigen oder ausschließen. Der Glaube oder Unglaube an außersinnliche Wahrnehmungen oder Erscheinungen von Toten taugt für sich genommen keinesfalls als diagnostisches Kriterium zur Beurteilung von psychischer Gesundheit:

Nicht der Inhalt, seine Richtigkeit oder Falschheit, kann zum allgemeinen Wahnkriterium gemacht werden. Der Inhalt kann vom Standpunkt des Gesunden unzutreffend, falsch, ganz unmöglich sein, ist aber bei allen Außersinnliches, Übersinnliches, „Übernatürliches“, Transintelligibles, z. T. Religiöses betreffenden Wahnarten grundsätzlich

nicht beweisfähig. Die heute verbreitete Verwendung und hohe diagnostische Gewichtung (für Schizophrenie) von „bizarrerem Wahn“ als Bezeichnung für „besondere“, unglaubwürdige, befremdende, unverständliche Wahninhalte ist nicht gut. Sie enthält zu viel Bewertung des Beurteilers, ist unsicher in ihrer Reliabilität und Validität. (Scharfetter, 2010, S. 212–213)

Häufiger kommen Ratsuchende nur mit der AgE-Grundüberzeugung ohne eigene Hypothesen zur Erklärung ihrer AgE in die Beratung. Bringen sie eigene Erklärungsversuche vor, sind diese oft weniger „bizarr“ als die berichteten Phänomene. Der im folgenden Fall konsultierte Arzt hat die AgP der IGPP-Klientin wohl als Halluzinationen eingestuft:

AgE-Bericht 11

Ich wohne in einem alten Fachwerkhaus. Nachts knackt das Holz, ja, das ist vollkommen normal. ABER dass ich nachts Schritte in meiner Wohnung höre, die bis an mein Schlafzimmer gehen, dort stehen bleiben, ich dann ein Atmen höre, mein Bett nachts vibriert, ich Geräusche höre, als wenn jemand meine Treppe hochkommt, ich nachschaue und da ist niemand (wie ein nachgeahmtes Geräusch von Personen, die schon einmal meine Wohnung betreten haben, allerdings in der Realität). Oder es klopft nachts an der Wand, dass ich erst dachte, ein Mieter hätte an die Wand geklopft, aber dem war nicht so. Auch mein Sohn hört diese Wandgeräusche. Das kann man nicht damit erklären, dass es ein altes Fachwerkhaus ist und das Holz arbeitet. Ein Arzt sagte mir, das wäre eine Überlastung des Gehirns oder Stress. NEIN, ich habe keinen Stress und fühle mich auch nicht überlastet. Auch habe ich in meiner Wohnung, ich nenne es mal „Gestalten“ gesehen, einfarbig schwarz mit einem deutlichen Gesicht. [...] Es gab keine besonderen Umstände, keine Trauer, keine schwierigen Lebenssituationen oder Ähnliches. Im Moment treten diese Dinge fast täglich auf. Vor einigen Jahren sind diese Phänomene schon einmal aufgetreten. Ich habe mit einem Pastor gesprochen und hatte danach für lange Zeit Ruhe. Das Vorgehen von damals (Beten und die „Gestalten“ ansprechen) hilft allerdings jetzt nicht mehr. [...] Wie gesagt, es macht mir Angst mittlerweile. (IGPP, 06961; E-Mail)

Halluzinationen werden im DSM-5 definiert als „wahrnehmungsähnliche Erfahrungen, die ohne adäquate externe Reize auftreten. Halluzinationen erscheinen den Betroffenen eindeutig und klar, können von ihnen nicht kontrolliert werden und treten mit der gleichen Intensität auf wie normale Wahrnehmungen“ (Falkai & Wittchen, 2015, S. 118). Scharfetter gibt jedoch zu bedenken:

Bei der Halluzinationsdefinition nur auf die Nichtfassbarkeit einer gegenständlichen feststellbaren Reizquelle abzustellen, ist nicht ausreichend, besonders deshalb, weil dieses Kriterium im Bereich des eigenleiblichen Spürens und „innerer“ Schau in besonderen Bewusstseinszuständen nicht anwendbar ist. Es ist die Qualität des Erfahrungsbewusstseins (welche freilich von Introspektion, Differenzierungsfähigkeit, Sprachvermögen, Vorerfahrung, Vergleichbarkeiten usw. abhängt), welches qualitative Differenzierungen von Wahrnehmung und Halluzinationen ermöglicht und das Realitätsurteil zu bilden hilft. (Scharfetter, 2010, S. 195)

Dieser Einwand lässt sich leicht mit dem folgenden Beispiel eines sogenannten Ankündigungserlebnisses untermauern, bei dem die berichteten AgP mit einem Todesfall korrespondieren, der im Nachhinein bekannt wird:

AgE-Bericht 12

Ich bin ein Nachtmensch, ich gehe so zwischen zwölf und zwei ins Bett. Früher, dann, das geht nicht. Dann sitze ich an meinem Schreibtisch. Ich war nicht krank, als auf einmal fängt mein Körper an zu vibrieren, das ganze Rückgrat eiskalt runter. Ich denke, und dann mein ich, ich wäre, Licht kann man nicht sagen – also ich kann es fast nicht erklären. Und da denke ich: „Verflixt noch mal, da ist doch was, da stimmt doch was nicht in der Bude“. Und da bin ich zuerst zu meiner Tochter [...], die hat geschlafen. Danach bin ich zu meiner Frau. Die hat mich auch ganz blöd angeschaut. Aber mein Gott, sie hat wieder einschlafen können. Aber, kurzum: War nichts. Da habe ich mich wieder ins Bett gelegt. Dann, am anderen Morgen, sitzen wir da am Kaffeetisch, da: „Der Papa hat gesponnen heute Nacht.“ „Ja, gut, ich habe gesponnen.“ Kurze Zeit später lässt die [Nachbarin] Frau T. einen Schrei oben los: [...] „Der K. ist tot!“, ihr Mann. [...] Dann, die war ganz aufgeregt. [...] Wir haben die Hausärztin geholt und die kam dann und sagte: „Ja, Frau T., sie haben ja die ganze Nacht neben ihrem toten Mann gelegen. Ihr Mann ist um Mitternacht gestorben.“ Da ist mir erst ein Licht aufgegangen. Da habe ich gedacht: „Ja, wenn jemand stirbt, tut der denn so, kann denn die Strahlen durch die Decke?“ Da ist mir erst [...] aufgegangen, ist mir erst, wo die Hausärztin sagte: „Sie haben ja die ganze Nacht neben ihrem toten Mann gelegen.“ [...] Ich habe ja auch erst gar nicht, gar nicht – erst als die Hausärztin das sagte, denk ich doch: „Das war der K.“, weil, der war direkt über mir. [...] Ja, ich war, ich kann es fast gar nicht beschreiben. Es war kein Gewitter, es war irgendwie, ja, ich meine, es wäre für den Bruchteil einer Sekunde, wäre da irgendwie. Da bin ich nämlich erst aufgestanden und habe geschaut. Da habe ich gedacht, da stimmt doch was nicht mit der Wohnung. (IGPP, Fall 03246; Audio)

Die hier beschriebenen Phänomene genügen nicht den Kriterien des DSM-5 für eine Halluzination. Die Wahrnehmungen des Klienten sind ganz und gar nicht klar und treten nicht mit der gleichen Intensität normaler Sinnesreize auf. Die Phänomene haben einen atmosphärischen Charakter, der sich auch leiblich niederschlägt. Der Betroffene ist sehr verunsichert und sucht zunächst vergeblich nach einer Erklärung. Zum anderen stellt sich die Frage, ob es angesichts der nachträglich festgestellten und sinnvoll erlebten zeitlichen Koinzidenz der Phänomene mit dem Todesfall statthaft ist, zu behaupten, ihnen habe kein adäquater externer Reiz zugrunde gelegen.

Halluzinationen sind relativ weit verbreitet (dazu auch Kap. 1.6.6). Untersuchungen in unterschiedlichen Ländern und Kulturen fanden Lebenszeit-Prävalenzen von 1 % bis 15 % (McGrath et al., 2015; Shevlin et al., 2007; Tien, 1991; van Os et al., 2000). Eine große Zahl von Studien belegt, dass es keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Halluzinationen verschiedener Art und Psychopathologie gibt (Bentall, 2014; Larøi et al., 2006) und dass

„Halluzination“ ein multidimensionales Konstrukt ist (Cangas et al., 2011). Des Weiteren gibt es Hinweise darauf, dass gesunde Personen mit hoher Fantasieneigung keine echten Halluzinationen haben, auch wenn ihre außergewöhnlichen Wahrnehmungen in Selbstberichten „psychoseähnlich“ erscheinen. Van de Ven und Merckelbach (2003) halten es für möglich, dass die Fantasietätigkeit mentale Repräsentationen anregt, die bei einer beeinträchtigten Realitätsprüfung fälschlicherweise der Außenwelt zugeordnet werden. In diesem Fall würde es sich nicht um Halluzinationen, sondern lediglich um Fehlattritionen handeln: „Do these individuals only respond in a weird way or do they actually have weird experiences?“ (2003, S. 895).

1.6.5 Phänomenologische Abgrenzungen

Eine Reihe von Autoren weisen darauf hin, dass sich psychotische Erfahrungen in ihrer Phänomenologie deutlich von AgE unterscheiden (1990, 2000; Bentall, 2014; Escher et al., 1998; Honig et al., 1998; Jackson, 1997; Romme & Escher, 1989). Psychotiker neigen demnach zu detaillierten und ausufernden Schilderungen von Erfahrungen, die für Außenstehende wesentlich bizarrer und verstörender sind als die meisten AgE und sie können insbesondere auditive Phänomene deutlich weniger beeinflussen. Wenn in der AgE-Beratung über „Telepathie“ berichtet wird, dann kann auch im klinischen Kontext phänomenologisch von sehr unterschiedlichen Erlebnissen die Rede sein. Hier der Bericht einer IGPP-Klientin:

AgE-Bericht 13

In einer Gestaltungstherapiestunde mit der ganzen Therapiegruppe male ich ein Bild, auf dem ich mit einem riesigen Hammer einen Schlag an den Kopf bekomme. Die Therapeutin hat als Thema vorgegeben, unsere körperlichen Beschwerden darzustellen – und ich habe wieder einmal diese wahnsinnigen Kopfschmerzen. So habe ich mich auch bei meinem Examen vor einigen Jahren gefühlt, als ich das Ergebnis mitgeteilt bekommen habe. Als hätte ich einen Schlag an den Kopf bekommen. Und an dem Tag, an dem ich das Bild male, habe ich wieder diese schlimmen Kopfschmerzen. Y., eine Mitpatientin [...] türkischer Herkunft, reagiert aggressiv und ablehnend auf mein Bild. Sie will in der Gruppe nicht erklären, warum. Sie sagt nur, dass sie sich schützen müsse vor solch negativen Bildern. Ich kann das akzeptieren und belasse es dabei. Ein paar Tage später. Y. kommt zu mir aufs Zimmer. Wir unterhalten uns etwas über Alltägliches. Dann kommt sie noch mal auf mein Bild zu sprechen. „Weißt Du“, sagt sie, „dass, was Du gemalt hast, ist mir passiert.“ Als sie 17 Jahre alt war, habe sie einen Selbstmordversuch mit Tabletten gemacht. Sie sei zwangsverheiratet worden. Ihre Familie habe sie gefunden, und um ihren Selbstmordversuch zu vertuschen, habe ihr jemand mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen und sie ins Krankenhaus gebracht. Ich bin total schockiert. Ich hatte mein Bild als „Bild“ betrachtet. Für mich war es, „als ob“ mir jemand mit dem Hammer auf den Kopf schlägt. Für mich war es eine Art „Metapher“ für das Gefühl des Schmerzes. Für Y. war es Realität. Ich bin auch schockiert, weil Y's Geschichte so heftig ist und sie es in der Gruppe nicht erzählt hat. Ich wusste nichts

von ihrer Geschichte. [...] Ist das Zufall? Wie kommt so etwas zustande? Ich werde mir selbst wieder unheimlich. Sind das meine sensiblen Antennen, die mich das haben wahrnehmen lassen? Ist das Telepathie? Erzählt mein Bild vielleicht auch meine Realität? Ist es vielleicht nicht nur „ein Bild“? Meine Migräne, die schlimmen Kopfschmerzen? Woher kommen sie? Ist mir vielleicht einmal früher in meiner Kindheit etwas Ähnliches passiert wie Y.? Ich habe Angst. In der Therapie kann ich das nicht mehr ansprechen. (IGPP, 03311; E-Mail)

In anderen Fällen geht es nicht um Korrespondenzen zwischen inneren Zuständen und äußeren Gegebenheiten, die als unwillkürlicher Empfang von Information interpretiert werden, sondern um Phänomene, die von Betroffenen als gezielte Fremdbeeinflussung erlebt werden. So auch bei einer Ratsuchenden, die überzeugt ist, von ihrem früheren Partner, einem afrikanischen Trommellehrer, mit Voodoo und telepathischer Beeinflussung traktiert zu werden:

AgE-Bericht 14a

Es gibt da im Voodoo auch Wachspuppen, in denen man eben Wachs auf den Kopf drückt und permanent auf eine Voodoo-Puppe und den Kopf z. B. zusammen drückt oder mit Nadeln und so weiter, ne? Und dabei baut sich natürlich, sag ich mal, von innen her, rein äußerlich kann man sagen: „Okay, die Frau sieht angespannter aus“ und so weiter. Rein äußerlich sieht man nicht viel. Außer, es gab auch schon Zeiten, da sind mir wirklich die Adern in den Augen geplatzt, ich hab Nasenbluten davon bekommen und solche Dinge, und man konnte sogar sehen, wie sich der Kopf rein äußerlich auch irgendwie ein Stück weit deformiert hat. Ich hab das wirklich schon vorm Spiegel gesehen und konnte das auch sehen. Man kann es hören, also mein Schädel hat richtig schon gekracht dieses Jahr, also schon ganz übel. [...] In der letzten Zeit, durch diese Voodoo-Puppe, dadurch dass er den Kopf immer weiter abbaut, reißt mir Gewebe rechts und links an den Schläfen, das spüre ich. Und wenn ich zu meinem Heilpraktiker gehe, dann kann er das auch nachmessen mit seinen Geräten, dass tatsächlich also der Frequenzbereich von Bindegewebe und so weiter, dass da was reißt. Genauso hat er jetzt in den letzten 14 Tagen, drei Wochen, gegen mein Gehörzentrum gearbeitet. Also das ist von der Mechanik her, ich habs untersuchen lassen, ist das Ohr immer noch in Ordnung, aber ich hab jetzt, na so, wie als wenn das Trommelfell splittert oder reißt, so hab ich permanent ein Geräusch dazwischen. Und eben, wenn ich zu meinem Arzt gehe, kann der messen, „aha ja“, das Gehörzentrum ist angegriffen worden. Also das sind die, mit vielen anderen Sachen, also, ich hab wirklich von über Unterleib, über Darm, über Herzabschnüren, ich hab wirklich schon alles Mögliche dieses Jahr mitgemacht, was man sich nur an Perversionen und Eingriffen in den Körper vorstellen kann, also was über Voodoo möglich ist. Und die andere Sache ist die, dass diese Besetzung – ja, ich kann eigentlich hinrennen, wo ich will, ich kann an den Nordpol rennen, die Verbindung besteht, ne. Also das ist verankert irgendwie im Gehirn, und ich weiß nicht, er behauptet, er könnte es nur selbst rausnehmen, er will es nicht rausnehmen. (IGPP, 03373; Audio)

Vom vorhergehenden Bericht unterscheidet sich der Fall in vielerlei Hinsicht. Die Voodoo-Phänomene spielen sich in einem psychischen Binnenraum ohne tatsächliche Bezugnahme zur Außenwelt ab. Die Klientin führt, in der Überzeugung, dass ihr diese telepathisch eingegeben werden, innere Dialoge und Auseinandersetzungen mit ichfremden Gedanken und Stimmen. Wenn sie in der Beratung über ihre Kommunikation mit dem mutmaßlichen „Sender“ berichtet, lässt sich schwer beurteilen, ob von persönlichen Gesprächen mit der realen Person oder von „außersinnlichen“ Kontakten die Rede ist:

AgE-Bericht 14b

Berater: Also Sie haben den Mann damit konfrontiert und der streitet das auch nicht ab, Sie zu beeinflussen?

Klientin: Also mir gegenüber natürlich nicht, der Polizei gegenüber hat er eine große Falschaussage gemacht. Also, ich sag' mal, in der Hinsicht ist er unglaubwürdig, weil er selbst die Beziehung mit mir geleugnet hat und alle möglichen Dinge, und auch, dass er Voodoopriester ist. [...]

Berater: Und er, also wenn Sie ihn damit konfrontieren, Sie haben dann ja sicherlich schon häufig gesagt, er soll jetzt damit aufhören?

Klientin: Natürlich, da sagt er, er will damit nicht aufhören. Nein, er wird jedes Mal aggressiv sogar. Ich hab auch schon Exorzismus gemacht.

Berater: Oder hat er schon mal, oder sagt er: „Nein, ich mach ja gar nichts“?

Klientin: Nein, er wird jedes Mal aggressiv. [...]

Berater: Also wie zeigt er die Aggression?

Klientin: Ja, durch mich durch eigentlich. Also er wird ziemlich böse. (IGPP, 03373; Audio)

Im vorhergehenden Gestaltungsfall gibt es einen intersubjektiven Bezug und einen Konsens, der die sinnvolle Koinzidenz überhaupt erst konstituiert. Die Wahrnehmung einer Korrespondenz zwischen innerem und äußerem Geschehen hat einen Realitätsanker und ist nachvollziehbar. Selbst wenn man keine Evidenz für Telepathie sieht, erscheint die Vorstellung von außersinnlicher Wahrnehmung in diesem situativen Kontext nicht so abwegig, dass man „verrückt“ sein müsste, sie zu entwickeln. Der Voodoo-Fall erfüllt dagegen einige typische Kriterien für eine Psychosediagnose. Er stellt sich aber noch deutlich anders dar als das Beeinflussungserleben im folgenden Fall:

AgE-Bericht 15

Ich werde seit geraumer Zeit von ein paar Leuten belästigt auf eine sehr seltsame Art und Weise. Diese Leuten verwenden, Hypnose und ein elektromagnetisches Feld bei mir zu Hause. In diesem Feld sind silbernen Fäden die durch Elektrizität runter rieseln. Des weitern haben sie irgend ein silbernes Ding (siehe Foto). Das permanent irgendwelche Manipulationen tätig (bei allem was ich ansehe). Ich habe mal ein paar Beweisbilder angefügt, die ich zum glück zufällig machen konnte. Die Wolke sind hauptsächlich diese silbernen Fäden. Abends dockt das silberne Zeug an meine Augen an und fängt an Fremdsuggestionen auch im Traum akustisch und visuell zu übertragen.

Permanent wird versucht mein Unterbewusstsein anzusprechen. Es werden NLP Befehle und viele weitere Befehle benutzt um jemanden zu Steuern. Das Programm nennt sich Voodoopuppe. Es gibt noch zig tausende von anderen Programmen und Befehlen wie Voodoo, Magnetband, und und und. Im Magnetfeld befinden sich holographische Bildsequenzen (die sieht man nur mit einer Spezialkamera) tausende an weiteren unterschiedlichen Programmen. Ich vermute dass Lanthan und Es werden irgendwelche durchsichtige hauchdünne Laserfäden (teilweise auch farblich) und Lanthan eingesetzt, und vieles mehr aus dem Bereich Magnetismus. Auch ein Anzünder wird verwendet und und und. Das würde jetzt den Rahmen sprengen alles zu erklären. Wie kann ich DEM endlich ein Ende bereiten? (IGPP, 06974; E-Mail, Text nicht korrigiert)

Auch eine korrigierte Rechtschreibung und Zeichensetzung würde an der Verständlichkeit der geschilderten Erfahrungen nichts ändern. Das Erleben ist anders als im Voodoo-Fall kaum noch zugänglich. Dort ist der mutmaßliche Sender zumindest eine persönlich bekannte und existierende Person. Hier sind es ein „paar Leute“, „irgendwelche Manipulationen“, „zig tausende von anderen Programmen und Befehlen wie Voodoo, Magnetband“, „hauchdünne Laserfäden“ sowie „Anzünder“, mit denen sich die Betroffene „auf seltsame Art und Weise“ konfrontiert sieht. Scharfetter (2010, S. 213) schreibt treffend: „Die Privatwirklichkeit des Wahns sondert den Wahnkranken aus der Gemeinschaft ab. Der Wahnkranke ist allein in seinem Wahn (*Isolation*), ist der mitmenschlich gemeinsamen Welt entrückt (*Alienation*).“ Ein Zugang zur Klientin ist kaum noch möglich.

Wenn wir Psychosen als eine Störung des Realitätsbezugs verstehen und mit Realität eine beobachterunabhängige Wirklichkeit bezeichnen, können AgE dann auf einem Psychose- bzw. Realitätsverlust-Kontinuum verortet werden? Bevor diese Frage im folgenden Kapitel aufgegriffen wird, müssen wir uns ein gravierenderes Problem bei geläufigen Instrumenten zur Messung eines solchen Kontinuums klarmachen: Es liegt darin, dass erstens nicht zwischen Überzeugungen und Erfahrungen unterschieden wird (Kap. 1.3.1) und zweitens, dass bei ihrer Konstruktion von *vornherein* davon ausgegangen wird, dass AgÜ und AgE subklinische und präpsychotische Ausprägungen auf einem Schizotypie-Psychose-Kontinuum sind. Beispielsweise finden sich in der Subskala „Odd Beliefs or Magical Thinking“ des „Schizotypal Personality Questionnaire“ (SPQ) von Raine (1991) bzw. der Skala „Ungewöhnliche Glaubensinhalte/magisches Denken“ der autorisierten deutschen Übersetzung (Klein et al., 1997) die folgenden sieben Items:

1. Haben Sie Erfahrungen mit dem Übersinnlichen gemacht?
2. Glauben Sie an Gedankenübertragung?
3. Sind Sie sich manchmal sicher, dass andere Menschen Ihre Gedanken lesen können?
4. Glauben Sie an das Hellsehen?

5. Können andere Menschen Ihre Gefühle fühlen, auch wenn sie gar nicht anwesend sind?
6. Hatten Sie bereits Erfahrungen mit Astrologie, Vorhersehen der Zukunft, UFOs, übersinnlicher Wahrnehmung oder dem Sechsten Sinn?
7. Haben Sie jemals das Gefühl gehabt, mit einer anderen Person mittels Gedankenübertragung zu kommunizieren?

Es ist ziemlich offensichtlich, dass die Betroffenen der drei zuvor diskutierten Telepathie- und Beeinflussungsfälle und zum Beispiel auch der Ratsuchende im AgE-Bericht 12, der glaubte, den Tod seines Nachbarn gespürt zu haben, einige, wenn nicht alle der gestellten Fragen mit „Ja“ beantworten müssten, obwohl sie sehr unterschiedliche AgE gemacht haben. Sie würden ähnliche Punktwerte auf Skalen erzielen, die anhand von Glaubensüberzeugungen – von konkreten Erfahrungen ist in den Items ja keine Rede – einen schizotypischen oder psychotischen Realitätsverlust messen sollen. Eine Untersuchung von Folley & Park (2005) konnte zeigen, dass AgÜ sich zu einer solchen Diagnostik nicht eignen. In ihrer Untersuchung sollten unauffällige Probanden, schizotypische Personen sowie Patienten mit einer Schizophreniediagnose sinnvolle Bezüge zwischen Konzepten entdecken, deren Verwandtschaft auf den ersten Blick nicht offensichtlich war. Schizotypische Versuchspersonen schnitten bei den Assoziationstests deutlich besser ab als die Kontrollgruppe aber auch als die Schizophreniepatienten. Natürlich macht eine ausgeprägte Veranlagung, assoziativ sinnvolle Verknüpfungen herzustellen, Menschen geneigter, auch dort Beziehungen wahrzunehmen, wo keine sind. Zunächst einmal aber handelt es sich wohl um eine kreative Fähigkeit, die erst im Zusammenspiel mit weiteren Faktoren problematisch werden und dann möglicherweise ins Wahnhafte abgleiten kann.

1.6.6 AgE und das Psychosekontinuum

Allgemein wird davon ausgegangen, dass die Inzidenz für Schizophrenie weltweit relativ ähnlich ist (Rössler, 2011). Nach einer aktuellen multinationalen Studie (Jongsma et al., 2018) liegt sie durchschnittlich bei rund 21 Neuerkrankungen pro 100000 der Bevölkerung. Die Studie zeigt aber auch, dass es große lokale Unterschiede gibt. Beispielsweise liegt die jährliche Inzidenz in der spanischen Stadt Santiago de Compostela nur bei 6, in Paris dagegen bei 46 Neuerkrankungen je 100000. Die Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Lebens an Schizophrenie zu erkranken, wird weltweit auf 0,5 % bis 1,6 % und in Deutschland bis zum Alter von 60 Jahren auf 0,8 % geschätzt. Die Jahresprävalenzen für eine schizotypische Störung liegen im Bereich von 0,7 bis 5,6 % (Hasan et al., 2014, S. 119–120). Die Wahrscheinlichkeit eines Übergangs der schizotypischen Störung in eine Schizophrenie wird auf 25 % geschätzt (Lammers & Schömig, 2010). Linscott und van Os (2010) kommen nach Sichtung einer großen Zahl von Studien zu dem Schluss, dass die Prävalenzen für schizotypische und psycho-

seähnliche Symptome wie Halluzinationen und wahnhaftige Vorstellungen in der Normalbevölkerung etwa bei 7 % bis 11 % liegen.

In einer großen Studie zur allgemeinen Verbreitung von Halluzinationen und Wahnvorstellungen mit über 30000 Befragten aus 18 Ländern (McGrath et al., 2015) zeigte sich, dass im Durchschnitt knapp 6 % in den untersuchten Normalbevölkerungen schon einmal psychotische Erlebnisse hatten, wobei die Halluzinationen mit 5,2 % deutlich häufiger als Wahnvorstellungen mit 1,3 % auftraten. Die Zahlen in den einzelnen Ländern schwanken enorm, dabei dürften aber auch kulturelle Unterschiede der sozialen Funktion und Einbettung von AgE eine Rolle spielen. So führt Brasilien, wo spiritistische Überzeugungen allgemein weit verbreitet sind, das Feld mit 14,9 % an, Deutschland liegt bei 2,8 % und Rumänien ist das Schlusslicht mit nur 1 %. Bezogen auf die Gesamtstichprobe hatten 32 % nur einmal in ihrem Leben psychotische Erlebnisse, weitere 32 % höchstens fünfmal, 10 % bis zu zehnmal, 20 % bis zu hundertmal und 6 % noch häufiger. Während die Häufigkeit der Schizophrenie unter 1 % liegt, haben demnach mehr oder weniger alle Menschen schon einmal eine psychotische Erfahrung gemacht. Aber ist es gerechtfertigt, Phänomene als psychotisch zu bezeichnen, die in den meisten Fällen keine problematischen Auswirkungen auf das Leben der Betroffenen haben? Dass selbst die starke Ausprägung einer schizotypischen Positivsymptomatik häufig nicht mit psychischen Störungen einhergeht, wurde ausführlich erörtert (Kap. 1.5.8). Angesichts der allgemeinen Verbreitung subklinischer Phänomene, die mit Symptomen der Schizophrenie in Verbindung gebracht werden, ist häufig alternativ von „psychoseähnlichen“ Erfahrungen die Rede. Über die Zeit wurden verschiedene Varianten des Zusammenhangs nichtpathologischer Erfahrungsausprägungen mit der schizotypischen Persönlichkeitsstörung und der Schizophrenie diskutiert. Heute ist sowohl unter Psychologen (Claridge, 1997; Goulding, 2004; 2005; McCreery & Claridge, 2002) als auch Psychiatern (Johns & van Os, 2001; Raine, 2006; van Os, 2003; van Os et al., 2009) das Paradigma eines Psychosekontinuums etabliert und durch empirische Befunde bestätigt (Johns et al., 2004; Linscott & van Os, 2013; Saha et al., 2011; Sommer et al., 2010). Psychosen werden als Ausdruck einer allgemeinen Veranlagung gesehen, die sich ausgehend von unauffälligen Manifestationen über eine leichte psychische Auffälligkeit bis hin zur Schizophrenie manifestieren kann. Eine wesentliche Hürde für die Akzeptanz dieses Paradigmas war zunächst die Schwierigkeit, einerseits in der Schizophrenie eine Erkrankung zu sehen und andererseits Psychosen auf einem Kontinuum zu verorten, das mit psychischer Gesundheit verknüpft ist (Peters, 2001). Das voll-dimensionale Modell von Claridge (1972, 1987) eröffnete die Möglichkeit, die Schizophrenie auf einem Kontinuum psychischer Krankheit, die Schizotypie hingegen auf dem Kontinuum einer Persönlichkeitsdimension anzusiedeln (Kap. 1.5.8). Linscott und Van Os (2010) untermauern diese Sicht, indem sie eine phänomenologische und eine strukturelle Komponente der Schizophrenie unterscheiden:

Extant research provides clear evidence of continuity between clinical signs and symptoms, whether positive or negative, and schizophrenia-like subclinical experience and behavior. [...] Evidence also suggests that differences among members of the general population, in respect to these experiences and behavior, are not solely quantitative; evidence of a nonarbitrary, qualitative boundary exists. (Linscott & van Os, 2010, S. 406)

Für die Notwendigkeit, zwischen positiven und negativen Symptomen zu differenzieren und die Schizophrenie als „overlap of (very) high positive and negative schizotypy“ (Grant, 2015, S. 4) zu begreifen, sprechen auch genetische Faktoren, denn die Forschung legt nahe, dass positive und negative Symptome auf unterschiedlichen latenten Faktoren beruhen:

While positive schizotypy is the underlying dimension explaining psychotic features, it is not necessarily related to *Krankheitswert*. Negative schizotypy, however, appears closely related to *schizophrenia* regarding its heritability as well as a major factor that differentiates “happy schizotypes” from schizophrenic patients. (Grant, 2015, S. 2)

David (2010) gibt darüber hinaus zu bedenken, dass es im Unterschied zur Messung des Blutdrucks oder der Körpertemperatur kaum plausibel ist, psychologische Phänomene als Ausprägung nur eines Eigenschaftskontinuums zu betrachten. Dies gelte insbesondere für Psychosen, die durch viele Dimensionen repräsentiert werden, die zuweilen nur schwach interkorrelieren (Garety & Hemsley, 1987). Obwohl Wahnvorstellungen mit mehr als zehn Dimensionen zusammenhängen, werde die Komplexität des Konstruktes in einen einzelnen Messwert gepresst: „The difficulty with psychopathological continua is that we really do not understand which particular aspects or dimensions are important and how to weigh one against another“ (David, 2010, S. 1939).

Ein weiteres Argument spricht gegen die unidimensionale Identität von AgE und Psychosen: Wären AgE „psychotic-like experiences at the healthy end of the psychosis continuum“ (Unterrassner et al., 2017a) müssten AgE mit zunehmender Intensität immer mehr in klassische Symptome und Pathologien übergehen. Wir wissen jedoch, dass es die gesunde Form der Schizotypie (Kap. 1.5.8) mit einem gesteigerten und positiv erlebten Auftreten von AgP gibt. Gegen einen einfachen Zusammenhang von AgE und Psychosen sprechen auch neurophysiologische Untersuchungen. So findet sich entsprechend der Kontinuumshypothese entlang des gesamten Schizotypie- und Schizophrenie-Spektrums eine dopaminerge Hyperaktivität (Howes & Kapur, 2009; Huttunen et al., 2008; Mohr & Ettinger, 2014). Eine erhöhte Ausschüttung des Neurotransmitters Dopamin bei schizotypischen Menschen dient allgemein als Erklärung dafür, dass sie rein zufälligen Ereignissen besondere Bedeutungen und Zusammenhänge zuschreiben. Wahrnehmungsexperimente zeigen, dass Personen mit ausgeprägten AgÜ bzw. hohen Werten auf der bereits erwähnten (Kap. 1.3.1) Magical Ideation Scale (MIS) falsch-positive Antworten gegenüber Missings bevorzugen, während „Skeptiker“ mit niedrigen MIS-Werten die gegenteilige Präferenz haben. Krummenacher et al. (2010) fanden, dass

eine experimentell induzierte Dopaminerhöhung im Widerspruch zur allgemeinen Erwartung Personen mit hohen MIS-Werten nicht negativ beeinflusste, sondern bei ihnen zu vorsichtigeren Einschätzungen führte. Stattdessen nahm die Wahrnehmungsleistung bei den Skeptikern ab, die nun ein weniger bedachtes und zurückhaltendes Reaktionsverhalten zeigten.

Wie der Wahn sind Halluzinationen multidimensional (Cangas et al., 2011) und wenn man an weitere Konstrukte zur Diagnose der schizotypischen Persönlichkeitsstörung und der Schizophrenie denkt, muss man sich fragen, wie viele Kategorien dabei insgesamt vermischt werden. Der Psychiater Tebartz van Elst resümiert in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Schizophrenie-Konzept, dass die „notorische Unproduktivität der neuropsychiatrischen Forschung der letzten Dekaden spielend einfach durch die Feststellung erklärt werden kann, dass in Form der psychischen Störungsbilder keine Krankheiten, sondern Sammelbegriffe beforscht werden“ (2017, S. 104) und fordert deshalb,

die Abschaffung nicht nur des Schizophrenie-Begriffs, sondern auch des Schizophrenie-Konzepts [...] als Sammelbegriff für eine Gruppe von unterschiedlich verursachten und bedingten Krankheiten, Phänomenen und Seinsweisen im Denken [...]. Die Schizophrenie erscheint mir zu vage, unbestimmt, unabgegrenzt, verborgen und mystisch, um als wissenschaftlicher Fachbegriff und Bezeichnung für die im Detail unterschiedlich aussehenden und verursachten Störungen des Wahrnehmens, Denkens, Wollens und Fühlens zu taugen. (Tebartz van Elst, 2017, S. 230)

1.6.7 Hilfsbedarf und Versorgungsangebot

Spezifische Hilfsmöglichkeiten und Anlaufstellen für Menschen mit AgE gibt es kaum. In Deutschland bietet das IGPP seit seiner Gründung im Jahre 1950 Information und Beratung für Ratsuchende. Dieser Service wurde ab Ende der 1990er-Jahre in ein professionelles Beratungs- und Therapieangebot mit den in psychotherapeutischen Praxiseinrichtungen üblichen Standards überführt und evaluiert. Größere Anstrengungen zur Entwicklung und Professionalisierung einer spezifisch-parapsychologischen Beratungsarbeit unter Berücksichtigung der klinischen Relevanz von AgE wurden seit den 1980er-Jahren aufgenommen. In den Niederlanden führte der Psychologe Kramer (1993) von 1986 bis 1990 ein „Parapsychologisch Adviesburo“ mit einem gesprächspsychotherapeutischen Beratungsansatz. Seit 1989 unterhält die Wissenschaftliche Gesellschaft zur Förderung der Parapsychologie (WGFP) die „Parapsychologische Beratungsstelle“, die bis heute von ihrem Gründer, dem Physiker und Psychologen v. Lucadou, geleitet wird (Zahradnik u. Lucadou 2012). 2007 fand in Naarden bei Utrecht ein erstes internationales „Clinical Parapsychology Expert Meeting“ zum aktuellen Forschungsstand der klinischen Parapsychologie statt (Kramer et al. 2012). Seitdem gab es Fortsetzungen 2010 in Freiburg, 2012 in Paris, 2017 in Heidelberg, 2019 in Nancy und 2022 in London. Der von der American Psychology Association herausgegebene Sam-

melband „Varieties of Anomalous Experience“ (Cardena et al. 2014) ist der bisher ambitionierteste Versuch, psychologische und parapsychologische Erkenntnisse über AgE in die akademische Psychologie zu integrieren.

Diverse Studien zeigen, dass maximal ein Drittel der Menschen mit einer psychischen Störung professionelle Hilfe sucht (Regier et al., 1993; Wang et al., 2005; Wittchen et al., 2011) und dass der zuverlässigste Prädiktor für die Inanspruchnahme das Ausmaß des subjektiven Leidens ist (Angst et al., 2010). Darüber, wie viele Menschen sich durch AgE belastet fühlen, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Allerdings wurde in der bereits thematisierten (Kap. 1.3.3; 1.6.6) Befragung der Schweizer Bevölkerung (Landolt et al., 2014) nicht nur mit dem PAGE-R nach AgP gefragt, sondern auch, ob Hilfe wegen AgE gesucht wurde, und falls ja, ob im konventionellen Gesundheitsversorgungssystem oder auf dem alternativen Lebenshilfemarkt. Von der Gesamtstichprobe ($n = 1580$) gaben jeweils rund 5 % an, eine professionelle Versorgung (psychologisch, ärztlich-psychiatrisch) oder eine alternativ-esoterische Behandlung (durch „Heilerinnen“, „Schamanen“, „Medien“ etc.) in Anspruch genommen zu haben. Knapp 2 % der Befragten gaben beides an.¹⁰

Dass etwa 12,5 % der Normalbevölkerung mindestens einmal im Leben Hilfe im Zusammenhang mit AgE suchen, ist auf den ersten Blick vielleicht überraschend, aber sobald man berücksichtigt, dass häufig noch andere Belastungsfaktoren hineinspielen, erscheint die Zahl in einem anderen Licht. Während nämlich in der Gesamtstichprobe 16 % angaben, dass bei ihnen schon einmal eine psychische Störung diagnostiziert wurde, was vergleichbar mit anderen Studien (Angst et al., 2005) ist, beträgt der Anteil bei den AgE-Hilfesuchenden 80 %. Umgerechnet hätten demnach 2,5 % der AgE-Ratsuchenden in der Normalbevölkerung keine, aber 10 %, das heißt viermal so viele, schon einmal die Diagnose einer psychischen Störung bekommen. Zudem korreliert laut Landolt et al. das Hilfesuchverhalten hochsignifikant mit der Häufigkeit der AgE sowie der Intensität der empfundenen Belastung, aber nicht mit den spezifischen Formen von AgE. Die niedrige Inanspruchnahme von Hilfe bei Menschen mit AgE, die über keine frühere oder akute psychische Störung berichten, erklären sie mit einer höheren Schwelle: Personen, bei denen schon einmal eine psychische Störung diagnostiziert wurde und die mit dem Gesundheitsversorgungssystem vertraut sind, würden AgE eher als Anzeichen einer psychischen Erkrankung deuten und hätten weniger Hemmungen, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Als weitere Prädiktoren für Hilfesuchverhalten identifizierten Landolt et al. Geschlecht, Bildung und Beruf. So zeigte sich unter anderem eine Präferenz für alternative und esoterische

¹⁰ Die Prozentangaben in Landolt et al. (2014) unterscheiden sich von den hier genannten, da sie dort nicht auf die Gesamtstichprobe, sondern auf die 91 % der Befragten mit AgP bezogen werden.

Heilangebote bei Frauen mit geringerer Bildung. Ein Prädiktor für die Inanspruchnahme von alternativen Angeboten sind bestimmte Auslösebedingungen von AgE, etwa die Ausübung spiritueller Praktiken. Ob und welche Art von Hilfe Menschen mit AgE suchen, hängt offensichtlich von ihren persönlichen Interpretationen und Kontrollüberzeugungen ab. Personen, die Meditation betreiben oder mit esoterischen Praktiken vertraut sind, suchen eher Hilfe in der Esoterikszene, bei Heilern oder Medien als bei Vertretern der professionellen Gesundheitsversorgung. Landolt et al. führen eine Präferenz für Anbieter des Esoterikmarktes darauf zurück, dass Personen nach Erklärungen suchen, die ihnen die konventionelle Versorgung nicht geben kann. Utsch und Frick (2015) fragen:

Wie soll auf die religiösen und spirituellen Fragen der Patienten eingegangen werden, die gerade in akuten Notlagen intensiv um eine Sinnggebung ringen? Wie kann mit existenziellen Lebensfragen, Sinnkrisen und mit „Schicksalsschlägen“ professionell umgegangen werden [...] Welche Glaubensüberzeugungen sind Ressourcen, welche Belastungen? Wie verhalten sich Psychotherapeuten gegenüber fremden Sinn- und Lebensdeutungen, die Patienten aus anderen Kulturen, Prägungen und Milieus mitbringen? (2015, S. 453)

Auf der anderen Seite heißt es aus soziologischer Sicht, „Psychotherapie ist in modernen Gesellschaften ein wichtiges Instrument, um die geltende Wirklichkeitsordnung gegen abweichendes Wissen und inakzeptable Erfahrungen der Subjekte zu schützen.“ (Schetsche, 2015, S. 65).

Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten sind nach ihrer Berufsordnung verpflichtet „die Würde ihrer Patientinnen und Patienten zu achten, unabhängig insbesondere von Geschlecht, Alter, sexueller Orientierung, sozialer Stellung, Nationalität, ethnischer Herkunft, Religion oder politischer Überzeugung“ (Stellpflug & Berns, 2006, S. 4). Dabei besteht im richtigen Umgang mit religiösen und spirituellen Überzeugungen im therapeutischen Kontext bis heute Klärungsbedarf, denn „bis in die 1980er-Jahre wurde in der klinischen Psychologie vorwiegend zu negativen Auswirkungen von Religion auf psychische Gesundheit geforscht, erst später kamen auch die gesundheitsförderlichen Aspekte ins Blickfeld“ (Richard & Freund, 2012, S. 202). Dass sich inzwischen einiges bewegt hat, zeigt zum Beispiel das Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde, das in seinen „Empfehlungen zum Umgang mit Religiosität und Spiritualität in Psychiatrie und Psychotherapie“ (Utsch et al., 2017) von den Behandelnden fordert, Religiosität und Spiritualität

als Ressource und/oder Belastungsfaktor für Patienten zu erkennen und in die Behandlungsstrategie einzubinden. Dies gilt auch, wenn er selbst areligiös ist oder einer anderen Weltanschauung verpflichtet ist als der Patient. [...] Der Behandler sollte auf eine respektvolle Weise religiös neutral bleiben, aber aufgeschlossen sein für einen möglichen Transzendenzbezug seines Patienten. [...] Voraussetzung dafür ist, dass der Psychiater

und Psychotherapeut seine eigene weltanschauliche Orientierung kennt und kritisch reflektiert. (2017, S. 4)

Obwohl das Thema Religion und Spiritualität im Kontext der Gesundheitsversorgung zunehmend Eingang und positivere Resonanz findet, impliziert dies noch lange keinen aufgeschlossenen Umgang mit AgE. Traditionell-religiöse und außergewöhnliche Glaubensüberzeugungen verlangen einer skeptischen Haltung viel weniger Wohlwollen ab als handfeste Berichte über Erfahrungen, die unvereinbar mit der eigenen Weltanschauung sind.

Auch wenn systemkritische Vorwürfe bestimmt nicht unberechtigt sind, werden sie den vielen Psychotherapeutinnen, Psychotherapeuten und Beratenden, die Hilfesuchenden und ihren Erfahrungen, seien sie nun gewöhnlich oder außergewöhnlich, mit Respekt begegnen, nicht gerecht. In einer Befragung zum Thema Spiritualität und Religiosität in der psychotherapeutischen Praxis (Hofmann, 2009, 2012) erwiesen sich die psychologischen Psychotherapeuten in Deutschland als sehr interessiert und aufgeschlossen. „Ungeachtet der Tatsache, dass derartige Themenstellungen im Rahmen ihrer Psychotherapieausbildungen gar nicht oder wenig thematisiert wurden (81 %), berichteten 55 % der Befragten, dass sie sich in mittlerem bis sehr hohem Maße mit klinisch relevanten Fragestellungen im Zusammenhang mit Spiritualität und Religiosität befasst hatten“ (Hofmann et al., 2017, S. 289).

Hier geht es um ein strukturelles berufspolitisches Problem, das die Psychologie seit Beginn der sogenannten New-Age- und Esoterikwelle in den 1980er-Jahren mit ihrem bis heute erfolgreichen Lebenshilfemarkt umtreibt. Unter dem Motto „Von der Konfession zur Profession“ vertrat Grawe vor fast 25 Jahren das Diktum, „die Vertreter der unwissenschaftlichen Therapieformen können nicht erwarten, dass ihnen Reservate eingeräumt werden. Sie werden sich in die wissenschaftlich anerkannte Psychotherapie integrieren müssen, oder ihr Lebensraum wird immer kleiner werden und sie werden schließlich aussterben“ (1994, S. 34). Solche Prognosen haben sich bis heute nicht bewahrheitet und es gab schon damals selbstkritische Beiträge, die feststellten, „dass das Sich-Ereifern über die unseriösen Praktiken der New-Age-Kollegen auch eine Entlastungsfunktion hat. Die New-Age-Psychologie knüpft an bildhafte und sinnliche Bedürfnisse der Menschen in unserer Kultur an und ist in gewisser Hinsicht die verdiente Strafe für die Sünden der akademischen Psychologie“ (Ottomeyer, 1991, S. 58). In diesem Statement drückt sich die Einsicht aus, dass zum Beispiel körpertherapeutische Ansätze, die „teilweise den klinischen Psychologen und Psychotherapeuten fremdartig, ja zuweilen bizarr anmuten [...], über Jahrzehnte an die Seite geschoben wurden, weil sich die akademische Psychologie und Medizin nicht die Mühe gemacht hat, einmal auf eine andere Art des Sprechens und Denkens einzugehen“ (Petzold, 1993, S. 9).

Das alternative Angebot spricht ganz offensichtlich das experiencielle System der Menschen an. Bedenkt man die potenziellen Wirkmöglichkeiten sinnlich-emotionaler und imaginativer

Erlebnisse (Kap. 1.5.4), können die Faszination und die Erfolge erlebnisaktivierender Methoden nicht verwundern. Hellmeister und Fach (1998) untersuchten Ende der 1990er-Jahre im Auftrag der damaligen Enquete-Kommission „Sogenannte Sekten und Psychogruppen“ (Deutscher Bundestag, 1998) die Angebots- und Nachfragestrukturen auf dem alternativen Lebenshilfemarkt. In einer Telefonbefragung vergaben Nutzer und Nutzerinnen alternativer Angebote im Durchschnitt eine 1,1 nach Schulnoten und 83 % sprachen von einer Verbesserung ihrer Probleme. Die Hälfte der Befragten war vorher schon in einer psychotherapeutischen Behandlung. Die Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten erhielten im Durchschnitt „nur“ die Note 2,3. Etwa zur gleichen Zeit führte Andritzky (1997) in einer umfangreichen Übersichtsarbeit eine ganze Reihe von Untersuchungen auf, bei denen sich die Nutzer alternativer Verfahren insgesamt sehr zufrieden zeigten. Fach (2000/2001) kam nach einer Befragung von Anbietern der Esoterik- und Psychoszene zu dem Ergebnis, dass es bei esoterischen Behandlungen und „spiritueller Begleitung“ seltener um AgE, sondern meistens um alltägliche körperliche, psychische sowie soziale Probleme und Belastungen geht, dass aber auch bei diesen gewöhnlichen Widrigkeiten nach Sinn und Bedeutung gesucht wird – einem Bedürfnis, dem die konventionelle Gesundheitsversorgung heute wie vor zwanzig Jahren kaum entsprechen kann:

Alles deutet darauf hin, dass es wohl nicht ausreicht, die Popularität der Alternativmedizin und alternativer Lebenshilfepraktiken einfach als Aberglaube und Unsinn abzutun. Hinter der Hinwendung zu Alternativmethoden steckt eine ernstzunehmende Kritik an der heutigen medizinischen und psychologischen Versorgung [...], da die Klärung von Sinnfragen, sinnliche Erfahrung und emotionales Agieren hier wenig Raum haben. [...] Die Lehre, Forschung und Praxis sowohl der Medizin als auch der Psychologie sollte sich endlich auf die „anthropologische Grundtatsache“ einstellen, dass Menschen ihr Heil in mehr als einer Linderung von Symptomen suchen. (Fach, 2000/2001, S. 192)

Kulturelle Kontexte und Interpretationen von AgE bestimmen mit, ob Erfahrungen integriert oder sogar zur psychischen Gesundheit beitragen können. Das gilt für Menschen mit und ohne koexistierende psychische Störungen. Bislang wird im Gesundheitsversorgungssystem nicht adäquat auf Menschen mit AgE eingegangen. Die Möglichkeit, therapeutisch mit AgE zu arbeiten und sie gegebenenfalls auch als Ressource zu nutzen, wird meistens verpasst. In jüngster Zeit findet allerdings ein Umdenken statt und zunehmend wird „Psychotherapie und Spiritualität“ (Utsch et al., 2014) vonseiten der Psychologie (Richard & Freund, 2012; Utsch & Frick, 2015) thematisiert. Auch in einem Positionspapier (Utsch et al., 2017) der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde werden mehr Offenheit und Kompetenz im Umgang mit Religion und Spiritualität in der Psychotherapie gefordert. Im Psychotherapeutenjournal der Psychotherapeutenkammer Baden-Württemberg ist zu lesen:

Psychotherapeuten tun gut daran, die Spiritualität/Religiosität der Patienten zu beachten und zu respektieren und ihre eigene Haltung zu diesem Thema, wenn nötig, transparent zu machen. Ein offener Umgang mit Spiritualität/Religiosität in der Psychotherapie bis hin zum Einsatz von spirituellen/religiösen Interventionen erscheint unter Beachtung ethischer Grundsätze sinnvoll – es bleibt jedoch zu beachten, dass in der Psychotherapie das Ziel spiritueller/religiöser Interventionen ein psychologisches bzw. psychotherapeutisches ist. Es ist Zeit, das bisherige Schattendasein dieses Themas in der wissenschaftlich-therapeutischen Diskussion zu überwinden und sich ihm vermehrt zuzuwenden. (Richard & Freund, 2012, S. 208)

Die Bereitschaft, religiösen und spirituellen Inhalten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, wäre ein erster Schritt, der aber noch lange nicht zu einem angemessenen und kompetenten Umgang mit AgE führt. Es ist einfacher, sich auf einen Glauben einzulassen, den man selbst vielleicht nicht teilt, als auf Erfahrungen, die man vielleicht nur unglaublich findet. Bis es in der beraterischen und psychotherapeutischen Praxis selbstverständlich ist, wertschätzend, professionell und nicht voreilig pathologisierend auf AgE zu reagieren, wird sicher noch einige Zeit ins Land gehen. Fortschritte in diese Richtung hängen davon ab, ob eine wissenschaftlich fundierte Grundlage und eine entsprechende Methodik für die Einbeziehung von AgE in die Versorgungspraxis entwickelt werden kann, wie es unter dem Begriff einer „Clinical Parapsychology“ (CPP) diskutiert wird (Belz, 2009b; Caspar, 2012; Kramer et al., 2012). Im Hinblick auf eine Integration der CPP in die etablierte Klinische Psychologie (CP) gibt Caspar zu bedenken:

The advantages of defining CPP as a part or branch of CP seem obvious. Many concepts, methods or therapeutic standards that have taken much time and many resources to develop, discuss and implement would not have to be re-invented. If CPP can make plausible that it is fit to live up to the traditional, well-defined standards of CP, it can profit from the wide recognition that CP generally enjoys. However, possible disadvantages should not be too easily dismissed. The crucial question is whether an attempt on the part of CPP to live up to the standards of traditional CP might compromise the attempt to deal with extraordinary experiences in a meaningful way. (2012, S. 33)

Mit dieser Arbeit wird versucht, einen Weg einzuschlagen, der solch eine Integration zu leisten vermag.

2 AgE und mentale Repräsentation

Das Verständnis, die Kontextualisierung und der Umgang mit AgE wird durch explizite oder, was häufiger der Fall sein dürfte, implizite erkenntnistheoretische Vorannahmen bestimmt. Kapitel 2.1 behandelt aktuelle Grundpositionen der Philosophie des Geistes, die sich mit der Frage auseinandersetzt, ob der Mensch Zugang zur Realität hat, und wenn ja, in welcher Weise. Zu Beginn werden die realistische und die antirealistische Grundposition gegenübergestellt. Anschließend wird der indirekte Realismus beleuchtet, der mit dem Konzept der mentalen Repräsentation als dem Standardparadigma der Kognitionswissenschaften und der Psychologie quasi einen Mittelweg einschlägt. In Kapitel 2.2 wird auf Metzingers (1999) Theorie der mentalen Repräsentation und das Konzept des „phänomenalen Realitätsmodells“ fokussiert, das später der Ausgangspunkt eines phänomenologischen AgE-Klassifikationssystems sein wird. Mit der Differenzierung zwischen dem phänomenalen und einem kognitiven Realitätsmodell findet auch die Unterscheidung zwischen AgP, AgE und AgÜ ihre Berücksichtigung. In Kapitel 2.3 werden Berichte über AgP vorgestellt, die von den Betroffenen als „Telepathie“, „Hellsehen“ oder „Präkognition“ interpretiert werden. Unter der hypothetischen Maßgabe, dass die „außersinnlichen“ Wahrnehmungen nicht nur mentale Konstruktionen und nicht mit konventioneller Signalübertragung erklärbar sind, wird untersucht, welcher Realitätsstatus ihnen dann unter Geltung der vorgestellten Erkenntnistheorien zukommen könnte. Im Ergebnis wird festgestellt, dass ihre jeweiligen Voraussetzungen mit der an den Fallbeispielen herausgearbeiteten Phänomenologie der AgE nicht vereinbar sind. Die klassischen Erkenntnistheorien erlauben nicht, dass die von Betroffenen geschilderten Zusammenhänge zwischen mentalen Zuständen und externalen Ereignissen eine ontologische Grundlage haben könnten. Somit bieten sie auch keinen Rahmen für eine weltanschaulich neutrale Untersuchung von AgE. Darin begründet sich die Suche nach alternativen psychophysischen Ansätzen, die im 3. Kapitel aufgenommen wird.

2.1 Erkenntnistheoretische Grundpositionen

Die Begriffe „Realität“ und „Welt“ sind eng aufeinander bezogen. „Realität“ wurde als beobachterunabhängige Wirklichkeit charakterisiert (Kap. 1.2.1) und mit „Welt“ verbindet sich im Allgemeinen die Vorstellung eines Ganzen, das alles Existierende beinhaltet. Unter einem Weltbild, zum Beispiel dem physikalischen Weltbild, wird dann eine spezifische Sichtweise auf bestimmte Teilausschnitte der Welt verstanden. Während sich Weltbilder, so wie in dieser Arbeit definiert, an das Wahrnehmbare oder Messbare in der Welt halten, sprechen wir von einer Weltanschauung, wenn metaphysisch-spekulative Grundannahmen über das An-sich-Sein der Realität und der Welt jenseits verifizierbarer Erkenntnismöglichkeiten hinzutreten

(Kap. 1.2.3). Vor diesem Hintergrund wurden AgE als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen bzw. Weltanschauungen definiert (Kap. 1.1.5).

Beratende und Therapierende sind zur Neutralität angehalten (Kap. 1.2.3; 1.6.7). Sie sollen die Weltanschauung der Betroffenen respektieren und sie dabei unterstützen, ihre AgE und ihre Realitätsüberzeugungen zu reflektieren und in Einklang zu bringen. Entsprechende Erkundungs-, Erkenntnis- und Integrationsprozesse können viele Richtungen annehmen. Weltanschauungen sind nicht nur Vorstellungen über die Beschaffenheit der Realität, sie beinhalten auch Rechtfertigungen und Begründungen, die sie wahr machen sollen. AgE können für die Betroffenen zum Beispiel der überzeugende Beweis sein, dass es eine „geistige Welt“ gibt. Sie werden die Frage einer Fortexistenz nach dem Tode im Falle der Erscheinung eines Verstorbenen, den sie „mit eigenen Augen gesehen“ haben, kaum als reine Glaubensfrage gelten lassen. Die Auffassung, dass etwas wahr ist, wenn es – zumindest der Überzeugung nach – sinnlich wahrgenommen wurde, spiegelt den „naiven Realismus“ der meisten Menschen wider. Er beruht auf der epistemologischen Prämisse einer unmittelbaren Wahrnehmung der Wahrnehmungsgegenstände, die in der Alltagspsychologie gewöhnlich nicht hinterfragt wird. Implizit wird damit jedoch eine spezifische Erkenntnistheorie vertreten, die in der Gegenwartsphilosophie als *direkter Realismus* firmiert und dort durchaus ihre Argumente und Fürsprecher hat.

Für die empirische Wahrnehmungsforschung ist der direkte Realismus angesichts unserer Anfälligkeit für Fehlwahrnehmungen und Sinnestäuschungen allerdings unplausibel. Mit ihrer analytischen Unterscheidung zwischen Erfahrung, Erlebnis und einem Ereignis (Kap. 1.1.1), „dessen Existenz – letztlich auch aus erkenntnistheoretischen Gründen – als unabhängig vom menschlichen Wahrnehmungsakt angenommen wird“ nehmen Mayer et al. (2015b, S. 5) an, dass die Wirklichkeit des Menschen keine objektiv gegebene, sondern eine sozial konstruierte ist. Sie vertreten damit eine Form des *indirekten Realismus*, von dem in der Regel auch Kognitionswissenschaftler und Psychologen ausgehen. Indirekter Realismus heißt, dass die Gegenstände unserer Wahrnehmung mentale Repräsentationen sind, die uns lediglich mehr oder weniger adäquate Abbilder der Außenwelt vermitteln. Wir haben zwar einen Zugang zur Realität, aber dieser ist unzuverlässig und wir können immer einem Irrtum unterliegen. Schließlich gibt es auch noch den *antirealistischen* Standpunkt, wie wir ihn heute vor allem vom radikalen Konstruktivismus kennen. Dieser bestreitet, dass wir überhaupt Zugang zu einer beobachterunabhängigen Realität haben. Alles, was wir wahrnehmen, ist demnach eine subjektiv oder sozial konstruierte Wirklichkeit.

Während die Ontologie sich damit beschäftigt, was es in Wirklichkeit gibt, geht es in der Erkenntnistheorie darum, was wir über das, was mutmaßlich real existiert, zuverlässig wissen können. „Das grundsätzliche wissenschaftliche und damit im Besonderen auch für die Ano-

malien-Forschung einschlägige Problem, wie wir Vermutungen in Wissen überführen und dieses Wissen als verlässliches sichern, war von jeher eine Grundfrage der Erkenntnistheorie und damit auch letztlich jeder Wissenschaft“ (Hövelmann, 2015, S. 25). Dabei ist zu bedenken, dass „Entscheidungen, die man in der Erkenntnistheorie trifft, ontologische Konsequenzen haben und *vice versa*“ (Gabriel, 2012, S. 226). Bevor wir uns mit dem Erleben und den phänomenologischen Eigenschaften von AgE befassen, stehen deshalb einige Vorüberlegungen zu den erkenntnistheoretischen Paradigmen und ihren Auswirkungen auf den Umgang mit AgE an.

2.1.1 Realismus versus Antirealismus

Die klassische Erkenntnistheorie sucht nach „Kriterien, die festlegen, wann eine Vorstellung eine gelingende Repräsentation einer Sachlage ist, die unabhängig von der Vorstellung besteht“ (Gabriel, 2012, S. 185). „Dazu gehört auch der Streit um die Frage, ob die Vorstellung einer von unseren Wahrnehmungen, Handlungsvollzügen, von unseren Sprach- und Denkmöglichkeiten oder unseren Überzeugungen unabhängigen Welt überhaupt eine sinnvolle Vorstellung ist“ (Demmerling, 2004, S. 29). Hierauf gibt es eine Vielzahl von Antworten, die sich zwischen zwei gegensätzlichen paradigmatischen Grundpositionen verorten lassen und die mit den Sammelbegriffen *Realismus* vs. *Antirealismus* bezeichnet werden (Gadenne et al., 2006; Halbig & Suhm, 2004; Mitterer, 1999; Reich, 1998a; 1998b). Der erkenntnistheoretische Realismus postuliert laut Demmerling (2004) die folgenden hier kurz zusammengefassten Thesen:

1. Die Begriffe „Welt“ oder „Wirklichkeit“ bezeichnen etwas, das unabhängig vom menschlichen Bewusstsein und seinen Erkenntnismöglichkeiten existiert.
2. Die Wirklichkeit hat eine bestimmte Struktur und Beschaffenheit.
3. Die Beschaffenheit und Struktur der Wirklichkeit sind prinzipiell erkennbar.
4. Von vielen möglichen Wirklichkeitsbeschreibungen kann allenfalls eine richtig sein.
5. Aussagen und Überzeugungen sind nur dann wahr, wenn sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen (Korrespondenztheorie der Wahrheit).

Darüber, wie die beobachterunabhängige Wirklichkeit beschaffen ist und was alles in ihr vorkommt, herrscht keine Einigkeit. Und wenn „so unterschiedliche Objekte wie Atome, Tische, tropische Fische, Allgemeinbegriffe, Zahlen und mathematische Sätze, ethische Werte und ästhetische Normen Gegenstand realistischer Auffassung sein können“ (Wagemann, 2010, S. 100), ist zunächst einmal offen, ob auch Geister oder Menschen mit paranormalen Fähigkeiten dazugehören. Für einige Vertreter des Realismus ist der Realismus allerdings nur eine ontologische und keine epistemologische Theorie: „Wir könnten uns völlig im Irrtum darüber befinden, wie die Welt in allen ihren Einzelheiten ist, und der Realismus

könnte immer noch wahr sein“, so Searle (1997, S. 165). Üblicherweise ist in der philosophischen Diskussion mit Realismus aber eine erkenntnistheoretische Auffassung gemeint, die nicht nur den ersten Punkt, sondern auch den zweiten und dritten in Demmerlings Definition erfüllt, sodass wir kurzgefasst „davon ausgehen, dass (1) Existenz und (2) Beschaffenheit (Eigenschaften, Tatsachen) der Welt ontologisch unabhängig von Sprache und Denken sind und dass wir (3) über diese objektive Realität teilweise Erkenntnis haben“ (Gadenne et al., 2006, S. 32).

Als Gegenteil des erkenntnistheoretischen Realismus steht der Antirealismus für Positionen, deren Wurzeln im Skeptizismus und Idealismus liegen. „Für den Antirealisten ist es unmöglich, dass es eine geistesunabhängige Wirklichkeit gibt“ (Searle, 1997, S. 167). Demmerling (2004) spezifiziert den Antirealismus ebenfalls mit fünf Thesen, die wie folgt zusammengefasst werden können:

1. Die Begriffe „Welt“ oder „Wirklichkeit“ bezeichnen nichts, was unabhängig vom menschlichen Bewusstsein und seinen Erkenntnismöglichkeiten existiert.
2. Die Wirklichkeit hat keine bestimmte (erkennbare) Struktur und Beschaffenheit.
3. Wirklichkeit kann nur im Rahmen von Beschreibungen „erkannt“ werden.
4. Viele unterschiedliche Beschreibungen der Wirklichkeit können zutreffend sein.
5. Aussagen sind wahr, weil sie Überzeugungen entsprechen (Kohärenztheorie), man sich auf sie einigen kann (Konsensstheorie) oder sie rational rechtfertigen kann (Verifikationismus).

Heutzutage wird eine antirealistische Haltung am ehesten mit dem radikalen Konstruktivismus assoziiert (z. B. Foerster, 2003; Glasersfeld, 2008; Watzlawick, 2002). „Aufgrund philosophischer Überlegungen, moderner kybernetischer Modelle und interdisziplinärer empirischer Forschungsergebnisse kommen radikale Konstruktivisten zu der Grundthese, dass alle Erkenntnis und alles Wissen, sei es Alltagswissen oder sei es wissenschaftliche Erkenntnis, das Ergebnis eines Konstruktionsprozesses ist“ (Jacobowitz, 2014). Glasersfeld, der als Begründer des radikalen Konstruktivismus gilt, bringt es so auf den Punkt:

Damit ist einer der Grundsätze des Konstruktivismus festgelegt: Was auch immer diese Denkweise hervorbringt, es will und kann nicht vorgeben, die Beschreibung oder Repräsentation einer ontologischen Realität zu sein. Das ist die radikale Abkehr von der herkömmlichen Erkenntnislehre, denn das Wort „erkennen“, das für sie programmatisch ist, setzt ja voraus, daß es ganz *unabhängig* vom Erlebenden, Dinge, Beziehungen, Vorgänge usw. gibt, die „erkannt“ werden können. (1991, S. 165)

Im Folgenden werden die konkurrierenden Auffassungen des Realismus und Antirealismus in Grundzügen mit ihren Stärken und Schwächen skizziert. Im Zentrum steht dabei die Frage, welche Konsequenzen erkenntnistheoretische Grundausrichtungen im Umgang mit

AgE mit sich bringen. Grundsätzlich müssen wir bei solchen Erwägungen zwischen Beratungs- und Forschungskontext unterscheiden. Die objektivierende Wissenschaft kann in Hinsicht auf eine Beurteilung der Wahrheit und Falschheit von Überzeugungen natürlich nicht neutral bleiben. Jede Frage, die sie untersucht, und jede Hypothese, die experimentell getestet werden soll, verlangt Methoden, denen ein erkenntnistheoretischer Realismus zugrunde liegt. In der Beratung mag es den Betroffenen ebenfalls um Wahrheit und eine Klärung des Realitätsstatus ihrer Erfahrungen gehen. Für die Beratenden, die es in der Regel nur mit nachträglichen und meist auch nicht überprüfbaren Berichten ihrer Klientel zu tun haben, stehen nicht die beobachterunabhängige Realität, sondern die Erste-Person-Perspektive und die subjektive Wirklichkeit der Betroffenen im Vordergrund. Wäre es so gesehen nicht sinnvoll, die Haltung des radikalen Konstruktivismus einzunehmen und sich auf den Standpunkt zu stellen, dass wir prinzipiell keinen Zugang zu einer „Realität an sich“ haben und somit generell auch keine Aussagen über den Realitätsstatus von AgE machen können?

2.1.2 Wirklichkeit im Konstruktivismus

Bislang wurden die Begriffe Wirklichkeit und Realität synonym gebraucht. In älteren Nachschlagewerken der Philosophie (Schmidt & Schischkoff, 1991) wird Realität „allem zugeschrieben, was in der Zeit entstehen kann bzw. entstanden ist [...], besteht und vergeht“ (S. 602–603). Die Realität enthält demnach das, was es gibt, aber auch das, was es geben kann. Die Wirklichkeit steht dagegen „sowohl im Gegensatz zum bloß Scheinbaren als auch zum bloß Möglichen“ (S. 784). So gesehen umfasst die Wirklichkeit nur das, was von der Realität verwirklicht ist, die Realität aber sowohl das Manifeste als auch das Potenzielle.

Im Konstruktivismus macht man jedoch eine Unterscheidung, die darauf hinausläuft, menschliche Erfahrungen als Wirklichkeit und die beobachterunabhängige Außenwelt als Realität zu bezeichnen. Die Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit hat „weder im Englischen noch in den romanischen Sprachen ein vergleichbares Gegenstück“ (Ritter et al., 2004, S. 829) und so führt Glasersfeld (1991, S. 163) den Vorteil der deutschen Sprache an, „dank derer man den unnahbaren ontologischen Bereich, den die Abendländische Philosophie stets zu ‚erkennen‘ hoffte, als Realität bezeichnet, während man von der Erlebenswelt, zu der allein man durch Wahrnehmen und Handeln tatsächlich Zugang hat, getrost als Wirklichkeit sprechen kann“. Für Walach (2009, S. 298) bedeutet Realität in seiner wissenschaftstheoretischen Erörterung des Konstruktivismus „die physikalische Wirklichkeit in einem ähnlichen Sinn wie Kant vom ‚Ding an sich‘ gesprochen hat, und ‚Wirklichkeit‘ die je von einer Person rekonstruierte Hinsicht auf diese Realität“.

Noch einmal anders als in der traditionellen und der konstruktivistischen Unterscheidung lassen sich die Begriffe „Realität“ und „Wirklichkeit“ im Verhältnis von klassischer und mo-

derer Physik unterscheiden. „Die prinzipiellen Eigenheiten der Quantenwelt stellen uns [...] in völlig ungewohnter Weise vor die Frage, inwieweit man die Quantenwelt als real oder wirklich bezeichnen kann“, so Eidemüller (2017, S. 315). Als „Realität“ bezeichnet er, was im Rahmen der klassischen Physik existiert, womit der Realitätsbegriff dem traditionellen Wirklichkeitsbegriff ähnelt. Stattdessen ist „Wirklichkeit“ für Eidemüller der „weitestmögliche Begriff“ (S. 316), der alles beinhaltet, was in irgendeiner Weise wirkt. Anders als im klassischen Verständnis wird mit der Quantenphysik nun das Potenzielle, das vormals als Realität aber nicht als Wirklichkeit aufgefasst wurde, zu einer Wirklichkeit, die nicht real ist, die aber das Reale hervorbringt und ordnet. Damit „ist im Begriff des quantentheoretischen Zustandes eine eigenartige Ontologie von Potentialitäten, die erst durch Beobachtung zu Fakten werden, enthalten“ (Römer, 2017, S. 87). Wir werden später noch sehen, dass die Quantenphysik in erkenntnistheoretischer Hinsicht fruchtbare Impulse für das Verständnis von AgP liefern kann (s. insb. Kap. 2.3 u. 3.2.6–3.2.8).

Diese exemplarischen Erörterungen der unterschiedlichen Bestimmungen von Realität und Wirklichkeit verdeutlichen, dass es in der Verwendung der Begriffe keinen verbindlichen Konsens gibt. Die Differenzierungen mögen in ihren jeweiligen Kontexten sinnvoll sein, aber jede Unterscheidung hat andere Konsequenzen für eine erkenntnistheoretische Diskussion von AgE. Der kleine Exkurs war notwendig zur begrifflichen Klärung für eine Auseinandersetzung mit dem Konstruktivismus. Um den Boden für einen weltanschaulich neutralen Umgang mit AgE (Kap. 1.1; 1.2) nicht verlassen zu müssen, werden die Termini Realität und Wirklichkeit im Rahmen der vorliegenden Arbeit weiterhin synonym verwendet. Sie sollen unabhängig davon, ob wir wahre Aussagen über ihn machen können oder nicht, einen Gegenstandsbereich bezeichnen, von dem wir annehmen, dass er auch ohne uns existiert. Für die Überzeugungen, die wir bezüglich unserer Beobachtungen und Erfahrungen von der Welt haben, steht der Begriff des Weltbildes, und für die spekulativen und metaphysischen Vorstellungen, die wir uns von der Realität bzw. Wirklichkeit machen, der Begriff der Weltanschauung (Kap. 1.2.3).

Insgesamt ist der Konstruktivismus eine sehr heterogene Strömung mit unterschiedlichen Ansatzpunkten. „Manche von ihnen beschreiben das Individuum oder sogar das einzelne Gehirn als den entscheidenden Produzenten der Wirklichkeit, andere gehen von der deutlich großformatigeren Einheit der Familie oder der Gruppe, der Gesellschaft oder der Kultur aus“ (Pörksen, 2002, S. 14). Im Unterschied zu den Antirealisten, „für die im Konstruktivismus das Subjekt die zentrale Rolle des Konstrukteurs spielt“ (Glaserfeld, 1991, S. 161), gibt es im Neurokonstruktivismus „kein Ich, das die Welt konstruiert und im Gehirn Bilder betrachtet, sondern es existieren nur Konstrukte von Gehirnen. Wir selbst sind Konstrukte“ (Roth, 2002, S. 146). Hier wird die Wirklichkeit durch die physische Realität und nicht durch

einen Beobachter hervorgebracht. Der Beobachter ist nur mehr ein mentales Erzeugnis des materiellen Gehirns.

Auch wenn sich Konstruktivisten einig sind, dass wahrheitsfähige Erkenntnisse über die Realität unmöglich sind, leugnen sie im Allgemeinen nicht die Existenz einer beobachterunabhängigen Realität. „Viele Konstruktivisten halten es für notwendig, die Minimalannahme einer subjektunabhängigen Realität gedanklich zu setzen, um den radikalen Konstruktivismus plausibel formulieren zu können“ (Jacobowitz, 2014, S. 120). Genau so argumentiert zum Beispiel der Neurobiologe Roth:

Natürlich gilt aus der Sicht der Neurophysiologie, dass alles, was ich wahrnehme, von einem Gehirn konstruiert wird, das auch mich selbst, mein eigenes Ich konstruiert. Um eine solche Annahme plausibel zu machen, muss ich die reale Existenz eines Gehirns, das dieses Erleben hervorbringt, annehmen. Deshalb erscheint es mir zwar im Letzten nicht beweisbar, aber doch außerordentlich vernünftig und plausibel, die Existenz einer bewussteinsunabhängigen Außenwelt anzunehmen, zu der auch reale Gehirne gehören. Mit einem Zweifel, der sich auch noch auf das Gehirn und seine Existenz in der Realität bezieht, würde ich mich in Widersprüche verlieren. (2002, S. 144)

Roth, der sich selbst als Konstruktivisten sieht, will einen Vorwurf vermeiden, dem sich Konstruktivisten regelmäßig ausgesetzt sehen, denn der erkenntnistheoretische Antirealismus ist aus Sicht seiner Gegner selbstwidersprüchlich. Wenn er einerseits die Möglichkeit wahrheitsfähiger Aussagen über die Realität leugne, könne er nicht andererseits für sich in Anspruch nehmen, dass seine Prämissen wahr seien:

Sie behaupten, dass wir über die Welt, wie sie an sich ist, nichts wissen könnten. Andererseits gehen sie wie selbstverständlich davon aus, dass Menschen existieren, eine Sprache besitzen und sich Gedanken machen. Es ist nun ziemlich unplausibel, davon auszugehen, Letzteres zu wissen und dann zu argumentieren, wir hätten kein Wissen über die reale Welt. (Gadenne et al., 2006, S. 32)

Allerdings will der Konstruktivismus die Wahrheit von Aussagen nicht wie der Realismus an einer Korrespondenz von Überzeugungen mit Tatsachen einer beobachterunabhängigen Realität festmachen (Kap. 2.1.1). Wahrheitsmaßstab des Konstruktivismus sind die oben zitierten antirealistischen Wahrheitskriterien der Kohärenz, des Konsens und der Verifikation (Demmerling, 2004). Der Konstruktivismus bestreitet zwar nicht den sinnlichen Kontakt mit einer Außenwelt, aber seine Kernaussage lautet im Unterschied zum Realismus, dass Sinnesdaten keine spezifische Bedeutung in sich tragen, sondern diese immer erst vom Beobachter konstruiert wird. Deshalb können wir uns nie auf einen objektiven Bezugspunkt in der Realität berufen, der die Annahme, unsere Überzeugungen seien wahr, rechtfertigen würde.

Aber wenn wir in einer konstruierten Wirklichkeit jenseits der Realität existieren, wieso ist diese subjektive Wirklichkeit dann so widerständig und oft so ganz anders, als wir sie uns

wünschen? Und wie können wir uns, andersherum betrachtet, einer Realität, deren Existenz der Konstruktivismus zwar nicht bestreitet, von der wir aber nichts wissen können, so gut anpassen, dass wir in ihr überleben? Glasersfeld schlägt den Begriff der „Viabilität“ vor: „Er dient dazu, im Bereich der Erfahrungswelt den klassischen philosophischen Wahrheitsbegriff zu ersetzen, der eine exakte Abbildung der Realität annimmt. Ein Organismus ist dann, so möchte ich definieren, viabel, wenn es ihm gelingt, unter den gegebenen Umständen zu überleben“ (2002, S. 52–53). Die Auseinandersetzung zwischen Realismus und Antirealismus kann sich von der Frage, ob wir Zugang zu einer von uns unabhängigen Realität haben, also auch zu einer Kontroverse darüber entwickeln, welcher Wahrheitsbegriff angemessen ist. Wahr bzw. wirklich ist im Konstruktivismus jedenfalls das, was brauchbar ist und sich im Lebensvollzug bewährt. Daneben kann es immer noch weitere und vielleicht bessere Möglichkeiten der Anpassung geben.

2.1.3 Naiver oder direkter Realismus

Ratsuchende, die sich mit ihren AgE an das IGPP wenden, zeichnen sich, insofern sie keine Philosophen oder in der Erkenntnistheorie bewanderte Akademiker sind, durch einen „Common-Sense-Realismus“ aus. Diesen teilen sie mit den meisten Menschen, die in ihrer alltäglichen Bewusstseinsverfassung das, was sie wahrnehmen, in der Regel erst einmal selbstverständlich für wahr halten. Philosophen, die den „naiven Realismus“ auf seine erkenntnistheoretischen Voraussetzungen untersuchen, sprechen von einem *direkten Realismus*:

Wenn mir unter normalen Bedingungen ein Gegenstand rot erscheint, bin ich dann nicht mehr gerechtfertigt zu glauben, dass er rot ist, als dass er blau oder gelb ist? [...] Es ist plausibel zu sagen, dass ich in der Weise, in der der Gegenstand für mich aussieht, einen Grund für die Überzeugung habe, dass er rot ist. [...] Wir erwerben durch die Sinne normalerweise direktes Wissen über physische Gegenstände und Ereignisse. Der Erwerb dieses Wissen [sic] ist direkt, weil er nicht auf anderem Wissen oder anderen Überzeugungen beruht. (Gadonne et al., 2006, S. 42–43)

Der direkte Realismus postuliert, dass wir einen unmittelbaren Zugang zur beobachterunabhängigen Außenwelt haben, das heißt, dass die Gegenstände, die wir wahrnehmen, auch in der Realität so sind, wie sie uns erscheinen. „Der wahrgenommene Apfel ist wirklich rot, da man ihn wahrnimmt und ihn sich nicht bloß einbildet. Wahrnehmungen beziehen sich immer direkt auf ihre Gegenstände und nicht etwa nur auf deren Einwirkungen auf einen (immer potentiell) verzerrenden Filter“ (Gabriel, 2012, S. 310).

In Deutschland stehen Gabriel (2013, 2015, 2016) oder beispielsweise Willaschek (2004, 2014) für einen direkten Realismus. International besonders bekannte und zeitgenössische Vertreter sind McDowell (2009) und Putnam (1999). Letzterer sieht „im Anschluss an den späten Wittgenstein und an William James [...] ein treffendes Bild, daß es uns erlaubt,

unsere alltägliche Erfahrung anzuerkennen und philosophisch ernstzunehmen“ (Raters & Willaschek, 2002, S. 17). Direkte Realisten argumentieren gegen die Vorstellung, dass es zur Wahrnehmung der Außenwelt irgendwelcher vermittelnden Prozesse bedürfe. Für sie gibt es keine Differenz zwischen Realität und Wirklichkeit wie im Konstruktivismus und sie wenden sich insbesondere auch gegen den *indirekten Realismus* (Kap. 2.1.4), der besagt, dass mentale Repräsentationen (ausführlich dazu Kap. 2.2.1) als Bindeglied zwischen unserer Wahrnehmung und den Gegenständen der Außenwelt fungieren. So, wie der Realismus die Gegenposition zum Antirealismus ist, so stehen innerhalb des Realismus der direkte und der indirekte Realismus in Opposition.

Direkte Realisten halten indirekten Realisten entgegen, dass mentale Repräsentationen „keine Gegenstände einer unmittelbaren (inneren oder äußeren) Beobachtung, sondern ‚theoretische Entitäten‘, die im Rahmen einer Theorie postuliert werden, um etwas Bestimmtes zu erklären“ (Gadenne et al., 2006, S. 36), sind. Auch wenn wir unsere volle Aufmerksamkeit introspektiv auf die Erscheinung eines Apfels richten, würden wir niemals repräsentationale Eigenschaften, sondern immer nur den Apfel sehen. Metzinger hält dem entgegen, dass wir mentale Repräsentationen sehr wohl als Repräsentationen erleben können, nämlich dann, wenn sie ihre phänomenale Transparenz verlieren:

Bewusstsein ohne naiven Realismus existiert tatsächlich. Es tritt immer dann auf, wenn wir uns [...] des Konstruktionsvorganges selbst bewusst werden [...]. Und genau das passiert in verschiedenen Situationen – zum Beispiel bei visuellen Halluzinationen, in denen der Patient sich der Tatsache bewusst ist, dass er halluziniert, oder auch bei ganz gewöhnlichen optischen Täuschungen, bei denen wir uns plötzlich bewusst werden, dass wir nicht in unmittelbarem Kontakt zur Wirklichkeit stehen. (2014, S. 77–78)

Des Weiteren führen direkte Realisten ein Argument gegen den Repräsentationalismus an, welches wir bereits im Zusammenhang mit dem Konstruktivismus kennengelernt haben. Für den Realismus gilt, „dass es von der Beschaffenheit der Welt abhängt, welche Gedanken über die Welt wahr sind“ (Esfeld, 2004, S. 85) und so kommt ihres Erachtens auch der indirekte Realismus nicht um einen unmittelbaren Bezug zur Realität herum, wenn er die Existenz mentaler Repräsentationen behaupten will. Der mentale Glaubenszustand, einen Apfel zu sehen, existiert unabhängig davon, ob es sich um einen halluzinierten oder einen realen Apfel handelt, aber die Wahr- oder Falschheit dieser Überzeugung hängt gleichermaßen von der beobachterunabhängigen Realität ab: „Wir können keine rechtfertigbaren empirischen Aussagen tätigen, die auf Bezugsgegenstände referieren, die *per definitionem* außerhalb des Bereichs unserer phänomenalen Erscheinungen liegen sollen. Der repräsentationale Realismus führt sich somit selbst *ad absurdum*“ (Gadenne et al., 2006, S. 37).

Allerdings hat ausgerechnet der direkte Realismus erhebliche Probleme mit dem Grundsatz des Realismus (Kap. 2.1.1), nach dem nur eine Beschreibung der Realität richtig sein kann.

Wie soll das Postulat einer unmittelbaren Erkenntnis der Realität unter dieser Voraussetzung damit vereinbar sein, dass uns ein und dieselben Gegenstände, die wir in der Außenwelt wahrnehmen, in unterschiedlicher Weise erscheinen können? Gabriel illustriert das Problem:

Wenn wir einen Apfel im Sinne des direkten Realismus wahrnehmen, bleibt keine Lücke mehr übrig. Der Apfel wäre nur noch ein Apfel. Doch er ist noch vieles mehr (ein Atomhaufen, zitternde Strings oder was auch immer). [...] Wir können die Gegenstände aber weder darauf einschränken, wie sie uns erscheinen (da der Mond sonst kleiner wäre als ein Straßenschild, das ihn „verdeckt“), noch die uns erscheinenden Dinge darauf einschränken, wie sie der Physik erscheinen (denn dann gäbe es gar keinen Mond und allemal keine Straßenschilder). Aus der Faktivität von Wahrnehmung folgt nicht, daß die Gegenstände nur das sind, als was sie wahrgenommen werden, da sich verschiedene faktive Einstellungen auf denselben Gegenstand beziehen können. (Gabriel, 2012, S. 310–311)

Das Problem unterschiedlicher Erscheinungsweisen und damit verbundener Täuschungen glaubt Gabriel (2015) mit seinem „Neuen Realismus“ zu überwinden. Wie beim direkten Realismus geht er davon aus, dass wir die Dinge unmittelbar erkennen können. Sie existieren seines Erachtens aber nicht nur in *einer* Weise, sondern in mannigfaltigen Sinnfeldern, weshalb es auch viele wahre Beschreibungen eines Gegenstandes geben kann. Mit Sinnfeldern, in denen Gegenstände erscheinen, meint Gabriel wohlgerne keine mentalen oder sozialen Konstrukte. Sinnfelder sind für ihn ontologische Bereiche, die unabhängig von unseren Überzeugungen real sind (Kap. 1.2.1). Das heißt aber trotzdem nicht, dass wir uns über sie als reale Gegenstände nicht irren könnten:

Die Frage ist immer, um welches Sinnfeld es geht, und darin täuschen wir uns häufig. Hexenverfolgende Institutionen haben ihre Einbildungen mit Frauen verwechselt, die sich in Europa aufhalten. Doch keine Frau, die sich je in Europa oder sonst wo aufgehalten hat, war eine (magiebegabte) Hexe. Hexen existierten demnach immer nur in der Einbildung ihrer Verfolger. Doch sie existierten niemals auf der Erde. Im Sinnfeld „Erde“ erscheinen keine Hexen, im Sinnfeld „Vorstellungen frühneuzeitlicher Hexenjäger“ schon. (2013, S. 118)

Indem er die Möglichkeit von Irrtümern und Halluzinationen mit Sinnfeldern statt mit mentalen Repräsentationen begründet, kann Gabriel das klassische Problem des direkten Realismus trotzdem nicht überzeugender lösen als der indirekte Realismus: Bei Letzterem können wir uns täuschen, weil unser Zugang zur Welt auf epistemischen Bindegliedern beruht. Beim Neuen Realismus können wir uns täuschen, weil es nicht *die* eine Welt, sondern mannigfaltige Sinnfelder gibt. Dabei bleibt aber völlig unklar, wieso Gegenstände überhaupt in falschen Sinnfeldern wahrgenommen werden können, und es wird zur Glaubenssache, ob sie tatsächlich in den Sinnfeldern existieren, in denen wir sie verorten. Mithin hängt der zugebilligte Realitätsstatus, man denke insbesondere an AgE, mehr von den Glaubensüberzeugungen der Beobachter ab als von den Sinnfeldern: „Wir glauben doch auch nicht ernsthaft an Geis-

ter, die beliebig gegen die Naturgesetze verstoßen können und unerkennbar um uns herum-schwirren. (Nun, die meisten von uns tun das nicht)“, so Gabriel (2013, S. 16).

2.1.4 Realismus und Repräsentation

Indirekte Realisten lehnen den direkten Realismus ab, weil er in ihren Augen die Wahrnehmungsforschung ignoriert:

Nach dieser hängt das Ergebnis eines Wahrnehmungsprozesses nicht nur von der empfangenen sensorischen Information ab, sondern von vielen weiteren Faktoren, unter anderem von Gedächtnisinhalten und Erwartungen. In diesem Sinne ist Wahrnehmung eher indirekt und konstruktiv, als direkt. [...] Die Philosophie kann nicht einfach ignorieren, dass das Zustandekommen einer Wahrnehmung einen kausalen Einfluss des Gegenstandes auf die Sinnesrezeptoren sowie gewisse Gehirnprozesse erfordert. (Gadenne et al., 2006, S. 38)

Angesichts der Einwände, die sich sowohl gegen den Antirealismus als auch gegen den direkten Realismus vorbringen lassen, erscheint der indirekte Realismus als ein Kompromiss. Ohne das Konzept der mentalen Repräsentation wären insbesondere die verschiedenen unter den Basiskonzepten (Kap. 1.5) diskutierten Theorien zur Informationsverarbeitung (Epstein, 1990; 2014; Grawe, 2000; Kuhl, 2001; Teasdale & Barnard, 1993) bei AgE nicht denkbar. Die Unterscheidung zwischen einem experientiellen und einem rationalen System impliziert unterschiedliche Formen der mentalen Repräsentation von Information. Die Rede von Realitätsprüfungsdefiziten (Irwin, 2009) würde sowohl bei einem Antirealismus als auch bei einem direkten Realismus keinen Sinn machen.

Der indirekte Realismus ist insoweit konstruktivistisch, als er zugesteht, dass unsere phänomenale Erlebniswirklichkeit keinen unmittelbaren Kontakt zur Realität hat: Wenn wir einen Apfel sehen, nehmen wir nicht den Apfel an sich, sondern ein mentales „Apfel-Konstrukt“ wahr. Und da uns Fehlwahrnehmungen phänomenal genauso wie korrekte Wahrnehmungen erscheinen, folgern indirekte Realisten, dass alle unsere Wahrnehmungen auf mentalen Repräsentationen beruhen:

Weil aus der Innenperspektive nicht zu unterscheiden ist, ob man sich eine Orange nur vorstellt oder tatsächlich eine Orange sieht, ist es plausibel anzunehmen, dass das Sehen einer Orange im Sehen einer Vorstellung von ihr besteht. Selbst in der veridischen Wahrnehmung einer Orange ist man sich nur eines Sinnesdatums direkt bewusst. Der einzige Unterschied zwischen der veridischen und der halluzinatorischen Wahrnehmung besteht darin, dass im ersten Fall das Orangen-Sinnesdatum durch eine wirkliche Orange verursacht ist. [...] Wir irren also, wenn wir glauben, makroskopische Gegenstände direkt zu sehen. Tatsächlich sehen wir diese Gegenstände, indem wir etwas anderes sehen. Direkt sehen wir nur Sinnesdaten. (Bernecker, 2009, S. 158)

In der Philosophiegeschichte hat der Begriff der Repräsentation eine lange Tradition mit verschiedenen Bedeutungsfacetten. Der Begriff brachte ab dem 17. Jahrhundert im Rationalismus und Empirismus die Vorstellung zum Ausdruck, der „menschliche Geist enthalte – als unmittelbare Objekte seiner Betätigungen – Ideen, und geistiger Bezug auf die außergeistige Welt sei durch den repräsentationalen Bezug dieser Ideen vermittelt“ (Strube, 1996, S. 494). Der indirekte Realismus setzte sich zunehmend gegen den direkten Realismus durch und die Gegenstände der Wahrnehmung wurden nicht mehr als unmittelbare Gegebenheiten der Außenwelt, sondern als mentale Repräsentationen verstanden (Bernecker, 2009). Im 17. Jahrhundert nannten Descartes und Locke die epistemischen Bindeglieder „Vorstellungen“, im 18. Jahrhundert hießen sie bei Berkeley und Hume „Sinneseindrücke“ und im 20. Jahrhundert „Sinnesdaten“ bei Russell (1914) und Moore (1914) oder „Perzepte“ bei Firth (1949).

Laut dem historischen Wörterbuch der Philosophie (Ritter et al., 2004, S. 831) wurde mentale Repräsentation ab der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts „zu einem Schlüsselbegriff in der psychologischen und philosophischen Theorienbildung – und zwar besonders in den kognitiven Wissenschaften und der Analytischen Philosophie des Geistes“. Während der Blütezeit des Behaviorismus spielten repräsentationalistische Theorien in der Psychologie zunächst allerdings kaum eine Rolle. Das hatte mit dem ursprünglichen Dualismus der Repräsentationstheorien zu tun. „Insofern stellt der Dualismus ein Problem dar, als es schwierig wird, zu erklären wie (externe) materielle Entitäten auf die (internen) geistigen Ideen einwirken bzw. diese erzeugen können. Mit dem Aufkommen des Behaviorismus schien der Repräsentationalismus widerlegt zu sein“ (Wolf, 2007, S. 25–26).

Mit der Herausbildung der modernen Kognitionswissenschaft wurde das Konzept der Repräsentation in einem neuen Gewande dann allerdings sehr populär, um Informationsprozesse und deren semantischen Gehalt innerhalb des mentalen Systems, das vormals als „Blackbox“ erachtet wurde, modellieren zu können. „Der entscheidende Unterschied der modernen Repräsentationstheorien im Vergleich zu den traditionellen besteht in der Vermeidung des Dualismus“, denn sie gehen „von internen mentalen Repräsentationen aus, die als physisch realisierte Datenstrukturen materielle Entitäten sind“ (Wolf, 2007, S. 26–27).

Ein Konsens über mentale Repräsentation besteht heute weitgehend darin, „daß sie ein reales, externes, aber in Denken, Sprache und Bild nicht *wie* in seiner externen Realität/Materialität präsent ‚Etwas‘ durch Akte des Bewußtseins ‚präsent macht‘“ (Sandkühler, 1999, S. 1384). Mentale Repräsentation impliziert, dass wir die Welt nicht einfach so wahrnehmen, wie sie ist, sondern dass ihr in unserer Wahrnehmung etwas verliehen wird, was sie unabhängig von uns nicht hat, und dass Repräsentationen, „im Unterschied zu äußeren, physischen Gegenständen, dann und nur dann existieren, wenn sie wahrgenommen werden“ (Gadenne

et al., 2006, S. 34). Zeitgenössische Vertreter unterschiedlicher Varianten eines indirekten Realismus sind zum Beispiel Fodor (1979), Dretske (2000) oder eben auch Metzinger (1999, 2003, 2014), der die gegenwärtige Rolle des Repräsentationsbegriffs folgendermaßen beschreibt:

Heute gibt es einen jahrhundertalten Begriff aus der Philosophie, der wieder hoch im Kurs steht, weil er die wahrscheinlich wichtigste Brücke zur Hirnforschung, zur Kognitionswissenschaft und zur Künstliche-Intelligenz-Forschung bildet. Fast alle Wissenschaftler, die den menschlichen Geist erforschen, sprechen von „Repräsentation“ – im Gehirn, im Geist oder auch in einem Roboter. „Repräsentation“ meint vor allem die Fähigkeit, die Außenwelt bzw. das, was man wahrnimmt, im Geiste gleichsam widerzuspiegeln und darzustellen, indem man sich eine innere Vorstellung davon macht. [...] Repräsentieren ist Wahrnehmen und Denken, und es kann manchmal (wie beim Gedächtnis) auch bedeuten, dass man etwas Vergangenes wieder in die Gegenwart zurückholt, indem man es gewissermaßen auf der inneren Bühne des Bewusstseins wieder „präsent“ macht. (2014, S. 20)

Bevor wir ausführlich auf Metzingers eigene Theorie eingehen (Kap. 2.2), darf trotz der Plausibilität und des Erklärungswertes des Paradigmas der mentalen Repräsentation nicht unterschlagen werden, dass „repräsentationalistische Analysen phänomenaler Zustände mit einer ganzen Reihe von Problemen konfrontiert sind, deren Lösungen keineswegs auf der Hand liegen“ (Beckermann, 2008, S. 453). So stellt sich die Frage, wie der Begriff des Mentalen im Verhältnis zu Bewusstsein bestimmt ist. Als „mental“ werden wir mit Pauen (2001) „alle diejenigen Prozesse bezeichnen, die zumindest *potenziell* bewusst werden können. Dieser Begriff ist also umfassender: Alle Bewusstseinszustände sind mentale Zustände, aber nicht alle mentalen Zustände sind bewusst“ (S. 25). Vor diesem Hintergrund definiert Pauen das Konzept der mentalen Repräsentation anhand der folgenden hier wörtlich wiedergegebenen Punkte (S. 223):

1. „Eine mentale Repräsentation basiert auf einer asymmetrischen Beziehung zwischen einem mentalen Zustand (dem Repräsentanten) und einem davon unterschiedenen Sachverhalt (dem Repräsentandum).“
2. „Die Beziehung folgt einer Regel, die unter anderem festlegt, wie bestimmte Eigenschaften des repräsentierten Sachverhaltes durch Eigenschaften des mentalen Zustands abgebildet werden.“
3. „Aufgrund dieser Beziehung kann der mentale Zustand Informationen über den Sachverhalt enthalten und diesen in den kognitiven Operationen des mentalen Systems vertreten.“
4. „Physikalistischen Theorien zufolge besteht eine systematische Beziehung zwischen semantischen und physischen Eigenschaften mentaler Repräsentationen.“

Pauens vierter Punkt in der Auflistung verdient besondere Beachtung, denn mentale Repräsentationen haben eine Gerichtetheit, indem sie auf die von ihnen repräsentierten Objekte

verweisen: „Was uns als geistige Wesen von bloßen physikalischen Gegenständen oder einfachen Organismen unterscheidet, ist die kaum bezweifelbare Tatsache, daß einige unserer inneren Zustände über sich selbst hinaus verweisen indem [sic] sie eine Bedeutung besitzen“ (Metzinger, 1999, S. 17). Diese Eigenschaft, durch die sich Mentales wesentlich von Materiellem unterscheidet, wurde von Brentano (1874) als *Intentionalität* bezeichnet. Intentionalität wurde durch Brentanos Schüler Husserl zu einem zentralen Konzept. Husserl spricht von einer unauflösbaren Korrelation zwischen „Noesis“ (gr. νόησις: Akt des Denkens oder Erkennens) und „Noema“ (gr. νόημα: Denk- oder Erkenntnisinhalt). Noesis bezeichnet eine Bewusstseinstätigkeit (Denken, Wahrnehmen, Erinnern, Glauben, Wollen, Fürchten usw.) und Noema deren Inhalt bzw. Gegenstand (das Gedachte, Wahrgenommene, Erinnernte, Gegläubte, Gewollte, Gefürchtete etc.). So ist beim Sehen eines Apfels, das Sehen die Noesis und der Apfel das Noema. Das Gleiche gilt, wenn man sich einen Apfel nur vorstellt, dann ist das Fantasieren die Noesis und der fantasierte Apfel das Noema. Das zentrale Postulat der Phänomenologie besteht darin, dass Bewusstsein immer auf etwas gerichtet ist und somit immer Bewusstsein „von etwas“ ist. Das heißt, dass sich alle Aktivitäten des Bewusstseins in Dassätzen formulieren lassen, zum Beispiel: „Ich hoffe, dass ich bald fertig mit dieser Arbeit bin.“ Intentionalität ist aber, anders als von Brentano behauptet, kein universelles Merkmal, das allen mentalen Zuständen zugeschrieben werden kann. Insbesondere „bei Stimmungen kann die geforderte Bezugnahme fehlen: Ich muss nicht über etwas melancholisch sein, meine freudige Stimmung muss sich nicht auf einen konkreten Anlass beziehen“ (Pauen, 2001, S. 23). Schon Husserl hatte als Brentanos Schüler darauf hingewiesen, und heute wird „zwischen paradigmatisch *intentionalen* geistigen Phänomenen wie Meinungen und Wünschen einerseits und *qualitativen* geistigen Phänomenen wie Empfindungen oder Stimmungen andererseits unterschieden“ (Schlicht, 2008, S. 60).

Intentionalität wird häufig als Argument für eine Grundverschiedenheit von psychischen und physischen Gegebenheiten angeführt. Für Naturalisten, die weder den Bereich des Intentionalen leugnen noch den Physikalismus aufgeben wollen, stellt sie bis zum heutigen Tage ein ungelöstes Problem dar. Gerade weil Intentionalität auf Dinge gerichtet sein kann, deren beobachterunabhängige Existenz angezweifelt wird, zum Beispiel Geister, werden Bewusstseinszustände mit dem Konzept der mentalen Repräsentation erklärt. Das ist aber nicht zwingend notwendig, denn auch wenn alle intentionalen Zustände einen Gehalt oder Gegenstand haben, sei er gewöhnlich oder außergewöhnlich, muss dieser nicht unabhängig von der Person, die ihn wahrnimmt, existieren. „Der Ausdruck ‚intentionaler Gegenstand‘ bezeichnet somit keine mysteriöse Entität, sondern liefert einfach eine Antwort auf die Frage, wovon mein geistiger Zustand handelt“ (Schlicht, 2008, S. 59).

Mentale Repräsentation ist traditionell mit einem psychophysischen Dualismus verknüpft, bei dem ungeklärt bleibt, wie es *überhaupt* möglich ist, dass Gegenstände der Außenwelt zu

Inhalten von Bewusstsein werden. Wenn repräsentationalistische Theorien den Dualismus auflösen wollen, dann müssen sie einen direkten Zusammenhang von Kausalität und Information herstellen können. Einen besonderen Angriffspunkt finden Kritiker des Repräsentationalismus genau in dieser Kausalitätsannahme. „Das zentrale Problem dieses Ansatzes ergibt sich daraus, dass die fraglichen Repräsentationen auch in Abwesenheit der „adäquaten“ Ursachen auftreten können: Gedanken an Kühe können nämlich auch von Katzen verursacht werden. In diesem Fall lässt sich der Informationsgehalt nicht mehr aus der Kausalbeziehung ableiten“ (Pauen, 2001, S. 226).

Ein paradigmatisches Beispiel für den Widerspruch ist das Farbsehen. Wenn wir Demmerlings Definition des Realismus zugrunde legen (Kap. 2.1.1), dass nur eine Beschreibung der Welt richtig sein kann, müssten wir bei einer kausalen Beziehung zwischen einem roten Apfel und unserer Wahrnehmung davon ausgehen, dass die Oberfläche des betrachteten Apfels Licht mit bestimmten Wellenlängen reflektiert und uns eben diese Reflexion als Rote erscheint. Auf der einen Seite haben wir eine physikalische Reizgrundlage, auf der anderen Seite das phänomenale Erleben bzw. die mentale Repräsentation von Rot. Aber so einfach ist es nicht. Es gibt keine eindeutige Beziehung zwischen der mentalen Repräsentation von Farben und ihrer physikalischen Grundlage, denn jede wahrgenommene Farbe „kann durch unendlich viele verschiedene Mischungen von Licht mit unterschiedlichen Wellenlängen realisiert sein“ (Blume, 2004, S. 107). Wenn verschiedene physikalische Stimuli dieselbe Farbwahrnehmung erzeugen, ist das unvereinbar mit der Annahme, dass mentale Repräsentationen ihre Ursachen abbilden, „weil die unterschiedlichen Reflektanzspektren, die in uns dieselben Farbeindrücke auslösen, keine physikalischen und auch keine funktionalen Gemeinsamkeiten haben – es ist z. B. nicht so, dass alle roten Dinge essbar wären und alle grünen Dinge giftig“ (Beckermann, 2008, S. 453). Unser Zugang zur Welt wäre demnach durch Repräsentationen vermittelt, die identisch sein können, obwohl die Gegenstände, auf die sie sich beziehen, in Wirklichkeit ganz unterschiedliche Eigenschaften haben. Während der direkte Realismus nicht schlüssig erklären kann, wieso ein und derselbe Gegenstand unterschiedlich erscheinen kann, kann der indirekte Realismus unter der Voraussetzung einer Kausalbeziehung zwischen den realen Gegenständen und ihren mentalen Repräsentationen nicht erklären, wieso unterschiedliche Gegenstände wie ein und derselbe erscheinen können. Während der Antirealismus sich mit der Leugnung eines wahrheitsfähigen Zugangs zur Realität selbst die Grundlage entzieht, hat also auch der Realismus mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Unabhängig davon, ob er den Beobachter bzw. das mentale System direkt oder indirekt mit der beobachterunabhängigen Realität ins Verhältnis setzt, stößt er ebenfalls auf Inkonsistenzen, die prinzipiell unüberwindbar sein könnten.

Nach längerer Vorherrschaft des Paradigmas der mentalen Repräsentation habe sich laut Bernecker (2009) „heutzutage das Blatt wieder einmal gewendet. Obgleich es nach wie vor

einige Vertreter des indirekten Realismus gibt, gehört die überwiegende Mehrzahl der zeitgenössischen Theorien der Wahrnehmung dem Lager des direkten Realismus an“ (2009, S. 157). Dieses Statement steht in krassem Widerspruch zur gegenwärtigen Ausrichtung der empirischen Wissenschaften und dem Naturalismus der Psychologie und Kognitionsforschung und kann sich daher nur auf die Philosophie beziehen. Aus Sicht der modernen Physik, die zeigt, dass die materielle Wirklichkeit ein nichtdeterministisches Fundament hat, erscheint wiederum „das Weltverständnis vieler praktizierender Naturwissenschaftler, besonders wenn sie sich zu einer strengen Form des Naturalismus bekennen, mehr oder weniger bewusst und ausdrücklich von einem naiven Realismus durchtränkt zu sein“ (Römer, 2017, S. 81).

Wir werden uns später noch kritisch mit der „Naivität“ des gängigen Naturalismus in physikalisch-reduktionistischer Couleur beschäftigen. Zunächst bleiben wir aber beim indirekten Realismus und vertiefen diesen Zugang mit Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation.

2.2 Phänomenales Realitätsmodell

Bislang wurde mentale Repräsentation in Bezug auf die Wahrnehmung der Welt erörtert. Das ist so, weil traditionelle Erkenntnistheorien die Realität des Beobachters nicht infrage stellten, sondern nur den Zugang zur Welt. Im Sinne des kartesischen „Ich denke, also bin ich“ wurde die Selbsterfahrung als etwas Selbstverständliches aufgefasst. In Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation ist jedoch nicht nur die wahrgenommene Welt mentale Repräsentation, sondern auch das Selbst, das danach fragt, ob und wie es mit der Welt in Kontakt steht. Metzinger argumentiert auf einer naturalistischen Grundlage, dass es im Unterschied zu einer physischen Welt gar kein Selbst gibt. Das, was als psychisches Selbst erlebt wird, sei ein Konglomerat von physischen Eigenzuständen, die der Organismus in einem mentalen System abbildet.

Wir interessieren uns im Folgenden vornehmlich für die phänomenologischen Implikationen dieser Theorie, denn sie bietet uns eine hervorragende Basis für ein System zur Klassifikation von AgE, das noch ausführlich behandelt wird (Kap. 4). Dabei müssen wir nicht einmal das naturalistische Paradigma übernehmen, denn die gewonnenen Erkenntnisse können alternativ auch mit einer anderen Ontologie interpretiert werden (Kap. 3.4.6).

2.2.1 Selbstmodell und Weltmodell

Aus Metzingers (1999, 2003) naturalistischer Sicht ist die Unterscheidung von Selbst und Welt rein epistemisch. Erstens gaukelt uns unser mentales System einen unmittelbaren Kon-

takt mit der Außenwelt mittels eines *phänomenalen Weltmodells* vor. Zweitens beruht im Unterschied zum klassischen Repräsentationalismus auch unser Ich- bzw. Selbsterleben auf mentalen Repräsentationen. Nach Metzingers (2000) „Selbstmodell-Theorie der Subjektivität“ bündelt und repräsentiert das mentale System physische Eigenzustände des menschlichen Organismus in einem *phänomenalen Selbstmodell*. Beide Modelle sind Submodelle eines umfassenden *phänomenalen Realitätsmodells*, das es dem menschlichen Organismus ermöglicht, zwischen sich und seiner Umwelt zu unterscheiden und Wechselwirkungen mit ihr für sich selbst darzustellen: „Repräsentationale Gesamtzustände werden durch die Gesamtheit aller zu einem gegebenen Zeitpunkt bewußt erlebten mentalen Modelle gebildet. Sie bestehen aus dem aktuellen Weltmodell und dem aktuellen Selbstmodell und bilden das gegenwärtige *Realitätsmodell* des Systems“ (Metzinger, 1999, S. 62; Fußnote).

Während die Repräsentation eines Gegenstandes der Außenwelt in der Regel auf einen vergleichbaren externen Gegenstand verweist, liegt unserer Erste-Person-Perspektive, im Unterschied zu einem wahrgenommenen Baum, kein „Ich“ zugrunde. In naturalistischer Auslegung ist das, was wir als Ich oder Selbst bezeichnen, nur ein Konglomerat physischer Zustände und daher müssen wir uns auch laut Grawe „von der Vorstellung verabschieden, dass das, was wir als Ich erleben, das zentrale Steuerungsorgan unseres Lebens und Seelenlebens ist. Unser Ich-Erleben ist eine Erlebnisqualität wie der Geschmack von Zitronenlimonade. Dieser ist eine emergente Qualität aus der gleichzeitigen Reizung von Süß- und Sauerrezeptoren“ (Grawe, 2000). Das Selbst ist eine mentale Konstruktion ohne vergleichbares Repräsentandum. Wir täuschen uns so gesehen nicht nur in einem naiven Realismus über unser Verhältnis zur Welt, sondern vor allem auch über unsere eigene Natur:

Wir selbst sind Systeme, die nicht in der Lage sind, ihr eigenes subsymbolisches Selbstmodell *als* Selbstmodell zu erkennen. Deshalb operieren wir unter den Bedingungen eines „naiv-realistischen Selbstmissverständnisses“: Wir erleben uns selbst als [sic] wären wir in direktem und unmittelbarem epistemischen Kontakt mit uns selbst. Und auf diese Weise entsteht – das ist der Kern der Selbstmodelltheorie – erstmals ein basales „Ichgefühl“, ein für das betreffende System unhintergebares phänomenales Selbst. (Metzinger, 2000, S. 332)

Die Differenzierung zwischen sich selbst und der Umwelt ist dem Organismus laut Metzinger (1999) möglich, weil physische Zustände, die durch externe Reizquellen stimuliert werden, an andere physiologische Prozesse gekoppelt sind, als jene, die ohne Reizung der Sinnesorgane erzeugt werden. Darauf beruht zum Beispiel die Unterscheidung zwischen der Berührung einer heißen Herdplatte, die als Ereignis im Weltmodell lokalisiert ist, und der ausgelösten reaktiven Prozesse, die dann in Form von Schmerz im Selbstmodell lokalisiert sind. Entsprechend kann der Mensch subjektive Vorstellungen und Fantasien als seine Eigenzustände von der Wahrnehmung objektiver Gegebenheiten und Ereignisse in der Außen-

welt unterscheiden. Auch die Differenzierung einer äußerlich wahrgenommenen Atmosphäre und deren Niederschlag in der eigenen Stimmung lässt sich so verstehen. Auf phänomenaler Ebene erleben wir recht zuverlässige strukturelle Korrelationen zwischen unserem Körper bzw. seinen Sinnesorganen und unseren inneren Regungen und sinnlichen Wahrnehmungen. Die deutsche Sprache hat den Vorteil, dass sie begrifflich eine Unterscheidung zwischen einem gespürten „Leib“ im Selbstmodell und einem physischen „Körper“ im Weltmodell erlaubt. „*Leiblichkeit* bezeichnet die lebendige, dynamische Erfahrung des Körpers, dessen Lebensstrom in inneren, lebendigen Gefühlen oder Wahrnehmungen erfahr- oder lokalisierbar ist“ (Shusterman, 2011, S. 541). Der Phänomenologe Schmitz differenziert sehr anschaulich zwischen Leib und Körper:

Wenn ich vom Leib spreche, denke ich nicht an den menschlichen oder tierischen Körper, den man besichtigen und betasten kann, sondern an das, was man in dessen Gegend von sich spürt, ohne über ein „Sinnesorgan“ wie Auge oder Hand zu verfügen, das man zum Zweck dieses Spürens willkürlich einsetzen könnte. Das so Gespürte bezeichne ich als leibliche Regung; es kann die Grenzen des sicht- und tastbaren Körpers überschreiten, wie im Fall der Phantomglieder der Amputierten. Schmerz, Hunger, Durst, Schreck, Wollust, Frische, Mattigkeit, Behagen, Ein- und Ausatmen sind Beispiele leiblicher Regungen, die am eigenen Leib gespürt werden. (1995, S. 115)

In Abbildung 1 sind psychophysische Korrespondenzen zwischen Selbst und Welt dargestellt, auf die wir unten (Kap. 2.2.2) noch ausführlicher eingehen werden.

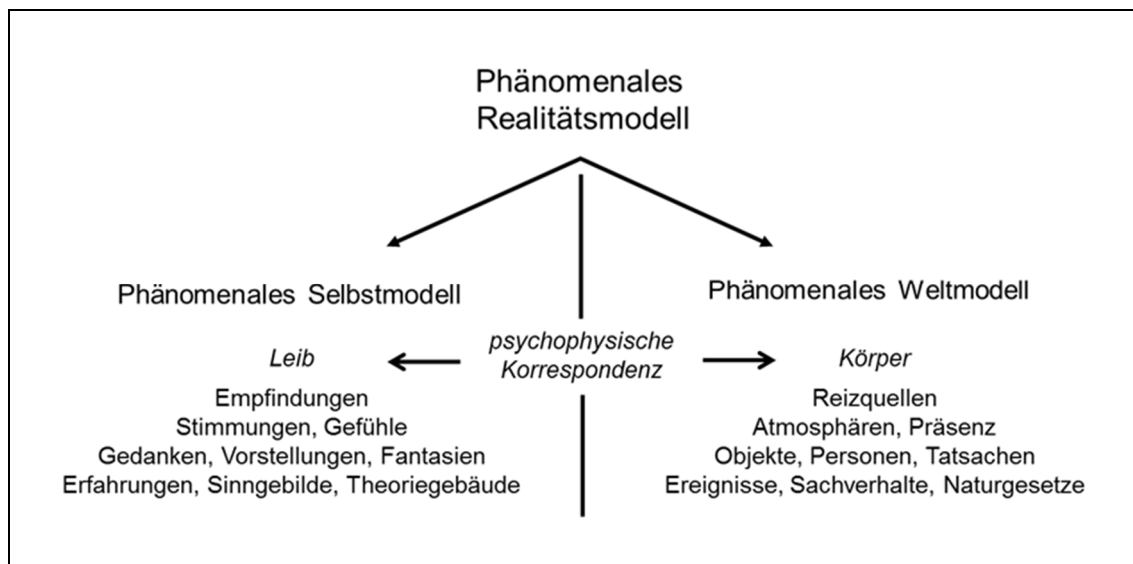


Abb. 1: Mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell

Die Bestimmung des Welt- und Selbstmodells als Komponenten eines phänomenalen Realitätsmodells ist die theoretische Voraussetzung für das phänomenologische AgE-Klassifikationssystem, das wir später einführen werden (Kap. 4). Im Folgenden wird vom phänome-

nen Realitätsmodell gesprochen, wenn der globale Repräsentationsraum des mentalen Systems gemeint ist, mit dem überhaupt erst die subjektive Perspektive und damit auch die von ihr unterschiedene Welt erzeugt wird:

Mit der Aktivierung eines Selbstmodells innerhalb eines Repräsentationen konstruierenden Systems werden innere Erfahrung und Introspektion überhaupt erst möglich. Aus einem Realitätsmodell wird nun ein zentriertes Realitätsmodell und dadurch entsteht überhaupt erst subjektives Bewusstsein in der uns bekannten Form. [...] Der durch das System geöffnete Repräsentationsraum wird sozusagen um die „Dimensionen“ Ich und Welt, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit erweitert – sein Auflösungsvermögen steigt an. Introspektion wird nun möglich, weil es erstmalig innere und äußere Zustände gibt. (Metzinger, 1999, S. 166)

Sogar die feste Überzeugung, dass es sich bei dem, was wir wahrnehmen, nicht um die unmittelbare Wirklichkeit handelt, kann uns nicht aus dem naiven Realismus unseres unmittelbaren Erlebens herausführen: „Man kann sich nicht einfach aus dem phänomenalen Modell der Wirklichkeit ‚hinausdenken‘, indem man seine Meinungen über dieses Modell ändert. Die Transparenz phänomenaler Repräsentationen ist kognitiv nicht penetrabel“ (Metzinger, 2000, S. 331).

2.2.2 Psychophysische Korrelationen

Die Separation zwischen Selbst und Welt ist unserem phänomenalen Erleben vorgegeben. An die Repräsentationen in beiden Submodellen des phänomenalen Realitätsmodells knüpfen sich jeweils unterschiedliche Eigenschaften. Das Selbstmodell besitzt drei wesentliche phänomenale Qualitäten höherer Ordnung (Metzinger, 2000, S. 319–320): Erstens weisen die Bewusstseinsinhalte den Aspekt der „Meinigkeit“ auf, das heißt, Gedanken, Gefühle und Willensakte werden immer als die eigenen erlebt. Zweitens vermittelt ein präreflexives „Ichgefühl“ eine immer schon vorhandene „Selbstvertrautheit“. Drittens zentriert das Selbstmodell den gesamten Bewusstseinsraum auf die Erste-Person-Perspektive, sodass sich die ganze Welt quasi um das Subjekt dreht. Das Selbstmodell ist ein privater Raum, in dem wir alles Mögliche denken und fantasieren, und von dem wir erwarten, dass niemand Zugang zu ihm hat, denn im Allgemeinen schließen wir Telepathie aus. Repräsentationen im Weltmodell verweisen hingegen auf objektiv und physisch vorhandene Sachverhalte, die im Prinzip für jedermann erkennbar sind und die Gesetzmäßigkeiten wie Kausalität und Gravitation unterliegen. Abweichungen von Realitätsüberzeugungen, die das Selbstmodell und Weltmodell betreffen, werden als AgE bezeichnet (Kap. 1.1.5).

Wie korrespondieren die separierten Modelle? Wie kann jemand beispielsweise, wenn er den Wunsch dazu im Selbstmodell verspürt, seinen Arm im Weltmodell bewegen? Damit sind wir beim Problem des ontologischen Dualismus:

Aus heutiger Perspektive erscheint er jedoch als eine unhaltbare Position; und das aus einer Reihe von Gründen. Einer dieser Gründe ist zum Beispiel das *Prinzip der kausalen Geschlossenheit der physikalischen Welt*. Um ernsthaft an einer Wechselwirkungstheorie zwischen Mentalem und Physischem im Menschen festhalten zu können, müßten wir annehmen, daß im menschlichen Gehirn nicht physikalische Ursachen und Wirkungen zu beobachten sind. Tatsächlich werden solche Thesen auch heute noch von Philosophen vertreten. Sie kollidieren jedoch mit unseren besten, empirisch fundierten Theorien über die physikalische Welt: Es gibt einfach keinen Grund zu der Annahme, daß ausgerechnet im menschlichen Gehirn der Energieerhaltungssatz verletzt sein sollte. (Metzinger, 1999, S. 19)

Die klassische Leib-Seele-Frage stellt sich für Metzinger nicht, denn das phänomenale Erleben eines Selbst und einer Welt beruht nach seiner Theorie der mentalen Repräsentation auf Repräsentaten, die ihre gemeinsame Grundlage in physischen Zuständen haben. Sie sind alle im Organismus verwurzelt und unterscheiden sich qualitativ lediglich danach, ob sie external angeregt oder internal erzeugt wurden. Es gibt keinen Geist, der mit Materie interagiert, sondern einen Organismus, der sich und seinen Kontakt mit der Umwelt *für sich selbst* mental repräsentiert. Selbst und Welt interagieren nicht kausal, es sind Modelle, die physische Wechselwirkungen als Korrelationen im phänomenalen Realitätsmodell abbilden. Ein physischer Prozess, der eine Handlung verursacht, wird mit dem Gefühl der Meinigkeit im Selbstmodell repräsentiert und die damit verknüpfte körperliche Aktivität im Weltmodell. Das ist nach Metzinger der Grund, warum der Dualismus falsch ist und nicht erklären kann, wie man mit einer Absicht einen Arm heben kann. Abbildung 2 veranschaulicht die Beziehungen organischer Prozesse und deren mentale Repräsentation: Intern und extern angeregte Zustände werden im Selbst- bzw. Weltmodell repräsentiert und ihre Interaktionen erscheinen als Korrelationen. Dadurch, dass wirksame Eigenzustände des Organismus im Selbstmodell repräsentiert werden, entsteht die Illusion eines handelnden Ich. „Repräsentat und Repräsentandum sind dem naturalistischen Modell zufolge nicht identisch [...] und es liegt ganz im Gegensatz zum klassischen ‚Reflexionsmodell‘ auch keine Identität von Subjekt und Objekt vor“, wie Metzinger hervorhebt (1999, S. 100).

Metzinger untermauert den Naturalismus seiner Theorie mit neurophysiologischen Studien zu außerkörperlichen Erfahrungen (Blanke, 2004; Blanke & Arzy, 2005; Blanke & Mohr, 2005) und Experimenten, bei denen Körperillusionen induziert wurden (Blanke & Metzinger, 2009). Cardena und Alvarado (2014) definieren außerkörperliche Erfahrungen als Erfahrungen, in denen „people sense their self or center of awareness as if it were located outside of the physical body. The experient’s perceptions are consistent with this perspective and include sensations of floating, traveling to distant locations, and observing the physical body from a distance“ (S. 179). Aus verschiedenen Befragungen der Normalbevölkerung geht nach Cardena und Alvarado eine mittlere Prävalenz für außerkörperliche Erfahrungen von etwa 9 % hervor.

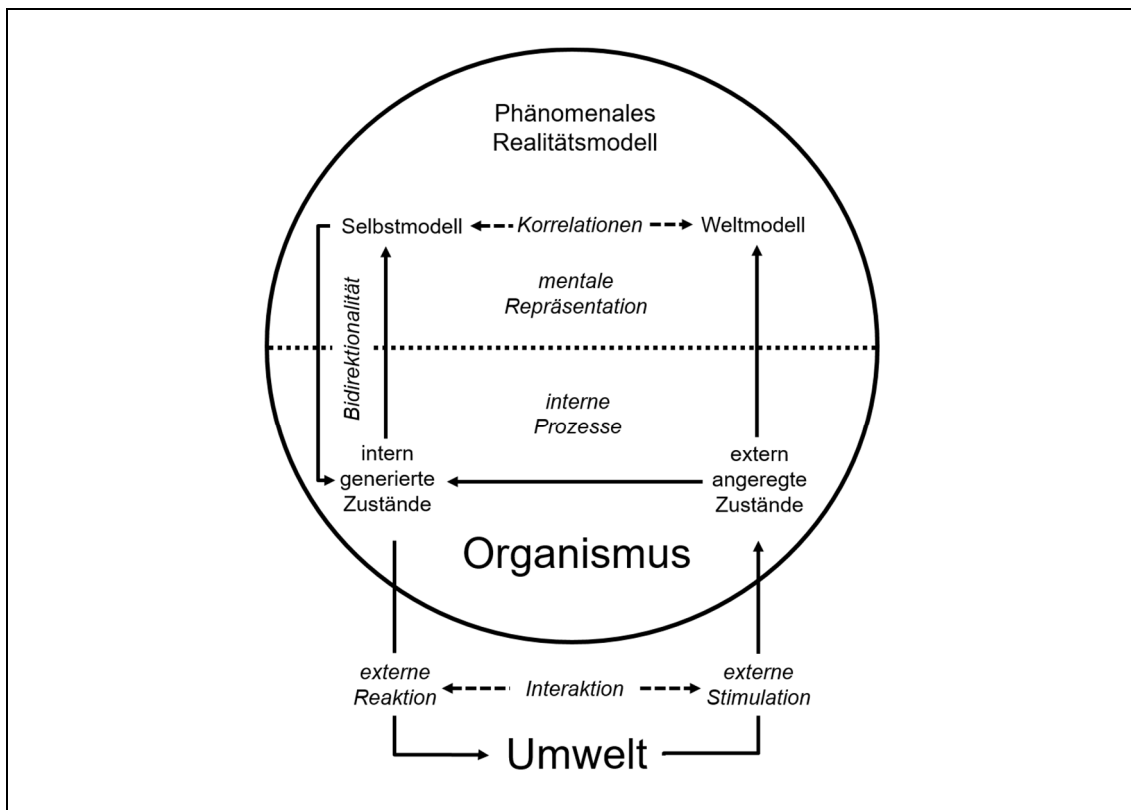


Abb. 2: Mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell

Metzinger (2014) interpretiert solche Phänomene als mentale Simulationen, bei denen Eigenzustände des Organismus in das Weltmodell projiziert werden. Er vermutet, dass außerkörperliche Erfahrungen und die häufiger mit ihnen verbundene Empfindung eines „feinstofflichen“ Körpers „der alltagphänomenologische Vorläufer des Begriffs der ‚Seele‘ und des philosophischen Protobegriffs des ‚Geistes‘ ist“ (S. 129). Seines Erachtens haben außerkörperliche Erfahrungen, die seit jeher in allen Kulturen gemacht und überliefert wurden, einen nicht unerheblichen Anteil daran, dass Menschen an eine unsterbliche Seele glauben, die sich vom Körper lösen und den Tod überleben könne: „Ursprünglich war die ‚Seele‘ womöglich kein metaphysischer Begriff, sondern einfach ein phänomenologischer: der Inhalt des phänomenalen Ego, so wie es vom menschlichen Gehirn während einer außerkörperlichen Erfahrung aktiviert wird“ (S. 129–130). Mit solchen Vermutungen ist die Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung angesprochen, die sich als wesentlich für die Definition des AgE-Begriffs erweist (Kap. 1.1.1). Zum einen gibt es das unmittelbare Erleben im primordialen phänomenalen Realitätsmodell, zum anderen Überzeugungen, die, quasi als Repräsentationen zweiter Ordnung, davon abgeleitet sind.

2.2.3 Kognitive Realitätsmodelle

Eine anschauliche Beschreibung des Unterschiedes zwischen unmittelbarem phänomenalen Erleben und kognitiver Informationsverarbeitung gibt Bieri:

Sinnesempfindungen wie Farben und Töne; Körperempfindungen wie Lust und Schmerz; Emotionen wie Angst und Haß [...] bestimmen, wie es für uns ist, ein Mensch zu sein. [...] Einmal *gibt* es sie nur, solange sie *bewußt* sind im Sinne des Erlebtwerdens. [...] Zweitens *sind* Erlebnisse genau so, wie sie *erscheinen*. Wenn ein Zustand als Schmerz oder Angst *erlebt* wird, dann *ist* er Schmerz oder Angst. Und schließlich ist das *Erlebtwerden* eines solchen Zustands etwas anderes als sein *Gedacht-, Geglaut- oder Beurteiltwerden*. Daß er sich so-und-so *anfühlt*, ist etwas anderes, als daß ich ihn für das-und-das *halte*. (Bieri, 2005, S. 63–64)

Phänomene existieren also genau dann, wenn sie aktuelle Bewusstseinsinhalte sind, das heißt Erlebnisse. Erinnern wir uns an Erlebnisse, dann ist das *Erinnern* Erlebnis, während das *Erinnerte* Erfahrung ist. Erfahrungen basieren auf kognitiv verarbeiteten Erlebnissen und sie existieren im Unterschied zu Erlebnissen auch dann, wenn sie nicht bewusst sind. Aus der mit dem Selbstmodell gegebenen Perspektive gewinnt der Mensch mittels seiner Erlebnisse im phänomenalen Realitätsmodell Erfahrungen, und mittels seiner Erfahrungen generiert er wiederum Überzeugungen, das heißt Selbst- und Weltbilder und schließlich Weltanschauungen (Kap. 1.2.2). Analog zum phänomenalen Realitätsmodell kann man in unserer Terminologie von *kognitiven Realitätsmodellen*, *kognitiven Selbstmodellen* und *kognitiven Weltmodellen* sprechen. Es gibt nur ein phänomenales Realitätsmodell, aber viele kognitive Realitätsmodelle. Während das phänomenale Realitätsmodell eine unhintergehbare und universelle *Erlebnisstruktur* ist, sind kognitive Realitätsmodelle individuelle *Erfahrungsstrukturen*, die, um Bieris Worte zu gebrauchen, das „Gedacht, Geglaut- oder Beurteiltwerden“ der Erlebnisinhalte prägen.

In früheren Veröffentlichungen (z. B. Atmanspacher & Fach, 2013; Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b) wurde bei der Darstellung des AgE-Konstrukts eine *explizite* Differenzierung zwischen dem phänomenalen Realitätsmodell und kognitiven Realitätsmodellen versäumt. Das hat in der Rezeption des AgE-Konzepts leider zu einigen Missverständnissen und Konfusionen geführt. In seinem Beitrag „Zur Klärung grundlegender Begriffe und Konzepte der Parapsychologie und verwandter Disziplinen“ vermengt beispielsweise Tremmel (2014) phänomenale und kognitive Aspekte und beschreibt „außergewöhnliche Erfahrungen als subjektiv erkannte anomale Lokalisationen oder Beziehungen mentaler Repräsentationen im geistigen Modell, das der Erfahrende erschafft, um die Realität zu verstehen, bestehend aus Weltmodell und Selbstmodell“ (2014, S. 273). Hier muss auseinandergehalten werden, dass das Modell, „das der Erfahrende erschafft, um die Realität zu verstehen“, das kognitive Realitätsmodell ist, während das Modell, in dem mentale Repräsentationen *lokalisiert* sind, das

phänomenale Realitätsmodell ist. Letzteres wird nicht vom Erfahrenden erschaffen, sondern die oder der Erfahrende wird in diesem Modell erschaffen. Es entsteht ontogenetisch zuerst und gibt mit seinem *phänomenalen* Dualismus von Selbst und Welt den Raum und die Struktur des Erlebens vor.

Evrard (2014) wendet sich gegen viele von Tremmels Kritikpunkten am AgE-Konstrukt (Kap. 1.1.4; 1.1.5) und formuliert mit Verweis auf Fach (2011b) ganz richtig, dass der AgE-Begriff sich „auf eine subjektive Regel, eine Weltsicht, ein persönliches Paradigma dessen, was ‚Realität‘ heißt“ und somit auf kognitive Realitätsmodelle bezieht. Eine Abgrenzung zum phänomenalen Realitätsmodell fehlt jedoch, wenn er im Anschluss fälschlich schreibt, dass Fach „dies als ‚Realitäts-Modell‘ bezeichnet, das sich in ‚Selbst-Modell‘ und ‚Welt-Modell‘ aufspaltet“ (Evrard, 2014, S. 296). Inzwischen wurde der Unterschied zwischen dem phänomenalen und dem kognitiven Realitätsmodell, der für die Klassifikation von AgE (Kap. 4) von großer Wichtigkeit ist, klar herausgestellt:

The PRM is the overall representation without which no representation in conscious experience can manifest itself – it is the carrier of the experiencing subject and the world that it experiences. Subject-centered experiences condense into cognitive models of reality that subjects create, develop, modify during their lifetime. Since the formation of these models is always embedded in the fundamental structure of the PRM, experiences and the resulting reality concepts are determined by the duality of self-model and world-model. (Atmanspacher & Fach, 2019, S. 8)

In seiner Cognitive Experiential Theory (Kap. 1.5.1) geht Epstein davon aus, dass das experientielle System implizite bzw. vorkognitive Realitätstheorien generiert: „An implicit theory of reality includes subtheories about the self, others, the inanimate world, and beliefs regarding their interactions. People’s implicit theories of reality automatically and effortlessly direct people’s everyday behavior and also influence their interpretation of events, feelings, and conscious thinking“ (Epstein, 2012, S. 93). Epstein führt magisches Denken, paranormale Überzeugungen und AgE auf implizite Realitätstheorien zurück und postuliert, dass diese sich im experientiellen System durch Lernerfahrungen herausbilden. Wir schließen uns Kuhl (2001) an, der dieser Auffassung widerspricht und argumentiert, dass es angeborene, erfahrungsunabhängige „Kernschemata“ des Erlebens und Verhaltens gibt (Kap. 1.5.2). „Theorien“ über ein Selbst, eine Welt und deren Interaktion setzen eine primordiale Unterscheidung zwischen Organismus und Umwelt voraus, die nicht erlernt sein kann und die dem phänomenalen Realitätsmodell als Struktur des unmittelbaren Erlebens zugrunde liegt. Epstein differenziert nicht zwischen Erlebnis und Erfahrung, worauf Kuhl explizit hinweist, noch unterscheidet er zwischen dem erfahrungsbasierten kognitiven Realitätsmodell und dem phänomenalen Realitätsmodell, das als Brücke zwischen experientieller und rationaler Verarbeitung fungiert und die Struktur des bewussten Erlebens vorgibt. Wenn das experien-

tielle System, wie Epstein vermutet, für AgÜ und AgE verantwortlich ist, dann in der Weise, dass es Phänomene auf die Bühne des phänomenalen Realitätsmodells bringt, die vom rationalen System im Hinblick auf kognitive Realitätsüberzeugungen als außergewöhnlich interpretiert werden.

Abbildung 3 gibt eine Zusammenschau der hierarchischen Verhältnisse und der Zugehörigkeiten der phänomenalen und der kognitiven Modelle und der Informationsverarbeitungssysteme im mentalen Geschehen.

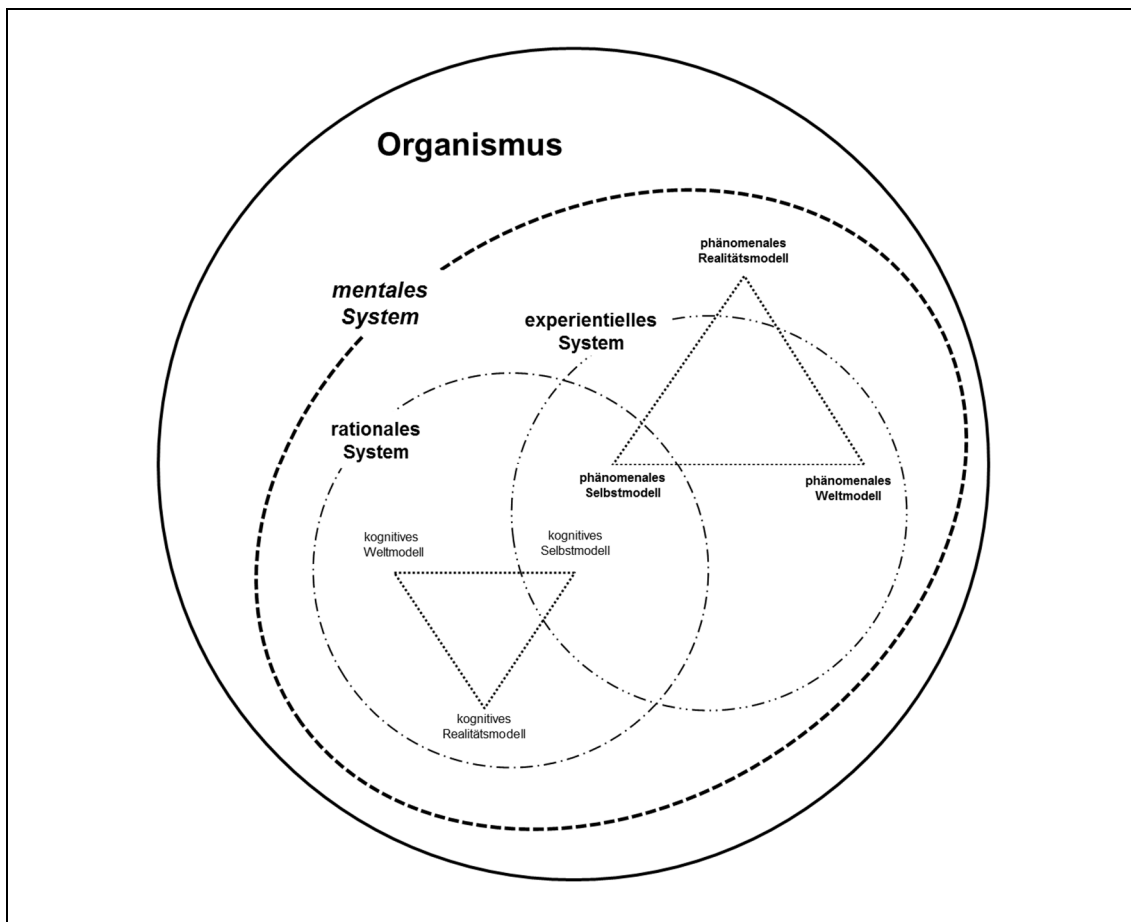


Abb. 3: Beziehungen von phänomenalen und kognitiven Modellen im mentalen System

Das mentale System bildet im phänomenalen Realitätsmodell (PRM) Zustände des Organismus vermittels des experientiellen Systems (ES) im phänomenalen Selbstmodell (PSM) und im phänomenalen Weltmodell (PWM) ab. Die im PSM und PWM lokalisierten Repräsentationen und deren Relationen werden wiederum mittels des RS im PSM zu einem kognitiven Selbstmodell (KSM) bzw. „Selbstbild“ und einem kognitiven Weltmodell (KWM) bzw. „Weltbild“ verarbeitet. Das KSM und das KWM bilden schließlich ein kognitives Realitätsmodell bzw. eine „Weltanschauung“. Je näher das durch das ES vermittelte phänomenale Erleben an den Ursprung des PRM heranreicht, der außerhalb der Reichweite des phänomenalen Erlebens im mentalen System liegt (an der Spitze des Dreiecks, die aus dem ES ragt), desto mehr schwindet die Unterscheidung von Selbst und Welt.

Das experientielle System siedelt Epstein in einem Bereich an, den Freud als „Vorbewusstes“ bezeichnete. Vorbewusstes zeichnet sich durch Empfindungen, Intuitionen, Gefühle, Ima-

ginationen und ganzheitliche Eindrücke aus, die noch keine scharfen Grenzen zwischen Selbst und Welt haben. Dass auf der organismischen Stufe, auf der das primäre System nichtbewusst arbeitet, noch keine geteilte Wirklichkeit vorliegt, lässt das vorbewusste experientielle System mit Eindrücken wie etwa dem „Spüren“ von Atmosphären oder einer „gedrückten Stimmung“ beim Betreten eines Raumes noch erahnen. Das experientielle System ist ein teilbewusster Übergangsbereich, in dem nichtbewusste physische Zustände des Organismus für das rationale System mittels mentaler Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell verfügbar werden. Erst mit einem differenzierten Selbstmodell kann das rationale System subjektive Erfahrungen und Überzeugungen generieren. Zu Beginn (Kap. 1.1.5) wurden AgE als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen bestimmt. An dieser Stelle können wir AgE im Kontext der Theorie der mentalen Repräsentation als Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen definieren.

2.3 Phänomenologische Inkompatibilitäten

In der naturalistischen Auslegung seiner Theorie der mentalen Repräsentation ignoriert Metzinger (1999) „systematisch eine Reihe möglicher theoretischer Komplikationen. Sie bestehen in der (logischen) Möglichkeit von a) ‚direktem‘ Informationsgewinn über nichtphysikalische Trägermedien (außersinnliche Wahrnehmung, ‚klassische‘ Intentionalität)“, wie er unter anderem in einer Fußnote (S. 136) anmerkt. Der Begriff der Intentionalität wurde schon erläutert (Kap. 2.1.4) und außersinnliche Wahrnehmung werden wir ab Kapitel 2.3.2 ausführlich behandeln, um daran erkenntnistheoretische Probleme und Widersprüche im Umgang mit AgE herauszuarbeiten.

2.3.1 Subjektive Realität

Während Ratsuchende die von ihnen wahrgenommenen AgP zumeist im Lichte eines naiven Realismus interpretieren, umschiffen Beraterinnen und Berater die Frage nach dem ontologischen Status von AgP gerne, indem sie von einer „subjektiven Realität“ sprechen. Daher unterscheidet der Konstruktivismus begrifflich zwischen subjektiver Wirklichkeit und (unzugänglicher) Realität. Jedenfalls findet, implizit oder explizit, eine erkenntnistheoretische Distanzierung vom direkten Realismus des Betroffenen statt. Der indirekte Realismus und das Paradigma der mentalen Repräsentation bieten einen unverbindlichen Deutungsspielraum, der sowohl die Möglichkeit der Täuschung als auch der korrekten Wahrnehmung zulässt:

Gehirne können *mögliche* phänomenale Welten erzeugen. Die dem Entstehen möglicher phänomenaler Welten zugrundeliegenden „virtuellen Repräsentationsprozesse“ erzeugen subjektive Erlebnisse, die den aktuellen Zustand der Welt nicht oder nur teilweise

widerspiegeln. Beispiele für solche Zustände sind spontane Fantasien, innere Monologe, Tagträume, Halluzinationen oder nächtliche Träume. Sie umfassen aber auch absichtlich eingeleitete kognitive Operationen: die Planung möglicher Handlungen, die Analyse zukünftiger Zielzustände, das absichtliche „vergegenwärtigen“ vergangener mentaler Zustände usw. Offensichtlich haben wir es hier nicht mit einem Fall von mentaler Repräsentation zu tun, weil die Repräsentanda nicht oder nur teilweise als Elemente der aktuellen Systemwelt gegeben sind. (Metzinger, 1999, S. 65–66)

Da sich das phänomenale Erleben des Menschen nach der Theorie der mentalen Repräsentation grundsätzlich nicht in einem unmittelbaren Kontakt mit der Realität abspielt, sondern in einem Realitätsmodell, „ist von der logischen Struktur her gesehen also Simulation das umfassendere Phänomen und Repräsentation nur ein eingeschränkter Sonderfall“, so Metzinger (1999, S. 70).

Bei radikalen Konstruktivisten, die sich prinzipiell gegen Wahrheitsansprüche wenden, findet sich häufig eine „Offenheit für Spiritualität sowie für unterschiedliche Weltanschauungen, solange sie keine ontologischen Gewissheiten propagieren“ (Jacobowitz, 2014, S. 132). So ist eine mystische Erfahrung für Watzlawick etwas „gänzlich Unbeschreibliches“, denn „in dem Augenblick, indem man beginnt, diese Erfahrung zu beschreiben, zu klassifizieren und zu begründen, hat man sie zerstört“ (2002, S. 231). Nicht ganz so zurückhaltend ist Maturana der eine „wundervolle Erfahrung“, die er bei einer Ohnmacht machte, als eine medizinisch bedingte Nahtoderfahrung deutet:

Man wird sich der Verbundenheit mit anderen Menschen, dem Kosmos, der Biosphäre usw. bewusst. Wenn gegenwärtig von Spiritualität die Rede ist, meint man jedoch in der Regel eine Erfahrung, die irgendeine ontologische Einsicht und eine Erkenntnis der wahren Natur bereithält. Derartige Erkenntnisse halte ich jedoch für prinzipiell unmöglich. [...] Nichts, was sich beschreiben lässt, ist unabhängig von uns. (Maturana, 2002, S. 110)

Konstruktivistische Hirnforscher wie Roth schrecken vor eindeutigen Erklärungen nicht zurück und warnen sogar eindringlich: „Vorsicht mit diesen naiven Vorstellungen mystischer Erlebnisse, innerer Eingebung, innerer Stimmen, Erleuchtungen, Entgrenzungen usw. Das sind eindeutig Produkte des Gehirns“ (SWR, 2017, S. 11–12).

Mystische Erfahrungen lassen sich, da sie sich nicht auf die sinnlich wahrnehmbare Außenwelt beziehen, leicht auf den Binnenraum der subjektiven Wirklichkeit einschränken. Die Möglichkeit von außersinnlichen Wahrnehmungen als wahrheitsdifferente Korrespondenz von Außenwelt und Innenwelt widerspricht in jedem Fall dem erkenntnistheoretischen Antirealismus. Im Allgemeinen beschäftigen sich die Vertreter des Konstruktivismus auch nicht mit paranormalen Phänomenen. Tun sie dies doch einmal, dann zur Untermauerung ihrer Auffassung. So nimmt sich Watzlawick in seinem 1976 erschienenen Klassiker „Wie wirklich ist die Wirklichkeit“ die berühmten Kartenexperimente vor, die ab den 1930er-Jahren von

Rhine (J. B. Rhine, 1934; J. B. Rhine et al., 1940) an der Duke-Universität durchgeführt wurden. Im Zuge seiner Überlegungen zur zwischenmenschlichen Kommunikation führt er die Ergebnisse von Rhines Studien zur außersinnlichen Wahrnehmung, die anfangs höchste Trefferquoten erreichten, auf subliminale Wahrnehmungen äußerer Reize und nonverbale Signale der Versuchsleiter zurück: „Wie sich der Leser leicht vorstellen kann, lässt sich auf diese Weise sehr viel Hokuspokus erzeugen. Aller Wahrscheinlichkeit nach beruht ein Großteil angeblichen Gedankenlesens und Hellsehens in Face-en-face-Situationen auf eben dieser menschlichen Wahrnehmungs- und Deutungsfähigkeit minimaler Anzeichen“ (Watzlawick, 2011, S. 51).

Es sei angemerkt, dass andere Autoren zu einer anderen Bewertung der Rhineschen Experimente kamen. Unter diesen ist beispielsweise H. J. Eysenck (1966) zu nennen, der sich systematisch mit den Vorwürfen der Kritiker hinsichtlich einer fehlerhaften experimentellen Durchführung und statistischen Datenauswertung auseinandersetzte. Dabei räumt er für die Anfangsphase der Untersuchungen, bevor Rhine die Kontrollbedingungen verschärfte, durchaus ein, dass die positiven Resultate „insgesamt oder teilweise auf die mangelnde Strenge des experimentellen Verfahrens zurückzuführen sind.“ Aber am Ende,

wenn es nicht eine gigantische Verschwörung gibt, bei der ungefähr 30 Universitätsabteilungen auf der ganzen Welt beteiligt sind [...], bleibt nur noch die Schlußfolgerung für den vorurteilsfreien Beurteiler übrig, daß es eine kleine Anzahl von Menschen geben muß, die Informationen über psychische Inhalte anderer Menschen oder äußere Sachverhalte auf Wegen erhalten, die der Wissenschaft noch unbekannt sind. (1966, S. 725)

Es soll hier aber gar nicht um die Frage gehen, ob Watzlawick eine befriedigende Erklärung für Effekte in der wissenschaftlich betriebenen Parapsychologie geliefert hat. Vielmehr ist bemerkenswert, dass ein radikaler Konstruktivist signifikante Treffer einer Versuchsperson, die „den wahren Grund ihres Erfolges nicht kennt und fest annimmt, tatsächlich ‚außersinnliche Wahrnehmungen‘ in sich entdeckt zu haben“ (Watzlawick, 2011, S. 51), mit nichtbewusster Informationsverarbeitung begründet. Gewöhnlich behauptet der Antirealismus, dass Sinnesdaten keine wahrheitsfähigen Informationen über die Außenwelt liefern und Bedeutung erst im Beobachter entsteht. Nun sollen ausgerechnet subliminale Signale die wahre Erklärung für unkonventionelle psychophysische Korrespondenzen und deren „falsche“ Interpretation sein. Hier zeigt sich eindrucksvoll, wie der radikale Konstruktivismus zum indirekten Realismus mutiert, wenn er wissenschaftlich mitreden und Befunde kompatibel mit der gängigen Weltanschauung machen will.

2.3.2 Außersinnliche Wahrnehmung als Prüfstein

Letztlich deutet alles darauf hin, dass weder eine antirealistische noch eine realistische Theorie eine vollständige Erklärung menschlicher Erkenntnis liefern können. Die aktuellen

Kontroversen verdeutlichen, wie umstritten, zwiespältig und fragwürdig unser Verhältnis zum Begriff der Realität ist. Noch schwieriger wird die Lage, wenn wir versuchen, die klassischen Erkenntnistheorien auf AgE anzuwenden. Erfahrungen, die von Betroffenen als außersinnliche Wahrnehmung (ASW) interpretiert werden, sind sowohl mit dem Antirealismus als auch mit dem Realismus vereinbar, wenn sie als irrtümliche oder willkürlich hergestellte Beziehungen zwischen inneren und äußeren Gegebenheiten erklärt werden. Will man sich nicht auf eine solche Deutung festlegen, ist die ASW-Hypothese der beste Prüfstein dafür, ob eine Erkenntnistheorie weltanschaulich neutral ist und die hypothetische Existenz von AgP zulässt. Der Antirealismus ist für eine solche Betrachtung irrelevant, da er die Relevanz und Zulässigkeit ontologischer Aussagen von vornherein zurückweist. Bei den folgenden Erörterungen werden wir uns daher auf den erkenntnistheoretischen Realismus beschränken und dessen Kompatibilität mit AgE ausloten.

Bauer charakterisiert ASW kurz wie folgt:

Unter ASW werden folgende Phänomene gerechnet: Als *Telepathie* wird eine „direkte“ Übertragung psychischer Inhalte (z. B. Gefühle, Stimmungen, Gedanken) von einer Person auf eine andere ohne Beteiligung bekannter Kommunikationskanäle verstanden, unter *Hellsehen* die paranormale Erfassung „objektiver“ Sachverhalte, die niemandem bekannt sind, unter *Präkognition* die paranormale Erfassung zukünftiger Vorgänge oder Sachverhalte, die rational nicht erschließbar sind und auch nicht als Folge des Vorauswissens auftreten dürfen. (2021, S. 1224)

Die theoretische Differenzierung zwischen Telepathie und Hellsehen innerhalb des klassischen Sender-Empfänger-Paradigmas ist in der Praxis der meisten ASW-Fälle übrigens bedeutungslos, weil die Phänomenologie kein Kriterium dafür liefert, ob ein mutmaßliches Signal von einem Ereignis oder einer Person, die daran teilhat, stammt.

Die klassischen parapsychologischen Phänomene, die mit Bezug zum vorletzten Buchstaben des griechischen Alphabets auch als „Psi-Phänomene“ bezeichnet werden (Bauer & Lucadou, 1984; Gouling & Parker, 2001; Lucadou, 1995; L. E. Rhine, 1953, 1975; Shapin & Coly, 1992; Stokes, 1997; Thouless & Wiesner, 1946; Watt & Tierney, 2014), verletzen wissenschaftliche Paradigmen vor allem deshalb, weil sie fast selbstverständlich mit unerklärlichen Signalübertragungen assoziiert werden:

The term psi denotes anomalous processes of information or energy transfer, processes such as telepathy or other forms of extrasensory perception that are currently unexplained in terms of known physical or biological mechanisms. The term is purely descriptive: it neither implies that such anomalous phenomena are paranormal nor connotes anything about their underlying mechanisms. (Bem & Honorton, 1994, S. 4)

Bemerkenswert ist Bems und Honortons Auffassung, ihre Definition von „Psi“ sei rein deskriptiv, obwohl sie Informationsübertragungen impliziert. Auf diesen Sachverhalt geht Her-

govich (2005) ein, argumentiert aber, dass es problematisch wäre, wenn man die Bestimmung von Psi lediglich daran festmachen würde, dass „Daten eines parapsychologischen Experiments nicht dem mathematischen Zufallsmodell entsprechen und wir keine Erklärung dafür haben“ (2005, S. 132–133). Tatsächlich können paranormale Phänomene aber auch mit Erklärungen verknüpft werden, die ohne Signalübertragung auskommen. Aktuelle Ansätze der wissenschaftlich betriebenen Parapsychologie haben „an der klassischen Naturwissenschaft angelehnte Vorstellungen von ASW als einer ‚Informationsübertragung‘ oder von PK als einer quasi-energetischen ‚Beeinflussung‘ weitgehend verlassen und fassen Psi- bzw. synchronistische Phänomene als Verschränkungskorrelationen in einer verallgemeinerten Quantentheorie auf“ (Bauer, 2021, S. 1225). Entsprechende Modelle werden weiter unten vorgestellt (ab Kap. 3.2.6).

Da der Realismus an das Paradigma der Korrespondenztheorie und diese klassischerweise mit Sinneswahrnehmungen und Signalübertragungen verknüpft ist, lassen sich ASW-Phänomene nur mit ihm vereinbaren, wenn außer den bekannten Sinnesorganen noch ein unbekannter zusätzlicher „sechster Sinn“ angenommen würde. Das entspricht auch den Vorstellungen der meisten Betroffenen in der IGPP-Beratung:

AgE-Bericht 2b

Ich stell mir das vor, wie so Radiowellen oder so was, und dass ich wirklich ganz fein eingestellte Antennen hab, und dass das dann so aufprallt, dass ich das so stark empfangen, weil das dann auch so starke Emotionen sind, die da bei den Menschen sind. (IGPP, 06568; Video)

Im Realismus gilt die sinnliche Wahrnehmung der Außenwelt in der direkten Variante als lückenlos, während beim indirekten Realismus mentale Repräsentationen als epistemische Bindeglieder zwischen physischen und phänomenalen Zuständen fungieren. Werfen wir deshalb einen Blick auf die Optionen, die wir haben, wenn wir vom Realismus ausgehen würden, und theoretisch die Möglichkeit von ASW mittels einer unbekannt Form der Informationsübertragung unterstellen. Wir werden sehen, dass wir selbst unter der Prämisse unbekannter Informationskanäle auf Hindernisse stoßen.

2.3.3 Erkenntnis ohne Wahrnehmung

Es wurde diskutiert, dass sogenannte Empfänger bei ASW-Experimenten möglicherweise zutreffende Inhalte beschreiben, aber dass es sich für sie in der Regel wie Raten anfühlt (Kap. 2.3.1). „Sehr oft ergibt ja nur der äußere Vergleich der Noemata ihre Übereinstimmung und damit die Wahrscheinlichkeit einer Gedankenübertragung, vor allem bei Experimenten“, wie Walther (1966, S. 696), eine Schülerin Husserls, in ihren phänomenologischen Untersuchungen von ASW konstatiert. In spontanen Fällen von sogenannter Krisentelepathie, bei

der eine Person das bestimmte Gefühl hat, das einer ihr bekannten anderen Person etwas Schlimmes zugestoßen ist, gibt es „weder eine Vorstellung noch einen Gedanken, der übertragen wird, also in gewissem Sinne kein Noema des Senders, nur eine Noesis, eben die verzweifelte Stimmung“ (Walther, 1966, S. 695). Insofern ist ASW eine außergewöhnliche Form von Intentionalität (Kap. 2.1.4), bei der zuerst nur Noesis ohne Noema auftritt und Einsicht erst gegeben ist, wenn Noema hinzutritt.

Bei außersinnlichen Wahrnehmungen fehlen in „technischer“ Hinsicht die Signale zur Informationsübertragung und in phänomenologischer Hinsicht die Wahrnehmungsinhalte, die üblicherweise mit Erfahrungen der Außenwelt einhergehen: „Sie vermitteln dem hellsehenden Menschen kein eigentliches Wissen, keine Einsicht im Sinne einer echten Erkenntnis. [...] Es handelt sich um einen ganz anderen Kontakt mit dem Objekt, als ihn der erkennende Mensch mit dem Gegenstand seiner Wahrnehmung hat“, wie schon Bender (1976, S. 51) konstatierte. In Verbindung mit der Metapher der „Steigrohre des Unbewussten“ und den Experimenten zur außersinnlichen Wahrnehmung wurde bereits erläutert, dass die AgE-Phänomenologie häufig einen diffusen, verzerrten, unverständlichen oder symbolischen Charakter hat.

In den klassischen Experimenten zur außersinnlichen Wahrnehmung zeigte sich schon früh, dass ausgehend vom „Sender“ keine Eins-zu-eins-Informations- oder Bedeutungsübertragungen stattfinden. So stellte beispielsweise Sidgwick (1924) in ihren Experimenten zur Telepathie fest, „daß für jeden Fall einfacher und direkter Eindrücke, in denen Dinge so erscheinen, wie sie sind, es Dutzende, ja Hunderte von Fällen bildlicher Umschreibung oder symbolischer Darstellung gibt“ (Murphy, 1966, S. 676). Wenn man diese Einschätzung mit Angaben von Sannwald (1966) vergleicht, scheint sie zunächst weit übertrieben. Von 1000 Berichten über paranormale Spontanphänomene stufte Sannwald etwa die Hälfte als realistische außersinnliche Wahrnehmungen ein. Allerdings lässt sich der hohe Anteil realistischer Berichte, wie er selbst vermutet, auf die Art des Untersuchungsmaterials zurückführen, denn bei spontanen Fällen „wird der Zusammenhang zwischen einem symbolisch verhüllten paranormalen Eindruck und dem entsprechenden Realereignis nicht immer erkannt“ (1966, S. 150). Das heißt, es können natürlich überhaupt nur mehr oder weniger offensichtliche Passungen zwischen inneren Eindrücken und äußeren Sachverhalten als paranormale Korrespondenzen „realisiert“ und somit auch berichtet werden. Anders ist dies der Fall bei Experimenten, in denen außenstehende Gutachter bewusst und gezielt nach Übereinstimmungen suchen: „Man ließ Zeichnungen machen, Bilder betrachten usw. und verglich, ob das, was der so genannte Sender sah, zeichnete, sich vorstellte, dasselbe, oder teilweise dasselbe war, was der Empfänger sah, sich vorstellte, zeichnete“ (Walther, 1966, S. 693–694). Auf diesem Wege wurden häufig Zusammenhänge gefunden, die den Versuchspersonen selbst

verborgen blieben. Im Hinblick auf die schon angesprochenen legendären Untersuchungen, die er in den 1930er-Jahren durchführte, konstatierte Rhine:

Es war die wichtigste psychologische Tatsache, die sich in diesen Jahren als richtig herausstellte, daß Psi-Vorgänge vollständig unbewußt verlaufen. In der experimentellen Situation zumindest hatte die Versuchsperson keine Ahnung, wie gut sie abschnitt, selbst wenn sie lange Trefferfolgen hatte. In der Introspektion fehlte ihr jegliches Kriterium dafür, ob ein echter kognitiver Vorgang sich abspielte bzw. ob in einem gegebenen Versuch die Antwort, zu der sie sich getrieben fühlte, richtig oder falsch war. (J. B. Rhine, 1966, S. 332)

Allerdings sind typische Fälle von spontaner außersinnlicher Wahrnehmung, die in der AgE-Beratung des IGPP berichtet werden, von anderer Art als im experimentellen Setting. „Es ist wohlbekannt, daß sich spontane Erfahrungen im Allgemeinen auf gravierende und tragische Ereignisse beziehen. In den analysierten Fallsammlungen reicht der Prozentsatz von Fällen, bei denen eine Zielperson starb oder einen schweren Unfall hatte, von 65 % bis 78 %“, so Schouten (1983, S. 15), der fast 3000 Spontanberichte aus großen Fallsammlungen von Gurney et al. (1886), L. E. Rhine (z. B. 1953, 1969, 1981) und Sannwald (1966) analysiert hat. Aber selbst in spontanen ASW-Fällen kann man kaum von dem sprechen, was man gemeinhin als Wahrnehmung bezeichnen würde, denn „offensichtlich bestehen sie zu meist nur in dem starken Gefühl, daß einer spezifischen Person ‚irgendetwas‘ zugestoßen ist“ (Schouten, 1983, S. 18). Diesen Trend bestätigen auch die typischen Fälle von „Krisentelepathie“ in der Beratungspraxis des IGPP:

AgE-Bericht 16

Eigentlich war jetzt die beste Zeit meines Lebens gewesen. Im Beruf Erfolg und eine super Freundin, die mich durch und durch kannte. Wir gingen auch sehr viel raus. Als ich einmal in die Disco vorgefahren war, kam es wieder, dieses unmenschliche, grausame Gefühl (Oh Gott warum nur). Ich fing an mit Weinkrämpfen, meine Freunde kamen angerannt, was los wäre. Ich sagte, sie ist tot. Meine Freunde dachten schon, mir hätte jemand Drogen gegeben (habe ich nie genommen, trinke keinen Alkohol und rauche auch nicht). Das Handy klingelte, ich konnte nicht drangehen, ein Freund ging dran. Es war die Polizei [...]. Ich wusste, was sie mir sagen wollten. Das brauchten sie nicht mehr. [...] Sie war gegen einen Baum gefahren. Sie ist auf so einer beschissenen Ölspur ausgerutscht. (IGPP, 03180; E-Mail)

Das „unmenschliche, grausame Gefühl“, kann nicht annähernd als eine Wahrnehmung des Ereignisses bezeichnet werden, auf das es bezogen wird. „Psi scheint eine unbewußte Funktion zu sein und die Repräsentation der Psi-Erlebnisse im Bewußtsein ein sekundäres Resultat“, wie Bender (1966, S. 387) prägnant formulierte. In der bewussten Wahrnehmung des Betroffenen wird offenbar nicht der tödliche Unfall repräsentiert, sondern vielmehr seine emotionale Reaktion darauf. Der Betroffene weiß, dass seine Freundin mit dem Motorrad

unterwegs ist, und er stellt die Verbindung zwischen seinem emotionalen Ausnahmezustand und ihrem Tod her, weil schon einige Male in seinem Leben Verlusterlebnisse mit einer derartigen Korrespondenz einhergingen. Phänomene bei ASW im Wachzustand beschränken sich wie im oben zitierten AgE-Bericht meist auf überfallsartige Emotionen, körperliche Empfindungen und plötzliche Gedankeneingebungen in Verbindung mit kritischen Vorfällen im persönlichen Lebensumfeld. Schouten vermutet, dass „lediglich das Wesentliche der Botschaft dem Perzipienten übermittelt wird und daß auf der Grundlage des bereits vorhandenen Wissens und der Erwartung hinsichtlich der Zielperson, deren Gewohnheiten und der Art von Situationen, mit denen sie zu tun hat, zusätzliche Einzelheiten im Prozeß der Bewußtwerdung hinzugefügt werden“ (1983, S. 19–20). Offensichtlich beruht die Erkenntnis allein auf einer Emotion, die der Betroffene an sich selbst wahrnimmt:

Im allgemeinen sollte man farbige und dramatische Berichte erwarten, die beweisen, daß der Perzipient irgendetwas vor seinem geistigen Auge „sah“ und alles über die späteren Ereignisse im Vorhinein wußte. Die Analysen ergeben jedoch ein völlig anderes Bild. Über die Hälfte der Fälle enthält überhaupt keine Einzelheiten und sogar eine konservative Schätzung führt im Durchschnitt zu weniger als einem Detail pro Fall. (Schouten, 1983, S. 18–19)

Grundsätzlich kann bei ASW zwischen realistischen und unrealistischen Formen unterschieden werden wobei ASW in Träumen und traumartigen Zuständen wesentlich „anschaulicher“ ist als im Wachzustand. Bemerkenswert ist, dass es aber weder vom Erfahrungsmodus noch von der Anzahl der beteiligten Einzelheiten abhängt, ob die Betroffenen ihren Wahrnehmungen früher oder später eine konkrete Bedeutung geben können. Schouten teilt daher nicht die Auffassung von L. E. Rhine und anderen Autoren, dass „die Information, die den Perzipienten auf paranormale Weise erreicht, im Prinzip zwar reichhaltig und vollständig ist, aber im Prozeß der ‚Bewusstseinswerdung‘ verzerrt und inhaltlich weitaus dürftiger wird“. Er folgert, dass „der Informationsgehalt der spontanen paranormalen Erfahrungen einen Alles-oder-Nichts-Charakter hat und nur das Wesentliche von dem enthält, was der Zielperson zugestoßen ist“ (1983, S. 19).

2.3.4 Partizipation und Identifikation

Die Phänomenologin Walther beschreibt ASW-Erfahrungen als „das *originäre Erleben des Fremdseelischen in Analogie zum Eigenseelischen in der immanenten Wahrnehmung*, womit die übliche erkenntnistheoretische Behauptung, wir hätten nur durch „*Einfühlung*“ in die leiblichen Ausdrucksphänomene einen Zugang zum Fremdseelischen, sich als einseitig, um nicht zu sagen falsch, erweist“ (1966, S. 697). Diese „unmittelbare“ Betroffenheit ist für den Philosophen Schwenke genau das, was seiner Meinung nach der direkte Realismus am besten erklären kann: „Der direkte Realismus passt beispielsweise gut zu dem in der außersinnlichen Wahr-

nehmung häufigen Phänomen, dass körperliche, seelische und geistige Zustände anderer Personen wie eigene wahrgenommen werden.“ (Schwenke, 2005/2006/2007, S. 126). Damit steht Schwenke allerdings im Widerspruch zu Bender (1976), der gerade diese ungewöhnliche Form der Partizipation und Betroffenheit nicht als Wahrnehmung bezeichnen möchte:

Diese paranormale „Wahrnehmung“, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar keine Wahrnehmung ist, sondern eher als eine Art diffusen Identifikationserlebnisses bezeichnet werden muß, [...] gelangt nicht zu einer Vergegenständlichung des Wahrnehmungsobjektes, zu einer Distanzierung vom wahrnehmenden Subjekt, und ist daher auch kein Erkennen im Sinne eines sachadäquaten Auffassens. (Bender, 1976, S. 41)

Zu einer konventionellen Konzeption des direkten Realismus passt Schwenkes Vorstellung der direkten Wahrnehmung als Partizipation nicht, weil das, was die Person wahrnimmt, keine beobachterunabhängige Realität, sondern ihr eigener Zustand ist. Dass externale Ereignisse durch eigene Zustände, die durch die Außenwelt angeregt wurden, repräsentiert werden, entspricht vielmehr dem indirekten Realismus. Aber Schwenke wendet sich vehement gegen den Repräsentationalismus, seines Erachtens „sind die Erlebenswelten von Personen nicht streng voneinander getrennt [...], sondern können sich mitunter überlappen und miteinander verschmelzen“ (Schwenke, 2014, S. 270). Das hat dann aber nichts mehr mit klassischem Realismus zu tun, sondern erinnert eher an sogenannte Verschränkungskorrelationen, die in der Quantenphysik bei materiellen Systemen beschrieben werden (Kap. 3.2.6). Insbesondere gegen die Hypothese eines direkten Realismus spricht aber noch ein weiteres Merkmal von ASW-Erfahrungen, nämlich, dass sie sich häufig nicht auf Gegenwärtiges, sondern auf Zukünftiges beziehen:

AgE-Bericht 17a

Also ich hab einmal gespürt, dass auf meinen Freund etwas zukommt [...]. Wir standen also im Aufzug und haben eigentlich 'ne super Stimmung gehabt, haben also herumgeblödel und ich hab plötzlich das Gefühl gehabt, also ich hab ganz spontan zu ihm gesagt: „Oh Gott, da kommt was ganz Schlimmes auf Dich zu. Du wirst all Deine Kraft brauchen, es betrifft aber nicht Dein eigenes Leben, aber Du wirst all Deine Kraft brauchen.“ Und er guckt mich also an wie vom Donner gerührt, konnte das in dem Moment überhaupt nicht einordnen, weil wir, wie gesagt, Minuten vorher noch Blödsinn gemacht haben. Und fünf Tage später hat er durch 'ne Gasexplosion Vater, Mutter und Bruder verloren. Das hat mich zutiefst erschüttert irgendwo, und weil ich dann auch gedacht hab: Wo ist der Sinn dahinter, so was zu spüren? (IGPP, 06575; Video)

Dieser Fall steht exemplarisch für präkognitive ASW, die sich nicht im Sinne des konventionellen Realismus und schon gar nicht als eine direkte Wahrnehmung oder Partizipation interpretieren lassen. Die Betroffene nimmt kein Ereignis wahr, sondern erfasst lediglich die unheilvolle Bedeutung ihres spontanen Gefühls. Es ist kein Mitfühlen oder Miterleben, denn das Ereignis, auf das das Gefühl bezogen wird, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Rea-

lität. Der Klientin fehlen jegliche Einzelheiten, die ihr eine andere Form der Einflussnahme als ihrer diffusen Vorhersage erlauben würden. Es handelt sich damit um ein besiegeltes Schicksal und die Klientin fragt verständlicherweise, worin der Sinn ihrer ASW liegen solle.

Präkognition tritt häufig auch in Träumen auf, in denen nur verfremdet, symbolisch oder thematisch Hinweise gegeben werden. „Doch der Unterschied zwischen der Zahl solcher Fälle, in denen der Betreffende die volle Bedeutung des Erlebnisses begriff, und der Zahl derer, wo diese Bedeutung in realistischen Einzelheiten zum Ausdruck kam, schien nicht so groß zu sein, wie man hätte erwarten sollen“, konstatiert L. E. Rhine (1979, S. 297). Wie in den beiden vorhergehenden Schilderungen wird im folgenden Fall über eine unmittelbare Eingebung berichtet. Die Ratsuchende, die zuvor einige Korrespondenzen zwischen ihren Träumen und Todesfällen im Angehörigenkreis festgestellt hatte, schließt intuitiv darauf, dass der Tod diesmal ihren Mann betrifft:

AgE-Bericht 18

Ich träumte, ich stand auf dem Friedhof vor einem leeren Grab, das schon ausgehoben war. Links von mir waren zwei Arbeiter, die ein neues Grab ausschachteten. Plötzlich sah ich eine Frau mit weißem Haar und weißem Kleid. Darüber trug sie eine grüne geblünte Schürze. Die Arbeiter legten diese Frau ohne Sarg in das ausgeschaufelte Grab. Ich fragte die Arbeiter: „Warum hat diese Frau keinen Sarg?“ Sie antworteten: „Wer arm ist, wird so beerdigt.“ [...] Ich zählte. Es waren zwölf Gräber bis dahin, wo ich stand. Ich schaute vor mich und sah, dass in dem leeren Grab ein Sarg stand. An der Seite waren Ornamente bzw. komische Zeichen dran [...], die ich noch nie gesehen hatte. Auf dem Sarg lag ein Bukett aus roten und weißen Nelken. [...] Am Morgen fragte mich mein Ehemann: „Was hast Du wieder geträumt, du warst sehr unruhig heute Nacht.“ Ich erzählte ihm meinen Traum und sagte: „Deine älteste Schwester K. ist tot.“ Da mein Mann wusste, dass meine Träume stimmten, erschrak er doch. Um 8.30 Uhr rief meine Schwägerin bei uns an und sagte: „Die K. haben sie heute früh um 6 Uhr tot im Bett gefunden.“ [...] Der Sarg hatte die Ornamente, die Blumen stimmten auch, nur meine Schwägerin kam nicht ins 12. Grab, sondern ins 13., weil in der Woche hier jemand vor ihr gestorben war. [...] Am 27. Juli [...] träumte ich: Ich kam aus der Friedhofskapelle, wo die Särge aufbewahrt werden, und ging auf den Friedhof hoch und stand da, es war kein Grab ausgehoben. Ich ging die ganze Nacht aus der Kapelle zum Friedhofplatz hoch, bis ich am nächsten Morgen wach wurde. Mein Mann erzählte mir, ich hätte um mich geschlagen, getreten und mich von einer Seite auf die andere gewälzt. So schlimm hätte ich noch nie im Bett gelegen, was ich geträumt hätte? Ich konnte diesen Traum nicht erzählen (eine innere Stimme sagte mir, „erzähl diesen Traum nicht“). So sagte ich: „Ich kann mich nicht erinnern.“ Doch er sagte, „Du lügst, du weißt all deine Träume.“ Am 4. Tag nach diesem Traum ist mein Mann plötzlich an Herz hinterwandinfarkt gestorben. [...] Eine Frage habe ich noch: Träume ich auch meinen eigenen Tod? (IGPP, 03227; Brief)

Im direkten Realismus dürfte es weder falsche oder indirekte Wahrnehmungen noch symbolische Repräsentationen geben. „Wahrnehmung und Denken bestehen nicht in der Erzeu-

gung und Verarbeitung von symbolartigen Gehalten (Repräsentationen), sondern sind ein direkter Zugang zu den wahrgenommenen oder gedachten Tatsachen und Gegenständen“ (Raters & Willaschek, 2002, S. 17). Insbesondere widerspricht die Perzeption eines zukünftigen Ereignisses dem direkten Realismus, denn der gegenwärtige Beobachter würde dann ein (noch) nicht reales Ereignis wahrnehmen, und diese Wahrnehmung wäre dann zu dem gegebenen Zeitpunkt falsch. Wir können somit festhalten, dass der direkte Realismus, wie er gemeinhin vertreten wird, dem phänomenologischen Spektrum von ASW keinen ausreichenden Möglichkeitsraum bietet und damit auch keine Grundlage für eine weltanschaulich neutrale Haltung im Hinblick auf den ontologischen Status von AgE ist. Für die Untersuchung, wie weit wir mit der verbleibenden Variante des indirekten Realismus bzw. mit dem Repräsentationalismus kommen, ist eine weitere und vertiefte Beschäftigung mit Träumen aufschlussreich.

2.3.5 Realistische Träume

Der folgenden Beschäftigung mit Träumen ist voranzustellen, dass es keinen wissenschaftlichen Konsens gibt, welche Funktion das Träumen hat. „In unterschiedlich spezifizierter Weise wird heute angenommen, dass das Träumen einen Beitrag zur Integration des ‚psychischen Apparates‘ leistet. Bezeichnend ist die im Laufe der Geschichte wechselvolle Beantwortung der Frage nach dem Wesen“ (Becker-Carus, 2021, S. 1862), die durchaus Parallelen zum Umgang mit AgE aufweist. Es gibt heute eine Vielzahl konkurrierender Traumtheorien und Forschungsparadigmen (Krovoza & Walde, 2018): Die Tiefenpsychologie misst Träumen und ihrer Deutung eine essenzielle Bedeutung im Hinblick auf die Lebensbewältigung bei. Kognitionswissenschaftlich und neurophysiologisch basierte Theorien gehen unter anderem davon aus, dass Träume eine Rolle bei der Informationsverarbeitung, der Gedächtniskonsolidierung oder bei kreativen Prozessen spielen könnten. Ferner wird die Auffassung vertreten, dass Träume lediglich nachträgliche Konstruktionen sind, die auf Epiphänomenen von neuronalen Aktivitäten ohne sinnhafte Bedeutung basieren (Hobson et al., 2000; Hobson & McCarley, 1977). Dagegen werden insbesondere Untersuchungen von luziden Träumen in der empirischen Traumforschung (LaBerge, 2014) geltend gemacht. Demnach gibt es „eine umfassende strukturelle und thematische Übereinstimmung zwischen Traumerinnerung und geträumtem Traum, sodass davon ausgegangen werden kann, dass in den Traumerinnerungen größtenteils das erlebte Traumgeschehen enthalten ist und nicht etwa spontan während des Aufwachvorganges ‚erfunden‘ wird“ (Hau, 2018, S. 277).

Grundsätzlich besteht aber kein Widerspruch zwischen beiden Positionen, wenn man die Verarbeitung von neuronalen Signalgewittern wie Metzinger (1999) als einen Teilprozess des Träumens auffasst. Demnach sind Träume „multidimensionale Rorschach Tests, in deren Verlauf das Gehirn des Träumenden selbsterzeugte Zufallsfiguren zu einer komplexen Er-

zählung zusammensetzt, zu einem ‚inneren Märchen‘“ (S. 149). Mit der Theorie der mentalen Repräsentation kann man sich auf eine naturalistische Auslegung beschränken und AgE wie Trauminhalte als systeminterne Simulationen im phänomenalen Realitätsmodell interpretieren. Metzinger vermutet, dass „die mentalen Realitätsmodelle, die wir aus der Perspektive des Wachzustandes als unsere Träume zu bezeichnen pflegen, epistemisch weitgehend leer sind. Wenn sich das aber als wahr herausstellen sollte, könnte man sagen: Träume basieren vollständig auf Simulation“ (S. 147). Das würde dann selbstverständlich auch bedeuten, dass in Träumen prinzipiell keine außersinnlichen Wahrnehmungen der Außenwelt möglich sind.

Windt (2018), eine Vertreterin von Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation, weist darauf hin, dass bereits Aristoteles in seinen „Parva Naturalia“ (Dönt, 1997) eine erste naturalistische Theorie vom Schlafen und Träumen vertrat. Aristoteles zog eine scharfe Trennlinie zwischen Schlafen und Wachen und lehnte die gängige Traumdeutung seiner Zeit entschieden ab. Er definierte Schlaf als Abwesenheit der Wachwahrnehmung und Träume als Phänomene im Tiefschlaf. Für ihn waren Träume keine göttlichen Botschaften, sondern, ganz im Sinne Metzingers, Phänomene, deren Herkunft allein in den Schlafenden läge. Allerdings ließ Aristoteles ausgerechnet eine Ausnahme zu: „Da wir in der Ruhe des Schlafes für subtile Sinnesreizungen besonders anfällig seien, könnten Träume gelegentlich durch solche entfernten Geschehnisse, die im Wachzustand nicht wahrnehmbar seien, ausgelöst werden“¹¹ (Windt, 2018, S. 235). Aristoteles bezieht sich dabei explizit auf Träume, die gemeinhin mit außersinnlicher Wahrnehmung in Verbindung gebracht werden, wie Bittrich (2017) herausstellt, „geht es doch um Ereignisse, deren Ursache nicht im Träumenden selbst liegen können, wie etwa eine Seeschlacht oder ganz allgemein Ereignisse, die in großer Entfernung stattfinden“ (S. 24). Auch in der Anerkennung solcher Phänomene versucht Aristoteles eine „naturalistische“ Position zu wahren, indem er ein Signalübertragungsmodell postuliert und Wahrträume auf Schwingungen zurückführt, „die sich von Gegenständen oder Personen ablösen, um dann durch Poren in den Körper des Träumenden einzudringen“ (S. 25).

Wie Metzinger setzt auch Aristoteles voraus, dass der Mensch seine Außenwelt ausschließlich durch Signalübertragung wahrnimmt, wobei Metzinger nach Stand der heutigen Wissenschaft davon ausgehen kann, dass es keine Schwingungen oder Signale gibt, mittels derer wir Ereignisse, die außerhalb der Reichweite unserer Sinnesorgane liegen, wahrnehmen kön-

¹¹ Bezeichnend ist, dass in dem interdisziplinären Sammelband zu „Traum und Schlaf“ (Krovoza & Walde, 2018), aus dem auch dieses Zitat stammt, zwar mehrfach auf Aristoteles und anekdotisch auf Wahrträume Bezug genommen wird, dass sich aber kein einziger Beitrag ernsthaft mit dem Thema befasst. Damit ergeht es dieser Gattung von AgE heute noch so, wie in der Vergangenheit den luziden Träumen und den außerkörperlichen Erfahrungen. Diese konnten zwischenzeitlich immerhin durch neurowissenschaftliche Fortschritte „dingfest“ gemacht und so zu einem seriösen Forschungsthema werden (Kap. 1.1.3).

nen.¹² Im Hinblick auf die mentale Repräsentation ist nun bemerkenswert, dass viele Wahrträume, anders als in den bisher besprochenen ASW-Beispielen, einen ausgesprochen realistischen Charakter aufweisen. Schouten konstatiert nach umfangreichen Analysen: „Im allgemeinen enthalten Träume mehr Einzelheiten als Ahnungen und Erfahrungen im Wachzustand“ (1983, S. 18), was sich an einem weiteren Beispiel aus der IGPP-Beratung demonstrieren lässt. Der Traum handelt von einem dramatischen Geschehen, in das die Träumerin unmittelbar involviert ist:

AgE-Bericht 19

Ich habe nun schon seit ca. 25 Jahren diese Traumerlebnisse [...]. Ich habe wieder geträumt, und zwar letzten Freitag. Ich habe mich nach einem heftigen Erdbeben auf das Dach eines Hauses geflüchtet. Ich sah das Wasser kommen und musste zusehen, wie Menschen von der Welle einfach weggespült wurden. Da war eine Frau, die mit ihrem Auto wegfahren wollte. Ich wollte sie warnen und ich schrie, sie sollte in das Gebäude rennen. Die Menschen, die mit mir auf dem Dach waren, versuchten ebenfalls, sie zu warnen. Aber die Frau hörte uns nicht, das Wasser war so extrem laut. Der Mann, der zu ihrem Auto lief, hatte keine Chance. Bevor er das Auto erreichte, wurde er vom Wasser mitgerissen. Genauso wie die Frau mit ihrem Auto. Ich war so hilflos, ich konnte den Menschen nicht helfen. Dann drehte ich mich zu den anderen um, die immer noch fassungslos neben mir standen. Ich brüllte sie an, dass diese Welle schon so grausam sei, und sie könnten ja nicht ahnen, welche Ausmaße sie haben würde. Aber sie hätten keine Vorstellung davon, was noch auf sie warten würde. [...] Dann wachte ich schweißgebadet auf. Ich war wieder völlig benebelt, aber auch seelisch und diesmal auch körperlich schwer angeschlagen. Ich saß eine ganze Zeit lang auf meinem Bett, aber irgendwie wollte dieses Benebeltsein nicht besser werden. Ich stand auf und ging an meinen PC. Vielleicht konnte ich mich dort besser sammeln und ablenken. Als ich dann die Schlagzeile las, da hat es mich fast umgehauen. Ich machte dann den TV an, um ganz sicherzugehen. Ich war fassungslos, wie gelähmt. Minuten verstrichen, und es ging mir einfach nicht besser. Das Benebelt-Sein war immer noch da, als wenn ich in einer Art Zwischenwelt hängen würde. Dieser Zustand hielt sehr lange an, es könnten bestimmt zwei Stunden gewesen sein oder mehr. Irgendwann zeigte man im TV einen Film von dem Tsunami. Das Wasser, also die Farbe und die Trümmer, die kamen mir erschreckend bekannt vor. Und dann war da dieses weiße Auto. Das sah dem Auto, in dem die Frau gesessen hatte, sehr ähnlich. Ich konnte einfach nicht mehr und fing an zu weinen. Später, ich musste einfach mit jemandem reden, rief ich meine beste Freundin an. Sie hatte bereits von dem Unglück gehört. Ich erzählte ihr von meinem Traum und sagte ihr, dass dieses Ereignis schon sehr schlimm sei. Aber das war noch nicht alles. Ich kann nicht sagen was, aber da passiert noch etwas Schrecklicheres. Später erfuhr ich dann von Fukushima. Mich hat das Erlebnis ganz schön aus der Bahn geworfen. Ich kann das diesmal nicht einfach so abhaken. Dank der Medien, die mich ja im-

¹² Bei physischen Einflüssen, die von weit entfernten, sinnlich nicht wahrnehmbaren Quellen ausgehen (z. B. elektromagnetische Felder, Radioaktivität, kosmische Strahlung), nehmen wir allenfalls Wirkungen auf unseren Organismus wahr (z. B. Wärme, Missempfindungen, Krebs etc.), aber keine Ereignisse, die sie auslösen.

mer nett daran erinnern, hängt es wie eine Wolke über mir. Außerdem waren meine Empfindungen viel stärker als sonst. Für mich ist es ein deutliches Signal, dass ich mich endlich damit auseinandersetzen muss. [...] Ich muss unbedingt lernen, wie ich damit umgehen kann, bevor ich ein psychisches Wrack bin. Ich glaube, mich fressen die Träume sonst auf. [...] Ich hoffe so sehr, dass Sie mir weiterhelfen können und dass Sie mich nicht wegen meiner Träume für verrückt erklären. (IGPP, 05726; E-Mail)

Sollte es tatsächlich Wahrnehmungen von Außenweltereignissen in Träumen geben, seien sie außersinnlich oder nicht, würde das gegen den direkten Realismus sprechen. Während man gewöhnliche Träume nach dem Erwachen als eine Scheinrealität¹³ entlarvt, kommt es in Wahrträumen, interpretiert als direkte Wahrnehmung, quasi zu einer Verdoppelung der Realität. Denn nun existiert diese einmal als inneres Erlebnis (der Traum) und einmal als äußeres Ereignis (das, was geträumt wurde). Das macht im obigen AgE-Bericht auch der Perspektivenwechsel deutlich: Zunächst ist die Ratsuchende selbst eine persönlich betroffene Person im Traumgeschehen, das sich am frühen Morgen des 11.03.2011 etwa parallel zu den Ereignissen, die sich bedingt durch die Zeitverschiebung währenddessen am Vormittag an den Küsten Japans ereignen. Nach dem Erwachen identifiziert sie das Erlebte durch die Medien als die Erdbeben- und Tsunami-Katastrophe und glaubt, bestimmte Einzelheiten wiederzuerkennen.

Selbstverständlich ist es nicht vereinbar mit einer naturalistischen Erkenntnistheorie, ohne physische Anwesenheit ein reales Ereignis wahrzunehmen, sei es im Wachzustand oder im Traum. Würden wir annehmen, dass es einen Informationsübertragungsprozess gibt – etwa in der Art, wie er Aristoteles vorschwebte –, stoßen wir auf ein anderes Problem. Offensichtlich ermöglicht der Traumzustand ganz andere ASW-Erfahrungen als der Wachzustand, nämlich ein Miterleben und eine Beteiligung am Geschehen. Mit einem direkten Realismus ergibt das eine Paradoxie, die seiner Grundannahme, dass nur eine Beschreibung der Realität richtig sein kann, widerspricht: Wie könnte ein Geschehen real einmal mit und einmal ohne die Beteiligung der Träumerin stattfinden?

Anders sieht es mit dem indirekten Realismus aus, denn hier kommt es prinzipiell durch den Prozess der mentalen Repräsentation zu einer Verdoppelung: „So wie Fernsehbilder entfernte Sachverhalte repräsentieren, so repräsentieren Sinnesdaten Gegenstände der Außenwelt. Wir erfahren die Außenwelt, indem wir innerlich fernsehen“ (Bernecker, 2009, S. 155). Beim „Fernsehen“ kann die Zuschauerin in die „Sendung“ hineinmontiert bzw. das Selbst-

¹³ Wobei laut Gabriel (2016) auch Träume selbstverständlich Realität sind. Nur wurde der Traum bis zum Erwachen nicht als Traum erkannt und fälschlicherweise im Sinnfeld (Kap. 1.2.1) des Tageswachbewusstseins verortet. Eine „Scheinrealität“ ist ein Wahrtraum nur in der Hinsicht, dass das Traumgeschehen einem Sinnfeld zugeschrieben wird, dem es in Wirklichkeit nicht angehört.

modell der Träumerin durch mentale Simulation ins Traumweltgeschehen eingebettet werden.

2.3.6 Multiple Realitäten

Eine weitere Abweichungskomponente von der normalen Wahrnehmung kommt bei ASW hinzu, wenn nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Distanzen zu Ereignissen überbrückt werden. Die IGPP-Klientin, die schon in den Beispielen 2a (Kap. 1.2.2) und 2b (Kap. 2.3.2) zitiert wurde, hatte, während sie als Jugendliche mit ihrem damaligen Freund A. in dessen Elternhaus übernachtete, folgende Wahrnehmungen in einem luziden Traum:

AgE-Bericht 2c

Da in dem Haus hab ich am Anfang unserer Beziehung öfter geschlafen, bei dem im Zimmer. Und dann bin ich immer um zwei, drei Uhr morgens wach geworden. Mir war immer unheimlich da. Ja, halt wirklich unheimlich. Ganz komisch. [...] Ich hab verschiedene Träume: Einmal ganz normale Träume, dann einmal Träume, wo ich das lenken kann, wo ich weiß, ich liege eigentlich im Bett und schlafe, aber bin bewusst und dann, kann man schlecht erklären. [...] Es kommt einem dann vor wie eine Realität, obwohl man weiß, man liegt ja eigentlich im Bett. Und dann hab ich da eine Nacht geträumt, in Anführungsstrichen, weil, das war kein normaler Traum. Da lag ein alter Mann zwischen mir und dem A., der kriegte keine Luft und hat aber mich angefleht, ich soll A. wach machen, dass er ihm hilft. Und dann hab ich versucht, A. wachzumachen, aber nicht wach bekommen. Und dann ist er gestorben und lag tot zwischen uns. Und der ist voll panisch gestorben, weil er halt erstickt ist. Und dann hab ich am nächsten Tag das dann erzählt. Seinen Eltern und A. und die haben nichts weiter dazu gesagt. Und erst nachdem wir oben ausgebaut hatten und unten nicht mehr schlafen mussten, da haben die mir erzählt, dass der Opa – den hab ich nicht gekannt, der war schon länger tot –, dass der in diesem Zimmer gestorben ist. An irgendwas mit der Lunge war da. Und auch um diese Uhrzeit. So hab ich im Prinzip dem seinen Tod irgendwie nachgeträumt. (IGPP, 06568; Video)

Die Klientin schildert hier eine Variante von ASW, die als Retrokognition bezeichnet wird. Außer in dem Sinne, dass wir am Himmel erloschene Sterne sehen, deren Licht uns jetzt erst erreicht, ist Retrokognition nicht mit Signalübertragung zu erklären. Von diesem Problem an sich einmal abgesehen muss der direkte Realismus, wenn zur Anwesenheit in der außersinnlich wahrgenommenen Situation noch hinzukommt, dass sich diese in der Vergangenheit ereignete, quasi zweifach kapitulieren.

Im besten Fall kann man bei der Retrokognition davon ausgehen, dass die vergangenen Ereignisse tatsächlich stattgefunden haben. Wie aber sieht es bei präkognitiver ASW aus? Sollten Bewusstseinsinhalte, ob im Traum- oder im Wachzustand, tatsächlich zukünftige Sachverhalte repräsentieren, müssten die Signale aus der Zukunft stammen. Diese müssten dann

aber angesichts des realistischen Postulats einer eindeutig beschaffenen Realität und der Korrespondenztheorie der Wahrheit (Kap. 2.1.1) einer bereits feststehenden Zukunft bzw. einem deterministischen Blockuniversum entspringen. Wenn man unter dieser Voraussetzung einräumen wollte, dass Prækognitionen eine Veränderung der wahrgenommenen Zukunft ermöglichen, müssten der klassische Realismus und mit ihm auch der indirekte Realismus als Erkenntnistheorie endgültig aufgegeben werden.

L. E. Rhine (1979) gibt Beispiele in ihrer Fallsammlung, in denen Betroffene vorausgeträumten Ereignissen, die in ihrem persönlichen Wirkungsfeld lagen, eine entscheidende Wendung geben konnten. In einem Fall weckt eine junge Frau, die gerade aus einem schrecklichen Traum erwacht ist, ihren Mann auf:

AgE-Bericht 20

Sie hatte geträumt, dass ein großer Kronleuchter, der über dem Bett des Babys im Nachbarzimmer hing, in die Wiege gefallen wäre und das Baby zerschmettert hätte. Im Traum konnte sie sich selbst und ihren Mann in der Verwüstung stehen sehen. Die Uhr auf dem Kinderschrank zeigte 4.35 Uhr. Entfernt konnte sie den Regen auf der Fensterscheibe hören und den draußen wehenden Wind. Doch ihr Mann lachte sie einfach aus. Er meinte, das wäre ein dummer Traum, sie solle ihn vergessen und wieder schlafen; er selbst war gleich wieder eingeschlafen. Doch sie selbst konnte es nicht. Schließlich stand sie, immer noch verängstigt, auf und ging in das Kinderzimmer, holte das Baby und legte es in ihr Bett. Dabei blieb sie stehen und sah aus dem Fenster, sah den Vollmond, das ruhige Wetter – ganz unähnlich ihrem Traum. Dann ging sie, obwohl sie sich etwas töricht vorkam, mit dem Baby zurück ins Bett. Ungefähr zwei Stunden später wurde sie von einem unerhörten Krach geweckt. Sie sprang auf, gefolgt von ihrem Mann, und lief ins Kinderzimmer. Dort wo das Baby gelegen hatte, lag der Kronleuchter auf der Wiege. Sie sahen sich an, dann sahen sie zur Uhr. Sie zeigte 4.35 Uhr. Noch immer ein bißchen skeptisch, lauschten sie – auf das Geräusch des Regens an der Fensterscheibe und des Windes, der draußen heulte. (L. E. Rhine, 1979, S. 201–202)

Wenn man solchen Schilderungen Glauben schenken möchte, ergibt sich nicht nur das Problem der Verdoppelung von Realität, in dem in einer gegenwärtigen Wahrnehmung die Zukunft gesehen wird, sondern paradoxerweise folgt auch noch, dass die geschene Zukunft, wenn sie Gegenwart wird, durch einen Eingriff, der erst durch die Prækognition ermöglicht wurde, anders verläuft, als sie vorhergesehen wurde. Neuhäusler zitiert ein ähnliches Beispiel aus der Fallsammlung von Rhine und sieht „das Paradoxe, daß hier die Prækognition sich selbst als Prækognition aufhebt, weil sie Anlaß zur Verhinderung ihrer Verifikation wird. Es ist klar, daß dann nur ein Entwurf und nicht eine unentrinnbare Vorzeichnung oder gar ein vollendetes Faktum gesehen wurde“ (1966, S. 808).

Wenn man hypothetisch annimmt, dass die Zukunft vorhergesehen werden kann, dann widerspricht die korrekte Wahrnehmung einer Zukunft, die man ändern kann, zwangsläufig

dem vierten Realismus-Kriterium (Kap. 2.1.1), nach dem nur eine Beschreibung der Realität richtig sein kann. Damit drängt sich eine andere als die klassische Realitätsauffassung oder die konstruktivistische Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit auf. Im traditionellen philosophischen Verständnis lässt sich beim übergeordneten Begriff der Realität noch „Möglichkeit u. Notwendigkeit auseinanderhalten, während in der Wirklichkeit beides zusammenfällt“ (Schmidt & Schischkoff, 1991, S. 602). Das heißt, in der Wirklichkeit wird das Mögliche zur Tatsache. Prækognitive Eindrücke bezögen sich demnach nicht auf eine manifeste Wirklichkeit, sondern allenfalls auf eine latent-reale Möglichkeit.

Wie schon an anderer Stelle (Kap. 2.1.2) diskutiert, erweist sich nun aber in der modernen Quantenphysik das Potenzielle als notwendige Bedingung des Materiellen. „Die quantenphysische Stabilität von Materie, die in den klassischen Theorien vollkommen unverständlich bleibt, sowie die in der Theorie durch Symmetrien repräsentierten Invarianzen bilden [...] den Kern dessen, was man in der abstrakten Quantentheorie als wirklich definieren kann“ (Eidemüller, 2017, S. 314). Deshalb plädiert Eidemüller dafür, den Begriff der Realität auf manifeste klassisch-physikalische Gegebenheiten einzuschränken und Wirklichkeit in Verbindung mit latenter Potenzialität als fundamental anzusehen. „Für diese *quantentheoretische Potenzialität* gibt es kein klassisches Analogon“ (Lucadou & Römer, 2011, S. 87).

Wollte man nicht von vorneherein ausschließen, dass prækognitive AgE auf Gewährwendungen von realer, latenter Potenzialität basieren könnten, müsste man jenseits der ausgetretenen Pfade erkenntnistheoretisches Neuland erkunden.

3 Systemtheoretische Perspektiven

Die Bewältigung dieses umfangreichen Kapitels verlangt einigen Aufwand, den wir vorab rechtfertigen wollen. Wir sahen, dass die „herkömmlichen“ Erkenntnistheorien mit inneren Widersprüchen, vor allem aber mit dem psychophysischen Problem zu kämpfen haben. In diesem Problem sind AgE verwurzelt. Ob es um außersinnliche Wahrnehmungen, Psychokinese, Geistheilung oder außerkörperliche Erfahrungen geht: AgE zeichnen sich dadurch aus, dass die berichteten Phänomene das Territorium verlassen, das dem psychophysischen Problem als vertrauter Binnenanomalie (Kap. 1.1.3) üblicherweise zugestanden wird. Wenn die Wissenschaft das Problem bei einem Thema nicht einfach ausklammern kann, versucht sie im Allgemeinen in nicht überzeugender Weise, es mit einem physikalistischen Reduktionismus auszuhebeln.

Bei einer ernsthaften Beschäftigung mit AgE kommen wir um das psychophysische Problem nicht herum. Es wird kaum in Betracht gezogen, dass AgP flüchtige Sonderformen von psychophysischen Korrelationen sein könnten und damit vielleicht sogar ein Schlüssel für ein besseres Verständnis des psychophysischen Problems. Beispielsweise mahnt der Psychologe Pöppel: „Wenn wir etwas nicht sofort erklären können, so muß das nicht heißen, daß geheimnisvolle (paranormale) Kräfte am Werk sind“, (1997, S. 173). Da ist ihm sicherlich zuzustimmen. Aber dogmatisch vorauszusetzen, dass es für die bei AgE berichteten Phänomene immer Erklärungen im Rahmen der etablierten Paradigmen geben müsse, obwohl sie dort bislang nicht gefunden wurden, ist keine zufriedenstellende Lösung. Pöppel vertritt hier eine Haltung, die er selbst anprangert:

Paranormale Erklärungsversuche sind [...] Ausdruck geistiger Trägheit. Man kann immer sagen, wenn etwas unverständlich ist, daß es ein Beweis für Telepathie, Hellsehen, Präkognition oder Telekinese sei. Das „Elegante“ an einer solchen Sichtweise ist, daß sie nicht widerlegt werden kann. Aus erkenntnistheoretischen Gründen kann man die Nicht-Existenz eines Phänomens prinzipiell nicht beweisen. (1997, S. 173–174)

Ebenso wenig wie sich die Nichtexistenz von „unerklärlichen“ Phänomenen beweisen lässt, lässt sich die Nichtexistenz „normaler“ Erklärungen für AgP beweisen. Man sollte es sich in keiner Weise zu bequem machen und sowohl in konventionelle als auch in unkonventionelle Richtungen denken. Und anders als Pöppel suggeriert, sind „paranormale“ Erklärungsversuche im Kontext einer wissenschaftlich betriebenen Parapsychologie selbstverständlich falsifizierbar, denn plausible normale Erklärungen hebeln paranormale Hypothesen aus. Caspar (2012) vertritt die Auffassung, dass die konventionelle Psychologie und eine „Klinische Parapsychologie“ gegenseitig befruchten könnten und betont, dass erstere „probably would have to get rid, at least to some extent, of this field’s traditional aspiration of being in any way special among the sciences. This might be an option that does not seem very attractive

to all of its representatives“ (S. 34). Wir stimmen voll zu, dass die Beschäftigung mit AgE keinen wissenschaftlichen Ausnahmestatus beanspruchen sollte, erwarten aber nicht nur vonseiten der wissenschaftlichen Parapsychologie, sondern auch vonseiten der akademischen Psychologie eine Bereitschaft zur Hinterfragung ihrer Paradigmen.

Weiter unten behandeln wir Ansätze, die andere Vorschläge für die Lösung des psychophysischen Problems anbieten als der wissenschaftliche Mainstream. Für ihr Verständnis bedarf es allerdings der Kenntnis allgemeinerer Grundkonzepte. Wir beginnen in Kapitel 3.1 mit dem Prinzip der Selbstorganisation und stellen darauf aufbauende Paradigmen wie den Konnektionismus, Zwei-Prozess-Theorien, die Konsistenztheorie und das Konzept der pragmatischen Information vor. Vordergründig geht es darum, wie Systeme, insbesondere Menschen, mit ihrer Umwelt interagieren, Information verarbeiten und sich regulieren. Wir werden sehen, dass die besprochenen Ansätze verschiedene Ebenen des mentalen und psychophysischen Geschehens beschreiben, aber deren Zusammenwirken nicht erklären können. Der AgE-Bezug wird dabei vorübergehend zurücktreten, aber wenn wir im Hinterkopf behalten, dass AgE von psychophysischen Anomalien handeln, behalten wir den roten Faden.

In einem erneuten Anlauf wenden wir uns in Kapitel 3.2 psychophysischen Konzepten wie Autopoiese, Emergenz, Embodiment und sogenannter zirkulärer Kausalität zu, mit denen der sogenannte Enaktivismus versucht, den psychophysischen Dualismus in einem ganzheitlichen Ansatz aufzuheben. Wir werden argumentieren, dass dieses Unterfangen nicht gelingen kann, solange am klassischen Kausalitätsprinzip festgehalten wird. Mit dem Konzept der Verschränkung, dem Komplementaritätsprinzip und dem Duale-Aspekte-Monismus werden Alternativen aufgezeigt, die zum Verständnis psychophysischer Korrelationen keine direkten Wechselwirkungen voraussetzen.

In Kapitel 3.3 wenden wir uns menschlichen Grundbedürfnissen zu. Deren zentrale Bedeutung für das Verständnis von AgE wird deutlich, wenn wir Autonomie und Bindung nicht nur als fundamentale Grundbedürfnisse, sondern systemtheoretisch darüber hinaus als universelle Struktur determinanten aller lebenden Systeme bestimmen. Mit diesen Voraussetzungen wird anknüpfend an die Konsistenztheorie in Kapitel 3.4 modellhaft demonstriert, wie die Bedrohung oder Nichterfüllung der Grundbedürfnisse nach Autonomie und Bindung aufgrund strukturdeterministischer Prinzipien zu außergewöhnlichen mentalen Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmodell führen kann.

Es sei ausdrücklich gesagt, dass es bei allen unseren Anstrengungen nicht um eine Feststellung des ontologischen Status der bei AgE berichteten Phänomene geht. Abschließend wird ein Komplementäre-Aspekte-Paradigma eingeführt, auf dessen Grundlage die entwickelten Modelle und die in dieser Arbeit noch folgende Konzepte und Forschungsergebnisse sowohl

naturalistisch mit dem Standardparadigma der mentalen Repräsentation als auch mit einem Duale-Aspekte-Monismus interpretiert werden können. Mit dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma wird ein Rahmen geschaffen, der die aufgeschlossene Untersuchung und ein besseres Verständnis der Funktion und Bedeutung von AgE in der Lebenswelt und im psychischen Geschehen der Betroffenen erlaubt.

3.1 Grundkonzepte

In den Kognitionswissenschaften wurde mentale Repräsentation bis in die 1980er-Jahre vornehmlich als sequenzielle Verarbeitung diskreter semantischer Symbole aufgefasst und modelliert. Man hatte es zu tun mit einer „breiten, aber klar umrissenen Orientierung, die [...] vielerlei naturwissenschaftliche und technische Entwicklungen angestoßen hat, und zwar in der kognitiven Psychologie, in der Linguistik, in vielen Bereichen der Neurowissenschaften, und natürlich im Bereich der künstlichen Intelligenz“ (Varela, 1990, S. 38). Da der sogenannte Kognitivismus sich an der Funktionsweise von Computern, die Information seriell nach festgelegten Regeln verarbeiten, orientiert, wird zuweilen auch von einem „Computationalismus“ gesprochen. Mit der Entwicklung der Selbstorganisationstheorien kam ab den 1980er-Jahren Bewegung in die Kognitionswissenschaft und es wurde mit dem sogenannten Konnektionismus zunächst eine Abkehr vom Paradigma der symbolischen Informationsverarbeitung eingeleitet. Später etablierten sich dann Zwei-Prozess-Theorien, die konnektionistische und kognitivistische Annahmen verknüpfen. Im Folgenden werden die Selbstorganisationstheorie, der Konnektionismus und das Zwei-Prozesse-Paradigma vorgestellt, um dann auf diesen Grundlagen aufbauende Modelle der menschlichen Selbstregulation und Informationsverarbeitung zu diskutieren.

3.1.1 Selbstorganisation

Der Begriff „System“ bezeichnet im Lexikon der Philosophie ganz allgemein „einen Zusammenhang von einzelnen Teilen, die voneinander abhängig sind und so ein Ganzes bilden, das einer bestimmten Ordnung unterliegt“ (Noetzel, 2008, S. 599). Demnach sind so unterschiedliche Dinge wie mechanische Apparaturen, Klassifikationen, Lebewesen oder Staaten Systeme. Da wir uns im Folgenden für physische und psychophysische Gegebenheiten mit Eigendynamik interessieren, verstehen wir unter einem System etwas spezifischer „eine von der Umwelt abgegrenzte funktional geschlossene Entität [...], die aus Elementen besteht, die miteinander in Wechselwirkungen stehen. Systeme können offen sein für Austauschprozesse mit ihrer Umwelt. Je nach Tiefe

*der Systemanalyse können verschiedene hierarchische Ebenen innerhalb eines Systems und heterarchische Wechselwirkungen zwischen Systemen unterschieden werden*¹⁴ (Strunk & Schiepek, 2013, S. 8).

Grundsätzlich muss zunächst einmal zwischen energetisch geschlossenen und offenen Systemen unterschieden werden. Neben dem 1. Hauptsatz der Thermodynamik bzw. dem Energieerhaltungssatz gilt für geschlossene Systeme auch der 2. Hauptsatz, der besagt, dass ihre Entropie irreversibel zunimmt. Entropie wird häufig in vereinfachter Weise als Maß für „Unordnung“ bezeichnet. „Die damit bezeichnete Unordnung ist zum Teil diejenige der Wärmebewegung, zum Teil diejenige, welche bei verschiedenen Arten von Atomen oder Molekülen auftritt, wenn sie aufs Geratewohl gemischt statt säuberlich auseinandergehalten werden“ (Schrödinger, 1946, S. 104). So lehrt das klassische Schulbeispiel, dass Ordnung und Information abnehmen, wenn die Moleküle eines Zuckerwürfels sich in einer Tasse Kaffee verteilen. Für jedes geschlossene System gilt, dass es zunehmend seine Eigenschaften verliert und der wahrscheinlichste Zustand eines Systems ist der mit maximaler Entropie. Ganz am Ende wird schließlich das allumfassende materielle Universum, sofern es sich um ein geschlossenes System handelt, den „Wärmetod“ erleiden und jede Bewegung zum Stillstand kommen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie es Lebewesen gelingen kann, ihre Existenz über relativ lange Zeit trotz der naturgesetzlichen Entropie aufrechtzuerhalten: „Es ist dies Vermeiden des raschen Zerfalls in den trägen Zustand des ‚Gleichgewichts‘, das uns einen Organismus so rätselhaft erscheinen lässt; so rätselhaft, daß seit den frühesten Zeiten menschlichen Denkens im Organismus ein Wirken irgendeiner außergewöhnlichen Kraft (*vis viva*, Entelechie) gefordert wurde“, so Schrödinger (1946, S. 112) in seinem Klassiker „Was ist Leben?“.

Eine richtungsweisende Antwort gibt Schrödinger mit dem Konzept der „negativen Entropie“ als Ordnung bzw. Energie, die ein Organismus aus seiner Umwelt „zu sich hin zieht, um die Entropieerhöhung, welche er durch sein Leben verursacht, auszugleichen und sich damit, auf einer gleichmäßigen und ziemlich tiefen Entropiestufe zu halten“ (1946, S. 116–117). Jedes Lebewesen ist demnach ein offenes System, das seine eigene Ordnung erhält, indem es an anderer Stelle Unordnung erzeugt. „Das läuft darauf hinaus, dass irgendwo im Universum ein Ungleichgewicht bestehen muss, also ein geordneter Zustand, dessen Tendenz zur Gleichverteilung (Unordnung) Lebewesen zur Erzeugung und Replikation ihrer eigenen Ordnung nutzen können“ (Plaxco & Groß, 2012, S. 18). Schrödinger konnte mit seinem Konzept der negativen Entropie zwar begründen, wie es Lebewesen gelingt, über längere Zeiträume zu existieren und dem Tod fernzubleiben, aber wie Ordnung aus Unord-

¹⁴ Es sei noch einmal angemerkt, dass Hervorhebungen in Zitaten kommentarlos übernommen werden (vgl. Kap. 1.1.1, Fußnote 5). Auf Hervorhebungen, die im Stil vom Original abweichen oder vom Verfasser stammen, wird hingewiesen.

nung oder aus einer bestehenden Ordnung höhere Ordnungszustände hervorgehen, konnte er seinerzeit noch nicht erklären.

Antworten fanden sich schließlich mit dem Selbstorganisationsparadigma, das in den 1960er bis 1970er-Jahren in verschiedenen Anwendungsfeldern begründet wurde (Paslack, 1991). Hier ist an erster Stelle Prigogine (z. B. Nicolis & Prigogine, 1977) mit seiner bahnbrechenden Theorie der dissipativen Strukturen zu nennen. Dissipative Systeme sind offene Nichtgleichgewichtssysteme, die nicht nur beständig Energie und Materie mit ihrer Umwelt austauschen, sondern auch neue Ordnungszustände ausbilden. Prigogine hat als Chemiker „erstmalig beschrieben und erklärt, wie ‚Ordnung aus Fluktuation‘ entstehen kann: Im Falle nichtlinearer Ungleichgewichte können (mikroskopisch) kleine energetische Fluktuationen [...] das System in einen ganz neuen Zustand treiben und dadurch zum Motor der Systementwicklung werden“ (Paslack, 1991, S. 7). Besagte Fluktuationen können sowohl durch Störungen und Einflüsse aus der Systemumgebung als auch systemintern erzeugt werden. Die in einem dissipativen System ausgelöste Dynamik „ist gekennzeichnet von spontanen Selbstorganisationsprozessen, die im Detail keinesfalls von der sie hervorrufenden Energie determiniert werden. In diesem Sinne organisiert sich die Systemdynamik selbst, ohne dass die dazu nötige Energie vorgibt, wie sich das System verhalten soll“ (Strunk & Schiepek, 2013, S. 76).

Mit dem Begriff der Selbstorganisation wird also bezeichnet, was einem System „nicht von außen aufgeprägt oder aufgezwungen wird, sondern was im und durch das System selbst erzeugt wird. [...] Die durch die dynamische Abhängigkeit zwischen den Komponenten (Größen, Variablen) eines Systems induzierten Eigenschaften und Strukturen eines Systems und seine Komponenten nennen wir *selbstorganisiert*“ so An der Heiden (1992, S. 72).

Tschacher und Junghan (2000, S. 66) verstehen unter Selbstorganisation „den Vorgang einer spontanen Komplexitätsreduktion“, die durch Musterbildung, Stabilität und Optimalität gekennzeichnet ist. Diese Kriterien gelten ihres Erachtens für „jede Kognition und Handlung und sind entsprechend von jeder Theorie über Kognition und Handlung zentral zu berücksichtigen“. Für die notwendige Stabilität sorgt „nach der Sprache der Theorie dynamischer Systeme [...] ein Attraktor, der eine große Zahl von möglichen Systemzuständen (den Einzugsbereich des Attraktors) auf eine Teilmenge von Zuständen abbildet bzw. zurückregelt“, wobei „in der Regel diejenigen Muster (Prozessgestalten) entstehen, die das angelegte Ungleichgewicht im Sinne einer ‚Spannungsreduktion‘ am besten abzubauen vermögen“ (2000, S. 68). Der zentrale Begriff ist hier derjenige der Stabilität, der im Kontext der nichtlinearen Dynamik folgendermaßen bestimmt werden kann:

Ein Gleichgewichtszustand heißt *stabil*, wenn das System nach einer kurzfristigen, nicht zu großen externen Störung, die es aus diesem Gleichgewicht auslenkt, in den Gleich-

gewichtszustand zurückkehrt. In diesem Fall nennt man den Gleichgewichtszustand einen *Attraktor*. Diese Rückkehr in die Gleichgewichtslage ist eine selbstständige Leistung des Systems, die infolge der dynamischen Abhängigkeit seiner Komponenten (Größen) zu Stande kommt, und ist daher [...] ein Selbstorganisationsphänomen. (An der Heiden, 1992, S. 77)

Solange dissipative Systeme äußere Einwirkungen absorbieren können, ist ihr Zustand stabil. Falls externe Einflüsse Fluktuationen auslösen, die eine kritische Größe überschreiten, führen Instabilitäten zu einer neuen Ordnung des Systems. Kurz zusammengefasst besitzen selbstorganisierende Systeme also drei zentrale Eigenschaften:

1. Im stationären Gleichgewichtszustand ist die Entropieproduktion eines selbstorganisierenden Systems ein Minimum.
2. Durch die Umwelt induzierte Störungen des Systems, die zu einer erhöhten Entropieproduktion führen würden, werden herabreguliert.
3. Falls die Struktur des Systems externe Einwirkungen nicht assimilieren kann, regen die dadurch ausgelösten Instabilitäten neue Strukturbildungen an.

Mit den Prinzipien der Stabilität und des Spannungsabbaus wird „ein Optimalitätsprinzip begründet, das mit den Gesetzen der Thermodynamik, insbesondere dem 2. Hauptsatz, in Einklang steht“ (Tschacher & Junghan, 2000, S. 68). Nach Strunk und Schiepek sollte „eine Psychologie, die sich komplexen Lernprozessen nach dem Modell der Selbstorganisation zuwendet, zumindest metaphorisch von dissipativen psychischen Systemen ausgehen“ (2013, S. 76). Wie wir noch sehen werden, lassen sich die Stabilitätsmerkmale von mentalen Zuständen anschaulich in Potenziallandschaften darstellen (Kap. 3.1.6; 4.1), die darüber hinaus in der Psychotherapieforschung auch als „Spannungslandschaften“ (Berger, 2005; Caspar, 2002, 2016) interpretiert werden (Kap. 3.1.6). Bevor wir dahin kommen, befassen wir uns mit den Auswirkungen der Selbstorganisationstheorie auf das bis dato vorherrschende Paradigma in den Kognitionswissenschaften.

3.1.2 Konnektionismus

Im Zuge der Entwicklung und vielfältigen Anwendungen der Selbstorganisationstheorie konnte sich mit dem sogenannten Konnektionismus ein alternatives Paradigma zur symbolischen Informationsverarbeitung bzw. dem Kognitivismus etablieren. Der Kognitivismus ging Mitte der 1950er-Jahre aus der Kybernetik hervor, mit der die Kognitionswissenschaft in den 1940er-Jahren ihren Anfang nahm (Helm, 1991; Pospeschill, 2004; Varela, 1990). Auch die Wurzeln des Konnektionismus, mit dem ab den 1980er-Jahren eine Abkehr von der Computermetapher vollzogen wurde, liegen in dieser frühen Zeit. Damals wurden Neuronen als informationsverarbeitende Elemente (McCulloch & Pitts, 1943) identifiziert und assoziatives Lernen wurde mit Verstärkung ihrer Verbindungen erklärt (Hebb, 1949). In Ver-

bindung mit der Selbstorganisationstheorie konnte der Konnektionismus auf diese frühen Ideen zurückgreifen.

Im Konnektionismus orientiert man sich bei der Modellierung mentaler Prozesse am Gehirn, weshalb auch von neuronalen Netzwerkmodellen gesprochen wird. Statt von einer seriellen Verarbeitung lokal und symbolisch verankerter Informationen wie beim Kognitivismus geht man von einem „parallel distributed processing“ (Rumelhart & McClelland, 1986) miteinander verbundener subsymbolischer Einheiten aus. Informationsverarbeitungsprozesse, die in konnektionistischen Modellen mathematisch formalisiert und mithilfe von Computern simuliert werden, basieren auf Einheiten bzw. künstlichen Neuronen mit Aktivierungswerten, die sich über erregende oder hemmende Verbindungen ausbreiten: „Gegenstand des Konnektionismus ist die Erforschung und Konstruktion adaptiver informationsverarbeitender Systeme, die sich aus einer großen Zahl uniformer Verarbeitungseinheiten (units) zusammensetzen und deren wesentliches Verarbeitungsprinzip in der Übertragung von Signalen in Form von Aktivierungen über gerichtete Verbindungen (connections) besteht“ (Pospeschill, 2004, S. 27). In neuronalen Netzwerken werden Eingangs- und Ausgangseinheiten unterschieden, wobei alle Berechnungen auf Einstellungswerten der Einheiten basieren, die den Input aus der Systemumgebung verarbeiten.

Unterschiede in konnektionistischen Modellen gründen sich auf unterschiedliche Berechnungsfunktionen der Inputeinheiten und Variationen ihrer topologischen Verbindungen: „Entscheidend für die Charakteristik konnektionistischer Netzwerke ist, dass die Informationen parallel durch die gleichzeitige Aktivität vieler Units verarbeitet werden. Ebenso ist entscheidend, dass die Netzwerke nicht explizit programmiert werden, sondern die relevanten Informationen aus Beispielen eigenständig erlernen“ (Pospeschill, 2004, S. 27). Das eigenständige Lernen in neuronalen Netzen wird als Selbstorganisationsprozess verstanden. Begriffe, mit denen wir operieren, oder Gegenstände, die wir wahrnehmen, werden durch Aktivierungsmuster vieler Einheiten verteilt über das Netzwerk repräsentiert. Anders als im Kognitivismus gibt es hier keine Unterscheidung zwischen Informationen und den Strukturen, in denen sie verarbeitet werden. Es existieren keine von der neuronalen Basis gesonderten Symbole, beispielsweise für Worte, die wir denken (z. B. „Politik“), oder Gegenstände, die wir sehen (z. B. ein Auto), und folglich auch keine semantische Ebene, auf der mit solchen Symbolen operiert wird. Die Bedeutung „ergibt sich aus dem Funktionieren des gesamten Systems in irgendeinem Bereich, zum Beispiel im Bereich des Wiedererkennens oder Lernens. Da dieser Gesamtzustand wiederum aus einem Netzwerk von Einheiten entsteht, die weitaus feinkörniger sind als Symbole, bezeichnen gewisse Forscher den Konnektionismus als das „subsymbologische Paradigma“ (Varela, 1990, S. 79).

Vor diesem Hintergrund müssen unterschiedliche Verwendungen des Begriffs der mentalen Repräsentation unterschieden werden. Sowohl im Kognitivismus als auch im Konnektionismus bedeutet Repräsentation in einem sehr allgemeinen Sinn, dass physische bzw. neuronale Zustände über sich hinaus noch auf etwas verweisen, was sie nicht selbst sind. So gesehen könnte man Repräsentationen noch als Symbole bezeichnen, nur um damit zu sagen, dass Zustände des Gehirns Informationen über Sachverhalte darstellen. Im Kognitivismus ist ein Symbol darüber hinaus jedoch „etwas, das etwas bedeutet *und* das nach formalen Regeln umgeformt wird. Eine notwendige Voraussetzung für ein Symbolsystem ist, daß es neben den Symbolen, die Dinge in der Welt repräsentieren, auch noch Symbole gibt, die Regeln zur Manipulation von Symbolen repräsentieren“ (Helm, 1991, S. 108). Im Kognitivismus wird also mit mentalen Repräsentationen innerhalb eines regelhaften Symbolsystems operiert. Der Konnektionismus dagegen „favorisiert den *Konstruktionsaspekt* bei der Repräsentation [...] und vernachlässigt eindeutig den *computationalen* Aspekt im Rahmen eines Abbildungsprozesses“ (Pospeschill, 2004, S. 54). Neuronale Netze repräsentieren die Welt, indem sich ihre Struktur selbstorganisiert an das, was von dieser auf sie einwirkt, adaptiert, ohne dabei festen Regeln und vorherbestimmten Wegen zu folgen. Damit ist der Konnektionismus dem Konstruktivismus näher als dem indirekten Realismus (Kap. 2.1.1).

Pospeschill (2004) stellt die zentralen Unterschiede beider Paradigmen im Hinblick auf vier zentrale Punkte gegenüber: Er charakterisiert mentale Repräsentationen im symbolischen Paradigma (1) als *strukturiert*, weil ihre Bedeutung durch Regeln definiert ist, (2) als *kontextfrei*, weil ihre Bedeutung nicht von umfassenden Zusammenhängen bestimmt wird, (3) als *intern-semantisch*, da unterschiedliche Bedeutungen mit formal unterschiedlichen mentalen Gegebenheiten verknüpft sind, und (4) schließlich als *passiv*, da Repräsentationen, solange sie nicht an Verarbeitungsprozessen beteiligt sind, unverändert bleiben. Dagegen gilt mentale Repräsentation im Konnektionismus (1) als *holistisch*, das heißt, Bedeutung entsteht durch aktivierte Erregungsmuster, (2) als *kontextgebunden*, denn verschiedene Beiträge sind relativ zur Bedeutung des Ganzen, das sie bilden, (3) als *extern-semantisch*, denn Bedeutung basiert auf der adaptiven Verarbeitung von äußeren Einwirkungen auf das System, und (4) als *aktiv*, insofern mit der Aktivierung eines Musters ohne einen gesonderten Abrufvorgang bereits die repräsentationale Funktion gegeben ist (Pospeschill, 2004, S. 52–53).

Der Konnektionismus kann kognitive Fähigkeiten des Menschen in mancher Hinsicht besser beschreiben als der Kognitivismus. So braucht der Mensch etwa 100 Millisekunden, um ein Gesicht wiederzuerkennen oder eine Frage zu beantworten. Wenn man zugrunde legt, dass die Neuronen des menschlichen Gehirns mit einer Frequenz von etwa einer Millisekunde schalten, kann der entsprechende Informationsverarbeitungsprozess folglich höchstens auf hundert seriellen Schritten basieren. Aber auch mit Tausenden von Programmschritten in Geschwindigkeiten „von denen ein menschliches Gehirn nicht mal zu träumen wagt, gelingt

es nicht, Geräte zu bauen, die auch nur annähernd die kognitiven Fähigkeiten eines dreijährigen Kindes haben. Was liegt also näher, als anzunehmen, daß die Simulation des Gehirns mit Hilfe neuronaler Netze erfolgsversprechender ist?“ (Helm, 1991, S. 112). So plausibel diese Annahme auch scheinen mag, so spricht doch einiges dagegen, dass sich das mentale Geschehen auf überzeugende Weise rein konnektionistisch konzipieren lässt.

3.1.3 Zwei-Prozess-Theorien

Als wohl prominenteste Kritiker des Konnektionismus argumentieren Fodor und Pylyshyn (1988), dass sich propositionale Einstellungen, eine spezifische Form von Intentionalität (Kap. 2.1.4), prinzipiell nicht aus einer subsymbolischen Informationsverarbeitung herleiten lassen, sondern eine „language of thought“ (Fodor, 1979) erfordern. Man muss sich das so vorstellen, dass diese Sprache „im Gehirn wie das Programm eines Computers implementiert sein soll. Hat z. B. Peter die Überzeugung, dass Elvis noch lebt, dann ist dieser Theorie gemäß ein Vorkommnis des Satzes ‚Ich glaube, dass Elvis noch lebt‘ in Peters Gehirnstruktur realisiert“ (Schlicht, 2008, S. 63–64). Die Bildung propositionaler Einstellungen ist laut Fodor und Pylyshyn nur mittels diskreter Symbole und einer kombinatorischen Syntax und Semantik möglich. Will ein Vertreter des Konnektionismus die Existenz von Propositionalität nicht leugnen, dann müsste er plausibel erklären, wie aus der subsymbolischen Selbstorganisation in neuronalen Netzen eine ganz neue Qualität, nämlich systematisches, regelgeleitetes und logisch operierendes Denken hervorgehen kann.

Metzinger (1999) war als Sympathisant des Konnektionismus Ende der 1990er-Jahre allerdings zuversichtlich, dass Bewusstsein „ohne diskrete interne Symbole oder propositionales inneres Wissen realisiert werden könnte. [...] ‚Bewußtheit‘ würde [...] einfach dadurch entstehen, daß ein komplexes, nicht lineares physikalisches System sich bei jedem gegebenen Input wieder in seinen energieärmsten Zustand zu relaxieren versucht“ (S. 98). Er stellt damit die klassische Lehre der Intentionalität infrage und hält mit dem Selbstorganisationsparadigma die Begrifflichkeit der Information entgegen: Letztere habe „einen Brückenschlag zwischen Natur und Geisteswissenschaften [...] ermöglicht, weil sie das Potential einer Verbindung von Physik (Negentropie) und Erkenntnistheorie (Wissen durch Repräsentation) in sich birgt. An die Stelle von Intentionalität tritt nun Informationsverarbeitung“ (S. 127). Während der Kognitivismus davon ausgeht, dass das Bewusstsein auf Wahrnehmungsgegenstände gerichtet ist und diesen ihre Bedeutungen zuweist, entsteht aus konnektionistischer Sicht Bedeutung erst durch die Selbstorganisationsdynamik des mentalen Systems, die durch äußere Einwirkungen angeregt wird. Metzinger hebt hervor, dass hierbei „Information genau in die entgegengesetzte Richtung fließt (nämlich primär in das System ‚hinein‘), in die der ‚Pfeil der Intentionalität‘ zeigt“ (S. 128). Wir haben es hier also mit einem fundamentalen

„Richtungsstreit“ im Hinblick auf die Frage zu tun, von wo her das mentale Geschehen seine Ordnung erhält.

Hier ist nicht der Platz, alle Argumente, mit denen Konnektionisten und Kognitivisten ihre Positionen gegenseitig zu entkräften suchen, im Einzelnen zu diskutieren (ausführlich dazu z. B. Helm, 1991). Wir müssen aber festhalten, dass diese Auseinandersetzung Relevanz für die Frage nach dem Verhältnis der beiden Informationsverarbeitungssysteme hat. Zwischen dem propositionalen und symbolischen Paradigma des Kognitivismus, das einer rationalen Informationsverarbeitung entspricht, und dem Konnektionismus, der die ganzheitlichen und subsymbolischen Prozesse des experienciellen Systems beschreiben kann, klafft eine Lücke. Extreme Vertreter beider Lager behaupten, das eigene Paradigma könne kognitive Prozesse angemessen beschreiben, wozu der andere Ansatz nicht in der Lage sei. Die in der Vergangenheit sehr intensiv geführten Debatten mit Ausschließlichkeitsanspruch sind inzwischen aber ziemlich abgeflacht. Unter Verwendung ähnlicher Termini („dual-process“, „dual-system“, „dual-type“, „dual-mode“ etc.) haben sich heute Zwei-Prozess-Theorien etabliert, deren Gemeinsamkeit darin besteht, zwischen unbewusst-intuitiven und bewusst-reflektiven Prozessen zu unterscheiden (Evans & Stanovich, 2013) und sowohl kognitivistische als auch konnektionistische Aspekte zu berücksichtigen.

Bereits Ende der 1980er-Jahre plädierte Smolensky (1988) in einer einflussreichen Arbeit dafür, mit dem Konnektionismus von einer subsymbolischen Grundlage auszugehen, aber gleichwohl müsse eine symbolische Ebene konstatiert werden, die sich nicht auf diese reduzieren ließe: „The relationship between subsymbolic and symbolic models is more like that between quantum and classical mechanics. Subsymbolic models accurately describe the microstructure of cognition, whereas symbolic models provide an approximate description of the macrostructure“ (S. 12). Darüber hinaus sind subsymbolische Prozesse laut Smolensky nicht identisch mit der neuronalen Basis, diese beschreibe allenfalls die Strukturen, nicht aber die Dynamik des kognitiven Geschehens. So, wie symbolische Bewusstseinsphänomene eine Approximation der subsymbolischen Ebene seien, so seien subsymbolische Prozesse eine Approximation an die neuronale Basis.

Neuronale Netzwerktheorien und konnektionistische Modelle erweisen sich insbesondere in der klinischen Psychologie und Psychotherapieforschung als fruchtbar (Berger, 2005; Caspar, 1997, 1998; Caspar & Berger, 2007). Caspar et al. (1992) haben früh erkannt, dass die mentalen Prozesse, die dem experienciellen Informationsverarbeitungssystem (Kap. 1.5) zugeschrieben werden, kaum mit symbolischer Informationsverarbeitung, aber sehr wohl mit den neuronalen Netzwerkmodellen des Konnektionismus kompatibel sind. Dabei nehmen sie ebenfalls eine vermittelnde Position ein, die das rationale System und symbolische Informationsverarbeitung nicht generell infrage stellt:

In sum, it still appears that connectionist models are able to deal with such phenomena more naturally given their fast, nonanalytic, holistic, subsymbolic way of processing information. From this perspective such ways of processing information are the rule and not the exception. We are, however, not one-sidedly in favor of intuitive processes at the cost of rational-analytic processes. There is a necessity to describe and understand both intuitive and analytic processes, in contrast to the past where there was a clear bias in favor of analytic processes. A connectionist (or hybrid) framework could lead to a new view of our current evaluation procedures in therapy training and research. (Caspar et al., 1992, S. 747)

Statt den Kognitivismus und den Konnektionismus als konkurrierende Erklärungstheorien zu betrachten, erscheint es sinnvoller, sie als sich ergänzend anzusehen, wie Carver und Scheier hervorheben: „Many cognitive psychologists, having struggled with issues raised by differences between the symbolic approach (which tends to assume an executive) and connectionism (which does not), have turned to the idea that thinking involves two processes rather than one” (2002, S. 312). Auch für Epstein ist kein System auf das andere reduzierbar, sondern „the only reasonable conclusion is that neither system is generally superior as each has equally important advantages and limitations” (Epstein, 2012, S. 96).

Trotz der gegenwärtigen Popularität und der nicht zu leugnenden Bedeutung des subsymbolischen Paradigmas für kommerzielle Anwendungen im Feld der künstlichen Intelligenz sprechen die Fakten für eine Zwei-Prozess-Theorie. Der aktuelle Forschungsstand zwingt zu dem Schluss, dass subsymbolische Repräsentationen und Prozesse nicht ausreichen, um menschliche Kognition zu erklären:

In contrast the combination of analogy and symbolic, relational representations has shown itself to be capable of explaining a wide range of cognitive phenomena, including higher order cognitive capabilities that are well beyond today’s deep learning systems. [...] We think the preponderance of evidence available at his point supports the hypothesis that symbolic, relational representations are essential for human cognition. (Forbus et al., 2017, S. 710–711)

Trotz der allgemeinen Akzeptanz und Verbreitung der Zwei-Prozess-Theorien gibt es bis heute keine befriedigende Erklärung, wie die beiden Informationsverarbeitungssysteme zusammenwirken. Smolensky war der Auffassung, dass man irgendwie erklären müsse, wie die symbolische aus der subsymbolischen Ebene hervorgehe: „The goal of subsymbolic research should not be to replace symbolic cognitive science, but rather to explain the strengths and weaknesses of existing symbolic theory, to explain how symbolic computation can emerge out of nonsymbolic computation“ (1988, S. 22). Ob das Konzept der Emergenz, auf das später noch eingegangen wird (Kap. 3.2.3) hier weiterhilft, ist allerdings fraglich. Mit Hinweis auf Jackendoff (1987), der diesen Sachverhalt detailliert herausgearbeitet hat, hebt Thompson hervor, dass die kognitivistische Computemetapher „which was meant to solve the

computational mind-body problem, thus came at the cost of creating a new problem, the mind-mind problem“ (2010, S. 7). Das psychophysische Problem wurde in das mentale System verlagert und so erzeugte der Kognitivismus eine neue Erklärungslücke an anderer Stelle: Wie können aus physischen Zuständen, die als Repräsentate fungieren, phänomenale Erlebnisse werden? Da sich diese Frage unabhängig davon stellt, ob mentale Repräsentation in der Weise von Computern oder Gehirnen modelliert werden, gilt das Problem genauso für den Konnektionismus:

Connectionism’s disagreement with cognitivism was over the nature of computation and representation (symbolic for cognitivists, subsymbolic for connectionists). With regard to the problem of the explanatory gap, connectionism enlarged the scope of the computational mind but provided little, if any, new resources for addressing the gap between the computational mind and the phenomenological mind. (Thompson, 2010, S. 10)

3.1.4 Perspektivtheorien

Weder der Kognitivismus noch der Konnektionismus können erklären, wie das phänomenale Erleben des Menschen mit seinen neuronalen Prozessen zusammenhängt. Mit der Zwei-prozesstheorie tut sich noch eine weitere Lücke zwischen der subsymbolischen und der symbolischen Informationsverarbeitung auf, sodass man statt wie Thompson (2010) von einem „Mind-Mind-Problem“ (Kap. 3.1.3) eigentlich von einem „Mind-Mind-Mind-Problem“ sprechen kann. Überzogene Erwartungen an die Geltung der Ansätze sind wohl dem Umstand geschuldet, dass sie häufig so verstanden werden, als sei es ihre Aufgabe *„einen bestimmten, in einer bestimmten Weise erfassten und umschriebenen Bereich von Phänomenen zu erklären“* (Foppa, 1984, S. 545). Nach Foppa tun das *Erklärungstheorien*, die insbesondere wie in den Naturwissenschaften von konkreten empirischen Gegebenheiten ausgehen, mittels derer sie auch überprüfbar sind, man denke etwa an die Gravitationstheorie. Dagegen sind *Perspektivtheorien* „empirisch defizitär, d. h. sie gehen nicht von empirischen Sachverhalten aus, und deshalb erschöpft sich ihr empirischer Gehalt in ihren (je verschiedenen) Indikatoren. *Mehr Empirie als in den Indikatoren enthalten ist, können solche theoretischen Konstruktionen nicht erreichen“* (1984, S. 544). Selbiges gilt für den Kognitivismus und Konnektionismus, wo beispielsweise mit theoretischen Konstrukten wie „mentale Repräsentation“ oder „subsymbolische Informationsverarbeitung“ operiert wird, um ein weiteres unanschauliches Konstrukt namens „Kognition“ zu beschreiben. Mit Bezug auf Foppa (1984) und Bunge (1967) schränken Caspar et al. (1992) deshalb auch den Geltungsbereich von Theorien zur menschlichen Informationsverarbeitung grundsätzlich ein, unabhängig davon, ob sie kognitivistischer, konnektionistischer oder anderer Provenienz sind:

While one of the favored arguments for connectionism is the claim that there is a greater correspondence to the neural basis of human information processing, one must remem-

ber that there is no direct access to the underlying “real” processes. Successful simulations or empirical demonstrations of the power of connectionist models in related domains and phenomena are arguments that may increase our belief that connectionist views fit reality, but they do so in a way that is more metaphorical than veridical. This is what is meant by using the theory in a perspective sense. Traditional models were used in a perspective sense also. (S. 754)

Perspektivtheoretische Einschränkungen gelten für weite Teile der Psychologie. Beispielsweise schließt man von empirischen Indikatoren wie Verhaltensbeobachtungen und Fragebogendaten auf Bedürfnisse, Motive oder Persönlichkeitseigenschaften, bei denen es sich wie bei mentalen Repräsentationen um theoretische Konstrukte handelt. Man kann mit ihnen argumentieren und in *bestimmter Hinsicht* menschliches Verhalten begreifen, aber man kann es damit nicht in dem Sinne erklären, wie eine Gravitationstheorie die Anziehung von Massen. Grawe (1995) stellt fest, dass in der Entwicklungsgeschichte der Psychotherapie insbesondere bei den „Theorien erster Generation“ keine Unterscheidung zwischen Perspektive und Erklärung getroffen wurde: „Die Therapieschulbegründer sahen vielmehr bestimmte Ordnungen in das psychische Geschehen hinein ohne Trennung zwischen Feststellung und Interpretation. Die Theorien dienten zum Aufzeigen oder auch Entdecken neuer Sachverhalte, die gleichzeitig erklären sollten“ (1995, S. 130). Nimmt man Perspektivtheorien als das, was sie sind, haben sie allerdings keinen Makel, sondern sind ganz im Gegenteil von wichtiger Bedeutung für den wissenschaftlichen Fortschritt:

Sie machen unter Umständen auf neue Sichtweisen aufmerksam und können damit von nicht geringerem realen Einfluß auf die Entwicklung einer Wissenschaft sein als Erklärungstheorien es sind. [...] Ihr Wert wird erst dort problematisch, wo sie als empirische Theorien, oder genauer: als Theorien mit bestimmtem empirischem Gehalt, behandelt werden. (Foppa, 1984, S. 550).

Auch wenn sich heute vieles anders darstellt, hat sich doch einiges, was perspektivtheoretisch beispielsweise von der Psychoanalyse postuliert wurde, als gut gesehen erwiesen. „Es gibt inzwischen reichhaltige empirische Belege dafür, dass Freud mit seiner Annahme einer motivierten Verdrängung im Prinzip recht hatte“ (Grawe, 2000, S. 177).

Im Unterschied zu grundlagenpsychologischen Erklärungstheorien, „die den Anspruch haben, ‚wahre‘ Erklärungen über einen eng umrissenen Ausschnitt der Realität zu liefern“, sind Perspektivtheorien laut Caspar zunächst einmal „so etwas wie *nützliche Optiken*, mit denen Realität betrachtet werden kann“ (2018, S. 86). Demgemäß geht es nicht darum, ob die hier diskutierten Konzepte und Theorien wahr oder falsch sind, sondern ob sie sich im Hinblick auf einen Erkenntnisgewinn bei der Erforschung von AgE als nützlich erweisen können. In diesem Sinne fahren wir fort und wenden uns wieder den Zwei-Prozess-Theorien zu.

3.1.5 Autonomiebegriffe

Bislang sind wir noch nicht auf den Begriff der Autonomie eingegangen, obwohl er im Kontext der Selbstorganisationstheorie eine zentrale Rolle spielt: „Ein System ist autonom, wenn seine Zustandsänderungen nur von den Operationen im System abhängen und externe Ursachen keine entscheidende Rolle spielen. Das System operiert nur mit Bezug auf sich selbst, das heißt mit Bezug auf seine eigenen Operationen“, so Krohn und Küppers (1992, S. 388). Diese Definition darf nicht missverstanden werden. Autonomie meint hier nicht, dass Systeme unabhängig von ihrer Umwelt operieren. Selbstorganisierende Systeme sind *offene Systeme*, die nur durch einen Energieaustausch mit ihrer Umgebung existieren können. Auch in konnektionistischen Modellen ist zentral, dass neuronale Netzwerke durch externalen Input angeregt werden und der Output das Ergebnis seiner Verarbeitung ist. Autonomie ist also nicht mit Separation (s. Kap. 3.3.4) gleichzusetzen. „Die Grundidee besteht zunächst darin, dasjenige an oder in einem System als *selbstorganisiert* zu bezeichnen, was ihm nicht von außen aufgeprägt oder aufgezwungen wird, sondern was im und durch das System selbst erzeugt wird“ (An der Heiden, 1992, S. 72).

Bei genauer Betrachtung sind die genannten Definitionen von Autonomie und Selbstorganisation zirkulär, denn beide Begriffe werden hier synonym verwendet. Diese Gleichsetzung halten wir mit Ruiz-Mirazo und Moreno (2004) nicht für sinnvoll. Wenn man Autonomie mit Selbstorganisation in Beziehung setzt, muss man eine systeminterne und eine interaktive Komponente berücksichtigen. Mit ihrem Konzept der „basic autonomy“ geben die Autoren eine Minimaldefinition von Autonomie, „as the capacity of the system to *manage* the flow of matter and energy through it so that it can, at the same time, regulate, modify, and control: (i) internal self-constructive processes and (ii) processes of exchange with the environment“ (2004, S. 240). Mit dem zweiten Punkt betonen Ruiz-Mirazo und Moreno, dass zur systeminternen Selbstorganisation ein interaktives Vermögen hinzukommen muss, um den Begriff der Autonomie zu rechtfertigen. Letzteres trifft für physikalisch-dissipative Systeme nicht zu. Beispielsweise ist eine brennende Kerze in ihrer Selbstorganisation vollständig von äußeren Bedingungen abhängig. Sie kann sich, anders als Bakterien, die in ihrer Umwelt nach Nahrung suchen, kein neues Wachs organisieren, wenn das alte zu Ende geht. Ebenso wenig erfüllen künstliche neuronale Netze, auch wenn sie selbstorganisiert Input verarbeiten und Output liefern, die minimalen Anforderungen für Autonomie. Sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht einmal von klassischen Rechnern: „Traditional computational systems, cognitivist or connectionist, are heteronomous [...]; the inputs are initially assigned by the observer outside of the system; and output performance is evaluated in relation to an externally imposed task“ (Thompson, 2010, S. 43). Echte *interaktive Autonomie* finden wir (zumindest bis heute) nur bei lebenden bzw. autopoietischen Systemen.

In den Zwei-Prozess-Theorien (Kap. 3.1.3) wirft das Konzept der Autonomie Probleme auf. Evans und Stanovich (2013) untersuchten verschiedene Versionen dieser Theoriegattung, um eine übergreifende Definition der Prozesse vom „Typ 1“, die dem Modus der Selbstorganisation und dem experientialen System entsprechen, und der Prozesse vom „Typ 2“, die der bewussten Informationsverarbeitung des rationalen Systems zugehören, abzuleiten. Die Autoren kommen bei ihrer vergleichenden Analyse zu dem Ergebnis, „that the defining characteristic of Type 1 processes is their autonomy. They do not required [sic] ‘controlled attention’“ (S. 236). Autonomie wird im Kontext der Zwei-Prozess-Theorien also mit Selbstorganisation gleichgesetzt, weil sie ohne bewusste Steuerung abläuft. Im Unterschied dazu zeichnen sich die Prozesse vom Typ 2 nach Evans und Stanovich dadurch aus, dass sie mentale Repräsentationen „kognitiv entkoppeln“ und damit schlussfolgerndes Denken ermöglichen: „In order to reason hypothetically, we must be able to prevent our representations of the real world from becoming confused with representations of imaginary situations. The so-called cognitive decoupling operations are the central feature of Type 2 processing that makes this possible“ (S. 236).

Indem selbstorganisierte Informationsverarbeitung als autonom definiert wird, rationale Informationsverarbeitung dagegen nicht, wird die Phänomenologie der Erste-Person-Perspektive ignoriert. Der Mensch *erlebt* sich ja gerade dadurch als autonom, dass er Kontrolle ausübt und sein Verhalten willentlich steuert“ (Deci & Ryan, 2000, S. 254). Insofern ist das Verständnis von Autonomie aus der Erste- und der Dritte-Person-Perspektive ein sehr unterschiedliches. Bezogen auf den Menschen zählt Metzinger (2013) vier Kennzeichen von Autonomie auf: (1) *Selbstkontrolle*, die es erlaubt, in Übereinstimmung mit rationalen Argumenten zu handeln, (2) *Unabhängigkeit* von inneren Gegebenheiten und Bedürfnissen, die es gestattet, einen eigenen Willen zu formen, (3) *Selbstbestimmung* als Fähigkeit, Entscheidungen und entsprechendes Handeln kausal herbeizuführen, und die (4) *Bildung eines Selbst*. Die genannten Eigenschaften von Autonomie „come in degrees, they can always be lost, and they are aspects of a process by which we become persons, that is, rational individuals with a coherent, conscious self-representation“ (S. 2).

Wenn zur Selbstorganisation noch Bewusstsein hinzukommt, geht es nicht mehr allein um systeminterne und interaktive Autonomie. Insbesondere beim Menschen stellt sich die Frage der „mentalen Autonomie“ („M-autonomy“), wie Metzinger (2013) die „capacity for causal self-determination on the mental level“ (S. 4) bezeichnet. Mentale Autonomie ist keine Selbstverständlichkeit. Die meiste Zeit verbringen wir laut Metzinger im Zustand des sogenannten Mind-wandering, das heißt in einer Selbstvergessenheit, in der selbstorganisierte Prozesse das mentale Geschehen bestimmen: „As the large majority of our mental activity is not driven by explicit, consciously available goal-representations and cannot, while it is unfolding, be inhibited, suspended or terminated, we are not mentally autonomous subjects for

about two thirds of our conscious lifetime“ (S. 14). Allerdings fordern insbesondere die Lehren der östlichen Spiritualität den Menschen auf, zu „erwachen“ und den „Autopiloten“ abzuschalten. In meditativen Disziplinen zeigt sich die Wirkmächtigkeit, mit der sich absichtsvolle Selbstregulation gegen selbstorganisiertes Mind-wandering durchsetzen kann: „Meditation is a systematic, formal practice of cultivating M-autonomy“ (S. 15).

Während wir auf der Basis des Selbstorganisationsparadigmas im Sinne einer *allgemeinen* Systemtheorie die Begriffe „systemintern“ und „interaktiv“ verwenden, sprechen wir in Bezug auf die menschliche Selbstregulation von *intrapyschischer* und im Hinblick auf menschliche Interaktionen von *interaktioneller*¹⁵ Autonomie. Verknüpft man den Autonomiebegriff mit Volition, dann liegt ohne intrapsychische Autonomie zwangsläufig auch keine interaktionelle Autonomie vor. Umgekehrt kann intrapsychische Autonomie aber auch dann gegeben sein, wenn die interaktionelle Autonomie eingeschränkt ist, denn „autonomy refers not to being independent, detached, or selfish but rather to the feeling of volition that can accompany any act, whether dependent or independent, collectivist or individualist“, wie Ryan und Deci (2000, S. 74) hervorheben. Auf die von ihnen begründete „Self-Determination Theory“ werden wir noch ausführlich zu sprechen kommen (Kap. 3.3.3).

Interaktionelle Autonomie kann durch äußere Umstände eingeschränkt sein. Man wird sich aber nicht unbedingt in seiner intrapsychischen Autonomie verletzt fühlen, wenn äußere Umstände der Verwirklichung bewusster Absichten entgegenstehen. Sogar dann, wenn eine Person überzeugt ist, dass ihr Erleben und/oder Handeln external determiniert ist, fühlt sie sich nicht zwangsläufig in ihrer Autonomie verletzt. Man denke an Menschen, die dissoziative Praktiken wie automatisches Schreiben praktizieren, oder an spiritistische Medien, die sich freiwillig von Geistern und höheren Mächten „besetzen“ lassen. Autonomie ist nicht gleichzusetzen mit Unabhängigkeit, denn „independence, dependence, and interdependence can each be either autonomously or heteronomously motivated“ (Ryan & Deci, 2017, S. 86). Intrapyschische Autonomie wird jedoch ernsthaft verletzt, wenn das Selbst nicht mehr über das verfügt, was Metzinger (2013, S. 12) als „Veto-Autonomie“ bezeichnet, nämlich „the ability to voluntarily suspend or inhibit an action“. In diesem Fall können wir von intrapsychischer *Heteronomie*, dem Gegenteil von Autonomie, sprechen (dazu Kap. 3.3.3).

Intrapyschische Heteronomie basiert auf selbstorganisierten Prozessen, die bewussten Absichten im Wege stehen, man denke an Süchte, Ängste oder innere Zwänge, denen sich ein

¹⁵ In der Terminologie der von Caspar (2018) entwickelten Plananalyse, die als Forschungsmethode im Mittelpunkt des dritten Teils der vorliegenden Arbeit steht, werden Pläne (hypothetische Handlungsprogramme, die aus Zielen und Mitteln, diese Ziele zu erreichen, bestehen) „bei denen eine *Wirkung auf andere Menschen* im Vordergrund steht“ (2018, S. 47) *interaktionell* genannt. Wir verwenden den Begriff hier für alle menschlichen Interaktionen mit der Umwelt und sprechen in diesem Zusammenhang von *interaktioneller Autonomie*.

Mensch ausgeliefert fühlt. Eine besonders ausgeprägte Verletzung von Autonomie liegt vor, wenn Menschen mit AgE den Eindruck haben, dass fremde oder übersinnliche Kräfte von ihnen Besitz ergreifen und „when his or her motivations to act are based in feeling coerced by external persons or forces to act in ways that are incongruent or alien with respect to the person’s sense of self“ (Ryan & Deci, 2017, S. 14). Solche Beeinflussungserlebnisse bilden einen eigenen AgE-Formenkreis, der noch ausführlich mit Beispielen vorgestellt wird (Kap. 4.5.3). Wir kennen entsprechende Autonomieverluste insbesondere auch im religiösen Kontext, in dem sie mitunter heute noch als „dämonische Besessenheit“ bezeichnet werden (Demling & Thierauf, 2010; Lukassek, 2016).

Konzeptuell müssen also zwei Autonomiebegriffe auseinandergehalten werden, je nachdem, ob man Autonomie auf der Ebene des Bewusstseins und der Volition oder auf der Ebene der unbewussten Selbstorganisation ansiedelt. Bei der Selbstorganisation lässt sich weiter zwischen systeminterner und interaktiver Autonomie differenzieren. Nach der Basisdefinition von Autonomie sind nur solche Systeme, die auch interaktive Autonomie besitzen, autonom (Ruiz-Mirazo & Moreno, 2004), eine Bedingung, die autopoietische Systeme (Maturana & Varela, 1990) erfüllen. Beim Menschen als bewusstseinsfähiges Wesen sind des Weiteren intrapsychisch eine selbstorganisierte und eine absichtsvolle bzw. kognitive Form der Autonomie zu unterscheiden.

Man kann Autonomie wie Evans und Stanovich (2013) als Selbstorganisation *oder* wie Deci und Ryan (2017) als Selbstdetermination definieren, man kann Autonomie aber auch als ein fundamentales und universelles Prinzip begreifen, von dem sich beide Modi ableiten lassen. Selbstorganisation oder Kognition wären demnach keine Voraussetzungen *für* Autonomie, sondern Eigenschaften *von* Autonomie, die sich phylogenetisch und ontogenetisch ausgeprägt haben. Wir werden uns noch eingehend mit dem Konzept des „embodied mind“ (Varela et al., 2016) und dem Paradigma des „Enaktivismus“ (Gallagher, 2019; Thompson, 2010; Varela et al., 2016) beschäftigen, das die Beschränkungen des Kognitivismus und Konnektivismus sowie den psychophysischen Dualismus überwinden will (Kap. 3.2.2). Zuvor vertiefen wir unsere Untersuchung von Autonomie, Volition und Selbstorganisation im Hinblick auf die menschliche Selbstregulation.

3.1.6 Selbstregulation

Selbstregulation ist „eine Perspektive, aus der das ganze adaptive und maladaptive Funkzionieren von Menschen gesehen werden kann“ (Caspar, 2016, S. 245). Im Kontext der klinischen Psychologie und der Psychotherapieforschung gehen Caspar (1997, 2002, 2016) und Caspar et al. (1992; Caspar & Berger, 2007) wie Carver und Scheier (2001) von zwei Modi der Selbstregulation aus. Caspar unterscheidet terminologisch zwischen einer „absichtsvollen

Selbstregulation“ im Sinne des Kognitivismus und „Selbstorganisation“ im Sinne des Konnektionismus. „Zentral ist dabei die Vorstellung, dass Selbstregulation nur zu verstehen ist, wenn man absichtsvolle und selbstorganisierte Prozesse und das Wechselspiel zwischen beiden einschließt“ (2016, S. 247).

Selbstregulation beinhaltet Wahrnehmung, Informationsverarbeitung und Handeln. Der klassische Vorläufer moderner Selbstregulationsmodelle ist das TOTE-Regulationsmodell, das Miller, Galanter und Pribram (1960) als Erweiterung des behavioristischen Reiz-Reaktionsschemas entwickelt hatten. „TOTE“ bezeichnet einen Rückkoppelungskreis und bedeutet „Test-Operate-Test-Exit“. Demnach testet ein Mensch, ob ein von ihm angestrebtes Ziel erreicht ist, und wenn das nicht der Fall ist, unternimmt er etwas, um das Ziel zu erreichen, überprüft dann abermals, ob es erreicht wurde, und so weiter. Mit dem Erreichen des Zieles ist die TOTE-Handlungsregulationsschleife beendet.

Carver und Scheier (2001) haben dieses Konzept ausgebaut und eine differenzierte Handlungstheorie entwickelt. In ihrem Selbstregulationsmodell prüft ein sogenannter Komparator, ob die gegenwärtig wahrgenommene Situation und Befindlichkeit einer Person ihren Sollwerten entspricht. Wenn Ist- und Sollwerte ausreichend übereinstimmen, besteht kein Handlungsbedarf. Andernfalls wird die Person versuchen, ihren Istzustand an den Sollzustand anzunähern. Beispielsweise wird jemand, der sich einsam fühlt, Gesellschaft suchen, um das Bindungsbedürfnis zu befriedigen. Verhalten muss aber nicht interaktionell, sondern kann auch intrapsychisch sein. Beispielsweise kann man auch an Menschen, die einem nahe stehen, denken, wenn es keine Möglichkeit zu realen Kontakten gibt. Neben der bewusst-absichtsvollen Selbstregulation finden gleichzeitig selbstorganisierte Prozesse statt. Auf diese Weise können die begrenzten Ressourcen der bewussten Informationsverarbeitung geschont und mehrere Bedürfnisse gleichzeitig erfüllt werden. Beispielsweise kann man angestrengt nachdenken und eine Unterhaltung führen, während das Autofahren weitgehend automatisch vonstattengeht. Es gibt also neben den beiden Informationsverarbeitungsmodi auch zwei entsprechende Handlungsmodi.

Wie wir bereits wissen, wird Selbstorganisation mit dem Prinzip der Spannungsminimierung erklärt (Kap. 3.1.1). Dieses Prinzip lässt sich mit Hilfsmitteln der nichtlinearen Dynamik mit einer sogenannten Spannungslandschaft wie in Abbildung 4 veranschaulichen. In Anlehnung an Berger (2005) und Caspar (Caspar et al., 1992; Caspar, 2016; Caspar et al., 2018) stellt sie mit ihren Hügeln und Tälern die Gesamtspannung aller Zustände, in die das System geraten kann, dar:

Lokale Minima stehen für Muster, in denen Elemente wie Kognitionen, Emotionen, Verhalten, biologische Zustände und Umwelt gut zusammenpassen und die deswegen *in sich* keine Spannung aufweisen. Sie sind deshalb wahrscheinlicher und stabiler als die

Umgebung. Lokale Minima können nicht ohne Erhöhung der Spannung verlassen werden. (Caspar, 2016, S. 249)

Die lokalen Minima sind im Vergleich zu ihrer unmittelbaren Umgebung spannungsärmer, sie können aber im Vergleich zum globalen Minimum, der geringsten Spannung, die das System hypothetisch aufweisen kann, noch erhebliche Restspannung besitzen. Bei psychischen Problemen wird diese Restspannung als Leidensdruck erlebt. Da diese erst einmal unweigerlich zunimmt, bevor ein lokales Minimum über einen Hügel verlassen und ein tieferliegendes und spannungsärmeres Minimum erreicht werden kann, lassen sich Klientinnen und Klienten verständlicherweise nicht ohne Weiteres auf konfliktorientierte psychotherapeutische Interventionen ein. In der Regel muss eine Bereitschaft zur Überwindung des einer Spannungserhöhung entgegenstehenden Widerstandes auf der Ebene der absichtsvollen Selbstregulation geschaffen werden. Die psychoedukative Erklärung des Spannungsparadigmas und dessen Visualisierung anhand einer Spannungslandschaft können dabei eine wertvolle Hilfe sein.

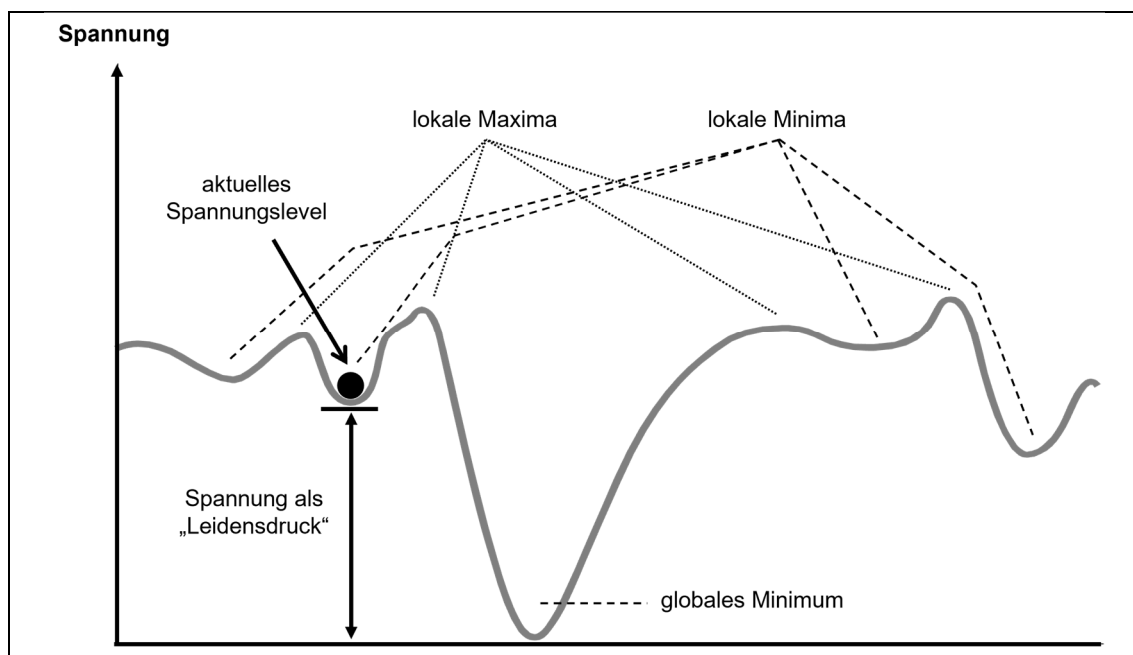


Abb. 4: Spannungslandschaft. Erläuterungen im Text.

Mittels einer Kugel kann man illustrieren, wie sich der Zustand eines psychischen Systems verändert. Angeregt durch internale oder externale Einflüsse bewegt sich die Kugel in der Landschaft, bis sie in eine stabile Lage kommt. Je tiefer das Tal bzw. lokale Minimum, in das die Kugel rollt, desto geringer ist der aktuelle Spannungszustand. Im psychischen Alltagsgeschehen läuft die Kugel bei angeregtem Zustand zumeist in „gewohnten Bahnen“, die bereits durch Erfahrungen gebildet wurden, und wird dann ungehindert in ein lokales Minimum

relaxieren. Berger spricht von „impliziten Erwartungsmodellen“, bei denen die Informationsverarbeitung des Systems keine absichtsvolle und bewusste Selbstregulation erfordert:

Solange die Kugel ungehindert in ein spannungsarmes Tal rollen kann, gibt es deshalb für ein System keinen Anlass, kognitive Kontrolle zu rekrutieren bzw. das Zielsystem zu modulieren. Geringe Spannung bedeutet: Alles was läuft war [sic] schon einmal da und die aktivierte Reaktion war in der Vergangenheit funktional. (Berger, 2005, S. 80)

Lernprozesse und neue Erfahrungen werden angeregt, wenn Spannungen nicht reduziert werden können, das heißt, wenn neue und unbekannte Einflüsse nicht ohne Weiteres in die bestehende Struktur des Systems integrierbar sind. Wenn keine Assimilation an bestehende Muster gelingt, münden Instabilitäten in Prozesse, aus denen heraus neue Strukturen und lokale Minima entstehen, mit denen das System wieder eine stabile Ordnung und einen spannungsarmen Zustand findet.

3.1.7 Konsistenztheorie

Grawe (2000, 2004) geht davon aus, dass es eine fundamentale Zielgröße des psychischen Geschehens gibt, die er als *Konsistenz* bezeichnet. Konsistenz ist laut Grawe die „*Übereinstimmung bzw. Vereinbarkeit der gleichzeitig ablaufenden neuronalen/psychischen Prozesse*“ (Grawe, 2004, S. 186). Sie wird in dem Maße erreicht, wie es dem Menschen gelingt, seine Grundbedürfnisse zu befriedigen und zu sichern. Nach der Konsistenztheorie hat jeder Mensch im Hinblick auf die Erfüllung seiner Grundbedürfnisse persönliche Sollwerte, die sich im Laufe seiner individuellen Entwicklung durch die Interaktion biologischer Anlagen mit der sozialen Umwelt, ausgebildet haben. Sollten die Istwerte nicht den Sollwerten entsprechen, liegt *Inkonsistenz* vor, die sich in vermindertem Wohlbefinden und intrapsychischen Spannungen manifestiert. Das Streben nach Konsistenz wird durch Inkonsistenz als ihr Gegenteil angetrieben. Grawe spricht von einer „Bedürfnisspannung“ und konzeptualisiert Zielzustände der Bedürfnisbefriedigung als Attraktoren, die Spannungen, das heißt Inkonsistenzen, zwischen aktuellen und erwünschten Zuständen, abbauen. „Der Begriff ‚Abbau einer Bedürfnisspannung‘ ist gleichbedeutend mit ‚Inkonsistenzreduktion‘“, so Grawe (2000, S. 478).

Inkonsistenz ist nicht nur unvermeidbar, sondern sie ist die Voraussetzung für Lernprozesse und die Entwicklung des Menschen. Von der Selbstorganisationstheorie wissen wir, dass Spannungszustände und Instabilitäten notwendig für neue Ordnungsbildungen und die Anpassung von Systemen an ihre Umwelt sind. Das Erleben von Inkonsistenz signalisiert eine Bedrohung oder Verletzung der Grundbedürfnisse und regt Verhaltensweisen an, durch die der Mensch Mangelzustände beheben, Gefahren überwinden und letztlich überleben kann. Inkonsistenz ist nach Grawe (2004) mit Begriffen und Konzepten „wie Konflikt, Dissonanz, Diskrepanz, Unvereinbarkeit, Disharmonie, Dissoziation, Diskordanz, Inkongruenz, Ambi-

valenz, Uneindeutigkeit, Unklarheit“ assoziiert. Konsistenz ist dagegen „gekennzeichnet durch Harmonie, Einklang, mit sich eins Sein [sic], Konsonanz, Konkordanz, Übereinstimmung, Eindeutigkeit, Klarheit“ (S. 311). Die Aufzählungen der semantischen Bezüge von Konsistenz und Inkonsistenz enthalten weitere zentrale Begriffe seiner Theorie, mit denen Grawe zwischen einer intrapsychischen und einer interaktionellen Konsistenz differenziert. Bei interaktioneller Konsistenz oder Inkonsistenz spricht er von *Kongruenz* bzw. *Inkongruenz*, bei intrapsychischer Konsistenz oder Inkonsistenz von *Konkordanz* bzw. *Diskordanz*: „Diskordanz meint die Nichtvereinbarkeit zweier oder mehrerer gleichzeitig aktivierter motivationaler Tendenzen, Inkongruenz die Nichtübereinstimmung der realen Erfahrungen mit den aktivierten motivationalen Zielen“ (S. 190). Übertragen auf die Terminologie der Theorie der mentalen Repräsentation liegt Konsistenz bei einer guten Passung von im Selbstmodell repräsentierten Motiven und im Weltmodell erreichbaren Zielen als Kongruenz vor, und als Konkordanz bei einem konfliktfreien Verhältnis der im Selbstmodell repräsentierten Motive. Inkongruenz läge entsprechend dann vor, wenn motivationale Repräsentationen keine Entsprechung im Weltmodell finden, und Diskordanz, wenn im Selbstmodell repräsentierte motivationale Tendenzen miteinander inkompatibel sind.

Um Kongruenz und Konkordanz herzustellen, entwickelt der Mensch laut Grawe (2004) spezifische Wahrnehmungs-, Handlungs- und Reaktionsbereitschaften. Diese sogenannten „motivationalen Schemata sind die Mittel, die das Individuum im Lauf seines Lebens entwickelt, um seine *Grundbedürfnisse* zu befriedigen und sie vor Verletzung zu schützen. Entsprechend gibt es *annähernde* und *vermeidende* motivationale Schemata“ (S. 188), mit denen Konsistenz erreicht und Inkonsistenz vermieden werden soll. Reize und Situationen, die wiederholt negative Emotionen auslösen, führen zu einer Ausbildung von Vermeidungsschemata, die vor erneuten Verletzungen schützen sollen. Während ein Annäherungsverhalten tatsächlich zur Zielerreichung und Befriedigung eines Bedürfnisses führen kann, können Vermeidungsziele nie vollständig verwirklicht werden, denn das, was vermieden werden soll, bleibt immer eine Bedrohung. Entsprechenden Ängsten kann nur durch ständige Kontrolle, die viel Aufmerksamkeit und Energie beansprucht, begegnet werden „in einer Situation, die durch schwer fassbare Spannung gekennzeichnet ist, wie es für Inkonsistenzspannungen charakteristisch ist. Inkonsistenzspannungen lassen sich nicht an einem bestimmten Objekt festmachen, weil sie aus Vorgängen resultieren, von denen der Betreffende in der Regel kein klares Bewusstsein hat“ (S. 323). Vermeidungsschemata werden durch kurzfristige Inkonsistenzreduktion weiter verstärkt, da sie das Bedürfnis nach Orientierung und Kontrolle erfüllen. Die Dominanz des Vermeidungsverhaltens zur Befriedigung des Kontrollbedürfnisses kann andere Bedürfnisse blockieren und damit selbst zur Inkongruenzquelle werden.

In einer bildlichen Darstellung des konsistenztheoretischen Modells, mit dem Grawe (2004, S. 188–189, Abb. 4.1) an Powers (1973) Kontrolltheorie anknüpft, steht an oberster Stelle

der Hierarchie die Systemebene, darunter die Bedürfnisseebene, es folgen die motivationalen Schemata und schließlich das Erleben und Verhalten. Der Zusammenhang der Ebenen stellt sich als eine Hierarchie von Rückkoppelungsprozessen dar: Die Systemebene ist durch das Streben nach Konsistenz definiert und die Grundbedürfnisse geben den motivationalen Schemata Sollwerte vor. Das ist anders als bei Carver und Scheier (2001), in deren Modell die Sollwerte nicht oder zumindest nicht direkt von Bedürfnissen, sondern von Zielorientierungen bzw. von Bezugsgrößen und Standards abhängen, die der Komparator mit dem Istzustand vergleicht. In der Konsistenztheorie sind motivationale Annäherungs- und Vermeidungsschemata die Mittel, um die Grundbedürfnisse zu befriedigen und vor Verletzung zu schützen. Gleichzeitig aktivierte Schemata nehmen gemeinsam Einfluss auf das Erleben und Verhalten. Sie können mehr oder weniger konsistent sein oder konfliktieren. Wahrnehmungen auf der Ebene des Erlebens und Verhaltens im Hinblick auf die Bedürfnisse und die Konsistenzforderung werden der Systemebene kontinuierlich zurückgemeldet.

Das Erleben gewisser Grade von temporärer Diskordanz oder Inkongruenz ist unproblematisch. Wenn Menschen jedoch über längere Zeit nicht in der Lage sind, Inkonsistenzen zu bewältigen, wird es zu Schwierigkeiten kommen. Beispielsweise sind der Wunsch nach sozialem Kontakt und die gleichzeitige Furcht vor Zurückweisung diskordant. Setzt sich bei einem Menschen mit diesem inneren Konflikt die Tendenz zur Vermeidung zwischenmenschlicher Beziehungen durch, so wird er das Bindungsbedürfnis nicht angemessen befriedigen können. Dadurch wird zusätzlich Inkongruenz entstehen, womit die Inkonsistenz insgesamt gesteigert wird. Vermeidungsverhalten ist nur funktional, wenn es nicht starr, sondern flexibel eingesetzt werden kann. Ein rigides auf kurzzeitige Befriedigung des Kontrollbedürfnisses ausgerichtetes Vermeidungsverhalten behindert die Befriedigung anderer Bedürfnisse und die Erreichung wichtiger Ziele und wird so selbst zu einer Inkongruenzquelle. Ein hohes Maß an Inkonsistenz, das nicht abgebaut werden kann, ist für Grawe (2000, 2004), der seine These mit Befunden aus empirischen Studien und der Psychotherapieforschung untermauert, die Hauptursache für die Ausbildung von psychischen Störungen. Psychische Störungen können ebenso wie motivationale Schemata systemtheoretisch als Attraktoren in Potenzial- bzw. Spannungslandschaften beschrieben werden. „Wenn sich eine psychische Störung entwickelt und etabliert hat, versklavt sie einen guten Teil des Seelenlebens des betreffenden Menschen“ (2000, S. 502). Konsistenztheoretisch betrachtet, zielen auch psychische Störungen auf eine Befriedigung von Grundbedürfnissen:

Bestimmte Teilkomponenten psychischer Störungen können direkt als Versuche angesehen werden, eine akut unerträgliche gewordene Inkonsistenzspannung herabzuregulieren. Diese Komponenten werden ursprünglich gelernt, indem sie durch Abnahme einer aktuellen Inkonsistenzspannung negativ verstärkt werden. Sie werden danach wieder aktiviert, wenn es zu einer besonders hohen Inkonsistenzspannung kommt, und

werden aufrechterhalten dadurch, dass sie durch die kurzfristige Inkonsistenzreduktion weiter verstärkt werden. (Grawe, 2004, S. 323)

3.1.8 Konsistenzsicherung

In der Selbstregulation spielen Konsistenzsicherungsmechanismen, die Spannung, Unlust und negative Emotionen reduzieren, das Kontrollbedürfnis befriedigen, das Selbstwertgefühl schützen usw. eine wichtige Rolle. Grawe (2000) sieht insbesondere „den allgemeinen Mechanismus der Verdrängung als einen für die Psychotherapie sehr wichtigen *Mechanismus der Konsistenzsicherung* [Herv. i. Org. fett]“ und meint damit „das empirische gesicherte Phänomen, das in der englischsprachigen Literatur als ‚*Repression*‘ [Herv. i. Org. fett] bezeichnet wird und nicht einen Begriff aus der psychoanalytischen Theorie“ (S. 426). Der Konsistenzsicherungsmechanismus ist problematisch, denn „Verdrängung im Sinne einer nicht nur vorübergehenden bewussten Unterdrückung, sondern im Sinne eines automatisierten unbewussten und andauernden Fernhaltens von Inhalten wie Wünschen, Befürchtungen und Gefühlen aus dem Bewusstsein führt zu einer Dissoziation psychischer Prozesse und verringert die Kontrolle darüber“ (S. 431). Grawe sieht hier eine Beeinträchtigung der Selbstregulationsfähigkeit, die zur Ursache psychischer Störungen werden kann.

Epstein (2014) zählt neben Verdrängung eine ganze Reihe von Konsistenzsicherungs- bzw. Abwehrmechanismen auf, die von der Psychoanalyse beschrieben werden und die er für sehr verbreitet hält, unter anderem Projektion, Reaktionsbildung, Fixierung und so weiter. Er unterscheidet sie im Hinblick auf die beiden Informationsverarbeitungssysteme (Kap. 1.5.1) konzeptuell von Dissoziation. Während die Abwehrmechanismen laut Epstein ein rationales System voraussetzen und der Bewältigung von Konflikten zwischen diesem und dem experienciellen System dienen, bezieht er den Dissoziationsbegriff ausschließlich auf Inkompatibilitäten innerhalb des experienciellen Systems: „Dissociation involves a conflict completely within the experiential system. [...] Dissociations within the experiential system can occur because of experiences that cannot be coherently assimilated within a person’s experiential conceptual system“ (Epstein, 2014, S. 194). Einen Beleg für den grundsätzlichen Unterschied zwischen Dissoziation und Abwehrmechanismen sieht Epstein darin, dass Tiere, die nach seiner Auffassung kein rationales System besitzen, bei Reizen, die bei ihnen gleichzeitig Attraktion und Aversion auslösen, desorganisiertes Verhalten zeigen, das auf Dissoziation schließen lässt.¹⁶

¹⁶ An anderer Stelle wurde erörtert, dass man Tieren nicht generell rationale Funktionen absprechen kann (Kap. 4.3.3). Dass Tiere nicht über Mechanismen wie Verdrängung oder Projektion verfügen, ist wohl darauf zurückzuführen, dass über kein dem Menschen vergleichbares Selbstmodell verfügen, das sie schützen müssen.

Wir vertreten einen weitergefassten Begriff von Dissoziation, der nichtpathologische Verhaltensäußerungen, etwa bewusst erlernte Kompetenzen, die später automatisiert ausgeführt werden und nicht als Desorganisation bezeichnet werden können, einschließt (Kap. 1.5.5). Damit gibt es zwei Möglichkeiten, Dissoziation zu thematisieren, zum einen als Trennungen von Prozessen innerhalb des experientiellen Systems, zum anderen aber auch als Trennungen im Verhältnis von absichtsvoller Selbstregulation und Selbstorganisation. Diese Sichtweise hebt die Bidirektionalität der beiden Informationsverarbeitungssysteme und ihre gegenseitige Ergänzung hervor. Sonst könnte man auch Praktiken, die, wie das automatische Schreiben (Kap. 1.5.6, AgE-Ber. 5; Kap. 1.6.1, AgE-Ber. 7), rationale Fähigkeiten einbeziehen, nicht als dissoziative Prozesse bezeichnen. Sie sind per se nicht pathologisch, können aber entgleisen, wenn sie sich vollständig von der absichtsvollen Selbstregulation abkoppeln und *unfreiwillig* verselbstständigen – man denke an Benders (1958) Begriff der mediumistischen Psychose (Kap. 1.5.6). Dieses Verständnis von Dissoziation steht nicht im Widerspruch zu Epsteins Auffassung hinsichtlich der Rolle des experientiellen Systems. Auch bei Trennungen der absichtsvollen und der selbstorganisierten Selbstregulation ist der eigentliche Dissoziationsvorgang im experientiellen System zu verorten, was beispielsweise bei psychophysischen Dissoziationen wie Automatismen, Schlafparalysen oder außerkörperlichen Erfahrungen offensichtlich ist.

In ähnlicher Weise bzw. im Sinne einer Desintegration von absichtsvoller Selbstregulation und Selbstorganisation beschreibt Grawe (2004) Konsistenzsicherungsmechanismen als potenzielle Auslöser von pathologischer Dissoziation:

Wenn die Fernhaltung bedrohlicher oder inkongruenter Wahrnehmungen aus dem Bewusstsein nicht nur vorübergehend ist [...], sondern wenn das Verdrängen bedrohlicher Signale [...] habituell wird, kommt es zu einer Dissoziation der im expliziten und impliziten Funktionsmodus ablaufenden Prozesse. Jetzt wird aus dem kurzfristigen Vorteil der Konsistenzsicherung ein langfristiger Nachteil. Weil keine bewusste Auseinandersetzung mit den unbewusst als bedrohlich bewerteten Situationen stattfindet, behalten sie ihren bedrohlichen Charakter und wirken weiter im impliziten Funktionsmodus auf das Nervensystem ein. (S. 315)

Da neuronale bzw. physische Prozesse unbewusst und selbstorganisiert ablaufen, psychische bzw. mentale Prozesse dagegen zumindest in Teilen bewusst sind, kann nach Konsistenz und Inkonsistenz nicht nur bezogen auf die Selbstorganisation einerseits und die absichtsvolle Selbstregulation andererseits, sondern darüber hinaus auch im Hinblick auf das Zusammenspiel der beiden Ebenen gefragt werden. „Jedes Element im Selbstregulationsprozess kann entweder bewusst/absichtsvoll oder selbstorganisiert gesteuert werden, ohne dass wir uns normalerweise für das eine oder andere entscheiden müssen, und normalerweise funktioniert dieses Wechselspiel gut“, wie Caspar (2016, S. 247) betont, aber in ungünstigen Fällen können beide Modi in Konflikt geraten.

3.1.9 AgE-Konsistenzsicherungsmodell

Bislang lassen sich die unterschiedlichen korrelativen Zusammenhänge zwischen Traumatisierung, Konstrukten wie Fantasieneigung, Suggestibilität oder Hypnotisierbarkeit und Kontinua von Dissoziation, Schizotypie und psychoseähnlichen Symptomen weder untereinander noch in Bezug auf AgÜ und AgE in ein schlüssiges Gesamtgefüge bringen. Wenn man ein Modell der Genese von AgE entwickeln will, ist es daher naheliegend, erst einmal von einer Grundlage auszugehen, die als Voraussetzung und gemeinsamer Nenner aller genannten Konstrukte und Konzepte gelten kann, und das ist die Beteiligung dissoziativer Prozesse (Kap. 1.5.5). Im Anschluss an den Ansatz, der im Ambulanzprojekt (Belz-Merk et al., 2002) formuliert wurde (Kap. 1.5.7), arbeiteten Tölle (2003a) sowie Belz (2009a) ein konsistenztheoretisches Modell aus, in dem Dissoziation eine Schlüsselrolle spielt und als Copingstrategie verstanden wird:

Ein Individuum macht eine irritierende Erfahrung, die möglicherweise traumatisierenden Charakter hat und nicht in die kognitiv-emotionalen Schemata der Person integriert werden kann. Die resultierende Inkonsistenzspannung (Grawe, 2004), ein innerer Konflikt zwischen verschiedenen Bedürfnissen oder Bedürfnis und Realität, kann kurzfristig dadurch reduziert werden, dass die Erfahrung zumindest in Teilen aus dem bewussten Erleben abgespalten wird, d. h. die [sic] Konsistenz wird auf Kosten einer Dissoziation im psychischen Geschehen hergestellt. Im psychischen Geschehen des Individuums entsteht so ein neues Ordnungsmuster „AgE“, ein Attraktor, der die bestehende Inkonsistenz kurzfristig behebt. (Belz, 2009a, S. 51–52)

Eine Bewältigung von Inkonsistenz wird zunächst dadurch erreicht, dass aversive Erlebnisse dissoziiert werden. Diese Reduktion wirkt aber nur kurzfristig, weil die Erlebnisinhalte durch die Abspaltung nicht verarbeitet und integriert werden. Dissoziation initiiert im psychischen Geschehen als Nebenwirkung eine Eigendynamik, die Belz und Tölle mit Bezug zur Selbstorganisationstheorie beschreiben. Demnach stößt Dissoziation auf subsymbolischer Ebene selbstorganisierte Prozesse an, die Attraktoren ausbilden, die auf der Ebene des phänomenalen Erlebens zu mentalen Repräsentationen führen, die sich auf kein bewusstes Ereignis und keinen bekannten Auslöser zurückführen lassen. Damit kommt eine sekundäre Inkonsistenz ins Spiel, die von den Betroffenen reduziert wird, indem sie die unerklärlichen Manifestationen als AgP bzw. AgE deklarieren:

Die außergewöhnliche Erfahrung, bzw. die Beurteilung einer Erfahrung als außergewöhnlich, trägt zur Inkonsistenzreduktion des Systems bei, indem abgespaltene, nicht-integrierbare Erfahrungen dissoziiert und mit dem Etikett „außergewöhnlich“ versehen externalisiert werden. Die außergewöhnliche Erfahrung tritt scheinbar losgelöst von dem intrapsychischen Geschehen einer Person in Erscheinung und ermöglicht ihr, dissoziierte Erfahrungen zu artikulieren, reflektieren, kommunizieren und zu verarbeiten. Dadurch wird sie, aufgrund ihres spannungsmindernden Potentials, funktional in die psychische Struktur der Person eingebettet und durch Verstärkung zum funktional autonomen Attraktor, der unabhängig der Entstehungsbedingungen von verschiedenen Kontrollparametern ausgelöst werden kann. Der außergewöhnlichen Erfahrung

obliegt in dem psychischen Geschehen eine zunehmend essentielle Funktion, indem sie durch Spannungsminderung die Befriedigung wichtiger Grundbedürfnisse gewährleistet (Strukturebene). Gleichzeitig dient sie auf der kognitiv bewussten Ebene als Narrativ für alle unverständlichen und nicht-integrierbaren Erfahrungen, was die Herausbildung eines paranormalen Beliefsystems forciert (Prozessebene). (Tölle, 2003a, S. 43)

Die sekundäre Inkonsistenz wird reduziert, weil die Deutung einer unverständlichen Erfahrung als AgE mittels vorhandener oder durch die aktuellen Erlebnisse angeregter AgÜ einen Sinn stiftet und das Bedürfnis nach Kontrolle und Orientierung befriedigt. „So erfüllt die paranormale Interpretation einer außergewöhnlichen Erfahrung das Bedürfnis nach Vervollständigung (completion tendency) und erlaubt den Menschen, ein unverständliches und irritierendes Erleben in ihr Gedächtnis zu integrieren“ (Tölle, 2003a, S. 34). Des Weiteren können AgE mittels AgÜ positiv aufgewertet, negative Emotionen bewältigt und der Selbstwert erhöht werden. Auch das Bindungsbedürfnis kann bedient werden, denn unter Umständen „ermöglichen AgE und ihre Einbettung in ein paranormales Beliefsystem ja die Zugehörigkeit der Betroffenen zu einer spezifischen Gruppe. Gleichzeitig ersetzen sie vielleicht fehlende Kontakte in der aktuellen Welt durch solche zum Jenseits, telepathische Verbindungen u. a.“ (Belz-Merk et al., 2002, S. 34). Aber auch AgÜ reduzieren die ursprünglich auf Dissoziation zurückgehenden und mit AgE einhergehenden Inkonsistenzen nur provisorisch. Bedürfnisse nach Bindung können durch telepathische Verbindungen oder Jenseitskontakte nicht ausreichend befriedigt werden. Wenn übernatürliche Mächte, schwarze Magie oder Geister für AgE verantwortlich gemacht werden, droht ein Kontrollverlust und eine Selbsterhöhung durch Zuschreibung außergewöhnlicher Fähigkeiten würde fortdauernde und willentlich beeinflussbare Phänomene erfordern, was bei AgP nicht der Fall ist.

Abbildung 5 zeigt die im konsistenztheoretischen Modell angenommenen Zusammenhänge von Dissoziation, Inkonsistenz, Externalisierung, AgE und AgÜ. Vollumfänglich kann der von Tölle und Belz vertretene Modellansatz allerdings noch nicht befriedigen. Das liegt insbesondere an der Vieldeutigkeit, die der Dissoziationsbegriff mit sich bringt. In ihren Erscheinungsformen ist Dissoziation mindestens so vielgestaltig wie die AgE, die es mit ihr zu erklären gilt. Allein die Bandbreite der pathologischen Manifestationen von Dissoziation werfen ähnlich wie bei der Schizophrenie (Kap. 1.6.6) die Frage auf, ob „dissoziative Vorgänge in ihrer erklärenden Wertigkeit als monokausales Agens auf zu viele klinische Phänomene ausgeweitet“ werden. (Dobmeier & Kapfhammer, 2001, S. 102). Man denke allein an die qualitativen Unterschiede zwischen bewusst erlebbaren Automatismen und Amnesien oder Identitätsstörungen. Mit der Annahme eines Kontinuums, das normal-alltägliche Formen von Dissoziation einschließt, nimmt diese Problematik noch zu. „Tatsächlich werden sehr verschiedene Phänomene als ‚Dissoziation‘ interpretiert [...]. Das trägt zur Konfusion, statt zur klaren Unterscheidung bei“, wie Scharfetter (1999, S. 56) konstatiert.

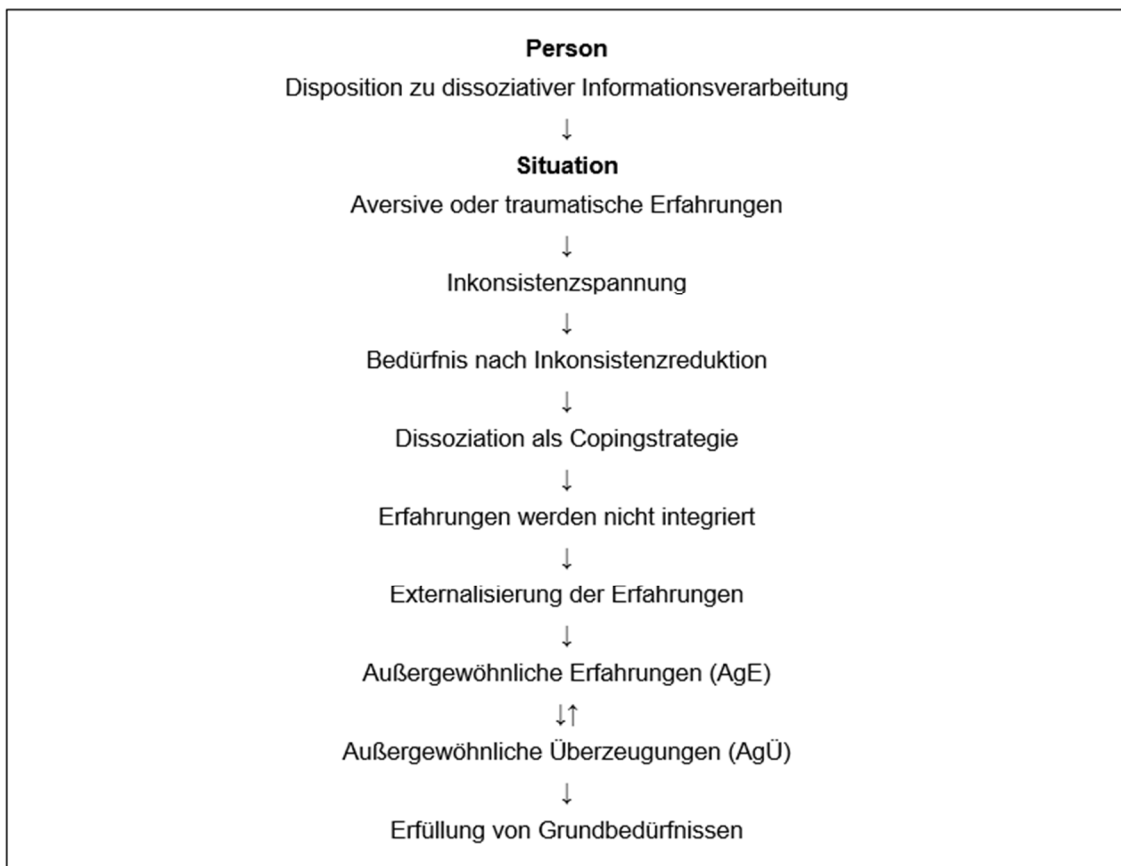


Abb. 5: Modell der Genese von AgE im konsistenztheoretischen Zusammenhang

Die Abbildung veranschaulicht die Entstehung von AgE durch die Dissoziation und Externalisierung belastender Erfahrungsinhalte. Der Doppelpfeil zeigt die Wechselwirkung zwischen AgE und AgÜ an. Weitere Erläuterungen im Text. Mit Genehmigung der Autorinnen adaptiert aus Belz-Merk et al. (2002, S. 35) und Toelle (2003a, S. 35).

Dissoziation ist ein Sammelbegriff, der verschiedene Phänomene der Unterbrechung und Separation von psychischen und psychophysischen Zusammenhängen beschreibt, diese aber nicht erklärt. Dobmeier und Kapfhammer fassen Einwände gegen das Dissoziationskonzept zusammen: „Ursprünglich als heuristisches Konzept gedacht, sei es rasch zu einer *Reifikation* gekommen und somit eine weitere, z. B. experimentelle, Aufklärung der [...] Mechanismen unterblieben. Mit anderen Worten, als eigentlich noch zu Klärendes gelte es bereits als gesicherter ätiologischer Faktor“ (2001, S. 102), so ein Kommentar mit Hinweis auf Scharfetter (1999).

Auch der vielfach in Bezug auf AgE verwendete Begriff der „Externalisierung“, der beschreibt, dass etwas von innen nach außen verlagert wird, ist mehrdeutig und lediglich ein Konzept, das einen Mechanismus beschreibt, aber nicht erklärt. Von Externalisierung kann man im Zusammenhang mit AgE etwa sprechen, wenn Menschen unheilvollen Mächten die Schuld für ihr persönliches Versagen geben oder in zufälligen Ereignissen sinnvolle Fügung

gen einer höheren Ordnung sehen. All das hat aber nichts mit dissoziativen Prozessen zu tun, sondern mit Attributionen auf der Ebene des rationalen Systems bzw. kognitiven Realitätsmodells. Tölle meint mit Externalisierung, dass von AgE betroffene Personen „Inkonsistenzspannung reduzieren, indem sie das dissoziierte psychische Geschehen *externalisieren*. Die nicht integrierte Erfahrung tritt nun von außen, d. h. losgelöst von intrapsychischen Prozessen, an das Individuum heran und erzeugt eine kurzfristige Konsistenz dadurch, dass sich ihre Aktivität nicht mehr innerhalb des Systems auswirkt“ (Tölle, 2003a, S. 41). Hier sind das experientielle System und die mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell angesprochen. Dabei kann „losgelöst von intrapsychischen Prozessen“ allerdings zweierlei bedeuten, denn AgP können entweder im Weltmodell oder im Selbstmodell wahrgenommen werden. Im Weltmodell sind die *Erlebnisinhalte* an sich externalisiert, im Selbstmodell fehlt ihnen die Meinigkeit. Was dann externalisiert wird, ist lediglich die *Ursache* der AgP und das ist ein rationaler Vorgang. Man müsste demnach zwischen einer phänomenalen und einer kognitiven Externalisierung differenzieren.

Mit dieser Unterscheidung tun sich weitere konzeptuelle Fragen im Hinblick auf den Dissoziationsbegriff auf. Ichfremde AgP im Selbstmodell kann man darauf zurückführen, dass die Betroffenen Meinigkeit dissoziiert und auf diese Weise *die Ursache* ihrer Gedanken, Gefühle und Empfindungen *intrapsychisch* „externalisiert“ haben. Was aber wurde dissoziiert und externalisiert, wenn Betroffene Spukphänomene und Erscheinungen in ihrem Wohnzimmer beobachten? Wie dissoziiertes Material „von außen, d. h. losgelöst von intrapsychischen Prozessen“, an ein Individuum herantreten kann, wie es oben im Zitat bei Tölle heißt, bleibt völlig im Dunkeln. Wir werden noch sehen, dass AgE in typischen Formenkreisen auftreten, deren phänomenologische Strukturen so universell sind, das heißt, zu allen Zeiten und in allen Kulturen vorkommen, dass sie sich kaum als Repräsentationen konkreter Erfahrungsinhalte begreifen lassen, sondern eher als Repräsentationen von blockierter Autonomie (Kap. 3.4.3).

Macht es also überhaupt Sinn, für so unterschiedliche Szenarien unterschiedslos von „Externalisierung“ und von *einer* Copingstrategie sprechen? Bei der Rede von Externalisierung und Dissoziation ist, um mit Scharfetter zu sprechen (1999, S. 84), unklar, „ob die Abtrennung, Dissoziation, als ein passiver Vorgang verstanden ist (wie einem aus Schwäche ein Werkzeug aus der Hand gleitet), oder ob die Abwehr, wie der Name suggeriert, ein aktiver Vorgang ist (Wegwerfen des Werkzeugs)“. Wenn man davon ausgeht, dass Dissoziation ein weitgehend selbstorganisierter Prozess ist, dann wäre, so wie man in der Plananalyse (Caspar, 2018) instrumentelles vs. reaktives Verhalten unterscheidet (Kap. 12.4.1), die Differenzierung zwischen instrumenteller oder reaktiver Dissoziation prägnanter, als zwischen einer aktiven oder passiven. In unserer Terminologie können wir fragen, ob Dissoziation vom

kognitiven Selbstmodell oder selbstorganisiert vom experientiellen oder primären System initiiert wird:

Bei einigen nicht-pathologischen dissoziativen Vorkommnissen, wie Sichversenken, Tagträumen, Trancezuständen, mag die Ich-Instanz den Zustand herbeiwünschen, wollen, intendieren. Bei psychohygienisch nützlichen Dissoziationen wie der der mnestischen Elimination von Traumata, beim Wegtreten aus unangenehmen Erlebnissen (psychogene Ohnmacht, tranceartige Absenz bei Erinnerungen an Inzest oder andere Traumata) geschieht es ohne erkennbares willkürliches Herbeiführen des Ich, aber u. U. mit Zustimmung des Ich, das durch das Wegtreten entlastet wird. (Scharfetter, 1999, S. 70)

Klassische Konsistenzsicherungsmechanismen setzen ein kognitives Selbstmodell voraus. Sie werden durch dieses aktiviert, ohne dass eine Verdrängung oder Projektion deshalb bewusst wäre. Epstein (2014) argumentiert, dass dissoziative Prozesse auf der Ebene des experientiellen Systems angesiedelt sind und kein rationales System voraussetzen. Grawe (2004), der Epstein entsprechend zwischen impliziter und expliziter Informationsverarbeitung differenziert, beschreibt Verdrängung als einen möglichen *Auslöser* von dissoziativen Prozessen (Kap. 3.1.8). Ganz in diesem Sinne konstatiert Scharfetter (1999, S. 56): Da „Bewußtes – Unbewußtes nicht in einer scharfen Grenzlinie getrennt gedacht werden können, sondern in einem fluktuierenden Kontinuum, eignet sich für den Vorgang des Unbewußtwerdens eines vorher nachweisbar bewußten Inhalts eher der Ausdruck der Verdrängung“.

Eingedenk all der genannten Schwierigkeiten und Einwände halten wir es für angemessener, bei verschiedenen Konsistenzsicherungsmechanismen anzusetzen, die zu phänomenologisch unterschiedlichen AgE führen. Eine Gegenüberstellung zweier Szenarien, in denen der Mechanismus der Verdrängung AgP im Weltmodell und der Mechanismus der Projektion AgP im Selbstmodell induziert, wird dies, wenn wir uns konzeptuell weiter vorgearbeitet haben, verdeutlichen (Kap. 3.4.3). Es muss differenziert werden zwischen einer Externalisierung als außergewöhnlichem Phänomen, einer Externalisierung als Konsistenzsicherungsmechanismus, den man auch als Projektion bezeichnen kann, und einer Externalisierung als Vermeidungsstrategie bei der Verantwortungs- oder Ursachenzuschreibung. Dissoziation sehen wir mit Grawe als eine mögliche Folge von Konsistenzsicherungsmechanismen, die vom Selbstmodell ausgehend Inkonsistenz im Gesamtsystem induzieren können. Später werden wir in diesem Zusammenhang den Begriff der *organismischen Konsistenz* einführen (Kap. 3.4.2). Dissoziation muss nicht pathologisch interpretiert werden. Insbesondere im Zusammenhang mit AgE können dissoziative Prozesse als organismische Konsistenzsicherungsmechanismen betrachtet werden, beispielsweise außerkörperliche Erfahrungen in Nahtodsituationen.

3.1.10 Spannungsparadigma

Die Konsistenztheorie, das Selbstorganisationsparadigma und die Informationsverarbeitungsperspektive präsentieren den Menschen als ein System, das durch external induzierte Spannung angetrieben wird. Was aber geschieht in Situationen, in denen Spannung und Information, ohne die Leben, Lernen und Entwicklung nicht möglich sind, ausbleiben?

Im Rahmen der konnektionistischen Modellannahmen besteht ein einmal aktiviertes Verhaltensmuster eigendynamisch bis zur Aktivierung eines anderen Zustands weiter. Das heißt, wie Berger (2005) konstatiert, dass „in rein selbstorganisiert funktionierenden Netzwerken die Kugel im Bild der Spannungslandschaft in einem Tal liegen bleibt. Ein Verlassen dieses Tales kann nur über einen sehr starken Input von aussen konzipiert werden“ (S. 88). Offensichtlich werden mentale Prozesse aber nicht nur durch Einflüsse aus der Umwelt angeregt, denn „ein Mensch, der sich einmal schlafen gelegt hat, müsste grösste Schwierigkeiten haben, sich irgendeinmal nicht mehr müde zu fühlen“ (S. 24). Wenn es keine systeminternen Anregungen gäbe, würde man nicht einfach dadurch aufwachen, dass die ursprüngliche Anregung des Schlafzustandes, die Müdigkeit, wegfällt. Berger vermutet, dass „biologienahe Prozesse“ den Anstoß geben, und denkt dabei an Veränderungen der Spannungslandschaft, sodass „die Kugel von einem Tal ins andere rollen kann, wenn die Landschaft durch eine Demodulation verflacht wird. Diese Sicht kompliziert natürlich auch unsere Konzeption von Prozessen, die menschlichem Erleben und Verhalten und psychischen Störungen zugrundeliegen“ (S. 88).

Wollen wir das mentale Geschehen modellieren, dann müssen wir folglich berücksichtigen, dass Zustandsveränderungen eines Systems nicht nur durch external angeregte Bewegungen der Kugel, sondern auch durch internal initiierte Modulationen der Potenziellandschaft hervorgerufen werden können. Will man beispielsweise einen traumlosen Tiefschlaf in einer Spannungslandschaft abbilden, dann ist dies allerdings auf zwei Weisen möglich: Man kann sich Schlaf wie Berger als einen *Zustand* in einem lokalen Minimum vorstellen, den man verlassen muss, um ein anderes lokales Minimum, den Wachzustand, zu erreichen. Man kann Schlaf aber auch als einen *Modus* konzipieren, der sich dadurch auszeichnet, dass es im stabilen bzw. im traumlosen Tiefschlaf gar keine Attraktoren für mentale Repräsentationen gibt. Schlaf ist dann kein lokales Minimum, das verlassen werden muss, und im Unterschied zu Bergers Szenario ist keine Demodulation der Potenziellandschaft erforderlich, denn der Tiefschlaf *ist* eine abgeflachte Potenziellandschaft (dazu ausführlich Kap. 4.1.4 und 4.2.1). Damit kommt auch zum Ausdruck, dass ein Tiefschlaf oder eine Ohnmacht ein Zustand ohne Spannungspotenzial ist, der erst beendet wird, wenn sich lokale Minima und Maxima ausbilden und sich damit die globale Spannung erhöht.

Um bei den biologienahen Prozessen zu bleiben, die Berger in Betracht zieht, kann man sich vorstellen, dass beispielsweise ein Flüssigkeitsmangel den Schlaf dadurch beendet, dass er die

Potenziallandschaft ausprägt und in einem lokalen Minimum, vielleicht erst instabil im Traum, mental als Durst repräsentiert wird und zum Erwachen führt. Der Organismus würde nicht überleben, wenn er immer weiterschlafen würde. Das heißt aber auch, dass er nicht nur external induzierte Spannung reduziert, sondern auch internal Spannung erzeugt. Der Phänomenologe Schmitz (2005, S. 121) weist darauf hin, dass Bewusstsein immer mit Spannung verbunden ist, denn „wer sich nach kampfloser Ruhe sehnt, muß [...] sogar das Bewußtsein verschmähen“. Die spirituellen Traditionen belegen, dass Menschen absichtsvolle Selbstregulation gezielt zur Spannungserhöhung und Beeinflussung selbstorganisierter Prozesse einsetzen, um das, was Metzinger (2013) als mentale Autonomie bezeichnet, zu kultivieren (Kap. 3.1.5) und außergewöhnliche Bewusstseinszustände zu erreichen. Viele Schilderungen von krisenhaften Durchbrüchen zu einer Art von „Meta-Konsistenz“ finden sich zum Beispiel in bestimmten Schulen des Zen-Buddhismus, wo sogenannte Kōans ein wesentliches Element der Meditation sind. Dabei handelt es sich um rational unlösbare Aufgaben und Fragen („Wie klingt das Klatschen einer Hand?“), mit denen sich der Meditierende intensiv auseinandersetzt:

Das Kōan ist weder ein Rätsel noch ein Witz. Es verfolgt ein sehr ernstes Ziel, nämlich die Aufrüttelung des Zweifels, den es bis auf die Spitze treibt. [...] Alle Flüsse münden gewiss einmal im Meer, aber das Kōan steht wie ein Eisenwall im Wege und widersetzt sich auch den intensivsten intellektuellen Bemühungen. [...] Wir zaudern, wir zweifeln, wir werden unruhig und erregt, weil wir nicht wissen, wie wir diesen scheinbar unübersteiglichen Wall durchbrechen sollen. [...] Dieses Anrennen unseres tiefsten Wesens gegen das Kōan öffnet unerwartet einen bisher unbekanntem Bezirk des Geistes. Intellektuell bedeutet dies die Überschreitung der Grenzen des logischen Dualismus, aber gleichzeitig ist es eine Wiedergeburt, das Erwachen eines inneren Sinnes, der uns befähigt, in das tatsächliche Zusammenwirken alles Geschehens zu schauen. (Suzuki, 1980, S. 150–151)

Menschliches Erleben und Verhalten allein auf ein Streben nach Spannungsreduktion zu gründen, wurde schon vor dem „Siegeszug“ der Selbstorganisationstheorie kontrovers diskutiert. So stellt Fromm in seinen Untersuchungen zur „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ fest, dass „Freuds gesamtes psychologisches Denken von allem Anfang bis zum Ende von dem Axiom beherrscht war, daß das Prinzip der Spannungsreduktion das beherrschende Prinzip des gesamten psychischen Lebens und Nervenlebens ist“ (1977, S. 528). Fromm sieht die Ursprünge dieses Axioms bei Fechner (1873), von dem Freud beeinflusst war und der in gewisser Weise als ein Vordenker von Selbstorganisation in der Psychologie gesehen werden kann (Krohn & Küppers, 1990). Fechner versuchte „den Zusammenhang zwischen ‚organischen und anorganischen Bewegungszuständen‘ über ein ‚Princip der Tendenz zur Stabilität‘ herzustellen, aber [...] blieb letztlich innerhalb der *homöostatischen* Modellierung *geschlossener* oder konstanten Umweltbedingungen ausgesetzter Systeme im Gleichgewicht“ (Paslack, 1991, S. 61). Fromm kommt zu dem Schluss, dass das Axiom der Span-

nungsreduktion, das „seine Existenz Gedankengängen verdankt, die für den deutschen mechanistischen Materialismus kennzeichnend sind“ (1977, S. 531), zu eng ist. Es könne nicht damit in Übereinstimmung gebracht werden, dass „der Mensch in allen Altersstufen nach Erregung, Stimulierung und nach Beziehungen der Liebe und Freundschaft suchend bestrebt ist, seine Beziehung zur Welt zu intensivieren; kurz gesagt, der Mensch ist offenbar ebenso sehr vom Prinzip der Spannungssteigerung als von dem der Spannungsreduktion motiviert“ (1977, S. 531).

Tatsächlich hat die Bindungsforschung ein angeborenes Streben nach neuer Information belegt. Nach Bowlbys (1969) Bindungstheorie gibt es zwei Verhaltenskontrollsysteme, die grundlegend für das Überleben und die Fortpflanzung des Menschen sind: das Bindungssystem und das Explorationssystem. Das Zusammenwirken von Bindung und Exploration in der kindlichen Entwicklung ist bestens erforscht. Ein durch sichere Bindung gefördertes und ermutigtes Explorationsverhalten des Kleinkindes gilt entwicklungspsychologisch als Voraussetzung für eine gesunde Autonomie im Erwachsenenalter. Ainsworth (Ainsworth et al., 1978) erkannte bei der Beobachtung von Krabbelkindern, dass es eine „Bindungs-Explorations-Balance“ gibt. „Das Bindungsverhaltenssystem und das Explorationsverhaltenssystem sind wie eine Wippe miteinander verbunden. Wenn ein System aktiviert ist, ist das andere deaktiviert“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 137). Solange ein Wohlgefühl herrscht, zeigen Kinder Explorationsverhalten, wenn sie sich aber unsicher und unwohl fühlen, zeigen sie Bindungsverhalten und suchen die Nähe der Mutter.

Wir haben die Notwendigkeit von Spannungserhöhungen für Veränderung und Entwicklung schon bei der Überwindung von Störungsattraktoren im psychotherapeutischen Kontext thematisiert (Kap. 3.1.6). Hierzu wird bereits bestehende Spannung durch therapeutische Interventionen erhöht, was phänomenal mit einem stärkeren Leidensdruck einhergeht. Explorationsverhalten geht „energetisch“ ebenfalls mit Spannungserhöhung einher, phänomenal wird sich diese aber angenehm bzw. als eine Verminderung von Leidensdruck anfühlen, weil ein Bedürfnis befriedigt wird. Energetische Spannung und phänomenaler Leidensdruck können korreliert sein, aber sie sind nicht dasselbe. Entfernt sich ein Kind von seiner Mutter, um seine angeborene Neugierde zu befriedigen, wird es zunächst eine lustvolle Spannungserhöhung erleben. Das geht so lange, bis eine bestimmte Distanz zur Mutter erreicht und als riskant empfunden wird. Dann setzt sich das Bindungsbedürfnis durch und das Kind kehrt zur Mutter zurück, um unangenehme Spannung zu reduzieren und Beruhigung zu finden. Dass die Erfüllung des Bindungsbedürfnisses der Spannungsreduktion dient, liegt auf der Hand. Aber wie ist es mit dem Explorationsverhalten? Man könnte argumentieren, dass das Kind Spannung erlebt, weil es sich langweilt, und dass es diese Spannung durch Exploration abbaut. Der Motor des Explorationsverhaltens wäre dann das Streben nach Spannungsreduktion, aber offensichtlich erhöht Exploration Spannung, die erst wieder durch stärkere

Bindung an die Mutter reduziert wird. Wenn ein Verhalten Spannung zugleich vermindert und erhöht, haben wir es offensichtlich mit zwei unterschiedlichen Spannungsbegriffen zu tun.

3.1.11 Spannungsbegriffe

Wie schon bei der Definition von Autonomie müssen wir auch bei der Bestimmung von Spannung genauer hinschauen und überlegen, was in welchem Zusammenhang eigentlich gemeint ist. Wir können zunächst differenzieren zwischen einer *organismischen* Spannung, die phänomenal im Selbstmodell repräsentiert wird, und einer external *induzierten* Spannung, die zwar auch im Selbstmodell erlebt, deren Quelle aber im Weltmodell lokalisiert wird. Der aktuelle organismische Spannungszustand kann ein Individuum zur Spannungssuche oder Spannungsvermeidung motivieren. Das heißt, organismische Spannung kann durch induzierte Spannung erhöht *oder* erniedrigt werden. Jede phänomenale Spannung, die im Hinblick auf das Wohlbefinden als angemessen, zu gering oder zu hoch empfunden wird, ist organismisch, unabhängig davon, ob sie internal erzeugt oder external induziert wurde. Man kann das mit Schmerzen vergleichen, die auch „meine“ Schmerzen sind, wenn sie mir external zugefügt werden.

Würde man jedes Verhalten mit Spannung begründen, würde man für unterschiedliche Ausgangszustände und Motivationen den gleichen Begriff verwenden. Dass ein Verhalten Spannung reduziert, heißt nicht automatisch, dass damit Spannung vermieden wird. Um auf psychologischer Ebene einmal die Metapher der „geistigen Nahrung“ zu bemühen: So wie der Mensch Nahrungsmittel aufnimmt, *um* Kalorien zu verbrennen, so nimmt er Information auf, *um* Spannung zu reduzieren. Wohlgemerkt ist hier Information gemeint, die Spannung erzeugt und das ist nur der Fall, wenn sie auch Erstmöglichkeit besitzt, die das mentale System zu Veränderungen anregt, worauf wir im nächsten Kapitel über „pragmatische Information“ noch genauer eingehen.

Allerdings sucht der Mensch nicht nur Spannungserhöhung, um neue Information zu gewinnen und etwas dazuzulernen. So kann man annehmen, dass sich Extremsportler und Sensation Seeker (Zuckerman et al., 1972; Zuckerman, 2007) auch deshalb in Herausforderungen begeben, um sich mittels der external induzierten Spannung von einer weniger greifbaren und bedrohlichen internalen Spannung abzulenken oder die innere Spannung durch den Energieaufwand, der zur Bewältigung der äußeren Situation notwendig ist, abzubauen. Organismische Spannung kann aber auch durch den Entzug von externaler Stimulation aufgebaut werden. Bei erzwungener sensorischer Deprivation, die extrem negative Emotionen, hohe psychische Belastung, Halluzinationen, Wahn und Traumata verursachen und daher auch zur Folter eingesetzt werden kann, ist das offensichtlich. Bei freiwilligen Formen der

Reizreduktion beispielsweise durch Meditation, insbesondere aber bei einer vollständigen Deprivation in sogenannten Floatingtanks (Kjellgren & Westman, 2014; Suedfeld, 1990; Suedfeld & Bow, 2007; van Dierendonck & Te Nijenhuis, 2005) kann eine scheinbar paradoxe Konstellation auftreten. Hier fühlen sich die Betroffenen in der Regel völlig wohl und entspannt, während zugleich veränderte Bewusstseinszustände mit hoher experiencieller Qualität, Intuitionen, inneren Bildern, Halluzinationen oder mystischem Erleben auftreten können. Vor dem Hintergrund der Zwei-Prozess-Theorien ist das allerdings erklärbar. Offenbar reduzieren sogenannte Entspannungsmethoden die Aktivität des rational-analytischen Systems und die absichtsvolle Selbstregulation, während weiterhin Selbstorganisation stattfindet. Unter dieser Voraussetzung könnte man die Wahrnehmungen und Halluzinationen damit erklären, dass die sensorische Deprivation auf der selbstorganisierten Ebene Spannung induziert und im experienciellen System Aktivitäten erzeugt, die im phänomenalen Realitätsmodell repräsentiert werden. Denkbar ist aber auch, dass es dort gar keine Spannungserhöhung gibt, sondern dass durch die Inaktivität des rationalen Systems selbstorganisierte Prozesse, die gewöhnlich nicht phänomenal erlebt werden, im Bewusstsein auftauchen können.

Man könnte auf einem Primat der Spannungsreduktion beharren und argumentieren, dass Deprivation und Langeweile Spannungen verursachen, etwa weil man ohne Zerstreuung belastende Gedanken oder Gefühle wahrnimmt oder einem Horror Vacui ausgesetzt ist. Neugierde und die Suche nach neuen Eindrücken, nach Abenteuern und Gefahren, würden dann dem Abbau intrapsychischer Spannung dienen. Das mag häufiger der Fall sein, ist aber keine Erklärung für ein angeborenes Explorationsverhalten, das nicht nur ein reaktiver Mechanismus ist, wie Keller (2019) herausstellt:

Wenn der Neuigkeitsgrad für das betreffende Kind zu gering ist und das schon Bekannte überwiegt, langweilt es sich und wird kein Explorationsverhalten zeigen. Bei andauernder Langeweile kann aber auch diese ein Motiv darstellen, aus eigenem Antrieb und nicht reaktiv auf eine Situation, auf Reizsuche zu gehen, um sich Abwechslung zu verschaffen. (S. 42)

Überdies zeigt sich Exploration laut Keller nicht nur in einer Erkundung der Umwelt, sondern „kann mit fortschreitender Entwicklung auch epistemisch sein“ (S. 42), mit einer, so Grossmann und Grossmann (2012), „mehr oder weniger eingeschränkten inneren ‚mentalen‘ Exploration, einem Suchen nach Zusammenhängen bei sich selbst, die bereits beim Vorschulalter beginnt“ (S. 80). Ein Maß für den Stand der Evolution ist nach Jantsch (1992) die Flexibilität eines Systems in der „Herstellung und Organisierung von Beziehungen, mit anderen Worten, die Offenheit gegenüber dem Auftreten von Erstmaligkeit in der weiteren Evolution des Systems wie auch seiner Umwelt. Eine alternative Bezeichnung für dieses Maß ist *Autonomie*“ (S. 399).

Wie Autonomie, absichtsvolle Selbstregulation und Spannungserhöhung zur Spannungsreduktion Hand in Hand gehen können, schildert bereits Goethe, der sich vor 200 Jahren quasi eine verhaltenstherapeutische Expositionsbehandlung verordnet hatte:

Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedes Mal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuwehren, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturms [...]. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Vorteil gezogen. (Goethe, 2010, S. 389)

Goethe nahm extrem unangenehme Spannungserhöhungen in Kauf, weil er antizipierte, dass ihm das langfristig eine Spannungsreduktion und eine Verringerung seiner Ängste bringen würde. Als treibende Kraft für seine Anstrengungen kann der Wunsch gelten, innere Hindernisse zu überwinden, die seinem Erlebnis- und Wissensdrang im Wege standen. Solches Handeln ist Ausdruck von Autonomie. Deci und Ryan (2000) sprechen von einer „growth-oriented activity“, die in der Natur des Menschen verankert ist: „Rather than viewing people as passively waiting for a disequilibrium, we view them as naturally inclined to act on their inner and outer environments [...]. Thus, they do not have to be pushed or prodded to act“ (S. 230).

Dass man die Selbstorganisation physikalischer und konnektionistischer Systeme allein mit dem Prinzip der Spannungsminimierung erklären kann, liegt daran, dass die Spannung, die sie antreibt, allein durch externale Einflüsse erzeugt wird. Künstliche neuronale Netze besitzen keine Basisautonomie (Kap. 3.1.5). Sie explorieren nicht aus Neugierde oder Langeweile ihre Umwelt, denn sie haben von sich aus keinen Grund und keinen Drang, mit ihr zu interagieren. Es gibt gute Gründe, anzunehmen, dass rein materielle Systeme niemals menschenähnliche Intelligenz ausprägen werden, weil Autonomie eine inhärente Eigenschaft des Lebens ist und von keinem System erlernt bzw. entwickelt werden kann, das kein Leben und keine Bedürfnisse besitzt:

Der technische Fortschritt ist nicht zu bestreiten. Doch ändert dies nichts daran, dass unsere Intelligenz nicht einfach nur ein allgemeines Problemlösesystem ist, sondern das Formulieren von Problemen. Diese Probleme stellen sich nicht in einem abstrakten Problemlöseraum, sondern in einem konkreten Rahmen unseres Überlebens. Für Computerprogramme gibt es keine Fragen des Überlebens, weil sie nicht lebendig sind. Lebendig ist bisher nur solches, was durch die Evolution entstanden ist. [...] Leben, das

nicht biologisch entstanden oder an den Vorgaben des biologisch entstandenen Lebens ausgerichtet ist, gibt es bisher nicht [...]. Kein heute existierendes artifizielles System, das aus nicht lebendiger Materie gebaut wurde, hat Überlebensinteressen, weil keines dieser Systeme lebendig ist. (Gabriel, 2018, S. 192–193)

Lebenden Systemen muss nicht erst Spannung induziert werden, damit sie etwas tun. Leben will leben und sucht nach dem, was es braucht, um sich erhalten, entwickeln und Spannung regulieren zu können. Betrachtet man Selbstregulation unter dem Aspekt der aktiven Informationssuche, erscheint die Interaktion des Menschen mit seiner Umwelt in einem neuen Licht.

3.1.12 Pragmatische Information

Informationsverarbeitung basiert auf Spannungsminimierung, das heißt, sie baut Spannung ab, die durch eingehende Signale bzw. Information induziert wird. „Das Phänomen der Kommunikation hängt nicht von dem ab, was übermittelt wird, sondern von dem, was im Empfänger geschieht. Und dies hat wenig zu tun mit ‚übertragener Information‘“, wie Maturana und Varela (1990, S. 212) konstatieren. Information, die unter selbstorganisierenden Systemen ausgetauscht wird, „ist mehr als semantisch, sie ist *pragmatisch*, das heißt auf Wirkung ausgerichtet“, so Jantsch (1992, S. 88), der sich auf von Weizsäckers (1974) Begriff der „pragmatischen Information“ bezieht. Pragmatische Information bezeichnet im Unterschied zum klassischen Informationsbegriff nicht die Quantität von Information, beispielsweise messbar an den Bits eines Datenstroms, sondern die Qualität von Information, die sich daran festmacht, welche Relevanz sie für den Empfänger hat. So besitzt ein kurzer Satz mit der Nachricht, dass ein geliebter Mensch verstorben ist oder dass man im Lotto gewonnen hat, unvergleichlich mehr pragmatische Information als ein ausführlicher Wetterbericht, es sei denn, es geht um die Vorhersage eines Orkans, von dem man betroffen sein könnte. Pragmatische Information ist definiert als das Produkt von *Erstmaligkeit* und *Bestätigung*:

Hundert Prozent Bestätigung entsprechen einem System im thermodynamischen Gleichgewicht. Dem Nullwert der pragmatischen Information an diesem Punkt entspricht die Unmöglichkeit, irgendeine gerichtete Wirkung hervorzurufen. Hundert Prozent Erstmaligkeit hingegen können als jene Instabilitätsphase gedeutet werden, in der stochastische Prozesse die alte Struktur nicht mehr bestätigen, während die neue noch nicht festgelegt ist. (Jantsch, 1992, S. 90)

Eine Nachricht, die sich zu gleichen Teilen aus Erstmaligkeit und Bestätigung zusammensetzt, hat demnach maximale pragmatische Information und damit den größten „Nutzen“ für den Empfänger, das heißt die größte verändernde Wirkung auf ihn. Bestätigt eine Nachricht ausschließlich bereits Bekanntes, ist sie in dem Sinne bedeutungslos, dass sie vermutlich keine Zustandsveränderung beim Empfänger hervorruft. Ebenfalls nicht wirksam ist eine

Information, die nur Erstmaligkeit liefert, zum Beispiel wenn der Empfänger über keine Erfahrung und kein Wissen verfügt, eine Botschaft in fremder Sprache zu verstehen. Pragmatische Information ist Information, die Systeme verändern und in neue Ordnungszustände bringen kann. Der Bereich der optimalen Selbstregulation liegt in einer Balance von Erstmaligkeit und Bestätigung. Dann kann Erstmaligkeit relativ problemlos in Bestätigung transformiert und als pragmatische Information konnektionistisch in die Systemstruktur und/oder kognitivistisch in kognitive Realitätsmodelle integriert werden. Erstmaligkeit und Bestätigung stehen in einem Komplementaritätsverhältnis (dazu Kap. 3.2.7): „Reine Erstmaligkeit, das heißt Einmaligkeit, enthält keine Information; sie ist Chaos. Reine Bestätigung bringt nichts Neues; sie ist Stagnation oder Tod“, so Jantsch (1992, S. 89–90).

Der bewusste Mensch ist im Allgemeinen weder auf Chaos noch auf Stagnation aus. Eingehende Information, die in der bestehenden Struktur eines mentalen Systems problemlos repräsentiert werden kann, hat keine Auswirkung. Stark überwiegende Erstmaligkeit, das heißt, wenn Vorerfahrungen und das Potenzial zur geeigneten Repräsentation fehlen, wird das System in instabile Zustände bringen. Die damit einhergehende Spannung kann nur durch strukturelle Veränderungen bzw. neue Ordnungszustände reduziert werden. Die Umwandlung von Erstmaligkeit in Bestätigung durch Lernen und zunehmende Erfahrung erhöht mit der Zeit die Komplexität und Flexibilität eines Systems und führt langfristig zu größerer Unabhängigkeit von der Umwelt.

Mit der Zunahme des Bewusstseins entsteht neben der subsymbolischen Selbstorganisation die Fähigkeit zur absichtsvollen Selbstregulation:

Erstmaligkeit wird also ständig in Bestätigung umgewandelt, wie in jedem Lebensprozess. Doch kommt trotzdem immer wieder neue Erstmaligkeit mit Fluktuationen, die sich durchsetzen, ins Spiel. Nur sind es immer weniger die Umwelteinflüsse, die dabei dominieren, als die evolutionäre Eigendynamik des selbstorganisierenden Systems. Auch hier erweist sich wieder jener Drang nach Autonomie, der als Zunahme des Bewusstseins gedeutet werden kann. (Jantsch, 1992, S. 202)

Mittels der Prinzipien der Spannungsminimierung, die Stabilität bzw. Bestätigung sichert, und der Emergenz, die Instabilität und Erstmaligkeit in neue stabile Ordnung bringen kann, ist jeder lebende Organismus in der Lage, sich zu entwickeln und zu lernen. In der Darstellung mentaler Repräsentationen ist die Potenziallandschaft ein Bild für die neuronale, materielle Struktur des Systems, und die Kugel stellt Zustände und Veränderungsprozesse des Bewusstseins in dieser Struktur da. Außenwelteinflüsse, die innerhalb einer etablierten Struktur repräsentiert werden können, sind Bestätigung. Einflüsse, deren Repräsentation eine Veränderung der Struktur und neue Attraktoren erfordern, sind Erstmaligkeit. Eine Entwicklung von Systemen und Evolution ist nur durch das Zusammenspiel beider Komponenten möglich: „Der Gesichtspunkt eines die Materie organisierenden Energiesystems betont den As-

pekt der Erstmaligkeit, der eines die Energieflüsse organisierenden Materiesystems den der Bestätigung“ (Jantsch, 1992, S. 201).

Pragmatische Information geht in ihrer *Freisetzung* mit Spannungsreduktion einher. Es müssen jedoch zwei mögliche Szenarien der Induktion von Spannung unterschieden werden. Zum einen kann Spannung durch Erstmaligkeit (unbekannte Reize und neue Informationen) induziert und anschließend durch Bestätigung (Integration in vertraute Kontexte) reduziert werden. Zum anderen kann sie sich umgekehrt aber auch durch anhaltende Bestätigung (Eintönigkeit, Langeweile, Überdruß etc.) aufbauen und anschließend durch Erstmaligkeit (Stimulation und Anregung) reduziert werden. So gesehen zeichnet sich das Wesen des Menschen nicht in erster Linie dadurch aus, dass er nach Spannungsreduktion *oder* Spannungserhöhung strebt, sondern nach pragmatischer Information, die beides erfordert.

Die Komplementarität von Erstmaligkeit und Bestätigung wirft auch ein neues Licht auf AgE, denn wir können sehen, dass hier etwas mit der pragmatischen Information „nicht stimmt“. Von Lucadou (1995) beschreibt mit seinem „Modell der Pragmatischen Information“ die Dynamik bei AgE als ein Zusammenwirken von Erstmaligkeit und Bestätigung. Demnach enthalten AgE häufig pragmatische Information, die durch AgP repräsentiert wird, aber nicht freigesetzt ist. Wie wir an vielen AgE-Berichten sehen, bleibt die Bedeutung von Phänomenen, die als außersinnliche Wahrnehmung (ASW) bezeichnet werden, den Betroffenen zunächst verborgen. Wie Walther in ihren phänomenologischen Untersuchungen zur Intentionalität bei ASW zeigt, fehlt hier der Noesis das Noema (Kap. 2.3.3), das heißt, die Wahrnehmung hat keinen fassbaren Gegenstand, auf den sie sich richtet. Das *Erleben* von Sinn und Bedeutung erfordert Erstmaligkeit und Bestätigung und bei ASW-Erfahrungen scheint Letztere zu fehlen. Wenn beispielsweise ein unerklärlicher Erregungszustand auftritt (Erstmaligkeit), wird dessen *potenzielle* Bedeutung erst später mit dem Eintreten bzw. dem Bekanntwerden eines korrespondierenden Ereignisses, etwa einem Todesfall in der Familie (Bestätigung), erkannt. Die eigentliche ASW-Erfahrung wird genau genommen erst dann gemacht, wenn pragmatische Information „freigesetzt“ wird. Das geschieht, wenn zur Erstmaligkeit der unerklärlichen Erregung die Bestätigung durch ein externes Ereignis hinzukommt, zu der das innere Erlebnis in Beziehung gesetzt wird. Weil Erstmaligkeit und Bestätigung bei ASW-Erfahrungen zunächst separiert sind, ist es nicht möglich, wie bei gewöhnlichen Wahrnehmungen, ein absichtsvolles Handeln aus ihnen abzuleiten. Das kann Ohnmachtsgefühle auslösen und diese Erfahrungen sehr leidvoll machen.

Bei unserer Beschäftigung mit den systemtheoretischen Grundkonzepten haben wir bis hierher noch kaum Bezug zu AgE hergestellt. Nachdem wir die etablierten Grundkonzepte kennengelernt und ihre Grenzen ausgelotet haben, werden wir uns nun mit *psychophysischen* An-

sätzen beschäftigen, um über sie hinauszugehen und sie für unsere Fragestellungen fruchtbar zu machen.

3.2 Psychophysische Ansätze

Zu Beginn dieser Arbeit wurden AgE als Abweichungen von Realitätsüberzeugungen definiert (Kap. 1.1) und im Beratungskontext wurde für einen weltanschaulich neutralen Umgang mit AgE plädiert (Kap. 1.2). Im Kontext eines empirischen Vorgehens, das nicht nur beschreiben, sondern auch erklären will, ist eine erkenntnistheoretische Enthaltung nicht möglich, denn Wissenschaft baut nach gängiger Auffassung auf folgenden Voraussetzungen auf: „Hypothesecharakter aller Wirklichkeitserkenntnis; Existenz einer bewußtseinsunabhängigen, strukturierten und zusammenhängenden Welt; teilweise Erkennbarkeit und Erklärbarkeit dieser Welt durch Wahrnehmung, Denken und intersubjektive Wissenschaft (hypothetischer Realismus)“ (Vollmer, 1998, S. 188). Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation wird diesen Forderungen gerecht. Wie ausführlich an den Beispielen zu ASW-Erfahrungen herausgearbeitet wurde (Kap. 2.3), ist sie aber mit einer hypothetischen Voraussetzung, dass bei AgE berichtete psychophysische Korrelationen durch nichtsubjektive bzw. beobachterunabhängige Faktoren angeordnet sind, nicht vereinbar.

Im Folgenden werden daher einige Optionen jenseits der traditionellen Pfade aufgezeigt. Vom Konzept der Autopoiese ausgehend wird der gegenwärtig im Mainstream der Psychologie an Bedeutung gewinnende Enaktivismus als Alternative zum Kognitivismus und Konnektionismus aufgezeigt. Nach einer kritischen Untersuchung des Begriffs der Emergenz wird das Kausalitätsprinzip im Kontext von Selbstorganisation als Erklärungsgrundlage für psychophysische Zusammenhänge infrage gestellt und stattdessen das Prinzip der Komplementarität vorgestellt. Mit dem Duale-Aspekte-Monismus wird schließlich noch eine Alternative zum Naturalismus vorgeschlagen, der vieles aus den bisher diskutierten Grundkonzepten aufnehmen kann, ohne sich in die Widersprüche der klassischen Informationsverarbeitungsparadigmen zu verwickeln.

3.2.1 Autopoiese

Maturana und Varela (1990) beschreiben lebende Organismen als *autopoietische* Systeme, die sich durch eine *operationale Geschlossenheit* von systemfremden Prozessen in ihrer Umwelt abgrenzen. Die operationale Geschlossenheit erlaubt es ihnen, sich nach eigenen Gesetzen zu organisieren und in verschiedenen Zuständen zu befinden, ohne ihre Identität zu verlieren. Varela (1979) spricht auch von *organisatorischer* Geschlossenheit. Während er beide Begriffe mehr oder weniger synonym verwendet, formuliert Thompson einen Unterschied: „*Organi-*

izational closure refers to the self-referential (circular and recursive) network of relations that defines the system as a unity, and *operational closure* to the reentrant and recurrent dynamics of such a system” (2010, S. 45). Autopoiese ist mehr als Selbstorganisation, denn indem ein System „seine eigenen Grenzen selbst erzeugt, konstituiert es sich als eine Einheit in einem phänomenologischen Raum. Autopoietische Systeme sind demnach sowohl selbsterstellend als auch selbstbegrenzend“ heben Krohn und Küppers (1992, S. 394) hervor. Ein einfaches Beispiel ist eine Zelle. Sie stellt ihre systemische Einheit her, indem ihr interner Stoffwechsel eine materielle Membran erzeugt, die eine systemische Grenze zu biochemischen Prozessen in ihrer Umwelt bildet.

Selbstorganisierende Systeme wurden als offene Systeme charakterisiert (Kap. 3.1.1) und der Begriff der operationalen Geschlossenheit widerspricht dem nicht: „Here closure does not mean that the system is materially and energetically closed to the outside world (which of course is impossible). On the contrary, autonomous systems must be thermodynamically far-from-equilibrium systems, which incessantly exchange matter and energy with their surroundings“ (Thompson, 2010, S. 44–45). Autopoietische Systeme sind mit ihrer Umwelt *strukturell gekoppelt*. Strukturelle Koppelung ist keinesfalls so zu verstehen, dass sich ein System an eine von ihm unabhängig existierende Umwelt anpasst.

Varela et al. (2016) geben anhand der Beziehung von Bienen und Blumen ein anschauliches Beispiel, was sie unter Strukturkoppelung verstehen: Honigbienen haben als Trichomaten eine Farbempfindlichkeit, die zum Ultraviolett hin verschoben ist und Blumen weisen in ultraviolettem Licht kontrastreiche Reflexionsmuster auf. Nach der realistisch-repräsentationalistischen Sichtweise würde es eine Welt geben, an welche sich die Bienen angepasst haben. Man sieht aber gleich, dass es dann auch für die Blumen eine Welt geben musste, an die sie sich adaptierten. Da Blumen Nahrung für Bienen liefern und Bienen für die Fortpflanzung der Blumen sorgen, kann kaum eines vor dem anderen da gewesen sein. Es muss eine Koevolution, das heißt, eine Geschichte der Strukturkoppelung von ultraviolettsiehenden Bienen und ultraviolettreflektierenden Blumen gegeben haben.

Mit dem Konzept der strukturellen Kopplung formulieren Maturana und Varela (1990) eine fundamentale Kritik am klassischen Repräsentationalismus: „Wenn wir die Existenz einer objektiven Welt voraussetzen, die von uns als den Beobachtern unabhängig und die unserem Erkennen durch unser Nervensystem zugänglich ist, dann können wir nicht verstehen, wie unser Nervensystem in seiner strukturellen Dynamik funktionieren und dabei eine Repräsentation dieser unabhängigen Welt erzeugen soll“ (S. 259). Nach ihrer Überzeugung sind die innere und die äußere Wirklichkeit nicht aufeinander rückführbar, sondern entstehen und existieren in gegenseitiger Abhängigkeit. Der Ansatz von Maturana und Varela wird häufig als konstruktivistisch bezeichnet – eine Zuschreibung, die insbesondere Varela energisch zu-

rückweist: „Da steht nicht, wie dies Konstruktivisten nahe legen, auf der einen Seite ein Subjekt, das sich seine Wirklichkeit auf die von ihm gewünschte Weise konstruiert. Und da existiert keineswegs, wie dies Realisten glauben, auf der anderen Seite ein Objekt, das determiniert, was im Organismus vor sich geht“ (2002, S. 117–118).

Varela et al. (2016) betonen ausdrücklich, dass mit struktureller Kopplung nicht unterschiedliche Bezugnahmen bzw. Perspektiven auf eine vorgegebene Welt gemeint sind: „What constitutes the world of a given organism is enacted by that organism’s history of structural coupling. Furthermore, such histories of coupling proceed not through optimal adaptation but rather through evolution as natural drift“ (S. 202). Das Postulat, dass wir weder in einer vorgegebenen beobachterunabhängigen Realität noch in einer subjektiv konstruierten Wirklichkeit ohne Realitätsbezug leben, und die These des *in gegenseitiger Abhängigkeit bedingten Entstehens* von Beobachter und Beobachtetem passt in keine der klassischen Erkenntnistheorien: „It is precisely this emphasis on mutual specification that enables us to negotiate a middle path between the Scylla of cognition as the recovery of a pregiven outer world (realism) and the Charybdis of cognition as the projection of a pregiven inner world (idealism)“ (S. 172).

3.2.2 Enaktivismus

Das Autopoiese-Konzept bringt eine fundamentale Kritik des Kognitivismus und des Konnektionismus mit sich. „Cognitivism and connectionism left unquestioned the relation between cognitive processes and the real world. As a result, their models of cognition were disembodied and abstract“ (Thompson, 2010, S. 10). Beide Paradigmen sind indirekt-realistisch, und Strukturkoppelungen, die als echte und direkte Interaktionen mit einer nicht vorgegebenen Realität konzipiert sind, sind mit ihnen nicht vereinbar. „We can no longer hold on to the traditional realistic conception of science as revealing the way things are in themselves apart from our interactions with them“ konstatieren Varela et al. (2016, S. xxvii). Ausgehend von Maturana und Varela entwickelte sich in den Kognitionswissenschaften eine neue Strömung, die, wie Breyer (2012, S. 17) es ausdrückt, mit einer „Renaissance der Phänomenologie des Leibes“ einherging: „Nicht mehr das Gehirn wurde nun als genuiner Ort der Kognition oder des Geistigen thematisiert, sondern der ganze Organismus in seiner Beziehung zur Umwelt und seiner Angelegenheit auf intersubjektive Kommunikation rückte ins Zentrum des Interesses.“

Der Begriff des Leibes wurde bereits mit der Definition von Schmitz (1995) eingeführt (Kap. 2.2.1). Schon Husserl gründet die Intersubjektivität des Menschen in seiner Leiblichkeit. So „erscheint der Leib in Husserls Texten zunehmend in der Rolle des Vermittlers zwischen Natur und Geist, sowie dem eigenen und dem fremdem Bewusstsein“ (Wehrle, 2013, S. 217). Er verwendete den Begriff „Leibkörper“, „womit er die grundlegende Einheit beider

Termini betonen wollte wie auch den phänomenologischen Primat des *Leibes* als desjenigen, von dem die eigene Welterfahrung ihren Ausgang nimmt“ (Shusterman, 2011, S. 541). Mit der Phänomenologie des Leibes werden nicht nur die Zusammenhänge zwischen Geist und Körper, sondern auch die Interaktionen des Organismus mit seiner Umwelt als leibliches Geschehen begriffen:

In seiner Materialität ist er Teil der biologischen und physikalischen Welt, als Empfindungsorgan ist er Medium des subjektiven Erlebens, aber durch seine Expressivität auch des intersubjektiven Bezugs zu Anderen. Auf einer basalen Ebene ermöglicht der auf Kommunikation angelegte Leib den Zugang zu einer „geistigen Welt“, also einer Kulturgemeinschaft. (Breyer, 2012, S. 17–18)

Heute wird zunehmend dafür plädiert „das Mentale als *embodied* („verkörpert“) zu betrachten“ und „bei der Untersuchung des Bewusstseins nicht nur die involvierten Gehirnzustände, sondern auch die Sensorik, die Motorik und die Situiertheit des erlebenden Organismus mit einzubeziehen“ (Spät, 2008, S. 15). Der Embodiment-Ansatz, der in den Arbeiten von Varela (1979) sowie Maturana und Varela (1990) wurzelt, fand besondere Verbreitung durch das erstmals 1991 erschienene und seither immer wieder aufgelegte Buch „The Embodied Mind“ von Varela, Thompson und Rosch (2016):

By using the term *embodied* we mean to highlight two points: first, that cognition depends upon the kinds of experience that come from having a body with various sensorimotor capacities, and second, that these individual sensorimotor capacities are themselves embedded in a more encompassing biological, psychological, and cultural context (Varela et al., 2016, S. 173).

Wir haben es mit einem Paradigma zu tun, das in der Psychologie und den Kognitionswissenschaften immer mehr Bedeutung und Gewicht erlangt. “The central metaphor for this approach is the mind as embodied dynamic system in the world, rather than the mind as neural network in the head” (Thompson, 2010, S. 11) und es wird von „Embodiment“ (Storch et al., 2011; Tschacher & Storch, 2017), „Embodied Mind“ (Fuchs, 2020; Varela et al., 2016) oder „Embodied Cognition“ (Gallagher, 2018; Shapiro, 2014) gesprochen. In den Kognitionswissenschaften etabliert sich zunehmend der Begriff des *Enaktivismus* (Gallagher, 2019; Gärtner & Clowes, 2017), abgeleitet von „to enact“ („etwas hervorbringen“, „eine Handlung ausführen“), wonach mentale Prozesse durch die verkörperlichte Interaktion eines kognitiven Systems mit seiner Umwelt dynamisch hervorgebracht werden“ (Kyselo, 2013, S. 197). Gallagher (2019) zählt sieben zentrale Merkmale des Enaktivismus auf, die er in seiner Arbeit behandelt, und von denen die ersten vier im Hinblick auf die bisherige Beschäftigung mit kognitionswissenschaftlichen Positionen und noch folgenden Überlegungen zum psychophysischen Problem besonders relevant sind:

1. Cognition is not simply a brain event. It emerges from processes distributed across brain-body-environment. The mind is embodied [...]; from a first-person perspec-

tive embodiment is equivalent to the phenomenological concept of the lived body. From a third-person perspective the organism-environment is taken as the explanatory unit [...].

2. The world (meaning, intentionality) is not pre-given or predefined, but is structured by cognition and action [...].
3. Cognitive processes acquire meaning in part by their role in the context of action, rather than through representational mapping or replicated internal model of the world [...].
4. Enactivist approaches have strong links to dynamical systems theory, emphasizing the relevance of dynamical coupling and coordination across brain-body-environment [...]. (Gallagher, 2019, S. 6)

Obwohl es verschiedene Varianten des Enaktivismus gibt, die hier nicht im Einzelnen dargestellt werden können, ist ihr gemeinsamer Nenner im Hinblick auf das psychophysische Problem, dass sie sich einerseits als naturalistisch, andererseits aber nicht als reduktionistisch verstehen: „naturalistisch, weil der Enaktivismus die Theorie des Kognitiven und die Erforschung seiner mechanistischen und organisatorischen Struktur aus der Sichtweise der dritten Person in der Biologie verankert, nicht-reduktiv, weil er die Dritte-Person-Perspektive notwendig mit der Erste-Person-Perspektive, der Ebene der Erfahrung und Subjektivität, verknüpft“ (Kyselo, 2013, S. 197).

Der Enaktivismus bestimmt das psychophysische Verhältnis nicht einseitig vom Mentalen oder Materiellen her, sondern er verortet Psychisches und Physisches als untrennbar Verbundenes im Leiblichen. „Dieser Doppelaspekt ist durchaus nicht so zu verstehen, dass der Geist und das Selbst, im Leib verkörpert, auf neurobiologische Prozesse reduziert werden könnten und selbst nur virtuellen Charakter hätten („Being no one“: Metzinger, 2003)“, so Tschacher und Storch (2012, S. 260) mit einem Seitenhieb auf Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation.

Abschütteln kann der Enaktivismus das psychophysische Problem mit seinen Setzungen allerdings nicht so einfach. Wie Thompson (2010) deutlich macht, tritt der alte Dualismus mit den „two ways the body can be disclosed or constituted in experience – as a material thing (*Körper*) and as a living subject of experience or lived body (*Leib*)“ (S. 235), lediglich in einem neuen Gewand auf. Das klassische Leib-Seele-Problem der Philosophie wird von einem

Mind-Body-Problem¹⁷ zu einem „Body-Body-Problem“¹⁸. Jetzt geht es um die „relation between oneself and the world, for one’s living body is part of the world and one’s body as one subjectively lives it is part of one’s sense of self“ (S. 244). Die Frage lautet jetzt also nicht mehr, wie Geist und Materie oder neuronale Prozesse und Bewusstsein, sondern wie der erlebte Leib und der gelebte Körper zusammenhängen:

Dieses Problem wird aufgelöst, indem der Leib als lebender und gelebter Körper als metaphysisch primär angesehen wird und subjektive körperliche Erfahrung und Körper als Objekt als zwei Aspekte im Leib integriert werden [...]. Methodologisch ergibt sich daraus für den Enaktivismus das Problem, dass nun eigentlich nicht mehr die Rede von einer Komplementarität subjektiver und objektiver Perspektive sein kann, sondern eine Perspektive erforderlich wird, die beide Sichtweisen integriert. (Kyselo, 2013, S. 200)

Die integrative Perspektive und die Lösung des Body-Body-Problems glauben viele Vertreterinnen und Vertreter des Enaktivismus mit dem Konzept einer *zirkulären Kausalität* von Leib und Körper zu finden. Es baut auf dem autopoietischen Grundsatz des bedingten Entstehens in gegenseitiger Abhängigkeit und dem Paradigma der strukturellen Koppelung auf. Mit der zirkulären Kausalität wird ein naturalistischer Ansatz vertreten, der Mentales nicht nur als ein Epiphänomen des Materiellen begreift, sondern beides in ein symmetrisches Verhältnis stellt. Nun weisen rein physikalische Systeme keine mentalen Eigenschaften auf, und Bewusstsein existiert aus naturalistischer Sicht anders als Materie nicht an sich, sondern nur in Lebensformen. Daher bleibt die Frage, wie ein bewusst erlebter Leib entstehen kann, der mit einem physischen Körper korrespondiert. Bevor wir uns weiter mit der zirkulären Kausalität auseinandersetzen (Kap. 3.2.4), befassen wir uns deshalb mit naturalistischen Versuchen, die Entstehung von Bewusstsein zu erklären. Dabei geht es darum, anders als beispielsweise Metzinger, der das phänomenale Erleben lediglich als eine Repräsentation physischer Prozesse auffasst, mentale Zustände als nichtphysische Phänomene, die von sich aus auf physische Zustände zurückwirken können, zu konzipieren. Entsprechende Bemühungen sind natürlich mit der Thematik Willensfreiheit vs. Determinismus verknüpft, mit der wir uns in der vorliegenden Arbeit aber nicht explizit beschäftigen.

¹⁷ Wie im Englischen vom Mind-Body-Problem wird im Deutschen in gleicher Bedeutung vom Leib-Seele-Problem gesprochen. Ausgehend von Descartes wurden die Lebensfunktionen des Leibes der „denkenden Substanz“ (res cogitans) und die materiellen Eigenschaften des Körpers der „ausgedehnten Substanz“ (res extensa) zugeordnet. So wurden Seele/Geist auf der einen und Leib/Körper auf der anderen Seite synonyme Begriffe zur Bezeichnung des psychophysischen Dualismus (Kobler, 2008), was „die Leibvergessenheit in der aktuellen Gehirn-Geist-Debatte“ (Streubel, 2010) verständlicher macht.

¹⁸ Eine sprachliche Differenzierung zwischen körperlichen und leiblichen Aspekten erfordert im Englischen, das nur über den Begriff „Body“ verfügt, die Verwendung entsprechender Adjektive.

3.2.3 Emergenz

Den Optimismus vieler Naturalisten, Bewusstsein irgendwann auf der physikalischen Grundlage mentaler Repräsentationen erklären zu können, ob sie sich dabei nun an Computern oder Gehirnen orientieren, teilen viele Philosophen grundsätzlich nicht. Beispielsweise liefert die Propositionalität des Mentalen nicht nur Argumente gegen den Konnektionismus, sondern gegen einen physikalischen Reduktionismus überhaupt. Wenn wir etwas denken, meinen, glauben, bezweifeln und so weiter, dann haben wir es laut Prauss (1988) mit Sinngebilden zu tun, die eine Eigenschaft besitzen, die physischen Dingen, sogenannten Seinsgebilden, grundsätzlich nicht zukommt:

Von einem bloßen Seinsgebilde wie einem physischen Ding oder Ereignis kann man nur fragen, ob es ist oder nicht, bzw. ob es stattfindet oder nicht; und auch von einem psychischen Seinsgebilde wie etwa einer Rotempfindung [...] kann man nur fragen, ob sie ist oder nicht, vorliegt oder nicht. Von keinem solchen bloßen Seinsgebilde aber hat es Sinn zu fragen, ob es darüber hinaus, daß es ist, auch noch entweder wahr oder falsch ist. (S. 25)

Mit der Unterscheidung zwischen wahrheitsdifferenten Sinn- und wahrheitsindifferenten Seinsgebilden ist nicht nur ein psychophysischer Dualismus thematisiert. Sinngebilde des kognitiven Selbstmodells kontrastieren nämlich nicht nur mit den Gegenständen des phänomenalen Weltmodells, sondern auch mit denen des phänomenalen Selbstmodells. Schmerzen, Trauer oder Müdigkeit sind ebenso wenig wahr oder falsch wie Hunde oder Tische in der Außenwelt. Prauss hält es prinzipiell für unmöglich, die Entstehung von Sinngebilden aus Seinsgebilden bzw. aus deren Interaktion heraus erklären zu können.

Konfrontiert man die Vertreter empirischer Wissenschaften, etwa Physiologen oder Psychologen mit dieser grundsätzlichen Einsicht [...], so pflegen sie in aller Regel auf folgende Weise zu reagieren: „Zugegeben, wir sind vorerst nicht in der Lage, den Ursprung und das Wesen solcher wahren oder falschen Erkenntnisgebilde zu erklären. Doch man warte nur ab, eines Tages wird uns auch das noch gelingen!“ Gegenüber dieser Reaktion aber haben wir allen Grund, fest zu bleiben. Denn jene grundsätzliche Einsicht besagt nichts Geringeres, als daß [...] dies aus prinzipiellem Grunde niemals wird gelingen können. (S. 22)

Naturalisten lassen sich von philosophischen Argumenten meistens wenig beirren. Wenn es um Bewusstsein geht, heißt ihr Zauberwort „Emergenz“. Emergenz ist die Vorstellung, dass „durch mikroskopische Wechselwirkung auf einer makroskopischen Ebene eine neue Qualität entsteht, die nicht aus den Eigenschaften der Komponenten herleitbar (kausal erklärbar, formal ableitbar) ist, die aber dennoch allein in der Wechselwirkung der Komponenten besteht“ (Krohn & Küppers, 1992, S. 389). Emergenz tritt unzweifelhaft auf der physikalischen Ebene von Selbstorganisationsprozessen auf. Die Frage ist, ob aus physikalischer Selbstorganisation phänomenales Erleben entstehen kann. Der Versuch, die Entstehung von Be-

wusstseinszuständen mit Emergenz zu erklären, lässt sich gut an einer Arbeit von Stadler und Kruse (1992) illustrieren, die „das psychophysische Problem im Lichte der Selbstorganisationstheorie“ betrachten. Bewusstseinszustände entstünden demnach auf der neuronalen Ebene durch Zustände, die „gewissermaßen im freien Spiel der Kräfte von sich aus das Optimum des Prozesses finden, bei dem die geringste Energie verbraucht wird“ (S. 147). Freilich handelt es sich beim „freien Spiel der Kräfte“ um kausale Wechselwirkungen, denn „zentralnervöse Prozesse gehorchen prinzipiell physikalischen, chemischen und biologischen Gesetzmäßigkeiten; sie sind damit kausal determiniert, allerdings bei der hohen Komplexität des zentralen Nervensystems in der Regel chaotisch“ (S. 145). Die Autoren beschreiben in Einzelheiten physische Prozesse und landen dann, nach einem geheimnisvollen Sprung, plötzlich bei Bewusstseinszuständen. Diese hätten dann „als solche nichts mehr mit den Naturgesetzen gemein“ (S. 145), sodass „ein Gedanke, also eine emergente Qualität des neuronalen Substrates, in der Lage ist, weitgehend die Funktion, ja sogar die materiellen Gegebenheiten dieses Substrates zu beeinflussen“ (S. 155–156).

Solche Zaubertricks erhellen das psychophysische Problem nun aber in keiner Weise. „Theorien der Emergenz haben *keinen* explanatorischen Anspruch. Durch die Charakterisierung einer Eigenschaft als ‚emergent‘ verstehen wir nicht besser, weshalb ein System diese Eigenschaft hat. Vielmehr sind Emergenztheorien immer klassifikatorisch“, stellt Stephan (2016, S. 137) klar. Der zentrale Begriff der Ordnung, ohne den das Selbstorganisationskonzept nicht denkbar wäre, ist in keiner Weise objektiv und jede Definition des Ordnungsbegriffs zwangsläufig zirkulär. So kann man sagen:

Ordnung in einem gegebenen System ist umgekehrt proportional zur Zahl der Alternativen, die durch verschiedene Anordnung der Elemente bei konstant bleibender Ordnung definiert sind. Man sieht aber in diesem Ansatz, daß die Zirkularität nicht beseitigt ist: die Bedingung „bei konstant bleibender Ordnung“ setzt den Ordnungsbegriff ja bereits voraus, [...] sagt aber gerade nicht, was Ordnung ist. [...] Ordnung ist damit grundsätzlich ein erkenntnistheoretischer Begriff, der aus einer rein physikalischen Beschreibung nicht folgt. (Küppers & Krohn, 1992, S. 11–12)

Müller-Herold zieht sogar das Fazit, dass „Selbstorganisation oder Selbstordnung oder auch Autopoiese in den exakten Naturwissenschaften gerade keine ‚Grundkonzepte‘ sind, [...] weil sie *keinen hinreichend präzisierbaren Inhalt, wohl aber eine große intuitive Resonanzbreite besitzen*, das heißt, weil sie eben gerade *keine* theoretischen Konzepte, sondern schillernde Begriffe sind, mit denen ein jeder nach Gutdünken verfährt“ (1992, S. 103). So gesehen handelt es sich nicht um Erklärungstheorien, sondern lediglich um Perspektivtheorien (Kap. 3.1.4).

Was schon für das Entstehen eines Bewusstseins von Ordnung gilt, trifft erst recht auf das Entstehen von Bewusstsein an sich zu. Sollte Bewusstsein aus neuronalen Prozessen hervorgehen, wäre das eine Emergenz, die sich fundamental von jener unterscheidet, bei der aus

physischen Selbstorganisationsprozessen physische Phänomene emergieren. Wie kann immaterielles Bewusstsein aus materiellen Neuronen hervorgehen und wie kann umgekehrt das Bewusstsein auf den Körper einwirken? Einerseits ist es nicht plausibel, dass Eigenschaften auf einer Grundlage entstehen können, die selbst nichts von dem enthält, was sie hervorbringt. Dass bereits schon etwas Geistartiges in der Materie vorhanden ist, widerspricht dem naturalistischen Paradigma. Geht man davon aus, dass Bewusstsein als etwas völlig Neues und anderes entsteht, ist umgekehrt nicht zu erklären, wie es kausalen Einfluss auf Materie nehmen könnte.

Was wir wirklich wissen, ist, dass neuronale und mentale Zustände korrelieren. Und die Gleichzeitigkeit der korrelierenden Ereignisse spricht gegen Kausalität: Auch wenn Neuronen feuern sollten, bevor ein Ereignis auf bewusster Ebene mental repräsentiert und beispielsweise ein Schmerz gespürt wird, würde der Physikalismus nicht annehmen, dass nach völliger Abschaltung des Gehirns als Nachwirkung der letzten neuronalen Aktivität im Nachhinein davon noch etwas in einem Bewusstsein erscheinen könnte. Wir können hier festhalten, dass Selbstorganisation und Emergenz nützliche Theorien sind, dass sie aber in ihrer physikalistischen Konzeption nicht die Reichweite haben, das Spektrum der Bewusstseinsphänomene erklären zu können. Womöglich haben wir es mit Beschreibungen von Ebenen zu tun, zwischen denen es gar keine kausalen Wechselwirkungen gibt.

3.2.4 Zirkularität

Zur Beschreibung der Dynamik zwischen mentalen und neuronalen Prozessen und zwischen Organismus und Umwelt wird oft auf den von Haken (1990) eingeführten Terminus der *zirkulären Kausalität* zurückgegriffen,¹⁹ und es heißt dann, „die betroffenen Variablen sind zugleich Ursachen und Wirkungen“ (Storch et al., 2011, S. 154). Der Begriff der Zirkularität kommt aus der Kybernetik und bezeichnet Prozesse, bei denen Systeme durch Rückkopplung von Information über die Wirkung ihres Outputs in ihrem weiteren Verhalten beeinflusst werden. Zirkularität ist ein zentrales Konzept,

das dem Aspekt von dynamischen Systemen Rechnung trägt, daß (Ein-) Wirkungen an einer Stelle nicht lokal beschränkt bleiben (sog. lokale Kausalität), sondern sich im System fortpflanzen und somit auch auf die Stelle der „Verursachung“ zurückwirken; man spricht hier auch von „Rückkopplungen“ bzw. (mathematisch) von „Iterationen“. Zirkularität ist wesentliche Voraussetzung von Phänomenen wie Selbstorganisation, Emergenz, deterministisches Chaos etc. (Wenninger, 2002, S. 49)

¹⁹ Die Theorie der Synergetik des Physikers Haken (1981, 1990), geht auf dessen Untersuchungen zur Koordination von Laserlicht in den 1960er-Jahren zurück. Haken weitete die Anwendung der Synergetik zunehmend auf andere Anwendungsgebiete und insbesondere auf psychologische und sozialwissenschaftliche Fragestellungen aus (Haken & Haken-Krell, 1997; Haken & Schiepek, 2010; Tschacher & Haken, 2019).

Zirkularität ist auch die Grundlage von Selbstregulationsprozessen, wie sie im TOTE-Modell (Miller et al., 1960) oder im Modell von Carver und Scheier (2001) beschrieben werden (Kap. 3.1.6). Das Prinzip der Zirkularität tritt besonders prägnant in „Teufelskreisen“ hervor. Aber selbst, wenn sich Ursachen und Wirkungen bei einer einmal in Gang gekommenen Teufelskreisdynamik nicht mehr voneinander unterscheiden lassen, handelt es sich um gewöhnliche Wechselwirkungen. Wie mit der Rede vom „freien Spiel der Kräfte“ (Stadler & Kruse, 1992) bei neuronalen oder chaotischen Prozessen wird auch mit dem Begriff der zirkulären Kausalität häufig verschleiert, dass an einem naturalistischen Determinismus festgehalten wird. Beispielsweise heißt es bei Haken und Haken-Krell, bezüglich des psychophysischen Problems „können wir aber auch die zirkuläre Kausalität bemühen: Geist und Materie bedingen sich gegenseitig, oder Geist und Materie sind zwei Seiten der gleichen Münze“ (1997, S. 261). Das suggeriert eine Symmetrie, aber wenn Geist demnach immer an Materie geknüpft ist, dann ist im Allgemeinen nicht gemeint, dass die Existenz von Materie im Umkehrschluss auch an die Existenz von Geist gebunden ist. Wie man die Münze auch dreht und wendet, letztlich hat das Primat des Materiellen Bestand. Wie materielle und mentale Eigenschaften zusammenhängen, bleibt ein Rätsel. Klassische Kausalität kann die Kluft nicht überbrücken, aber andere Prinzipien werden kaum in Betracht gezogen. „Wissenschaftliches Verständnis wird ganz selbstverständlich und geradezu zwanghaft mit Auffindung und Klärung kausaler Beziehungen im Sinne der ‚causa efficiens‘ gleichgesetzt“ konstatiert Römer (2011, S. 88). Immerhin weisen einige Autoren von Lehrbüchern der Statistik darauf hin, dass kausale Zusammenhänge sich nicht unmittelbar aus Korrelationen ableiten lassen, sondern theoretisch konstruiert sind:

Eine Korrelation zwischen zwei Variablen ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für kausale Abhängigkeiten. Korrelationen können deshalb nur als *Koinzidenzen* interpretiert werden. [...] Der Kausalitätsbegriff selbst ist sehr umstritten und es gibt Vertreter, die der Ansicht sind, dass Kausalität empirisch überhaupt nicht nachweisbar sei. [...] Wenn überhaupt, seien es nur Mittel der Logik, mit denen ein Kausalitätsnachweis geführt werden könne. (Bortz & Schuster, 2010, S. 160)

Wir sahen, dass der Enaktivismus eine nichtreduktionistische Erklärung des psychophysischen Zusammenhangs unter Beibehaltung einer naturalistischen Position geben will. Im Zentrum steht der Leib, der mit dem phänomenalen Bewusstsein ein „lived body“ und mit dem physischen Körper ein „living body“ ist. Damit stellt sich nicht mehr die Frage, wie Geist und Materie, sondern wie der erlebte Leib und der gelebte Körper zusammenhängen:

The question, then, is about the relation between one’s body as a living organism and one’s body as subjectively lived. And the answer must be that processes of *living* and processes of *experiencing* (in German: *Leben* and *Erleben*) are both aspects of the organism’s life process seen from different but complementary points of view. On this understanding, the living being or animal becomes the ontological basis for embodied subjectivity on the one hand and for the objective body considered by physiology on

the other. They are both complementary yet irreducible and mutually concealing aspects of the living being, like two sides of a coin. (Fuchs, 2020, S. 2)

Im Folgenden beschäftigen wir uns etwas genauer mit dem Ansatz von Fuchs (2009, 2020), denn er glaubt, das sogenannte Body-Body-Problem mit dem Konzept einer „circularity of the embodied mind“ lösen zu können. Er geht davon aus, dass „living and lived body are in a relation of mutual concealment, because they bring forth or constitute each other“ (2020, S. 2), und veranschaulicht diese Auffassung mit einer von Husserl (1952) beschriebenen Selbsterfahrungsmöglichkeit: Wenn man mit der rechten Hand seine linke Hand betastet, dann kann man mit der linken als einer *leiblichen Hand* spüren, wie sie von der rechten als einer *körperlichen Hand* betastet wird. Mit einem Aufmerksamkeitswechsel kann umgekehrt die rechte Hand leiblich spüren, wie sich beim Betasten die linke Hand körperlich anfühlt.

Vor dem Hintergrund dieser möglichen Perspektivenwechsel spricht Fuchs von einer *zirkulären Kausalität*, die keine kausale Wechselwirkung zwischen Leib und Körper impliziert:

There is no external causal relation between the experiential and neurophysiological aspects, because each refers to one and the same life process. When I am anxious, there is no causal impact from either my brain activity to my experience or the other way around: rather, my having this experience *implies* certain brain activities, by way of circular causality or implication. Brain processes certainly enable my experience (upward causation), but the experiential aspect is wider with regard to both space and time. Only my relation to the current situation as a whole and my history of interactions with similar situations can explain my anxiety and the neural processes connected to it (downward causation). (2020, S. 7)

Leib und Körper werden beschrieben als *zwei komplementäre Aspekte in einem zirkulären Prozess* der Aufwärts- und Abwärtsverursachung, der nicht kausal sein soll, aber so heißt. Das klingt selbstwidersprüchlich, und in gewisser Weise sind hier epistemologische und ontologische Gesichtspunkte konfundiert. Man kann das mit dem Szenario der interagierenden Hände verdeutlichen: Die Hände sind ontisch, das heißt, sie existieren unabhängig davon, ob und wie sie wahrgenommen werden. Die Wahrnehmung der Hände ist hingegen epistemisch. Die Hände können aus der Erste-Person-Perspektive als Leib gespürt und aus der Dritte-Person-Perspektive als Körper betrachtet und betastet werden. Die unterschiedlichen Perspektiven liefern komplementäre Beschreibungen von ontischen Händen und es ist darauf zu achten, wenn über Hände gesprochen wird, ob ontische oder epistemische Hände gemeint sind. Wenn Fuchs über Leib und Körper als komplementäre Aspekte spricht, bleibt unklar, ob er sie ontisch oder epistemisch auffasst:

Lived body and organic body, each considered as aspects of the life process, mutually influence and modify each other. As superordinate processes, the lived body's interactive experiences become organic dispositions, which in turn enable new forms of experience. The dialectics of *Leib* and *Körper* unfold in time and become the dynamics of

lived (present) and sedimented (past) experience, or of process and structure mutually turning into each other – which is precisely what we call *learning and development*. (2020, S. 9)

Erkenntnistheoretisch bedeutet das Prinzip der Komplementarität, das noch ausführlich behandelt wird (Kap. 3.2.7), grob gesagt, dass Beschreibungen einer Sache sich sowohl ergänzen als auch ausschließen. In der Quantenphysik gelten Ort und Impuls als komplementäre Beschreibungen eines Teilchens, und die Unschärferelation besagt, dass je genauer man einen der Aspekte misst, desto weniger über den anderen ausgesagt werden kann. Entscheidend ist nun, dass die Beschreibungen einer Ganzheit, ebenso wenig wie zwei Seiten einer Münze, miteinander in Wechselwirkung treten können:

Es gibt gar keine Kausaleinwirkungen verschiedener Beschreibungsebenen aufeinander und etwas Derartiges wird auch gar nicht benötigt. Die Beziehung zwischen verschiedenen Ebenen ist nicht kausaler Natur, sondern eine Korrespondenz, eine Ordnungsstruktur, ein Zusammenwirken, das einfach davon herrührt, dass dasselbe konkrete System auf verschiedene Weisen betrachtet wird. [...] Niemand kann auf den Gedanken kommen, etwa die vielfältigen Beziehungen zwischen Orts- und Impulsverteilungen eines quantenmechanischen Systems als Kausaleinwirkungen zwischen beiden zu deuten. (Römer, 2017, S. 90)

Mit der Beziehung zwischen Leib und Körper verhält es sich bei dem Wahrnehmungsexperiment mit den Händen in etwa so wie bei der Unschärferelation: Je mehr man mit der Hand spürt, was man betastet, desto weniger wird man die tastende Hand spüren. Und je mehr man seine tastende Hand spürt, desto weniger wird man spüren, was man betastet. Trotzdem setzen beide Erfahrungen eine ontische Hand mit beiden Aspekten voraus, denn eine Hand kann nur etwas spüren, weil sie zugleich leiblich und körperlich ist. Komplementäre Beschreibungen ergänzen sich und sie beziehen sich auf etwas, das unabhängig von ihnen als eine Ganzheit existiert, die *an sich* unanschaulich ist.

Der Enaktivismus ist ein naturalistischer Ansatz, der beansprucht, nicht reduktionistisch zu sein. Einerseits wird dem phänomenalen Leib ein eigener Status zugesprochen, der dem des physischen Körpers gleichwertig ist, andererseits haben Leib und Körper im Sinne des Naturalismus ontologisch die gleiche Grundlage. Damit werden Leib und Körper sowohl als unterschiedlich als auch als identisch angesehen. Ohne Unterschied gäbe es keine Dialektik und ohne Identität das psychophysische Problem. Beide Voraussetzungen zugleich erlauben kein gewöhnliches Kausalverhältnis: „There is circular causality, downward influencing, and upward enabling but no causal interaction between the aspects“ so Fuchs (2020, S. 9). Mit gutem Willen kann man das Konzept einer zirkulären Kausalität ohne Wechselwirkung so verstehen, dass es einen zirkulären Prozess gibt, in dem das Lebewesen in seiner Ganzheit kausal mit seiner Umwelt interagiert. Dieser Prozess spiegelt sich auf zwei Beschreibungsebenen, der leiblichen und der körperlichen, wider. Bei der Betrachtung dieser Beschrei-

bungsebenen kommt es dann zu einer *epistemischen Zirkularität*, das heißt zu einer Dynamik zwischen Leib und Körper, die nur im Auge des Betrachters, der nie beide Aspekte zugleich wahrnehmen kann.

Dass Fuchs die Nichtkausalität immer wieder betonen muss, ist allein schon seiner kausalen Terminologie geschuldet. Gewöhnlich verwendet man für systematische Beziehungen ohne direkte Wechselwirkung den Begriff der Korrelation und es ist bemerkenswert, dass er ihn in seiner hier behandelten Arbeit kein einziges Mal benutzt. Stattdessen suggeriert er mit sprachlichen Differenzierungen wie „influencing“ bei der Abwärtskausalität und „enabling“ bei der Aufwärtskausalität eine Asymmetrie, die wir schon von den naturalistischen Selbstorganisations- und Emergenztheorien zum Bewusstsein kennen. Sie kommt auch zum Ausdruck, wenn es, wie sonst bei neuronalen Prozessen, bei Fuchs (2020, S. 11) heißt, dass „the *living body as a whole* is the constitutive basis of the subjective lived body“, und wie sonst bei mentalen Prozessen, dass „the lived body or embodied subjectivity has a top-down, ordering, and constraining effect on the physical body and its processes“.

Das alles legt eine Aufeinanderfolge von *Ereignissen* auf unterschiedlichen Ebenen nahe, „zwischen Beschreibungsebenen gibt es jedoch keine Dynamik mit zeitlichen Abfolgen“, wie schon mit Atmanspacher (2020, S. 140) festgestellt wurde (Kap. 3.2.3). Sollten diese Ebenen komplementäre Beschreibungen ein und desselben Prozesses sein, dann macht nicht nur der Begriff der Kausalität, sondern auch der Begriff der Zirkularität keinen Sinn. Zwar werden die Erste-Person-Perspektive und die Dritte-Person-Perspektive nacheinander eingenommen, aber die Perspektiven interagieren genauso wenig wie der Leib und Körper oder die zwei Seiten einer Münze, die jeweils betrachtet werden. Im Folgenden werden wir argumentieren, dass es zielführender ist, die Vorstellung von kausalen Wechselwirkungen zwischen mentalen und materiellen Aspekten ganz aufzugeben.

3.2.5 Kontextuelle Emergenz

Alles in allem erinnert der Versuch von Fuchs doch an die schon diskutierten Szenarien, bei denen phänomenales Erleben ursächlich einer physischen Grundlage entspringt, auf die es zurückwirkt. Einwände, dass das Konzept der zirkulären Kausalität entweder physikalischen Gesetzen widerspreche oder völlig überflüssig sei, versucht er zu entkräften, indem er mit der aristotelischen Formursache (*causa formalis*) argumentiert:

However, by no means are we obliged to restrict the notion of causality to effective causes (*causa efficiens*) as in the model of billiard balls acting on each other. Macrostructures may well develop formative or organizing effects with regard to the microelements in which they are realized, in accordance with Aristotle’s *causa formalis* [...]. This does not mean that new forces emerge that would contradict physical laws. (2020, S. 6–7)

Formursachen sind immaterielle Prinzipien, die einer Sache ihre Form und Struktur verleihen und beispielsweise dafür sorgen, dass die Innenwinkelsumme beliebiger Dreiecke immer 180 Grad beträgt. So „ist die Beziehung der Winkel eines Dreiecks sicher keine Kausalbeziehung im Sinne einer *causa efficiens*. Gerade aus naturalistischer Sicht gerät aber die Rolle von Mustern und Formen als ‚Anordner‘ mit einem den Kausalbeziehungen ebenbürtigen Erklärungspotential leicht in Vergessenheit“, wie Römer (2017, S. 84) anmerkt. Fuchs betrachtet nun die Abwärtskausalität in der zirkulären Kausalität als eine Formursache, denn „downward causation enables an account of embodied subjectivity as being equivalent to an ordering or forming cause of a living being’s actions, while avoiding dualistic assumptions of the ‘mind acting on the body’“ (2020, S. 11). In einem Beispiel bezieht er sich auf das universelle Sprach- und Artikulationspotenzial, welches Säuglinge in der Interaktion mit ihrer Umwelt beim Erlernen einer Muttersprache ausbilden. Gemäße einer Formursache ermögliche die Sprachanlage die Ausprägung einer bestimmten Muttersprache, die gleichzeitig aber auch eine Einschränkung des sprachlichen Potenzials impliziere: „Via implicational or downward causality, the plastic matrix of their brains is shaped by the higher-order patterns of social interactions (Kuhl, 2010). These interactions restrict and determine what now appears to the baby as meaningful social affordance“ (Fuchs, 2020, S. 9).

Aristoteles unterschied insgesamt vier Ursachen. Außer der Form- und der Wirkursache gibt es bei ihm noch eine Material- (*causa materialis*) und eine Zweckursache (*causa finalis*). Die Formursache geht der Materialursache immer voraus, denn jede Materie ist bereits geformt. Bei der Zweckursache kommt es darauf an, ob man Lebewesen oder Dinge betrachtet: „Bei Artefakten ist die Form durch den Zweck bestimmt, zu dem der Hersteller das Material bearbeitet und die geeigneten Wirk-Ursachen in Gang setzt. Bei Lebewesen ist die spezifische Wesensform selbst das ursächliche Prinzip, das als materiebestimmende, als Ziel- wie auch als Wirk-Ursache auftritt“, wie sich bei Schröer (2008, S. 89) im Lexikon der Philosophie nachlesen lässt. Zur *Lebensform* eines *Lebewesens* zählen demnach alle Eigenschaften, die es hat. Demnach gehen die Leiblichkeit, die Körperlichkeit, aber auch die Absichten, Bedürfnisse und Handlungsbereitschaften des Menschen auf eine Formursache zurück, die das Wesen des Menschen bestimmt.

Eine Formursache betrifft die Struktur eines Systems, das heißt seine Ordnung und die Verhältnisse seiner Komponenten. Wenn wir ein Dreieck als ein System und seine Winkel als Komponenten betrachten und dessen sichtbare Form beliebig verändern, dann ändern sich die Winkel des Dreiecks. Die Winkel nehmen dabei weder Einfluss aufeinander noch darauf, dass die Winkelsumme 180 Grad bleibt. Entsprechend kann man annehmen, dass eine Formursache im aristotelischen Sinne nicht in einer der Komponenten des Menschen zu verorten ist, sondern die Beziehungen zwischen Leib und Körper ordnet und diesen gegenüber neutral ist. Eine Formursache liegt demnach weder in Mikrostrukturen, die aufwärts den

erlebten Leib „ermöglichen“ noch in Makrostrukturen, die abwärts den gelebten Körper organisieren, sondern sie ordnet diese Komponenten in der Struktur des Menschen an.

Wenn man das Verhältnis von Leib und Körper in einem Ordnungszusammenhang von oben und unten bestimmen und einen ordnenden Einfluss von der oberen auf die untere Ebene geltend machen will, dann eignet sich dafür das Konzept der kontextuellen Emergenz, dass von Atmanspacher und Bishop (2007; Bishop & Atmanspacher, 2006) ausgearbeitet wurde. Gewöhnlich sind Phänomene auf höheren Beschreibungsebenen komplexer als Phänomene auf niedrigeren Ebenen. So ist im psychophysischen Verhältnis die mentale Ebene komplexer als die neuronale. Kontextuelle Emergenz ist dadurch gekennzeichnet, dass eine Beschreibung auf niedrigerer Ebene notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für Beschreibungen auf höherer Ebene liefert. Die hinreichenden Bedingungen für die Phänomene liefert erst die höhere Beschreibungsebene als Kontext der niedrigeren Beschreibungsebene. Im Rahmen der Physik ist beispielsweise Temperatur ein komplexes Phänomen, das physikalische Größen voraussetzt, aus denen heraus es aber nicht erklärt werden kann. Temperatur wird definierbar, wenn der Kontext des thermischen Gleichgewichtes den notwendigen mechanischen Größen Masse, Impuls und Energie als hinreichende Bedingung hinzugefügt wird. Kontexte bringen ausgehend von der oberen Ebene eine Art von Einschränkung auf der unteren Ebene mit sich, so wie Fuchs es mit der Sprachentwicklung beschreibt. „Im Rahmen kontextueller Emergenz spricht man daher von ‚downward constraints‘, von Einschränkungen, die Phänomene höherer Ebene auf solche niedrigerer Ebene nach sich ziehen (können)“, so Atmanspacher (2020, S. 140) der an anderer Stelle darauf hinweist, dass der Gebrauch des Begriffes der Abwärtskausalität zur Kennzeichnung von kontextueller Emergenz irreführend und unzulässig ist: „This vertical relation [...] must be distinguished from a causal before–after relation. For this reason, the terms ‘downward causation’ or ‘top-down causation’ are infelicitous choices for addressing a ‘downward confinement’ by contextual constraints” (Atmanspacher, 2012b, S. 78). Atmanspacher und beim Graben (2007) haben das Paradigma der kontextuellen Emergenz über den Rahmen der Physik durch mathematische Abbildungen hinaus auch erfolgreich auf das Verhältnis von neuronalen und mentalen Zuständen anwenden können. Hier ist zu beachten, was auch bei rein physikalischen Systemen gilt, dass nämlich kein Kausalzusammenhang zwischen den Ebenen besteht: „Die Korrelation mentaler Zustände mit Hirnzuständen bedeutet nicht, dass Erstere sich aus Letzteren kausal begründen lassen. Ebenso illegitim wäre es indessen, zu behaupten, dass emergente mentale Zustände ‚abwärts kausal‘ auf Hinzustände wirken“. Auch hier ist das Argument, dass Kausalität voraussetzt, „dass es Ursachen gibt, die ihren Wirkungen zeitlich vorangehen – zwischen Beschreibungsebenen gibt es jedoch keine Dynamik mit zeitlichen Abfolgen“ (Atmanspacher, 2020, S. 140). Genau das suggeriert jedoch Fuchs (2020), wenn

er die Abwärtskausalität des Leibes auf den Körper mit einem aus seiner Sicht wohl analogem Beispiel aus der Physik veranschaulichen will:

Macrostructures are in a position, thanks to their form and configuration, to *select* specific properties and behaviors of their components and *block* others [...]. Thus, these components acquire *emergent* properties, for instance, iron incorporated in hemoglobin [...], with the sole purpose of enabling iron to release its oxygen in the necessary areas of the organism. For this to occur, no physical “miracle” is required, but only a superordinate organizational structure (in this case hemoglobin) that selects and “enslaves” its own compositional elements [...]. (S. 7)

Im Rahmen der kontextuellen Emergenz verschwindet das psychophysische Problem dadurch, dass mentale und neuronale Zustände „nicht um kausale Vorherrschaft konkurrieren, sondern auf der Basis der Korrelationen kooperieren, durch die sie verknüpft sind“ (Atmanspacher, 2020, S. 140). Es ist zu bedenken, dass es bei kontextueller Emergenz zunächst nur um das Verhältnis unterschiedlicher Beschreibungsebenen geht und nicht um den ontologischen Status der beschriebenen Ebenen. Eine Möglichkeit, wie epistemische und ontische Aspekte im Sinne einer kontextuellen Emergenz in Beziehung gesetzt werden können, haben Atmanspacher und Kronz (1999) ausgehend von Quines (1969) Konzept der *ontologischen Relativität* ausgearbeitet, auf die wie weiter unten (Kap. 3.2.9) noch zu sprechen kommen.

Im Enaktivismus wird der Organismus ontologisch als psychophysische Einheit bestimmt und dabei ist von einem „mittleren Weg der Erkenntnis“ (Varela et al., 1992) die Rede: „The extreme opposite of dualism is monism. We are not proposing monism; enaction is specifically designed to be a middle way between dualism and monism“ (Varela et al., 2016, S. 202). Allerdings lässt dieser Weg den Monismus (Geist *oder* Materie) und den Dualismus (Geist *und* Materie) nicht etwa links und rechts liegen, sondern er erschafft mit dem Konzept „bedingten Entstehens in gegenseitiger Abhängigkeit“, das Maturana und Varela eingeführt haben und in die zirkuläre Kausalität des Enaktivismus mündet, bei genauer Betrachtung einen „dualistischen Monismus“, da der Dualismus weder aufgelöst noch überzeugend in einem Monismus integriert werden kann. Der Enaktivismus ist sicherlich ein Fortschritt in Richtung einer ganzheitlichen Betrachtung des Menschen, aber das Mind-Body-Problem als Body-Body-Problem zu definieren, löst das psychophysische Problem nicht. Die Verortung des Mentalen im erlebten Leib und des Materiellen im gelebten Körper verkompliziert die Sache noch. Wir haben jetzt nicht nur eine, sondern zwei erklärungsbedürftige Relationen und sind letztendlich mit einem „Mind-Body-Body-Problem“ konfrontiert:

The Mind-Body-Body Problem, by contrast to the other two problems, is how to understand the relation between (i) one’s subjective consciousness, (ii) one’s living and lived body (*Leib*), that is, one’s animate body with its “inner life” and “point of view;” and (iii) one’s body (*Körper*) considered as an objective thing of nature, something inves-

tingated from the theoretical and experimental perspective of natural science (physics, chemistry, and biology). (Hanna & Thompson, 2003, S. 24)

In der Theorie der mentalen Repräsentation findet sich die Differenzierung zwischen Leib und Körper in der Unterscheidung zwischen dem Selbstmodell, dem das leibliche Spüren angehört, und dem Weltmodell, dem der physische Körper angehört. Die beiden Modelle bilden als Komponenten des phänomenalen Realitätsmodells physische Zustände des Organismus ab. Nur auf der physischen Ebene gibt es Wechselwirkungen. Man kann hier widerspruchsfrei von einer kausalen Zirkularität external angeregter und internal erzeugter Zustände sprechen.

Will man die Ebene des phänomenalen Erlebens nicht auf einen physikalischen Monismus reduzieren, sondern als gleichwertig betrachten, ohne in einen ontologischen Dualismus zu verfallen, gelingt das konzeptuell mit einem *Duale-Aspekte-Monismus*, der noch ausführlich vorgestellt wird (Kap. 3.2.8). Hier sei nur vorweggenommen, dass Geist und Materie als komplementäre Aspekte eines *psychophysisch neutralen* Monismus betrachtet werden und der Dualismus des phänomenalen Erlebens epistemisch ist. Wie vom Enaktivismus postuliert, gibt es keine kausalen Wechselwirkungen zwischen psychisch-leiblichen und physisch-körperlichen Aspekten. Allerdings muss ihr Zusammenhang auch nicht mehr mit einer rätselhaften Zirkularität erklärt werden. Stattdessen wird der erlebte Leib als eine korrelative Verschränkung von Geist und Materie aufgefasst, in der sich die grundlegende Einheit des psychophysischen Monismus widerspiegelt. Angeordnet werden die Korrelationen zwischen Geist und Materie bzw. Leib und Körper mittels unanschaulicher Strukturdeterminanten (Kap. 3.4.1), durch die sich der psychophysisch neutrale Monismus auf zwei komplementären Beschreibungsebenen manifestiert. Anders als die Abwärtskausalität bei Fuchs kann man die Strukturdeterminanten auch im Sinne einer *causa formalis* interpretieren, und wir werden noch sehen, dass sie vermutlich eine fundamentale Rolle bei der Genese von AgE spielen (Kap. 3.4.3). Bevor wir dort anlangen, lernen wir zunächst das Phänomen der nichtlokalen Verschränkung und im Anschluss (Kap. 3.2.7) die erkenntnistheoretische Bedeutung von Komplementarität kennen. Es handelt sich um unerlässliche Grundlagen für das Verständnis des Duale-Aspekte-Monismus.

3.2.6 Verschränkung

Im Zusammenhang mit zirkulärer Kausalität spricht Haken vom „Versklavungsprinzip“, denn weil „die einzelnen Teile des Systems den Ordner bestimmen oder sogar erzeugen, der umgekehrt die einzelnen Teile versklavt, bestimmen letztlich die Teile auf dem Weg über den Ordner ihr Verhalten gegenseitig“ (Haken & Haken-Krell, 1997, S. 81). Das mag eine stimmige Beschreibung der Selbstorganisation und Emergenz auf der Ebene physikalischer Pro-

zesse sein, aber, wie Stephan (2016, S. 237) konstatiert: „Eher bizarr erscheinen Hakens kausalthoretische Thesen, wenn sie auf vermeintliche ‚Ordner‘ im Rahmen psychophysischer und sozialwissenschaftlicher Theorien übertragen werden“, denn es werde „den Ordnern dabei eine kausale Rolle zugesprochen, die sie nicht haben. Es gibt keinen *modus operandi*, nachdem etwa das Betriebsklima das Verhalten irgendeines Angestellten ‚versklavt‘. Das Betriebsklima tut gar nichts, es ist Ausdruck des atmosphärischen Zustands einer Gruppe“.

Auch wenn Stephan wohl zu Recht bezweifelt, dass Atmosphären handelnde Entitäten sind, muss man allerdings zugestehen, dass Menschen ihre Umwelt *atmosphärisch wahrnehmen* und dass das etwas mit ihnen macht:

Das „Klima“ der Albernheit eines ausgelassenen Festbetriebs, der gedrückten Erwartung, der feindseligen Verstimmung, der faden Lustlosigkeit kann einem [...] dicht und aufdringlich zustoßen [...]. Dumpfe, lastende, „brütende“ Stille kann etwas unheimlich Drohendes und Niederschlagendes haben. Physikalisch gesehen ist Stille Abwesenheit von Schall; phänomenal kann sie sich zwar darin erschöpfen, in anderen Fällen aber ebenso etwas mit einprägsamer Wucht und konkreter Eigenart Anwesendes sein. [...] Gefühle sind Atmosphären, die sich ergreifend über viele Menschen gemeinsam legen können. (Schmitz, 1995, S. 293)

Die phänomenologische Beschreibung macht deutlich, dass wir auf eine Art und Weise mit unserer Umwelt und anderen Menschen in Resonanz treten können, die nicht allein mit konventioneller Signalübertragung und Reizverarbeitung fassen lässt. Das gilt insbesondere für Tiere und Menschen in Schwärmen, bei denen „nicht-lineare Formen von Kausalität und vernetzte Formen der Einflussnahme, d. h. eine gegenseitige ‚Affizierung‘ der Schwarm-Individuen anstelle von Ursache-Wirkungs-Abfolgen oder Befehls-Ketten“ (Horn, 2009, S. 10) die Abstimmung des Verhaltens im Kollektiv ermöglichen.

Ausgehend von Studien zur Selbstorganisation komplexer Systeme (Haken & Schiepek, 2010; Tschacher & Haken, 2007) und Ergebnissen der Embodimentforschung wird mit dem Phänomen der „Synchronie“ eine besondere Form der Verbundenheit von Systemen postuliert. In verschiedenen Studien mit therapeutischen und nichttherapeutischen Dyaden (Ramseyer & Tschacher, 2011, 2014; Tschacher et al., 2014) konnte experimentell nachgewiesen werden, dass Personen ihr nonverbales Verhalten ohne Instruktionen und bewusste Absichten in besonderer Weise synchronisieren. „Wenn zuvor jedes Individuum für sich beschreibbar war (durch die Benennung von affektiven, kognitiven und behavioral-körperlichen Zuständen), so ist nach der Bildung eines sozialen Interaktionssystems eine Beschreibung der gekoppelten affektiven, kognitiven und behavioral-körperlichen Zustände sinnvoll“, und man würde „immer dann, wenn Komplexitätsreduktion erfolgt, von Synchronie sprechen“, so Tschacher und Storch (2010, S. 165). Tritt Synchronie zwischen Menschen auf, dann bilden diese ein System und es sind „im Prozess der Selbstorganisation gleichzeitig

auf tretende – gleiche („symmetrische“) und unterschiedlich-ergänzende („asymmetrische“) – Handlungen im Rahmen eines gemeinsamen Musters entstanden, die eine Aufrechterhaltung des Musters und des Systems sichern“ (Altmeyer, 2015).

Eine *gleichzeitige* Abstimmung von Verhalten, wie sie bei der Synchronie postuliert wird, lässt mit zirkulären Prozessen nicht erklären, denn der Austausch und die Verarbeitung von Signalen braucht zwangsläufig Zeit, sodass keine Gleichzeitigkeit möglich ist. Schmitz hat entsprechende Phänomene schon lange vor der Embodimentforschung als wechselseitige „Einleibung“ beschrieben. Diese könne, „wenn man von gesonderten Partnern ausgeht, als deren Absorption in einer ad hoc übergreifend sich bildenden leiblich-dialogischen Einheit verstanden werden. Deren Symptom ist die synchrone Abgestimmtheit, das Koagieren ohne Reaktionszeit“ (1985, S. 86).

Husserl (1950, 2009) und Phänomenologen wie Merleau-Ponty (1966, 1994), Plessner (2003b) oder Schmitz (1995, 2005) bestimmen den Leib als einen Resonanzboden, der Individuen in „gleiche Schwingung“ versetzt. Wenn Ameisen Staaten bilden, interagieren sie körperlich als individuelle Organismen und leiblich als Teile eines Superorganismus. „Wechselseitige Einleibung ist die Basis der Sozialkontakte unter Menschen wie unter Tieren [...], im Tierreich mangels einer Sprache, die einzelne Sachverhalte, Programme und Probleme aus Situationen explizieren könnte, sogar die einzige Ebene der Verständigung auf koordiniertes Verhalten einschließlich komplizierter angestammter Rituale“ (Schmitz, 1989, S. 57). Merleau-Ponty (1966) bestimmt den Leib als psychophysisch und synergetisch. Er spricht von einer „Zwischenleiblichkeit“ und bezieht ausgehend von der Eigenschaft des Leibes, aus verschiedenen, gleichzeitigen Sinnesempfindungen ein ganzheitliches Erleben zu erzeugen, auch das Bewusstsein ein. Er fragt: „Warum kann die Synergie nicht auch zwischen verschiedenen Organismen bestehen, wenn sie im Inneren eines jeden möglich ist?“ Und er antwortet: „Dies ist möglich, sobald man das Empfinden nicht mehr in erster Linie durch seine Zugehörigkeit zu ein und demselben ‚Bewußtsein‘ definiert“ (Merleau-Ponty, 1994, S. 186–187).

Vor dem Hintergrund der in der Embodimentforschung beschriebenen und in sozialen Systemen zu beobachtenden Synchronie – und natürlich auch bezüglich der weiter oben diskutierten ASW-Erfahrungen (Kap. 2.3) – stellt sich die Frage, ob man zwingend am Konzept der Kausalität im Sinne von Wirkursachen festhalten muss, um Korrelationen zu erklären. Zumindest in der Physik lautet die Antwort ganz klar nein, dann hier gibt es ein fundamentales Prinzip der Verbundenheit ohne jegliche Signalübertragung, das als *nichtlokale Verschränkung* bezeichnet wird. Experimente zeigen, dass Teilsysteme eines Quantensystems ohne jede Wechselwirkung in ihren Zuständen verschränkt sein können. Misst man beispielsweise bei einem Quantensystem, das aus zwei verschränkten Teilchen besteht, bei einem Teilchen den

Spin, der vor dem Messeingriff unbestimmt ist, kennt man mit dem Messergebnis gleichzeitig den Spin des zweiten Teilchens, der mit der Messung ebenfalls feststeht und mit dem des ersten Teilchens korreliert. Dieser Zusammenhang kann nicht durch Signalübertragungen erklärt werden, denn die Teilchen korrelieren über beliebige räumliche Distanzen ohne zeitliche Differenz (Römer, 2011). Es gibt also zumindest in der physikalischen Welt noch ein anderes Prinzip der Verbundenheit außer Kausalität. Aber nicht nur die Nichtlokalität von Verschränkungskorrelationen widerspricht klassischen Vorstellungen von Realität, sondern auch der Einfluss des Beobachters. Durch ihre einmalige Messung wird die Verschränkungskorrelation nämlich zerstört und anschließend liegen nur mehr zwei tatsächlich getrennte Teilchen vor, bei denen zukünftige Messergebnisse völlig unabhängig voneinander ausfallen. Der Beobachter und die beobachtete Realität stehen hier in einem Verhältnis, das sowohl dem Realismus als auch dem Antirealismus widerspricht (Kap. 2.2.2).

Atmanspacher, Römer und Walach (2002) haben mit der „Weak Quantum Theory“, später „Generalized Quantum Theory“ (Filk & Römer, 2011; Lucadou et al., 2007; Walach & Stillfried, 2011) eine „Verallgemeinerte Quantentheorie“ (VQT) entwickelt, mit der sich auch lebensweltliche Phänomene und AgE auf Verschränkung zurückführen lassen. Hinsichtlich des Einwandes, dass eine Übertragung quantenphysikalischer Verhältnisse auf nichtmaterielle Systeme unzulässig sei, ist ausdrücklich zu betonen, dass die VQT eben *keine* physikalische, sondern eine allgemeine und damit auf alle Systeme anwendbare Systemtheorie ist, seien sie physischer, psychischer oder sozialer Art:

„Eines der einfachsten Systeme, die betrachtet werden können, würde eine Person darstellen, bei der man psychosomatische Phänomene beobachten kann. Aber solche Phänomene werden gewöhnlich nicht als paranormal oder synchronistisch angesehen, und in der verallgemeinerten Quantentheorie sollten sie eher als ein Effekt betrachtet werden, den die Komplementarität von Psyche und Körper bei Personen erzeugt. Es scheint jedoch einen gleitenden Übergang zu Spukphänomenen zu geben, der als eine Erweiterung der Somatisierung in die äußere Umwelt und als ein Beispiel für Verschränkungskorrelationen interpretiert werden kann. Als weiterer Schritt zu höherer Komplexität würde man Systeme betrachten, die mehrere Personen und physikalische Objekte beinhalten und Phänomene wie Telepathie, Psychokinese und Präkognition aufweisen. (Lucadou et al., 2005/2006/2007, S. 95)

„Synchronistische Erscheinungen beruhen in einem solchen Rahmen nicht auf Quantenphysik, sondern auf strukturellen Gemeinsamkeiten mit der physikalischen Quantentheorie“ (Römer, 2011, S. 90). Ob nichtkausale Korrelationen tatsächlich außerhalb der Physik vorkommen, kann nicht die VQT, sondern nur die Forschung beantworten. Es liegt jedenfalls nahe, Phänomene, die mit „Strukturkoppelung“, „organisatorischer Geschlossenheit“ oder „zirkulärer Kausalität“ bezeichnet werden, als Verschränkung zu interpretieren. Zum Beispiel wären synchron abgestimmte Verhaltensweisen zweier Personen bei Synchroniephäno-

menen in der Embodimentforschung dann keine direkten Interaktionen, sondern nichtkausale Korrelationen innerhalb *eines* dyadischen Systems. Es gibt inzwischen auch empirisch-phänomenologische Studien zu AgE, deren Ergebnisse als Stütze für dieses Paradigma angesehen werden können (Atmanspacher & Fach, 2013, 2015; Fach, 2011b; 2014a, 2017).

Der Embodiment-Ansatz hält mit dem „herkömmlichen“ Emergenz-Paradigma dennoch daran fest, „that cognitive processes emerge from the nonlinear and circular causality of continuous sensorimotor interactions involving the brain, body, and environment“ (Thompson, 2010, S. 10–11). Auch unter der Annahme, dass paranormale Phänomene existieren, wird über physikalische Erklärungen spekuliert. Dabei werden kausale Konstrukte bemüht, die wesentlich gewagter sind als nichtlokale Verschränkungskorrelationen, von denen die Physik wenigstens weiß, dass es sie gibt. So schreibt Rosch, Mitautorin des Klassikers „The Embodied Mind“ in ihrem Vorwort zur Neuauflage:

Meanwhile observations that do not fit the mind-is-only-brain (or even mind is only body) paradigm are building. [...] Some examples are: extreme psychosomatic effects, out-of-body experiences during clinical death while undergoing surgery [...]. What would put these presently marginal studies center stage, of course, would be if physics were to discover something measurable about the mind, apart from the brain [...] – how about massless *mentons* that operate within a mental energy field? Not impossible; we don't know everything. (Rosch in Varela et al., 2016, S. xlix–l)

Chalmers (1997, 2010), der den Begriff des „Hard Problem of Consciousness“ prägte, plädiert in einem Interview dafür, endlich aufzuhören, Bewusstsein mit irgendetwas anderem erklären zu wollen. In der Physik versuche schließlich auch niemand,

Raum und Zeit mit etwas Grundlegenderem als Raum und Zeit zu erklären. Dasselbe gilt für Masse oder Ladung. Es wird schließlich *etwas* als grundlegend angenommen. [...] Wenn sich herausstellt, daß sich die Fakten über das Bewusstsein nicht aus den fundamentalen physikalischen Prinzipien ableiten lassen [...], dann müssen wir konsequenterweise sagen: „Also gut, das Bewußtsein lässt sich nicht reduzieren. Es ist irreduzibel. Es ist fundamental. Es ist ein Grundmerkmal der Welt. (Blackmore, 2012, S. 64)

Im Folgenden schlagen wir eine Sichtweise vor, mit der das psychophysische Verhältnis nicht nur ohne physikalistischen Reduktionismus beschrieben werden kann, sondern auch ohne kausale Wechselwirkungen zwischen Geist und Materie.

3.2.7 Komplementarität

„Komplementarität (complementum, Ergänzung) ist ein erkenntnistheoretischer Begriff für zwei gegensätzliche, einander ausschließende, nicht aufeinander reduzierbare Beschreibungsweisen oder Versuchsanordnungen, die aber zum Verständnis eines Phänomens oder Sachverhaltes im Ganzen notwendig sind“, so der Psychologe Fahrenberg (2013, S. 299), dessen

Definition sich so auch wörtlich im Dorsch-Lexikon der Psychologie (2021, S. 997) findet. Dort weist er noch darauf hin, dass ähnliche Konzepte bereits in der chinesischen Philosophie (Yin-Yang-Prinzip) und, insbesondere in Bezug auf das Verhältnis von Geist und Materie, in der europäischen Philosophie von Spinoza (Zwei-Attribute-Lehre) und Leibniz sowie in der Psychologie von Fechner und Wundt vertreten wurden. Die Definition von Fahrenberg ist allerdings etwas irreführend, denn komplementäre Aspekte sind gerade nicht „gegensätzliche, einander ausschließende“ Aspekte, denn wenn sie Gegensätze wären, dann könnten sie sich nicht ergänzen. Korrekt ausgedrückt, sind komplementäre Beschreibungen *inkompatibel*, und das heißt lediglich, dass sie nicht zugleich beobachtet oder mit gleicher Genauigkeit gemessen werden können.

Wolze (2015, S. 7–8) nennt eine ganze Reihe von negativen und positiven Bestimmungsmerkmalen, die konkretisieren, woran man komplementäre Begriffe erkennt. Um hier einige zu nennen: Sie gehen (1) „nicht durch (klassische) Negation auseinander hervor“ (s. Bsp. unten), sie (2) „beinhalten auch keine polaren Gegensätze mit einer linearen Ordnung zwischen den Polen“ (ein komplementärer Aspekt ist nicht mehr oder weniger ein Aspekt) und sie sind (3) „keine isolierten Aspekte“ (wie bei Dualismen bzw. Dichotomien). Stattdessen konstituieren komplementäre Begriffe (4) „Gegensätze als Einheit“, das heißt, (5) „die komplementären Entitäten existieren nur paarweise“, (6) „bedingen einander wechselseitig“ und (7) „die Bedingungsverhältnisse liegen nicht einzeln vor, sie treten nur vernetzt in (systemischen) Interaktionskontexten auf“.

In der Physik ist Komplementarität formal definiert. Bohr führte den Begriff Ende der 20er-Jahre des letzten Jahrhunderts in die Quantenmechanik ein. Dort bezeichnet er insbesondere die Inkompatibilität von Messgrößen (Observablen) wie zum Beispiel der Impuls und der Ort eines Teilchens. Inkompatibilität bedeutet, dass sich Observablen eines Systems nicht gleichzeitig mit gleicher Genauigkeit oder gar nicht zugleich beobachten lassen: Je präziser etwa die Messung des Impulses eines Teilchens ist, desto weniger kann über seinen Ort gesagt werden und umgekehrt. Beim Welle-Teilchen-Dualismus schließt die Beobachtung der einen Eigenschaft die der anderen aus. „Die ontische Ganzheit der Quantentheorie erfordert demnach auf der epistemischen Ebene viele Beschreibungen, die einander *zugleich ausschließen und ergänzen*. Solche Beschreibungen nennt man *komplementär*, und genau in diesem Sinn ist Komplementarität Ausdruck von Ganzheit“ (Atmanspacher, 1996, S. 32). Zudem sind komplementäre Observablen (beobachtbare Eigenschaften) von Quantensystemen nichtkommutativ bzw. nichtvertauschend, das heißt, die Messung einer Observablen beeinflusst das Ergebnis der nachfolgenden Messung der anderen Observablen beim gleichen System. Bei einem klassischen Objekt wie einem Tisch würde das bedeuten, dass die Messung seiner Länge einen Einfluss auf die anschließend gemessene Breite hätte – wir wissen, dass das nicht der Fall ist. Messungen in der Psychologie weisen diesbezüglich allerdings eine Nähe zur Quan-

tenphysik auf, wenn man bedenkt, dass die Reihenfolge der Fragen eines Interviews oder der Items eines Fragebogens Einfluss auf das Ergebnis haben kann.

Der Begriff „Komplementarität“ wurde schon vor Bohr und jenseits der Physik verwendet. Bohr selbst stellte schon Anfang der 1930er-Jahre in erkenntnistheoretischer Hinsicht fest:

Die Unmöglichkeit, bei der psychologischen Analyse zwischen den Phänomenen selbst und der bewussten Wahrnehmung scharf zu unterscheiden, verlangt in der Tat den Verzicht auf einfache Kausalbeschreibung, und die Art und Weise, in der Ausdrücke wie „Gedanken“ und „Gefühle“ bei der Beschreibung psychischer Erfahrungen gebraucht werden, gemahnt uns nachdrücklich an die Komplementaritätsbeziehungen in der Atomphysik. (1985, S. 20–21)

James benutzte den Begriff bereits 1890 in seinen „Principles of Psychology“ (1950a, S. 206), wo er mit Bezug zu Janets Untersuchungen von hypnotischen und hysterischen Zuständen gleichzeitig existierende, sich sowohl ergänzende als auch ausschließende Bewusstseinsbereiche als komplementär bezeichnete. Ein verbreitetes Beispiel zur Veranschaulichung von Komplementarität ist die bistabile Wahrnehmung von Kippbildern und die Oszillation der Figur-Grund-Wahrnehmung. Bei Betrachtung des Motivs in Abbildung 6 (Johnson, 2017), das dem dänischen Psychologen Rubin zugeschrieben wird (Pind, 2014), sieht man entweder eine weiße Vase oder zwei schwarze Gesichter. Die mentalen Repräsentationen ergänzen sich notwendig, denn ein Aspekt bildet immer den Hintergrund, vor dem der andere hervortritt, sodass nie beide zugleich gesehen werden können.



Abb. 6: Rubins Vase als metaphorisches Beispiel für Komplementarität

Johnson, G. (2017). Bildquelle: <https://pixabay.com/de/vectors/schädel-kopf-optische-täuschung-2858764/>. Freie Inhaltlizenz, Pixabay: <https://pixabay.com/de/service/license-summary/>.

Traditionelle Modelle der visuellen Informationsverarbeitung gehen davon aus, dass erst eine Unterscheidung zwischen Figur und Grund getroffen werden muss, bevor ein Objekt erkannt werden kann. Dem widersprechen Befunde, die zeigen, dass vertraute Motive eher als Vordergrund und nichtvertraute Elemente eher als Hintergrund wahrgenommen werden. Vecera und O'Reilly (1998) erklären dies im Rahmen eines interaktiven, hierarchischen Netzwerkmodells mit Objektrepräsentationen vertrauter Motive, die top-down Einfluss auf die Figur-Grund-Differenzierung nehmen. Mozer (1991) hat ein umfassendes konnektionistisches Modell entwickelt, mit dem er verschiedene Szenarien von Objekterkennung erklärt. Wir interessieren uns allerdings auf der Ebene des phänomenalen Erlebens für die Figur-Grund-Dynamik und werden darauf zurückkommen, wenn wir verschiedene Modi von mentaler Stabilität, ähnlich wie bei den Spannungslandschaften (Kap. 3.1.6), mit Hilfsmitteln der nichtlinearen Dynamik veranschaulichen wollen (Kap. 4).

Fahrenberg (1979, 1992, 2013) hat sich über Jahrzehnte mit dem psychophysischen Problem und Komplementarität im Kontext der Psychologie beschäftigt. Er kommt zu dem Schluss, „dass eine komplementäre, [...] metaphysisch neutrale Auffassung dieses schwierigen Problems [...] die größere Akzeptanz und größere methodologische Fruchtbarkeit haben könnte. Auch die physiologistische und die mentalistische Reduktion und die nicht überzeugenden Postulate über eine *psychophysische Kausalität* werden vermieden“ (2013, S. 420). *Epistemologisch* komplementär ist nach Fahrenberg im Hinblick auf das psychophysische Problem die „Verbindung von zwei grundsätzlich verschiedenen Erkenntniszugängen zu einer einheitlichen Auffassung“, *kategorial* komplementär ist die „Eigenständigkeit der zwei Bezugssysteme“ und *methodologisch* komplementär ist die „operative Geschlossenheit jedes dieser Bezugssysteme hinsichtlich Methodik, Bestätigungs- und Falsifikationsweisen“.

Wenn in der Psychologie der Begriff der Komplementarität verwendet wird, dann ist damit zumeist etwas anderes gemeint, als das Komplementaritätsprinzip, von dem der vorliegenden Arbeit die Rede ist. Ein Beispiel ist das Konzept der „interpersonalen Komplementarität“ und das Circumplexmodell, das Kiesler (1983) ausgehend von Sullivan (1953) und Leary (1957), entwickelt hat. Kurz zusammengefasst, geht es beim interpersonalen Ansatz darum, dass sich stabile Interaktions- und Beziehungsmuster bilden, „wenn die Positionen von zwei Interaktionspartnern komplementär sind. Ist das nicht der Fall, ergeben sich keine stabilen Muster, d. h., wenn man kann, geht man sich eher aus dem Weg oder interagiert möglichst wenig. Wenn man nicht ausweichen kann, ergeben sich spannungsreiche Muster“ (Caspar et al., 2016, S. 3). Komplementarität bezieht Kiesler sowohl auf unähnliche als auch auf ähnliche Verhaltensweisen. So wird submissives Verhalten dominantes Verhalten anregen und umgekehrt, und freundliches oder feindseliges Verhalten werden jeweils gleichsinnige Reaktionen hervorrufen. Unserem Verständnis von Komplementarität ähnelt allenfalls der erste Fall. Kiesler verwendet Komplementarität als einen Oberbegriff und subsumiert darunter

mit dem Begriff der Reziprozität auch die Ergänzung durch ähnliche Verhaltensweisen. Wir stimmen mit Becker-Beck (1997) überein, dass man Reziprozität nicht als Komplementarität bezeichnen sollte, denn „Komplementarität bezeichnet die Verhaltenserleichterung für qualitativ verschiedene und sich ergänzende Verhaltensweisen“ (1997, S. 39). Mit Bezugnahme auf die interpersonale Theorie wurde lange Zeit in der Plananalyse (Caspar, 2018), mit der wir uns noch ausführlich befassen werden (Kap. 12.4), von „komplementärer Beziehungsgestaltung“ (Caspar et al., 2005) gesprochen. Inzwischen wird hier „als komplementär nicht mehr definiert, was bei oberflächlichem Rating auf der Verhaltensebene interpersonal komplementär ist, sondern was die Motive des Gegenübers befriedigt“ (Caspar et al., 2016, S. 8), und diese Form von „Responsiveness“ (Caspar & Grosse Holtforth, 2009) wird nun als *motivorientierte* Beziehungsgestaltung bezeichnet (Caspar & Belz, 2017).

Was auch immer man unter Komplementarität verstehen mag, im Folgenden geht es um ein *erkenntnistheoretisches Konzept* und um Beschreibungen von Aspekten, die ebenso wenig interagieren wie der Ort und der Impuls eines Teilchens. Dabei sind „Verschiedenheit“ und „Ergänzung“ wie bei Submissivität und Dominanz keine hinreichenden Bedingungen für Komplementarität. Komplementarität macht sich daran fest, ob die betrachteten Merkmale inkompatibel sind. Für eine Definition von komplementären Eigenschaften in diesem Sinne kennt die Psychologie bislang keine formalen Kriterien wie die Physik. Allerdings lassen sich im psychischen Geschehen und in psychosozialen Kontexten Verhältnisse antreffen, für die Komplementarität angenommen werden kann. Analog zur Quantenphysik, in der die Messung einer Observable an einem System das Ergebnis der nachfolgenden Messung der komplementären Observable beeinflusst, ist „mit der Möglichkeit von Komplementarität immer dann zu rechnen, wenn die Veränderung von Zuständen durch Beobachtungen unvermeidlich ist. Das ist in exemplarischer Weise für Systeme der Fall, die bewusste, zur Selbstbeobachtung befähigte Individuen enthalten“ (Römer, 2011, S. 92).

Um besser zu verstehen, was Komplementarität in der Lebenswelt genauer bedeuten kann, müssen wir uns klarmachen, dass komplementäre Beschreibungen sich nicht auf einfache Gegensätze wie z. B. hell vs. dunkel beziehen. Wenn zwei Aussagen, die sich auf einen Zustand beziehen, entweder wahr oder falsch sein können, dann nennt man sie kompatibel. Komplementäre Beschreibungen sind dagegen maximal inkompatibel. Das heißt für die angesprochene Komplementarität von Ort und Impuls, dass bei einer Messung, die eine wahre Aussage über den Ort eines Teilchens zulässt, keine wahre oder falsche Aussage über den Impuls möglich ist (Atmanspacher, 1996). Während bei Gegensätzen gilt, dass ein ausgesagter Sachverhalt wie „es ist klein“, auch durch Verneinung seines Gegenteils „es ist nicht groß“, ausgedrückt werden kann, ist dies bei komplementären Aussagen nicht der Fall. Schon James (1950b, S. 284) gab mit den Begriffen Glaube und Zweifel ein gutes Beispiel für Komplementarität. Man kann die Aussage „er glaubt an Gott“ durch die Negation des Gegenteils

von Glauben („er ist nicht ungläubig“) ersetzen, aber nicht durch die Aussage „er zweifelt nicht an Gott“. Mit Glauben und Zweifeln verhält es sich wie mit Wissen und Lernen: „Wir wissen, weil wir lernen und wir lernen, weil wir wissen“ (Schmidt, 2003, S. 46). Obwohl komplementäre Begriffe jeweils maximal inkompatibel sind, ergänzen sie sich.

Von Lucadou und Römer (2011) ziehen Begriffspaare wie „Denken und Fühlen“, „Kontrolle und Vertrauen“ oder „Freiheit und Verantwortung“ als komplementäre Beschreibungen ganzheitlicher Zusammenhänge in Betracht. Das komplementäre Verhältnis von „Verstehen und Verurteilen“ illustrieren sie mit einem eindrücklichen Zitat aus dem Roman „Der Vorleser“:

Ich wollte Hannas Verbrechen zugleich verstehen und verurteilen. Aber es war dafür zu furchtbar. Wenn ich versuchte, es zu verstehen, hatte ich das Gefühl, es nicht mehr so zu verurteilen, wie es eigentlich verurteilt gehörte. Wenn ich es so verurteilte, wie es verurteilt gehörte, blieb kein Raum fürs Verstehen. [...] Ich bin damit nicht fertig geworden. Beidem wollte ich mich stellen: dem Verstehen und dem Verurteilen. Aber beides ging nicht. (Schlink, 1995, S. 151–152)

Psychologisch und lebensweltlich relevante Zuschreibungen von Komplementarität mögen unsicher und spekulativ erscheinen, jedoch betonen von Lucadou und Römer, dass „Komplementarität kein postmoderner Relativismus ist, sondern eine präzise Beschreibung, die es erlaubt, komplexe Systeme, die nicht kausalreduktionistisch dargestellt werden können, besser zu verstehen“ (2011, S. 88).

3.2.8 Duale-Aspekte-Monismus

Jung (1952) hatte mit seinem Begriff der „Synchronizität“ schon Anfang der 1930er-Jahre ein Prinzip beschrieben, das im Sinne einer Perspektivtheorie (Kap. 3.1.4) zu verstehen ist, und bei dem „ohne kausale Verbindung Nicht-Psychisches sich wie Psychisches et vice versa verhalten kann“ (Jung, 1984, S. 57) und diese Möglichkeit später bis in die 1950er-Jahre im Dialog mit dem Physiker und Nobelpreisträger Pauli weiter ausgelotet (Atmanspacher et al., 1995; Atmanspacher, 2012; Atmanspacher & Fuchs, 2014). Grundlage ihrer Überlegungen war ein *Duale-Aspekte-Monismus*, der davon ausgeht, dass Geist und Materie komplementäre Aspekte einer psychophysisch neutralen Einheitswirklichkeit sind:

Da Psyche und Materie in einer und derselben Welt enthalten sind, überdies miteinander in beständiger Berührung stehen und schließlich beide auf unanschaulichen transzendentalen Faktoren beruhen, so besteht nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass Materie und Psyche zwei verschiedene Aspekte einer und derselben Sache sind. (Jung, 1984b, S. 57)

Es handelt sich um eine philosophische Denkrichtung (dazu ausführlich Atmanspacher, 2014a), die sich schon bei Spinoza findet und die aktuell verknüpft ist mit bekannten

Namen wie Chalmers (2010) oder Nagel: „Wir selbst sind große, komplizierte Fälle von etwas, das objektiv physikalisch von außen und subjektiv mental von innen ist. Vielleicht durchdringt die Grundlage für diese Identität die Welt“ (2013, S. 65).

Pauli und Jung nahmen an, dass analog zum sogenannten Heisenbergschnitt, bei dem durch die Messung an einem Quantensystem physikalische Objekte aus einer nichtlokalen Potenzialität entstehen, ebenfalls Bewusstseinsinhalte wie Gedanken und Vorstellungen bei ihrer inneren Beobachtung mit einem Übertritt über die Bewusstseinschwelle aus einem nichtlokalen Unbewussten hervorgehen. Diese Vorstellung ist nicht abwegig, denn da ein entsprechender Holismus für den materiellen Bereich durch die Quantenphysik belegt ist, „liegt die Arbeitshypothese nahe, daß die fundamentalsten Strukturen dieser Theorie eine über den materiellen Bereich hinausgehende Gültigkeit haben könnten“ (Primas, 1996, S. 78).

Pauli und Jung gingen nun davon aus, dass die Bewusstseinschwelle und der Heisenbergschnitt zwei Beschreibungen desselben Symmetriebruches sind und dass es vor diesem im holistischen Bereich weder mentale oder materielle Inhalte noch eine Unterscheidung von Geist und Materie bzw. Selbst und Welt gibt. Abbildung 7 soll dies veranschaulichen.

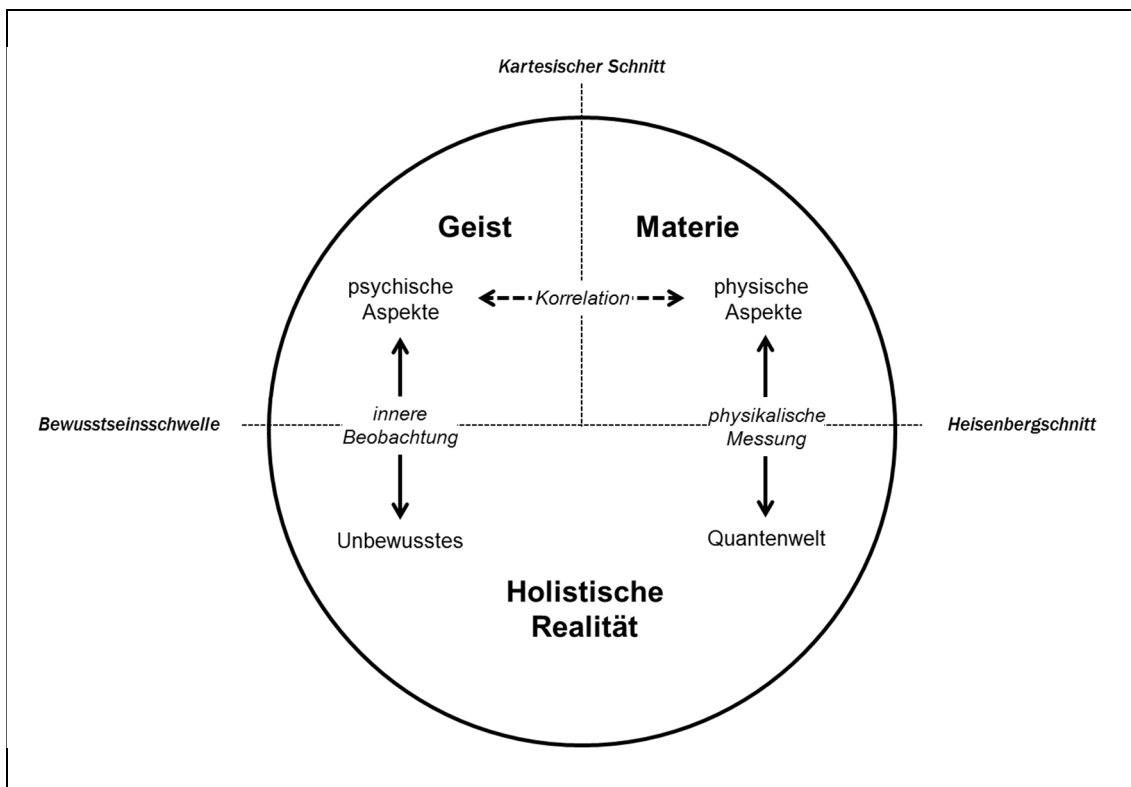


Abb. 7: Duale-Aspekte-Monismus nach Jung und Pauli

Pauli und Jung unterschieden zwei Arten von psychophysischen Korrelationen, die ihres Erachtens nicht auf kausalen Wechselwirkungen beruhen (Atmanspacher & Fach, 2013; Fach, 2014a; 2017). „Korrelationen zwischen mentalen und neuronalen Zuständen, wie sie die kontextuelle Emergenz [s. Kap. 3.2.5] beschreibt, sind in der Terminologie des Duale-Aspekte-Monismus in erster Linie strukturelle Korrelationen. Als solche sollten sie weitgehend reproduzierbar sein, ähnlich wie etwa die psychosomatische Korrelation von Stress und Blutdruck“ (Atmanspacher, 2020, S. 140–141). *Strukturelle Korrelationen* gehen aus dem Symmetriebruch der psychophysisch neutralen Ganzheit hervor und sind demnach die vertrauten psychophysischen Zusammenhänge, die das klassische Leib-Seele-Problem aufwerfen.

Die Beziehung zwischen der latenten Einheitswirklichkeit und dem manifesten Dualismus ist nach Pauli und Jung aber nicht unidirektional, sondern bidirektional. Sie nahmen an, dass Ereignisse im mentalen oder materiellen Bereich auf den holistischen Bereich zurückwirken können. Eine Verdrängung von Bewusstseinsinhalten könnte demnach über den Weg des Unbewussten psychophysische Korrelationen hervorrufen, die von den vertrauten strukturellen Beziehungen zwischen mentalen und physischen Gegebenheiten abweichen. Solche *induzierten psychophysischen Korrelationen* sind, wenn sie beobachtet werden, AgE. Analog zu Messungen bei Verschränkungskorrelationen in der Quantenphysik werden induzierte Korrelationen bei einer Bewusstwerdung der entsprechenden Inhalte aber auch wieder aufgelöst:

Insofern ein psychischer Inhalt die Bewußtseinschwelle überschreitet, verschwinden dessen synchronistische Randphänomene. Raum und Zeit nehmen ihren gewohnten absoluten Charakter an, und das Bewußtsein ist wieder in seiner Subjektivität isoliert. Es liegt hier einer jener Fälle vor, welche man am ehesten mit dem der Physik bekannten Begriffe der „Komplementarität“ erfassen kann. Wenn ein unbewußter Inhalt ins Bewußtsein übertritt, dann hört seine synchronistische Manifestation auf, und umgekehrt können durch Versetzung des Subjektes in einen unbewußten Zustand (trance) synchronistische Phänomene hervorgerufen werden. Das gleiche Komplementaritätsverhältnis läßt sich übrigens ebensogut beobachten in allen jenen häufigen und der ärztlichen Erfahrung geläufigen Fällen, in denen gewisse klinische Symptome verschwinden, wenn die ihnen entsprechenden unbewußten Inhalte bewußtwerden. Bekanntlich können auch eine Reihe von psychosomatischen Erscheinungen, die sonst dem Willen durchaus entzogen sind, durch Hypnose, das heißt eben durch Einschränkung des Bewußtseins, hervorgerufen werden. (Jung, 1984c, S. 73–74)

Auch wenn psychophysische Korrelationen sinnvoll angeordnet sind, ist es nicht angemessen, ihre Bildung auf das zurückzuführen, was wir gewöhnlich unter Kausalität verstehen. Im Duale-Aspekte-Monismus können wir, anders als bei der Abwärtskausalität des Enaktivismus (Kap. 3.2.4), von einer „echten“ *causa formalis* als Anordner ausgehen. „Aristotle’s notion of formal cause [...] can be seen very much in line with the ordering action of activated archetypes in the Pauli-Jung conjecture“, wie Atmanspacher und Rickles (2022, S. 134) feststellen, denn “the reason for psychophysical correlations is not a direct causal relationship

between the mental and the physical. Instead these correlations arise through a formal causation expressed by a kind of the symmetry breakdown of the psychophysically neutral” (2022, S. 154).

Auch wenn beispielsweise für Hanna und Thompson „subjective conscious minds and objective material bodies are nothing but dual aspects“ bzw. „metaphysically complementary mental and objective material properties“ (2003, S. 40), lässt sich ihr Enaktivismus nicht mit dem Duale-Aspekte-Monismus vereinbaren. Sie postulieren „law-governed, two-way causal connections, namely, ‘upward’ or material-to-mental and ‘downward’ or mental-to-material causal connections“ (2003, S. 30–31) und halten ebenso wie Tschacher und Storch am Begriff der zirkulären Kausalität (Kap. 3.2.4) fest:

Den Duale-Aspekte-Ansätzen ist es zu eigen, dass sie eine gewisse Dualität von Geist und Materie als Komplementarität ernst nehmen, auch wenn sie sie entweder auf eine dritte, eigentliche Substanz zurückführen oder eine holistische Realität, die psychophysisch neutral ist, annehmen. Eine solche Philosophie wäre bestens vereinbar mit dem Ansatz des Embodiment. Geist und Körper, als zueinander komplementäre Aspekte der Wirklichkeit aufgefasst, unterstützen unsere Auffassung, wonach der Körper mental und der Geist körperlich eingebettet ist. In den Worten der Synergetik (Haken 1990): zwischen Körper und Geist findet sich eine zirkuläre Kausalität. (Tschacher & Storch, 2017, S. 120)

Das Konstrukt der zirkulären Kausalität ist eine Verlegenheitslösung, wenn man mit klassischer Kausalität nicht weiterkommt, aber zugleich meint, auf Kausalität nicht verzichten zu können. Ein direkter Wirkzusammenhang, wie immer man ihn nennen mag, lässt sich mit dem erkenntnistheoretischen Verständnis von Komplementarität jedenfalls nicht in Einklang bringen. Wenn Geist und Körper unterschiedliche *Beschreibungen einer Sache* sind, wie sollten sie dann miteinander wechselwirken? Am Beispiel des oben gezeigten Kippbildes (Kap. 3.2.7, Abb. 6) können wir uns leicht klarmachen, dass die Gesichter und die Vase nicht interagieren, sondern dass ihr wechselhaftes Erscheinen von Veränderungen der Wahrnehmung des Beobachters abhängt.

3.2.9 Ontologische Relativität

Mit dem Exkurs in die Quantenphysik, den Ausführungen zur VQT und zum Duale-Aspekte-Monismus wurden neue Ansätze vorgestellt, die vielversprechend für ein besseres Verständnis psychophysischer Beziehungen sind. Mit dem Komplementaritätsprinzip und einer quantenphysikalisch inspirierten Erkenntnistheorie lässt sich der Gegensatz von Antirealismus und Realismus auflösen: Einerseits liegt ontologisch eine beobachterunabhängige Realität vor (Realismus), andererseits ist diese Realität ohne Beschaffenheit und Struktur (Anti-

realismus). In einer „ontologisch-epistemologischen Komplementarität“ (Wetzel, 2011) scheinen sich beide Perspektiven gleichzeitig hervorzubringen und aufzuheben.

Der Duale-Aspekte-Monismus ist frei von den Widersprüchen, die dem realistischen und dem antirealistischen Paradigma jeweils inhärent sind. Zudem ist er nicht identisch mit einem neutralen Monismus, der die Welt aus *Zusammensetzungen* psychophysisch neutraler Elemente hervorgehen lässt, wie zum Beispiel bei Mach, James oder Russell, sondern geht umgekehrt von der *Zerlegung* eines psychophysisch neutralen Holismus aus (Atmanspacher, 2014a; Atmanspacher & Rickles, 2022). Selbstverständlich gibt es dabei nicht nur einen einzigen Symmetriebruch, der die ontische Einheitswirklichkeit in zwei scharf getrennte Bereiche teilt, die wir als Geist und Materie bezeichnen, sondern eine graduelle psychophysische Differenzierung. Bewusstseinszustände, die vom rationalen System generiert werden, sind epistemisch differenzierter als Erlebnisse, die das experientielle System erzeugt (Kap. 1.5.1) Letzteres steht dem ontischen Holismus näher und von unbewussten Primärprozessen ausgehend kann man sich unzählige Übergänge bis zum kategorialen Bewusstsein im phänomenalen Realitätsmodell vorstellen. Quine (1969) schlägt mit dem schon erwähnten Begriff der „ontologischen Relativität“ (Kap. 3.2.3) vor, dass bei der Anwendung einer Theorie die jeweils „am besten geeignete“ Ontologie bevorzugt werden sollte. Demnach ist immer derjenige Rahmen am besten geeignet, der diejenigen Merkmale bereitstellt, die für eine zu untersuchende Fragestellung relevant sind. Atmanspacher (2020) fasst Quines Ansatz knapp zusammen:

Der Kerngedanke dabei ist, dass der jeweilige Kontext bestimmt, welche Ontologie für eine Theorie jeweils relevant ist, und auf diese sollte man sich im gegebenen Kontext festlegen. Ein solcher Ansatz ist einerseits subtiler und flexibler als der Versuch, den Reichtum der phänomenalen Welt auf ein paar fundamentale Gesetze zu reduzieren, andererseits aber auch restriktiver und präziser als das „anything goes“ eines Flickenteppichs von unverbundenen Modellfragmenten. (Atmanspacher, 2020, S. 138)

Das Konzept der relativen Ontologie wurde von Putnam (1987) weiterentwickelt und von Atmanspacher und Kronz (1999) wurden Vorschläge ausgearbeitet, wie man epistemische und ontische Positionen im Sinne von Quine verbinden kann. Relative Ontologie räumt jeder Ebene des Materiellen, aber genauso des Mentalen einen ontologischen Geltungsspielraum ein, was an Gabriels (2016) Sinnfelder (Kap. 1.2.1; 2.1.3) denken lässt. Ein und derselbe Gegenstand kann, je nachdem in welchem Kontext er erscheint und von wem er betrachtet wird, entweder ontisch oder epistemisch ausgelegt werden: Ein Tisch mag für den Schreiner ontisch sein, für den Festkörperphysiker ist er dagegen lediglich epistemisch. Wenn man sich von der klassischen Vorstellung einer Fundamentalontologie verabschiedet und die Idee der ontologischen Relativität auf der Grundlage eines Duale-Aspekte-Monismus ernst nimmt, kommt man von verabsolutierenden und ausschließenden Weltanschauungen zu brauchba-

ren Weltbildern (Kap. 1.2.2), in denen AgP und AgE einen angemessenen Platz finden können.

3.3 Bedürfnisse und Motive

Eine Reihe von Studien (Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b; 2014a, 2017; Fach & Belz, 2015) zeigt, dass AgE sowohl phänomenologisch (dazu ausführlich Kap. 4.3) als auch, sofern sie in belastender Häufung und Intensität auftreten, im zwischenmenschlichen Verhalten von Betroffenen mit einer besonderen Betonung von Autonomie oder Bindung einhergehen. Das lässt sich insbesondere im Zusammenhang mit Variablen wie Partnerschaft, Familienstand und Wohnsituation feststellen. Bindung gilt gemeinhin als ein Grundbedürfnis des Menschen, hinsichtlich der Einordnung von Autonomie ist die Auffassung nicht einheitlich. Der Begriff der Autonomie spielt eine Rolle in den Selbstorganisationstheorien (Kap. 1.1.5), allerdings auf einer Ebene, die wenig mit psychologischen Bedürfnissen zu tun hat, dort kommt ja auch kein Bindungsbedürfnis vor. Weiter unten werden wir zu der Schlussfolgerung gelangen, dass Autonomie und Bindung fundamentale und universelle Strukturdeterminanten aller lebenden Systeme sind (Kap. 3.4). Wenn man von menschlichen Grundbedürfnissen sprechen will, dann wären Autonomie und Bindung demnach die Grundprinzipien und Grundbedürfnisse, von denen sich alle anderen Bedürfnisse ableiten. Wenn wir von dieser Prämisse ausgehen, können wir vermuten, dass die Nichterfüllung wichtiger Bedürfnisse strukturdeterministische Auswirkungen hat, etwa so, wie es schwere Konsequenzen mit sich bringt, wenn über längere Zeit Durst nicht gestillt werden kann. Es werden später Modelle vorgestellt, in denen die Phänomene, die bei AgE berichtet werden, mentale Repräsentationen strukturdeterministischer Autonomie oder Bindung sind (Kap. 3.4.3). Bevor wir dort ankommen, müssen wir uns erst einmal genauer mit Autonomie und Bindung im Kontext von Bedürfnistheorien beschäftigen.

3.3.1 Psychologische Grundbedürfnisse

Einhergehend mit der Dominanz der kognitionswissenschaftlichen Forschung und des Paradigmas der Informationsverarbeitung wurde menschliches Verhalten in der Psychologie lange Zeit vornehmlich unter dem Aspekt der Zielorientierung und Zielerreichung betrachtet. „Nicht ganz so sehr im Mainstream ist die Auffassung, dass die Ziele, die ein Mensch im Laufe seines Lebens herausbildet, letztlich der Befriedigung bestimmter Grundbedürfnisse dienen“, stellte Grawe (2004, S. 187) fest. Deci und Ryan, auf deren Selbstbestimmungstheorie wir unten (Kap. 3.3.3) eingehen, kritisierten die Vernachlässigung von Bedürfnissen in motivationstheoretischen Überlegungen und betonten, „that a full understanding not only of goal-directed behavior, but also of psychological development and well-being, cannot be

achieved without addressing the needs that give goals their psychological potency and that influence which regulatory processes direct people's goal pursuits“ (2000, S. 228). Grundbedürfnisse sind „gewissermaßen Vorgaben, welche die Evolution dem menschlichen psychischen System gemacht hat. Wenn es diese Vorgaben erfüllt, gedeiht der Mensch, fühlt sich wohl, ist bei guter Gesundheit und wird sich mit höherer Wahrscheinlichkeit reproduzieren“, so Grawe (2004, S. 191).

Während früher nicht unbedingt zwischen „Bedürfnis“ und „Motiv“ unterschieden wurde, werden Bedürfnisse „heute eher als Grundlage von Motiven angesehen. Diese sind Repräsentationen von komplexen Situationen und Handlungsoptionen“ (Metz-Göckel, 2021, S. 273) und führen, so Kuhl (2001) „zu Unterschieden zwischen Personen in der Bereitschaft, bestimmte Klassen von Zielen anzustreben, angetroffene Situationen im Sinne der vorherrschenden Bedürfnislage zu interpretieren bzw. zu verändern oder neue Situationen aufzusuchen oder zu schaffen, die dem dominanten Motiv entgegenkommen“ (S. 120). Laut Kuhl ist ein Bedürfnis „der subkognitive und subaffektive Kern eines Motivs“ (S. 121). Grawe (2000) nennt die spezifischen Wahrnehmungs-, Handlungs- und Reaktionsbereitschaften, die der Mensch im Laufe seines Lebens ausbildet, um seine Grundbedürfnisse zu befriedigen, *motivationale Schemata*:

Motivationale Schemata entwickeln sich also zunächst um die grundlegenden Bedürfnisse herum, die jeder Mensch mit auf die Welt bringt. Der Wortstamm „movere = bewegen“ bringt das Wesentliche dieser Schemata treffend zum Ausdruck. Sie „bewegen“ das psychische Geschehen, sie bringen es in Richtung auf bestimmte Ziele in Gang. [...] Bedürfnisse nehmen also nicht in abstrakter Form auf das psychische Geschehen Einfluss, sondern über motivationale Schemata, deren Zielkomponenten von allem Anfang durch bestimmte Bezüge zur Umgebung definiert sind, die lebensgeschichtlich erfahren wurden. (Grawe, 2000, S. 339).

Bei seiner Bestimmung von Grundbedürfnissen, die den motivationalen Schemata des Menschen zugrunde liegen, hatte Grawe sich zunächst auf die Bedürfnistheorie von Gasiot (1981) bezogen, der (1) physiologische Bedürfnisse, (2) Bedürfnisse nach zwischenmenschlichen Beziehungen, (3) Bedürfnisse nach Anerkennung sowie (4) Bedürfnisse nach Sinngebung als „objektive, lebensnotwendige Bedingungen menschlicher Existenz“ (1981, S. 239) beschreibt. „Objektiv“ heißt für Gasiot, „daß das Bestehen der menschlichen Bedürfnisse vorausgesetzt wird und empirisch erforscht werden kann, unabhängig davon, ob sich die Menschen dessen bewußt sind oder nicht (S. 239). Später orientierte sich Grawe dann an Epstein (1990). Dieser postuliert ausgehend von Autoren, die jeweils ein spezifisches Grundbedürfnis als *das* Grundbedürfnis des Menschen anführten, im Rahmen seiner CEST (Kap. 1.5.1) vier *gleichrangige* Grundbedürfnisse (Epstein, 2003, S. 162): (1) basierend auf Freuds (1900/1953) Lustprinzip ein Bedürfnis „to maximize pleasure and minimize pain“, (2) nach Bowlbys (1988) Bindungstheorie ein „need for relatedness“, (3) ausgehend von Rogers

(1951) ein Bedürfnis „to maintain the stability and coherence of a person’s conceptual system“ sowie (4) mit Verweis auf Allport (1961) und Kohut (1971) ein Bedürfnis „to enhance self-esteem“ (1971). Laut Epstein (2003) sind diese Bedürfnisse deshalb als Grundbedürfnisse zu bezeichnen, weil sie universell sind, weil jedes jeweils die anderen dominieren kann und weil die Verletzung oder Nichtbefriedigung eines dieser Bedürfnisse die betroffene Person ernsthaft schädigen kann.

Mit Berufung auf eine Fülle von Forschungsergebnissen, die nach Grawe (2000, 2004) für Epsteins Auswahl sprechen, übernimmt er dessen vier Grundbedürfnisse, die hier kurz charakterisiert werden:

1. *Bindungsbedürfnis*: Die Nähe zu einer primären Bezugsperson ist für den Säugling und das Kleinkind überlebenswichtig, und das Streben, diese Nähe aufrechtzuerhalten, ist angeboren. Das Bedürfnis nach Versorgung und Sicherheit durch andere Personen und soziale Gruppen bleibt lebenslang bestehen. Als Folge früher Verletzungen des Bindungsbedürfnisses, zum Beispiel durch Vernachlässigung oder Missbrauch, können Menschen in ihrer Fähigkeit, befriedigende zwischenmenschliche Beziehungen einzugehen bzw. herzustellen, erheblich beeinträchtigt sein.
2. *Orientierungs- und Kontrollbedürfnis*: Bereits Säuglinge und Kleinkinder versuchen, ihre primären Bezugspersonen so zu beeinflussen, dass diese ihr Bindungsbedürfnis befriedigen. Kontrolle bedeutet, Ziele erreichen und absichern zu können. Dazu bedarf es einer guten Orientierung, und deshalb geht das Kontrollbedürfnis immer auch damit einher, die Umwelt verstehen und Sinn finden zu wollen. Der Mensch muss ein Realitätsmodell entwickeln, um sein Verhalten angemessen ausrichten und die Konsequenzen seines Handelns kalkulieren zu können.
3. *Bedürfnis nach Lustgewinn und Unlustvermeidung*: Mit einer Bewertungsfunktion verbunden äußert sich dieses Bedürfnis bereits beim Säugling in körperlichen Empfindungen. Von Anfang an interagiert es dabei eng mit dem Bindungs- und Kontrollbedürfnis. In der Ontogenese nehmen Lustgewinn und Unlustvermeidung zunehmend komplexere Formen an. Man denke beispielsweise daran, welche Strapazen Menschen zum Beispiel für beruflichen oder sportlichen Erfolg und die damit verbundene Erhöhung ihres Selbstwertgefühls in Kauf nehmen.
4. *Bedürfnis nach Selbsterhöhung und -schutz*: Im Unterschied zu den vorgenannten Grundbedürfnissen, die sich auch bei Tieren finden, ist dieses Bedürfnis spezifisch menschlich, denn die mentale Repräsentation eines Selbstwertes setzt höhere kognitive Prozesse und die Ausbildung eines Selbstmodells voraus. Dennoch ist das Selbstwertbedürfnis nach Grawe wie die anderen Grundbedürfnisse angeboren, denn wie diese sei es in neuronalen Strukturen verankert, die mit zunehmender Komplexität das menschliche Selbst hervorbringen.

Im Unterschied zu Gasiet gibt es bei Epstein und bei Grawe kein Grundbedürfnis nach Sinn. Grawe (2000) schließt nicht aus, dass noch weitere Bedürfnisse als Grundbedürfnisse definiert werden können, er hält dies im Kontext der Psychotherapieforschung aber nicht für

notwendig und seines Erachtens können andere Bedürfnisse auch unter die ausgewählten Grundbedürfnisse subsumiert werden. Caspar (2018, S. 56–57) findet eine Festlegung auf vier Grundbedürfnisse dagegen fragwürdig. Er sieht auf der Grundlage von Planstrukturen, die mit der Methode der Plananalyse (dazu ausführlich Kap. 12.1) erschlossen werden, gute Argumente, auch andere bzw. weitere Grundbedürfnisse zu berücksichtigen. Beispielsweise lasse sich ein Bedürfnis nach Sinn, das in der therapeutischen Praxis insbesondere bei der Bewältigung von Traumata eine wichtige Rolle spielt, ebenso wenig unter das Bedürfnis nach Orientierung und Kontrolle subsumieren oder auf dieses reduzieren wie ein Bedürfnis nach Autonomie. Caspar weist zudem darauf hin, dass Lustgewinn und Unlustvermeidung sowie Orientierung und Kontrolle anders als das Bedürfnis nach Bindung keinen konkreten Inhalt haben. Es handle sich eher um Metabedürfnisse, die sich auf alle möglichen Inhalte beziehen können. Aus Caspars Sicht „gibt es derzeit keine ausgereifte und ausgewogene Bedürfnistheorie [...], und solange das so ist, erscheint es [...] ungünstig, sich auf eine bestimmte Bedürfnistheorie festzulegen“ (2018, S. 57).

Grawe weicht mit seinen vier Grundbedürfnissen in einem wichtigen Punkt von Epstein ab. „Nach Epstein gehört zu dem Grundbedürfnis nach Kontrolle auch seine Voraussetzung, nämlich die Stabilität und Kohärenz oder Konsistenz des Systems, das die Realitätserfahrungen assimiliert“ (2000, S. 386). Grundbedürfnisse beziehen sich laut Grawe auf Interaktionen und Erfahrungen des Organismus mit seiner Umwelt. Epsteins Kohärenzbegriff, den Grawe mit seinem Konsistenzbegriff (Kap. 3.1.7) gleichsetzt, bezieht sich dagegen auf innere Zustände des Organismus und deshalb könne er „nicht einfach neben die anderen Grundbedürfnisse gestellt werden. Man könnte eher von einem grundlegenden Prinzip der innerorganismischen Regulation sprechen, das allen Einzelbedürfnissen übergeordnet ist“ (Grawe, 2004, S. 186). Das Prinzip, das dieser Charakterisierung entspricht, haben wir bereits mit dem konnektionistischen Paradigma der Spannungsreduktion kennengelernt.

3.3.2 Physiologische Grundbedürfnisse

Überdies hält Grawe physiologische Grundbedürfnisse des Menschen in seinen Überlegungen für irrelevant, denn es seien „nicht diese Grundbedürfnisse, die uns als Psychotherapeuten interessieren. Unsere Frage ist: gibt es beim Menschen über diese biologischen Grundbedürfnisse hinaus spezifische psychische Grundbedürfnisse des Menschen, deren Erfüllung gewährleistet sein muss, damit er sich wohlfühlen und gut entwickeln kann?“ (Grawe 2004, S. 183). Wenn wir uns später mit Struktur determinanten auf organismischer Ebene befassen (Kap. 3.4), werden wir sehen, dass eine klare Trennung zwischen physiologisch und psychologisch *bedingten* Grundbedürfnissen nicht möglich ist. „Eine konkrete physiologische Beziehung des Menschen besteht immer und überall, sie ist der Teilaspekt seiner ‚Intentionalität‘, die der Grundtatsache entspricht, daß die Bedürfnisbefriedigung das immanente und not-

wendige Ziel seiner individuellen und allgemein-menschlichen Wirklichkeit ausmacht“ (Gasiot, 1981, S. 256).

Zusammenhänge zwischen physiologischen und psychologischen Bedürfnissen zeigen sich deutlich in Kulturen, in denen bindungsbezogene Äußerungen mit Füttern und Nahrungsaufnahme assoziiert sind. „In vielen Kulturen wird Zuneigung und Wärme dadurch gezeigt, dass man etwas füreinander tut – und das ist häufig mit Nahrung und Essen verbunden“ so Keller (2019, S. 85), die dies noch mit einem Zitat aus einem Zeitschriftenartikel, in dem es darum geht, woran man asiatisch-stämmige Deutsche erkennt, verdeutlicht: „Es kommt dir unglaublich seltsam vor, wenn jemand zu seinen Eltern ‚Ich hab euch lieb‘ sagt oder sie sogar umarmt. Sobald du dein Elternhaus betrittst, fragen deine Eltern, ob du hungrig bist und etwas essen willst und setzen dir fünf verschiedene Gerichte vor.“ Im Hinblick auf Verknüpfungen von psychologischen und physiologischen Grundbedürfnissen ist selbstverständlich auch an Essstörungen zu denken, ohne dass man einem bestimmten ätiologischen Modell anhängen muss. Beispielsweise sehen Deci und Ryan (2000, S. 251) einen Zusammenhang zwischen Anorexia nervosa und einem Wunsch nach Kontrolle bzw. der Befriedigung der in ihrer bereits erwähnten Selbstbestimmungstheorie (Kap. 3.1.5) postulierten Grundbedürfnisse nach Autonomie und Kompetenz (dazu ausführlich Kap. 3.3.3): „Eating, or more precisely, not eating, represents one domain in which individuals can have control over their own behavior and outcomes and can thus feel effective and in control“.

Dass keine abschließende Einigung zum Thema Grundbedürfnisse zu erwarten ist, zeigt sich auch daran, dass Epstein (2014) seiner Theorie zuletzt selbst zwei weitere Grundbedürfnisse hinzufügte, nämlich Maslows (1970) „need for security“ und mit Bezug auf Hull (1943, 1952) ein „need to control arousal“. Hinzu kommt, dass er zwei Grundbedürfnisse als „superordinate basic needs“ und die anderen als „subordinate basic needs“ definiert. Epstein postuliert nun erstens, ganz im Sinne von Caspars Anmerkung, ein hedonisches Prinzip, nachdem jedes andere Bedürfnis im Hinblick darauf, ob es befriedigt oder verletzt wird, mit positiven oder negativen Wirkungen einhergeht. Beispielsweise werde eine Zu- oder Abnahme des Selbstwertgefühls von Stolz oder Unzufriedenheit begleitet. Zweitens strebe jeder Mensch nach einem bestimmten Erregungsniveau hinsichtlich eines „general state of arousal along a dimension from deep sleep to intense emotional excitement. [...] It is assumed that there is a biological necessity to control such arousal, as well as each of its components, within homeostatic limits“ (2014, S. 48).

Das Streben nach einem idealen Gesamterregungszustand lässt an Grawes Konsistenzprinzip denken, das hier aber weniger die psychologische, sondern vielmehr die physiologische Ebene betrifft: „The need to control arousal, like the hedonic principle, is a biologically determined superordinate need that is present at birth and is a component of all other needs

throughout the lifecycle“ (2014, S. 107). Beim neugeborenen Kind läuft die Selbstregulation noch rein selbstorganisiert ab. Wiederholte negative Valenzen auf der sensorischen Ebene und reflexartige Alarm- und Inhibitionsreaktionen, die beispielsweise im Zusammenhang mit Verletzungen des Bindungsbedürfnisses auftreten, können festschreiben, dass Nähe gefährlich ist und dass man Menschen nicht trauen kann. Anders als die psychologischen Grundbedürfnisse sind sowohl die Erregungskontrolle als auch das hedonische Prinzip als „source of reinforcement in all automatic learning from experience“ (Epstein, 2014, S. 106) fundamentale Determinanten der Ontogenese, die wirksam sind, bevor man überhaupt sinnvoll zwischen Bedürfnissen und Motiven als deren Repräsentationen unterscheiden kann. Vermutlich würde Grawe dieser Vermischung von physiologischen und psychologischen Ebenen bei der Bestimmung von Grundbedürfnissen nicht folgen wollen. Mit seiner Neukonzeption kommt Epstein jedenfalls auf insgesamt sieben Grundbedürfnisse, denn ein spezifisches Bedürfnis „for sensory pleasure and the avoidance of sensory discomfort“ wird losgelöst vom hedonischen Prinzip als ein fünftes untergeordnetes Grundbedürfnis geführt.

3.3.3 Selbstbestimmungstheorie

Nur drei Grundbedürfnisse reichen Ryan und Deci (Deci & Ryan, 2000; Ryan & Deci, 2000; 2017) mit ihrer „Self-Determination Theory“ (SDT), nach der menschliches Verhalten und Erleben auf einem Streben nach Autonomie (autonomy), sozialer Eingebundenheit (relatedness) und Kompetenz (competence) basiert. Die SDT zeichnet sich insbesondere durch die zentrale Rolle des Autonomiebedürfnisses aus. „Autonomy concerns the regulation of behavior by the self, and, indeed, etymologically it refers to self-regulation“ (Ryan & Deci, 2017, S. 97). Wir haben bereits erörtert, dass Selbstregulation selbstorganisiert oder absichtsvoll sein kann (Kap. 3.1.6). In der SDT sind beide Aspekte verknüpft und ob das Autonomiebedürfnis einer Person befriedigt wird, hängt nicht davon ab, ob ihr Tun selbstorganisiert oder absichtsvoll ist, sondern ob das, was sie tut, im Einklang mit ihrem Willen steht. Autonomie ist nicht gleichzusetzen mit Unabhängigkeit. Gemeint ist vielmehr, dass das Handeln durch ein Gefühl der Freiwilligkeit begleitet wird, was zum Beispiel auch dann der Fall ist, wenn man Anweisungen von Sicherheitskräften befolgt und diese Maßnahmen notwendig und sinnvoll findet. Autonomie ist nach Ryan und Deci „a form of functioning associated with feeling volitional, congruent, and integrated. [...] When acting with autonomy, behaviors are engaged wholeheartedly, whereas one experiences incongruence and conflict when doing what is contrary to one’s volition“ (2017, S. 10).

Angeregt wurde die Entwicklung der SDT durch die Beobachtung des sogenannten Korrumpierungseffekts. So zeigten Experimente von Deci (1972b, 1972a), dass sich ein zunächst intrinsisch motiviertes Verhalten deutlich abschwächte, wenn es finanziell belohnt wurde. Die Belohnungen hatten demnach die intrinsische Motivation untergraben, sodass das Ver-

halten wider Erwarten nicht verstärkt wurde. Deci (1975) folgerte, dass Menschen ganz natürlich und spontan intrinsisch handeln, wenn sie sich selbstbestimmt bzw. autonom fühlen. Offenbar verschieben Belohnungen die Kausalattribution für das eigene Verhalten, sodass Menschen weniger motiviert sind, wenn sie die Ursache ihres Tuns external verorten. Eine spätere Meta-Analyse von 128 Studien bestätigte den Korrumpierungseffekt nicht nur für finanzielle, sondern auch für andere Formen der Belohnung (Deci et al., 1999).

Das Grundbedürfnis nach Bindung, das ausgehend von der Bindungstheorie (Ainsworth et al., 1978; Bowlby, 1969) auch Epstein und Grawe (Kap. 3.3.1) in ihren Theorien vertreten, ist der zweite große Pfeiler der SDT: „Within self-determination theory, a strong autonomy orientation has been found to be strongly associated with psychological health, and within attachment theory, a secure attachment style has similarly been associated with strong psychological health“ (Deci & Ryan, 2000, S. 262). Ein Unterschied zwischen der Bindungstheorie und SDT liegt in der Bewertung des Einflusses frühkindlicher Bindungserfahrungen. Die Bindungstheorie, die im dritten Teil der Arbeit ausführlich behandelt wird (Kap. 12.1), sieht in frühen Bindungsmustern relativ stabile Faktoren, die bei erwachsenen Personen die Bindungssicherheit in zwischenmenschlichen Beziehungen bestimmen. Nach der SDT hängt die erlebte Sicherheit in aktuellen Beziehungen dagegen maßgeblich von der jeweils gegebenen Erfüllung aller drei Grundbedürfnisse nach Eingebundenheit, Autonomie und Kompetenz ab.

Im Englischen heißt die Bindungstheorie „attachment theory“ und attachment ist ein „imaginäres Band, das in den Gefühlen einer Person verankert ist und das sie über Raum und Zeit hinweg an eine andere Person, die als stärker und weiser empfunden wird, bindet“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 75). Soziale Eingebundenheit in der SDT ist weiter gefasst als attachment. Sie bezieht sich nicht nur auf Bindungen an andere Menschen, sondern auch darauf, inwieweit Personen sich selbst als wichtig und bedeutungsvoll für andere erleben: „Relatedness is also about belonging and feeling significant among others [...]. That is, both by feeling connected close to others and by being a significant member of social groups, people experience relatedness and belonging“ (Ryan & Deci, 2017, S. 11).

Das dritte Grundbedürfnis der SDT ist das Kompetenzbedürfnis. Es findet Befriedigung darin, effektiv mit der Umwelt interagieren und erwünschte Wirkungen in ihr erzielen zu können. Oberflächlich betrachtet korrespondiert Kompetenz mit dem Kontrollbedürfnis in Grawes Konsistenztheorie (Kap. 3.1.7) als „ein Bedürfnis, etwas zu können, was zur Herbeiführung und Aufrechterhaltung der eigenen Ziele wichtig ist. Es bezieht sich also auf den Kompetenzaspekt der psychischen Aktivität“ (2000, S. 388). Die Besonderheit der SDT liegt darin, dass das Streben nach Kompetenz nicht nur der Bewältigung von Herausforderungen, einer optimalen Anpassung an die Umwelt und der Erreichung bestimmter Ziele dient. Deci

und Ryan (2000) weisen darauf hin, dass Kompetenz in der Psychologie unter Begriffen wie „efficacy“, „optimism“, „achievement motivation“, „success expectancies“ usw. behandelt wird, und grenzen ihr Konstrukt von diesen ab. Beispielsweise erlangt Kompetenz ihren Wert in Banduras (1997) Selbstwirksamkeitstheorie durch Prozesse, die im Wesentlichen analog zu sekundärer Verstärkung seien, während in der SDT „the experience of competence in and of itself is a source of satisfaction and a contributor to well-being over and above any satisfaction resulting from the outcomes that competence might yield“ (Deci & Ryan, 2000, S. 257). Zu diesem Verständnis passt das Konzept von Dörner, der zwei Komponenten des Kompetenzerlebens unterscheidet: „Die heuristische Kompetenz ist dabei das (meist unbewußte) Zutrauen, welches ein Individuum in seine Fähigkeit hat, mit Problemsituationen, für die es keine vorgeprägten Verhaltensweisen hat, fertigzuwerden. Die jeweilige epistemische Kompetenz ist das Zutrauen, eine Situation aufgrund des vorhandenen [...] Wissens bewältigen zu können“ (1984, S. 16). Laut Dörner entscheidet die heuristische Kompetenz darüber, welche Emotionen bei einem Mangel an epistemischer Kompetenz auftreten, etwa wenn das vorhandene Wissen in einer Situation zunächst nicht ausreicht, um ein Problem zu lösen. Bei einer hohen heuristischen Kompetenz hat mangelnde epistemische Kompetenz laut Dörner keine gravierenden Folgen, da sie durch die heuristische Kompetenz „abgepuffert“ werde. Die heuristische Kompetenz beschreibt den Aspekt von Kompetenz, den die SDT hervorhebt, wenn sie Kompetenz *an sich* zu einer Quelle von Wohlbefinden erklärt.

In der SDT ist Kompetenz vor allem ein intrinsisches Bedürfnis nach Entwicklung, das sich in einer universellen Freude am Lernen und dem Erwerb neuer Fähigkeiten manifestiert. Ryan und Deci sehen den Vorbereiter ihres Kompetenzkonzeptes in White (1959). Wie dieser postulieren sie „an innate, biologically based propensity, evident in a variety of organisms, to exercise and extend their capacities and functioning“ bzw. eine „active, growth-oriented propensity associated with the need for competence“ (2017, S. 95). Das wesentliche Merkmal des Kompetenzstrebens ist aber nicht nur dessen intrinsische Verankerung, sondern auch seine Verknüpfung mit dem Autonomiebedürfnis. Es macht nämlich einen bedeutenden Unterschied, ob kompetentes Handeln als selbstbestimmt erlebt wird oder ob Aktivitäten durch Introjekte oder äußere Anforderungen determiniert werden. Die volle Befriedigung des Kompetenzbedürfnisses ist eng an Autonomie geknüpft: „Competent activity that is alienated, that results from controls, does not have the important positive effects that accrue from feeling efficacious at an activity that is autonomously initiated or endorsed“ (S. 96).

Im kindlichen Explorationsverhalten, das an anderer Stelle (Kap. 3.1.10) mit dem Autonomiebedürfnis assoziiert wurde, sehen Deci und Ryan den Ausdruck des Kompetenzbedürfnisses: „Beginning with early motor play, manipulation of objects, and exploration of surroundings, the general competence tendency extends and differentiates toward activities and practices that are specifically relevant to effective social interaction and physical survival“

(2000, S. 251). Es liegt kein Widerspruch darin, das Explorationsverhalten sowohl mit dem Kompetenz- als auch mit dem Autonomiebedürfnis zu assoziieren. Ryan und Deci beziehen sich auf die Interaktion von selbstorganisierenden Organismen mit ihrer Umwelt, die wir systemtheoretisch als interaktive Autonomie charakterisiert haben. Kompetenz bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die Interaktionen des Organismus wirksam und effektiv sind, und beim Menschen manifestiert sich dieses Streben nach Erfolg als ein psychologisches Bedürfnis.

Die SDT ist die sparsamste der gängigen Bedürfnistheorien und mit ihrem Postulat, „that humans are active, growth-oriented organisms who are naturally inclined toward integration of their psychic elements into a unified sense of self and integration of themselves into larger social structures“ (Deci & Ryan, 2000, S. 229), die Bedürfnistheorie, die am besten mit unserem strukturdeterministischen Ansatz kompatibel ist. Ihr reichen drei Grundbedürfnisse und das Erleben von Lust oder Selbstwerterhöhung ist einfach „an outcome that results when the basic needs for competence, relatedness, and autonomy are authentically satisfied“ (Ryan & Deci, 2017, S. 255). Wir sind allerdings noch „reduktionistischer“ und halten Kompetenz nicht für ein Bedürfnis, das man gleichrangig neben Autonomie und Bindung stellen kann.

Das Kompetenzbedürfnis der SDT lässt sich auf das Streben eines Organismus nach erfolgreicher Entwicklung durch kontinuierliche Ausdifferenzierung und Integration von Autonomie und Bindung zurückführen: „The most fundamental attribute of all organisms, as long as they are live and vital, is their inherent tendency to both maintain and enhance their complexity while preserving an overall integrity“ (Ryan & Deci, 2017, S. 32). Damit ist ein *Prozess* angesprochen, der strukturdeterministisch die Unterscheidung eines Systems von seiner Umwelt, das heißt Autonomie und Bindung als Geschlossenheit und Offenheit, voraussetzt. Kompetenz ist ein drittes Element und als psychologisches Bedürfnis kommt es erst ins Spiel, wenn auf der Grundlage von Autonomie und Bindung ein Selbstmodell entstanden ist. Kompetenz bedeutet, dass „people must not only experience competence or efficacy, they must also experience their behavior as self-determined“ (Ryan & Deci, 2000, S. 70). Die Frage, ob ein Verhalten im Sinne der SDT autonom ist oder nicht, setzt voraus, dass ein Organismus nicht nur aktiv mit seiner Umwelt interagieren kann, sondern darüber hinaus auch zu absichtsvoller Selbstregulation befähigt ist. Nur dann kann es zu Diskrepanzen zwischen Handeln und Wollen kommen. So besitzen Bakterien eine Basisautonomie (Kap. 3.1.5), aber es macht keinen Sinn, danach zu fragen, ob sie sich gerade selbstbestimmt verhalten oder nicht. Kompetenz steht damit nicht auf einer Ebene neben Autonomie und Bindung, denn sie ist keine fundamentale Strukturdeterminante.

Man mag der SDT folgen oder nicht, aber die Hervorhebung eines eigenständigen Grundbedürfnisses nach Autonomie ist ihr besonderes Verdienst. Aus der Komplexität des Autonomiekonstrukts und angesichts der Tatsache, „that the need for relatedness can at times compete or conflict with self-organizational tendencies, that is, with the need for autonomy“ (Deci & Ryan, 2000, S. 253), ergeben sich grundlegende Fragen im Hinblick auf das Verhältnis von Autonomie und Bindung, mit denen wir uns zunächst beschäftigen wollen.

3.3.4 Autonomie und Bindung

Schon der Psychologe Bakan (1966) definierte mit den Begriffen „agency“ im Sinne von Kontrolle und Selbstbehauptung auf der einen und „communion“ als Streben nach Gemeinschaft und Kooperation auf der anderen Seite eine „duality of human existence“:

I have adopted the terms “agency” and “communion” to characterize two fundamental modalities in the existence of living forms, agency for the existence of an organism as an individual, and communion for the participation of the individual in some larger organism of which the individual is a part. Agency manifests itself in self-protection, self-assertion, and self-expansion; communion manifests itself in the sense of being at one with other organisms. Agency manifests itself in the formation of separations; communion in the lack of separations. Agency manifests itself in isolation, alienation, and aloneness; communion in contact, openness, and union. [...] One of the fundamental points which I attempt to make is that the very split of agency from communion, which is separation, arises from the agency feature itself; and that it represses the communion from which it has separated itself. (S. 14–15)

Koestler (1974) thematisierte in seinem Klassiker „Die Wurzeln des Zufalls“ ganz ähnlich „Differenzierung“ und „Integration“ als fundamentale Prinzipien und gegensätzliche Strebungen des Menschen nach Selbstbehauptung, Wettbewerb und Aggression auf der einen Seite sowie Anpassung, Kooperation und Altruismus auf der anderen Seite. Im Prinzip der Integration sah er die Quelle der von Jung (1952) beschriebenen synchronistischen Phänomene. Mit dem Begriff des „Holon“ (von griech. ὅλος, hólos und ὄν“ on „das Teil eines Ganzen Seiende“) entwickelte Koestler (1978) eine allgemeine Systemtheorie. Demnach wird jedes System, zum Beispiel eine Zelle, als ein Ganzes betrachtet, das wieder Teil eines Ganzen ist. Somit ist eine Zelle einerseits ein Ganzes, andererseits jedoch Teil eines Organs, das selbst ein Ganzes und wiederum Teil eines Organismus ist. Die so entstehende Hierarchie von Holons nennt Koestler „Holarchie“, wobei jedes Holon durch die oben genannte Polarität bestimmt ist:

Wir haben es also bei den Holons aller Stufen und [...] bei hierarchischen Systemen jeder Art mit einer grundlegenden Polarität zu tun. [...] Die Polarität oder *coincidentia oppositorum* äußert sich in unterschiedlichem Ausmaß in allen Formen des Lebens. [...] Die selbstbehauptende Tendenz ist der dynamische Ausdruck der Ganzheit des Holons, die integrative Tendenz ist der dynamische Ausdruck seiner Teilheit. (1978, S. 72)

Der Motivationsforscher Kuhl (2001) geht aus theoretischen und empirischen Gründen ebenfalls von zwei Motivpolen aus. Seines Erachtens scheint „ein assertives Bedürfnisbündel nach Autonomie, Neugier (Leistungsfreude) und Macht [...] einem supplikativen (d. h. unterwerfungsorientierten) Bündel von Bedürfnissen nach Sicherheit, Schutz und misserfolgsängstlicher Leistungsorientierung in gewisser Weise entgegenzustehen“ (S. 120). Kuhl sieht hier einen Antagonismus, wobei „eine gewisse Unvereinbarkeit von Autonomie und Sicherheit durch antagonistische neurochemische Systeme erklärt werden kann, die mit den verschiedenen Motiven assoziiert sind“ (S. 121).

Auch Bowlbys (1969) Bindungstheorie postuliert zwei fundamentale Strebungen, denn die frühkindliche Entwicklung wird nicht nur durch das Bindungs-, sondern auch durch das ebenfalls angeborene Explorationsbedürfnis bestimmt: „Die Verhaltenssysteme von Bindung und Exploration werden als getrennte, jedoch integrale und einander ergänzende Systeme betrachtet, weil beide in einem weiteren verhaltensbiologischen und ontogenetischen Rahmen für die Anpassung an bestimmte Lebensgegebenheiten zusammenwirken“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 80). Mentzos (2011) wiederum sieht Bindung und Exploration bzw. Autonomie eher in einem antagonistischen Verhältnis, indem „von gewissen biologisch vorgegebenen – in der Evolution entstandenen – Gegensätzlichkeiten ausgegangen wird: so etwa bei *Sicherheit* (durch Bindung) *versus Explorationsbedürfnis*. Dies entspricht in etwa dem Dilemma *Bindung versus Autonomie*“ (S. 59).

Wir vertreten anders als einige der genannten Autoren nicht die Auffassung, dass Autonomie und Bindung naturgegeben miteinander konfliktieren. Auf den Unterschied zwischen einer Gegensätzlichkeit und einer Komplementarität wurde schon eingegangen (Kap. 3.2.7). In der *strukturdeterministischen Theorie*, die unten entwickelt wird (Kap. 3.4), liegt der Ursprung von AgE, anders als bei Koestler, auch nicht einseitig in einem Prinzip der Integration, das als Gegensatz von Differenzierung verstanden wird. Stattdessen werden Bindung und Autonomie mit einem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) als Strukturdeterminanten und Aspekte eines zugrunde liegenden Ganzen aufgefasst. Was Koestler als Integration und Differenzierung gegenüberstellt, wird mit dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma sozusagen auf einer Metaebene „integriert“.

Nach Kagitcibasi (2005) werden häufig zwei Dimensionen vermischt, die sie als „Handlungskontrolle“ („agency“) und „Interpersonale Distanz“ bezeichnet:

Construals of autonomy often combine two distinct meaning dimensions. One of these has to do with the degree of distancing of self from others. It may be called the “interpersonal distance” dimension, underlying self-other relations and extending from separateness to relatedness poles. It reflects the degree of connection with others. [...] The other dimension has to do with the degree of autonomous functioning, which may be labeled “agency.” It extends from autonomy to heteronomy. (S. 404)

Hinsichtlich der Handlungskontrolle-Dimension mit den Polen Autonomie vs. Heteronomie bezieht sich Kagitcibasi ausdrücklich auf die SDT, in der, so Ryan und Deci (2017), „*autonomy* literally means ‘self-governing’ and connotes, therefore, regulation by the self. Its opposite, *heteronomy*, refers to regulation by an ‘other’ (*heteron*) and thus, of necessity by forces experienced as other than, or alien to, the self“ (S. 53). Die Dimension der interpersonalen Distanz wird durch die Pole Bindung („relatedness“) vs. Separation aufgespannt. Ganz ähnlich beschreiben Tschacher et al. (2015) „two dialectical strivings, on the one hand toward a sense of self as being distinct from others, and on the other hand toward a sense of self as being open to others“ (S. 4) mit den Begriffen „distinction“ und „participation“. Während Autonomie und Bindung hier und in der SDT intrapsychisch und vom Selbst her thematisiert werden, nimmt Kagitcibasi eine familien- und kulturwissenschaftliche, das heißt eine interaktionelle, Perspektive ein.

Abbildung 8 zeigt in Anlehnung an Kagitcibasi (2005) ein Vierfelderschema, das durch Handlungskontrolle und Interpersonale Distanz als Achsen mit den Polen Autonomie vs. Heteronomie bzw. Bindung vs. Separation gebildet wird.

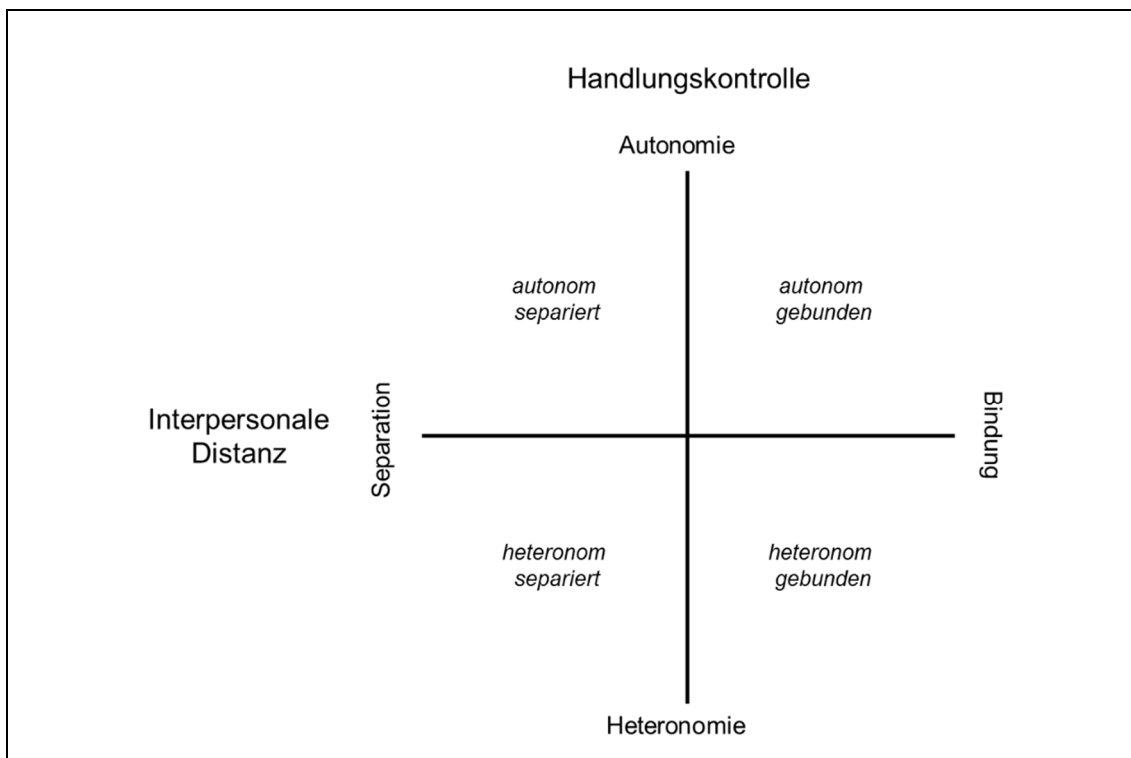


Abb. 8: Interpersonale Distanz und Handlungskontrolle

Während die Achsen sich ergänzende Dimensionen darstellen, bilden ihre jeweiligen Pole Gegensätze, die sich ausschließen. Auf diese Weise ergeben sich vier prototypische Kombi-

nationen von *Handlungskontrolle* und *Interpersonaler Distanz*, die laut Kagitcibasi in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und Familienmodellen realisiert werden: „autonom-ungebunden“, „autonom-gebunden“, „heteronom-gebunden“ und „heteronom-ungebunden“. Die interpersonale Dimension mit ihren Polen Separation und Bindung beschreibt ein Verhältnis von Individuum und Umwelt, und dieses Verhältnis kann in Bezug auf die Handlungskontrolle autonom durch das Individuum oder heteronom durch die Umwelt bestimmt sein. Die Abbildung macht deutlich, dass Autonomie nicht mit interpersonaler Separation gleichzusetzen ist und Bindung nicht zwangsläufig eine Einschränkung der Handlungskontrolle, sprich Heteronomie, impliziert. Autonomie und Bindung bilden keine Gegensätze, sondern können sich ergänzen. Wenn man die beiden Dimensionen von Kagitcibasi berücksichtigt, ist auch die Aussage von Deci und Ryan (2000), dass Autonomie und Bindung sich sowohl komplementär als auch antagonistisch zueinander verhalten können – selbst wenn sie mit Komplementarität vermutlich nur „Ergänzung“ und nicht Komplementarität im formalen Sinne (Kap. 3.2.7) meinen –, kein Widerspruch:

Thus, much of the rich fabric of the human psyche is founded upon the interplay of the deep adaptive tendencies toward autonomy (individual integration) and relatedness (integration of the individual into a larger social whole) that are part of our archaic heritage and will, under optimal circumstances, be complementary but can, under less optimal circumstances, become antagonistic. (S. 253)

Unter „optimalen Bedingungen“, von denen Ryan und Deci sprechen, ergänzen sich Autonomie und Bindung im Sinne des Quadranten rechts oben Kagitcibasis Schema beispielsweise in ausgewogenen Partnerschaften oder bei Kindern in einem harmonischen Zusammenspiel von Exploration und Bindung (Kap. 3.1.10). Bindungstheoretisch (Kap. 12.1) wird daher auch von „Autonomie in Verbundenheit“ (Grossmann & Grossmann, 2012) gesprochen. Unter „weniger optimalen“ Bedingungen kann Autonomie sich in sozialem Rückzug äußern und zu Lasten von Bindung gehen, oder umgekehrt dem Bindungsbedürfnis untergeordnet werden und zu Abhängigkeit führen.

In Kagitcibasis Schema wird die Handlungskontrolle auf das interaktionelle Verhältnis von Individuum und Umwelt bezogen. Autonomie ist zunächst einmal aber ein intrapsychisches Konstrukt, das das Selbstverhältnis und die interne Selbstregulation des Individuums betrifft. Heteronome Bindung kann demnach interaktionell, zum Beispiel durch eine Zwangsheirat, aber auch intrapsychisch, zum Beispiel durch emotionale Abhängigkeit, bedingt sein. Das gleiche gilt für heteronome, unfreiwillige Formen der Separation, die z. B. interaktionell durch soziale Ängste oder interaktionell durch soziale Ausgrenzung bedingt sein können. Heteronomie ist jedoch nicht nur negativ zu beurteilen. Heteronomie kann im Sinne einer „positiven Heteronomie“ auch erwünscht sein, wenn man zum Beispiel in schwierigen Situationen Handlungskontrolle abgibt und sich Befehlen unterwirft, um sicher geführt zu wer-

den. In der Kindesentwicklung geht es gar nicht ohne Heteronomie: Kinder brauchen Bezugspersonen, die sie anleiten und ihnen als Modelle dienen, um ihre eigene Autonomie zu einer Form der reifen Selbstbestimmung entwickeln zu können.

Wenn heteronome Bindung oder heteronome Separation, also äußere Umstände, die interaktionelle Handlungskontrolle begrenzen, heißt das nicht, dass damit die intrapsychische bzw. systeminterne Autonomie (Kap. 3.1.5) eingeschränkt oder verloren ist. Wir kommen damit zum Zusammenhang von Autonomie und Bindung auf der allgemein-systemtheoretischen Ebene, wo er sich, anders als das Verhältnis der gleichnamigen Pole mit ihren jeweiligen Gegensätzen bei Kagitcibasi, als ein Komplementaritätsverhältnis darstellt. Wie wir wissen, kann ein komplementärer Aspekt nicht durch die Negation des anderen ausgedrückt werden (Kap. 3.2.1): So kann die Aussage „sie ist autonom“ nicht durch Verneinung von Bindung („sie ist nicht gebunden“), aber durch Verneinung des Gegensatzes („sie ist nicht heteronom“) formuliert werden. Ebenso lässt sich das Vorliegen von Bindung („er ist gebunden“) nicht durch Negation von Autonomie („er ist nicht autonom“), sehr wohl aber durch Negation von Separation („er ist nicht separiert“) ausdrücken.

Bei selbstorganisierenden Systemen ist die operationale Geschlossenheit bzw. Separation von der Umwelt die Voraussetzung ihrer Autonomie. Gleichzeitig notwendig sind ihre Offenheit und Bindung an die Umwelt, mit der sie Energie und Materie austauschen müssen, und die damit verbundene Heteronomie. Mit dem Paradigma der Autopoiese wurde das Prinzip der strukturellen Kopplung lebender Systeme eingeführt. Die begrifflich mit Separation und Autonomie korrespondierende Geschlossenheit steht hier in keinem Widerspruch zur begrifflich mit Bindung und Heteronomie korrespondierenden Offenheit. Selbstorganisierende Systeme und ihre Umwelt stehen in einem unauflösbaren gegenseitigen Bedingungsverhältnis und dabei „entsprechen die Begriffe offen und geschlossen [...] nicht den konträren Begriffen offen und geschlossen, lauten aber so. Wenn ein System nicht offen ist, so kann es kein selbstorganisierendes System sein und wenn es nicht auch geschlossen ist, so ist es auch kein System“ (Wolze, 2015, S. 8).

In Kagitcibasis Schema bzw. in der psychosozialen Wirklichkeit kann es heteronome Separation (Quadrant links unten) geben. Auf der Ebene der organismischen Selbstorganisation ist beides zugleich nicht möglich, denn ein vollständig von der Umwelt separiertes System könnte – faktisch kann es nicht existieren – weder von seiner Umwelt abhängig sein noch durch diese determiniert werden. Autonomie hat auf der fundamentalen Systemebene keinen Gegensatz: „Die Selbstentwicklung ist die Eigengesetzlichkeit, die Autonomie des Systems, die Fremdentwicklung die hierzu komplementäre Heteronomie des Systems, die der Systementwicklung durchaus förderlich sein kann, sie ermöglicht sie sogar erst“ (Wolze, 2015, S. 31).

Systemtheoretisch liegt der Gegensatz von Autonomie und Heteronomie im Auge des Betrachters. Wie bereits erläutert, wird im Kontext der Zwei-Prozess-Theorien der Unterschied zwischen Selbstorganisation und absichtsvoller Selbstregulation daran festgemacht, dass Selbstorganisation autonom sei, weil selbstorganisierte Prozesse im Unterschied zu absichtsvoller Selbstregulation ohne Kontrolle und Steuerung ablaufen (Evans & Stanovich, 2013). Diese Auffassung von Autonomie ignoriert die Erste-Person-Perspektive, denn das Individuum erlebt gerade in der willentlichen Steuerung seines Verhaltens Autonomie. In unserem Verständnis gründet sich der Unterschied zwischen Autonomie und Heteronomie aber nicht auf den Unterschied zwischen Selbstorganisation und absichtsvoller Selbstregulation, sondern darauf, ob ein System Basisautonomie besitzt, das heißt, ob es unabhängig davon, ob es das absichtsvoll oder selbstorganisiert tut, mit seiner Umwelt interagieren kann (Kap. 3.1.5). Jede Form der Selbstregulation eines Systems mit Basisautonomie ist Ausdruck dieser Autonomie.

An der Heiden (1992) kennzeichnet Heteronomie, indem er zwischen Selbstorganisation und Fremdorganisation unterscheidet. Fremdorganisiert sind zunächst einmal „solche Phänomene an Systemen, die diesen [...] von außen aufgeprägt oder aufgezwungen werden“. Dabei muss aber bedacht werden, dass „es keine Aufprägung geben kann, in die nicht wenigstens teilweise Eigenschaften und Interaktionen der Komponenten des Systems involviert sind“ (S. 73). In dieser systemtheoretischen Gegenüberstellung von „selbst“ vs. „fremd“ hat der Begriff der Selbstorganisation eine andere Konnotation als im Kontext der Selbstregulation und der Zwei-Prozess-Theorien. Dort wird unter Selbstorganisation ja eine Form der Selbstregulation verstanden, die „von selbst“ im Unterschied zu „absichtsvoll“ und nicht zu „fremd“ geschieht. Der Gegensatz von Autonomie und Heteronomie, den wir hier thematisieren, bezieht sich auf die Frage, ob ein System sich selbst reguliert oder ob externe Einflüsse Kontrolle über seine internen Prozesse gewinnen und deshalb von Heteronomie bzw. *Fremdregulation* gesprochen werden kann. Wichtig ist bei An der Heidens Aussage, dass sie das Verhältnis von Selbstregulation und Fremdregulation als eine Bezogenheit verdeutlicht, in der Autonomie durch Heteronomie nicht wirklich verloren geht, da „es keine Aufprägung geben kann, in die nicht wenigstens teilweise Eigenschaften und Interaktionen der Komponenten des Systems involviert sind“ (S. 73). Genaugenommen bedeutet Fremdregulation, dass aus zwei Systemen ein neues System entstanden ist, das sich wiederum selbst reguliert.

Letztlich beruht alles auf der Grenzziehung zwischen System und Umwelt. Diese ist nicht naturgegeben, denn „das Aufzeigen eines Wesens, Objekts, einer Sache oder Einheit ist mit einem *Akt der Unterscheidung* verbunden, der das Aufgezeigte von einem Hintergrund unterscheidet und damit von diesem trennt“ (Maturana & Varela, 1990, S. 46). Ein Beobachter legt fest, welchen Ausschnitt der Realität er als ein System und welchen er als dessen Umwelt betrachtet. So können auch „durch Erweiterung eines Systems um Teile seiner (räumlichen

und zeitlichen) Umgebung fremdorganisierte Eigenschaften desselben zu selbstorganisierten Eigenschaften des erweiterten Systems werden“, wie An der Heiden (1992) an Michelangelos Davidskulptur veranschaulicht:

Die Form dieser Skulptur ist nicht selbstorganisiert, weil sie nicht durch die Interaktion der Moleküle des Marmors zustande gekommen ist. Der Prozess der Entstehung dieser Form ist ebenfalls nicht selbstorganisiert, solange das betrachtete System lediglich in dem sich verändernden Marmorblock besteht. Die Situation ist völlig anders, wenn man als System den Marmorblock, Michelangelo und sein Werkzeug zusammen betrachtet [...] [und] der Prozeß der Entstehung der Davidskulptur, der sich ja *innerhalb* dieses Systems abspielt, nicht von außen aufgezwungen ist. (S. 73–74)

3.4 Struktur determinanten

Der Begriff „Struktur“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet so viel wie „Gefüge“, „Bau“, „Zusammenhang“ und bezeichnete laut Schmidt und Schischkoff (1991) schon bei Kant „die Lage und Verbindung der Teile eines nach einheitl. Zweck sich bildenden Organismus“ (S. 701). In der philosophischen Strömung des Strukturalismus versteht man unter Strukturen „intelligible Regeln der Komplexe und Ganzheiten der Wirklichkeit, die sich aus ihrer gegenseitigen Relation bestimmen und als solche formal-übertragbaren Charakter aufweisen“ (S. 701–702). Eine Definition des Systembegriffs wurde schon gegeben (Kap. 3.1.1). Während ein System als ein aus Komponenten bestehendes Ganzes bestimmt ist, macht das Beziehungsgefüge der Komponenten die Struktur des Systems aus.

Wir finden aus ganz unterschiedlichen Richtungen kommend die Vorstellung, dass alle Lebewesen „actively work to preserve or expand their structures and functions and, at the same time, to maintain autonomy and relative unity in functioning“ (Ryan & Deci, 2017, S. 32). Entsprechend können wir Autonomie und Bindung als Struktur determinanten identifizieren, die das Geschehen der Selbstorganisation, Autopoiese und Selbstregulation vom physischen über den biologischen bis zur psychologischen Ebene und der mentalen Repräsentation von AgE anordnen. Um mit Kriz (2018) zu sprechen, geht es „um vor der individuellen Entwicklung liegende archetypisch-evolutionspsychologische Präformierungen des Erfahrungsraumes. Denn damit überhaupt von [...] Grundbedürfnissen wie Nahrung, Sexualität, Sicherheit, Bindung, Anerkennung usw. gesprochen werden kann [...], müssen die Grundlagen für solche typischen Strukturierungen offenbar evolutionär vorkonstituiert sein“ (S. 36–37). Archetypische Struktur determinanten wurden bereits im Zusammenhang der Rolle thematisiert, die das experientielle System (Kap. 1.5.2) bei der Genese von AgE spielt. So führt Kuhl (2001) magische Erlebensweisen auf erfahrungsunabhängige „Kernschemata“ der intuitiven Informationsverarbeitung zurück.

Im Folgenden werden wir argumentieren, dass Autonomie und Bindung nicht nur psychologische Grundbedürfnisse, sondern komplementäre Prinzipien sind, die allen Bedürfnissen von der physischen bis zur psychischen Ebene zugrunde liegen. Autonomie und Bindung sind demnach fundamentale Strukturdeterminanten. Wir werden daher die Hypothese aufstellen, dass AgP, die bei AgE berichtet werden, mentale Repräsentationen nicht integrierter bzw. befriedigter Bedürfnisse nach Autonomie oder Bindung sind.

3.4.1 Universelle Strukturdeterminanten

Insofern es sich bei einer betrachteten Einheit lediglich um ein dissipatives System (Nicolis & Prigogine, 1977) handelt, liegen Autonomie und Bindung auf physikalischer Ebene als Komplementarität von Geschlossenheit und Offenheit vor. Davon ausgehend beschreiben die beiden komplementären Stränge, wie sich der ursprüngliche Holismus jeweils in strukturellen Korrelationen von Autonomie und Bindung immer komplexere System-Umwelt-Bezüge ausbildet. Im biologischen Bereich sprechen wir von autopoietischen Systemen und struktureller Kopplung (Maturana & Varela, 1987; Varela et al., 1991) und beim Menschen kommen mit der mentalen Repräsentation bewusste Selbstdetermination und Interpersonalität (Ryan & Deci, 2017) hinzu. Entsprechend äußern sich Autonomie und Bindung als Grundbedürfnisse, auf deren Erfüllung und Sicherung menschliches Erleben und Verhalten ausgerichtet ist.

Mit dem Begriff der Autonomie ist ein Prinzip gemeint, das sich ausgehend von einem System als abgegrenzter Einheit über Selbstorganisation, Autopoiese bis zu absichtsvoller Selbstregulation entfaltet. „Der Begriff der Selbstorganisation findet seine Anwendung von der Ebene der Elementarteilchen über die molekulare bis zur soziobiologischen und soziokulturellen Ebene“ (Wolze, 2015, S. 31) und „in der Sequenz neu entstehender Eigenschaften und Optimierungskriterien drückt sich eine Zunahme von Autonomie gegenüber der Umwelt aus – und damit von *Bewußtsein*“ (Jantsch, 1992, S. 308). Mit der Zunahme von personaler Autonomie werden immer komplexere Formen von interpersonalen, sozialen und ideellen Bindungen realisiert. Deci und Ryan sehen in der absichtsvollen Selbstregulation des Menschen eine spezifische Form der kontinuierlichen Ausdifferenzierung eines universellen Autonomieprinzips, das auf allen Ebenen der Phylogenese und Ontogenese wirksam ist:

In a broad sense, then, autonomy conveys adaptive advantage because it is the very basis of effective behavioral regulation across domains and developmental stages. As such, autonomy can-not be meaningfully viewed as a narrow or domain-specific mechanism. Indeed, the very charge of self-regulatory functions includes coordination of multiple demands from varied domains. Autonomy is thus a broadly applicable design feature that has been elaborated and complexified over our species' history. (Deci & Ryan, 2000, S. 254)

Diese Sichtweise entspricht dem Enaktivismus (Kap. 3.2.2), der postuliert, dass sich kognitive Eigenschaften mit den einfachsten Lebensformen kontinuierlich bis zu den mentalen Systemen höherer Lebewesen entwickeln. „Das enaktive Kognitionsmodell ist damit explizit teleologisch: Mit ihrem Streben danach, sich selbst zu erhalten (Autonomie) und Interaktionen mit der Umwelt so auszuwählen, dass sie diesem Ziel zuträglich sind (*sense-making*), verfolgen kognitive Systeme einen doppelten intrinsischen, d. h. in ihnen selbst begründeten, Zweck“ (Kyselo, 2013, S. 199).

Das Interagieren mit der Umwelt zum Austausch von Energie und Information fassen wir mit dem Begriff der Bindung, den wir mit dem englischen Terminus „bonding“ (z. B. „human bonding“) übersetzen. Miller und Rodgers (2001, S. 2) weisen darauf hin, dass es wichtig ist, zwischen Bonding und Attachment zu unterscheiden, „because attachment has certain features (the other person – often a parent – is perceived as wiser and stronger and as able to promote the attached person’s safety) that do not occur in other types of bonds“. In diesem Sinne umfasst der in dieser Arbeit verwendete Begriff „Bindung“ im psychosozialen Kontext alle intimen, freundschaftlichen, familiären und sonstige sozialen Beziehungen des Menschen. Grossmann und Grossman (2012, S. 75) bestimmen Bindung als die „Notwendigkeit, soziale Bindungen aufzubauen und zu erhalten, um Sicherheit zu erlangen und gegen seelischen Zusammenbruch zu schützen. Bindungen haben Überlebenswert“, wie sie betonen. Mit dieser Definition ist Bindung allerdings als ein Mittel, das dazu dient, Sicherheit zu erlangen, und das Streben nach Sicherheit könnte man wieder als ein Mittel zur Erfüllung eines Selbsterhaltungsbedürfnisses bezeichnen. So gesehen wäre Bindung kein Grundbedürfnis, wenn man unter einem Grundbedürfnis wie Epstein oder Grawe, ein Bedürfnis versteht, das nicht auf andere Bedürfnisse zurückgeführt werden kann (Kap. 3.3.1).

Insbesondere in dieser Hinsicht kritisiert Caspar (2018) auch das Grundbedürfniskonzept. Grundbedürfnisse sind seines Erachtens weiter hinterfragbar. Das Bindungsbedürfnis könne beispielsweise „in Abhängigkeit von der eigenen Biografie für sicheres Versorgtwerden stehen, für körperliche Vertrautheit und Nähe, für emotionale Nähe. Das wären dann ja noch weiter übergeordnete Motive“ (S. 57). Man könnte so gesehen also einen Plan „schaffe Bindung“ als Unterplan von „sorge für körperliche Nähe“ formulieren. Hier lässt sich allerdings einwenden, dass wenn man unter Motiven, wie wir sie oben mit Kuhl (2001) definiert haben (Kap. 3.3.1), die individuelle Art und Weise versteht, wie Menschen ihre Bedürfnisse befriedigen, auch „stelle körperliche Nähe her“ als Unterplan von „schaffe Bindung“ einsetzen könnte. Die von Caspar genannten Motive könnten, statt ihm übergeordnet zu sein, auch im Dienst des Bindungsbedürfnisses stehen.

Wie dem auch sei: Wir verfolgen hier ohnehin einen anderen Weg der Bestimmung von Grundbedürfnissen und suchen ihre Nichtreduzierbarkeit gar nicht erst im Psychologischen,

sondern in der Phylo- und Ontogenese. Demnach verstehen wir ebenso wie unter Autonomie auch unter Bindung ein universelles Prinzip auf allen Ebenen des Seins:

In the sweep of evolution the tendency toward social coherence or homonomy has representation in species ranging from slime molds to primates, so much so in fact that the line between individuals and aggregates in many species is difficult to draw [...]. In humans, the need for relatedness has its own species-specific forms of expression, forms that are clearly undergoing continual elaboration over biological and cultural evolution, but it is our view that the need itself remains relatively constant throughout these changes. (Deci & Ryan, 2000, S. 253)

Abbildung 9 verdeutlicht, wie Autonomie und Bindung aus einem gemeinsamen Ursprung, der physisch oder psychophysisch neutral gedacht werden kann, emergieren und sich auf immer höheren Ebenen manifestieren, bis schließlich das entsteht, was wir als phänomenales Realitätsmodell bezeichnen. Auf dessen Grundlage entstehen noch hochstufigere Formen von Autonomie und Bindung. In diesem Sinne basieren alle Bedürfnisse auf Autonomie und Bindung als Struktur determinanten.

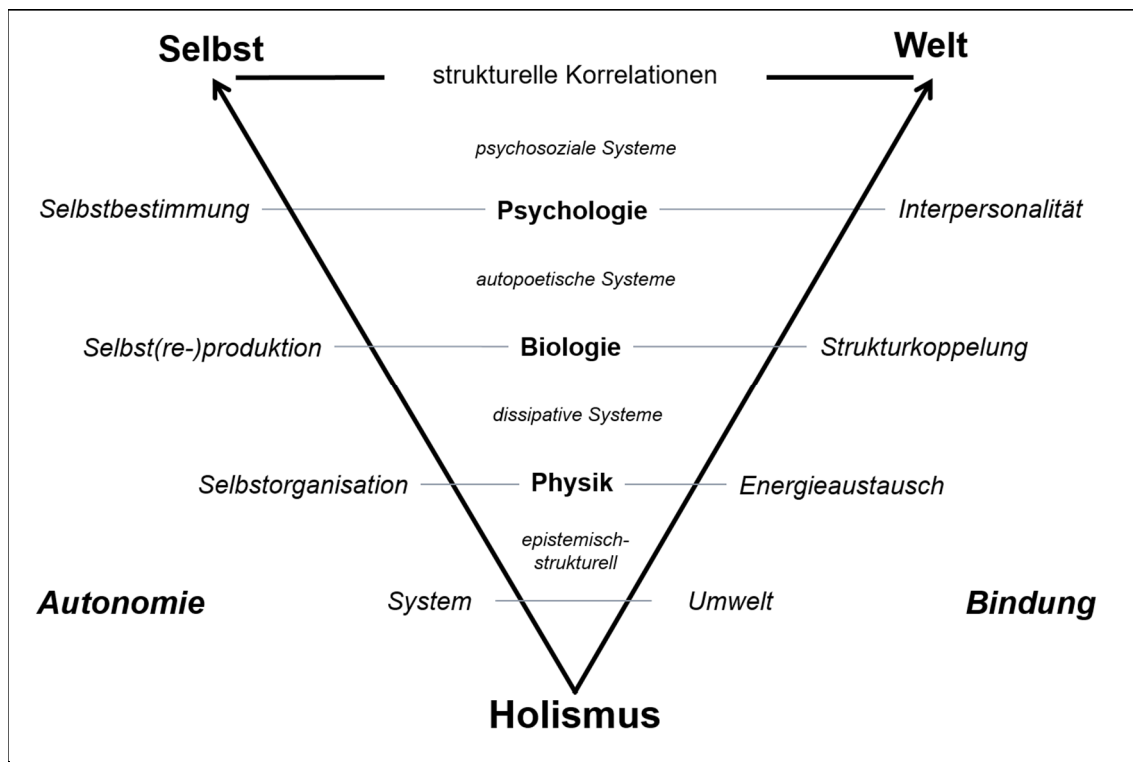


Abb. 9: Autonomie und Bindung als komplementäre Struktur determinanten

Wenn alle Systeme auf der Komplementarität von Autonomie und Bindung aufbauen, stellt sich die Frage, welcher Natur die zugrunde liegende Ganzheit ist. Vergleicht man die struktur deterministische Darstellung mit den Abbildungen zur Theorie der mentalen Repräsentation (Kap. 2.2.2, Abb. 2) und dem Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8, Abb. 7) erkennt

man leicht die Parallelen. Die grundlegende Unterscheidung zwischen Autonomie und Bindung bzw. Selbst und Welt beginnt mit einem epistemischen Schnitt, der einen ursprünglichen Holismus, den Organismus oder eine Einheitswirklichkeit in ein System und seine Umwelt teilt.

Autoren wie Vollmer (1998), Grawe (2004), Epstein (2014), Kuhl (2001) oder Metzinger (1999), auf die hier immer wieder Bezug genommen wurde, vertreten einen Naturalismus, der die Realität im Materiellen festmacht. Sie verorten die Erkenntnisstrukturen des Menschen, ungeachtet dessen, inwieweit sie diese als angeboren oder ontogenetisch erlernt ansehen (Kap. 1.5.2), im physischen Organismus des Menschen. Jungs Archetypen, die Kuhl als erfahrungsunabhängige Determinanten des phänomenalen Erlebens in Betracht zieht, sah dieser selbst lange Zeit zwar als angeboren, aber letztlich als erlernt im Sinne von phylogenetisch erworben an: „Diese Archetypen, deren innerstes Wesen der Erfahrung unzugänglich ist, stellen den Niederschlag des psychischen Funktionierens der Ahnenreihe dar, d. h. die durch millionenfache Wiederholung aufgehäuften und zu Typen verdichteten Erfahrungen des organischen Daseins überhaupt“ (Jung, 1984a, S. 275).

Die Archetypenlehre ist umstritten und findet unterschiedliche Auslegungen, weil Jung über die Zeit widersprüchliche Aussagen über ihre Natur machte (Roesler, 2016). In seinen späten Jahren führte der Austausch mit Pauli zu einem neuen Verständnis von Archetypen im Kontext des Duale-Aspekte-Monismus. Archetypen sind demnach psychophysisch neutrale Struktur determinanten, die Geist und Materie als komplementäre Aspekte anordnen:

Das Ordnende und Regulierende muß jenseits der Unterscheidung von physisch und psychisch gestellt werden – so wie Platos „Ideen“ etwas von „Begriffen“ und auch etwas von „Naturkräften“ haben (sie erzeugen von sich aus Wirkungen). Ich bin sehr dafür, dieses „Ordnende und Regulierende“ „Archetypen“ zu nennen; es wäre aber dann unzulässig, diese als psychische Inhalte zu definieren. Vielmehr sind die [...] inneren Bilder („Dominanten des kollektiven Unbewussten“ nach Jung) die psychische Manifestation der Archetypen, die aber auch alles naturgesetzliche im Verhalten der Körperwelt hervorbringen, erzeugen, bedingen müßten. Die Naturgesetze der Körperwelt wären dann die physikalische Manifestation der Archetypen“. (Pauli, 1993, S. 496–497)

Die psychophysisch neutralen Struktur determinanten sind demnach die Voraussetzung jeglicher Ontogenese und Phylogenese und sie liegen jeder Ordnung und jedem Lernen auf allen physiologischen und psychologischen Ebenen zugrunde. Wir sehen im Archetypenkonzept, wie Jung und Pauli (1952) es in späten Jahren diskutierten und spezifizierten (Atmanspacher et al., 1995; Atmanspacher & Fuchs, 2014), eine Perspektivtheorie (Kap. 3.1.4), die den ontologischen Status außergewöhnlicher Phänomene neu bestimmen kann und insbesondere für die erkenntnistheoretischen Probleme, die im Zusammenhang mit AgE diskutiert wurden (Kap. 2.3), vielversprechende Denk- und Lösungsansätze anbietet. Geht man

vom Duale-Aspekte-Monismus aus, vertritt man einen *psychophysisch neutralen Naturalismus*. Selbstorganisation ist dann keine physische Grundlage, die das Psychische erzeugt, wie in den Emergenztheorien des Mainstreams (Kap. 3.2.3), sondern eine Ebene, auf der Geist und Materie, Autonomie und Bindung, als komplementäre Aspekte unterhalb der Unterscheidung von Selbst und Welt noch geringer differenziert sind. Im Unterschied zu den Emergenztheorien des physikalistischen Mainstream-Naturalismus bringt Selbstorganisation hier nicht mentale Eigenschaften nachträglich aus einem materiellen Substrat hervor. Selbstorganisation ist hier ein universelles, psychophysisch neutrales Prinzip, in dem beide Aspekte primordial und schon vor einer Differenzierung zwischen selbstorganisierter und absichtsvoller Selbstregulation verschränkt sind.

Nach dem vorgeschlagenen strukturdeterministischen Ansatz stehen am Anfang eine unanschauliche Ganzheit und die Systemebene, die epistemisch aus ihr hervorgeht. Hier sei an das Konzept der kontextuellen Emergenz und der ontologischen Relativität (Kap. 3.2.9) erinnert, mit dem wir das, was im phänomenalen Erleben erscheint, als Kontextualisierungen von Autonomie und Bindung betrachten können. Hinsichtlich der „in der Literatur häufig betonten wechselseitigen Abhängigkeit von System und Umwelt“ folgen wir An der Heiden (1992), der sich formal mit Interaktionen und dynamischen Abhängigkeiten von selbstorganisierenden Systemen beschäftigt und zu dem Ergebnis kommt, dass „bei Vorliegen einer solchen wechselseitigen Abhängigkeit das eigentliche System aus dem Ganzen von System *und* Umwelt besteht“ (S. 63). Diese Aussage lässt an die Person-Situation-Debatte denken, die lange in der Psychologie geführt wurde und schließlich in den Interaktionismus mündete. Er bezeichnet „eine Sichtweise, der zufolge menschliches Erleben und Verhalten nicht mit Persönlichkeitsmerkmalen oder Situationsmerkmalen alleine erklärt werden kann, sondern nur mit dem Zusammenwirken (der Interaktion oder Wechselwirkung) beider“ (Schmitt, 2021, S. 879). Der Interaktionismus betrachtet Mensch und Umwelt zwar als ein System, aber falls man unter „Persönlichkeit“ etwas Mentales versteht und unter Interaktion eine Wechselwirkung zwischen dem phänomenalen Selbst und der Außenwelt des Organismus, oder etwa einen „interaktionistischen Substanzdualismus“ im kartesischen Sinn, ist er nicht mit dem Komplementarismus vereinbar.

3.4.2 Fundamentale und absolute Bedürfnisse

Das „Konstrukt der Konsistenz stellt den Aspekt der Vereinbarkeit der vielen gleichzeitig ablaufenden psychischen Prozesse ins Zentrum und stellt damit eine Verbindung von konnektionistischen Grundannahmen und solchen Modellen her, die sich mit der Konflikthaftigkeit und Dissonanz psychischer Prozesse befassen“ (Grawe, 2004, S. 188). Das Fehlen von Autonomie als psychologischem Grundbedürfnis in der Konsistenztheorie passt zu ihrer konnektionistischen Fundierung, weil sie ohne bewusste Steuerung abläuft. Im Kontext des

Selbstorganisationsparadigmas verortet Grawe (2000) Autonomie (Selbst) und Bindung (Umwelt) implizit noch gemeinsam und interaktionell auf einer Ebene: „Die menschliche Psyche steht im *Austausch mit einer systemexternen Umgebung*. Sie erhält von ihr Energie und Information und wirkt auf sie ein“ (S. 454). In der psychologischen Konsistenztheorie diffundiert intrapsychische Autonomie dann ins organismische Konsistenzstreben und interaktionelle Autonomie wird unter Orientierung und Kontrolle subsumiert. Caspar sieht Autonomie anders, denn „das Suchen und Verteidigen von Autonomie erscheint oft als eigenständiges Bedürfnis, das nicht so leicht mit Kontrolle gleichgesetzt oder dieser untergeordnet werden kann“ (2018, S. 57).

Die Komplementarität von Autonomie und Bindung bzw. ihr unlösbarer strukturdeterministischer Zusammenhang gerät in der Konsistenztheorie durch die Vernachlässigung von Autonomie auf der Ebene der absichtsvollen Selbstregulation in eine „Schieflage“. Wir erachten Autonomie und Bindung als fundamentale Strukturdeterminanten, aus deren Zusammenspiel alle Bedürfnisse hervorgehen. In diesem Sinne können Autonomie und Bindung zugleich als die *fundamentalen Grundbedürfnisse* angesehen werden, von denen sich alle anderen Bedürfnisse ableiten, und darüber hinaus als *absolute Grundbedürfnisse*, denen die Erfüllung aller anderen Bedürfnisse dient. Es gibt demnach kein Bedürfnis, dessen Befriedigung der Erfüllung von Autonomie und Bindung übergeordnet ist – auch nicht das Selbsterhaltungsbedürfnis, denn Leben *ist* die Komplementarität von Autonomie und Bindung. Einerseits erhält der Mensch seine Existenz bzw. die Selbstorganisation seines Organismus aufrecht, indem er seine physiologischen Grundbedürfnisse erfüllt. Andererseits kann der Mensch nur atmen und sich ernähren, wenn er einen Organismus bzw. Autonomie und Bindung besitzt. Autonomie und Bindung sind zugleich Voraussetzung und Ziel des menschlichen Verhaltens.

Auch das Handeln von Menschen, die ihr Leben beenden, lässt sich durch das Streben nach Autonomie und Bindung erklären. Zum Beispiel setzt im politisch-gesellschaftlichen Kontext die Bereitschaft zu „heroischen“ Opfer- oder Märtyrertoden, Kamikazeflügen oder Terror-suiziden beim Bindungsbedürfnis an. Der persönliche Tod wird hier weniger gefürchtet als ein „sozialer Tod“ infolge einer Weigerung oder eines Versagens. Natürlich schließt die Bereitschaft, für eine Gemeinschaft, einen Glauben oder ein Ideal zu sterben, nicht aus, dass damit ebenfalls das Autonomiebedürfnis erfüllt wird. Bei religiösen oder politischen Führungs- und Leitfiguren ist davon auszugehen, und geschichtliche Zeugnisse, zum Beispiel der alten Griechen und Römer, geben reichlich Kunde davon, dass Selbsttötungen das Autonomiebedürfnis erfüllen:

Meist wurde der Tod durch eigene Hand [...] als Ehrensache betrachtet: als Handlung, mit der man der Gefangennahme durch Feinde zuvorkommen, Sühne für eine Missetat leisten wollte oder es vermeiden wollte, ein religiöses oder philosophisches Prinzip zu verletzen. Hannibal zum Beispiel nahm lieber Gift, als sich in Gefangenschaft zu bege-

ben und entehren zu lassen [...]. Sokrates weigerte sich, seine Lehre und seine Überzeugungen zu widerrufen, und trank den Schierlingsbecher. Die Gladiatoren rammten sich Holzstöcke oder Speere in die Kehle oder zwangen ihren Kopf in die Speichen von fahrenden Wagen, um den Zeitpunkt und die Art ihres Todes nicht anderen zu überlassen. (Jamison, 2000, S. 19)

Der Begriff „Freitod“, der einem bei solchen Beispielen in den Sinn kommen mag, ist laut Schneider et al. in den meisten Selbsttötungsfällen allerdings falsch, denn „Suizidalität ist (meist) kein Ausdruck von Freiheit und Wahlmöglichkeit, sondern von Einengung durch objektiv und/oder subjektiv erlebte Not, durch psychische und/oder körperliche Befindlichkeit bzw. deren Folgen“ (Schneider et al., 2017, S. 445). Unfreiheit, Not und Einengung befeuern allerdings das Autonomiebedürfnis und Suizid kann als *maximale Separation* ein letzter Ausweg aus einer unerträglichen *Heteronomie* sein, die das *Gefangensein* in einer Depression, der Hauptursache für Suizid, oder in einem wahnhaften Verfolgungs- und Beeinflussungserleben darstellt. Dazu passt auch Grawes (2000) Feststellung im Kontext der Konsistenztheorie, nach der das Selbstmodell als höchste Regulationsebene des psychischen Geschehens immer darauf aus ist, Inkongruenz, das heißt, Wahrnehmungen zu vermeiden, die nicht kompatibel mit ihm sind:

Es gibt [...] destruktivere Möglichkeiten dafür, eine durch ständigen Bewusstwerdungsdruck immer unerträglicher werdende Inkongruenz auf der Ebene des Selbst aufzuheben. Die eine ist ein Systemzusammenbruch, der etwa in der Form zum Ausdruck kommen kann, die wir Schizophrenie nennen. [...] Eine weitere destruktivere Möglichkeit [...] auf der Systemebene wäre ein Suizid. [...] Möglicherweise sind [...] Suizide als ein letzter verzweifelter Schritt zur Bewahrung des Selbst bei einem immer stärkeren Bewusstwerdungsdruck nicht akzeptabler oder zu konflikthafter Intentionen aufzufassen. (S. 201–202)

Ein Suizid kann auch dem Bindungsbedürfnis dienen, wenn Menschen ihn nicht als Separation begreifen, sondern mit seiner Hilfe deren Aufhebung suchen und etwa bei unerträglichem Verlust mit *maximaler Heteronomie* einer Person „in den Tod folgen“. Die Absolutheit von Autonomie und Bindung zeigt sich darin, dass man immer beides beendet, egal aus welcher Warte man sich nur für eines entscheidet. So vielfältig wie die Umstände und Motive auch sein mögen, man wird Autonomie und Bindung so wie bei lebensbejahendem auch bei suizidalem Erleben und Verhalten immer als Determinanten identifizieren können. „Suizidalität ist bewusstes Denken und Handeln und zielt auf ein äußeres oder inneres Objekt, eine Person, ein Lebenskonzept; suizidales Verhalten will etwas verändern, den Anderen, die Umwelt, sich selbst in der Beziehung zur Umwelt“ (Schneider et al., 2017, S. 445).

Da Autonomie und Bindung das Leben bis zum Tod auf allen Ebenen durchdringen, sind sie vermutlich die interessantesten Kandidaten, wenn wir das psychophysische Problem und AgE besser verstehen wollen. Wenn im Folgenden von Grundbedürfnissen die Rede ist,

dann sind Autonomie und Bindung als fundamentale und als absolute Bedürfnisse gemeint. Ansonsten wird, wenn nicht explizit Bezug auf Autoren wie Grawe oder Epstein genommen wird, ganz im Sinne von Caspar nur von Bedürfnissen gesprochen.

3.4.3 Induzierte Inkonsistenz und AgE

Schon zu Anfang unserer Beschäftigung mit Grundbedürfnissen (Kap. 3.3), haben wir auf Studien (Fach, 2011b; 2014a, 2017; Fach & Belz, 2015) hingewiesen, die zeigen, dass AgE häufig in Verbindung mit einer einseitigen Betonung von Autonomie oder Bindung und einer Abwehr bzw. mangelnden Befriedigung des jeweils anderen Grundbedürfnisses einhergehen. Dieser Sachverhalt lässt sich anschaulich mit einer Gegenüberstellung von zwei AgE-Formenkreisen (dazu ausführlich Kap. 4.3) aufzeigen, bei denen entweder im phänomenalen Weltmodell oder im phänomenalen Selbstmodell mentale Repräsentationen auftreten, die auf außergewöhnliche Art und Weise Autonomie oder Bindung repräsentieren.

So zeichnen sich Familien, die in der IGPP-Beratung über *Spukphänomene und Erscheinungen* im Weltmodell berichten (Beispiele für diesen Formenkreis wurden schon mit den AgE-Berichten 1 in Kap. 1.1.1 sowie 10 und 11 in Kap. 1.6.4 gegeben, weitere folgen unter Kap. 4.5.4), durch starke interpersonale Abhängigkeit und geringe Autonomie ihrer Mitglieder aus (Fach, 2011a). Es ist lange bekannt, dass bei Spukfällen in der Regel bestimmte Familienmitglieder, häufig pubertierende Jugendliche, als „Spukauslöser“ im Zentrum des Geschehens stehen (Bender, 1980). Bei genauerer Exploration und Analyse stellt sich zumeist heraus, dass diese sogenannten Fokuspersonen ihr Autonomiestreben, das zum eigenen Bindungsbedürfnis und zum „Bindungsdruck“ des Familiensystems inkompatibel ist, unterdrücken und verdrängen:

In „Spukfamilien“ [...] finden sich häufig pubertierende Jugendliche („Fokuspersonen“), die unselbstständig, überangepasst und im emotionalen Ausdruck gehemmt sind. Aufgrund von hintergründigen Konflikt- und Beziehungsstrukturen im Familiengeschehen ist ihr aufkeimender Wunsch nach Autonomie und Selbstständigkeit so bedrohlich und ambivalent, dass er nicht artikuliert werden kann und zugunsten der Familienbindung *verdrängt* wird. Phänomenologisch zeichnen sich Spukphänomene dadurch aus, dass sie in einer gewöhnlich stabilen und zuverlässigen physischen Umwelt unberechenbare Autonomie freisetzen. Wenn man den Wohnraum einer Familie als ihren „Körper“ auffasst, liegen Assoziationen zur Psychosomatik nahe. (Fach, 2017, S. 134–135)

Umgekehrt gibt es im Beratungskontext des IGPP eine Klientel, die zu sozialem Rückzug tendiert (Belz & Fach, 2015; Fach, 2011b; 2014a, 2017) und AgE schildern, die als *Internale Präsenz und Fremdbeeinflussung* (ausführlich zu diesem Formenkreis Kap. 4.5.3) klassifiziert werden. Dieser Formenkreis, der in der Literatur auch als „Verhexungssyndrom“

(Lucadou, 2003; Pohl, 2021; Zöhn & Pohl, 2021) beschrieben wird, tritt typischerweise nach einer besonderen Begegnung, einem intensiven Kontakt oder einer Beziehung mit einer anderen Person auf, die eine besondere Wirkung oder Attraktion auf die Ratsuchenden ausübte. Es wird eine besondere Verbindung erlebt, die zunehmend aversiv empfunden wird und auch nach Beendigung „realer“ Kontakte anhält. Die Betroffenen klagen über belastende emotionale Zustände, Gedankeneingebungen und somatische Phänomene, für die sie die entsprechende Person verantwortlich machen. Auch wenn man psychoanalytischen Konzepten vielleicht kritisch gegenübersteht, bietet sich der Begriff der „Projektion“ als Charakterisierung des nichtbewussten Vermeidungsverhaltens bei dieser Art von AgE an:

Die Betroffenen fühlen sich „magisch“ oder „telepathisch“ verbunden und gegen ihren Willen von dieser Person beeinflusst. Die vermeintlichen „Täter“ streiten eine Beteiligung an den Phänomenen im Allgemeinen ab und reagieren zunehmend verärgert auf wiederholte Anschuldigungen, schwarze Magie, Hypnose oder sexuelle Fernbeeinflussungen auszuüben. Durch die ihnen entgegenschlagende Ablehnung und die Permanenz der Phänomene sehen sich die „Opfer“ wiederum bestätigt. Genauere Explorationen offenbaren meist, dass trotz einer gewollten Trennung weiterhin ein Bindungsbedürfnis aufseiten der Ratsuchenden besteht, das durch *Projektion* abgewehrt wird. (Fach, 2017, S. 135)

Abbildung 10 stellt die hypothetische Dynamik der beiden AgE-Formenkreise in zwei Kreisdiagrammen gegenüber. Dabei gehen wir von einer Komplementarität des jeweiligen Vermeidungsverhaltens der Betroffenen im Hinblick auf Autonomie und Bindung aus.

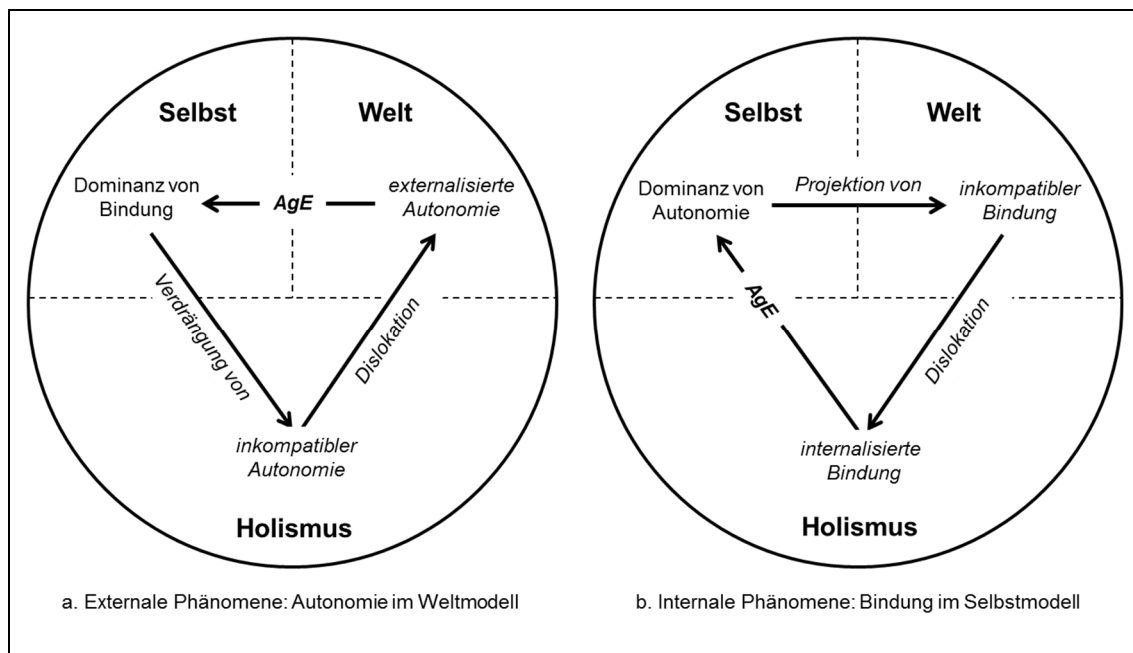


Abb. 10: Autonomie und Bindung bei externalen und internalen AgP

Im Falle der Spukphänomene (Abb. 10a) manifestiert sich demnach Autonomie, die zugunsten von Bindung aus dem sozialen System ferngehalten wird und nicht ins Selbstmodell der Fokusperson integriert werden kann, im Weltmodell. Diese Dislokation basiert auf einer Verdrängung von Autonomie ins Unbewusste, das heißt den holistischen Bereich. Bei Beeinflussungsphänomenen (Abb. 10b) werden umgekehrt zur Wahrung von persönlicher Autonomie bedrohliche Repräsentationen von Bindungswünschen bzw. Bindungsgefühlen im Selbstmodell abgewehrt, indem sie einer anderen Person zugeschrieben werden. Da die ins Weltmodell projizierte Bindung dort ebenfalls nicht repräsentiert werden kann, manifestiert sie sich über den holistischen Bereich schließlich ichfremd vom Unbewussten her im Selbstmodell. Wir sprechen hier – wie im Kontext des AgE-Klassifikationssystems, das auf einer phänomenologischen Unterscheidung von AgP-Grundklassen basiert und weiter unten ausführlich eingeführt wird (Kap. 4.4.4) – bei AgP im Selbstmodell von *internalen Phänomenen* und bei AgP im Weltmodell von *externalen Phänomenen*.

Während ASW-Erfahrungen darin bestehen, dass in ihnen Zusammenhänge erkannt werden, ist das bei den oben dargestellten Formenkreisen nicht der Fall. Wir können das mit dem Paradigma der pragmatischen Information (Kap. 3.1.12) verdeutlichen. Wir hatten bereits argumentiert, dass bei ASW pragmatische Information freigesetzt wird, wenn zur Erstmaligkeit internaler Phänomene externe Gegebenheiten als Bestätigung hinzukommen. Beim Spuk liefern unvorhersehbare und flüchtige Phänomene im Weltmodell die Erstmaligkeit. Es fehlt ein Kontext, mit dem die externalen Phänomene eine systemverändernde Bedeutung, das heißt Bestätigung, erlangen und pragmatische Information freisetzen können. Im Bild der Potenzial- oder Spannungslandschaften (Kap. 3.1.6) gesprochen, gibt es keinen geeigneten Attraktor im Weltmodell, in den die Kugel relaxieren und die Autonomie einen stabilen Zustand einnehmen und angemessen repräsentiert werden kann. Ein solcher „Autonomie-Attraktor“ entsteht erst mit der Bewusstwerdung des Autonomiebedürfnisses im Selbstmodell. Es handelt sich deshalb um Bestätigung, weil das, was als Kontext bewusst gemacht wird, bereits im System vorhanden ist.

Bei internaler Präsenz und Beeinflussung verhält es sich umgekehrt. Die Phänomene treten persistierend und vorhersagbar im Selbstmodell auf. Die Verschlimmerung, die eintritt, wenn sie gegen die Phänomene bzw. die Person, die sie als deren Urheber vermuten, ankämpfen, bestätigt die Betroffenen in ihrer Überzeugung, beeinflusst zu werden. Hier ist die Kugel in einem „Bindungsattraktor“ gefangen, aus dem sie nicht herauskommt. Anders als die unbewusste Autonomie beim Spuk ist die Bindung den Betroffenen insoweit bewusst, als dass gegen sie angekämpft wird. Die Aversion gegen die unerwünschte Bindung ist im Selbstmodell repräsentiert, aber das eigene Bindungsstreben, die eigentliche Quelle des bedrohlichen Bindungserlebens, wird abgewehrt und ins Weltmodell projiziert. Dort gibt es keinen stabilen Attraktor und die projizierte Bindung kehrt über unbewusste Prozesse wieder zum Bindung-

sattraktor im Selbstmodell zurück. Die Kugel bewegt sich quasi in einem Teufelskreis, der die Aversion fortwährend bestätigt und den Attraktor vertieft. Anders als bei externalen Spukphänomenen fehlt hier kein Kontext oder eine Struktur, um die Phänomene zu beenden. Ganz im Gegenteil ist die bestehende Struktur bzw. fortdauernde Bestätigung das Problem. Es fehlt Erstmaligkeit, das heißt neue Information, die sich strukturverändernd auf das System auswirken, negative Bindung lösen und eine neue Einbettung des Bindungsbedürfnisses ermöglichen kann.

3.4.4 Klinisch-therapeutische Relevanz

Die Gegenüberstellung der beiden Formenkreise verdeutlicht, dass die phänomenologische Klassifikation und die systemtheoretischen Modellansätze unmittelbare Relevanz für die Beratung und Therapie von Menschen mit AgE haben (Belz & Fach, 2015). In beiden Szenarien fehlt eine Komponente der pragmatischen Information und beraterische oder therapeutische Interventionen sollten darauf ausgerichtet sein, durch Beibringung der fehlenden Komponente die im System gebundene Information freizusetzen. Mit AgE bzw. induzierten psychophysischen Korrelationen scheint es sich ähnlich zu verhalten, wie mit Messungen an Quantensystemen (Kap. 3.2.6). Analog zur Zerstörung nichtlokaler Korrelationen durch den Messvorgang kann eine *experientielle Einsicht* in zuvor unbewusste Zusammenhänge die Verschränkung zwischen psychischen und physischen Aspekten aufheben. Rational-analytisches Verstehen allein reicht hierfür nicht aus. So, wie mit dem Messinstrument ein physischer Eingriff in das Quantensystem stattfindet, muss das Bewusstsein an das Primärsystem (Kap. 1.5.2) herankommen. Dieser Kontakt ist nur durch phänomenales, insbesondere emotionales Erleben möglich, das heißt auf der Ebene des experientiellen Systems, das unmittelbar mit dem primären System in Verbindung steht. Um das AgE-Bedingungsgefüge zu verändern, müssen die Bedürfnisse, deren unbewusste Abwehr AgP induziert, *wirklich* gespürt werden. Hier ist etwa an Methoden wie „Focusing“ (Gendlin, 1996) oder Vorgehensweisen der „Emotionsfokussierten Therapie“ (Greenberg, 2002, 2011; Greenberg & Kloosterziel, 2016) zu denken. Deren zentrales Prinzip ist es, die Aufmerksamkeit der Klientinnen und Klienten auf ihre inneren Prozesse zu lenken und sie zur Exploration ihrer Gefühle und Bedürfnisse anzuleiten. Psychische Konflikte werden durch das Einlassen auf mit ihnen verbundene Emotionen, deren Erleben und Ausdruck bearbeitet.

Im Falle von externalen Phänomenen geht es in diesem Sinne um eine Lösung von der Fixierung auf das Weltmodell und eine introspektive Bewusstmachung der verdrängten bzw. blockierten Autonomiestrebungen. Erfahrungsgemäß hört der Spuk auf, wenn eine Integration von Autonomiewünschen ins Selbstmodell gelingt. Internale Phänomene implizieren umgekehrt die Verlagerung der Aufmerksamkeit weg von den Phänomenen im Selbstmodell hin zum Weltmodell, mit dem Ziel, das dorthin projizierte Bindungsstreben bewusstmä-

hig und annehmbar zu machen. Dazu eignen sich Techniken mit leeren Stühlen bzw. sogenannte Stuhldialoge (Kellogg, 2004; Lammers, 2015), die auch in der emotionsfokussierten Therapie zum Einsatz kommen: Widerstreitende innere Anteile der Klientinnen und Klienten werden auf leere Stühle „gesetzt“ und durch Positions-, Rollen- und Perspektivenwechsel in denen diese Anteile imaginiert, erlebt und verkörpert werden, können Verarbeitungs-, Veränderungs-, Integrations- oder Ablöseprozesse angestoßen werden. Bei AgE-Ratsuchenden mit internalen Phänomenen bietet sich insbesondere die „Unfinished-Business“-Variante an, die häufig verwendet wird, „wenn sich der Klient von einer best. (lebenden oder verstorbenen) Person nicht lösen kann. Dabei wird für diese Person ein leerer Stuhl aufgestellt, dem sich der Pat. gegenüber setzt, um seine Gefühle und insbes. seine Ambivalenzen auszudrücken und zu klären“ (Lammers, 2021, S. 1777). Des Weiteren können auch Stellvertretende die Rolle der Person auf dem leeren Stuhl übernehmen. Das bietet sich an, wenn Ratsuchende in einer Projektion so gefangen sind, dass sie sich nicht in die Person „an sich“ hineinversetzen können. In einem gut dokumentierten IGPP-Beratungsfall (Fach & Belz, 2017) übernahmen eine Beraterin die Rolle der Klientin und ein Berater die Rolle der Person, mit der sie sich durch ein „unsichtbares Band“ verbunden fühlte. Die Beratenden führten einen Dialog, den die Klientin unterstützt durch eine dritte Beraterin miterleben, kommentieren und reflektieren konnte. Dies ermöglichte ihr aus sicherer Distanz, erstmals eigene Anteile und Übertragungen in dem Konflikt wahrzunehmen und damit verbundene Emotionen zuzulassen.

3.4.5 Strukturdeterministische AgE-Theorie

Eine wichtige Erkenntnis aus der strukturdeterministischen Betrachtung von AgE besteht darin, dass AgP eine „eigene Sprache“ sprechen und potenzielle, pragmatische Information repräsentieren. „Dass sich dabei das, was im Selbst oder in der Welt nicht seinen Platz findet, sinnhaft im komplementären Bereich äußert, lässt auf eine auf Ausgleich und Integration gerichtete Hintergrundordnung schließen und darauf, dass von ihren Manifestationen etwas zu lernen ist“ (Fach, 2017, S. 136).

Mit der „Hintergrundordnung“ wird allerdings nichts „Übernatürliches“ postuliert, wie etwa in Bezug auf eine Spukfallschilderung von Fach (2011a) unterstellt wird: „In an endeavor to clear such hauntings [...] a strong inherent need for autonomy [...] is inferred to be externalized and in turn make objects move ‘autonomously’. Thus, this supernatural externalization is assumed as the cause for the events but cannot be scientifically explained“ (Wyss, 2016, S. 7). Die Dynamik bei AgE, wie sie oben (Kap. 3.4.3) am Beispiel von internalen und externalen Phänomenen dargestellt wurde, lässt sich naturalistisch und konsistenztheoretisch (Grawe, 2000, 2004) sowie mit konnektionistischen Modellen (Caspar et al., 1992; Caspar, 1998) als selbstorganisierte Selbstregulation durch Spannungsreduktion

(Kap. 3.1.10) konzeptualisieren. Mit Metzingers (1999, 2003, 2014) Theorie der mentalen Repräsentation (Kap. 2.2.2) werden Spukphänomene auf der phänomenalen Ebene ebenso behandelt wie gewöhnliche Wahrnehmungen, Halluzinationen oder etwa außerkörperliche Erfahrungen, in denen Metzinger (2005) den Ursprung des menschlichen Glaubens an eine Seele und ein Leben nach dem Tod vermutet. Mit dem Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8) als einer ontologischen Alternative wird ebenfalls nichts Übernatürliches postuliert, sondern lediglich ein *anderer* Naturalismus, in dem Mentales nicht auf Materielles zurückgeführt werden kann, weil beides nur epistemisch unterschieden ist. Weder in der früheren Publikation (Fach, 2011a), auf die Wyss sich bezieht, noch in der vorliegenden Arbeit wird infrage gestellt, dass phänomenales Erleben mit Gehirnzuständen einhergeht. Es wurde lediglich offengelassen, ob Gehirnzustände mentale Zustände kausal hervorbringen.

Wyss fühlt sich jedenfalls dazu angeregt, Metzingers Theorie und dem Duale-Aspekte-Monismus einen „Duale-Aspekte-Dualismus“ gegenüberzustellen, um mit diesem AgE zu erklären. Dabei fasst er alles, was in der Theorie der mentalen Repräsentation entweder ein phänomenaler Inhalt des Selbstmodells oder des Weltmodells wäre, als „Beobachtetes“ zusammen. Diesem Beobachteten stellt Wyss (2016) einen „inneren Beobachter“ gegenüber, denn „in comparison to the ambiguous concept of a ‘soul’ the inner observer is a clear facet of experience“ (S. 87). Dem Dualismus von Beobachter und Beobachtetem auf der phänomenalen Ebene (Mind) entspricht nach Wyss ein Dualismus auf physischer Ebene (Brain). So wie es Gehirnzustände gibt, die dem phänomenal Beobachteten zugrunde liegen, muss es seines Erachtens auch ein physisches Pendant geben, das durch den phänomenalen Beobachter repräsentiert wird:

The advantage however is that the inner observer and the “observed” can be examined within the same domain; there is a physical aspect of the “observed” (brain) as well as of the inner observer. As a consequence, the two entities can be examined with the same methods. Theoretically, this process of observation can therefore be measured, as it is a physical interaction between the brain and the physical representation of the inner observer. (S. 99)

Unter Ignorierung des psychophysischen Problems kann Wyss mit seinem Duale-Aspekte-Dualismus zum Verständnis von internalen oder externalen Phänomenen letztlich nur die Mutmaßung beitragen, dass „we can explain all these phenomena with abnormal activity in the brain: the limbic system being singularly active and causes a change in mood, or the auditive cortex having a singular potential that we perceive as voice“ (S. 142).

Unabhängig davon, welchen Gewinn man in solchen Manövern sehen will, interessieren uns hier nicht die Gehirnzustände, die mentalen Repräsentationen zugrunde liegen oder mit ihnen korrelieren. Wir untersuchen AgE im *psychologischen* und im *lebensweltlichen* Kontext. Auf die systemtheoretischen Ausführungen der letzten Kapitel gestützt, fassen wir noch einmal

die wichtigsten Grundannahmen zusammen, von denen wir im weiteren Verlauf der Arbeit ausgehen:

1. Autonomie und Bindung sind fundamentale und komplementäre Strukturdeterminanten, die allen Ebenen des menschlichen Existierens, Erlebens und Verhaltens zugrunde liegen und diese anordnen.
2. Autonomie bezeichnet den Selbstbezug von der physisch-organismischen (Selbstorganisation, Autopoiese) bis zur intrapsychischen (absichtsvolle Selbstregulation, Selbstdetermination) und interaktionellen Ebene (Dimension der Handlungskontrolle).
3. Bindung beschreibt den Umweltbezug von der physisch-organismischen (Materie- und Energieaustausch, strukturelle Kopplung) bis zur intrapsychischen (psychosoziale Verschränkung) und interaktionellen Ebene (Dimension der interpersonalen Distanz).
4. Autonomie und Bindung manifestieren sich auf physischer Ebene als physiologische und auf psychischer Ebene als psychologische Grundbedürfnisse nach Entwicklung neuer (Erstmaligkeit) und Erhalt bestehender (Bestätigung) Strukturen.
5. Autonomie und Bindung werden als komplementäre Aspekte bzw. Selbst und Welt im phänomenalen Realitätsmodell des Menschen repräsentiert. Korrelationen zwischen Selbst und Welt repräsentieren die zugrunde liegende und unanschauliche Ganzheit.
6. Strukturelle Korrelationen von Autonomie und Bindung im phänomenalen Realitätsmodell definieren gewöhnliche Zusammenhänge zwischen Selbst und Welt, von denen sich kognitive Realitätsmodelle bzw. Realitätsüberzeugungen ableiten.
7. Außergewöhnliche Phänomene und Erfahrungen basieren auf induzierten Korrelationen von Autonomie und Bindung, die gewöhnliche Zusammenhänge und/oder Grenzen von Selbst und Welt außer Kraft setzen und damit kognitive Realitätsmodelle verletzen.

In späteren Kapiteln zur Klassifikation von AgE (Kap. 4.2) werden wir spezifische AgE-Formenkreise (Kap. 4.3) unterscheiden, in denen systematische Abweichungen der Repräsentation von Autonomie und Bindung (Kap. 4.5.5) auftreten.

3.4.6 Komplementäre-Aspekte-Paradigma

Anders als bei einer *phänomenologischen* Klassifikation können wir ontologisch und erkenntnistheoretisch nicht neutral bleiben, wenn wir AgE *erklären* wollen. Es sei aber klargestellt, dass die strukturdeterministische AgE-Theorie und das Komplementäre-Aspekte-Paradigma nicht die Forderung nach einer weltanschaulichen Neutralität (Kap. 1.2.3) in der AgE-Beratung tangieren. Dort muss man sich nicht auf eine ontologische Position festlegen. Mit dem hier vorgeschlagenen Komplementäre-Aspekte-Paradigma bleiben wir nicht in jeder, aber

doch in zweifacher Hinsicht „neutral“: Erstens werden das Selbst- und das Weltmodell auf *einen* Monismus und damit auf ontologisch gleichrangige Zustände zurückgeführt. Zweitens kann der Monismus, der dem phänomenalen Realitätsmodell zugrunde gelegt wird, physisch, psychophysisch-neutral oder auch – was in dieser Arbeit nicht explizit in Betracht gezogen wurde – im Sinne eines Idealismus, der im Gegensatz zum Materialismus nur Geistiges für Realität hält, gedeutet werden. Allerdings schließen alle Monismen den kartesischen Substanzdualismus aus. Epistemologisch ausgeschlossen wird außerdem ein naiver oder klassischer direkter Realismus (Kap. 2.1.3), da er nicht vereinbar mit dem Konzept der mentalen Repräsentation ist.

Zu bedenken ist des Weiteren, dass die repräsentationale Sichtweise des indirekten Realismus (Kap. 2.1.4), die dem Kognitivismus und dem Konnektionismus (Kap. 3.1.2) zu eigen ist, nicht mit dem quantenphysikalisch inspirierten Wirklichkeitsverständnis (Kap. 3.2.6) des Duale-Aspekte-Monismus zusammengeht. Von Repräsentationen und Modellen zu sprechen, ist beim Duale-Aspekte-Monismus nicht angemessen, denn das phänomenale Erleben bildet in dieser Konzeption ja keine Zustände oder Gegenstände ab, die völlig beobachterunabhängig existieren. So, wie es Thompson (2010) für den Enaktivismus deutlich macht, erfordert auch das Komplementäre-Aspekte-Paradigma entweder die Aufgabe oder eine neue Konzeption des Repräsentationsbegriffs:

Therefore, if we wish to continue using the term *representation*, then we need to be aware of what sense this term can have for the enactive approach. Representational “vehicles” (the structures or processes that embody meaning) are temporally extended patterns of activity that can crisscross the brain-body-world boundaries, and the meanings or contents they embody are brought forth or enacted in the context of the system’s structural coupling with its environment. Another way to make this point would be to say that autonomous systems do not operate on the basis of internal representations in the subjectivist/objectivist sense. Instead of internally represent an external world in some Cartesian sense, they enact an environment inseparable from their own structure and actions. (S. 58–59).

Für Thompson, der viele Parallelen zwischen Phänomenologie und Enaktivismus sieht, war Husserl „greatly concerned with the intersubjective and embodied aspects of experience“ und „his theory of intentionality was not a representational theory“ (S. 414). Intentionalität (Kap. 2.1.4) beschreibt das Verhältnis von Selbst und Welt in einem ähnlich unauflösbar-korrelativen Verhältnis wie das Konzept der strukturellen Koppelung oder das Komplementäre-Aspekte-Paradigma. Husserl (1950) vertrat die Ansicht, dass „eine Aufspaltung der Welt in Subjekte und Objekte von vornherein verfehlt ist. Vielmehr konstituiert sich die Welt in einem unzerreißbaren Zusammenspiel noetischer und noematischer Strukturen, die sich weder in ein gegenstandsloses Bewußtsein noch in ein Ding an sich auflösen lassen“ (Rentsch, 1995, S. 415).

Im Duale-Aspekte-Monismus kann man von einem unkonventionellen Repräsentationalismus sprechen, wenn man die Komplementarität von Selbst und Welt als eine Repräsentation der ihr zugrunde liegenden Einheitswirklichkeit begreift. Eine solche Wirklichkeit kann als eine reine oder absolute Intentionalität bezeichnet werden. Husserl gelangte in seinen späten Jahren

zu einem transzendentalen Idealismus, aber einem solchen grundwesentlich neuen Sinnes; nicht eines psychologischen Idealismus, nicht eines Idealismus, der aus sinnlosen sinnlichen Daten eine sinnvolle Welt ableiten will, nicht ein Kantischer Idealismus, der mindestens als Grenzbegriff die Möglichkeit einer Welt von Dingen an sich glaubt offenhalten zu können [...]. Es ist die systematische Enthüllung der konstituierenden Intentionalität selbst. (Husserl, 1950, S. 33)

Da „sich sowohl ‚Realisten‘ als auch ‚Idealisten‘ von seiner Phänomenologie angesprochen und bestätigt (und regelmäßig irritiert)“ fühlen, wie Loidolt (2017, S. 85) herausstellt, werden bis heute Kontroversen über die richtige Auslegung von Husserls transzendentalen Idealismus geführt. In gewisser Hinsicht scheint Husserl in Richtung eines Duale-Aspekte-Monismus zu weisen, da sich „Realismus und Idealismus bei Husserl wie bei einem Kippbild miteinander vereinbaren lassen. Vielleicht gehören Realismus und Idealismus im Husserl’schen Sinn in ihrer Urfaktizität sogar gestalthaft zusammen“ (S. 119).

Tabelle 1 zeigt die Grundpositionen des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas und ihre Spezifizierungen in der naturalistischen Theorie der mentalen Repräsentation und dem Duale-Aspekte-Monismus.

Tab. 1: Grundpositionen des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas

Beschreibungsebenen	Paradigmen		
	Komplementäre Aspekte-Paradigma	Theorie der mentalen Repräsentation	Duale-Aspekte-Monismus
Komplementarität	Selbst und Welt	Selbstmodell und Weltmodell	Geist und Materie
Erkenntnistheorie	phänomenologisch	indirekt-realistisch	relativ-realistisch
Erkenntnisgegenstände	Phänomene	Repräsentationen	Manifestationen
Strukturdeterminanten	Autonomie und Bindung	internal generierte und external induzierte Zustände	nichtlokale Archetypen
Ontologischer Monismus	unbestimmt-holistisch	physisch-organismisch	psychophysisch neutral

Das Komplementäre-Aspekte-Paradigma ist die Basis einer strukturdeterministischen Theorie, die verständlich machen kann, wie der Umgang mit Autonomie und Bindung auf der

psychischen und der sozialen Ebene Rückwirkungen auf die darunterliegenden Ebenen (Kap. 3.4.3, Abb. 10) haben und dadurch AgP hervorrufen kann. Dabei wird von einer Bidirektionalität zwischen dem mentalen Geschehen auf der Ebene des phänomenalen Realitätsmodells und, je nachdem, ob man Metzingers Theorie oder den Duale-Aspekte-Monismus favorisiert, der Ebene der physisch-organismischen Selbstorganisation oder des psychophysisch neutralen Holismus ausgegangen. Mit der Theorie der mentalen Repräsentation lassen sich AgE naturalistisch deuten, wenn darunter ein Physikalismus verstanden wird, weil Natur und Materie gleichgesetzt werden. Wir haben ausführlich Positionen diskutiert, die das Primat des Materiellen infrage stellen (Kap. 3.2). Als prominentes Beispiel wurde beispielsweise Chalmers (1996, 2010) angeführt (Kap. 3.2.6). Der Duale-Aspekte-Monismus, den Pauli und Jung vertreten, ist kein Anti-Naturalismus, sondern ein Naturalismus, der das Mentale gleichwertig einbezieht. Ontologisch ist der Duale-Aspekte-Monismus nicht mehr oder weniger metaphysisch, das heißt Weltanschauung, als der Materialismus (Kap. 1.2.2).

Wir könnten statt von Struktur- auch von Prozessdeterminanten sprechen. Struktur und Prozess sind ebenso wie Autonomie und Bindung komplementäre Aspekte von Systemen, das heißt, ohne Strukturen gibt es keine Prozesse und ohne Prozesse keine Strukturen. Außerdem korrespondieren Prozesse mit Autonomie und Strukturen mit Bindung. Die Struktur-Prozess-Komplementarität inkludiert zudem den Funktionsbegriff und ersetzt die häufig anzutreffende Gegenüberstellung von Struktur und Funktion „da die Funktion als (sequentiell) invariantes Prozesscharakteristikum ein Strukturelement ist. Mit der Änderung des Prozesses, bedingt durch die Struktur, ändert sich auch die Funktion“ so Wolze (2015, S. 7). Caspar (2018) hebt im Hinblick auf das Zusammenspiel von Struktur, Funktion und Prozess hervor, dass „je nach Interesse mal der eine, mal der andere Aspekt in den Vordergrund gestellt werden kann, ohne dass das ein Negieren der Bedeutung anderer Aspekte bedeutet“ (S. 89).

Hier wird von einem strukturdeterministischen Ansatz gesprochen, weil in der vorliegenden Arbeit vornehmlich Strukturen der mentalen Repräsentation bei AgE aufgedeckt und analysiert werden sollen. Bei den weiteren Ausführungen werden wir, um anschlussfähig an bislang etablierte Paradigmen der Psychologie zu bleiben, die eingeführten Termini der Theorie der mentalen Repräsentation weiterverwenden. Ohne Spezifizierung schließt im Folgenden die Verwendung des Begriffs „Selbstmodell“ neben dem phänomenalen immer auch den kognitiven Aspekt ein. Wenn eine Differenzierung nötig ist, wird explizit vom phänomenalen Selbstmodell *oder* vom kognitiven Selbstmodell gesprochen. Das Gleiche gilt für die Begriffe Weltmodell und Realitätsmodell. Wenn das phänomenale Erleben aus der Erste-Person-Perspektive behandelt wird, ist einfach von „Selbst“ und „Welt“ die Rede, denn eine Person nimmt sich selbst und die Welt nicht als Modell wahr.

4 Phänomenologische AgE-Klassifikation

Auf der Grundlage des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas konzentrieren wir uns nun auf die phänomenologische Untersuchung und Differenzierung des AgE-Spektrums. In Kapitel 4.1 unterscheiden wir zunächst drei fundamentale Bewusstseinsmodi. Mentale Zustände im phänomenalen Realitätsmodell des normalen Tageswachbewusstseins werden als „kategorial“ klassifiziert. Außerdem gibt es „nichtkategoriale“ Zustände, die zum Beispiel wie beim Dösen mit einem Bewusstseinsverlust verbunden sind, und „akategoriale“ Zustände, die als flüchtige Übergangszustände zwischen mentalen Repräsentationen gewöhnlich nicht wahrgenommen werden. Die konzeptuellen Unterschiede der drei Modi werden mit Hilfsmitteln der nichtlinearen Dynamik veranschaulicht. „Kategoriale AgE“, die in der IGPP-Beratung als Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen berichtet werden, beruhen wie gewöhnliche Erfahrungen auf dem kategorialen Modus des phänomenalen Realitätsmodells. In Kapitel 4.2 illustrieren Berichte von Betroffenen die phänomenologischen Merkmale von außergewöhnlichen nichtkategorialen und akategorialen Erfahrungen einer Relativierung des phänomenalen Realitätsmodells. In Kapitel 4.3 wird am Modell eines integralen Bewusstseinspektrums, in dessen Mittelpunkt das kategoriale Tageswachbewusstsein steht, dargestellt, wie das Bewusstsein sich in Richtung Nichtkategorialität oder Akategorialität verändern kann. Das Spektrum erweitert das Zusammenspiel von subsymbolisch-nichtkategorialen und symbolisch-kategorialen Prozessen der Zwei-Prozesstheorien um ein integrales System der akategorialen Prozesse. In Kapitel 4.4 werden ausgehend vom phänomenalen Realitätsmodell vier AgP-Grundklassen abgeleitet. Diese bilden die Grundlage eines Klassifikationssystems für kategoriale AgE. In Kapitel 4.5. werden empirisch fundierte AgE-Formenkreise vorgestellt, die das Grundklassenmodell bestätigen. Anhand von Erfahrungsberichten werden zwei Kontinua von kategorialen AgE unterschieden. Beim internalen Kontinuum repräsentieren Phänomene außergewöhnliche Bindung im Selbstmodell, die einen Verlust von Autonomie bzw. Selbstbestimmung mit sich bringt. Beim externalen Kontinuum repräsentieren Phänomene außergewöhnliche Autonomie im Weltmodell, die einen Verlust von Bindung (Ordnung) mit sich bringt. Im Grenzfall führen beide Kontinua zu AgE mit psychophysischen Dissoziationen und einem Verlust der Verhaltenskontrolle. Die phänomenologischen Analysen, mit denen der I. Teil der Arbeit endet, begründen zentrale Fragestellungen und Hypothesen des II. Teils.

4.1 Bewusstseinsmodi

In der Psychologie können, wie wir es am Beispiel der Spannungslandschaft (Kap. 3.1.6) kennengelernt haben, motivationale, emotionale und kognitive Zustände mit Hilfsmitteln der

nichtlinearen Dynamik veranschaulicht werden (Caspar et al., 1992; Grawe, 2000; Haken & Schiepek, 2010; Tschacher, 1997; Tschacher & Haken, 2007; Tschacher & Munt, 2013). Im Folgenden befassen wir uns auf dieser Grundlage eingehender mit der Stabilität mentaler Zustände. Dabei stellen lokale Minima einer Potenziallandschaft Attraktoren für Repräsentationen dar, die aktualisiert werden, wenn sich mentale Zustände, die durch eine Kugel dargestellt werden, in sie hineinbewegen. Die Tiefe der Potenzialtäler, auch Attraktoren genannt, ist dafür verantwortlich, wie stabil mentale Zustände sind. Die untersuchten Zustände und ihre Eigenschaften können als Zustände des „Bewusstseins“ bzw. des mentalen Systems oder auch als Zustände des damit korrelierten materiellen, neuronalen Systems betrachtet werden. Im Hinblick auf die weiteren Ausführungen ist zu beachten, dass sie auf eine Beschreibung des phänomenalen Erlebens abzielen und nicht auf die Modellierung physischer Prozesse. Auf Grundlage des Paradigmas der mentalen Stabilität werden im Folgenden drei Zustandsarten des Bewusstseins beschrieben und mit den bisherigen Überlegungen zur mentalen Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell bzw. kognitiven Realitätsmodell und der Informationsverarbeitung im rationalen System und experientiellen System verknüpft. Abschließend wird der Versuch unternommen, die verschiedenen Beschreibungsebenen in einem Bewusstseinspektrum zu integrieren.

4.1.1 Mentale Stabilität

In der Terminologie der nichtlinearen Dynamik kann „jeder psychische Prozess, der eine *gewisse Stabilität* [Herv. d. Verf.] erreicht, sei es nun das Lesen und Begreifen eines Wortes, das Erkennen einer Figur, das Vorstellen einer Melodie, das Fühlen von Angst, das Verdrängen bestimmter Erinnerungen, das Schwimmen in einer bestimmten Stilart, das Denken mit bestimmten Begriffen, kann als Attraktor angesehen werden“ (Grawe, 2000, S. 487). Attraktoren für mentale Repräsentationen können ebenso wie Spannungszustände (Kap. 3.1.6) in einer Potenziallandschaft dargestellt werden. Bewegt sich die Kugel bzw. der Zustand des Bewusstseins in ein lokales Minimum der Potenziallandschaft und nimmt dort eine stabile Lage ein, „so ist die damit korrespondierende mentale Repräsentation ‚aktiviert‘ oder ‚aktuell‘. Psychologisch gesprochen ‚denkt man an etwas‘, ‚hat ein Bild von etwas‘, oder man fühlt oder ahnt etwas“ (Atmanspacher & Fach, 2005b, S. 84). Wie stabil solche Bewusstseinszustände sind, kommt durch die Form und Tiefe der lokalen Minima zum Ausdruck: Flache Potenzialmulden stabilisieren mentale Zustände nur schwach und geringe Einflüsse führen bereits zu einer Lageveränderung der Kugel. Tiefe Täler erfordern stärkere Einwirkungen, damit der durch die Kugel dargestellte Zustand den Attraktor verlassen, ein lokales Maximum bzw. einen Gipfel in der Potenziallandschaft überschreiten und ein neues Tal erreichen kann.

Es ist essenziell, zwischen dem Potenzial der möglichen mentalen Repräsentationen und dem durch die Kugel dargestellten mentalen Zustand, der diese aktualisiert, zu unterscheiden. Stabilität ist eine Eigenschaft des Zustandes in der Potenziallandschaft und nicht etwa eine Eigenschaft des Potenzials. Mentale Repräsentationen stellen als Attraktoren oder Potenziale die Randbedingungen für die Bewegung eines Zustandes als Funktion der Zeit dar. Die durch die Kugel dargestellten Zustände verändern sich schneller als die Potenziallandschaft. Wir haben es also mit zwei unterschiedlichen Zeitskalen und Arten von Dynamik zu tun:

The dynamics of states and of representations typically operate at different time scales: state changes (e.g., thinking) are expected to be fast as compared to changes of representations (e.g., learning). A state φ can be located anywhere on a potential hypersurface, which defines whether φ is stable or unstable at its location. This means that mental representations (potentials, attractors) provide constraints for the motion of a mental state $\varphi(t)$ as a function of time. If a mental state is located in the minimum of a potential (i.e., on an attractor), the corresponding mental representation is “activated” or “actualized”. This means that both its intentional and phenomenal content are subject to experience. (Atmanspacher & Fach, 2019, S. 4–5)

Die Differenzierung zwischen dem intentionalen und dem phänomenalen Gehalt ist von Bedeutung, weil es auch phänomenales Erleben ohne Intentionalität gibt, wie wir noch sehen werden. Setzt man die phänomenologischen Konstituenten der Intentionalität (Kap. 2.1.4), Noesis und Noema, ins Bild der Potenziallandschaft, ist die Kugel die Noesis, zum Beispiel die Bewusstseinstätigkeit des Sehens, und das lokale Minimum bzw. die Kategorie, in der die Kugel sich aufhält, ist das Noema, das heißt das Gesehene. Kategoriale Bewusstseinszustände sind phänomenale Zustände, die auf einen Wahrnehmungsinhalt bezogen sind.

Da am mentalen Geschehen zu einem gegebenen Zeitpunkt selbstverständlich nicht nur einzelne, sondern ganze Assemblies aktivierter Repräsentationen beteiligt sind, ist die Darstellung in einer zweidimensionalen Potenziallandschaft zwar nur eine Karikatur, die der Multidimensionalität des mentalen Geschehens in keiner Weise gerecht wird, aber dennoch sehr hilfreich für die folgenden Überlegungen.

4.1.2 **Kategorialität**

Atmanspacher und Fach (2005a, 2005b, 2007) unterscheiden auf Grundlage der Stabilitätsmerkmale mentaler Zustände und phänomenologischer Befunde drei fundamentale Bewusstseinsmodi, die von zentraler Bedeutung für eine grundlegende Klassifikation von AgE sind (Fach, 2017). Die drei Modi charakterisieren Bewusstseinszustände, deren unterschiedliche Stabilitätseigenschaften sie mit dem Begriff der *Kategorialität* verknüpfen. Kategorialität meint Wahrnehmung in Kategorien und bezeichnet demnach sowohl die mentale Unterscheidung und Repräsentation von internalen und externalen Gegebenheiten in den dicho-

tomen Metakategorien Selbst und Welt des phänomenalen Realitätsmodells als auch die unendlich vielen Kategorien, mit denen mentale Prozesse in kognitiven Realitätsmodellen repräsentiert sind. Bei mentaler Repräsentation ist begrifflich zwischen Repräsentation als einem mentalen Prozess und mentaler Repräsentation als Resultat dieses Prozesses zu unterscheiden (Kap. 2.1.4). Hier kommt der Begriff der Kategorie zum Tragen: „Während der dynamische Aspekt [...] als Informationstransfer interpretiert werden kann, bezieht sich ihr struktureller Aspekt auf die Speicherung von Information. [...] Für die strukturelle Bedeutung [...] wird der Begriff der Kategorie verwendet. Er verallgemeinert den Begriff des Symbols“, so Atmanspacher (1993, S. 163).

Versteht man allerdings unter Kategorien „nicht etwas vom einzelnen, denkend-bestimmenden Subjekt Gemachtes (Modelle)“, sondern im klassisch-philosophischen Sinne „apriorisch-ontologische Bestimmtheiten“, müsste man, wie Koch und Bort (1990, S. 6) hervorheben, zwischen Kategorie und Kategorialität unterscheiden: „Kategorien als apriorische Ermöglichungsbedingungen sind streng von Kategorialem als dem Ermöglichten unterschieden. [...] Qualität [ist] nicht das Qualitative, das Leben nie etwas Lebendiges, die Staatlichkeit nicht der einzelne Staat, die Farbigkeit niemals farbig.“ Der Begriff der Kategorie wird hier jedoch nicht ontologisch verstanden, sondern im Sinne des Kognitivismus als „one of the most fundamental and pervasive cognitive activities. It is fundamental because categorization permits us to understand and make predictions about objects and events in our world“ (Medin & Aguilar, 1999, S. 104).

Vor diesem Hintergrund werden wir mentale Zustände unseres gewöhnlichen Tageswachbewusstseins im Folgenden als *kategoriale Zustände* bezeichnen. Der kategoriale Modus des Wachbewusstseins vollzieht sich vornehmlich im rationalen System. Wie stabil kategoriale Bewusstseinszustände sind, kommt durch die Form und Tiefe der lokalen Minima zum Ausdruck: Flache Potenzialmulden stabilisieren mentale Zustände nur schwach, und geringe Einflüsse führen bereits zu einer Lageveränderung der Kugel. Tiefe Täler erfordern stärkere Einwirkungen, damit der durch die Kugel dargestellte Zustand den Attraktor verlassen, ein lokales Maximum bzw. einen Gipfel in der Potenziellandschaft überschreiten und ein neues Tal erreichen kann.

Man könnte einwenden, dass der Begriff der Kategorie eine strenge Abgrenzbarkeit und Eindeutigkeit nahelegt, die im phänomenalen Erleben nicht immer gegeben ist. Mit Kategorialität ist hier aber gemeint, dass mentale Zustände mehr oder weniger *stabil* im phänomenalen Realitätsmodell repräsentiert werden. Kategorial darf nicht mit „kategorisch“ verwechselt werden und mentale Prozesse münden nicht immer in Kategorien, in denen sie ganz eindeutig lokalisiert sind: Im Tageswachbewusstsein können wir auch ein vages Gefühl wahrnehmen, ohne es genauer einordnen zu können. Oder wir hören etwas, sind uns aber nicht

sicher, ob es sich dabei um Worte handelt, die wir nicht richtig verstehen können. In diesen Fällen wird Wahrgenommenes eben nur in den Metakategorien „Gefühltes“ oder „Gehörtes“ repräsentiert. Wir werden im Folgenden sehen, dass es im Hinblick auf die Stabilität von Kategorien so etwas wie ein Kontinuum und auch mentale Zustände jenseits von Kategorialität gibt.

4.1.3 Akategorialität

Neben den stabilen kategorialen Zuständen gibt es zwangsläufig instabile Zustände, denn jeder Wechsel zwischen kategorialen Repräsentationen setzt einen Übergang von einem lokalen Minimum in ein anderes Minimum der Potenziallandschaft voraus. Die Aktivierung einer neuen Repräsentation kann nur erfolgen, wenn die Kugel ihr gegenwärtiges Tal durch Überschreiten eines lokalen Maximums verlassen und somit ein anderes Minimum erreichen kann. Lokale Minima und Maxima setzen sich gegenseitig voraus und sie werden im kognitiven Geschehen ständig durchlaufen. Erreicht die Kugel ein lokales Maximum, ist sie dort äußerst instabil und wird sogleich in einen benachbarten Attraktor relaxieren. Aus diesem Grund werden instabile Übergangszustände im kategorialen Tageswachbewusstsein gewöhnlich nicht wahrgenommen. Schon James wies in seinen „Principles of Psychology“ auf flüchtige Übergangszustände („transitive states“) zwischen bewussten Wahrnehmungen („substantive states“) hin:

When the rate (of change of a subjective state) is slow we are aware of the object of our thought in a comparatively restful and stable way. When rapid, we are aware of a passage, a relation, a transition *from* it, or *between* it and something else. [...] *Let us call the resting-places the 'substantive parts', and the places of flight the 'transitive parts', of the stream of thought.* It then appears that the main end of our thinking is at all times the attainment of some other subjective part than the one from which we have just been dislodged. And we may say that the main use of the transitive parts is to lead from one substantive conclusion to another. (1950a, S. 243)

Atmanspacher und Fach (2005a, 2005b) bezeichnen diese Übergangszustände in Anlehnung an eine Terminologie von Gebser (1992) als *akategoriale Zustände*. Die Dynamik akategorialer Zustände kann man sich gut am Beispiel der Wahrnehmung bistabiler Stimuli veranschaulichen. Abbildung 11a zeigt, wie eine Kugel, das heißt ein mentaler Zustand, sich in einen Attraktor hineinbewegt und dort einen stabilen Zustand einnimmt. Wenn wir ein Kippbild, etwa die Rubinsche Vase (Kap. 3.2.7), betrachten, gilt das für die Repräsentation der Kategorie „Bild“, denn wir wissen eindeutig, dass wir gerade ein Bild wahrnehmen. Allerdings gibt es zwei konkurrierende Attraktoren bezüglich des Bildmotivs. Abbildung 11b verdeutlicht den akategorialen Zustand zwischen beiden Motiven durch die instabile Lage der Kugel auf dem Potenzialgipfel zwischen den lokalen Minima. Der mentale Zustand relaxiert auf-

grund seiner Instabilität in einen der Attraktoren, wodurch es zur mentalen Repräsentation der Vase oder der Gesichter kommt.

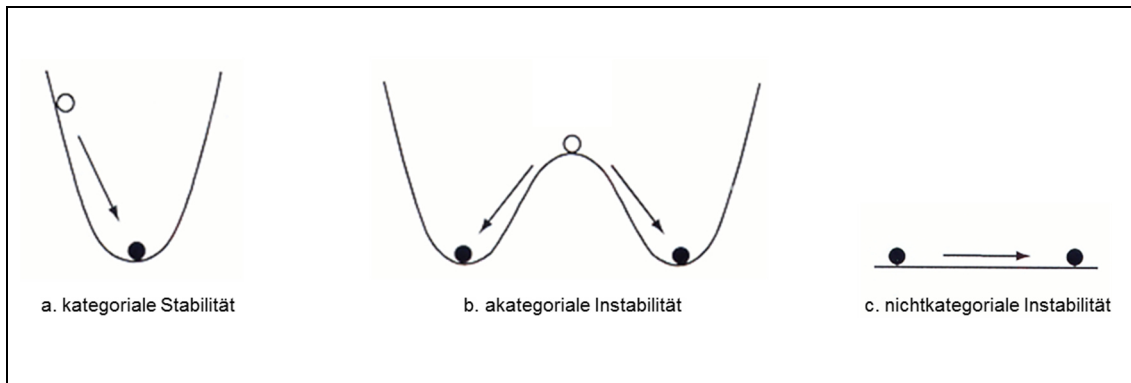


Abb. 11: Mentale Stabilität in einer Potenziallandschaft

Im Gegensatz zu dem tief ausgeprägten Attraktor in Abbildung 11a, den wir uns als die Metakategorie „Bild“ denken können, sind die lokalen Minima in Abbildung 11b nicht so tief. Die Kugel kann diese vergleichsweise leicht verlassen und zwischen den Bildmotiven pendeln. Dass dabei jedes Mal der akategoriale Zwischenzustand durchlaufen wird, bleibt der bewussten Wahrnehmung normalerweise entzogen. Experimente mit bistabilen Stimuli zeigen, dass die Destabilisierung eines kategorialen und die Stabilisierung eines akategorialen Wahrnehmungszustandes unabhängige Prozesse auf unterschiedlichen Zeitskalen sind. Erfahrene Meditierende berichten, dass sie die Zeitwahrnehmung verlangsamen (Wittmann et al., 2014) und die Wahrnehmungswechsel sowie die Dauer der stabilen kategorialen Wahrnehmung willentlich beeinflussen können (Kornmeier et al., 2017).

Auf der Ebene des Bewusstseins müssen wir zwischen Zuständen und Erfahrungen unterscheiden: Akategoriale Zustände werden im mentalen Geschehen des kategorialen Tageswachbewusstseins ständig durchlaufen, bleiben jedoch aufgrund ihrer Instabilität gewöhnlich unbewusst (Atmanspacher & Fach 2005). Von „akategorialen AgE“ (Kap. 4.2.2) sprechen wir, wenn akategoriale Zustände bewusst erfahren werden und mit einer Relativierung des phänomenalen Realitätsmodells einhergehen (Kap. 4.2.3). Während akategoriale Zustände und ihre Phänomenologie bislang wenig wissenschaftliches Interesse auf sich gezogen haben (Atmanspacher & Fach, 2005a; 2005b; Feil & Atmanspacher, 2010; Kornmeier et al., 2004), sind sie seit jeher von zentraler Bedeutung in den spirituellen Praktiken des Ostens wie beispielsweise der buddhistischen Achtsamkeitsmeditation:

Durch die Übung des Reinen Beobachtens wird es uns erst so recht zum Bewußtsein kommen, daß Vergänglichkeit unser ständiger Begleiter ist und daß selbst im Bruchteil einer Sekunde eine Veränderungsfrequenz abläuft, die sich dem normalen Beobachtungs- und Vorstellungsvermögen entzieht. Vielleicht zum erstenmal wird uns dann die

wirkliche Beschaffenheit der Welt, in der wir leben, zum vollen Bewußtsein kommen; nämlich ihre restlos dynamische Natur, innerhalb deren statische Begriffe nur praktisch orientierende oder wissenschaftlich und philosophisch ordnende Bedeutung haben können. (Nyanaponika, 2000, S. 34)

4.1.4 Nichtkategorialität

Nicht nur mentale Zustände verändern sich, auch die Potenziallandschaften, in denen sie lokalisiert sind. Je mehr eine Potenziallandschaft mit ihren lokalen Minima und Maxima abflacht, desto geringer sind die Differenzierung und die Stabilität mentaler Zustände. Die Kugel verändert durch minimale Einflüsse ihre Lage in der Potenziallandschaft und Repräsentationen werden flüchtig und assoziativ. Solche Zustände treten zum Beispiel beim Dösen und Tagträumen auf. Beim Einschlafen verliert sich die Schärfe des rational-analytischen und kategorialen Denkens des rationalen Systems in assoziativen, imaginativen und instabilen Zuständen, die das experientielle System prozessiert. In Träumen verlieren die Kategorien von Raum und Zeit zunehmend an Bedeutung und im Grenzfall des traumlosen Tiefschlafs wird eine totale Inhaltsleere erreicht. Wie Abbildung 11c zeigt, ist die Potenziallandschaft dann nur noch eine Fläche ohne Attraktoren, und es gibt keinen Ort, an dem die Kugel eine stabile Lage einnehmen und eine Repräsentation aktivieren könnte.

Mit dem Begriff der Repräsentation kann sowohl der Prozess der Erzeugung einer Abbildung als auch die Abbildung als dessen Erzeugnis gemeint sein. Mentale Repräsentation kann als eine dreistellige Relation analysiert werden. Sie ist laut Metzinger „ein Prozeß, der für ein System die innere Abbildung eines *Repräsentandums* durch die Erzeugung eines als *Repräsentat* fungierenden Zustands leistet“ (1993, S. 19). Zum Beispiel bilden Lebewesen systemexterne Fakten wie Nahrungsquellen und internale Zustände, etwa ihren Blutzuckerspiegel, als Repräsentanda durch Repräsentate in sich ab. Die entsprechenden Informationen können symbolisch „unter einer bestimmten Adresse abgelegt sein, es ist jedoch auch möglich – und neurobiologisch realistischer – daß [sic] ein System distribuierte Repräsentate auf der *subsymbolischen* Ebene erzeugt, zum Beispiel durch die strukturelle Fixierung bestimmter Energie-minima und komplexe Konnektivitätsveränderungen einer Vielzahl einzelner logischer Elemente“ (Metzinger, 1999, S. 52–53).

In Bezug auf neuronale Netzwerke und in diesem Zusammenhang müssen wir zwei Bedeutungen von Potenzialität unterscheiden: Natürlich existiert die Potenzialität unseres phänomenalen und kognitiven Realitätsmodells auf der neuronalen Ebene auch dann noch, wenn wir das Bewusstsein verloren haben. Sonst könnten wir uns nicht wieder an uns selbst und die Welt erinnern. Will man dieses Potenzial darstellen, ist die Potenziallandschaft auch im Tiefschlaf nicht flach, denn die subsymbolischen Repräsentate bzw. Attraktoren auf der konnektionistischen Ebene existieren ja weiterhin. Was wir mit der Potenziallandschaft dar-

stellen wollen, sind aber Bewusstseinszustände, die potenziell zu einem gegebenen Zeitpunkt auf der symbolischen Ebene möglich sind. In konnektionistischen Modellen laufen alle Prozesse selbstorganisiert ab. Eine Kugel in einer konnektionistischen Potenziallandschaft zeigt Zustände ohne Phänomenalität an und die Kugel und die Landschaft sind sozusagen aus dem gleichen Stoff. „Selbstverständlich ist es nicht der neuronale Prozeß selbst, der mental ist oder zum Inhalt von Bewußtsein werden kann“ (Metzinger, 1999, S. 51). Wenn wir mentale Repräsentation darstellen wollen, müssen wir zwischen der repräsentationalen und der phänomenalen Ebene unterscheiden und dann symbolisiert die Kugel Bewusstseinszustände in einer Potenziallandschaft der Repräsentate:

Mentale Zustände sind aber nicht nur in manchen informationsverarbeitenden Systemen auftretende Darstellungen von Teilen der Welt, sie sind gleichzeitig auch Erlebnisse von Personen. [...] Wir wissen, daß diese beiden für den Philosophen interessantesten Eigenschaften psychischer Zustände nennen wir sie „Repräsentationalität“ und „Phänomenalität“ disjunkt, also nicht notwendig miteinander verknüpft sind. Denn wir kennen viele Fälle, in denen Systeme Repräsentate erzeugen, ohne dabei Erlebnisse zu haben. Das gilt etwa für Taschenrechner oder Geldautomaten. Es gilt aber auch für menschliche Gehirne im Tiefschlaf, die die Aktivität von Leber, Herz und anderen Organen über die Regulation innerer Repräsentationen dieser Aktivität steuern. (Metzinger, 1999, S. 33–34)

Damit müssen wir zwei Bedeutungen von Potenzialität unterscheiden. Die Potenzialität unseres phänomenalen und kognitiven Realitätsmodells existiert auch dann, wenn wir gar nicht bei Bewusstsein sind; sonst würden wir nicht als ein Selbst erwachen und könnten uns nicht an eine Welt erinnern. Was wir in einer Potenziallandschaft modellieren, sind aber die möglichen Bewusstseinszustände zu einem gegebenen Zeitpunkt im phänomenalen Realitätsmodell. Dabei haben wir es beim *Prozess* der mentalen Repräsentation nicht nur, wie eingangs erläutert (Kap. 4.1.1), mit zwei unterschiedlichen Zeitskalen zu tun. Zum einen gibt es die *Repräsentate* bzw. Attraktoren als unbewusste (und in der Theorie der mentalen Repräsentation physische) Zustände einer selbstorganisierten Potenziallandschaft. Zum anderen gibt es, dargestellt durch die Kugel, ein phänomenales Bewusstsein, in dem, wenn es in den Einzugsbereich eines Attraktors gerät, entsprechende mentale Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmodell auftreten.

4.2 Phänomenologie

Nichtkategoriale und akategoriale Zustände sind per se keine veränderten Bewusstseinszustände im Sinne außergewöhnlicher Erfahrungen. Ein nichtkategorialer Tiefschlaf ist ebenso normal wie die notwendigen akategorialen Übergänge zwischen mentalen Repräsentationen. In purer Form sind nichtkategoriale und akategoriale Zustände der gewöhnlichen Wahrneh-

mung entzogen, aber ausgehend vom Tageswachbewusstsein kann sich das phänomenale Erleben in die Richtung der Nichtkategorialität oder Akategorialität verschieben. Scharfetter beschreibt diese Bewusstseinsbereiche mit den Begriffen „Unterbewusstes“ vs. „Überbewusstes“: „Wir ‚sinken‘ in verschiedenen Stufen bis in das Traumbewusstsein (als deutlichstem und allgemein zugänglichem Beispiel für Unterbewusstseinserscheinungen). In hellwachen und aktiven, hochkonzentrierten ‚Geistes‘-, d. i. Bewusstseinszuständen tiefer Meditation, religiöser Ergriffenheit [...], in der mystischen Erfahrung [...], werden dem Menschen Überbewusstseinsereignisse [...] zuteil“ (2010, S. 53).

Auch Brunnhuber und Wagner (2006) schlagen zur Differenzialdiagnostik spiritueller Krisen eine Unterscheidung von drei fundamentalen Zustandsbereichen vor, die sie mit Berufung auf Wilber als „präpersonal“, „personal“ und „transpersonal“ definieren. Wilber (1980b, 1983) hat immer wieder darauf hingewiesen, dass nichtkategoriale und akategoriale Bewusstseinszustände nicht verwechselt werden dürfen. Ein undifferenzierter Gebrauch des Begriffs „transpersonal“ äußert sich auch darin, dass AgE im kategorialen Modus allein deshalb als transpersonal bezeichnet werden, weil in ihnen, wie etwa bei außersinnlichen Wahrnehmungen, gewöhnliche Grenzen des Selbstmodells überschritten werden. Den gravierenden konzeptuellen Unterschieden zwischen den drei Bewusstseinsmodi entsprechend sind beim Auftreten von Bewusstseinszuständen, die sich in den einen oder anderen Bereich bewegen, erhebliche Differenzen in den Erlebnisqualitäten, unter anderem hinsichtlich ihrer Tönung, Klarheit, Intensität und Reichweite, zu erwarten.

4.2.1 Nichtkategoriale AgE

Wir hatten im Zusammenhang mit dem Spannungsparadigma (Kap. 3.1.10) den Prozess des Einschlafens und den damit verbundenen Verlust des Bewusstseins als Abflachen der Potenziellandschaft modelliert. Eine Landschaft bzw. ein Potenzial ohne Bewusstsein wäre in unserer Darstellung mentaler Zustände anders als in Abbildung 11c als eine flache Linie ohne Kugel darzustellen. Mentale Zustände ohne mentale Repräsentationen müssen aber nicht bewusstlos sein. Unter Umständen können auch phänomenale Zustände ohne mentale Repräsentationen erlebt werden. Seit der Einführung des Themas durch Evans (1982) stoßen Erfahrungen mit „nonconceptual mental content“ in der Philosophie des Geistes auf zunehmendes Interesse (Bermúdez & Cahen, 2020). Ein nichtkategorialer Zustand ist „an ‘unbounded’ state which cannot activate any representation, simply because there is none. Consequently, no intentional content will be experienced. Nevertheless, such states can be experienced phenomenally, and it feels somehow if they are“ (Atmanspacher & Fach, 2019, S. 6).

Wie werden Bewusstseinszustände erlebt, die sich auf eine Nichtkategorialität zubewegen? Eine Regression, wie sie zum Beispiel durch Körpertherapien induziert werden kann (Pet-

zold, 1996, S. 104–110), führt über eine Abnahme des reflexiven und distanzierten Denkens in ein assoziatives, zunehmend bildhaftes Erleben mit immer stärker werdender emotionaler Involvierung, das bis in autonome Körperreaktionen und eine nichtkategoriale Unbewusstheit geführt werden kann. Das mit dem allmählichen Verlust des kategorialen Bewusstseins (rationales System) verbundene „Absinken“ ins Vorbewusste (experientielles System) und nichtbewusste Leibliche hat für die Betroffenen Erlebnisqualitäten wie „dunkel“, „tief“ und „diffus“. Ein durch Meditation induziertes Sich-Verlieren in der „Tiefe“ und „Schwärze“ der Nichtkategorialität wurde bereits im AgE-Bericht 8b (Kap. 1.6.1) geschildert. Nichtkategoriale Erfahrungen können auch ganz spontan auftreten, wie dieser Fallbericht aus der IGPP-Beratung demonstriert (vgl. Fach, 2017, S. 129):

AgE-Bericht 21

Vorweg möchte ich klarstellen, dass ich keine offensichtlichen „übernatürlichen“ Erlebnisse erlebt habe – bisher. Ich leide seit ca. 9 Jahren (also seit ich ca. 14 Jahre alt bin) unter gewissen anfallartigen Zuständen. Nach sämtlichen körperlichen Untersuchungen inklusive Kopfröntgen etc. wurde mir dann von meinem Arzt die Diagnose „Verdacht auf Angststörung“ mitgeteilt. Daraufhin folgten viele alternativ-medizinische Behandlungen, die an meiner Symptomatik selber nichts verändern konnten. Gleichzeitig wurde mir eine große geistige „Macht“ und starke Feinfühligkeit von mehreren Personen bestätigt. Neulich hat mir dann eine neue Therapeutin, nachdem ich auch ihr meine Symptomatik schilderte berichtet, es höre sich für sie ganz nach einem sogenannten AEG [sic] – also einem „Außergewöhnlichen Erlebnis“ an. Das, wie sie mir weiter erklärte, wenn es in früher Kindheit bereits auftritt, ebenfalls zu einer Art Angststörung führen kann. Dies hört sich für mich nicht ganz unmöglich an, da die Symptome, die mich daran hindern, mein Leben wie jeder andere Mensch frei und losgelöst zu leben, nur allzu unirdisch sind. Das Gefühl, das mich jederzeit überkommen kann (erfahrungsgemäß meist, wenn ich entspannt bin), dauert zwar nur wenige Sekunden, aber ist in seiner Intensität und Kraft sehr stark. Es ist eine Art Wahrnehmungsveränderung, bei der ich mich in Raum und Zeit zu verlieren scheine. Ich weiß aus heiterem Himmel plötzlich für ein paar Sekunden nicht mehr, wo ich bin und wie ich dahin gekommen bin, also als ob ich in einem Traum wäre. Auch verliere ich an „Boden“ und habe das Gefühl, in der Welt zu versinken. Dabei treten angststörungstypische Symptome wie Schwindel, Herzrasen etc. überhaupt nicht auf. Darum werde ich immer unsicherer, wenn es darum geht, mich mit dieser Angststörung im klassischen Sinne zu identifizieren. (IGPP, 05690; E-Mail)

Eine nichtkategoriale Regression ist nicht gleichzusetzen mit Dissoziation. In der Dissoziation fehlt zwar eine Integration von Prozessen auf der Ebene des Bewusstseins, aber dissoziierte Vorgänge, die sich parallel zum kategorialen Bewusstseinsmodus vollziehen, sind nicht unbedingt defizient, sondern mitunter effizient. Laut Fiedler, den wir bereits zitierten (Kap. 1.5.5), „gilt Dissoziation sogar als persönliche Kompetenz, die genutzt werden kann, mehr als eine Aufgabe gleichzeitig auszuführen“ (2013, S. 114). Man denke an das quasi automatische und kaum bewusste Steuern eines Autos bei angeregter Unterhaltung.

Bei dissoziativen AgE wie in den AgE-Berichten 5 (Kap. 1.5.6) und 7 (Kap. 1.6.1) greift das experientielle System unter Umgehung des rationalen Systems und des Selbstmodells auf die Verhaltenssteuerung zu. Dabei wird ichfremd kategoriales Wissen abgerufen und zum Beispiel Schrift oder Sprache verwendet. Carver und Scheier (2001, 2002) unterscheiden im Verhältnis von bewusst-absichtsvoller Selbstregulation und unbewusster Selbstorganisation zwei Arten von automatischer Verhaltenssteuerung. Eine davon wird als ichfremd erlebt, die andere entspricht Handlungen, die wie im Beispiel des Autofahrens unbewusst, aber kongruent mit dem Selbstmodell ausgeführt werden: „Some instances of automaticity occur because the behavior is newly self-organizing and thus is not reflecting the person’s intentions [...]. But automaticity can also accrue from the repetition of intentional acts [...]. Given enough repetition, control of an activity may drop out of consciousness altogether“ (2002, S. 312). Ebenso wie automatische Routinen sind dissoziative AgE mit komplexen Verhaltensweisen verknüpft, deren Koordination ohne Beteiligung des kategorialen Modus nicht möglich wäre. Dagegen werden Bewusstseinszustände bei einem Szenario in Richtung Nichtkategorialität immer flüchtiger und mit zunehmendem Abflachen der Potenziallandschaft können schließlich keine kategorialen Repräsentationen mehr aktiviert werden. Auch wenn Nichtkategorialität und Dissoziation nicht gleichzusetzen sind, können regressive und dissoziative Prozesse interagieren wie in folgendem Bericht:

AgE-Bericht 22

Ich leide unter manchen unbeeinflussbaren Dingen, die ich durch zahlreiche Therapien nicht, auch nicht ansatzweise lösen konnte. Die Leute ordnen mir zu, besessen zu sein, verrückt zu sein, und manchmal kommt es vor, dass Leute vor mir regelrecht erschrecken, wenn ich sie ungewollt anstarre. Alleine habe ich massive Angstzustände, als sei jemand um mich. Obwohl ich weiß, da ist niemand, kann mich dieses Wissen nicht beruhigen. Beim Aufwachen bekomme ich manchmal keine Luft mehr, versuche zu schreien oder mich zu bewegen. Doch beides gelingt mir nicht; ich bin wie gelähmt. Meine Gedanken reißen ab, verschwinden völlig. Ich verliere den Bezug zur Zeit, habe Wahrnehmungsstörungen. Ich höre manchmal nichts mehr, nehme meine Umgebung nicht mehr wahr, versalze das Essen oder salze zu wenig, ohne es selbst zu schmecken. Ich falle regelrecht auf unter Leuten durch das plötzliche Einfrieren und Starren. Na ja, ich bin eigentlich intelligent und nicht abergläubisch. Doch diese Dinge haften an mir wie Pech und sie schränken mich sehr ein. Freundschaften sind für mich etwas unmöglich Realisierbares. (IGPP, 06757; E-Mail)

Der Klient schildert psychophysische Dissoziationen, unter anderem Schlafparalysen, bei denen das Selbstmodell und das Weltmodell zwar präsent und unterschieden, aber Bewegungsabsicht und Körper nicht integriert sind. Das „völlige Verschwinden“ von Gedanken, der Verlust des Zeitgefühls und das „Wegtreten“ sind hingegen Symptome der Nichtkategorialität. Beiden Dynamiken gemeinsam ist die schwindende Integration von Kategorien – einmal durch Spaltung, das andere Mal durch Verlust. Daher sind Überlappungen von kate-

gorialer Dissoziation und nichtkategorialer Dissoziation nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich. Insbesondere AgE, die mit schlaf- und tranceartigen Zuständen assoziiert sind, haben noch Berührung mit den prä- und nichtkategorialen Schichten des Bewusstseins, aber auch schon Zugang zum kategorialen Modus, der aber in diesem Stadium noch nicht auf einem vollständigen Integrationsniveau arbeitet.

AgE stellen kognitive Realitätsmodelle infrage, aber die Gültigkeit des phänomenalen Realitätsmodells wird dabei in der Regel nicht erschüttert. Ganz im Gegenteil setzen die meisten AgE die Unterscheidung zwischen Selbst und Welt voraus, weshalb sie als kategoriale AgE bezeichnet werden. So sind ASW-Erfahrungen ohne außergewöhnliche Verbindungen zwischen separaten Repräsentationen im Selbstmodell und im Weltmodell gar nicht denkbar. Allerdings kann, wenn diese sich in sinnvollen Koinzidenzen zusammenfügen, im Moment eines sogenannten Klarbewusstseins (Kap. 4.3.1) eine Ganzheit in Richtung Akategorialität aufscheinen. Überlegungen dazu werden noch ausgeführt (Kap. 4.2.2). Dass eine Einheit von Selbst und Welt nicht nur beim „Aufsteigen“ von präkategorialen Eindrücken ins Bewusstsein, sondern auch beim „Absinken“ bzw. einer Regression des Bewusstseins in Richtung Nichtkategorialität erlebt werden kann, illustriert folgende AgE, an die sich eine IGPP-Klientin in ihrer Schulzeit erinnert:

AgE-Bericht 23

Ich saß damals im Unterricht, kurz vor einer Prüfung und war sehr aufgeregt. Ich habe irgendwann einmal von meiner Mutter autogenes Training gezeigt bekommen. In der Situation wollte ich das noch mal anwenden, um mich etwas zu beruhigen. Ich saß also am Tisch in der Klasse, habe meine Hände zusammengefaltet gegen meine Stirn gestellt und das autogene Training angefangen. Plötzlich fand ich mich in einer Situation wieder, die ich bisher noch nicht kannte. Ich hatte kein Körperbewusstsein mehr, also weder ein Wissen über meinen momentanen Aufenthalt noch über meinen Körper. Ich hatte kein Gefühl der Arme und Beine mehr, und auch nicht, dass ich auf einem Stuhl sitze. Das Einzige, was ich wahrgenommen habe, war ein Gefühl im Kopf und im Herzen, ohne sie organisch zu fühlen. Die Situation war nicht unangenehm. Ich habe mich sogar geborgen gefühlt. Gesehen habe ich nur Dunkelheit, aber nicht die, die man sieht, wenn man die Augen geschlossen hat. Ich habe eine dunkle Weite gesehen und ich meine, mich auch erinnern zu können, Sterne gesehen zu haben. So als würde man im Weltall schweben und die weit entfernten Sterne sehen. Ich hatte den Eindruck, rein die Seele wahrzunehmen. Plötzlich bin ich erwacht und ich habe mich mehr als erschrocken, als ich feststellte, dass ich noch im Klassenzimmer saß. Ich hatte in dem Moment kein Zeitgefühl mehr. Ich wusste nicht, ob ich die Arbeit schon geschrieben hatte oder wie lange ich „weg“ war. Ich habe meine Sitznachbarin gefragt, was los war, und sie wusste gar nicht, warum ich sie angesprochen hatte. Vermutlich war ich wirklich nur für wenige Sekunden weg. (IGPP, 06853; E-Mail)

In dieser Erfahrung finden wir einen Verlust an Bewusstheit und Differenzierung, der im Unterschied zum AgE-Bericht 22 und insbesondere 8b (Kap. 1.6.1) durchaus als angenehm

empfunden wird und in einen fast unbewussten schlafartigen Zustand mündet. Will man die „archetypisch“ anmutenden Eindrücke, die offensichtlich dem experientiellen System entstammen, in die nüchternen Illustrationen zur Darstellung der nichtlinearen Dynamik mentaler Zustände übertragen, bleibt eine stark abgeflachte Potenziallandschaft, die kaum noch die in sich schon nicht mehr differenzierten Metakategorien des Selbst („rein die Seele“) und der Welt („weit entfernte Sterne“) als eigenständige lokale Minima bzw. Attraktoren erkennen lässt. Erfahrungen, die von gewöhnlichen Zuständen der Nichtkategorialität, wie etwa im Schlaf, abweichen, und in denen mit der Dualität des phänomenalen Realitätsmodells das Selbst und die Welt schwinden, werden als *nichtkategoriale AgE* definiert (Fach, 2011b).

4.2.2 Akategoriale AgE

Im Unterschied zu einem nichtkategorialen „Einheitserleben“ gibt es auch Bewusstseinszustände, die mit Ganzheitserfahrungen völlig anderer Art einhergehen. Hier kommen die akategorialen Übergangszustände ins Spiel, die im mentalen Geschehen des kategorialen Tageswachbewusstseins ständig durchlaufen werden (Atmanspacher & Fach 2005). Aufgrund ihrer Instabilität bleiben sie gewöhnlich unbewusst, aber unter bestimmten Umständen können sie ins bewusste Erleben treten. Petzold bezeichnet solche Zustände, die mit schöpferischer Inspiration, mit existenziellen Einsichten und Ganzheitserfahrungen einhergehen, als „klarbewusst“ (Kap. 4.3.1). In ihnen „wird die Subjekt-Objekt-Spaltung überwunden, ein integriertes Bewusstsein, das dennoch nicht auf Komplexität verzichtet und das keine Differenzen einebnet“ (1993, S. 261). Petzolds Charakterisierung des Klarbewusstseins macht deutlich, dass hier anders als bei einer Regression in nichtkategorialer Richtung die Potenziallandschaft erhalten bleibt und die Kategorien nicht abflachen. Erfahrungen in Richtung Akategorialität können zum Beispiel durch kreatives Tun oder spirituelle Praktiken induziert werden, aber auch spontan und weniger spektakulär als in Berichten über mystische Erfahrungen auftreten, wie dieses Beispiel aus der IGPP-Beratung zeigt:

AgE-Bericht 24

Ich war damals jünger als 10 Jahre alt. Ich habe im Garten gespielt und mich unter einem Johannisbeerstrauch versteckt. Das Ganze hatte ein bisschen was von einer Höhle, weil um den Strauch herum hohe Grasbüschel wuchsen. Ich erinnere mich daran, dass ich eine bestimmte Art von „Empfindung“ oder „Eindruck“ hatte. Ich hatte das Gefühl, dass alles um mich herum miteinander verbunden war, mich selbst eingeschlossen. Es war noch alles als Objekt da: Bäume, Sträucher, ich selbst, aber alles war irgendwie auch miteinander verbunden. Ich würde dafür heute einen Vergleich mit Milchreis heranziehen (bitte nicht lachen, aber besser kann ich es nicht beschreiben). Die Reiskörner sind da, die Milch, das Ganze zu einem Brei gekocht. Man kann die Reiskörner noch erkennen, die Milch, die die Körner verbindet, aber alles zusammen ist eindeutig ein Ganzes, nämlich „Milchreis“. Ich dachte damals, dass das ein „komi-

sches Gefühl“ ist. Mehr konnte ich damit nicht anfangen. Wahrscheinlich ist mir dieses Erlebnis im Gedächtnis geblieben, eben weil es sich so „komisch“ anfühlte. Ich glaube, ich würde mich schon noch gerne mit Ihnen unterhalten [...]. Aber ich bin ehrlich, ich kann mir schwer vorstellen, darüber am Telefon zu reden. Ich komme mir dabei irgendwie komisch vor, und es ist mir auch unangenehm. Ich habe schon Angst, als „abgedreht“ zu erscheinen (IGPP, 03459; E-Mail).

Die Ratsuchende erlebte eine Einheit von Selbst und Welt in der „alles um mich herum miteinander verbunden war, mich selbst eingeschlossen“. Dieses Einheitserleben ist akategorial, denn es „war noch alles als Objekt da“. Eine ähnliche Phänomenologie schildert Schmidt-Salomon (2010) bei seiner Erfahrung auf dem Universitätscampus: „Ich war ‚eins mit der Welt‘, auf eine eigenartige Weise ‚entselbstet‘, ‚eigenschaftslos‘, leer, und doch über- voll an Eindrücken“ (Kap. 1.2.3, AgE-Ber. 3a). Solche AgE, die das phänomenale Realitätsmodell, anders als nichtkategoriale AgE, *ohne Verlust der Differenzierung* zwischen Selbst und Welt relativieren, bezeichnen wir als *akategoriale AgE*. Eine Situation, die exakt im Bild eines akategorialen Zustands auf einem Potenzialgipfel zum Ausdruck kommt, denn jedes lokale Maximum setzt lokale Minima voraus – keine Akategorialität ohne Kategorien. Ein wesentlicher Unterschied zwischen nichtkategorialen und akategorialen Zuständen besteht darin, dass sie in der Potenziallandschaft prinzipiell unterschiedlich lokalisiert sind. Interpretiert man verschiedene Ausprägungen der Potenziallandschaft „im weitesten Sinn und vorbehaltlich einer angemessenen Definition als eine Art ‚psychischer Energie‘, z. B. als Aufmerksamkeitsaufwand, sind akategoriale Zustände grundsätzlich immer ‚energetisch angeregt‘ und ‚relaxieren spontan‘, wenn dem nichts entgegensteht“ (Atmanspacher & Fach, 2005b, S. 94). Von akategorialen Erfahrungen kann demnach gesprochen werden, wenn gewöhnlich instabile und flüchtige „Gipfelzustände“ Eingang in das bewusste Erleben finden und bewusst erlebt werden, was selten geschieht. Sie aktualisieren dann etwas, das nicht in, sondern „zwischen den Kategorien“ liegt. „In such ‘in-between states’ different representations can be experienced as possibilities without being individually actualized. Dynamically speaking, the continuous representational ground of a mental system can flash up between individual actualized representations and become consciously and phenomenally accessible“ (Atmanspacher & Fach, 2019, S. 7).

Als ein Beispiel für Bewusstseinszustände, die allgemeiner verbreitet sind und unter Umständen in voll ausgeprägte akategoriale AgE münden, drängt sich das von Csikszentmihalyi (1999) als „Flow“ bezeichnete Phänomen auf. Flow-Erlebnisse zeichnen sich dadurch aus, dass Menschen vollständig in ihrem Tun aufgehen, vorzugsweise dann, wenn ihre sportliche, künstlerische oder anderweitige Kompetenz an der Grenze des Könnens gefordert ist:

Viele der von uns interviewten Leute, und vor allem diejenigen, die sich an ihren Aktivitäten am meisten freuen, erwähnten, daß sie im Stadium höchster Beteiligung jeweils den Sinn für sich selbst als eigenständige Einheiten verlieren und sich so sehr mit ihrer

Umwelt in Harmonie fühlen, daß sogar ihre Identität mit dieser zu verschmelzen scheint. In gewisser Weise kommt dieser Befund nicht unerwartet. Die großen östlichen Traditionen physischer und „spiritueller“ Kontrolle beispielsweise fußen offensichtlich auf demselben Paradox. (Csikszentmihalyi, 1999, S. 220)

Da anspruchsvolle Tätigkeiten wie etwa Extremklettern nicht ohne kategoriale Repräsentationen und steuernde Funktionen ausgeführt werden können und Flow-Erlebnisse die phänomenale Kluft zwischen Selbst und Welt erheblich reduzieren, liegt es nahe, sie mit einem akategorialen Szenario in Verbindung zu bringen. Man kann sich vorstellen, dass der Bewusstseinszustand bei Flow-Erlebnissen in einem hoch angeregten Zustand über lokale Maxima gleitet, ohne in den umgebenden Minima eine stabile Lage einzunehmen und an Repräsentationen zu haften, sodass ein Flow von Repräsentationen entsteht, in dem sich Elemente des Selbstmodells und Weltmodells dynamisch in einem ganzheitlichen Erleben verbinden und nicht mehr separiert erscheinen.

Im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen ganzheitlich-experientieller und rational-analytischer Informationsverarbeitung könnte man Flow auch als einen schnellen und stetigen Wechsel zwischen den beiden Modi interpretieren. In diese Richtung argumentiert Caspar (1997), dessen Studie nahelegt, dass erfahrene Therapeuten, die in der Lage sind, in ihrer Arbeit intuitive und rational-analytische Elemente zu verbinden, deutlich bessere Resultate erzielen, als das alleine mit einem der beiden Modi möglich wäre: „The basic idea, which is in line with Pascual-Leone (1990) and other authors, is that in a domain like clinical hypothesis-generation, the best results are achieved by a combination of intuitive and rational-analytic information processing“ (1997, S. 120).

Im Szenario der Potenziallandschaft wären solche schnellen Wechsel durch eine Abflachung der lokalen Minima darstellbar, das hieße unter Beteiligung von tendenziell nichtkategorialen Prozessen. Dadurch würde jedoch die Differenziertheit des Bewusstseins abnehmen, was beim Flow im Hinblick auf die zu lösenden Aufgaben nicht plausibel ist. Die Annahme, dass die blitzschnellen Übergänge zwischen differenzierten mentalen Repräsentationen durch zusätzliche, extrem beschleunigte Modulationen der Potenziallandschaft ermöglicht werden, ist angesichts unterschiedlicher Zeitskalen (Kap. 4.1.1) ebenfalls nicht plausibel. Wir können bei intuitiven Prozessen deshalb eher von einem akategorialen Szenario ausgehen. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, dass man das gleichzeitig hochdifferenzierte und ganzheitliche Flow-Erleben statt als eine direkte Interaktion zwischen Prozessen des rationalen und des experientiellen Systems auch als deren Integration in einem integralen System verstehen kann.

Im Unterschied zu einem Flow, bei dem die Dynamik des mentalen Geschehens durch äußere Anregung und Herausforderung stimuliert wird, kann eine Relaxation mentaler Zu-

stände in kategoriale Attraktoren aber auch durch absichtsvolle Selbstregulation und mentale Autonomie (Kap. 3.1.5) verhindert werden. Dabei wird ein lokales Maximum so nachgeführt, dass ein Zustand auf diesem in einem dynamischen Gleichgewicht verharrt. „Eine solche Strategie könnte analog zu den Balanceakten eines ‚Gleichgewichtskünstlers‘ etwa als ‚mentale Akrobatik‘ verstanden werden“ (Atmanspacher & Fach, 2005b, S. 95). Das lässt an meditative Techniken denken, in denen mittels einer mentalen Praxis des „Nichtanhaftens“ – gemeint ist das Vermeiden kategorialer Bewusstseinszustände – ein akategorialer „Ruhezustand“ eingenommen und laut spirituellen Traditionen ein „reines Gewahrsein“ und „Leere“ erlebt wird. Die schon erwähnten Studien mit bistabilen Stimuli und akategorialen Bewusstseinszuständen bestätigen nicht nur, dass Meditierende über höhere Aufmerksamkeitskapazitäten und eine bessere Aufmerksamkeitsfokussierung verfügen, was sich in weniger und intensiver wahrgenommenen Wahrnehmungswechseln offenbart, sondern zudem veränderte Hirnfunktionen aufweisen, die auch außerhalb der Meditationspraxis im EEG sichtbar sind (Kornmeier et al., 2017).

4.2.3 Relativierung des phänomenalen Realitätsmodells

Metzinger interpretiert alle Erfahrungen, die das phänomenale Realitätsmodell relativieren, wie Feil und Atmanspacher (2010) herausgearbeitet haben, im Sinne eines nichtkategorialen Szenarios. Akategoriale AgE und spirituelle Einheitserfahrungen sind für ihn per se der Ausdruck einer defizitären Bewusstseinsverfassung:

Wenn man nur das phänomenologische Hauptmerkmal herausgreift, das sich in vielen Berichten über Erleuchtungserlebnisse findet – nämlich die Auflösung des Selbst, das vollständige Verschwinden des Ichgefühls –, dann gibt es keinen Grund, Berichten über solche Zustände Glauben zu schenken, und zwar weil sie selbstwidersprüchlich sind. Wenn überhaupt kein Selbst da war, wer ist es dann, der uns diese Erfahrung berichtet? Wenn das erlebende Subjekt sich wirklich aufgelöst hat, wie kann es dann überhaupt ein autobiographisches Gedächtnis für den fraglichen Zeitraum geben? (Metzinger, 2014, S. 402–403)

Metzinger unterscheidet ganz offensichtlich nicht zwischen den phänomenologischen Merkmalen nichtkategorialer und akategorialer Erfahrungen und setzt diese gleich. In den AgE-Berichten 8b (Kap. 1.6.1), 21, 22 und 23 (Kap. 4.2.1) wurden regressive, traumartige und mit Dunkelheit assoziierte nichtkategoriale AgE, die zu einem Orientierungsverlust und bis zu einer Auflösung von Selbst- und Welt führen können, geschildert. Wenn Metzinger fragt, ob es „überhaupt stabile, nicht zentrierte repräsentationale Gesamtzustände ohne wesentliche Einbussen [sic] an Funktionalität und kognitivem Gehalt, ohne Regression, Bewußtseinseintrübung oder Deliranz gibt“ (1999, S. 184), dann glauben wir, das phänomenologisch bejahen zu können. Erfahrungen, die sich im transkategorialen Modus hin zur Akategorialität bewegen, zeichnen sich im Gegensatz dazu durch Qualitäten wie „Weite“, „Helligkeit“, „Klarheit“

und „Höhe“ aus. Wenn solche Erfahrungen die Dualität des phänomenalen Realitätsmodells relativieren, sprechen wir, wie im vorhergehenden Kapitel ausgeführt, von akategorialen AgE. Der folgende Bericht einer jungen Frau, die nach einem schweren Motorradunfall mit lebensgefährlichen Verletzungen schließlich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, illustriert den Unterschied zwischen nichtkategorialen und akategorialen AgE noch einmal in eindrucksvoller Weise (vgl. Fach, 2017):

AgE-Bericht 25a

Das Erlebnis hatte ich in der ersten Nacht, wo ich zu Hause bei meinen Eltern schlafen konnte. Ich sah gegen elf Uhr nachts noch einen Krimi, und da es auch dort um den Tod ging, ließ mich das Thema nicht mehr los. Ich ging in mein Zimmer und überlegte, was wohl danach kommen würde. Ich dachte mir alles Mögliche aus – es war ein sehr ruhiges, aber intensives Nachdenken. Dann kam ich an den Punkt, wo ich, ohne eine Antwort zu haben, nicht aufgeben wollte. Es war ein aufrichtiges Wollen in mir, zu erfahren, was das Leben denn eigentlich ist und was danach kommen würde. Nicht mehr und nicht weniger. Plötzlich hatte ich eine Vision, die viel echter und farbenfroher war als die Wirklichkeit, daher bin ich immer frustriert, wenn ich das erzähle, weil alle meinen, ich hätte mir was eingebildet. Ich meine, das, was ich ihnen jetzt schreibe, ist viel weniger „wirklich“ als das, was ich gesehen und gefühlt habe. In der Mitte des Zimmers, eher schon zur Decke hin, entstand ein Bild – es lebte und es hatte in jeder Zelle Bedeutung – es war ein Geschenkpaket – blau mit roter Schleife. Ich weiß, dass Ihnen das jetzt sehr einfach vorkommt, aber es war das schönste Paket, das ich je gesehen habe. Die Schleife glänzte und lebte, und sie erzählte mir förmlich davon, dass ihre Bedeutung mein jetziges Leben ist. Und wie es mit Paketen so ist, ist das Geschenk ja erst im Inneren, die Schleife zieht man bald hinunter, um zum Wesentlichen zu kommen – und das blaue Geschenk war eben ich, mein „wahres“ Leben – eine Form von Unsterblichkeit – Unendlichkeit etc. Ich kann es nicht in Worte fassen, aber es war ziemlich heftig, dieses Paket mit dieser Bedeutung zu sehen. Irgendwann, als ich genug gesehen und verstanden hatte, war die Vision weg und in mir blieb eine unendliche Liebe, eine tiefe Dankbarkeit. Ich ging irgendwie in diesem Gefühl auf und plötzlich explodierte in mir etwas im Bauch, es begann wie eine lichte Masse zu „wabern“ und wurde breiter, indem es sich strahlenförmig in den Rest meines Körpers ausbreitete, auf ca. drei Etappen, bis ich ganz Licht war. Ich sah irgendwie, wie dieses Licht meinen Körper auflöste bzw. „erleuchtete“, es war schön – es war Geborgenheit, Stärke und Liebe. Weißes Licht. Und ich war eben dann nur mehr dieses Licht. [...] Am nächsten Morgen stand ich auf und fühlte mich wie eine Heilige [...]. Ich sah alles in einem anderen Licht. Die Pflanzen hatten dieses Licht ebenso in sich wie die Straße – die Bäume, alles war irgendwie durchflutet von dem Licht, das ich noch in der Nacht war bzw. gefühlt habe. Und ich hatte so viel Wissen in mir, das ich jetzt nicht mehr weiß. (IGPP, 03100; E-Mail)

Die Klientin beschreibt hier einen Erlebnisprozess, der durch ein intensives Nachdenken im kategorialen Modus – angetrieben durch ihre innere Auseinandersetzung mit dem Trauma eines schweren Unfalls mit lebensgefährlichen Verletzungen – initiiert wird. Mit zunehmenden

der Erregung kommt es zu einer außergewöhnlichen Erscheinung im Weltmodell. Das in der Außenwelt wahrgenommene Geschenkpaket „lebt“ und evoziert außergewöhnliche Gefühle und leibliche Empfindungen im Selbstmodell. Die internalen Phänomene korrespondieren wiederum mit dem Geschenkpaket, dessen Bedeutung „ihr Leben“ ist. Bis hierhin bewegt sich das Geschehen noch in einem „intakten“ phänomenalen Realitätsmodell. Dann vereinigen sich die intensiven Gefühle und leiblichen Regungen in einer akategorialen Verschränkung von Selbst und Welt in „Licht“. Dieses Licht verbindet ähnlich wie im AgE-Bericht 24 (Kap. 4.2.2) mit der „Milchreis-Interpretation“ die Gegebenheiten der Innen- und Außenwelt in einer transkategorialen und klarbewussten Ganzheitserfahrung mit „so viel Wissen“. Das Bewusstsein geht nicht verloren, sondern nur die eindeutige Lokalisation von Repräsentationen in den Kategorien des phänomenalen Realitätsmodells. Der Versuch, akategoriale AgE in propositionaler Sprache zu fassen, erfordert zwangsläufig paradoxe, metaphorische, letztlich doch kategoriale Formulierungen, die ihnen nicht gerecht werden können. Die wesentlichen Komponenten akategorialer AgE hat Stace (1960) anhand eines Quellenstudiums verschiedenster mystischer Traditionen und spiritueller Disziplinen herausgearbeitet. Wir fassen sie hier wie folgt zusammen:

- Einheitsbewusstsein, in dem alle Dinge verbunden sind, reines Bewusstsein einer „Leere“ oder „Einheit“, Erleben einer Einheit allen Seins;
- Aufhebung von Zeit und Raum;
- Erleben erscheint viel realer als normales Tageswachbewusstsein;
- Intensive Gefühle des Friedens, der Freude, der Liebe, des Geborgenseins;
- Erleben eines Kontaktes mit etwas „Heiligem“, „Göttlichem“ oder „Absolutem“;
- Gegensatzvereinigung, Gesetze der Logik scheinen aufgehoben zu sein;
- Intellektuelle Funktionen scheinen durch höheres Bewusstsein ersetzt zu sein;
- Erfahrung kann nicht in konventioneller Sprache ausgedrückt werden.

Überbewusst und auch unterbewusst induzierte Erfahrungen, die im Alltagsbewusstsein nicht verarbeitet und integriert werden können, „führen – einzeln oder in Kombination, unmittelbar oder sekundär durch die Reaktion der Umgebung – zum Versagen vor den Alltagsaufgaben des Lebens, zu Leid und Alienation – und erhalten damit Krankheitswert“ so Scharfetter (2010, S. 53). Ungefähr so hat es sich auch im Fall der Klientin mit der Lichterfahrung entwickelt (vgl. Fach, 2017):

AgE-Bericht 25b

Irgendwann bin ich dann „aufgewacht“. Mir fehlt ein Teil dieses Erlebnisses, denke ich. Also wieder aufgewacht, fühlte ich, wie das normale Licht und die Dunkelheit da waren. Eben noch war alles so hell und ich war so dunkel. Ich wußte bis zu dem Zeitpunkt gar

nicht, dass Dunkelheit wehtun kann. Es war, als würde mein „normaler“ Zustand mich bedrohen, da waren diese Geborgenheit und Stärke nicht mehr, die ich zuvor fühlte, es war definitiv eine andere Form zu sein. Ich sehnte mich nach dem Licht und ich wusste gleichzeitig, dass ich das nur sein konnte, wenn ich tot bin [...]. Wenn ich Ihnen davon schreibe, wird mir jetzt noch schlecht. Das Erlebnis hat mich existenziell bedroht. Ich habe oft Angst gehabt, wieder dieses Licht zu sehen oder zu fühlen, weil ich damit nicht umgehen kann – konnte. Ich hatte Angstneurosen nach dem Erlebnis und Angst vorm Schlafengehen – oft hatte ich das Gefühl, mich aufzulösen, meinen Körper nicht mehr zu fühlen – Angst vor dieser Körperlosigkeit. Vielleicht war es ja sogar ein religiöses Erlebnis, aber ich war nicht fertig, es zu verkraften. Am gleichen Tag noch hatte ich das Gefühl, dass etwas hinter mir bei mir war, was mir befahl zu sterben, da ich „woanders“ gebraucht werde. Ich dachte mir, „blöd jetzt, wie soll ich sterben?“, und legte mich einfach hin und wartete, ob was passiert. Meinen Eltern sagte ich, dass es mir zwar leidtut, ich aber jetzt sterben müsse – die lieferten mich in den Spittal ein und dort belehrten mich die Schwestern eines Besseren. (IGPP, 03100; E-Mail)

Bemerkenswert ist der Umschwung in der Bewertung der Erfahrung. Ursprünglich hat sie all die Attribute des „Hellen“, „Hohen“ und „Erhabenen“, die klar- und nichts-bewussten Zuständen zugeschrieben werden. Nach der Rückkehr in den normalen kategorialen Modus des Tageswachbewusstseins kommt es jedoch zu Komplikationen. Alles erscheint vergleichsweise so „dunkel“. Die Lichterfahrung ist für das kategoriale Ichbewusste, das diese nicht mehr fassen kann, nun offenbar eine bedrohliche Vorstellung. Die zuvor erlebte Weitung wird nicht mehr als Verbundenheit und Überschreitung des phänomenalen Selbst, sondern als dessen Auflösung und Verlust begriffen, ganz ähnlich wie bei den Meditationserfahrungen, über die in den Fallauszügen 8a und 8b (Kap. 1.6.1) berichtet wurde. Eine empirische Parallele finden wir in der schon erwähnten Studie von Kohls (2004), in der eine akategoriale „positive Mystik“ und eine nichtkategoriale „negative Mystik“ unterschieden wurden (Kap. 1.6.1).

Wichtig ist, dass diese gegensätzlichen Abweichungen vom normalen Ichbewussten in Kohls Studie unabhängig von Psychosesymptomen eigenständige Faktoren bildeten. Es fällt aber auf, dass die negative Mystik mit der angstvollen Ichauflösung eindeutig die Kennzeichen der Nichtkategorialität trägt. Laut Scharfetter gibt es „keine Pathologie des Unterbewusstseins und keine des Überbewusstseins. Psychopathologie bedeutet Dysfunktion im Tagesbewusstsein. Diese mag manchmal ihre Auslöser in so genannten Unter- und Überbewusstseinsereignissen haben“ (2008, S. 123). Nichtkategoriale und akategoriale AgE sind nicht an sich, sondern bei negativen Auswirkungen auf das Ichbewusstsein – der operativen Ebene der Psychologie – psychopathologisch relevant. Im Grenzfall eines nichtkategorialen Zustands könnte man nicht einmal mehr von einer AgE sprechen, weil es dann, anders als bei akategorialen Zuständen, keine Ich-Kategorie und keinen Erfahrenden mehr gibt. In Richtung Nichtkategorialität bilden sich Attraktoren in der Potenziellandschaft zurück, sodass die

potenziellen kategorialen Zustände instabil und flüchtig werden. Bei einem extremen Abflachen lokaler Minima können vormals verfügbare Repräsentationen schließlich gar nicht mehr aufgefunden werden. Bei einer dissoziativen Amnesie hingegen sind Gedächtnisinhalte nicht zerstört, die entsprechenden Attraktoren können aktuell nur nicht eingenommen bzw. Erinnerungen nicht mental repräsentiert werden. Das Kontinuum von gesunder bis pathologischer Dissoziation ist demnach von einer nichtkategorialen Regression zu unterscheiden. Zum Beispiel manifestieren sich auch dissoziative Identitätsstörungen auf der Ebene des kategorialen Bewusstseinsmodus. Hier werden vom primären System und experientiellen System verarbeitete Eigenzustände des Organismus nicht in einem, sondern in mehreren Selbstmodellen repräsentiert. Man kann vermuten, dass Psychosen ebenfalls durch einen Ausfall integrativer Funktionen bedingt sind. Aus Sicht des Dissoziationsmodells können Schizophrenien als die extremste Form einer pathologischen Dissoziation gesehen werden (Scharfetter, 1999).

4.3 Bewusstseinspektrum

Wir kommen jetzt zur Darstellung eines integralen Bewusstseinspektrums, in dem wir die drei Bewusstseinsmodi mit dem phänomenalen Realitätsmodell und Epsteins Informationsverarbeitungssystemen in Beziehung setzen. Dabei werden das primäre, das experientielle und das rationale System noch durch ein „integrales System“ ergänzt. Das Zusammenwirken der drei Bewusstseinsmodi und der vier Systeme wird mit einer „komplementären Induktion“ erklärt. Es wird argumentiert, dass die kategorialen Prozesse des rationalen Systems nicht allein aus der präkategorialen Informationsverarbeitung des experientiellen Systems hervorgehen können, sondern nur in Verbindung mit transkategorialen Prozessen.

4.3.1 Integrales Modell

Die formal, phänomenologisch und empirisch gut untermauerten akategorialen Bewusstseinszustände geben Anlass, schließlich noch ein viertes System in Betracht zu ziehen, das wir als *integrales System* bezeichnen. Bei Petzold (1993) finden wir einen konzeptuellen Entwurf, in dem wir das integrale System verorten können und der es erlaubt, alle vier Systeme in Beziehung zu setzen. Er beschreibt ein Bewusstseinspektrum, das vom kategorialen Tageswachbewusstsein in seiner Mitte zum einen mit abnehmender Reflexivität und Differenzierung über ein „Mitbewusstes“, „Vorbewusstes“ bis in das im Leiblichen gegründete, nichtkategoriale „Unbewusste“ ausstrahlt, zum anderen mit zunehmender Reflexivität über „Ichbewusstes“ und „Klarbewusstes“ bis in ein akategoriales „Nichts-Bewusstes“, einem Begriff, mit dem das reine und inhaltsleere Gewahrsein in mystischen und spirituellen Erfahrungen angesprochen ist. „Was im Lichte unseres Bewußtseinsfeldes für uns greifbar wird, bricht

sich zum einen an der Schwelle zum Unbewußten, zum anderen an der Schwelle zum Nichtsbewußten“, so Osten (1995, S. 41).

In Abbildung 12 wird, in Anlehnung an eine Darstellung von Petzolds Spektrum in Osten (1995, S. 37; Abb. 1), eine Zusammenschau der Bewusstseinsbereiche mit den Informationsverarbeitungssystemen (experientiell, rational, primär, integral), den Modellen der mentalen Repräsentation und den kategorialen Modi gegeben. Die kategorialen Modi wurden innerhalb der sich in konzentrischen Kreisen ausbreitenden Bewusstseinsbereiche weiter ausdifferenziert: Das Vorbewusste, das zwischen dem nichtkategorialen Unbewussten und dem kategorialen Wachbewussten liegt, wird als *präkategorial* bezeichnet. Der klarbewusste Bereich, der vom kategorialen Wachbewussten zum akategorialen Nichts-Bewussten führt, wird *transkategorial* genannt. Links außerhalb des Spektrums findet sich neben den Bezeichnungen der Bewusstseinsbereiche auch Scharfetters Dreiteilung, bei der sich das Wachbewusstsein wie bei Petzold im Zentrum befindet.

Die Abbildung kann von unten nach oben so gelesen werden, dass auf der Ebene des nichtkategorialen Unbewussten physische Gegebenheiten des Organismus durch das primäre System in präkategorialer Form für das experientielle System verfügbar werden. Dort werden sie vorbewusst weiterverarbeitet und in mitbewusste und kategoriale Repräsentationen überführt. Das Mitbewusste steht nicht im aktuellen Fokus der bewussten Aufmerksamkeit, kann aber jederzeit wahrgenommen werden. „Das Vorbewußte enthält Materialien aus den oberflächlichen Schichten des Unbewußten, oder abgesunkenes Material, das sich nicht in den Abgründen des Unbewußten verloren hat“ (Osten, 1995, S. 37). Vorbewusste Inhalte werden im experientiellen System verarbeitet und können vom kategorialen rationalen System für rational-analytische Operationen aufgegriffen werden. Angewendet auf die begrifflichen Unterscheidungen (Kap. 1.1.1) von Mayer und Schetsche (2012) verarbeitet das primäre System Ereignisse, das experientielle System macht daraus Erlebnisse und das rationale System macht aus den Erlebnissen Erfahrungen.

Der durch das experientielle System erzeugte Erlebnisraum deckt sich weitgehend mit dem phänomenalen Realitätsmodell, und das, was Petzold als „Ichbewusstes“ bezeichnet, ist dessen Ausdifferenzierung in Selbst und Welt. Auf der Basis des Selbst- und Weltmodells kann das rationale System für das Ichbewusstsein kognitive Realitätsmodelle generieren: „Im Ichbewußten spitzt sich die awareness zu, sie gewinnt an Schärfe und Prägnanz. Sie verläßt die passiv-rezeptive Sinneswahrnehmung [...] und stellt in aktiver Perzeptivität fest: ich bin es, der hinschaut, hinhört und handelt“ (Osten, 1995, S. 39).

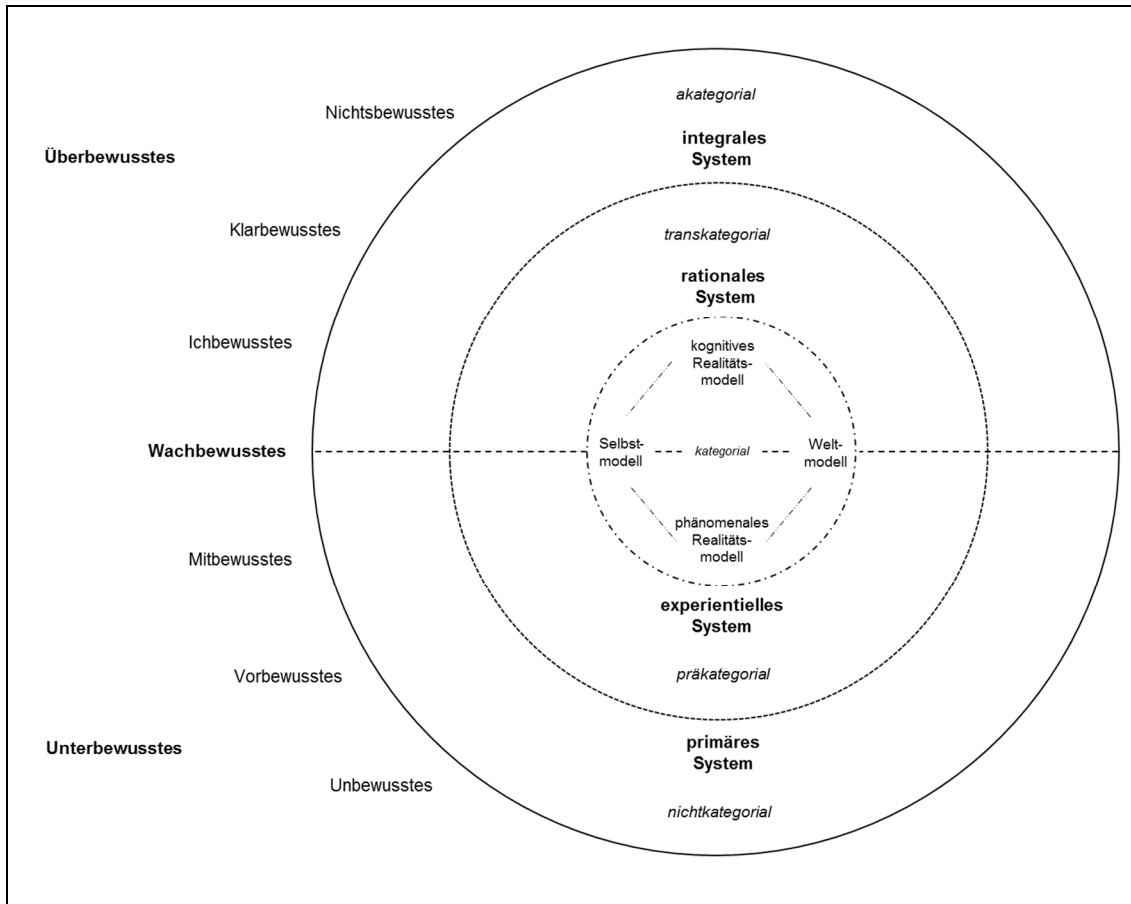


Abb. 12: Synopsis der Bewusstseinsmodi und Informationsverarbeitungssysteme

Bewusstseinspektrum nach Petzold (am Kreis außen); Dreiteilung nach Scharfetter (außen fett); Informationsverarbeitungssysteme nach Epstein (innen fett, ergänzt um integrales System); mentale Modelle nach Metzinger (innen, ergänzt um kognitive Realitätsmodelle); Bewusstseinsmodi nach Atmanspacher und Fach (innen kursiv, ergänzt um prä- und transkategorial).

Mit dem experientiellem System und rationalen System und den Modellen der mentalen Repräsentation, die im Bereich des Mit- und Ichbewussten im Tageswachbewusstsein zusammenwirken, ist die konventionelle Bewusstseinspsychologie beschrieben. Darüber hinaus wird davon ausgegangen, dass die kategoriale Informationsverarbeitung akategoriale Zustände voraussetzt (Kap. 4.2.2). Diese Übergänge zwischen kategorialen Repräsentationen können unter gewissen Umständen transkategorial als „Flow“ (Csikszentmihalyi, 1999) oder als sonstige Überschreitungen von Kategorialität im Klarbewusstsein erlebt werden. Das Klarbewusstsein umfasst „das intuitive und synoptisch-synergetische Vermögen, das wir in kreativem und kontemplativem Tun erreichen können“ (Osten, 1995, S. 40). Vom präkategorialen Vorbewusstsein her können wir hingegen spüren, wie sich eine kategoriale Differenzierung und Repräsentation anbahnt, wenn uns zum Beispiel ein Wort noch nicht einfällt, aber schon auf der Zunge liegt. „Das Vorbewusste zeichnet sich durch die Qualität des ‚Erahnens‘ aus (Ereignisse werfen ihre Schatten voraus)“. Seine Inhalte werden zum größten Teil in

unwillkürlichen Symbolisierungsprozessen und Inszenierungen zum Ausdruck gebracht“, so Osten (1995, S. 37–38).

Das Es und das Vorbewusste dienen als die „Steigrohre des Unbewussten“ von denen Bender (1972) sprach (Kap. 1.5.6). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Pöppels Bestimmung des Vorbewussten und Unbewussten unter zeitlichen Gesichtspunkten:

Da die Möglichkeit, bewußt zu werden, sich nur auf die Zukunft beziehen kann, ist es angebracht, vorbewußt zeitlich – und nicht topologisch – zu interpretieren. Mit „nicht topologisch“ ist gemeint, daß es nicht sinnvoll erscheint, eine Instanz des Vorbewußten anzunehmen, womöglich irgendwo im Gehirn lokalisiert. [...] Das Unbewußte wird als dauernd tätig angesehen. [...] Diese Wirkungen können sich jedoch nur in der Zukunft auswirken [...] Was jetzt unbewußt ist und drängt, bewußt zu werden, kann dies frühestens [...] beim nächsten Bewußten, das jetzt noch vorbewußt ist. (1997, S. 190–191).

Pöppel spricht sich ausdrücklich gegen parapsychologische Hypothesen aus. Dennoch wirft die Vorstellung eines nichtkategorialen Unbewussten, dem ein präkategoriales Vorbewusstes entspringt, das unserem kategorialen Bewusstsein zeitlich immer voraus liegt, ein interessantes Licht auf die erkenntnistheoretischen Probleme im Zusammenhang mit ASW und Präkognition (Kap. 2.3), wenn wir Nichtkategorialität im Sinne des Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8) mit Nichtlokalität assoziieren. So vermutet Tressoldi (2013), der die Ergebnisse parapsychologischer Experimente, die unter verschiedenen Bedingungen durchgeführt wurden, im Hinblick auf die Modi der Zwei-Prozess-Theorien (Kap. 3.1.3) vergleicht, dass das unbewusst arbeitende System „not only local information conveyed by the sensory organs, but also nonlocal ones, that is, those beyond the detection ranges of sensory organs“ (2013, S. 798).

Die Nichtkategorialität des Unbewussten, aus der heraus sich die präkategorialen und kategorialen Zustände des Bewusstseins manifestieren, hat ihre Basis in einem Holismus, der die psychophysische Differenzierung aufhebt. Das kann man auch experientiell – nicht rational-analytisch – am „Leib“, wie der Phänomenologe Schmitz ihn definiert; (Kap. 2.2.1) nachvollziehen. Was beim eigenleiblichen Spüren hervortritt, gegebenenfalls mithilfe geeigneter Übungen, wie zum Beispiel Focusing (Gendlin, 1996), Qigong- oder Yogapraktiken, ist nämlich

wesentlich anders als der sicht- und tastbare Körper und das perzeptive Körperschema, d. h. die habitualisierte optische Vorstellung, die man vom eigenen Körper zu haben pflegt. [...] Statt stetigen Zusammenhangs begegnet dem Spürenden ein Gewoge verschwommener Inseln [...]. Sie befinden sich in beständiger, gewöhnlich fast unbemerkter Wandlung, ermangeln des scharfen Umrisses und der beharrlichen Lagerung. (Schmitz, 1985, S. 78)

Das leiblich Wahrgenommene unterscheidet sich deutlich von Vorstellungen, die sich am äußeren Körper orientieren. So ist die Räumlichkeit des gespürten Leibes phänomenologisch nicht auf das Volumen des physischen Körpers festgelegt. Wir können uns unterschiedlich weit oder eng, schwer oder leicht usw. fühlen. Das „reine“ Spüren findet nicht im kategorialen Modus statt, sondern vielmehr im präkategorialen Vorbewussten, in dem es noch keine scharfen Grenzen, sondern fließende Übergänge zwischen Selbst und Welt gibt. Erst mit einem kategorialen Körperschema werden leibliche Empfindungen in die mentale Repräsentation des physischen Körpers (Weltmodell) „eingepasst“. Kinder müssen zum Beispiel noch lernen, einen gespürten Schmerz der richtigen Stelle im Körper zuzuordnen.

Wilber (1980b, 1983), Brunnhuber und Wagner (2006) sowie Scharfetter (1997, 2008, 2010) betonen, dass die vom kategorialen Modus in Richtung Nichtkategorialität abweichenden Bewusstseinsbereiche nicht mit denen, die zur Akategorialität führen, verwechselt werden dürfen. Petzold hebt in diesem Zusammenhang noch besonders hervor, dass akategoriale Bewusstseinszustände den Kontakt zum „abskonditiven“ [lat. „abscondere“ (verstecken): unauslotbar] Leiblichen nicht verlieren, sondern „Körper und Geist“ auf höherem Niveau integrieren:

Was das hyperreflexive Klarbewußtsein betrifft, so müssen zwei Missverständnisse ausgeschlossen werden: die Gleichsetzung des Klarbewußten (oder auch des Nichts-Bewußten) mit dem Unbewußten [...] sowie die Verbindung des Klarbewußten mit einer Innenorientierung [...]. Gerade das Klarbewußte als Versenkung in das abskonditive Milieu des Leibes und damit in die Lebenswelt, der der Leib zugehört, hebt den Gegensatz von *Innen* und *Außen* im Sinne einer Verschränkung auf. Nicht ein Abdriften in tranceartige Tiefen, sondern eine klare Bewußtheit, eine „*mindfulness*“ [sic] ist intendiert, wie die buddhistischen Lehrer nicht müde werden aufzuzeigen. (1993, S. 260–261)

Die Schilderung einer spontanen leibbezogenen und akategorialen Verschränkung von Selbst und Welt jenseits spiritueller Praktiken gibt der AgE-Bericht 25a (Kap. 4.2.3) aus der Beratungspraxis des IGPP.

4.3.2 Komplementäre Induktion

Wenn wir das mentale System und dessen Einbettung in den Organismus betrachten, sind Bewusstsein und mentale Repräsentation ohne Nichtkategorialität und ohne Akategorialität nicht denkbar. Dieser Sachverhalt verweist auf ein Prinzip, das Osten (1995) „parallele Induktion“ nennt und für das wir die Bezeichnung *komplementäre Induktion* wählen. Komplementäre Induktion meint, dass präkategoriale Zustände des experientiellen Systems im Zusammenspiel mit transkategorialen Prozessen des integralen Systems im rationalen System kategorial repräsentierbar werden:

Our ordinary experience of ego and ‘mineness’ is constituted by ordinary consciousness complemented by pre-conscious precategorical elements arising from the unconscious and by hyper-categorical connections close to the acategorical. In other words, our daily consciousness usually relies on pre-categorical processes of differentiation and hypercategorical processes of integration. Although we typically do not perceive these processes explicitly, we sense how differentiations build up precategorially, e. g. when we are looking for a term that sits ‘at the tip of the tongue’, and we intuit new links and insights hyper-categorially before we grasp them categorially. While the pre- and hyper-categorical domains are fairly near to consciousness, the non- and acategorical form the generally inaccessible boundaries of the spectrum. (Atmanspacher & Fach, 2016, S. 81)

Phänomenologisch werden kreative Prozesse häufig so beschrieben, dass neuen, intuitiven Einsichten diffuse Ahnungen vorausgehen, deren Bedeutung dann plötzlich mit einem „Geistesblitz“ ins Bewusstsein eintreten und zu „Aha-Erlebnissen“ werden. Wir können uns den Geistesblitz im Sinne der komplementären Induktion in einer Potenziallandschaft als einen kurzen akategorialen Zustand auf einem gerade aus der Nichtkategorialität herausgehobenen lokalen Maximum vorstellen. Das Aha-Erlebnis ist dann der transkategoriale Moment, in dem der instabile Zustand in das lokale Minimum, dessen Konkavität untrennbar mit der Konvexität des umgebenden lokalen Maximums korrespondiert, relaxiert. Bevor die mit einem stabilen kategorialen Zustand verbundene Einsicht erreicht wird, kann ihre Bedeutung möglicherweise schon während der Entstehung des Attraktors präkategorial geahnt, aber noch nicht näher bestimmt werden.

Im Prinzip entspricht dies AgE-Berichten über Koinzidenzphänomene, in denen Betroffene ahnen, dass sich etwas Bedeutungs- oder Unheilvolles ereignet oder in Zukunft ereignen wird, aber nicht sagen können, um was es sich handelt oder wen es betrifft. In diesen Fällen tritt die kategoriale Erkenntnis erst dann ein, wenn von außen Information über ein Ereignis hinzutritt, das eine Kontextualisierung bzw. Bestätigung der Phänomene erlaubt, die deren Erstmaligkeit in pragmatische Information (Kap. 3.1.12) überführen kann. So gesehen haben wir hier ein Szenario, das dem der Kreativität genau entgegengesetzt ist. Bei der Kreativität liegt mit dem Problem, das man lösen will schon der Kontext, das heißt Bestätigung, vor, aber es fehlt noch Erstmaligkeit. Mit Bezug auf Connolly (2015), die anhand eigener Fälle über synchronistische Phänomene in ihrer therapeutischen Praxis berichtet, interpretieren Atmanspacher und Fach auch Koinzidenzphänomene als eine „subtle dynamic of category formation involving non-categorical, acategorical and categorical elements“ (2016, S. 81) im Sinne der komplementären Induktion.

Mit Hinweisen auf die Modelle von Carver und Scheier (2002) und Kuhl (2001) führen Caspar und Berger (2007) die Dynamik bei Aha- und Einsichtserlebnissen im Kontext konnektionistischer bzw. neuronaler Netzwerkmodelle auf Modulationen in Spannungslandschaften (Kap. 3.1.6) zurück: „From this perspective insight or the activation of a reor-

ganized pattern can occur if – following an unstable, low modulatory state – increased modulation amplifies the activation of a novel configured pattern and strengthens new connections” (2007, S. 385). Man kann sich hier also vorstellen, dass die Potenziallandschaft zunächst abflacht, sich dann unter Entstehung neuer lokaler Minima und Maxima wieder ausprägt und ein instabiler Zustand dann in ein neues lokales Minimum relaxiert, das eine neue Einsicht repräsentiert. Caspar und Berger weisen darauf hin, dass man die größten Geistesblitze üblicherweise nicht hat, während man angestrengt über ein Problem nachdenkt, sondern „for example, in the shower after stepping back or after disengaging from a goal, at least for a short time“ (2007, S. 389). Dem Bottom-up-Szenario, das intuitive Prozesse und Einsichten durch nichtkategoriale und präkategoriale Modulationen, die neue Attraktoren in der Potenziallandschaft ausprägen, erklärt, fügt das Paradigma der komplementären Induktion noch eine Top-down-Dynamik hinzu. Kategoriale Repräsentationen werden demnach als ein Zusammenspiel der von Caspar und Berger beschriebenen Vorgänge mit trans- und akategorialen Vorgängen verstanden.

Das konventionelle, naturalistische Paradigma baut die Entwicklung der mentalen Repräsentation quasi stufenweise von „unten“ auf, das heißt von selbstorganisierten organismischen Prozessen bis zum kategorialen Bewusstsein. Im integralen Modell gibt es außer der Nichtkategorialität des Unbewussten, das im physischen Substrat des Organismus, sprich in der Materie wurzelt, ein akategoriales Nichts-Bewusstes, das mit dem Begriff des Geistes assoziiert ist. Ausgehend von den äußeren nichtkategorialen und akategorialen Rändern einer unanschaulichen Ganzheit „verdichten“ sich prä- und transkategoriale Zustände bis sie im Zentrum des Bewusstseinspektrums zum Erleben von Selbst und Welt werden. Geist und Materie bilden im integralen Modell wie im Duale-Aspekte-Monismus ein Ganzes. Jung beschreibt das komplementäre Verhältnis mit einem Bild, das der Darstellung im integralen Bewusstseinspektrum konzeptuell ähnelt: „Unsere gegenwärtigen Kenntnisse erlauben uns allerdings nicht viel mehr, als die Beziehung der psychischen und der materiellen Welt mit zwei Kegeln zu vergleichen, deren Spitzen sich in einem unausgedehnten Punkt, einem eigentlichen Nullpunkt, berühren und nicht berühren“ (1984b, S. 57). Systemtheoretisch können wir mit Nichtkategorialität das Prinzip von Struktur und Bindung und mit Akategorialität das Prinzip von Prozess und Autonomie assoziieren. Nichtkategorialität und Akategorialität sind mental nicht zugänglich:

Obwohl wir von unserer Bewußteinskonstitution her zu beiden Seiten hin ahnen oder phantasieren können, also nach beiden Seiten hin prinzipiell offen sind, die Pole also auf eine paradoxe Weise existent sind, kann von beiden letztlich nichts ausgesagt werden; sie entziehen sich unseren cerebralen und pathischen Fähigkeiten (die Ausdehnung des Universums oder die Herkunft des Lebens z. B. bleiben letztlich unfaßbar). (Osten, 1995, S. 41)

Abbildung 12 verdeutlicht, dass analog zum Klar- und Vorbewussten auch das akategoriale Nichtsbewusste und das nichtkategoriale Unbewusste, unter Umgehung und Einschluss des kategorialen, prä- und transkategorialen Modus, in Verbindung stehen. So wie das Bewusstsein von außen nach innen entsteht, kann es sich unter Beibehaltung seiner Verankerung im Zentrum, das heißt im kategorialen Wachzustand, in außergewöhnlichen Erfahrungen bis zu den Rändern des Spektrums und im Grenzfall zu einem akategorialen Nichtsbewussten, das die nichtkategoriale Struktur der Realität erfasst, weiten. „Die transreflexive Partizipation am Nichtsbewußten [...], am Absoluten, All-einen – wie immer man das auch nennen mag – vermag nach den Berichten der Mystiker die Tiefen und Höhen und Weiten, die Dunkelheit, die Helle und das Licht, das Sein, das Dasein und das Nichts *perichoretisch* zu verbinden“ (Petzold, 1993, S. 269). Der altgriechische Begriff der Perichorese (περιχώρησις) bezeichnet eine Einheit durch vollständige gegenseitige Durchdringung ohne Verschmelzung. Umgekehrt kann in regressiven Zuständen das Bewusstsein sein Zentrum verlieren und sich an die Ränder verlagern, sodass Selbst und Welt mit einem nichtkategorialen Strukturverlust verschwinden.

In späteren Veröffentlichungen, das sei hier angemerkt, nimmt Petzold (2009, S. 22) eine „materialistisch-monistische Position“ ein, das heißt, er legt „allen Gedanken, Ideen, Gefühlen, Willensakten zerebrale Prozesse mit ihrer materiellen Basis zugrunde, die als biologisches (biochemisches, bioelektrisches) Geschehen zu begreifen sind“. Er stellt dann allerdings fest und fragt: „Damit verbunden ist natürlich ein ‚funktionaler Reduktionismus‘. Aber kommt man mit einer solchen Sicht in der Psychotherapie aus?“ Als eine Lösung sieht er „die Annahme der Emergenz eines ‚Geistigen‘ aus dem Materiellen, das allerdings an die materielle Grundlage gebunden bleibt (also keinen Dualismus vertritt), eine nützliche Position, die – so lange die Frage nach dem ‚Wie‘ dieses Emergierens und das ‚Wie‘ dieser Bindung nicht beantwortet werden kann, nur als ‚Heuristik auf Zeit‘ anzusehen ist“.

Wir haben das Problem, das Mentale aus dem Materiellen abzuleiten, bereits ausführlich erläutert (Kap. 3.2.3) und müssen hier nicht eigens betonen, dass wir eine physikalistische Lösung nicht für plausibel halten. Nach unserer Auffassung harmoniert Petzolds phänomenologisches Bewusstseinspektrum viel besser mit einem Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8) als mit einer physikalistischen Vorstellung von Emergenz.

4.3.3 Rationalität und Experientialität

Auch wenn mit den Zwei-Prozess-Theorien (Kap. 3.1.3) betont wird, dass sich die mit beiden Paradigmen assoziierten Informationsverarbeitungssysteme ergänzen, gilt die Auffassung, dass der subsymbolische Modus fundamentaler ist: „You could exist with an experiential system without a rational system, as the existence of nonhuman animals testifies, but you

could not exist with only a rational system“ (Epstein, 2003, S. 161). Für Epstein ist das experientielle System dem rationalen System ontogenetisch und phylogenetisch vorgeordnet und damit ist für ihn klar, dass Menschen theoretisch ohne Rationalität existieren könnten und nichtmenschliche Tiere ohne Rationalität existieren.

Wenn wir Rationalität nicht exklusiv im sprachlichen Denken verankern, wie Epstein es tut, sondern darunter ganz allgemein eine symbolische Informationsverarbeitung im kognitivistischen Sinn verstehen, dann ist allerdings kaum anzunehmen, dass der Mensch ohne ein „rationales“ System auskommen kann. Epsteins Begriff von Rationalität ist in seiner Gleichsetzung mit sprachlichem Denken sehr eng, weil er andere Formen der kategorialen Symbolverarbeitung ausschließt. Jedenfalls wäre es falsch zu behaupten, dass Tiere nicht mit symbolischen Repräsentationen operieren (Hurley & Nudds, 2006). „Auch bei Tieren gibt es intentionale und referenzielle Kommunikation und Syntax“ und zudem scheint „das Ich-Bewusstsein, das so lange als einzigartig menschlich angesehen wurde, wenigstens in Ansätzen bei Tieren vorhanden zu sein“ (Bräuer, 2014, S. 286). Tiere können Objekte, Farben, Formen und Zahlen unterscheiden und Pepperberg (1994, 2006, 2012) konnte in ihren Forschungen an Graupapageien besonders eindrucksvoll zeigen, dass nichtmenschliche Tiere die Grundlagen menschlicher Sprache verstehen, die Bedeutung von Zahlen erfassen und schwierige Rechenaufgaben lösen können: „Studies both in the field and the laboratory demonstrate that the capacities of non-human animals to solve complex problems form a continuum with those of humans“ (2006, S. 469).

Pepperberg geht davon aus, dass die Fähigkeiten sprechender Papageien, auf rationale Weise mit Symbolen und Konzepten umzugehen und Worte nicht nur nachzuplappern, nicht erst durch ein Sprachtraining entwickelt wird, sondern dadurch offensichtlicher in Erscheinung tritt. Zwar gibt es gravierende Unterschiede in der Ausbildung der symbolischen Informationsverarbeitung zwischen Menschen und nichtmenschlichen Tieren, aber auch „Schimpansen verstehen, was ihr Gegenüber alles sieht, weiß und möchte. Was Schimpansen nicht verstehen, ist, dass andere falsche Annahmen über die Wirklichkeit haben können. Aber das verstehen kleine Menschenkinder auch nicht“ (Bräuer, 2014, S. 286–287).

Wenn man Tieren das Denken abspricht, gesteht man ihnen im Allgemeinen aber zu, dass sie Gefühle haben. Die Gleichsetzung von Denken und Rationalität führt allerdings zu einer Unterschätzung des Fühlens. Kuhl (2001) weist darauf hin, dass Epstein in der Bestimmung des experientiellen Systems nicht angemessen zwischen elementarer Intuition und Fühlen differenziert, das er als eine „hochinferente Form der Wissensrepräsentation“ definiert, die „zwar einige Funktionsmerkmale mit dem Intuieren gemeinsam hat (z. B. begrenzte Explizierbarkeit, Ganzheitlichkeit, Verschränkung mit Gefühlen, Bildhaftigkeit und andere Aspekte einer engen Verbindung mit konkreten sensumotorischen Erfahrungen), die sich von

dieser aber auch wesentlich unterscheidet“ (2001, S. 626). Wie bei Jung (1995), der nicht nur das Denken, sondern auch das Fühlen als rational klassifizierte, ist Fühlen auch bei Kuhl „rational, realitätsbasiert“ und „unterschiedssensitiv“. Im Unterschied zum Fühlen, das „bewußte Erfahrungen integriert“, habe das Intuieren nur eine „geringe bewußte Repräsentanz“, sei „esoterisch, naiv“ und „undifferenziert“ (2001, S. 628; Tab. 13.1).

Tiere kann man im Unterschied zu Menschen allerdings kaum als naiv oder esoterisch charakterisieren. Tiere haben im Vergleich zu Menschen nicht nur eine rudimentäre Rationalität, sondern auch eine basälere Experientialität. Es ist anzunehmen, dass sich das experientielle System im Zusammenhang mit dem rationalen System entwickelt und verändert. Epstein meint allerdings, dass das experientielle System grundlegend für das rationale ist und ohne dieses existieren könne. Sowohl Epstein als auch Carver und Scheier (2002), deren Unterscheidung von absichtsvoller Selbstregulation und nichtbewusster Selbstorganisation mit seinen Systemen in Beziehung gesetzt werden kann, sprechen von Komplementarität. Sie meinen, dass die beiden Modi sich ergänzen, gehen dabei aber nicht von einer parallelen, sondern von einer sequenziellen Genese aus:

First, dynamic processes at a low level may automatically (without intent) produce emergent patterns. [...] Second, the consolidated pattern – the emergent quality at the higher level – becomes recognizable to a rational or conscious mode of processing. [...] With enough practice, the patterned information can be used top-down effectively (as well as re-emerge bottom-up). (Carver & Scheier, 2002, S. 312)

Komplementarität im formalen Sinne (Kap. 3.2.7) würde jedoch bedeuten, dass keine Komponente der anderen vor- oder untergeordnet ist, sondern dass es sich um *zwei Beschreibungen eines Systems* handelt, die sich gleichberechtigt ergänzen und zugleich maximal inkompatibel sind. So gesehen geht die Kategorialität bzw. Rationalität des Tageswachbewusstseins nicht unmittelbar aus der subsymbolisch-experientuellen Informationsverarbeitung hervor. Im integralen Bewusstseinsmodell ist die kategoriale mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell im Sinne der komplementären Induktion das Resultat des Zusammenwirkens prä- und transkategorialer Prozesse. So gesehen haben wir es dann nicht mehr mit einer Zwei-Prozess-Theorie, sondern mit einer Drei-Prozess-Theorie zu tun.

4.4 AgP-Grundklassen

Der AgE-Begriff ist in weltanschaulicher Hinsicht insoweit neutral, als dass mit ihm keine Aussage über die Verursachung und den Realitätsstatus von AgE aus der Dritte-Person-Perspektive gemacht wird. Die kognitiven Realitätsmodelle der Betroffenen definieren, welche Erfahrungen als AgE klassifiziert werden. In den nächsten Kapiteln wird ein Klassifikationssystem für AgE vorgestellt, das sich auf einen phänomenologischen Ansatz, der hinter die

kognitiven Realitätsmodelle zurückgeht, und eine empirische Datenbasis gründet. Die Klassifikation beruht auf Kategorien und Prinzipien, die ohne weltanschauliche Voraussetzungen aus der primordialen Struktur des phänomenalen Realitätsmodells abgeleitet werden. Die phänomenologische Klassifikation bedeutet nicht, dass nicht verschiedene erkenntnistheoretische Standpunkte eingenommen werden können, um die beobachteten Sachverhalte zu beleuchten und im Hinblick auf Fragestellungen zu beurteilen. Anders wäre eine wissenschaftliche Arbeit ja auch nicht möglich. Die Klassifikation kann mit unterschiedlichen Theorien und Weltanschauungen in Verbindung gebracht werden und unabhängig davon, inwieweit das, was im Realitätsmodell zur Anschauung kommt, beobachterunabhängige Realität ist oder nicht, wird bei der phänomenologischen Untersuchung und Klassifikation von „Modellen“ oder „Repräsentationen“ gesprochen. Nicht etwa zur Festlegung auf einen indirekten Realismus, sondern um sich jeder Festlegung zu enthalten, denn ein Klassifikationssystem kann immer nur ein Modell sein und selbst wahre Verhältnisse bestenfalls repräsentieren.

4.4.1 Klassifikation nach Bewusstseinsmodi

Erfahrungen sind außergewöhnlich, wenn die wahrgenommenen Phänomene kognitiven Realitätsmodellen widersprechen. Das ist der Fall, wenn mentale Repräsentationen im Weltmodell beispielsweise fundamentale Annahmen der Kausalität und Wahrscheinlichkeit verletzen oder wenn Inhalten im phänomenalen Selbstmodell die Meinigkeit fehlt. Wir erwarten, dass in uns selbst keine fremden Gedanken auftauchen und dass sich Gegenstände in der Welt nicht ohne physikalische Ursache bewegen. Mit dem phänomenalen Realitätsmodell ist jedoch ein Bezugsrahmen definiert, der nicht kognitiv entwickelt wurde, sondern von vornherein phänomenal gegeben ist – ein fundamentaler Unterschied, auf den angesichts der Missverständnisse bei Tremmel (2014) und Evrard (2014) mit ihrer Gleichsetzung von phänomenalem Realitätsmodell und kognitiven Realitätsmodellen (Kap. 2.2.3) noch einmal hingewiesen werden soll. Korrigiert werden muss auch Schwenke, der eine „irreführende Metaphorik der Intern-Extern-Unterscheidung“ und deren „ausgiebigen Gebrauch zu diagnostischen Zwecken bei AgE“ (2014, S. 225) mit Hinweis auf Belz (2009a) kritisiert. Erstens wird die Unterscheidung von Selbst und Welt nicht verbindlich mit einem indirekten Realismus begründet. Zweitens handelt es sich bei dem Dualismus des phänomenalen Realitätsmodells nicht um Metaphorik, sondern um die Struktur des phänomenalen Erlebens. Und drittens wird dieses Erleben nicht zur psychopathologischen Diagnostik, sondern zur phänomenologischen Klassifikation herangezogen. Metzingers Theorie der mentalen Repräsentation inspiriert die phänomenologische Differenzierung und Klassifikation, sie dient aber nicht zur Erklärung des ontologischen Status von AgE.

Abbildung 13 zeigt ausgehend vom phänomenalen Erleben das Vorgehen bei einer Klassifikation von Erfahrungen als AgE. Das erste entscheidende Kriterium ist die Frage, ob eine

Erfahrung kognitive Realitätsmodelle verletzt und somit definitionsgemäß außergewöhnlich ist (Kap. 1.1.5). Ist das der Fall, beginnt die phänomenologische Klassifikation zunächst mit der Bestimmung des Bewusstseinsmodus, in dem die AgE aufgetreten ist. Grundet sich die AgE auf ein stabiles phänomenales Realitätsmodell, handelt es sich um eine kategoriale AgE. Ist sie hingegen mit veränderten Bewusstseinszuständen und einer Relativierung von Selbst und Welt verbunden, ist zu unterscheiden, ob eine Regression in Richtung Nichtkategorialität, oder eine Progression in Richtung Akategorialität vorliegt (Kap. 4.2.2).

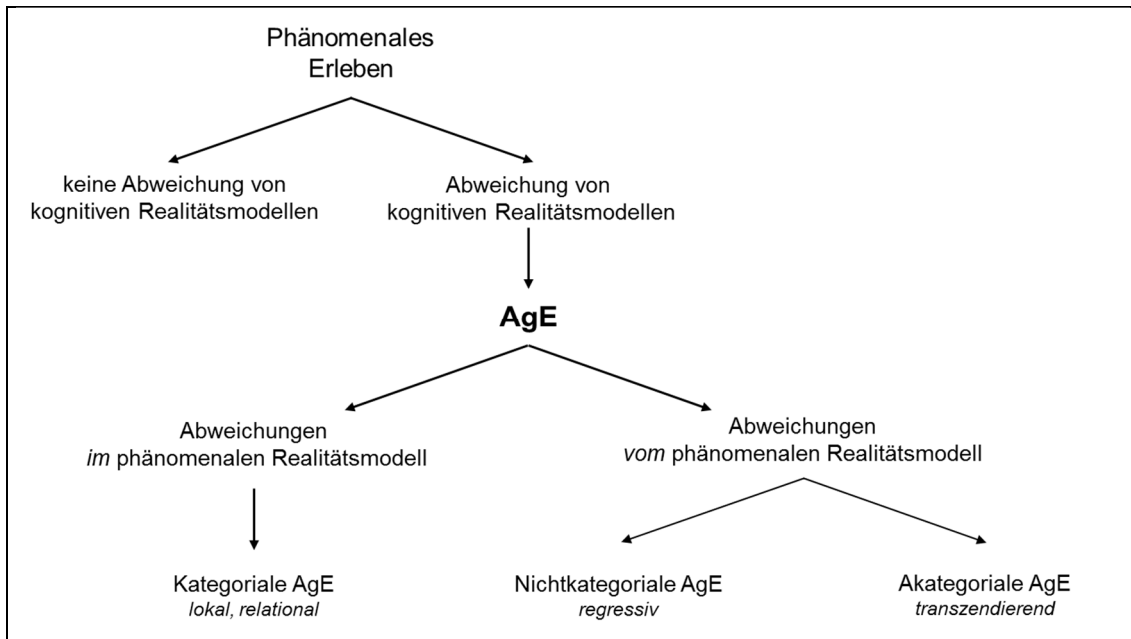


Abb. 13: Klassifizierung von AgE nach fundamentalen Bewusstseinsmodi

Die drei fundamentalen AgE-Bewusstseinsmodi lassen sich kurz wie folgt charakterisieren (vgl. Fach, 2017):

1. *Kategoriale AgE* basieren auf einem intakten phänomenalen Realitätsmodell mit stabilen Kategorien von Selbst und Welt. Phänomene weichen bezüglich ihrer Lokalisationen und Relationen von kognitiven Realitätsmodellen ab.
2. *Nichtkategoriale AgE* basieren auf einer Regression des phänomenalen Realitätsmodells mit der die kategoriale Differenzierung von Selbst und Welt, die räumliche und zeitliche Orientierung und im Grenzfall das Bewusstsein verloren wird.
3. *Akategoriale AgE* basieren auf einer Progression des phänomenalen Realitätsmodells, in der die Dualität von Selbst und Welt ohne Verlust der Kategorien beispielsweise in Flow-Erlebnissen oder mystischen Einheitszuständen transzendiert wird.

Im Folgenden wird sich diese Arbeit nur noch mit kategorialen AgE beschäftigen, denn AgE-Formenkreise, das heißt typische Erfahrungsmuster im kategorialen Modus (Kap. 4.3), die

durch AgP bestimmter Phänomengrundklassen (Kap. 4.4.4) konstituiert werden, machen in der Beratungspraxis des IGPP mehr als 95 % aller berichteten Erfahrungen aus (Fach, 2011b; 2017; Fach & Belz, 2015). Über die Gründe lässt sich hier nur spekulieren. Trancezustände und Flow-Erlebnisse sind verbreitet, aber per se kein Verstoß gegen Realitätsüberzeugungen und deshalb in der Regel vermutlich kein Beratungsanlass. Des Weiteren ist es naheliegend, dass nichtkategoriale und akategoriale AgE, die das phänomenale Realitätsmodell radikal relativieren, vergleichsweise selten auftreten. Betroffene, die sich durch solche Erfahrungen belastet fühlen, suchen wahrscheinlich, insbesondere wenn sie diese durch Praktiken wie Mediation induziert haben, Rat und Hilfe bei spirituellen Lehrern.

4.4.2 Unzulänglichkeit bisheriger Klassifikationen

Ein etabliertes Klassifikationssystem für AgE gibt es bisher nicht. Wesentlich ist dies dem Umstand geschuldet, dass AgE im Mainstream der Psychologie kein unabhängiges Forschungsgebiet, sondern angesichts einiger Ähnlichkeiten mit Erscheinungsweisen klinischer Symptome in erster Linie als diagnostischer Indikator psychischer Störungen gelten. In den aktuellen Auflagen der gebräuchlichen internationalen Klassifikationssysteme ICD-10 (WHO 1992) und DSM-5 (APA 2013) werden AgE im Kontext psychischer Störungen und insbesondere im Zusammenhang mit Psychosen als Wahn und Halluzination aufgefasst (Kap. 1.6.4). Eine eigenständige Klassifikation von AgE hat sich angesichts der beschriebenen Überlappungen mit klinischen Symptomen bisher nicht etablieren können. Zudem wird im Allgemeinen keine klare Trennlinie zwischen Glaubensüberzeugungen und Erfahrungen gezogen, wie viele der eingesetzten Forschungsinstrumente zeigen (Kap. 1.3.1), unter anderem die geläufige Magical Ideation Scale (Eckblad & Chapman, 1983), die einen Globalwert für „magisch-irrationales Denken“ als Indikator der Schizotypie misst. Der Mainstream der Psychologie interessiert sich weniger für AgE „an sich“, sondern auf übergeordnete Fragestellungen, deren Provenienz jeweils die Beschreibungskategorien, Deutungs- und Erklärungshorizonte vorgibt.

Das Fehlen einer eigenständigen Taxonomie wird nur allzu deutlich daran, dass sich selbst in dem ambitionierten Standardwerk „Varieties of Anomalous Experience“ (Cardeña et al. 2014) der American Psychological Assoziation (APA) kein stringenter Ordnungszusammenhang findet. AgE werden unsystematisch, unter verschiedenen epistemologischen und ontologischen Voraussetzungen, im Rahmen parapsychologischer Konzepte („PSI-Related Experiences“), der Wahrnehmungsphysiologie („Synesthesia“), im begrifflichen Umfeld der Psychopathologie („Hallucinatory Experiences“), anhand situativer und soziokultureller Kontexte („Near-Death Experiences“, „Alien Abduction Experiences“), religiöser Deutungsmuster („Mystical Experiences“) oder biopsychosozialer Phänomene („Anomalous Healing Experiences“) diskutiert. Klassische Formenkreise wie Nachtmahr-Erlebnisse fin-

den lediglich kurze Erwähnung an unerwarteter Stelle („Lucid Dreaming“) oder tauchen, wie zum Beispiel die typischen Poltergeist- und Spukphänomene, mit denen die IGPP-Beratung regelmäßig zu tun hat (Fach, 2011a), gar nicht auf. Sicher haben die genannten Perspektiven und Zugänge ihre Berechtigung, sie können wegen ihres kontextgebundenen Charakters aber keinen systematischen Ordnungszusammenhang auf der phänomenologischen Ebene stiften. So werden AgE in einem Kapitel als halluzinative Erfahrungen behandelt (Bentall, 2014), ohne dass unterschiedliche Lokalisationen von Phänomenen im Selbstmodell oder Weltmodell berücksichtigt werden. AgP in der Außenwelt werden damit von vornherein subjektivistisch gedeutet. Hingegen werden an anderer Stelle „Psi-Erfahrungen“, die eine Differenzierung von internalen und externalen Phänomenen und deren Koinzidenz voraussetzen, als mögliche psychophysische Anomalien diskutiert (Watt & Tierney, 2014). Aus unterschiedlichen Vorurteilen und in Ermanglung einer geeigneten Theorie der mentalen Repräsentation entstehen Widersprüche, die eine deutungsoffene Systematik und Klassifikation von AgE verhindern. Benötigt wird ein kontextunabhängiges und übergreifendes Koordinatensystem, mit dem AgE ausgehend von ihren phänomenologischen Eigenschaften verortet und in Relationen gesetzt werden können. Das kann auch Rabeyron (Rabeyron & Loose, 2015; Rabeyron & Watt, 2010) mit seiner Einteilung von AgE in zehn Kategorien, die er (1) „Psi Perceptions“, (2) „Vision and Apparition“ (3) „Out of Body Experiences“, (4) „Subjective Psychokinesis Experiences“, (5) „Magnetism or Healing Experiences“, (6) „Near Death Experiences“, (7) „Mediumistic Experiences“, (8) „Experiences of Reincarnation“, (9) „Mystical Experiences“ und (10) „Abductions by Aliens“ nennt, nicht leisten.

Natürlich gab es in der Vergangenheit schon viele Versuche, AgE in Kategorien einzuteilen. Bei diesen sieht es keinesfalls besser aus. White (1997a) kommt zum Beispiel sogar mit lediglich fünf AgE-Hauptgruppen aus: „Psychical Experiences“, „Mystical Experiences“, „Encounter Experiences“, „Death-Related Experiences“ und „Exceptional Normal Experiences“. Hier zeigen sich die gleichen Probleme noch deutlicher: Während die erste Kategorie eher phänomenbezogen ist und klassisch-paranormale AgE erfasst, stehen die folgenden drei Rubriken für Kontexte, in denen verschiedenste Phänomene auftreten und jeweils unterschiedlich interpretiert werden können. Die verbleibende Restkategorie fungiert schließlich als Sammelbecken für alles Erdenkliche, was nach unserer Terminologie eher ungewöhnlich als außergewöhnlich ist (Kap. 1.1.1) und in normalen Lebenssituationen auftritt, man denke an Erfahrungen beim Fasten, Nostalgiegefühle, besondere Glücksgefühle beim Sport und so weiter.

Berenbaum et al. (2000) versuchen eine systematische Beschreibung von AgE anhand von drei Auslöse- und Verlaufsdimensionen („level of awareness“, „individual volition“, „individual control“) und drei phänomenologischen Dimensionen („subjective hedonic valence“, „physical-metaphysical qualities“, „central others“). Mit den ersten drei Dimensionen sind

wiederum Kontextfaktoren angesprochen. Sie erfassen, in welchem Bewusstseinszustand und unter welchen Bedingungen AgE induziert oder ausgelöst wurden und in welchem Maß sie willentlich beeinflusst und gesteuert werden konnten. Die phänomenologischen Dimensionen unterscheiden, ob AgE positiv oder negativ empfunden wurden, ob die beteiligten Phänomene „sensory focused“ bzw. konkret lokalisierbar waren oder in der ein oder anderen Weise „barriers of mind, body, and space“ überschritten wurden. Außerdem wird berücksichtigt, ob bestimmte Personen oder wesenhafte Erscheinungen eine Rolle spielten. Berenbaum et. al. zeigen sich zwar bemüht, die Randbedingungen und phänomenologischen Aspekte von AgE auseinanderzuhalten, aber ihre phänomenologische Differenzierung ist sehr grob und außerdem hängt sie von der Dritte-Person-Perspektive der Forscher ab. Dass die Vorgehensweise bei der Klassifizierung nicht dem geforderten Primat der Erste-Person-Perspektive entspricht (Kap. 1.1.4), sondern externe Realitätskriterien angelegt werden, ist unübersehbar, wenn es etwa heißt, Entführungen durch Außerirdische oder Psychokinese „fit into the category barriers of mind, body, and space because they cross or extend traditional scientific understanding of the physical limits of mind, body, and space“ (Berenbaum et al., 2000, S. 31).

Ein wesentlich aufwendigeres, „Multi-Axial Schema for Evaluating Psi Experiences“ (MA-SEPE) wurde von Neppe (1988) entwickelt. Wie der Name des Dokumentationssystems besagt, liegt hier der Fokus auf AgE vom klassisch-paranormalen Typus. Insgesamt gibt es 16 Achsen, bezeichnet von A bis P, und viele davon sind wiederum primär auf Kontext- und Rahmenbedingungen bezogen. Besonders in Auge springen die Achsen M („Mental Status Examination“), N („Neurophysiological“) und P („Psychiatric“), die mit Blick auf psychopathologische Fragestellungen eingeführt wurden. Auch bei diesem Klassifikationssystem bedeutet „Phänomenologie“ nicht, dass die Kategorien zur Erfassung von AgE das Erleben aus der Sicht der Erste-Person-Perspektive der Betroffenen und in Abhängigkeit von ihren Überzeugungen beschreiben. Vielmehr geht es um einen „broad link-up of detail at a phenomenological level trying to marry the sciences of parapsychology, anomalistic psychology and psychiatry [...] to be able to compare and quantitate behavior and experiences at all of these levels“ (Neppe, 1988, S. 11). Die Erfassung von AgE erfolgt also zunächst einmal top-down, ausgehend von der Terminologie und den Voraussetzungen verschiedener Disziplinen, und nicht bottom-up von den basalen phänomenalen Eigenschaften der berichteten AgE.

Mit einem Bottom-up-Zugang allein ist es aber nicht getan. „Eine qualitative und quantitative Analyse der Briefsammlung der Parapsychologischen Beratungsstelle in Freiburg“ (Zahradnik, 2007), bei der mithilfe der Grounded Theory Kategorien gebildet und diese anschließend in Clusteranalysen zur Typenbildung verwendet werden, kommt im Prinzip nur zu einer Katalogisierung der reichhaltigen AgE-Berichte. Cluster, deren Bezeichnungen beispielsweise

„Magie“, „Hören Sie Stimmen“, „Alle die mich kennen sind geheilt“, „Spukerlebnisse“ oder „Selbstinszenierung“ lauten, weisen untereinander keinen systematischen Zusammenhang auf. Ein anderes Vorgehen zur Auswertung von Briefmaterial wurde Ende der 1990er-Jahre am IGPP mit dem ersten Versuch, ein Instrument zur systematischen Klassifikation von AgE und deren Kontextfaktoren zu entwickeln, gewählt. Das „Dokumentationssystem für Außergewöhnliche Erfahrungen“ (DAE) von Hofmann und Wiedemer (1997, 1998, 1999) entstand im Rahmen eines „Projekts zur Aufarbeitung und Entwicklung der Informations- und Beratungstätigkeit“. Es handelte sich um eine Studie, in der retrospektiv 844 unsystematisch anhand von Briefwechseln, Telefonprotokollen sowie schriftlichen Aufzeichnungen von Beratungsgesprächen im IGPP dokumentierte Beratungsfälle der Jahre 1986 bis 1995 untersucht wurden. Das sehr umfangreiche DAE (1999) ist ein Fremdbeurteilungsinstrument im Fragebogenformat mit Multiple-Choice- und offenen Antwortmöglichkeiten, mit dem über die AgE hinaus unter anderem auch soziodemografische Daten, Anliegen der Ratsuchenden, klinische Daten und Einschätzungen über das Ausmaß der Belastung erfasst werden. Kernstück des ist die Deskription der AgE anhand eines Kurzscreenings und Vertiefungsmodulen. Die verwendeten sieben AgE-Hauptkategorien lauten: (1) „Außergewöhnliches Zusammentreffen von Ereignissen“, (2) „Außergewöhnliche physikalische Phänomene und Spuk“, (3) „Außergewöhnliche Erfahrungen in veränderten Bewusstseinszuständen“, (4) „Außergewöhnliche Wahrnehmungen“, (5) „Verhalten und Bewegungen, die außerhalb der eigenen Kontrolle erlebt werden“, (6) „Sonstige außergewöhnliche Erfahrungen und Phänomene“, (7) „Unspezifische Phänomene unter der Annahme einer paranormalen Verursachung“. Damit kann auch das DAE eine Vermischung von Phänomenebenen und Kontextfaktoren nicht vermeiden. Beispielsweise werden unter der dritten Hauptkategorie im Kontext veränderter Bewusstseinszustände komplexe AgE wie „Nah-Tod-Erfahrung“, „UFO-Entführung“ oder „Mystische Erfahrung“ als Kompositionen von Phänomenen erfasst, die gleichzeitig als Einzelkategorien fungieren, zum Beispiel „Außerkörperliche Erfahrung“ oder „Schlafparalyse“. Den Vertiefungsmodulen zu verschiedenen AgE sind Erfahrungskomponenten zugeordnet, deren Beschreibungen mal konkret („außergewöhnliche visuelle Wahrnehmung“), mal allgemein („veränderte Sinneswahrnehmungen“) ausfallen. Zuweilen sind Phänomene mit Interpretationen konfundiert. Zum Beispiel ist eine „UFO-Entführung“ ein Narrativ, das unter anderem eine Schlafparalyse, das diffuse Gefühl einer Anwesenheit und eine außerkörperliche Erfahrung zu einem Ganzen verbinden kann.

Das DAE erweist sich als ein differenziertes System, das ausgehend von Fallberichten entwickelt wurde. Es beschreibt typische Formenkreise und beteiligte Phänomene, aber es gelangt nicht auf eine Ebene, die eine systematische Einteilung von Phänomenen und Erfahrungen vor dem Hintergrund des Paradigmas der mentalen Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell erlaubt. Während „Außergewöhnliche physikalische Phänomene und

Spuk“ eindeutig im Weltmodell lokalisiert sind, können sich zum Beispiel „Außergewöhnliche Wahrnehmungen“ sowohl auf das Selbst als auch auf die Welt beziehen. Bei verschiedenen AgE-Formenkreisen ist die mentale Repräsentation der beteiligten Komponenten völlig unklar. Wie ist beispielsweise im Kontext einer „UFO-Entführung“ eine „Begegnung mit fremden humanoiden Wesen“ im Realitätsmodell repräsentiert? Das DAE war daher nur der erste Ausgangspunkt für die Entwicklung des Dokumentationssystems, das später verbindlich in die beraterpsychologische Arbeit des IGPP eingeführt (Belz-Merk et al., 2002) und dort beständig modifiziert wurde (Kap. 5.1.1). In Verbindung mit dem Paradigma der mentalen Repräsentation und des phänomenalen Realitätsmodells wurde dieses schließlich zu einem Instrument, das eine grundständige Klassifikation von AgE auf Phänomenebene erlaubt und eine inhärente Ordnung des Außergewöhnlichen frei von historisch gewachsenen diagnostischen und psychopathologischen Kategorien freizulegen vermag (Fach, 2011, Belz-Merk 2012).

4.4.3 Phänomenologie als Klassifikationsansatz

Wenn in der Psychologie von einem phänomenologischen Ansatz die Rede ist, dann wird „phänomenologisch“ meist nicht eigens erläutert. Im Allgemeinen stellt man sich darunter die deskriptive Beschreibung eines Untersuchungsgegenstandes ohne Bewertung und Interpretation vor. Die Phänomenologie interessiert sich weder für die Beschaffenheit der Realität (Ontologie) noch für unseren Zugang zu ihr (Epistemologie). Sie will nicht wissen, was wir über die Dinge denken, sondern „auf die ‘Sachen selbst’ zurückgehen“ (Husserl, 1901, S. 7) *wie* sie uns erscheinen. Der Begriff „Phänomen“ wurde schon erläutert (Kap. 1.1.1) und „Phänomenologie“ ist entsprechend die „Lehre von den Erscheinungen“. Für Brentano war Phänomenologie eine „deskriptive Psychologie“ (Schmidt & Schischkoff, 1991, S. 554) und durch seinen Schüler Husserl erhielt sie ihre heutige Bedeutung als Methodenlehre und philosophische Schule. „Sie hat das reine Phänomen, wie es sich als objektiver Inhalt intentionalen Bewußtseins ‚zeigt‘, in den Blick zu bringen, zu analysieren u. zu beschreiben [...] Von der Frage nach bewußtseinsunabhängigem An-sich-Sein der Gegenstände wird abgesehen, die mögliche Existenz ‚ausgeklammert““ (Coreth, 1984b, S. 142). Husserl bezeichnete die Suspendierung aller Meinungen, Theorien und Überzeugungen, die wir über uns selbst und die Welt haben, als *Epoché* (gr. ἐποχή: Enthaltung, Innehalten). Die Epoché ist die Grundlage der *phänomenologischen Reduktion* als eine „Zurückführung“ des untersuchten Gegenstands auf seinen psychischen Gehalt. Mit der phänomenologischen Reduktion wird die natürliche Einstellung des naiven Realismus, der die Existenz der Gegenstände als selbstverständlich voraussetzt, ausgeschaltet. Wenn man dieses Vorgehen im Hinblick auf die behandelten Informationsverarbeitungssysteme (Kap. 1.5.1) betrachtet, dann setzt die Epoché rational-analytische Kompetenz und die Tätigkeit des rationalen Systems voraus. Ohne diese ist eine dis-

ziplinierte Gerichtetheit der Aufmerksamkeit auf das vom experientiellen System generierte experientielle Erleben im phänomenalen Realitätsmodell natürlich nicht möglich. Andererseits muss das rationale System sich dabei jeglicher Deutungs- und Bewertungsprozesse enthalten, um die interessierenden Phänomene distanziert und unverstellt in den Blick nehmen zu können. Mit der Epoché werden nicht die höheren kognitiven Prozesse, sondern nur deren Derivate, die kognitiven Realitätsmodelle, ausgeschaltet, um Phänomene ohne Vorurteile für sich selbst sprechen lassen zu können.

Die phänomenologische Reduktion ist der erste Schritt und die Voraussetzung für den zweiten, nämlich die *eidetische Reduktion*. „Eidetisch“ kommt von „eidos“ (gr. εἶδος: Anschauung) und eidetische Reduktion ist die Zurückführung (lat. *reductio*) des Geschauten auf allgemeine Strukturen. Indem innerhalb eines thematischen Bereichs vielfältige Variationen von Phänomenen beobachtet werden, können die Konstanten herausgearbeitet werden, die sich in den verschiedenen Erscheinungen durchhalten. So finden wir in den AgE-Berichten zu ASW (Kap. 2.3) bei allen Unterschieden zum Beispiel die Nichtlokalität (Kap. 3.2.6) als ein Grundmerkmal. Das Erkennen einer Identität in der Variation von Phänomenen bezeichnet Husserl als „Wesensschau“. In der eidetischen Reduktion werden die konkreten Phänomene eines Gegenstandsbereichs auf ihre allgemeinen Wesenseigenschaften zurückgeführt. Dabei können sowohl Einsichten in das Wesen von Gegenständen der Außenwelt als auch in das Wesen geistiger Vorstellungen gewonnen werden. Zum Beispiel ist die Aussage, dass die Winkelsumme der vielfältigen Erscheinungen von Dreiecken immer 180 Grad beträgt, eine Aussage über das Wesen des Dreiecks. Wesensschau ist für Husserl keine Metaphysik, sondern die Grundlage des empirischen Zugangs zur Welt und die Voraussetzung für zuverlässige Erkenntnisse. Die Phänomenologie vertritt keinen Antirealismus (Kap. 2.1.1), sie ist lediglich abstinent im Hinblick auf Realitätsüberzeugungen. Mit der Phänomenologie beziehen wir uns also ausschließlich auf das phänomenale Erleben bzw. das phänomenale Realitätsmodell (Kap. 2.2) und lassen alle kognitiven Realitätsmodelle (Kap. 2.2.3) außer Betracht.

Die Deklaration einer Erfahrung als außergewöhnlich ist eine Zuschreibung aufgrund von kognitiven Realitätsmodellen. Wenn kognitive Realitätsmodelle suspendiert werden, gibt es keine Außergewöhnlichkeit, aber Erfahrungen sind immer interpretierte Erlebnisse und Phänomenologie ist das „Bestreben, durch systematische Abschälung aller vom Belieben abhängigen Annahmen den harten Boden der Phänomene freizulegen (Schmitz, 1995, S. 34). Diesen finden wir durch phänomenologische Reduktion in den unhintergehbaren *Strukturen* des phänomenalen Realitätsmodells. Dass unser Erleben einer psychischen Innen- und einer physischen Außenwelt universelle Geltung hat, erkennen wir allein schon daran, dass sich alle erkenntnistheoretischen und ontologischen Kontroversen am unhintergehbaren Dualismus unseres phänomenalen Alltagslebens festmachen.

Im kategorialen Bewusstseinsmodus, von dem sich alle kognitiven Realitätsmodelle herleiten, ist beim intentionalen Bewusstsein im Sinne der Phänomenologie (Kap. 2.1.4) jede Bewusstseinstätigkeit bzw. Noesis mit dem phänomenalen Selbstmodell assoziiert, die zugehörigen Noemata bzw. Bewusstseinsinhalte hingegen sind *entweder* im phänomenalen Selbstmodell *oder* im phänomenalen Weltmodell lokalisiert. Bei kategorialen AgE sind nicht die Erlebnisformen außergewöhnlich, sondern nur die Erlebnisinhalte, die von kognitiven Realitätsmodellen abweichen. Dies ist bei AgP im Weltmodell unmittelbar einsichtig, wenn etwa ein Tisch „ganz normal“ beobachtet wird, aber unerklärlicherweise levitiert. Das gilt aber auch für AgP im Selbstmodell, wenn beispielsweise bestimmte Gedanken ichfremd erscheinen, dass Denken an sich dabei aber seine Meinigkeit nicht einbüßt. „Ein *Phänomen* für jemand zu einer Zeit ist ein Sachverhalt, dem der Betreffende dann nicht im Ernst die Tatsächlichkeit bestreiten kann, wie sehr er sich auch durch Variation von Annahmen darum bemüht“ (Schmitz, 1995, S. 34). Der Begriff des Phänomens, wie Schmitz ihn hier definiert, passt ausgezeichnet zur Definition von AgP. Denn nur wenn Betroffene die von ihnen wahrgenommenen Phänomene unbedingt für real halten, kann es ihre Realitätsüberzeugungen und/oder die aus ihrer Sicht gültigen kognitiven Realitätsmodelle der Umwelt verletzen.

Tremmel (2014) problematisiert die Vorgehensweise des IGPP bei der AgE-Klassifikation (Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b) und plädiert dafür, sich nicht an den Inhalten, sondern nur an den Formen von Erfahrungen zu orientieren. Dabei beruft er sich auf Jaspers (1959), der betont, dass es zur Feststellung einer Halluzination nicht auf Einzelphänomene, sondern, ganz im Sinne der eidetischen Reduktion, auf das Wesen der Halluzination ankomme. Tatsächlich ist es für die Klassifikation einer Halluzination egal, was halluziniert wird, entscheidend ist, dass etwas im Weltmodell wahrgenommen wird, was in der Welt nicht existiert. Damit ist der Inhaltsaspekt eben nicht bedeutungslos, denn auch, wenn das Wesen der Halluzination nicht durch spezifische Inhalte definiert ist, so hängt es doch von einer spezifischen Eigenschaft der Inhalte ab, nämlich ihrer Falschheit. Tremmel bestreitet die Relevanz des Inhaltsaspektes bei AgE mit dem Beispiel des luziden Träumens: „Ein Traum ist ein luzider Traum, weil der Träumer weiß, dass er träumt, während er träumt, nicht weil der Traum einen bestimmten Inhalt hat“ (2014, S. 273). Dabei ignoriert er, dass luzide Träume zunächst einmal nur eine Bewusstseinsaktivität bzw. Noesis und nach unserer Definition keine AgE sind. Das gilt im Übrigen auch für andere veränderte Bewusstseinszustände, so verletzen auch Drogenerfahrungen nicht per se die Realitätsüberzeugungen der Betroffenen. Träume, ob luzide oder nicht, sind nur dann AgE, wenn ihre Noemata von kognitiven Realitätsmodellen abweichen. Träume werden zu Wahrträumen, wenn ihre Inhalte sinnvoll mit Ereignissen in der Außenwelt korrespondieren. So, wie es bei der Klassifizierung einer Halluzination auf die Falschheit des Realitätsstatus, der mit dem Wahrgenommenen verknüpft wird, ankommt, so ist das Kriterium für die Klassifikation von Wahrträumen deren Wahr-

heit. Ein Wahrtraum ist demnach nicht wie der luzide Traum nur über die Noesis, sondern über Eigenschaften und Relationen seiner Noemata definiert. Die Klassifikation verschiedener AgE-Formenkreise hängt also nicht davon ab, ob Phänomene im Einzelnen dieses oder jenes sind, sondern davon, wo sie im phänomenalen Realitätsmodell lokalisiert sind und in welchen Relationen sie zueinanderstehen.

4.4.4 Klassifikation nach AgP-Grundklassen

Da im phänomenalen Realitätsmodell für alle Phänomene die gleichen Voraussetzungen gelten, kann bei AgP wie bei allen gewöhnlichen Phänomenen nach dem Ort ihres Erscheinens gefragt werden. Im Falle von *lokalen AgP* wird je nach ihrer Lokalisation im Realitätsmodell – die Terminologie wurde schon eingeführt (Kap. 3.4.3, Abb. 10) – von *internalen* vs. *externalen* Phänomenen gesprochen (Fach, 2011b; 2017):

- *Externale Phänomene* sind Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen, die im phänomenalen Weltmodell lokalisiert sind. Zu den externalen Phänomenen gehören, wie in den AgE-Berichten 1 (Kap. 1.1.1), 10 und 11 (Kap. 1.6.4), optische, akustische, taktile, olfaktorische und kinetische Phänomene, das Spüren einer unsichtbaren Anwesenheit, unerklärliche Veränderungen des Körpers sowie Anomalien auf Audio- oder Fotoaufnahmen und an physikalischen Objekten usw. Die Abweichung von kognitiven Realitätsmodellen liegt für die Betroffenen insbesondere in Verletzungen von Kausalitätsvorstellungen. Das heißt, es finden sich keine konventionellen Ursachen für die beobachteten Außenweltphänomene.
- *Internale Phänomene* sind Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen, die im phänomenalen Selbstmodell lokalisiert sind. Zu den internalen Phänomenen zählen wie in den AgE-Berichten 14 (Kap. 1.6.5) leibliche Regungen und Empfindungen, ungewöhnliche Stimmungen und Gefühle, innere Vorstellungen und Bilder, Gedankeneingebungen, das innere Hören von Stimmen usw. Internalen Phänomenen fehlt häufig Meinigkeit (Kap. 2.2.2). Meinigkeit ist eine Erlebnisqualität und werden internale Phänomene ichfremd erlebt, stellen sie eine Abweichung von kognitiven Realitätsmodellen dar, weil dann ähnlich wie bei externalen Phänomenen gewohnte Kausalitätsvorstellungen außer Kraft gesetzt sind.

Im Hinblick auf ihre Intentionalität (Kap. 2.1.4) ist die Wahrnehmung lokaler AgP konventionell. Es gibt jeweils ein Fühlen, Denken, Sehen, Hören und so weiter, sowie Inhalte, die der jeweiligen Bewusstseinstätigkeit entsprechen. Phänomenologisch und auf der Ebene des experientiellen Erlebens ist damit so weit alles in Ordnung, aber auf der kognitiven Ebene werden Abweichungen registriert und gewisse Umstände und Eigenschaften der Phänomene als außergewöhnlich aufgefasst. Dieses Außergewöhnliche ist schlicht ein Mangel. Es fehlt eine Ursache oder ein Kontext, um ein Phänomen befriedigend erklären oder einordnen zu können. In gewisser Weise sind lokale AgP auch Kategorienfehler: Das Hören von Stimmen

im Selbstmodell ist ein Problem, und Tote dürfen zwar in Träumen oder Fantasien erscheinen, aber nicht im Weltmodell.

Phänomene können aber nicht nur hinsichtlich ihrer Lokalisation im phänomenalen Selbstmodell oder im phänomenalen Weltmodell von kognitiven Realitätsmodellen abweichen, sondern auch in ihren Relationen. Die Repräsentation einer Bewegungsabsicht im Selbstmodell und der bewegte Arm im Weltmodell sind ein Beispiel für strukturelle psychophysische Korrelationen (Kap. 3.2.8), die als Baseline unseres gewohnten In-der-Welt-Seins fungieren. Demzufolge kann zwischen einem *formalen* und einem *phänomenalen* Aspekt der Intentionalität differenziert werden (Atmanspacher & Fach, 2015; 2019). Die Intentionalität psychophysischer Korrelationen basiert formal betrachtet auf internal repräsentierten Bewusstseinszuständen, die auf externale Gegenstände gerichtet sind. Strukturelle psychophysische Korrelationen sind uns so vertraut, dass wir sie selbstverständlich voraussetzen und daher kein besonderes Erlebnis haben, wenn wir einen Apfel sehen oder unsere Gliedmaßen bewegen. Bei Abweichungen von den gewohnten Verhältnissen verhält es sich anders:

In typical situations of „ordinary“ structural psychophysical correlations, the *formal intentionality* due to plain reference is hardly experienced explicitly – subjects are not actually aware of its phenomenal quality. This is different for induced psychophysical correlations: their deviation from the ordinary baseline stimulates that *experienced intentionality* is incurred. (Atmanspacher, 2014b, S. 192–193)

Abweichungen von formaler psychophysischer Intentionalität bei relationalen AgP sind in zwei Richtungen denkbar. Wird die strukturelle Baseline des psychophysischen Zusammenhangs unterschritten, kann von Dissoziationsphänomenen gesprochen werden. Treten Abweichungen oberhalb der Baseline auf, bei denen sich Inhalte des Selbstmodells und Weltmodells in einer Weise verbinden, welche die vertrauten Zusammenhänge zwischen Elementen des Selbstmodells und Weltmodells überschreitet, handelt es sich um Koinzidenzphänomene. Somit können zwei weitere AgP-Grundklassen vom Realitätsmodell abgeleitet und beschrieben werden:

- *Koinzidenzphänomene* sind Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen, die Relationen zwischen Gegebenheiten im phänomenalen Selbstmodell und dem phänomenalen Weltmodell betreffen. Korrespondenzen zwischen beiden Modellen lassen sich aus Sicht der Betroffenen entweder, wie bei den AgE-Berichten 4 (Kap. 1.4.5), 9 (Kap. 1.6.2) sowie 16, 17a, 18, 19, 2c und 20 (alle Kap. 2.3) zu ASW-Erfahrungen, nicht auf gewöhnliche Sinneswahrnehmungen zurückführen oder können im Falle sinnvoller Fügungen und bedeutungsvoller Ereignisse nicht mit Zufall oder gewöhnlicher Kausalität erklärt werden. Die Abweichung von kognitiven Realitätsmodellen ist hier also nicht alleine wie bei internalen oder externalen Phänomenen im phänomenalen Selbstmodell oder im phänomenalen Weltmodell lokalisiert, sondern in der wahrgenommenen Beziehung zwischen beiden Modellen. Im Falle von ASW scheint

das subjektive Erleben externe Ereignisse ohne raumzeitliche Beschränkungen zu repräsentieren. Bei sinnvollen Fügungen scheint es den Betroffenen hingegen so, als trete die Welt aktiv mit ihnen in Beziehung und gäbe ihnen Zeichen und Botschaften.

- *Dissoziationsphänomene* sind Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen, die ebenfalls die Relationen zwischen phänomenalem Selbstmodell und phänomenalem Weltmodell betreffen. Im Unterschied zu den Koinzidenzphänomenen kommt es bei den Dissoziationsphänomenen zu Trennungen des gewohnten psychophysischen Zusammenhangs. Die Betroffenen können beispielsweise ihren Körper nicht mehr willentlich steuern, oder umgekehrt stellen sich körperliche Verhaltensweisen ein, die der Steuerung und Kontrolle entzogen sind. Zu nennen sind einerseits besonders Schlafparalysen und andererseits verschiedenste Formen von Automatismen, wie sie in den AgE-Berichten 5 (Kap. 1.5.6) und 7 (Kap. 1.6.1) beschrieben wurden. Eine extreme Form der psychophysischen Dissoziation sind außerkörperliche Erfahrungen, bei denen sich das Selbsterleben bzw. das Selbstmodell von dem im phänomenalen Weltmodell repräsentierten Körper löst und das Selbsterleben dann möglicherweise in einem „feinstofflichen“ Leib außerhalb des physischen Körpers lokalisiert wird.

Damit wurden vier fundamentale AgP-Grundklassen definiert, denen sich alle Einzelphänomene, die als Elemente einer kategorialen AgE identifizierbar sind, bezüglich ihrer Lokalisationen und Relationen im Realitätsmodell zuordnen lassen sollten. Abbildung 14 zeigt die Grundklassen in einem Achsenkreuz.

In der Beratungspraxis sieht die Erfassung von Phänomenen einer AgE so aus, dass die Ratsuchenden nach allen Details ihrer Erfahrungen befragt werden, um „hinter“ ihre Interpretationen und Überzeugungen zu kommen und sie möglichst so zu explorieren, wie sie im phänomenalen Realitätsmodell wahrgenommen wurden. Berichten die Ratsuchenden zum Beispiel, zu Hause spuke „ein Geist“, dann ist dies eine *Form*, die *Inhalte* ihrer Erfahrung vielleicht noch irgendwie in einem kognitiven Realitätsmodell fassen zu können, denn die Vorstellung eines Geistes erlaubt zumindest die Beibehaltung der Kausalitätsannahme. Hier-von ausgehend wird nachgefragt, wo und auf welche Weise sich der Geist bemerkbar gemacht habe, was konkret im Einzelnen gesehen, gehört, gerochen oder gespürt wurde. Auf diese Weise kann die Spuk-Erfahrung in Spuk-Erlebnisse zerlegt und schließlich auf ihre repräsentationalen Eigenschaften in der Struktur des Realitätsmodells zurückgeführt werden. Natürlich sind Irrtümer und Verzerrungen nicht ausgeschlossen, aber die korrekte Klassifikation von AgE mit dem Grundklassenmodell hängt nicht von den Interpretationen der Betroffenen, sondern von einer gelungenen Rekonstruktion der unmittelbar wahrgenommenen Phänomene ab.

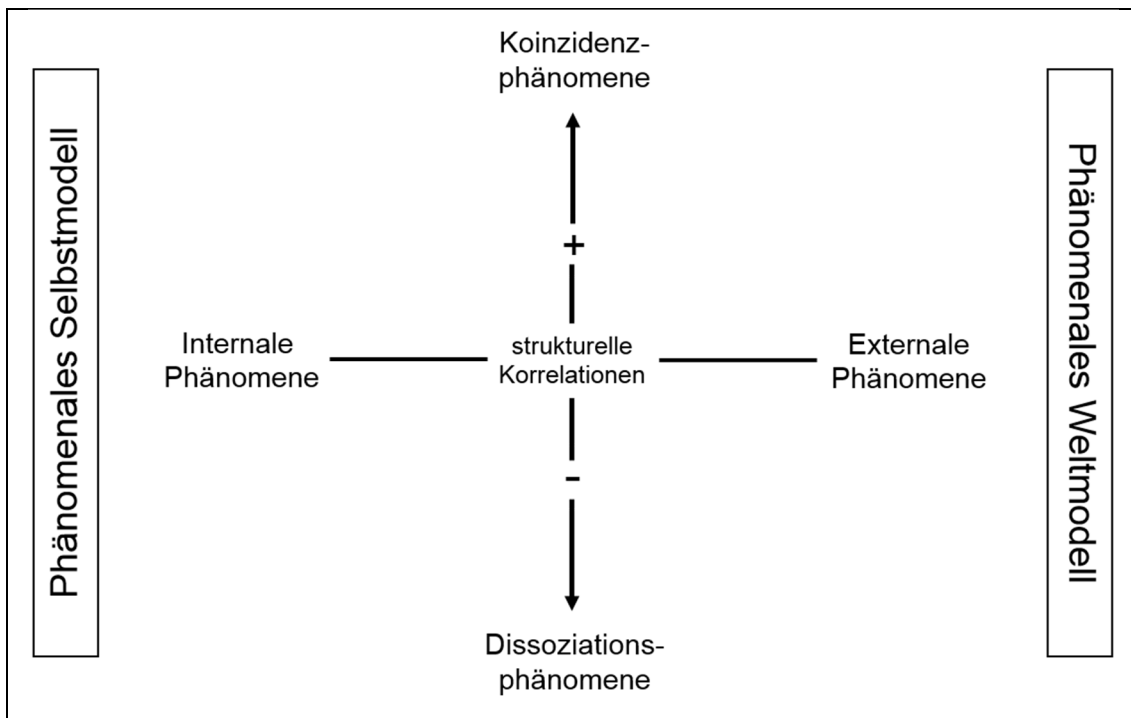


Abb. 14: Theoretisch abgeleitete AgP-Grundklassen

Internale und externe Phänomene sind lokale Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen im phänomenalen Selbstmodell (PSM) bzw. phänomenalen Weltmodell (PWM). Koinzidenz- und Dissoziationsphänomene sind relationale Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen hinsichtlich der strukturellen Beziehung des PSM und PWM. Koinzidenzphänomene sind außergewöhnliche Verbindungen zwischen PSM und PWM. Dissoziationsphänomene sind außergewöhnliche Separationen von PSM und PWM.

Tremmel bezweifelt die allgemeine Gültigkeit des Klassifikationsschemas und versucht dies am Beispiel der Synästhesie aufzuzeigen. Da es „projizierende“ und „assoziierende“ Synästheten gebe, sei Synästhesie „sowohl ein internes als auch ein externes Phänomen, da Synästheten ihre Begleitumstände entweder im Raum und somit höchstwahrscheinlich in ihrem Weltmodell wahrnehmen oder vor dem ‚geistigen Auge‘ und somit höchstwahrscheinlich in ihrem Selbstmodell“ (2014, S. 274).

Abgesehen davon, dass die Synästhesie, wie auch das luzide Träumen, aus wissenschaftlicher Sicht eine Normabweichung, aber keine AgE ist, hebt Tremmel mit seinem Einwand gerade die Stärke des Klassifikationssystems hervor: Phänomenologisch gibt es nicht nur *eine* Synästhesie und das Grundklassenschema bildet die von ihm genannten Formen der Synästhesie demgemäß richtig ab. Die Relevanz der Lokalisation von Phänomenen im Realitätsmodell kann man sich leicht klarmachen, wenn man bedenkt, dass eine Subsumierung der beiden Formen von Synästhesie unter eine Kategorie in phänomenologischer Hinsicht einer Gleichsetzung von Stimmenhören im Kopf und Stimmenhören in der Umwelt entspräche. Die Gemeinsamkeit verschiedener Varianten der Synästhesie soll dabei nicht außer Acht gelassen werden. Sie besteht phänomenologisch darin, dass ein externer Stimulus eine weitere Wahr-

nehmung neben der normalen Wahrnehmung auslöst, etwa dass Farben erscheinen, wenn Töne gehört werden. Nach dem Klassifikationssystem sind Synästhesien Koinzidenzphänomene: Im Falle einer internalen Farbwahrnehmung bei externalen Tönen bestehen Ähnlichkeiten zur ASW-Phänomenologie; im Falle einer Korrelation von external gehörten Tönen und external gesehenen Farben finden sich Parallelen zum Formenkreis der sinnvollen Fügungen (Kap. 4.5.4). Anders als typische Koinzidenzphänomene haben Synästhesien in der Regel strukturellen Charakter, deshalb sind sie für die Betroffenen in der Regel auch keine AgE.

Nach Tremmel „sollten Modellansätze die zahlreichen phänomenologischen und kausalen Aspekte der jeweiligen Erfahrung widerspiegeln und angemessen komplex sein“ (2014, S. 274). Mit Berufung auf Caspar (2012) fordert er eine „Loslösung von der Idee, die (klinische) Parapsychologie sei etwas Besonderes unter den wissenschaftlichen Disziplinen“ und anschlussfähige Modellansätze, die die „zahlreichen phänomenologischen und kausalen Aspekte der jeweiligen Erfahrung widerspiegeln und angemessen komplex“ (2014, S. 274) sind. Damit plädiert Tremmel ausgerechnet für das Paradigma, das sich als Sackgasse erweist, denn die Phänomenologie von AgE lässt sich, will man keinen simplen Reduktionismus vertreten, mit gewöhnlichen Kausalvorstellungen nicht unter einen Hut bringen. Tremmel sollte deshalb auch nicht verschweigen, was Caspar im Hinblick auf eine Anbindung der Klinischen Parapsychologie (CPP) an die Klinische Psychologie (CP) zu bedenken gibt: „The crucial question is whether an attempt on the part of CPP to live up to the standards of traditional CP might compromise the attempt to deal with extraordinary experiences in a meaningful way“ (2012, S. 33). Man kann sich einen sinnvollen Umgang der Psychologie mit AgE nur wünschen und ein phänomenologischer Ansatz, der verschiedenen Auslegungen offensteht, ist für eine Integration des Themas zum gegenwärtigen Zeitpunkt sicher hilfreicher als der Versuch, ontologische Fragen zu beantworten.

4.5 AgE-Formenkreise

Bei der phänomenologischen Vorgehensweise unterscheidet Schmitz (1995) ein *deskriptives*, ein *analytisches* und ein *kombinatorisches* Stadium. Die drei Schritte entsprechen in etwa der Vorgehensweise dieser Arbeit: Mit der Herausarbeitung des AgE-Begriffs (Kap. 1.1) wurde zunächst mit einer sogenannten *thematischen* Reduktion der Gegenstandsbereich, der untersucht werden soll, „durch möglichst genaue Umschreibung mit den Mitteln der üblichen Sprache aus der [...] Lebenserfahrung herausgehoben“. Im folgenden analytischen Stadium wurden *AgP-Grundklassen* (Kap. 4.2) als „wiederkehrende Grundzüge des Bereichs [...] herausgeschält und terminologisch fixiert“.

Nun werden wir AgE „durch geeignete Kombination der Grundzüge in der festgelegten Terminologie [...], auch als Probe auf die Zulänglichkeit der Analyse“ (Schmitz, 1995, S. 33) in einem empirisch-phänomenologischen Vorgehen rekonstruieren. Im Idealfall sollten sich alle Phänomene, die berichtet werden, dem Grundklassenmodell zuordnen lassen. Die nachfolgend vorgestellten und empirisch fundierten AgE Formenkreise bestätigen das Grundklassenmodell. Die Phänomenologie der Formenkreise wird an Fallbeispielen illustriert. Zum Schluss wird das AgE-Spektrum hinsichtlich Autonomie und Bindung in einem phänomenologischen Kontinuumsmodell dargestellt.

4.5.1 Empirisch fundierte AgE-Formenkreise

Nach aktuellen Standards der Dokumentation in der Beratung und Psychotherapie wurde 1998 in der IGPP-Beratung ein Dokumentationssystem (DOKU) für beratungssuchende Menschen mit AgE entwickelt und verbindlich zur Erfassung aller Beratungskontakte eingeführt (ausführlich Kap. 5.1.1). Ein spezielles AgE-Modul enthält Variablen für die häufigsten Arten internaler und externaler Phänomene, sinnvoll erlebter Koinzidenzen und psychophysischer Dissoziationen. Auf Grundlage der mit dem DOKU gesammelten Daten konnten die theoretisch postulierten AgP-Grundklassen in einer umfangreichen Studie des IGPP (Belz & Fach, 2012) empirisch bestätigt und typische AgE-Formenkreise, denen wir uns im Folgenden zuwenden, rekonstruiert werden.

Von den bis 2006 mit dem DOKU erfassten AgE-Beratungsfällen wurde eine repräsentative Stichprobe der IGPP-Klientel von 1465 in ausreichender Qualität erfassten Fällen untersucht. Anhand von Hauptkomponentenanalysen und variablenorientierten Clusteranalysen wurden sechs in der IGPP-Beratung typische Formenkreise kategorialer AgE bestimmt. Diese lassen sich wiederum auf eine Lösung mit vier Komponenten, die den AgP-Grundklassen entsprechen, zurückführen. Neben einem rein internalen Formenkreis, der als „Internale Präsenz und Beeinflussung“ und einem rein externalen Formenkreis, der als „Spuk und Erscheinungen“ bezeichnet wird, treten Koinzidenz und Dissoziation in je zwei Formenkreisen auf. Ausgehend von internalen Phänomenen werden Koinzidenzen als „Außer-sinnliche Wahrnehmung“, ausgehend von externalen Phänomenen als „Sinnvolle Fügungen“ aufgefasst. Dissoziation ist bei „Mediumismus und Automatismen“ mit internalen Phänomenen und bei „Nachtmahr und Schlafparalyse“ mit externalen Phänomenen verknüpft. Die AgE-Formenkreise lassen sich kurz wie folgt nach Fach (2017, S. 127) charakterisieren:

1. *Internale Präsenz und Beeinflussung* (IPR): ausschließlich internale Phänomene, besonders somatische Phänomene (Schmerzen, Energiegefühle etc.), innere Vorstellungen, Gedankeneingebungen, Stimmenhören und Beeinflussungserleben.
2. *Spuk und Erscheinungen* (SPK): ausschließlich externale Phänomene, insbesondere Bewegung, Auftauchen oder Verschwinden von Gegenständen, akustische Phänomene

- (z. B. Klopfgeräusche, Schritte) oder optische, möglicherweise wesensartige Erscheinungen.
3. *Außersinnliche Wahrnehmung* (ASW): sinnvolle Koinzidenz von internalen Phänomenen mit externalen Gegebenheiten oder internalen Zuständen anderer Personen, die von Betroffenen als Telepathie, Hellsehen oder Präkognition interpretiert werden.
 4. *Sinnvolle Fügungen* (SIN): Koinzidenz von externalen Gegebenheiten, z. B. gehäuftes Auftreten bestimmter Zahlen im Lebenszusammenhang oder gleichartiger Ereignisse, die schicksalhaft oder durch höhere Mächte angeordnet erscheinen (z. B. Unfälle).
 5. *Mediumismus und Automatismen* (MED): das Auftreten internal initiiertes, ichfremd erlebter und ohne eigene Willenskontrolle koordinierter körperlicher Verhaltens- und Ausdrucksweisen (z. B. automatisches Schreiben, Glossolalie, Channeling).
 6. *Nachtmahr und Schlafparalyse* (NAM): das Spüren einer externalen, unsichtbaren Anwesenheit, häufig verbunden mit taktilen Phänomenen (Albdrücken) und/oder einer körperlichen Bewegungsunfähigkeit (Schlafparalyse).

In Abbildung 15 sind die Formenkreise im Achsenkreuz der AgP-Grundklassen mit ihren Häufigkeitsanteilen am Beratungsaufkommen dargestellt. IPR und SPK liegen an den Enden der horizontalen Grundachse. Sie beinhalten jeweils nur Phänomene, die eindeutig im Selbstmodell oder im Weltmodell lokalisiert sind. ASW und SIN als Koinzidenzphänomene und Überschreitungen der gewöhnlichen strukturellen psychophysischen Korrelationen sind oberhalb der horizontalen Grundachse links und rechts der vertikalen Achse positioniert. Der ASW-Formenkreis befindet sich oben links, weil er auf internalen Phänomenen basiert, die nachträglich external im Weltmodell Bestätigung finden. Beim SIN-Formenkreis ist es umgekehrt und daher liegt er oben im rechten Viertel. Bei SIN geht die Koinzidenz von externalen Phänomenen aus, denen dann in Hinsicht auf das Selbstmodell eine besondere Bedeutung zugesprochen wird. Die Formenkreise der psychophysischen Dissoziation belegen die unteren Ecken im Achsenkreuz. MED befindet sich links, da die entsprechenden Phänomene von einer internal lokalisierten Quelle ausgehen. NAM wird hingegen als von außen kommend erlebt und sind daher rechtsseitig zugeordnet. SIN, MED und NAM sind mit 5 % bis 9 % im Vergleich mit ASW, IPR und SPK mit Anteilen von 23 % bis 32 % vergleichsweise selten Gegenstand der IGPP-Beratung. Auffällig ist die annähernde Gleichverteilung der drei internalen Formenkreise mit 53 % auf der einen und der drei externalen Formenkreise mit 47 % auf der anderen Seite. Besonders bemerkenswert ist die symmetrische Aufteilung der relationalen Formenkreise mit ihrer jeweils internalen (ASW, MED) vs. externalen (SIN, NAM) Verankerung. Als Über- oder Unterschreitungen der gewöhnlichen psychophysischen Zusammenhänge stehen damit nicht nur Koinzidenz- und Dissoziationsphänomene ober- und unterhalb der horizontalen Achse in einem Komplementaritätsver-

hältnis, sondern auch jeweils zwei Koinzidenz- und Dissoziationsformenkreise mit einer internalen und externen Ausprägung.

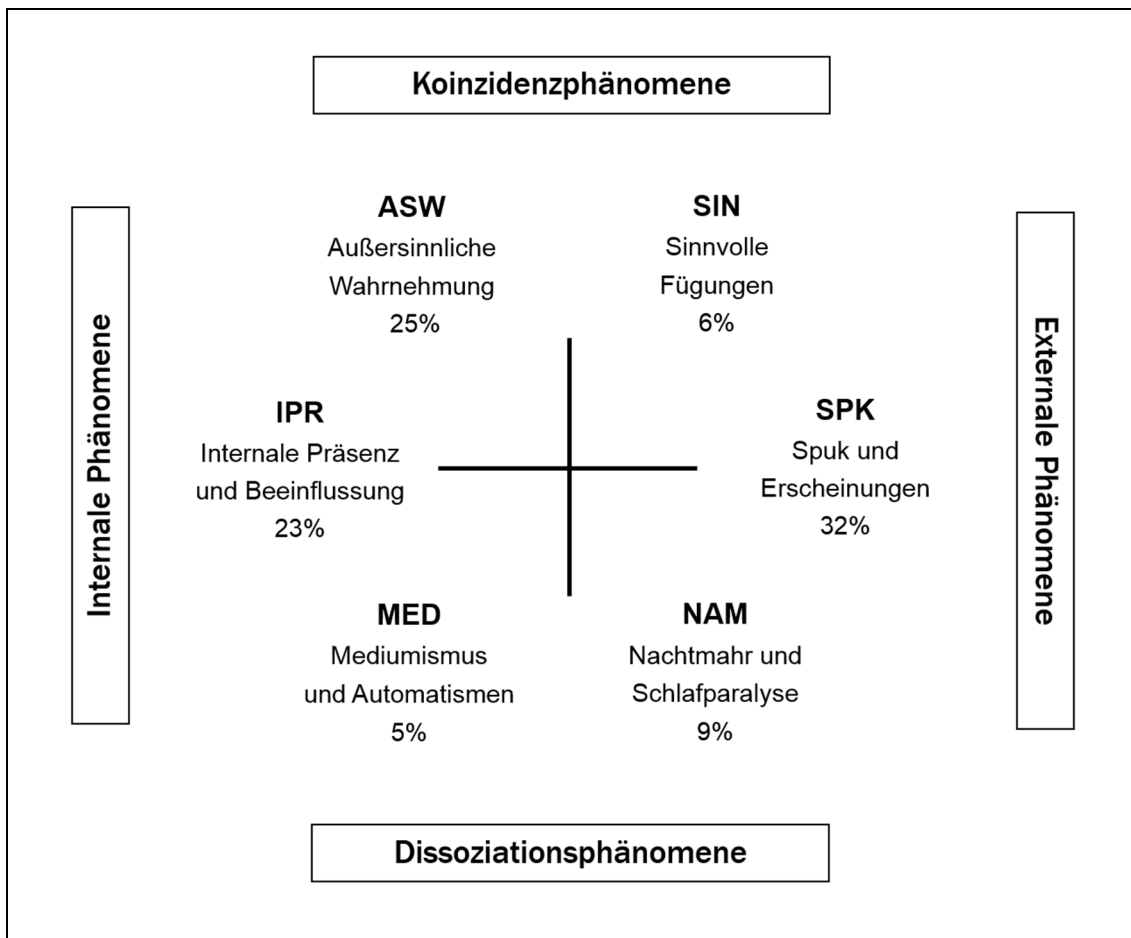


Abb. 15: AgE-Formenkreise und AgP-Grundklassen

Anteile der Formenkreise am IGPP-Beratungsaufkommen in Prozent ($n = 1465$).

Bei den sechs Formenkreisen handelt es sich um klassische, zeitlose Erlebnisformen, die in allen Kulturen berichtet werden. Die Benennung der AgE-Formenkreise mit Begriffen wie „Spuk“ oder „Nachtmahr“ orientiert sich anders als die rein phänomenologische Bezeichnung der AgP-Grundklassen an gängigen Bezeichnungen, wie sie sich in der Literatur der westlichen Kultur und insbesondere in den Publikationen der wissenschaftlich betriebenen Parapsychologie finden. So kann man sich leicht eine Vorstellung der jeweiligen Narrative und Interpretationen aus der Erste-Person-Perspektive der Betroffenen machen. Selbstverständlich und wohlgernekt implizieren die Benennungen der Formenkreise keine weltanschaulichen Aussagen seitens der Untersucher.

Über die bereits dargestellte empirische Fundierung der AgP-Grundklassen und AgE-Formenkreise hinaus konnten anhand der mit dem DOKU erfassten Daten auch Zusammen-

hänge zwischen den AgE-Formenkreisen und Personenmerkmalen gefunden werden (Belz & Fach, 2012). Mittels Clusteranalysen ließen sich formenkreisbasierte Klienteltypen bestimmen, die signifikante Unterschiede hinsichtlich soziodemografischer und klinischer Merkmale aufweisen. Die Ergebnisse bestätigten entsprechende Hinweise früherer Studien (Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005) und stützen die These, dass sich AgE nicht beliebig oder zufällig in verschiedenen Formenkreisen, sondern in systematischen Zusammenhängen mit spezifischen psychosozialen Randbedingungen manifestieren. Etwa drei Viertel der 1444 Fälle, die in die Clusteranalyse eingingen, ließen sich relativ eindeutig durch einen der sechs AgE-Formenkreise charakterisieren (Belz & Fach, 2012): Die größte Gruppe bildet mit 21 % der SPK-Typ (Spuk und Erscheinungen), es folgen mit 16 % der ASW-Typ (Außersinnliche Wahrnehmung), mit 14 % der NAM-Typ (Nachtmahr und Schlafparalyse), mit 12 % der IPR-Typ (Internale Präsenz und Beeinflussung), mit 8 % der SIN-Typ (Sinnvolle Fügungen) und schließlich mit 7 % der MED-Typ (Mediumismus und Automatismen). Das restliche Viertel der Klientel setzt sich aus drei Mischtypen zusammen: einem IPR-ASW-Typ (9 %), einem ASW-SPK-Typ (9 %) und einem IPR-SPK-Typ (6 %).²⁰

Eine Untersuchung der neun Klienteltypen im Hinblick auf soziodemografische und klinisch relevante Unterschiede bestätigte die Ergebnisse früherer Studien (Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005). Die Typen wiesen im Hinblick auf die zu erwartenden Verteilungen in der Gesamtstichprobe insbesondere signifikante Unterschiede in der Geschlechterverteilung, im Alter, im Bildungsniveau, in der sozialen und beruflichen Situation, im Hinblick auf soziale und gesundheitliche Belastungen und in der Einschätzung der psychischen Auffälligkeit auf. Insgesamt zeigten sich Ratsuchende mit internalen Phänomenen stärker belastet und sowohl sozial als auch im Berufsleben weniger integriert, obwohl sie schulisch und beruflich besser ausgebildet waren als Ratsuchende, die über externale Phänomene berichteten. Die vier internal geprägten Typen waren überdurchschnittlich oft in psychiatrischer Versorgung, besonders der internale Präsenz-Typ und der internale Spuktyp litten unter einer hohen allgemeinen Belastung und wurden auch am häufigsten als psychisch auffällig eingeschätzt. Der internale ASW-Typ und ebenso der mediale Typ waren dagegen sozial und beruflich besser integriert und seltener auffällig. Belz und Fach (2012) stellen fest, dass Personen, die überwiegend über externale Phänomene berichteten, insgesamt einem geringeren Risiko der Pathologisierung ausgesetzt sind, da sich die entsprechenden Phänomene nicht so einfach in gängige psychodiagnostische Kategorien fügen wie internale Phänomene. Dies gilt insbesondere für Spukerfahrungen, bei denen mehrere Personen über dieselben Phänomene berichten. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass Phänomene, die im Kontext von AgE auftreten, nicht generell mit Symptomen psychischer Störungen gleichgesetzt werden können.

²⁰ Rundungsfehler wurden von Belz und Fach (2012) nicht korrigiert, die Angaben summieren sich auf 102 %.

4.5.2 Verhältnis von Grundklassen und Formenkreisen

Die AgE-Formenkreise sind eine empirische Bestätigung des vom phänomenalen Realitätsmodell abgeleiteten AgP-Grundklassensystems. Dabei ist zu beachten, dass die sechs Formenkreise keine erschöpfende Beschreibung des Spektrums außergewöhnlicher Erfahrungen sind. Es handelt sich um spezifische Formen von AgE, mit denen Betroffene professionellen Rat und Hilfe beim IGPP suchen. Grundsätzlich können je nach Stichprobe und/oder Anlaufstelle auch andere Formenkreise relevant sein, zum Beispiel „UFO-Entführungen“ (Spanos et al., 1993) oder Nahtoderfahrungen (Murray, 2009). Außerdem könnten die IGPP-AgE-Formenkreise prinzipiell auch weiter ausdifferenziert und in Subformen unterteilt werden. ASW beispielsweise ließe sich noch in Unterformen wie „Präkognition“, „Hellssehen“ und „Telepathie“ unterteilen.

Letztlich lassen sich alle kategorialen AgE prinzipiell in Phänomene der vier Grundklassen zerlegen. Eine sogenannte Nahtoderfahrung kann sich dann bei genauer Analyse zum Beispiel als eine Konstellation von externalen (Erscheinungen), internalen (Gedankeneingebungen), dissoziativen (Außerkörperlichkeit) und koinzidenten Phänomenen (Hellssehen) im Kontext einer mutmaßlichen Todesnähe erweisen. Das Klassifikationssystem der AgP-Grundklassen kann also dazu dienen, AgE-Formenkreise bottom-up aufzubauen oder top-down zu zerlegen. Erfahrungsqualitäten, die kategorial nicht fassbar sind, sind akategorial oder nichtkategorial (Kap. 4.2). Wichtig ist es, immer die Ebenen auseinanderzuhalten, das heißt, zwischen der *phänomenologischen* Grundlegung des phänomenalen Realitätsmodells, der *theoretischen* Ableitung des Grundklassensystems und der *empirischen* Erschließung der AgE-Formenkreise zu unterscheiden. Mit den Grundklassen existiert ein universelles Klassifikationssystem und mit den Formenkreisen gibt es stichprobenabhängige Klassifikationen. Tremmel (2014, S. 274) verwechselt Grundklassen und Formenkreise, wenn er schreibt, die Klassifikation würde beispielsweise nicht zwischen außerkörperlichen Erfahrungen und Schlafparalysen unterscheiden, weil beide als Dissoziationsphänomene eingeordnet werden. Sowohl das DOKU als auch der bereits erwähnte PAGE-Fragebogen (Kap. 1.5.2) erfassen dissoziative Phänomene wie Außerkörperlichkeit, Schlafparalyse oder Automatismen unabhängig voneinander. Die Phänomene sind auf der Ebene des Grundklassensystems nicht fest gebunden, gebündelt werden sie bei der Formenkreisbildung. Wenn Phänomene bei Faktorenanalysen auf einem Faktor laden, dann liegt das an der untersuchten Stichprobe, in der sie zum Beispiel den NAM-Formenkreis bilden. Die Exploration von AgE und die Instrumente zur Erfassung von AgE (DOKU, PAGE-R) zielen auf Einzelphänomene, die AgE konstituieren. Insofern können je nach Notwendigkeit und Forschungsinteresse beliebig viele Phänomene differenziert und erfasst werden. Alle erfassten Phänomene können phänomenologisch auf die vier AgP-Grundklassen zurückgeführt werden. Abbildung 16 zeigt, wie das globale phänomenale Realitätsmodell mittels seiner lokalen Komponenten, dem

Selbstmodell und Weltmodell, internale und externale Phänomene, das heißt lokale AgP, hervorbringt. Aus der strukturellen Verbindung des Selbstmodells und Weltmodells können außerdem relationale AgP als Koinzidenz- oder Dissoziationsphänomene auftreten. Aus AgP der vier Grundklassen bilden sich schließlich die sechs empirischen AgE-Formenkreise. Mittels der Verbindungslinien ist abzulesen, welche Grundklassen bestimmte Formenkreise konstituieren. IPR und SPK an den Rändern setzen sich exklusiv aus internalen bzw. externalen Phänomenen zusammen, alle anderen Formenkreise bilden sich jeweils durch eine Kombination von AgP aus einer lokalen und einer relationalen Phänomengrundklasse. Abbildung 16 darf nicht so verstanden werden, als seien die AgE-Formenkreise diskrete Kategorien. Tatsächlich bilden sie ein Spektrum phänomenologischer Muster mit kontinuierlichen Übergängen. Zur Veranschaulichung ihrer Unterschiede und Beziehungen werden sie im Folgenden noch einmal zusammenhängend mit einigen AgE-Berichten erläutert. Dabei werden jeweils ausgehend von den Koinzidenzformenkreisen zuerst die internalen Formenkreise ASW, IPR und MED und im anschließenden Kapitel die externalen Formenkreise SIN, SPK und NAM beschrieben. Die vergleichende Betrachtung soll auch dabei helfen, später die Ergebnisse der umfangreichen statistischen Analysen in Teil II phänomenologisch nachvollziehen zu können.

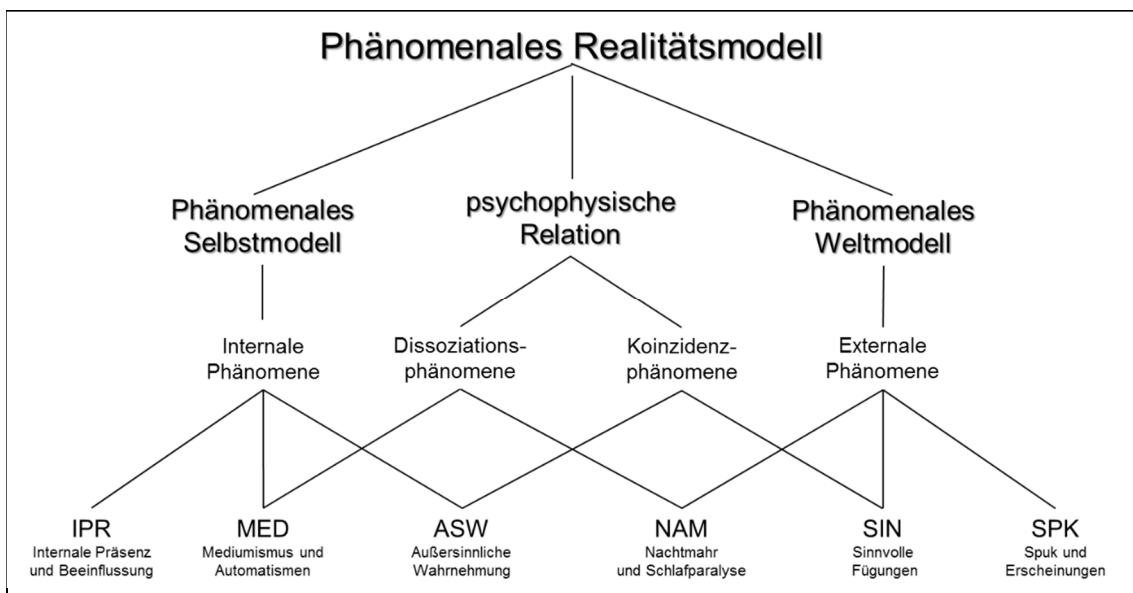


Abb. 16: Bildung der sechs AgE-Formenkreise durch AgP der vier Grundklassen.

4.5.3 Phänomenologie der internalen Formenkreise

Außersinnliche Wahrnehmung (ASW)

Der ASW-Formenkreis macht ein Viertel des IGPP-Beratungsaufkommens aus. ASW wurde ausführlich in verschiedenen Varianten als „Telepathie“, „Hellssehen“, „Retrokognition“ und „Präkognition“ anhand der AgE-Berichte 2a (Kap. 1.1.2), 9 (Kap. 1.6.2) und der AgE-Berichte 2c sowie 16 bis 20 (alle Kap. 2.3) behandelt. Eine aktuelle Übersicht über den Forschungsstand zu ASW-Erfahrungen geben Watt und Tierney (2014), speziell „anomalistische Träume“ behandelt unter anderem Roe (2015) und über den Stand der experimentellen Forschung berichtet Schmidt (2014).

Vieles deutet auf eine allgemeine ASW-Disposition hin, denn häufig berichten Ratsuchende sowohl über Hellssehen/Telepathie im Wachzustand als auch über Präkognition bzw. Wahrträume:

AgE-Bericht 26

Das fing in meiner Kindheit an. [...] Meine Mutter [...] und mein Vater, die haben sich scheiden lassen. [...] Und da waren wir [mit dem Auto auf dem Weg zum Vater] auf halber Strecke, da sagte ich zu meinem Bruder: „Ich muss umdrehen, wir müssen nach Hause“ [zur Mutter]. Und mein Bruder sagte: „Nee, wir fahren jetzt nach Papa.“ Und dann [...] ist mein Vater losgefahren, weil meine Mutter hatte sich dann versucht, das Leben zu nehmen. [...] Das nächste Mal, das war wieder ganz heftig, da war ich auf der Arbeit und mittags um zwei, wieder diese Unruhe, und ich wusste, [...] die Mutter von meinem Bruder seine Frau, die ist da gestorben, die ist tot. Das konnte ich genau sagen. Ich hab das dann meinem Mann erzählt und der hat mich natürlich erst mal: „Du spinnst!“ Dann ging das hinterher los [...]: Bekam ich wieder dieses Zittern und ich wusste auch genau: „Du musst nach deiner Tochter rein.“ Kann man als mütterlichen Instinkt abtun, aber irgendwo – es wird immer mehr, wissen Sie. Ich bin dann rein und hab meine Tochter leblos vorgefunden. Die hab ich dann wiederbelebt. Gott sei Dank lebt sie nun noch. [...] Und der nächste Hammer war, ja, das war damals Eschede, da hab ich allerdings von geträumt. Ich habe dieses Zugangsglück total komplett geträumt. Ich bin auch total schweißgebadet, heulend aufgewacht, weil ich das real mitgekriegt hab. Bin dann rüber zu meiner Freundin, hab ihr das dann erzählt, hab gesagt: „Du, ich hab das und das geträumt, ich komm ja gar nicht mehr klar.“ Ich sag, ich konnte ihr den Ort sagen, und sie sagt auch nur wieder: „Das war nur ein Albtraum.“ Dann irgendwann, später, haben wir dann mal Radio gehört und ja dann, ja: Tatsache. Als ich die Bilder im Fernsehen gesehen hab, genau das habe ich gesehen. Das war also drei, vier Stunden vorher. Und dann jetzt, wieder Anfang des Jahres, war das wieder [...]: Also meine Tochter [C.] hatte zwischendurch einen ganz schweren Unfall bei einer Freundin. Da war ich auch wieder unruhig und sagte, ich wollte eigentlich den Nachmittag weg, und ich sagte: „Nein, ich bleibe zu Hause, irgendwas ist mit C.“ Und ja, ne Stunde später kam der Anruf: „Ja, die Finger sind ab!“ Also, sie hat sich die Finger amputiert. Ich

komm damit nicht mehr klar, ich könnt mich immer nur hinschmeißen und heulen. Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll. (IGPP, 03353), Audio

Anders als in den bisherigen Schilderungen kann ASW nicht nur als Wahrnehmung, sondern auch als eine unfreiwillige Bindung an andere Personen erlebt werden. Telepathische Eindrücke entwickeln sich dadurch zu belastenden Einflüssen:

AgE-Bericht 27

Ich habe folgendes Problem [...]. Ich habe mit einer Person telepathischen Kontakt, der mich aber sehr belastet, und wüsste gerne, wie ich mich davor schützen kann. [...] Ich war mit 10 Jahren Abstand zweimal (jeweils etwa ein Jahr) mit demselben Mann zusammen. Beim zweiten Mal entdeckten wir, dass es so etwas wie einen telepathischen Kontakt zwischen uns gab, jedoch sehr als „Einbahnstraße“, sprich, ich „wusste“ genau, wann er sich in [...] aufhielt und wann nicht, ob er daheim war und vor allem, wann er an mich dachte. Die Beziehung endete nach längerer Quälerei (er betrog mich mit einer anderen etc.), aber der Kontakt riss nicht ab, was für mich damals schwer erträglich war. Nach einer Weile gab sich das und ich „hörte“ lange nichts von ihm. Inzwischen bin ich verheiratet und habe zwei Kinder, und plötzlich im Dezember tauchte mein Ex wieder in meinen Träumen auf (wir haben die Daten verglichen und es war jeweils in der Nacht, wenn er abends an mich dachte). Seitdem waren wir kurzfristig telefonisch in Kontakt, da es ihm nicht sehr gut geht und ich versuchte, ihm zu helfen (leider ist er auch ein verdammt charmanter Mann). Die Träume belasten mich, da ich in ihnen zu meinem Ex eine unglaubliche Nähe verspüre und ein Gefühl von Vertrautheit und „daheim“ wie sonst zu niemandem, so dass ich meine Ehe schon infrage stelle – obwohl ich weiß, dass ich in einem Zusammenleben mit meinem Ex nur unglücklich wäre. Ich weiß aber nicht, wie mich davor schützen. Wissen Sie Rat? Es ist dies nicht der einzige Fall von Telepathie in meinem Leben. Es scheint also nicht auf die Verbindung zwischen mir und diesem Mann beschränkt zu sein, aber diese belastet mich zurzeit doch sehr. Ich will auch nicht diese „Fähigkeit“ an sich abblocken, ich will nur nicht, dass es mein jetziges Leben so negativ beeinflusst. (IGPP, 04440; E-Mail)

Wir befinden uns mit dieser Phänomenologie im Übergang zu den Beeinflussungserlebnissen des IPR-Formenkreises. Während im obigen AgE-Bericht eine Ambivalenz in der Beziehung der Betroffenen zur Person, mit der sie sich telepathisch verbunden fühlt, mitschwingt, nimmt ASW bei diesem Ratsuchenden eindeutig negative Formen an:

AgE-Bericht 28

Seit [...] habe ich einen „Draht“ zu einer Frau, den ich als außersinnliche Wahrnehmung oder auch als seelische Behinderung bezeichnen möchte, da dies dieses Phänomen wohl so am besten beschreibt. Dieser „Draht“ ist auch real vorhanden, wie viele Tests und Überprüfungen – jüngst auch mit unabhängigen Personen – nun gezeigt und bewiesen haben. Vor diesen Bestätigungen durch dritte Personen dachte ich immer auch ein wenig, dass ich einfach nur eine Macke haben könnte. [...] Ein direkter persönlicher Kontakt zu dieser Frau besteht jedoch – seit eben diesen 25 Jahren und wegen dieses „Drahtes“ – nicht mehr. Zudem ist diese Frau auch zwischenzeitlich verheiratet. Dieser

„Draht“ belastet mich daher, denn ich würde sehr gerne wieder mein eigenes Leben führen können, ohne unmittelbare Manipulationsmöglichkeit meines Geistes – und somit auch meinen Handlungen in gewisser Weise – durch fremde Personen. Diese Manipulierbarkeit meiner Person erscheint mir mittlerweile daher auch wie eine Art „Fluch“! Meine Frage ist nun, ob Ihrer Ansicht nach möglicherweise durch Hypnose dieser „Draht“ durchschnitten bzw. dieser „Fluch“ aufgehoben werden könnte, denn es muss ja – zumindest meinerseits – auch eine unterbewusste psychische Bereitschaft vorhanden sein, dass ich diesen „Draht“ überhaupt erst zulasse! [...] Ich hätte sehr gerne meinen Seelenfrieden wieder zurück, zumal diese Frau auch [...] abhängig von Rauschdrogen wurde und ich Rückfälle befürchten muss, welche auch mich vor allem dann emotional sehr belasten und belastet haben, wenn ein Entzug dieser Drogen bei ihr eintritt. (IGPP, 06268; E-Mail)

Internale Präsenz und Beeinflussung (IPR)

Internale Phänomene verlagern sich vollends in den IPR-Formenkreis, wenn die Betroffenen nicht mehr wie bei ASW lediglich den Eindruck haben, *von sich aus* etwas „mitzubekommen“ und Informationen von der Außenwelt aufzunehmen, sondern internale Phänomene als gezielte Einwirkungen oder Angriffe auf ihr Selbstmodell erleben. Ist im Zusammenhang mit dieser bereits im AgE-Bericht 14a (Kap. 1.6.5) beschriebenen Phänomenologie, die sich in leiblichen Missempfindungen, Schmerzen, „fremden Energien“, Gedankeneingebungen oder Stimmenhören kundtut, von Telepathie die Rede, dann meinen Ratsuchende damit keine persönliche Gabe oder Fähigkeit, sondern Einwirkungen eines „Senders“. Beispielsweise fühlt sich die Klientin im folgenden Beispiel von einer früheren Vorgesetzten, einer sehr wichtigen Bezugsperson, gezielt in negativer Weise beeinflusst:

AgE-Bericht 29

Ich werde seit nunmehr gut 2 Jahren jede Nacht ein bis mehrfach von einer Person aus dem Schlaf gerissen, die wohl ungewöhnliche mentale Fähigkeiten entwickelt hat. [...] Ich habe sie [...] näher kennengelernt, da ich bei ihr Mitarbeiterin wurde. Sie war mir sehr sympathisch. [...] Zwischen uns hat sich eine so enge Verbindung entwickelt, dass sie oft wusste, was ich denke, und dass ich oft etwas erledigt habe, an das sie gedacht hat. [...] Es hat auf jede Entfernung funktioniert, also auch, wenn sie auf Reisen war. Ich wusste auch oft im Voraus, wenn sie anrief oder wenn sie auf der Rückreise war. In einer Menschenmenge konnte ich sie leicht ausfindig machen und wusste immer, wenn sie an mich dachte. Nach 1½ Jahren wurde sie [...] versetzt [...]. Ich hatte nie das Gefühl, dass sie weg ist. Die Verbindung schien eher durch die Distanz intensiver zu werden, denn wenn sie nun an mich dachte, kam es immer wieder vor, dass sie mich damit aus dem Schlaf riss. Anfangs hat mich das sehr fasziniert und nicht im Geringsten gestört. [...] Diese Ansicht hat sich dann allerdings ganz schnell gewandelt [...]. Angefangen hat es mit starken Kopfschmerzen immer am Wochenende. [...] Es hat sich angefühlt, als wolle sie sich in meinen Kopf bohren. Als es dann vor gut 2 Jahren ganz schlimm wurde und auch noch körperliche Schmerzen aufgetreten sind, habe ich sie angerufen, aber sie hat sich geweigert, mit mir zu sprechen. [...] So habe ich ihr mehr-

fach geschrieben. Aber die einzige Reaktion darauf war, dass ich noch mehr Schmerzen in der Nacht hatte und noch weniger Schlaf. Inzwischen ist es so, dass ich ein- bis mehrfach pro Nacht von den Schmerzen wach werde und jedes Mal feststellen muss, dass sie mit mir in Kontakt steht. (IGPP, 06472; E-Mail)

Internale Phänomene sind bei IPR nicht mehr flüchtig wie ASW-Erfahrungen. Sie treten teils vorhersehbar zu bestimmten Zeiten auf und halten länger oder auch permanent an. Von Lucadou (2003) hat sich mit diesem Erfahrungsmuster beschäftigt und bezeichnet es als „Verhexung“. Die Benennung kommt nicht von ungefähr, denn die Betroffenen gelangen über kurz oder lang zu der Überzeugung, dass Magie oder Verfluchung im Spiel sein müsse. Zöhn und Pohl (2021) setzen das „Verhexungssyndrom“ explizit mit dem IPR-Formenkreis gleich.

Eine einseitig oder wechselseitig ausgerichtete Beziehung mit einer Person, nach deren Abbruch die Beeinflussungsphänomene auftreten, ist typisch für IPR-Fälle. Die letzten drei AgE-Berichte haben miteinander gemeinsam, dass die Betroffenen zum Beratungszeitpunkt seit langem keinen „normalen“ Kontakt mehr mit der mutmaßlich beeinflussenden Person hatten. In der folgenden IPR-Variante traten Beschwerden nach einem „Beziehungsabbruch“ seitens der Betroffenen auf, ohne dass es im Vorfeld überhaupt einen persönlichen Kontakt mit dem vermeintlichen Verursacher der Beeinflussung gegeben hatte. Vergleichbare Fälle häufen sich seit Verbreitung des Internets:

AgE-Bericht 30

Ich stehe seit mehreren Monaten gegen meinen Willen in telepathischem Kontakt zu einem [...] Hellseher namens G. [...] Ich habe mich, da ich chronisch krank und dadurch gehbehindert bin [...], aus reiner Verzweiflung auch mit sogenannten esoterischen Methoden beschäftigt und bin so auf die Methoden von G. gestoßen. Ich habe mich, da er das in seinen Broschüren vorschlägt, auf geistigem Wege an ihn gewandt – plötzlich hat er begonnen, mit mir zu sprechen. Anfangs war ich natürlich voller Hoffnung, dass er mir helfen kann, aber es hat sich ganz anders entwickelt. Der Kontakt war immer öfter mit körperlich z. T. sehr unangenehmen und mittlerweile auch schmerzhaften Empfindungen verbunden – hauptsächlich im Bereich Wirbelsäule und Kopf. Es geschieht immer gegen meinen Willen. Er lässt mich [...] nicht in Ruhe. Ich höre seine Gedanken und spüre ihn von morgens bis abends. Ich bin nie „allein“, kann keinen klaren Gedanken fassen, mich auf nichts wirklich konzentrieren. Ich bin [...] verheiratet und habe zwei Kinder. Meine Beziehungen (Partner, Freunde) drohen zu zerbrechen. Bisher habe ich es niemandem gesagt, weil mir niemand glauben würde. Ich bin verzweifelt. Bitte melden Sie sich bei mir! Vielleicht haben Sie eine Idee, wie man das nachweisen könnte (spezielle Messungen; ein anderer Hellseher, der das bestätigen könnte, ...). Ich bin absolut keine Spezialistin auf diesem Gebiet und hoffe sehr, Sie können mir weiterhelfen. (IGPP, 03466; E-Mail)

Wie diese Klientin wenden sich viele Menschen quasi virtuell an Geistheiler, Hellseher oder Medien, die Ferndiagnosen und -behandlungen anbieten. Häufig verschlimmern sich die negativen Symptome – die sich oft erst nach zunächst positiven Effekten einstellen –, wenn die Betroffenen solche Anbieter mit E-Mails oder Telefonanrufen zu einer Einstellung der „Beeinflussungen“ bewegen wollen. Wenn diese abweisend oder gar nicht antworten, fühlen sich die Betroffenen zusätzlich darin bestätigt, Opfer zu sein. Noch schlimmer, wenn ihre Situation gezielt ausgenutzt und ihnen beispielsweise mitgeteilt wird, sie seien verflucht oder verhext und nur eine kostspielige Gegenmagie könne ihnen helfen.

Schließlich gibt es auch „personalisierte“ IPR-Erfahrungen ohne Verbindung zu konkreten Personen. In diesen Fällen liegen eine spiritistische Erklärung und eine Beeinflussung durch Verstorbene nahe:

AgE-Bericht 31

Mein Nachtschlaf wird in gemeinster Weise boykottiert. Nehme ich keine Schlaftablette, werde ich wachgehalten durch massive Reden, die mein Weiterleben infrage stellen; bis in die Morgenstunden hinein. Mir bekannt ist dieses Verhalten als eine Foltermethode, die Widerstand und die Persönlichkeit brechen sollen. Hinzu kommt: Sobald sich bei mir der Gedanke formiert: „Stehe auf und beschäftige dich!“, setzen sofort Schmerzattacken der heftigsten Art ein. Ich höre dann: „Siehst Du, das hast Du nun davon, Du solltest nicht aufstehen, ich möchte das nicht.“ Dieses Erleben ohne Unterlass! Habe ich eine Schlaftablette genommen, setzt tagsüber ein Gefühl im Kopf ein wie Benommenheit, Druck, Gleichgewichtsstörungen, Schmerzen hinter der Stirn. Das wird auch begleitend als Strafe kommentiert. [...] Ich kann nicht mehr klar unterscheiden, was meine Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse sind und welche Gedanken fremder Art. Treffe ich einmal meine Gedanken zufällig und es entsteht eine Handlung daraus, setzt sofort ein: „Das möchte ich nicht. Wenn Du damit weitermachst, bekommst Du Schmerzen.“ So ist es dann und mit viel Mühe setze ich meine Handlung fort. Meine Erfahrung ist auch die: Biete ich keinen Anlaß zur Bestrafung durch Schmerzen, dann wird einer kreierte, z. B. „Ich möchte nicht, daß Du aus dem Fenster schaust.“ o. ä. [...] Ich denke, ich bin besetzt durch einen Irrläufer, der nicht den Weg ins Licht findet oder aus Angst nicht gehen will. Das irdische Leben ist ihm vertraut, also wählt der erdgebundene Geist diesen Weg. Nur wird meine freie Wahl auf das Größte missachtet. [...] Das möchte ich herausfinden. Entweder durch Hypnose, in der man diesen Quälgeist aufspüren kann, oder einem qualifizierten Medium, das in der Lage ist, diesen Irrläufer ausfindig zu machen und auf den rechten Weg zu führen. (IGPP, 03235; Brief)

Dieser Fall markiert den Übergang vom IPR- zum MED-Formenkreis. Bevor wir uns diesem zuwenden, sei noch einmal festgestellt, dass das internale Kontinuum kein Psychosekontinuum ist (Kap. 1.6.6). Internale AgP können zwar mit psychotischen Zuständen einhergehen, wie beispielsweise in den AgE-Berichten 14 und 15 (Kap. 1.6.5) zu sehen ist, aber phänomenologisch stehen sie für sich. Im AgE-Bericht 15 treten neben internalen auch externe Phänomene auf und die Grenzen zwischen dem Selbst- und Weltmodell verschwimmen.

Hier zeigt sich deutlich, dass eine voll ausgeprägte Psychose kaum noch Ähnlichkeiten mit dem IPR-Formenkreis hat, und das gilt genauso für den MED-Formenkreis.

Mediumismus und Automatismen (MED)

Bei MED wird Beeinflussungserleben im Allgemeinen nicht mehr mit persönlich bekannten und/oder lebenden Personen in Verbindung gebracht, sondern mit geistigen Wesenheiten oder höheren Mächten, die sich in spontanen oder auch selbstinduzierten Automatismen Ausdruck verschaffen. Die Phänomene werden unter Umständen, zumindest für gewisse Zeit, positiv erlebt und als hilfreiche Botschaften, Mitteilungen oder Aufträge verstanden. Bereits in den AgE-Berichten 5 (Kap. 1.5.6) und 7 (Kap. 1.6.1) wurden entsprechende AgE geschildert. In beiden Fällen handelte es sich wie bei diesem Klienten um automatisches Schreiben:

AgE-Bericht 32

Damals hatte ich das Buch auf dem Weg zu Seth gelesen, indem auch geschildert wurde, wie das automatische Schreiben erlernt werden kann. Ich hielt mich an die Anweisung, und siehe da, es funktionierte. Erst kam nur Gekritzeln dabei heraus, aber später wurden es Wörter und dann zusammenhängende Sätze. [...] Ich brauchte mich nur hinsetzen, ein Blatt Papier und einen Kugelschreiber, und meine Hand flog über das Papier und schrieb das Buch. Dabei konnte ich mich unterhalten über ein völlig anderes Thema, und ich brauchte auch nicht einmal hinschauen, ob ich in der Reihe blieb oder ob nur Gekritzeln dabei herauskam. [...] Uns wurde Geld versprochen, ein schöneres Leben, der Himmel auf Erden wurde uns versprochen. [...] Meine Frau und ich hatten eine große Ehekrise, die kurz vor der Scheidung stand; dazu Arbeitslosigkeit, finanzielle Probleme und ständiger Streit mit meinen Eltern. Wir haben alles wieder in den Griff bekommen. Das automatische Schreiben hat uns sozusagen wieder zusammengeführt. [...] Als wieder einmal eine Versprechung nicht eingehalten wurde, wurde ich sehr ärgerlich. Man antwortete mir: „Du hast mich entlarvt, ich bin doch das Böse, du wirst dafür in der Hölle braten, verschwinde oder du bist des Todes, du wirst mich nicht mehr los. Wenn du mich loswerden willst, brauchst du Hilfe, aber dir wird kein Mensch glauben. Willst du zu mir, ja oder nein?“ Ich antwortete „Nein“ und warf den Kugelschreiber weg. Sie können sich denken, dass ich sehr schockiert war. Eigentlich waren wir es alle. Angst machte sich breit. Und wegen dieser furchtbaren Angst habe ich mich an Ihr Institut gewandt. [...] Während der ganzen Schreiberei wurde mir immer wieder prophezeit: „Du brauchst nicht mehr zu arbeiten, du kannst dich jetzt ausruhen und das Leben genießen.“ [...] Die Wahrheit sieht anders aus. Ich bin jetzt [...] Frührentner. Das heißt, ich kann nicht mehr arbeiten. [...] Seit Anfang dieses Jahres bin ich in ständiger ärztlicher Behandlung. (IGPP, 03171; E-Mail)

Im Unterschied zu den AgE-Berichten 5 und 7, in denen die Resultate des automatischen Schreibens als sinnvolle und hilfreiche Botschaften interpretiert wurden, ist es diesem Klienten nicht gut damit ergangen. Ratsuchende mit AgE aus dem MED-Formenkreis berichten

üblicherweise über spontane oder selbstinduzierte Phänomene im privaten Kontext, die sie als belastend bzw. als Kontrollverlust erleben. Von einer drastischen Entgleisung und Ver selbstständigung selbstinduzierter Automatismen, über die Staudenmaier (1912) nach Selbstversuchen eindrucksvoll Zeugnis ablegt, ist der Klient allerdings verschont geblieben. Bender (1958) schildert vergleichbare Fälle und spricht von mediumistischen Psychosen (Kap. 1.5.6).

MED kann in einem Spektrum von Dissoziation im Wachzustand bis zu Besessenheitszuständen in Volltrance auftreten, wobei das Handeln nicht mehr unter eigener Kontrolle erlebt wird. Cardaña und Alvarado (2014) sprechen von „anomalous identity experiences“. Die Verhaltenssteuerung liegt bei MED nicht im Selbstmodell, sondern wird externalen Mächten zugeschrieben, das heißt Elementen des Weltmodells. Der MED-Formenkreis ist nicht allein durch einen veränderten Bewusstseinszustand gegeben: „We differentiate trance from spirit possession and mediumship/channeling which denote a sense of partial or complete replacement of the sense of identity by that attributed to a possessing agency, typically a deceased or a spiritual identity“ (Cardaña & Alvarado, 2014, S. 193). In der veränderten Identität liegt auch der Unterschied zum IPR-Formenkreis, bei dem zwar eine Bedrohung der Autonomie erlebt wird, die persönliche Identität aber noch weitgehend als Kontrollinstanz fungiert. Während IPR als negativ und belastend erlebt wird, ist das bei MED nicht unbedingt der Fall, insofern die besitzergreifende Identität auch positiv konnotiert sein kann.

Mediumismus und Automatismen umfassen nicht nur ein weites Spektrum von Phänomenen, sondern auch von Techniken, durch die sie ausgelöst werden können. Prinzipiell ist der MED-Formenkreis aber nicht an eine vorsätzliche Auslösung gebunden, die entsprechenden Phänomene können auch völlig spontan und unerwartet auftreten. Im folgenden Beispiel berichtet eine Frau aus Osteuropa über ein automatisches Sprechen, das bei ihr im Schlaf einsetzt:

AgE-Bericht 33

Ich bin 60 Jahre alt [...], bekomme Rente voll auf Grund meiner Krankheit (leide auf starke chronische Schmerzen). Ca. 8 Mon. mit mir geschieht das, was ich und mein Mann begreifen nicht!!! Nachts fange ich laut reden mit eine uns nicht bekannte Sprache. Es fängt immer gleich an: Plötzlich wach von versteigerte Atmung (tiefe Einatmung und rasche schnelle Ausatmung), liege immer am Rücken, total entspannt – und dann kommt laute deutliche weibliche Stimme raus, mein Mund ist leicht geöffnet – aber die Lippen sind nicht beweglich. Sprache unbekannt – oft kommt „kch“, wird ausgesprochen hart und durch die Nase. Mein Mann meint „arabisch?“ In dieser Sprache schwer zu erkennen, ob das meine oder fremde Stimme ist. Von Anfang war es ca. 4–5-mal, danach war fast ca. 3 Monate Pause und dann ca. in 10 Tagen 5–7-mal. Nachts kann bis ca. 6–9 Gespräche mit Abstand sein. Habe angefangen, mit „ihr“ kommunizieren, dann, nach meinen Fragen [...], kann sie wütend, skeptisch oder ganz freundlich sein – erkenne das von „ihre Stimme“. Manchmal bei „ihre“ Rede fängt zu lachen, und wie! Ich

kann das nicht! Oder liest die Gedichte (erkenne von Rhythmus). [...] Vor 2 Tagen habe ich Beratung beim Medium (Questico) bekommen: Das von mir kommt starke positive Energie und das ist Botschaft in alte hebräische Sprache. Empfohlen: Meldung bei Ihnen (meinen, ist wichtiges Botschaft – betrifft die Thema Frauen Befreiung?!) Danke für Ihre Zurückmeldung. (IGPP, 04467; E-Mail, Text nicht korrigiert)

Die genauere Exploration in der IGPP-Beratung zeigen, dass die „fremde“ Stimme der Klientin wohl emanzipatorische Bedürfnisse hinsichtlich ihrer Ehe und einer eingeschränkten Autonomie artikuliert. In ähnlicher Weise scheinen auch das spontane automatische Schreiben und die sexuelle Blockade der folgenden Klientin ein Ringen nach mehr Selbstbestimmung zu sein:

AgE-Bericht 34

Weil ich [...] merke, dass in mir irgendwie, irgendwas in mir drin ist. Das ist nicht okay, dass ich die Kontrolle nicht mehr so habe. [...]. Sonst würde ich das nicht spüren. [...] Zeichen zu geben, ja. Und dann [...] beobachte ich mich, was ich mache, ja. [...] Dann fange ich an zu schreiben. Gucke dann, was ich da drin schreibe. Ich weiß es nicht. Ich lasse einfach die Hand gehen. [...] Was ich schreibe, was ich geschrieben habe, meistens werfe ich dann anschließend weg oder was, weil dann so viele negative Dinge gekommen, dann mag ich nicht mehr schreiben, ich höre einfach nicht mehr hin. Versuche, das zu ignorieren. [...] Zum Beispiel [...] ist mal gekommen [...], dass mein Mann nicht lieb ist. Dann kam von der anderen Seite: „Doch, er ist lieb.“ Wobei, das ist keine Frage, die ich gestellt habe. Ja, wie ich versucht habe zu erklären, vorhin: Ich fühle jemand in mir. Ja, und wenn ich jemand in mir fühle ja, dann kann ich nicht frei sein. [...] Es ist nicht schön. Aufgrund dessen sage ich, bin nicht selber und sage manchmal, ich kanns nicht [Sex mit dem Ehemann], oder ich versuche, oder ich unterstütze ihn, aber so, dass ich, dass wir nicht, äh, dass es nicht zum sexuellen Kontakt kommt. Ich muss mich sehr, wie soll ich sagen, ich muss mich sehr zusammenreißen, wenn Sie so wollen, um manchmal nicht immer Nein sagen zu müssen, weil – das möchte ich auch nicht. Ich habe auch Spaß am Liebemachen, an Sexualität. Ja, wenn ich, wenn ich frei bin. Ich liebe die Sexualität ja, meinen Mann. Es ist schön, aber wie gesagt, so in diesem Zustand ist es unangenehm für mich. [...] Ich spüre jemand anderen in mir drin. Haben Sie den Film „Der Exorzist“ gesehen? [...] Es hört sich vielleicht so komisch an, aber so ähnlich. Ich fühle mich besessen. (IGPP, 03381; Video)

Die MED-Phänomene scheinen in vielen Fällen, zumindest von außen betrachtet, Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen zu artikulieren, für die sie möglicherweise nicht direkt einstehen können.

MED hat im Beratungskontext des IGPP wenig mit ritualisiertem Mediumismus, wie er in bestimmten Kulturen, religiösen Gruppen, spiritistischen Zirkeln oder auch als Dienstleistung in der Esoterikszene praktiziert wird, zu tun. „Automatic and seemingly uncontrolled behaviours can occur in the midst of rituals in rainforests but also in Western living rooms“ (Cardeña & Alvarado, 2014, S. 193). Es geht auch nicht um mögliche ASW-Fähigkeiten, wie

sie die wissenschaftlich betriebene Parapsychologie gelegentlich in Experimenten mit angeblich begabten Medien untersucht (Beischel & Zingrone, 2014; Kelly & Arcangel, 2011). Das kennzeichnende Merkmal des MED-Formenkreises sind ichfremde Verhaltensäußerungen, unabhängig davon, ob sich in ihnen möglicherweise ein „höheres Wissen“ kundtut.

Der sogenannte physikalische Mediumismus, bei dem Medien gezielt Erscheinungen und materielle Phänomene hervorrufen (Nahm, 2014), spielt in der IGPP-Beratung so gut wie keine Rolle. Gelegentlich gibt es jedoch Berichte über Besetzungen bzw. internale Phänomene, die mit externalen Phänomenen einhergehen:

AgE-Bericht 35

Durch eine Empfehlung eines Theologieprofessors bin ich auf das IGPP-Institut aufmerksam geworden. Seit etwa Sommer dieses Jahres spüre ich, dass etwas oder jemand ständig bei mir ist. Im Moment bin ich ziemlich verzweifelt, da ich vielerlei „esoterische“ Hilfe in Anspruch genommen, finanziell große Beträge investiert habe und alles nur kurzfristig geholfen hat. Ich beschäftige mich seit ca. sieben Jahren mit afrikanischem Trommeln und habe [...] selbst unterrichtet. Ich vermute, dass meine derzeitige Situation damit zusammenhängt. Mir war überhaupt nicht bewusst, dass durch das Trommeln in Afrika Geister beschworen werden. Dies habe ich erst aufgrund meiner unerklärlichen Probleme und Symptome im Nachhinein selbst recherchiert. Mich selbst belasten viele körperliche Symptome, negative unerklärliche Einflüsse auf Personen, mit denen ich in Kontakt komme bzw. bin (plötzliches Fieber, Durchfall, Erbrechen) und allerlei belastende „Ereignisse“ in meiner Wohnung (Bilder fallen von der Wand, Gegenstände fliegen umher, faulige Kotgerüche ohne erkennbaren Auslöser, ständige kalte Windzüge in meiner Umgebung usw.). Ich bin von Grund auf eine ausgeglichene und positive Person und habe keinerlei psychische Störungen oder psychiatrische Erkrankungen! (IGPP, 04997; E-Mail)

Eine Einordnung dieses Falls in den MED-Formenkreis erscheint vielleicht nicht gerechtfertigt, da die von der Klientin berichtete Besetzung des Selbstmodells sich nicht in Automatismen, sondern, wenn man es so interpretieren will, in typischen SPK-Phänomenen Bahn bricht. Die körperliche Ebene wird quasi übersprungen. Man könnte also auch von einer besonderen Form der Korrespondenz von IPR- und SPK-Elementen sprechen. Die vergleichsweise seltene Phänomenologie illustriert jedenfalls, dass auch jenseits von ASW und SIN außergewöhnliche Zusammenhänge zwischen dem Selbstmodell und dem Weltmodell gestiftet werden können.

4.5.4 Phänomenologie der externalen Formenkreise

Sinnvolle Fügungen (SIN)

Ihren ersten Ausdruck findet die externalen Phänomenologie in den Koinzidenzphänomenen des SIN-Formenkreises. Jung unterscheidet im Rahmen seines Synchronizitätskonzeptes (Kap. 3.2.8) nicht explizit zwischen ASW und SIN. Für ihn „bedeutet Synchronizität zunächst die Gleichzeitigkeit eines gewissen psychischen Zustandes mit einem oder mehreren

äußeren Ereignissen, welche als sinngemäße Parallelen zu dem momentanen subjektiven Zustand erscheinen und gegebenenfalls auch vice versa“ (1952, S. 27). SIN und ASW müssen mit unserem phänomenologischen Ansatz jedoch hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Verankerung im Selbstmodell und Weltmodell differenziert werden. Bei ASW finden internale Phänomene im Weltmodell Bestätigung, bei SIN wird externalen Gegebenheiten Bedeutung im Selbstmodell zugeschrieben.

Aufschlussreich ist hier der AgE-Bericht 13 (Kap. 1.6.5), aus dem ein Koinzidenzerleben in drei Varianten abzuleiten ist: Dort gibt es (1) aus Sicht der Person, die im von der Ratsuchenden gemalten Bild einen außergewöhnlichen Bezug zu ihrer Lebensgeschichte erkennt, eine SIN-Koinzidenz zwischen Repräsentationen im Weltmodell und Selbstmodell. Für die ratsuchende Malerin stellt sich diese Koinzidenz (2) hingegen als eine Beziehung zwischen Repräsentationen im Weltmodell dar. Falls die Ratsuchende jedoch (3) ihre Motivation, das Bild zu malen, und die Möglichkeit von Telepathie in Betracht zieht, verlagert sie den Ausgangspunkt des Geschehens in ihr Selbstmodell und die Rückmeldung der Person wird zu einer Bestätigung im Weltmodell, wie es typisch für den ASW-Formenkreis ist. Der Fall illustriert damit noch einmal, wie wichtig die Berücksichtigung der Perspektive der Ratsuchenden für eine angemessene Klassifikation ihrer Erfahrung durch die Beratenden ist.

Bei sogenannten Ankündigungsphänomenen, einem klassischen Muster aus dem SIN-Formenkreis, verhält es sich wie in der zweiten Variante: Hier werden externale Ereignisse, zum Beispiel eine stehengebliebene Uhr, ein heruntergefallenes Bild oder auch eine Erscheinung, mit Unfällen oder Todesfällen in Verbindung gebracht, von denen die Erlebenden im Nachhinein Kunde erhalten. In diese Richtung geht auch AgE-Bericht 12 (Kap. 1.6.4), in dem der Klient wahrnimmt, dass „etwas in der Bude nicht stimmt“ und sich zunächst keinen Reim darauf machen kann, bis er vom Tode seines Nachbarn erfährt. Bei Jaffé (1978) oder auch Tyrrell (1979) finden sich viele solcher Beispiele.

Der AgE-Bericht 4 (Kap. 1.4.5), in dem mehrere Personen Gläserrücken praktizierten, hat außer externalen Phänomenen und automatischen, selbstorganisierenden Elementen, die das Glas bewegen, auch koinzidente SIN-Aspekte. Die automatischen Bewegungen des Objektes (Weltmodell) geben Antworten auf Fragen (Selbstmodell), die sinnvoll erlebt werden. Ganz ähnlich verhält es sich bei dieser Klientin, die sich diverser Orakeltechniken bediente:

AgE-Bericht 36

Ich habe dann jahrelang regelmäßig Orakel praktiziert, beinahe täglich I-Gings, Pendeln, Tarot, astrologische Erklärungen, etwas Numerologie etc. Alle wichtigen Entscheidungen wurden mit Hilfe des I-Ging gefällt: Studienwahl, Nebenjobs, Verhalten in Beziehungen etc. Einfaches Münzenwerfen (Ja/Nein), sogar bei beinahe jeder Frage, die nicht anderweitig/von außen entschieden wurde. So habe ich sicher an manchen Tagen

bis zu 50-mal eine Münze geworfen, ob ich dieses oder jenes tun oder lassen soll. Wie Sie jetzt sicher auch denken, hat das scheinbar krankhafte Ausmaße angenommen. Andersrum dachte ich mir immer: „Die I-Gings/Astrologie hatte(n) doch auch immer Recht“. [...] Man fragt sich halt nun doch immer wieder: „Gibt es da eine höhere Ordnung, die es besser weiß als du?“ Meine Vernunft würde hier allerdings Nein sagen. Wie Sie aber sicher wissen, ist z. B. Astrologie eher als „höhere Ordnung“ zu verstehen. Sagen Sie es mir bitte einfach kurz und knapp, dass ein Verhalten wie das meinige mit der Münze, das ich ja hiermit infrage stelle, eher Humbug ist. (IGPP, 03901; E-Mail)

Die Anwendung von Deutepraktiken im SIN-Formenkreis darf nicht mit automatischen Produktionen des Mediumismus verwechselt werden. Gemein ist SIN und MED zwar, dass die jeweiligen Phänomene als Äußerungen oder Botschaften externaler Mächte interpretiert werden, aber bei MED „wirken“ diese durch eine „Besetzung“ des Selbstmodells ins Weltmodell hinein, bei SIN dagegen vom Weltmodell auf das Selbstmodell. SIN-Phänomene können wie MED-Phänomene absichtlich induziert werden oder spontan und unerwartet auftreten:

AgE-Bericht 37

Seit Monaten habe ich grundsätzlich Doppelzahlen: auf Einkaufsbons, auf meinem digitalen Wecker, egal wann ich die Uhrzeit ablese (4:44, 44 Sec., 18:18 etc.). [...] Bei meinen Ausflügen in die Natur finde ich jedes Mal Steine, die entweder die Form eines Herzens haben, auf die ein Herz „gezeichnet“ ist, oder ich finde Kettenanhänger in Herzform, sehe und fotografiere Herzwolken, Bäume, deren verzweigte Äste von einem bestimmten Standpunkt aussehen wie Herzen. Weihnachten wollte ich ein längliches Gefäß über ein Teelicht stellen, das in einer Schale stand. Ich bin mit dem Gefäß an die Schale gestoßen, es klirrte und mitten in mein längliches Gefäß hatte ich ein Loch „geschlagen“ in Form eines Herzens. Am letzten Wochenende fand ich wiederum mehrere Herzsteine: einen roten Stein in der Größe einer Männerhand, auf einem anderen kleinen Stein war ein weißes Herz, auf der Rückseite die Ziffer 7. Wenig später fuhr ich in einem Bus und sah an dem Fenster, an das ich mich gesetzt hatte, eine Reklame, in der abwechselnd ein rotes Herz neben der Ziffer 7 zu sehen war, also die gleiche Symbolik wie auf meinem Stein. Das sind nur einige Erlebnisse dieser Art. [...] Was bedeutet das alles? (IGPP, 06968; E-Mail).

Die Klientin in diesem Beispiel erlebt quasi Bedeutung ohne Sinn. Einerseits können die Häufungen aus ihrer Sicht kein blinder Zufall sein, andererseits bleibt ihr eine Botschaft, die das Ganze haben müsse, verborgen. Bei der Anwendung von Orakeltechniken sind hingegen ein Kontext und eine Fragestellung mitgegeben, die bestimmte Deutungen vorgeben oder nahelegen. Wie beim MED-Formenkreis können SIN-Phänomene, je nachdem wie die Botschaften ausfallen bzw. interpretiert werden, positiv oder problematisch verarbeitet werden. Im AgE-Bericht 32 entwickelten sich eine innere Abhängigkeit und ein Drang, jede Entscheidung durch Delegation an „höhere Stellen“ abzusichern.

Deutepraktiken, wie das Werfen von Münzen oder das Legen von Karten, sind für sich genommen keine AgP, die konventionelle Gesetzmäßigkeiten verletzen. Ebenso ist es bei spontanen SIN-Erfahrungen, die lediglich aufgrund des seriellen Auftretens gleichartiger Erlebnisse als außergewöhnlich empfunden werden. Im nächsten Fall geht es um eine Häufung von Unglücksfällen:

AgE-Bericht 38

Mein Mann und ich haben uns vor 3 Jahren ein Haus in einem idyllischen [...] Dorf [...] gekauft. Ca. 4 Wochen nachdem wir eingezogen sind, brach sich unser Hundewelppe sein Bein. [...] Drei Monate nach unserem Einzug fuhr ein Geisterfahrer frontal in unser Auto. [...] Mein Bein wurde zertrümmert und hing nur noch am Fleisch. Lange wusste man nicht, ob ich je wieder gehen können würde. Ich habe fast ein Jahr gekämpft und nun kann ich wieder gehen (aber nie wieder laufen). Einige Zeit darauf stellte man bei meinem Vater eine Wirbelsäulenerkrankung [...] fest. In dieser Zeit fiel unsere Oma und brach sich das Handgelenk. [...] Danach wurde bei meiner Mutter eine Thrombose mit Lungenembolie festgestellt und sie lag eine Woche auf der Intensivstation. [...] Zu dieser Zeit wurde ich schwanger. Ich hatte krankheitsmäßig alles, aber unser Sohn kam gesund zur Welt. [...] Mit fünf Monaten hatte er einen Ausschlag im Gesicht, und unsere Kinderärztin rief mich an und sagt, er habe Lupus und würde nur noch 6 Jahre leben. Das hat sich, Gott sei Dank, nicht bestätigt. [...] Unsere Oma kann sich mittlerweile nicht mehr bewegen. Sie hat starke Schmerzen. Mein Mann hatte einen Bandscheibenvorfall und somit starke Probleme mit dem Rücken. Er ist hier im Haus schon zweimal die Treppe runtergefallen. Ich bin dieses Jahr auch die Kellertreppe runtergefallen und hab mir den Vorderfuß gebrochen. Seit einem halben Jahr haben wir keinen Kontakt mehr mit meinen Eltern – lange Geschichte, wird sich nicht mehr ändern. Seit 3 Wochen nicht mehr mit meinen Schwiegereltern. Ich habe vor 3 Wochen mein zweites Kind verloren (ich war im vierten Monat schwanger). Im Januar sind es 3 Jahre, seit wir hier wohnen, und nur in dieser kurzen Zeit ist uns das alles passiert. In unserer Straße stehen 20 Häuser, wovon wir von 6 Leuten wissen, dass sie sich umbringen wollten. Einer davon hat sich schon im Rohbau drei Häuser weiter erhängt [...], ein anderer wurde kurz vor knapp zweimal von der Feuerwehr gerettet [...]. Die Nachbarin und ihr Mann von gegenüber sind vor einem Jahr weggezogen, weil ihn der Dachboden immer magisch angezogen hat (er wollte sich erhängen). Seitdem geht es ihnen gut. Deren Nachmieter hatten zwei Wochen nach deren Einzug auch einen schweren Autounfall mit Totalschaden, Halskrausen, Bandagen, Armschlingen usw. Der Mann, der uns unser Haus verkauft hat, war auch schon in der Psychiatrie. Die Vorbesitzer unseres Nachbarhauses nebenan hatten ein schwerbehindertes Baby, das bald starb. Die jetzige Nachbarin von nebenan ist mit ihrem Baby die Treppe runtergefallen. Sie hat sich verletzt, das Baby ist ok. Viele Zufälle für eine Straße in einem kleinen Dorf! [...] Mein Mann will das Haus nun verkaufen, ich will auch weg, es ist zu viel passiert. Kann man das Unglück mitnehmen? Ich hab Angst, dass wir es in ein neues Haus mitnehmen, weil es wie Pech an uns klebt. (IGPP, 05641; E-Mail)

Pechsträhnen und Unglück sind für SIN-Ratsuchende kein Zufall, obwohl die einzelnen Ereignisse keine genuinen AgP sind. Wie beim IPR-Formenkreis ist hier oft von „Verhexung“ oder „Verfluchung“ die Rede.

Externale Phänomene erinnern an SPK, gehören aber noch zu SIN, wenn sie für sich genommen außergewöhnlich sind und dabei, ähnlich wie im AgE-Bericht 6 (Kap. 1.5.10), ein sinnvoller Bezug zur eigenen Person und somit Koinzidenzen erkannt werden:

AgE-Bericht 39

Wenn ich wütend bin, passieren folgende Sachen: Das Radio wechselt eigenständig die Sender, die Glühbirnen gehen kaputt, Datumsanzeigen wechseln die Jahrzehnte, Autobatterien erleiden eine Tiefenentladung, die Alarmanlagen in Einkaufszentren fangen an zu piepen, [...], unser Telefon klingelt und zeigt in unserem Display unsere Rufnummer an – als ob ich mich selber angerufen habe, die Uhren bleiben gerne mal stehen oder, ganz amüsan, laufen vorwärts! Als ich mich mal mit meinem Mann auf der Autofahrt bei 160 km/h auf der linken Spur gestritten habe, ging unser Auto komplett aus, so daß wir uns nur mit Warnblinker über drei Spuren auslaufen lassen konnten bis zum Standstreifen. Der ADAC sagte, dass bei laufender Fahrt irgendetwas unsere Batterie und Lichtmaschine komplett leergezogen habe, er könne sich das Ganze nicht erklären! Wenn ich wütend bin, dann spinnt auch mal gerne die Zentralverriegelung, sie lässt uns nicht mehr ins Auto oder spielt Ringelreih mit uns. Wenn ich wütend oder sehr traurig bin, geht unsere Wohnzimmerlampe eigenständig an. Wenn ich sehr traurig oder verzweifelt bin, dann gehen Dinge von verstorbenen Menschen, die ich sehr geliebt habe, von alleine an, oder sie ändern ihren Platz. Als ich kurz vor dem Tod meiner Mutter ihr Lieblingsparfüm und eine Platte schenkte, hatte sie sich sehr gefreut, über ihren Tod behielt ich diese Dinge. Das Parfüm fiel ohne das Zutun eines anderen auf einen Teppichboden und zersprang in tausend Scherben. (IGPP, 04383; E-Mail)

Solche Schilderungen haben vor dem Hintergrund des Sender-Empfänger-Paradigmas die Interpretation von SPK als eine Form von spontaner Psychokinese bzw. „recurrent spontaneous psychokinesis“ (RSPK), ein Begriff, der auf Roll (1976) zurückgehen soll (Mayer & Bauer, 2015), gefördert. Treten AgP im Weltmodell auf, die die Ratsuchenden nicht sich selbst, sondern zum Beispiel Geistern zuschreiben, die quasi „in eigener Sache“ spuken, ist vom SPK-Formenkreis zu sprechen. SPK ist hier nur ein Kürzel ohne Bezug zur RSPK-Hypothese.

Spuk und Erscheinungen (SPK)

Klassische Spukphänomene wurden anhand der AgE-Berichte 1 (Kap. 1.1.1), 10 und 11 (Kap. 1.6.4) illustriert. Huesmann und Schriever (1989) geben in ihrem „Steckbrief des Spuks“ eine ausführliche Beschreibung externaler Phänomene. Für Moser, die eine umfangreiche Sammlung von Spukfällen zusammengestellt und kommentiert hat, ist Spuk „der größte Verstoß gegen den gesunden Menschenverstand und den guten Geschmack“ (1977,

S. 13). Bender urteilt: „Spukphänomene stellen, so glaube ich, eine via regia oder den Königsweg zu einem umfassenden Verständnis des Menschen und seiner Stellung in der Natur und der Natur selbst dar“ (1980, S. 198). Die beiden Zitate heben hervor, wie sehr die Phänomene des SPK-Formenkreises den Rahmen konventioneller Realitätsvorstellungen sprengen. SPK-Phänomene manifestieren sich nicht selten wie im Beispiel 1 (Kap. 1.1.1) nach Todesfällen. Besonders typisch ist auch das Einsetzen, wie im SIN-Beispiel 38, nach einem Umzug in ein neues Heim:

AgE-Bericht 40

Meine Frau und ich sind vor ca. 4 Jahren in unsere jetzige Wohnung eingezogen. Am Anfang war so ziemlich alles in Ordnung, bis wir dann nach ca. 5 Monaten „nächtlichen Besuch“ bekamen. Es äußerte sich in Temperaturschwankungen im Raum und körperlichem Kontakt (am Bein streicheln/berühren). Erst bei meiner Frau und ein paar Wochen später auch bei mir. Die Ereignisse häuften sich bis zu Erscheinungen am Tage: weiße Schatten im Augenwinkel, hörbare Schritte, ab und an Türen, die sich ohne Grund öffnen/schließen, gefühlte Anwesenheit einer Person und Erscheinungen in der Nacht. In den letzten Nächten sah meine Frau eine mittelgroße, weiße Gestalt, ca. 1,70 m, hörte Schritte die Treppe hinab- und hinaufgehen, ohne dass etwas zu sehen war. Letzte Nacht sah sie im Flur eine schwarze Gestalt stehen, die ca. 1,85 m groß war und eine Kapuze aufhatte (Mönchsgestalt). Ich selber habe im Augenwinkel Erscheinungen gesehen, höre Schritte, habe, seitdem sich nachts die Geschehnisse häufen [...], einen unruhigen Schlaf. Wir haben auch schon ein „Rumgekruschtel“ vermehrt wahrgenommen des Nachts und in letzter Zeit auch tagsüber. Was eventuell eine Rolle spielt, [ist, dass] wir [...] Eltern eines kleinen Jungen [sind] und sich die Ereignisse seitdem häufen. (IGPP, 061901; E-Mail)

Häufig wird, wie in den AgE-Berichten 10 und 11 (Kap. 1.6.4), der Ort des Geschehens für Spukphänomene verantwortlich gemacht, während sonstige Lebensumstände nicht in Betracht gezogen werden. Dabei sind Umzüge oft durch veränderte Lebensumstände bedingt, etwa durch eine Elternschaft, die eine Anpassung erfordert und die Autonomie einschränkt. SPK-Phänomene treten typischerweise in sozialen Systemen mit enger Bindung und belastenden Lebensumständen auf (Kap. 3.5.4). Eine häufig anzutreffende Konstellation sind Familien mit pubertierenden Jugendlichen. Auszüge eines Familiengesprächs vermitteln einen lebendigen Eindruck der kollektiven Ratlosigkeit, die SPK-Phänomene auslösen können:

AgE-Bericht 41²¹

Mutter: Wie es angefangen hat? Das kann ich mir nicht erklären, weil, es war eigentlich niemand da, außer wir zwei [Mutter und Sohn]. [...] Wir haben Fernsehen geguckt, ich gebügelt und er [Sohn] hat Sachen aus dem Katalog angeguckt. [...]

²¹ Diese Gesprächsauszüge finden sich in anderer Zusammenstellung und Bearbeitung auch in einer früheren Publikation des Autors (Fach, 2011a, S. 258–261).

Beraterin: Wer hat das denn zuerst gemerkt?

Mutter: Ja, ich. Wir beide saßen im Wohnzimmer. Und dann haben wir Fernsehen laufen und auf einmal war es tot, oder?

Beraterin: Und was war da der erste Gedanke, als das passierte, wissen Sie das noch?

Sohn: Kurzschluss!

Mutter: Genau. [...]

Beraterin: Und wann fing es dann an, Ihnen Spanisch vorzukommen?

Mutter: Eigentlich, nachdem wir die Sicherung auch runtergemacht und, gell, der trotzdem geglüht hat? Weil, haben wir denkt [...], irgendwie ist vielleicht etwas kaputt. Dann haben wir die nämlich, glaub', unten gelassen, und der ist nachher trotzdem angegangen, oder? Und ohne Strom, ein Herd brennen, und auf sechs – also das war irgendwie zu viel. Also so viel weiß ich ja schon. Und dann kam er (Vater) und hat das dann mitgekriegt, wie wir schon dauernd so hin und hergelaufen sind und durcheinander waren, und dann wollte er Abend essen, und dann...

Vater: Bin ich hingehockt, wollte gerade ein Rädle Wurst holen, und auf einmal gibt es einen Schlag, und alle Automaten tun wieder. So ist es eigentlich losgegangen, oder? [...]

Mutter: Ja, er wollte dann was essen, und dann bin ich vom Wohnzimmer in die Küche gegangen, wollte ihm was richten, und dann gings Licht wieder aus in der Küche, und wenn ich vom Kühlschrank weggelaufen bin, ist das Licht wieder angegangen. Und ich bewege mich wieder einen Schritt vor zum Kühlschrank, und da geht das Licht wieder aus – und so viermal hintereinander. Und auf einmal ist der Fernseher auch wieder ausgegangen, gell? Und so gings die ganze Zeit, auch mit dem Herd wieder. [...]

Vater: Und dann habe ich zu ihr gesagt, sie soll anrufen [...]. Und daraufhin ist er [Elektriker] ja gekommen [...]. Aber meistens ist es ja so der Vorführeffekt [...]. Und dann ist er dann auch noch gehockt, und dann war es [...] schon eins, halb zwei, oder? [...] Bis dort ist nichts mehr gegangen [...], also er wollte auch wieder nach Hause [...] Und dann im Flur an der Garderobe, in dem Moment, wo er den Kittel anziehen will, machts wieder einen Schlag – „Wuff!“ –, ein Riesenknall, alles aus, oder? [...] Das macht einen richtigen Schlag. Da meinst du, es sei eine Explosion. Das ist wie die Sau, das ist irrsinnig. [...] Es passiert ja immer dann, wenn Du nicht damit rechnest. Das ist ja das. (IGPP, 03383; Audio)

Erfahrungen, die dem SPK-Formenkreis zuzuordnen sind, treten völlig unabhängig von der Tageszeit auf. Externale Phänomene im NAM-Formenkreis sind in aller Regel nächtliche Vorkommnisse, die in schlafnahen Zuständen, beim Erwachen oder Einschlafen, einsetzen. Es gibt einen phänomenologischen Überschneidungsbereich von SPK und NAM, dessen besonderes Kennzeichen das Hinzutreten des Gefühls einer Anwesenheit und taktile Phänomene sind:

AgE-Bericht 42

Mein Lebensgefährte und ich haben ein Problem. [...]. Es begann damit, dass ich mich immer, wenn wir im Bett lagen, beobachtet fühlte. Ich dachte, ich würde mir das einbilden, und versuchte, das Gefühl zu ignorieren. Dann hörten wir beide zwischen Schlafzimmer und Küche immer irgendwelche Schritte. [...] Wir wohnen im DG und über

unserer Wohnung befindet sich ein Speicher, von dem aus immer Schritte und Poltern zu hören sind. Das Ganze wurde immer schlimmer, es ging so weit, dass mein Lebensgefährte eine Verbrennung am Hals hatte, und wir konnten es uns nicht erklären. In den darauffolgenden Nächten kam es vor, dass in der Küche das Radio einfach anging, wir die Decke weggezogen bekamen, oder wir einfach nur das Gefühl hatten, dass uns jemand berührt. Dazu muss ich sagen, dass wir immer wieder das Kinderzimmer kontrollierten und beide Kinder schliefen. [...] Wir haben ein paar Tage später die ganze Wohnung wie auch den Speicher ausgeräuchert [...]. Inzwischen ist es so, dass wir im Schlafzimmer immer das Licht über Nacht anlassen. [...] Wenn mein Freund mich nachts in den Arm nehmen will, wird er von hinten gedrückt. Wir schlafen auch sehr schlecht. Immer haben wir das Gefühl nicht alleine zu sein, und mein Freund hörte nachts sogar ein Knurren. Es ist unheimlich und erschreckend, ich habe Angst allein in der Wohnung und würde am liebsten einfach umziehen. Ich weiß, dass das keine Lösung ist, da man solche Wesen auch mitnehmen kann. Wir beide, also mein Freund und ich, haben beide vorher schon mit übersinnlichen Dingen zu tun gehabt, aber so schlimm war es nie. Ich hoffe sehr, dass sie uns irgendwie weiterhelfen können. (IGPP, 04636; E-Mail)

Nachtmahr und Schlafparalyse (NAM)

NAM-Erfahrungen machen weniger als 10 Prozent der berichteten Erfahrungen in der IGPP-Beratung aus. Das liegt nicht daran, dass die Schlafparalyse als zentraler Bestandteil von NAM im Vergleich zu anderen AgE-Phänomenen ein besonders seltenes Phänomen ist. Die Wahrscheinlichkeit, mindestens einmal im Leben eine Schlafparalyse zu haben, liegt immerhin fast bei 8 Prozent (Sharpless & Barber, 2011). Entscheidend ist wohl vielmehr, dass eine Schlafparalyse, wenn sie nur sehr selten auftritt und ohne gravierende Begleiterscheinungen abläuft, kaum zu einem Beratungsanlass wird.

Eine verbreitete und klassische AgE aus dem NAM-Formenkreis ist das Erleben eines sexuellen Eindringens in den Körper. Es kann anfänglich als lustvoll erlebt werden, entgleitet dann aber üblicherweise, wie bei dieser Klientin:

AgE-Bericht 43

Ich bin [...] Rentnerin. Seit meiner Kindheit erlebe ich immer wieder ungewöhnliche Dinge, das letzte Mal diese Woche in der Nacht von Montag auf Dienstag. Ich wachte auf, da mich ein dunkler Schatten fest umschlungen hatte und in meinen Körper eindrang. Es fühlte sich an wie ein wohliger Gänseschauer durch meinen gesamten Körper. Als es nachließ, wollte ich aufstehen, um das Licht anzumachen, aber ein zweiter Schatten umgab mich, nahm mir die Sicht zum Fenster und wieder umschlang er mich, drang in meinen Körper und hinterließ einen wohligen Gänseschauer. Ich wollte schreien, aber heraus kam nur ein leises Stöhnen. Dann war es vorbei und ich konnte endlich Licht anmachen. Die nächtlichen Begebenheiten ereignen sich immer um ca. 3 Uhr morgens und erschrecken mich zutiefst. Danach liege ich oft stundenlang wach und finde erst gegen Morgen wieder Schlaf. Es macht mir Angst, große Angst. Schon einmal

hatte ich mit einem Neurologen über meine Erlebnisse gesprochen und er meinte nur: „Ja, Frau [...], diese Dinge gibt es.“ Diese Aussage machte mir noch mehr Angst. Wohin kann ich mich wenden, um Hilfe zu erfahren? (IGPP, 061075; E-Mail)

In der mittelalterlichen Dämonologie wurden männliche Wesen, die sich über Menschen im Schlaf hermachen, als „Inkubus“ und weibliche Dämonen als „Sukkubus“ bezeichnet. In der Einschlaf- oder Aufwachphase bzw. bei einem nächtlichen Erwachen können bekanntermaßen hypnagoge bzw. hypnopompe Halluzinationen auftreten. Schlafphysiologisch werden sie durch eine Überlappung von REM-Schlaf und Wachzustand erklärt. Die Betroffenen sind wach, nehmen ihre Umgebung wahr und sind durch eine anhaltende Paralyse, die dem Schlafzustand entspricht, bewegungsunfähig. Typischerweise tritt das Gefühl einer Anwesenheit auf, häufig auch visuelle Erscheinungen und taktile Phänomene, insbesondere ein Druckgefühl auf der Brust oder dem Körper, von dem sich auch der Begriff des Alldrückens herleitet. Einen guten Überblick über Schlafparalysen und Begleitphänomene geben Fuhrmann und Maier (2016). Solche nächtlichen Attacken sind im Allgemeinen sehr beängstigend bis schrecklich:

AgE-Bericht 44

Kaum liege ich im Bett, total zufrieden und entspannt, merke ich, dass um mich herum ein Flattern beginnt, wie von unzähligen Schmetterlingsflügeln. Es bleibt mir kaum Zeit festzustellen: „Oh nein, nicht schon wieder!“ Ich will den Namen meines Mannes schreien, weil ich genau weiß, dass diese Situation vorbei ist, sobald er mich festhält. Aber ich kann mich nicht bewegen, nicht schreien. Der Körper ist wie gelähmt. Ein ganz schwerer Druck auf der Brust, als ob ein erwachsener Mensch darauf sitzt. [...] Es macht mir Angst, dass so eine unbeschreiblich starke Energie versucht mich „rauszuziehen“ und „rauszuschieben“. Das ist so ein unfassbares Energiepotenzial. Für mich beginnt da der Kampf ums nackte Überleben. Wenn mich diese Kraft aus meinem Körper verdrängt, dann finde ich nie wieder zurück, dann ist alles aus. Es dreht sich alles um mich herum. Ich schreie aus Todesangst, so laut ich kann, und weiß doch, dass mein Mann, der direkt neben mir noch wach im Bett liegt (wir sind ja auch gerade erst zu Bett gegangen), nur ein leises, fast unmenschliches Wimmern zu hören bekommt, welches er aber gleich richtig einzuschätzen weiß, und mich berührt. Sofort ist alles vorbei. In Panik halte ich mich an ihm fest, und es dauert Tage, bis ich wieder zur Ruhe komme und die Angst und die Erinnerung zu verblassen beginnt. In letzter Zeit haben diese Phänomene allerdings an Intensität zugenommen. Merklicher Temperaturabfall im Zimmer, die Bettdecke beginnt wie wild zu flattern, kräftiges Schlagen gegen das Bett, dies sind Dinge, die bisher nur ich wahrnehmen konnte. Vor ein paar Tagen gingen mein Mann und ich zu Bett. Kaum habe ich mich hingelegt, verspürte ich diesen immens starken Druck auf der Brust. Um mich herum vibrierte alles – da packte mich mein Mann an der Hand und sagte [...]: „Hier stimmt was nicht, es zittert und vibriert um mich herum. [...] Ich spüre es genau.“ Er hatte recht und konnte reagieren, bevor es wieder ganz schlimm wurde. [...] Bisher war mein Mann im rechten Moment zur Stelle, konnte mich „zurückholen“ (das klingt übertrieben, ist aber wirklich so). Ich hatte jedes Mal das Gefühl, dass nur noch ein winziges Stückchen meiner selbst im Körper

war, bis schließlich die rettende Berührung [...] kam. Wie soll ich mich selbst aus dieser Situation befreien? [...] Was passiert, wenn kein Platz mehr für mich in meinem eigenen Körper ist? [...] Das sind keine Phantastereien oder Wahnvorstellungen. Keine Träume. Ich bin in dieser Situation in einer starren Hülle gefangen, mein eigener Körper kann sich nicht durch Körpersprache und Stimme mitteilen. Und dann werde ich aus dieser Hülle beinahe mit voller Wucht rauskatapultiert [...]. Ich habe Angst. Mein Kopf sagt mir: Das nächste Mal bleibst du ganz ruhig, wartest ab, was passiert. Aber wenn die Situation sich dann stellt, ist da nur noch Panik, blankes Entsetzen, Überlebensangst. (IGPP, 061902; E-Mail)

NAM-Phänomene überschneiden sich häufig mit SPK-Phänomenen, wie sie im Wachzustand berichtet werden. Wie im obigen Beispiel schildern die Klientinnen und Klienten häufig, dass eine Wesenheit versucht, in ihren Körper einzudringen. Im Unterschied zu außerkörperlichen Erfahrungen, die in schlafnahen Zuständen oder in luziden Träumen (Blackmore, 1984; Irwin, 1988; Levitan et al., 1999; Nahm, 2015) durchaus positiv und mehr oder weniger freiwillig erlebt werden, fürchten die NAM-Betroffenen, gewaltsam aus ihrem Körper gedrängt oder gezogen zu werden, wie dieser Klient berichtet:

AgE-Bericht 45

Also es kommt irgendetwas in mich rein, sozusagen, oder will praktisch sich irgendwas in mich reinlegen oder so was. Komplette körperlich eintreten und nicht auf ein Körperteil beschränkt, sodass ich das Gefühl habe, irgendetwas kommt da an Energie auf mich zu, irgendeine Kraft, also irgendwas, und das zieht mich dann auch aus dem Schlaf raus, und ich krieg dann irgendwie schon auch ein bisschen Angst: „Was ist das jetzt?“ Und dann mittlerweile sehe ich da jetzt – ob ich mir das einbilde, ich weiß es nicht – jedenfalls sehe ich da jetzt irgendwelche grauen Schatten und die sind praktisch umherschwirrend – oder wie auch immer, keine Ahnung. Also es ist irgendwas im Raum bei mir. Und das Mal davor hab ich das praktisch so weggescheucht, weil ich Angst hatte. [...] Ich war wach und hab dann dieses, dieses Teil da gesehen. Es war nichts Angenehmes. Es war eher wie so ein Schleier, so ein Graues, und der hat sich bewegt im Raum. Also wie so ein Wesen eigentlich. [...] Es war mitten in der Nacht. Das letzte Mal war es um Viertel vor fünf nachts. [...] Es ist körperlich, es ist irgendwie etwas, was ich nicht will. Es will etwas sich in mich reinlegen, hab ich das Gefühl, irgendeine Energie, was ich aber auch nicht zulassen möchte, weil ich Angst habe: „Ja, was ist das jetzt? Will das, will das mich jetzt vereinnahmen?“ [...] Das ist so ein Vibrieren, so eine Energiequelle. [...] Das versucht halt irgendwie in mich einzudringen [...]. Also entweder zieht mich das irgendwie raus mit so einer Bewegung, oder [...] ich wach auf, weil ich auch Angst hab. Ich muss mich anstrengen, ziemlich stark anstrengen, dass ich halt aufwache. Weil, sonst habe ich das Gefühl, würde das immer weitergehen und ich weiß nicht, wo das endet. Es ist irgendwas, das nicht gut ist, irgendwas Böses oder wie soll man sagen. [...] Ich bin wie gelähmt, es ist schon so was, wo ich dann in dem Moment nichts machen kann, hilflos bin. Und das macht mir dann Angst, und durch diese Angst, denk ich mal, kommt es in mein Bewusstsein, dass ich jetzt aufwachen muss. (IGPP, 04427; Video)

Die AgE-Berichte zeigen, dass Phänomene im NAM- ebenso wie im MED-Formenkreis wesenhaften Charakter annehmen. Bei NAM nehmen sie den Körper vom Weltmodell kommend in Besitz, bei MED übernehmen sie die Kontrolle vom Selbstmodell her. Ein letztes Beispiel demonstriert analog zu AgE-Bericht 35, wie bei einem Klienten externe Phänomene vom Weltmodell ihren Weg über den Körper in das Selbstmodell finden können:

AgE-Bericht 46

Bitte denken Sie nicht, ich bin verrückt, aber ich vermute, ich habe einen aktiven, unsichtbaren Geist oder ein Wesen in meinem Körper. Zu den Tatsachen: Ich habe im Mai dieses Jahres [...] in einer [...] Großstadt der Philippinen geheiratet. [...] Unterwegs übernachtete ich in [...] einem Hotel, und in dieser Nacht geschah es zum ersten Mal. Ein nicht sichtbares Wesen kam in mein Bett und befriedigte mich fast die ganze Nacht. Ich wusste nicht, ob ich Angst haben sollte oder ob die Gier mich mehr reizte. [...] Danach hatte ich ca. 3 Wochen Ruhe vor diesem Wesen, obwohl ich spürte, dass es noch in mir ist. Zurückgekommen [nach Hause] startete dieses Wesen bis heute seine Aktivitäten wieder. Ich habe versucht, einem Online-Dr. meine Probleme zu schildern, zwecklos. Jetzt bin ich seit zwei Wochen bei einem Urologen in Behandlung, aber auch beim Röntgen und den anderen Untersuchungen ist nichts herausgekommen. Mittlerweile dringt dieses Wesen in meine Gehörgänge, Augen etc., alle Vertiefungen meines Körpers ein, und ich bekomme Angst, wie das weitergehen wird. Vielleicht sollte ich zu einem Exorzisten gehen. Ich kann dieses Etwas fühlen, riechen und spüren. Vielleicht wissen Sie einen Weg, wie ich dieses Wesen loswerde, ohne zu sterben. Danke für Ihre Antwort. Nochmals, ich bin nicht verrückt und auch nicht in psychologischer Behandlung. (IGPP, 05880; E-Mail)

In den AgE-Berichten 35 und 46 gehen AgP über den gespürten Leib, der zum Selbstmodell gehört, und dem physischen Körper, der im Weltmodell repräsentiert ist, jeweils ineinander über. Die begriffliche Unterscheidung von Leib und Körper wurde mit Bezug auf Schmitz (1995) definiert (Kap. 2.2.1). Vor dem Hintergrund des komplementaristischen Systemtheorie weisen die psychophysischen Korrespondenzen und Übergänge bei Koinzidenz und Dissoziation auf eine zugrunde liegende Einheit des internalen und externalen Formenkreispektrums als komplementäre Kontinua.

4.5.5 Kontinuum und Komplementarität

Bereits White äußerte die Vermutung, dass die verschiedenen Manifestationen von AgE Ausdruck eines Kontinuums sein könnten:

We have been studying accounts of a broad range of over 200 types of anomalous experience to discover how many general characteristics pertain across the whole class. [...] The reason that we are looking at these experiences as a group is that they may be points on a continuum, or else there may be connections between some if not all of them, which we would not see if we only looked at them as discrete experiences. (1999, S. 1)

Die phänomenologische Beschreibung der internalen und externalen Formenkreise legt nahe, dass wir es mit zwei komplementären Kontinua zu tun haben. Das interne Kontinuum zeichnet sich phänomenologisch durch eine stetige Zunahme von Bindung und Abnahme von Autonomie im Selbstmodell aus. Das externe Kontinuum ist umgekehrt durch eine stetige Zunahme von Autonomie und Abnahme von Bindung im Weltmodell gekennzeichnet.

Abbildung 17 veranschaulicht, dass die Kontinua ihren Anfang mit einer Abweichung von einer ausgewogenen Wahrnehmungsorientierung nehmen und sich auf der Ebene der Verhaltenssteuerung wieder verbinden.

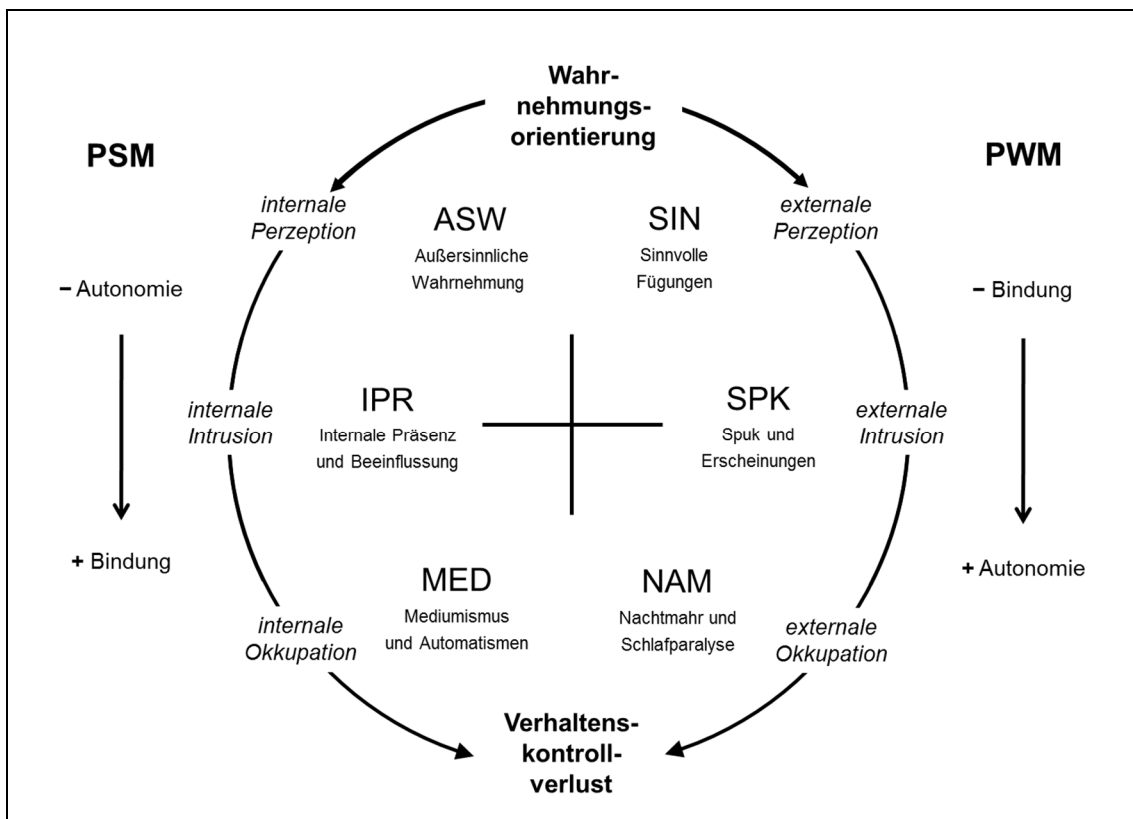


Abb. 17: Wahrnehmungsorientierung und Verhaltenskontrolle bei AgE-Formenkreisen

Internales Kontinuum: Zunehmende interne Bindung des phänomenalen Selbstmodells (PSM) an das phänomenale Weltmodell (PWM) durch ASW, IPR und MED führt zu abnehmender Autonomie des PSM. Grenzfall der internalen Okkupation führt zu psychophysischer Dissoziation und „Austreibung“ von Autonomie ins PWM (Automatismen). Externales Kontinuum: Zunehmende externe Autonomie im PWM (SIN, SPK, NAM) führt zu abnehmender Bindung des PSM an das PWM. Grenzfall der externalen Okkupation führt zu psychophysischer Dissoziation und Abkoppelung von Bindung des PSM an das PWM (Paralyse).

Zunächst rein *perzeptive* Phänomene werden in den jeweils folgenden Formenkreisen zu *intrusiver* internaler Bindung oder externaler Autonomie und *okkupieren* im Grenzfall das Selbstmodell oder das Weltmodell. Internal beginnen die Phänomene mit Außersinnlicher Wahr-

nehmung (ASW) und führen über Internale Präsenz und Beeinflussung (IPR) bis zu Mediumismus und Automatismen (MED), wobei die Betroffenen ihre Autonomie an ichfremd erlebte Kräfte und unwillkürliche Automatismen verlieren. Bei den externalen Phänomenen verläuft die Entwicklung ausgehend von Sinnvollen Fügungen (SIN) über Spuk und Erscheinungen (SPK) bis zu Nachtmahr und Schlafparalyse (NAM), die im Extremfall mit einer Paralyse und einem Verlust der psychophysischen Bindung von Selbst und Körper einhergehen. Beide Kontinua laufen, nachdem sie ausgehend von einseitigen Wahrnehmungsorientierungen auseinanderstreben und auf halbem Wege maximal einseitig lokalisiert sind, am Ende wieder zusammen.

Die Koinzidenzen des ASW-Formenkreises auf dem internalen Kontinuum zeichnen sich dadurch aus, dass Phänomene im Selbstmodell wahrgenommen und in Beziehung zum Weltmodell gesetzt werden. Diese Bezugnahme im Stadium der *Perzeption* ist bereits eine subtile Form von internaler Bindung an äußere Ereignisse oder Menschen und stellt damit einen ersten Eingriff in die Autonomie des Selbst dar. Die Perzeption bei SIN ist umgekehrt auf das Weltmodell gerichtet, und hier werden Phänomene wahrgenommen, die sich durch Abweichungen im Hinblick auf gewohnte Gesetzmäßigkeiten, das heißt Bindungen, in der Welt auszeichnen. Es scheint so, als wirkten autonome Kräfte im Weltmodell oder als sei die Welt belebt oder beseelt.

Ausgehend von den Koinzidenzphänomenen kann sich internale Bindung bzw. externale Autonomie steigern. Im Stadium der *Intrusion* treten massive internale oder externale Phänomene des IPR- oder SPK-Formenkreises auf. Internale Phänomene bedrohen nun die intrapsychische Autonomie und externale Phänomene die Bindung bzw. die Zuverlässigkeit der Welt. Während die Wahrnehmung von AgP im perzeptiven Stadium häufig als besondere Fähigkeit oder Berufung gedeutet wird, erleben sich die Betroffenen im intrusiven Stadium nicht mehr als Wahrnehmende, die ihre Fühler ausstrecken und Informationen gewinnen. Sie werden zu unfreiwilligen Empfängern, die sich internal oder external den Einflüssen fremder Sender bzw. Kräfte ausgesetzt sehen. Die AgP gewinnen wesenhafte Züge. Sie gehen internal „unter die Haut“ und gewinnen Einfluss auf das Selbst. External sind sie sinnlich wahrnehmbar und haben „handfeste“ Effekte in der Außenwelt.

Eine weitere Intensivierung führt in den MED- und NAM-Formenkreis. Spätestens in diesem Stadium der internalen oder externalen *Okkupation* greifen Phänomene von innen oder außen auf den Körper über und bahnen sich jeweils einen Weg auf die „andere Seite“. Der Mensch verliert in beiden Fällen die Kontrolle über seinen Körper. Bei MED okkupiert Bindungserleben das Selbstmodell in einem Maße, dass inkompatible Autonomie über körperliche Automatismen ins Weltmodell dissoziiert. Bei NAM okkupiert Autonomie das Weltmodell und die Bindung des Selbst an den Körper, der Element des Weltmodells ist, geht ver-

loren, was sich als Paralyse äußert. Bei beiden Formenkreisen kommt es zu einer Entkopplung von Autonomie und Bindung, das heißt, die strukturelle psychophysische Verschränkung ist beeinträchtigt, wobei die beobachtbaren Konsequenzen des internalen und externalen Szenarios komplementär zueinander sind.

Damit sind wir am Ende des I. Teils angekommen. Bis hierhin haben wir uns auf die phänomenologischen Aspekte von AgE konzentriert. Im II. Teil folgt nun eine Verknüpfung unserer Erkenntnisse mit explorativen Fragestellungen und empirischen Studien. Im III. Teil werden wir dann mithilfe des Plananalyse-Ansatzes von Caspar (2018) das psychische Geschehen und die motivationalen Strukturen von Menschen, die über AgE berichten, untersuchen.

Teil II
Empirische Studien
zur Phänomenologie und
Klassifikation von AgE

5 Forschungsziele

Bevor die Ziele und Fragestellungen des empirischen Teils in Kapitel 5.2 zur Sprache kommen, werden in Kapitel 5.1 die Datenerhebungsinstrumente vorgestellt. Diese unkonventionelle Reihenfolge wird gewählt, weil bei dieser Arbeit nicht, wie meist üblich, zuallererst Fragestellungen vorlagen, für deren Untersuchung anschließend eine Auswahl geeigneter Forschungsinstrumente erfolgte. Ganz im Gegenteil wurden die Fragestellungen zu Beginn dieser Arbeit maßgeblich durch die Instrumente bzw. die Konstrukte, die sie messen, sowie die bis dahin mit ihnen durchgeführten Studien (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005; Fach et al., 2013; Landolt et al., 2014) vorgegeben.

5.1 Instrumente

Die in der vorliegenden Arbeit verarbeiteten Daten wurden zum einen mit dem am IGPP entwickelten und dort seit Ende der 1990er-Jahre in der Beratung eingesetzten Dokumentationssystem und zum anderen mit dem darauf basierenden, ebenfalls am IGPP entwickelten und 2011 revidierten, „Fragebogen zur Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen“ erhoben. Die Instrumente werden im Folgenden ausführlich vorgestellt.

5.1.1 Dokumentationssystem (DOKU)

Angesichts der besonderen Bedingungen in der AgE-Beratung wurde bereits 1998 im Rahmen der zu Beginn skizzierten Kooperation des IGPP und der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg (Kap. 1.1) ein spezielles Dokumentationssystem (DOKU) für Menschen mit AgE entwickelt und am IGPP implementiert (Bauer et al., 2017; Belz-Merk et al., 2002). Seit 1999 werden dort alle eingehenden Beratungsanfragen systematisch mit dem DOKU erfasst. Bei seiner Einführung wurden so weit wie möglich auch noch retrospektiv Beratungsfälle seit 1996 dokumentiert. Die über die Jahre gesammelten Daten sind ein enormer Fundus für empirische Studien.

Aufbau des DOKU

Das DOKU (s. Anhang) wurde im Zuge der Erfahrungen, die sich mit seiner Anwendung in der Beratungspraxis und bei der Datenauswertung einstellten, bis 2005 mehrfach modifiziert und den speziellen Erfordernissen des Beratungssettings angepasst. Es besteht aus fünf Modulen, die von A bis E beziffert sind und zur systematischen Erfassung der Beratungs-

kontakte (A), soziodemografischer (B) und anamnestischer (C) Daten, der AgE bzw. AgP²² (D) und Inhalten der Beratungsgespräche (E) dienen:

- A Kontaktdaten: Datum, Dauer, Zweck, Art (Brief, E-Mail, Telefon etc.), Anzahl und Setting der Informations-, Beratungs- und Therapiekontakte;
- B Personenangaben: Soziodemografie: Geschlecht, Alter, Partnerschaft, Wohnsituation, Berufsanamnese etc. (Ba-Modul) getrennt von Adressdaten (Bb-Modul);
- C Klinisches Screening: körperliche und psychosoziale Belastungen, Einschätzung der psychischen Auffälligkeit, Diagnosen, Medikation etc.;
- D Außergewöhnliche Phänomene: phänomenologische Merkmale, Kontextfaktoren, Bewusstseinszustand, subjektive Vorstellungen der Ratsuchenden, Belastung durch AgE etc.;
- E Beratungs-/Therapieprotokoll: Beratungsverlauf, thematische Inhalte, Beziehungsgestaltung, Besonderheiten oder Auffälligkeiten, Hypothesen, Befunde etc.

Außerdem füllen Ratsuchende zur Beschreibung ihres Beratungsanliegens vor einer persönlichen Beratung im IGPP einen DOKU-Fragebogen (s. Anhang) aus. Mit ihm werden ebenfalls Daten zum Übertrag ins B- und C-Modul erfasst.

Sowohl der Screeningbogen C als auch der AgE-Erfassungsbogen D wurden mehrfach modifiziert und weiter ausdifferenziert (s. Anhang). Kernstück des DOKU ist Modul D, das bis zur DOKU-Version 2005 weitgehend an das von der Theorie der mentalen Repräsentation ausgehende Grundklassenmodell angepasst wurde. Alle bei AgE berichteten AgP werden als Einzelphänomene in einem dichotomischen Antwortformat („liegt vor“ vs. „liegt nicht vor“) erfasst und zusätzlich systematisch im Hinblick auf ihre Lokalisationen und Relationen im Realitätsmodell, ihre Häufigkeit, ihr zeitliches Auftreten, äußere Umstände sowie Bewusstseinszustände und die subjektiven Überzeugungen der Ratsuchenden dokumentiert.

Da die Kategorien zur Erfassung von AgE mit dem D-Modul unmittelbar im Kontext der Beratung und unter Mitwirkung erfahrener Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des IGPP mit einer Expertise im Bereich der wissenschaftlichen Parapsychologie entwickelt wurden (Bauer et al., 2017; Belz-Merk et al., 2002), können wir von einer hohen Inhaltsvalidität des DOKU im Hinblick auf die Erfassung von AgE ausgehen. Auf dem Weg zur aktuellen Version des DOKU wurden diverse Variablen im Laufe der Jahre aus konzeptuellen oder ökonomischen Gründen ausdifferenziert, subsumiert oder wieder fallengelassen. Einzelne Formen von Automatismen wie unter anderem „Automatisches Schreiben“ oder „Glossolie“ traten so sel-

²² Es sei daran erinnert, dass die Differenzierung zwischen AgP und AgE (Kap. 1.3.3, 1.4.5) entsprechend der Unterscheidung zwischen Erlebnis und Erfahrung (Kap. 1.1.1) phänomenologisch und konzeptuell von Bedeutung ist: Phänomene die als AgP interpretiert werden, konstituieren AgE. Im Allgemeinen können die Begriffe, da es ohne AgP keine AgE gibt und ohne AgE keine AgP, synonym verwendet werden.

ten auf, dass sie in der Sammelkategorie „Mediumismus“ zusammengeführt wurden. Eine Variable wie zum Beispiel „Nahtoderfahrung“ wurde abgeschafft, weil sie kein spezifisches Phänomen beschreibt und kaum berichtet wurde. Von 1996 bis 2004 wurden die AgE der Ratsuchenden anhand von maximal 17 Phänomenvariablen aufgeschlüsselt. In der aktuellen Version des DOKU werden AgE seit 2005 anhand von 22 Variablen dokumentiert. Um die mit den unterschiedlichen DOKU-Varianten erhobenen Daten für Gesamtauswertungen zusammenführen zu können, waren Anpassungen nötig, die im Folgenden erläutert werden.

Codierung

Ausgehend vom aktuellen DOKU wurden die mit 2a bis 2h gekennzeichneten Variablen der Rubrik „external lokalisierte Phänomene“ übernommen. Die Variablen 2i und 2j für Sachverhalte und Ereignisse „im persönlichen Umfeld“ bzw. „allgemeiner Art“ werden benötigt, um außergewöhnliche Koinzidenzen zwischen externalen Gegebenheiten bzw. „sinnvolle Fügungen“ kodieren zu können (siehe unten Variable K4). Die Variable 2k zur Erfassung von „sonstigen externalen Phänomenen“ wird nicht ausgewertet. In die neu benannten Variablen mit den Kürzeln E1 bis E8 lassen sich auch alle externalen Phänomene der früheren DOKU-Versionen einordnen:

- E1 *Optische Phänomene*: außergewöhnliche Beobachtungen meist sehr flüchtiger Erscheinungen wie Lichter, Farben, Schatten, Schemen, menschliche Gestalten usw.;
- E2 *Akustische Phänomene*: unerklärliche Geräusche in der Umwelt wie z. B. Brummen, Klopfen, Poltern; Mimikrygeräusche, die menschliches Verhalten imitieren, z. B. Schritte, Stimmen usw.;
- E3 *Taktile Empfindungen*: Berührungsempfindungen ohne erkennbare Reizquelle; Luftbewegungen und thermische Veränderungen, insbesondere unerklärliche Abkühlung der Umgebung;
- E4 *Olfaktorische Phänomene*: Geruch, Duft oder Gestank ohne erkennbare natürliche Ausgangsquelle, insbesondere auch Gerüche, die an verstorbene Personen erinnern;
- E5 *Unsichtbare Anwesenheit*: Eindruck einer unheimlichen Atmosphäre, das Gefühl, beobachtet zu werden, das Spüren einer unsichtbaren Präsenz oder Entität in unmittelbarer Umgebung;
- E6 *Kinetische Phänomene*: Bewegungen von Objekten aller Art bis hin zu schweren Möbeln, Öffnen und Schließen von Türen, elektrische Störungen, Verschwinden oder Auftauchen und unerklärliche Veränderungen von Gegenständen;
- E7 *Körperveränderungen*: unerklärliche Verletzungen, Male, Stigmata; Veränderungen des sichtbaren Körpers, des Ausdrucks, der Haltung, der Mimik, des Gewichts usw.;
- E8 *Objektanomalien*: sogenannte Extras auf Fotos und Videos, z. B. Lichterscheinungen und Orbs („Geisterflecken“); Gestalten und Gesichter; unerklärliche Geräusche, Stimmen und Botschaften auf Audioaufnahmen.

Die zweite Rubrik des aktuellen D-Moduls beinhaltet „internale und psychophysische Phänomene“. Die dort von 3a bis 3c gekennzeichneten Variablen werden im Folgenden mit I1 bis I3 bezeichnet. Mit I4 wird das Erleben einer Fremdbeeinflussung codiert. Sie wurde bis 2004 wie andere Einzelphänomene erfasst, aber wird seit 2005 differenzierter in Bezug auf beteiligte internale Phänomene codiert. Die Variable 3d wird als I5, die Variablen 3h und 3i werden als I6 bzw. I7 und die psychophysisch-dissoziativen Phänomene 3e bis 3g als D1 bis D3 übernommen. Die Kategorie 3j „sonstige internale/psychophysische Phänomene“ findet keine weitere Berücksichtigung. Die internalen Phänomene und Dissoziationsphänomene früherer DOKU-Versionen können unter die neu benannten Variablen I1 bis I7 bzw. D1 bis D3 subsumiert werden:

- I1 *Visuelle Phänomene*: bildhafte Vorstellungen, „innere Filme“, szenische Erinnerungen, ungewöhnliche Fantasien, Visionen;
- I2 *Auditive Phänomene*: Hören von im Kopf lokalisierten Geräuschen und Stimmen;
- I3 *Leibliche Empfindungen*: leibliche Regungen und Empfindungen, die als energetisch, schmerzhaft, sexuell usw. erlebt werden;
- I4 *Fremdbeeinflussung*: Eindruck eines fremden Einflusses auf das leibliche Empfinden, auf Emotionen, Gedanken und den Willen;
- I5 *Fremdartige Gefühle*: unerklärliche und fremdartige Gefühle, für die keine plausible oder natürliche Ursache angegeben werden kann;
- I6 *Fremdartige Gedanken*: unerklärliche oder fremdartige Gedanken, für die keine plausible oder natürliche Ursache angegeben werden kann;
- I7 *Unmittelbares Wissen*: plötzliche oder unvermittelte Gewissheiten über zuvor unbekannte Zusammenhänge oder Sachverhalte;
- D1 *Schlafparalyse*: Unfähigkeit, sich willkürlich zu bewegen, die insbesondere während des Übergangs vom Schlafen zum Wachen auftritt;
- D2 *Außerkörperlichkeit*: Eindruck, dass sich das bewusste Wahrnehmungszentrum außerhalb des eigenen Körpers befindet;
- D3 *Automatismen*: Bewegungen, Sprechakte und Handlungen, die ohne willentliche Kontrolle oder gegen den eigenen Willen ausgeübt werden.

Für die Erfassung von Koinzidenzphänomenen wurden ab 2005 ehemalige Sammelkategorien wie „Telepathie“ oder „Präkognition“ aufgegeben. Seitdem werden Koinzidenzen durch Verknüpfungen von externalen und internalen Phänomenen anhand der Zusatzvariablen „Sinnbezug“ und „Zeitbezug“ codiert. Über Transformationsregeln können die abgebildeten Zusammenhänge in vor 2005 verwendete Kategorien, die auch in dieser Arbeit Verwendung finden, überführt werden:

- K1 *Präkognition*: Vorausahnen oder Vorauswissen zukünftiger Ereignisse, die nicht aufgrund bekannter Ausgangsdaten oder rationaler Überlegungen vorhersehbar gewesen wären;
- K2 *Wahrtraum*: Traum, der unbekannte, aber zutreffende Sachverhalte der Gegenwart und Vergangenheit (Hellsehen) oder Zustände anderer Lebewesen (Telepathie) zum Inhalt hat;
- K3 *Hellsehen/Telepathie*: außersinnliche Wahrnehmung unbekannter, aber zutreffender Sachverhalte der Gegenwart und Vergangenheit (Hellsehen) oder Zustände anderer Lebewesen (Telepathie);
- K4 *Sinnvolle Fügungen*: äußere Ereignisse, die in ihrem Eintreten, ihrem Zusammentreffen, ihrer Anordnung oder ihrer Häufung als nicht zufällig, sinnvoll angeordnet oder schicksalhaft erscheinen.

Die Koinzidenzphänomene K1 bis K3 werden im aktuellen DOKU über eine Verknüpfung der beteiligten internalen Phänomene mit Kontextvariablen codiert, die den Bewusstseinszustand (Wachzustand, veränderter Bewusstseinszustand, Traum), den Sinnbezug (Zustände von Lebewesen, Ereignisse im persönlichen Umfeld, allgemeine Sachverhalte) und den Zeitbezug (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) konkretisieren. Die externalen Fügungen (K4) werden über eine Verbindung externaler Phänomene mit Kontextvariablen ermöglicht. Es können auch Koinzidenzen zwischen konventionellen „externalen Sachverhalten/Ereignissen im persönlichen Umfeld“ und/oder konventionellen „externalen Sachverhalten/Ereignissen allgemeiner Art“, die erst durch ihr Zusammentreffen außergewöhnlich sind, codiert werden.

Reliabilität

Anders als bei einem Test oder Fragebogen hängt die Reliabilität des DOKU als einem Fremdbeurteilungsinstrument außer von dessen Eigenschaften auch wesentlich von denjenigen ab, die es verwenden. Die in der vorliegenden Arbeit verwendeten Daten wurden über den gesamten Zeitraum von 1996 bis 2014 von insgesamt drei Beraterinnen und zwei Beratern (darunter dem Autor) dokumentiert, die mit AgE als zentralem Gegenstand der IGPP-Beratung sehr gut vertraut waren. Alle Beratenden befanden sich in psychotherapeutischer Ausbildung und haben während der Datenerhebungszeit ihre Approbation als psychologische Psychotherapeutin bzw. psychologischer Psychotherapeut erworben. Über den kompletten Datenerhebungszeitraum fanden wöchentlich Fallrunden mit Inter- oder Supervision des Beratungsteams statt, in denen insbesondere auch die Klassifikation von AgE diskutiert, Präzisierungen der Kategorien erfolgten und Regeln zur Codierung festgelegt wurden. Regelmäßig wurden Übungseinheiten zur Anwendung des DOKU und Überprüfungen zur Beurteilungsübereinstimmung durchgeführt. Spätestens bis 2001 hatte sich eine Interraterreliabilität mit einem Kappa-Koeffizienten von $\kappa = 0.6$ etabliert (Belz-Merk et al., 2002), etab-

liert, die in den Folgejahren noch weiter verbessert werden konnte (Bauer et al., 2008), wobei nach einer Faustregel zur Beurteilung der Übereinstimmungsgüte Werte ab 0.6 bereits als gut gelten können (Wirtz & Kutschmann, 2007).

Für die Reliabilität des DOKU-Moduls spricht außerdem, das sei hier vorweggenommen, dass die Ergebnisse der früheren DOKU-Studie mit Daten von 1996 bis 2006 (Belz & Fach, 2012) unter Verwendung eines weiteren Datensatzes bis 2014 in der vorliegenden Arbeit bestätigt werden konnten (Kap. 7.1).

5.1.2 AgE-Fragebogen (PAGE-R)

Nachdem das DOKU sich als Forschungsgrundlage bewährt hatte (Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005), wurde 2007 im Rahmen einer Diplomarbeit von Lehmann (2008) auf seiner Grundlage die erste Version des „Fragebogens zur Erfassung der Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen“ (PAGE) entwickelt. Maßgeblich für die Konstruktion waren das Konzept der AgP-Grundklassen und die empirisch gefundenen AgE-Formenkreise. Während mit dem DOKU die AgE der Ratsuchenden als aktueller Beratungsanlass von den Beratenden aufgezeichnet werden, wurde der PAGE konzipiert, um zusätzlich und systematisch Selbstauskünfte der Ratsuchenden über AgE im Hinblick auf ihre ganze Lebensspanne einzuholen. Während sich im DOKU besonders die beratungsrelevanten AgE-Formenkreise im Sinne von States abbilden, korrelieren beim PAGE mit höherer Wahrscheinlichkeit auch Phänomene, die nicht in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang aufgetreten sind. Die Dimensionen des PAGE beziehen sich somit eher auf Traits bzw. Dispositionen für das Auftreten von AgE.

In seiner engen Anlehnung an das für Experten konzipierte DOKU-Modul erwies sich der PAGE in seinem Antwortformat allerdings als zu komplex, zu umfangreich und zu unübersichtlich. Viele unvollständig oder falsch ausgefüllte Fragebogen in der von Lehmann durchgeführten Befragung der IGPP-Klientel wiesen darauf hin, dass die Instruktionen und die Itemformulierungen nicht eingängig und verständlich genug waren. Schließlich wurde das Instrument unter Berücksichtigung der Itemanalysen und konzeptionellen Schlussfolgerungen von Lehmann (2008) und auf Grundlage von Expertengesprächen in einem mehrstufigen Verfahren im Kreise des IGPP-Beratungsteams komplett überarbeitet und neu konzipiert (Fach et al., 2011).

Stärker im Fokus war bei Revision auch eine Eignung des Instruments für Vergleichsstudien und eine Auswahl von geeigneten Probanden für Studien mit spezifischen Fragestellungen zu AgE. Der PAGE-R wird seit 2012 standardmäßig in einer Online-Version in der IGPP-Beratung eingesetzt. Er liefert nicht nur wichtige Informationen für den Beratungsprozess,

sondern gibt auch den Ratsuchenden eine Hilfe, ihre AgE besser mitteilen, strukturieren und reflektieren können. Der PAGE-R bewährte sich erstmals 2012 in einer Forschungskoope-
 ration der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich und des IGPP. In der bereits zitierten
 Studie (Fach et al., 2013) wurden mittels einer Online-Befragung Daten in der Schweizer
 Bevölkerung erhoben und mit denen aus einer Nachbefragung der IGPP-Klientel verglichen.

Aufbau des PAGE-R

Der PAGE-R (s. Anhang) ist in eine allgemeine Einleitung und sechs weitere Teile gegliedert.
 Anhand von vier thematischen Blöcken mit jeweils acht AgP-Items werden die Häufigkeiten
 von AgP erfragt. Die Itemblöcke sind mit Instruktionen als „Außergewöhnliche Phänomene
 in der Umwelt“, „Außergewöhnliche innere Wahrnehmungen“, „Außergewöhnliche Formen
 des Wissens“ und „Außergewöhnliche körperliche Erfahrungen“ überschrieben. Das Ant-
 wortformat für die AgP-Items ist eine fünfstufige Häufigkeitsskala („nie“, „selten“, „manch-
 mal“, „häufig“, „sehr häufig“). Auf die Blöcke folgen jeweils zusammenfassend zwei Items
 zum zeitlichen Auftreten und zur aktuellen Relevanz gegebenenfalls genannter Phänomene.
 Die Zeiträume können anhand von fünf Kategorien („in letzten 12 Monaten“, „in letzten 5
 Jahren“, „in letzten 10 Jahren“, „vor 10 Jahren“, „vor 18. Lebensjahr“) mit Mehrfachnen-
 nungen angegeben werden. Die aktuelle Relevanz der AgE wird durch den Grad der Zustim-
 mung auf einer fünfstufigen Intensitätsskala („gar nicht“, „wenig“, „teils-teils“, „ziemlich“,
 „sehr“) erfasst. Den vier AgP-Sektionen folgt ein fünfter Block mit zwölf Items, die ebenfalls
 anhand der Intensitätsskala zusammenfassend für alle genannten Phänomene mögliche Um-
 stände und Auslösebedingungen (z. B. Drogen, Extremsituationen) sowie persönliche Be-
 wertungen (z. B. Bereicherung, Belastung durch AgE) erfragen. Der Fragebogen endet mit
 Angaben zur Person (Geschlecht, Alter, Konfession, Familienstand, Partnerschaft, Kinder,
 Wohnsituation, Schulabschluss, Berufsausbildung, gegenwärtige Haupttätigkeit).

Konstruktion der Items

Die inhaltliche Konzeption des AgE-Konstruktes und der Items fußt auf empirischen Be-
 funden und Erfahrungen, die mit Beginn des Ambulanzprojektes (Kap. 1.1) ab 1996 (Belz-
 Merk et al., 1998, 1999; Belz-Merk et al., 2002; Bengel & Mischo, 1998) und über dieses hin-
 aus in der Beratungspraxis des IGPP gewonnen wurden (Bauer et al., 2002; Bauer et al., 2012;
 Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012; Belz-Merk & Fach, 2005;
 Fach, 2004, 2006a, 2006b, 2008, 2010, 2011b). Die Items des PAGE-R beschreiben gemäß
 der AgE-Definition (Kap. 1.1.5) mentale Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmo-
 dell der Betroffenen, die aus ihrer Sicht von ihren kognitiven Realitätsmodellen bzw. denen
 ihrer Umwelt abweichen. Der PAGE-R ist kein psychopathologisches Inventar und die
 Items sind weder zur Feststellung von psychischen Störungen gedacht noch geeignet. Eine

voreilige Gleichsetzung von AgE mit Psychopathologie soll durch den phänomenologischen Ansatz (Kap. 4.4.3) explizit vermieden werden. Allerdings sollen mit dem PAGE-R nicht alle möglichen, sondern AgE erfasst werden, die potenziell in solch einem Maße belastend sind, dass Betroffene ihretwegen häufig Hilfe suchen. Wie die Beratungspraxis zeigt, gilt das beispielsweise für Spukphänomene oder Beeinflussungserlebnisse, aber nicht für Ufo-Sichtungen, unerklärliche Kornkreise, Geistheilung, Synästhesie oder luzide Träume. Folglich müssen die AgP-Items des PAGE-R nicht alle möglichen AgE, sondern die Formenkreise abdecken, die das Beratungsaufkommen des IGPP im Wesentlichen ausmachen.

Tabelle 2 zeigt die Zuordnungen der Items der vier Itemblöcke zu den sechs AgE-Formenkreisen und den vier Grundklassen. Außerdem werden in der Spalte „DOKU“ die mit den PAGE-R-Items korrespondierenden DOKU-Variablen angegeben. Die Zuweisungen der Items zu den Grundklassen und Formenkreisen geben die intendierten Zuordnungen bei ihrer Formulierung und Konstruktion wieder. Dabei wird davon ausgegangen, dass Items über die Grundklassen hinweg gemeinsam Formenkreise bilden können. Die Phänomene der vier Grundklassen sind sozusagen der Stoff, aus dem die Formenkreise sind. Die vier AgP-Blöcke sind nicht eins zu eins mit den vier Grundklassen gleichzusetzen: Im ersten Itemblock finden sich eine externale Koinzidenz (E08), im zweiten Block zwei internal-dissoziative (I15, I18) und im vierten Block zwei externale Phänomene (D31, D32). Die Grundklassenzuordnungen werden in der rechten Tabellenspalte „GK“ angegeben. Der Tabelle ist zu entnehmen, dass 30 der 32 Items eindeutig einem Formenkreis zugeschrieben werden. Auf alle Formenkreise entfallen je fünf Items. Die Items E03 und D37 haben doppelte Formenkreiskorrespondenzen.

Item E03 (unsichtbare Anwesenheit) beschreibt die Wahrnehmung einer unsichtbaren externalen Präsenz. Dieses Phänomen ist ein typisches Element sowohl von Spuk- als auch von Schlafparalyse- bzw. Nachtmahrerfahrungen: „Ich habe die Anwesenheit einer unsichtbaren, mit den üblichen Sinnen nicht fassbaren Kraft, Energie, Wesenheit oder Atmosphäre in meinem Umfeld gespürt.“ Entsprechend ist Item E03 in der SPK- und der NAM-Formenkreisspalte der Tabelle markiert. Vor allem mit dem dissoziativen NAM-Formenkreis assoziiert und entsprechend gekennzeichnet ist Item E04 (ausgelöstes Erwachen): „Ich habe beim Einschlafen, beim Erwachen, oder als ich aus dem Schlaf gerissen wurde, seltsame Phänomene um mich herum gehört, gesehen oder sonst wie wahrgenommen.“ Einige Items, wie unter anderem E08, das Ankündigungsphänomene beschreibt, haben eindeutige Zuordnungen zu einem Formenkreis, aber mehrfache Bezüge zu den Grundklassen: „Ich habe äußere Vorgänge beobachtet (z. B. eine stehengebliebene Uhr, eine Erscheinung), die in außergewöhnlichem Zusammenhang mit anderen Ereignissen standen (z. B. dem Tod eines Menschen)“.

Tab. 2: AgP-Items des PAGE-R, AgE-Formenkreise und Phänomengrundklassen

PAGE-R			DOKU	AgE-Formenkreise					GK	
				external orientiert			internal orientiert			
Itemblock	Item	Kurzbeschreibung	Variable	SPK	SIN	NAM	IPR	ASW	MED	
Außerger- wöhnliche Phänomene in der Umwelt	E01	Optische Phänomene	E1	X						E
	E02	Kinetische Phänomene	E6	X						E
	E03	Unsichtbare Anwesenheit	E5	O		O				E
	E04	Ausgelöstes Erwachen	-			X				E
	E05	Akustische Phänomene	E2	X						E
	E06	Olfaktorische Phänomene	E4	X						E
	E07	Thermische Phänomene	E3	X						E
	E08	Ankündigungsphänomene	K4			X				K
Außerger- wöhnliche innere Wahr- nehmungen	I11	Visuelle Phänomene	I1				X			I
	I12	Fremdartige Gedanken	I6				X			I
	I13	Auditive Phänomene	I2				X			I
	I14	Fremdartige Gefühle	I5				X			I
	I15	Wesensveränderung	-						X	D
	I16	Leibliche Empfindungen	I3				X			I
	I17	Begegnungen im Traum	-					X		I
	I18	Fremdbeeinflussung	I4						X	D
Außerger- wöhnliche Formen des Wissens	K21	Hellsehen	K3					X		K
	K22	Telepathie	K3					X		K
	K23	Sinnvolle Fügungen	K4		X					K
	K24	Präkognition	K1					X		K
	K25	Déjà-vu	-		X					K
	K26	Höhere Ordnung	K4		X					K
	K27	Wahrträume	K2					X		K
	K28	Wahrsagepraktiken	K4		X					K
Außerger- wöhnliche körperliche Erfahrungen	D31	Körperveränderungen	E7						X	E
	D32	Taktile Empfindungen	E3			X				E
	D33	Automatismen	D3						X	D
	D34	Außerkörperlichkeit	D2			X				D
	D35	Körperattacken im Schlaf	-			X				D
	D36	Schlafparalyse	D1			X				D
	D37	Sex. Fremdstimulation	-			O			O	D
	D38	Fremdbesetzung	D3						X	D

Anmerkungen. Angezeigt sind Korrespondenzen der PAGE-AgP-Items mit DOKU-AgP-Variablen (DOKU) sowie ihre konzeptuell intendierten Zuordnungen zu Formenkreisen (X) und ihre theoretisch fundierten Zuordnungen zu Grundklassen (GK). Die Items E03 und D37 haben eine doppelte Formenkreisuordnung (O).

Hier treten Phänomene im Weltmodell auf, die schon für sich genommen außergewöhnlich sein können (aber nicht müssen) und die mit anderen externalen Ereignissen, die nachfolgend bekannt werden, sinnvoll koinzidieren. Auf den Doppelbezug von Externalität und Koinzidenz wird in der GK-Spalte jedoch nicht eigens hingewiesen, da Koinzidenzerfahrungen immer auf außergewöhnlichen Relationen von Phänomenen der internalen und/oder externalen Grundklasse beruhen.

Unter den inneren Wahrnehmungen, die in der GK-Spalte mit „D“ geführt werden, sind internale Phänomene mit dissoziativem Charakter angesprochen. So beschreibt Item I15 Wesensveränderungen: „Ich habe ungewöhnliche Bewusstseinszustände erlebt, in denen sich mein Wesen verändert hat bzw. ich mir vorkam, als sei ich jemand anders.“ Auch das Beeinflussungserleben in Item I18 enthält dissoziative Elemente: „Ich habe wahrgenommen, dass andere Personen, fremde Mächte oder Wesenheiten mit Hilfe einer besonderen Kraft auf mich eingewirkt und mein inneres Erleben beeinflusst haben.“ Anders als bei isolierten internalen Phänomenen treten hier nicht nur abweichende Repräsentationen im Selbstmodell auf, etwa fremdartige Gedanken, denen die Meinigkeit fehlt (I12). Darüber hinaus erscheint bei internalen Dissoziationen das Selbstmodell an sich verfremdet, verändert oder gespalten zu sein. Solche Prozesse sind typisch für mediumistische Erfahrungen und dementsprechend sind die Items I15 und I18 dem MED-Formenkreis zugeordnet. Item I17 hat dagegen eine Verbindung zur Koinzidenzgrundklasse: „Ich habe Träume oder Zustände im Schlaf erlebt, in denen ich in Kontakt mit fremden Wesenheiten, Verstorbenen oder anderen Kräften gekommen bin.“ Traumbegegnungen sind häufig das internale Pendant externaler Ankündigungsphänomene (E08). Zum Beispiel kann dem Träumer ein verstorbener Mensch erscheinen, von dessen Ableben er zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht weiß. Auch wenn die Formulierung nicht explizit mit einer Koinzidenzaussage verknüpft und Items I17 daher der internalen Grundklasse zugeordnet ist, wurde es in Beziehung zum ASW-Formenkreis konstruiert.

Die Items zu den außergewöhnlichen Formen des Wissens sind entweder dem SIN oder dem ASW-Formenkreis zugeordnet. ASW-Erfahrungen haben einen internalen Erfahrungskern, welcher der externalen Konkretisierung oder Bestätigung der Koinzidenz vorausgeht, wie zum Beispiel bei einer Hellseherfahrung (K21): „Ich habe gewusst oder gespürt, was an einem entfernten Ort oder früher in der Vergangenheit passiert ist, obwohl ich keine Kenntnis davon haben konnte.“ Die Bestätigung, dass es sich um eine zutreffende internale Repräsentation eines externalen Sachverhaltes handelt, erfolgt bei AgE des ASW-Formenkreises immer erst im Nachhinein im Weltmodell. Bei SIN-Erfahrungen ist es gerade umgekehrt, hier werden persönlich bedeutsame Zusammenhänge ausgehend von externalen Ereignissen hergestellt und etwa als schicksalhafte Fügungen interpretiert (K23): „Ich habe Dinge erlebt, die man für normales Glück oder Pech halten könnte, die mir jedoch nicht ohne Grund

zugestoßen sind und hinter denen sich etwas anderes als Zufall verbirgt.“ Das vom Weltmodell ausgehende Bedingungsgefüge gilt auch für das Phänomen des Déjà-vus (K25): „Ich habe neue Situationen erlebt und unbekannte Orte besucht, die mir so vertraut waren, als hätte ich sie bereits zuvor einmal erlebt bzw. gesehen.“ Bei einem Déjà-vu werden keine bereits existierenden mentalen Repräsentationen abgerufen, sondern Erinnerungseindrücke aktuell in der konkreten Situation erzeugt. Die Wahrnehmung sinnvoller Zusammenhänge folgt hier nicht auf internale Phänomene, sondern auf Beobachtungen im Weltmodell, wie es für den SIN-Formenkreis charakteristisch ist. Anders verhält es sich beispielsweise wiederum bei einem Wahrtraum (K27): „Ich habe im Schlaf von Begebenheiten geträumt, die ich nicht wissen oder vorhersehen konnte, die sich aber tatsächlich ereignet haben bzw. später eingetreten sind.“ In diesem Fall geht der Traum als mentale Repräsentation im Selbstmodell der externalen Bestätigung seiner Inhalte im Weltmodell voraus. Selbst wenn der Traum zwischenzeitlich vergessen wurde und erst mit dem Eintreten des Koinzidenzerlebens erinnert werden sollte, wäre es, im Unterschied zu einem Déjà-vu, eine authentische Erinnerung, die für sich selbst noch kein AgP ist. Ungeachtet ihrer Formenkreiszugehörigkeit sind alle Items unter den Formen des Wissens der Grundklasse „K“ zugeordnet.

Bei den außergewöhnlichen körperlichen Erfahrungen beschreiben die Items D31 (Körperveränderungen) und D32 (taktile Sensationen) Phänomene, die der externalen Grundklasse zuzurechnen und entsprechend mit „E“ angegeben sind. Körperveränderungen werden am ehesten in Zusammenhang mit dem dissoziativen MED-Formenkreis erwartet. Man denke an Stigmata und zeichenartige Male. Taktile Sensationen begleiten sowohl den NAM- als auch den SPK-Formenkreis. Taktile Sensationen gehen häufig mit dem Erleben einer unsichtbaren Anwesenheit (E03) einher. Die Items D33 (Automatismen), D34 (Außerkörperlichkeit), D36 (Schlafparalyse) und D38 (Fremdbesetzung) beschreiben unmittelbare psychophysische Dissoziationen. Das Item D35 (Körperattacken) schildert einen Erlebnisaspekt des NAM-Formenkreises: „Ich habe vorm Einschlafen, nach dem Erwachen oder in traumartigen Zuständen Kräfte gespürt, die sich an meinem Körper zu schaffen machten oder versuchten, sich meines Körpers zu bemächtigen.“ Betroffene können den Eindruck gewinnen, etwas dringe in ihren Körper ein und versuche gar, sie (bzw. ihr phänomenales Selbstmodell) aus ihrem Körper zu verdrängen. Dieses Geschehen kann sich bis hin zu außerkörperlichen Erfahrungen (D34) zuspitzen. Item D37 (Sexuelle Fremdstimulation) beschreibt sexuelle Übergriffe, die sowohl mit externalen Präsenzen (E03) als auch mit internalen Fremdbeeinflussungen im Kontext des MED-Formenkreises verbunden sein können. Internal initiiert und an „Besessenheit“ grenzend sind Phänomene, die das Item D38 zum Gegenstand hat: „Ich habe gespürt, dass eine Kraft oder Wesenheit, die Kontrolle über meinen Körper oder meine Stimme übernommen hat, um sich nach außen mitzuteilen.“ Zusammen mit Automatismen (D33), den bereits angesprochenen Wesensveränderungen (I15) und

Fremdbeeinflussungen (I18) charakterisieren solche Erfahrungen die Phänomenologie des MED-Formenkreises im Besonderen.

Anordnung der Items

In multidimensionalen Fragebogen werden Items verschiedener Skalen üblicherweise in randomisierter Reihenfolge angeordnet. Die abgefragten Inhaltsbereiche sollen dadurch weniger durchschaubar sein, Probanden durch Abwechslung weniger ermüden, sozial erwünschtes Antwortverhalten vermindert und insbesondere auch Reihenfolge- und Kontexteffekte vermieden werden. (Bühner, 2011; Döring et al., 2016; Rost & Hoberg, 1997; Sparfeldt et al., 2006). Der PAGE-R wurde in erster Linie für den Gebrauch im IGPP-Beratungskontext entwickelt, also für Personen, die motiviert sind, zuverlässig Auskunft über ihre AgE zu geben. Angesichts der anonymen Datenerhebung ist auch nicht mit einem Bias durch sozial erwünschtes Antwortverhalten zu rechnen.

In der Literatur werden vereinzelt auch Argumente angeführt, die für eine Blockbildung sprechen. So könnte die aufeinanderfolgende Darbietung inhaltlich ähnlicher Items positiv im Sinne einer Transparenz und Offenheit der Untersucher wahrgenommen werden, während ihre verstreute Reihenfolge als Versuch einer Verschleierung aufgefasst werden könnte (Schriesheim & DeNisi, 1980; Sparfeldt et al., 2006). Die Entscheidung für eine Präsentation der Items in thematischen Blöcken wurde beim PAGE-R im Wesentlichen aber aus zwei anderen Gründen getroffen. Erstens sollen die Probanden mit den Instruktionen explizit darauf vorbereitet werden, um welche Art von Phänomenen es bei den jeweils folgenden Items geht, um beispielsweise Missverständnisse in der Lokalisation von Phänomenen (internal vs. external) zu vermeiden. Zweitens, und das ist der Hauptgrund, sollen Randbedingungen, unter denen die genannten Phänomene aufgetreten sind, erfasst werden. Die erste Version des PAGE hatte gezeigt, dass man von den Probanden nicht verlangen kann, für jedes angekreuzte Item zusätzliche Angaben zu machen und dass das auch im Hinblick auf die Dateneingabe und Auswertung wenig ökonomisch ist. Der Kompromiss besteht darin, jeweils nur blockweise nach der zeitlichen Einordnung und persönlichen Relevanz von Phänomenen zu fragen.

Zu möglichen Reihenfolgeeffekten ist anzumerken, dass die thematischen Itemblöcke des PAGE-R nicht völlig homogen sind, denn sie beinhalten nicht ausschließlich Items derselben AgP-Grundklasse. Außerdem sind die Items sechs verschiedenen Formenkreisen zugeordnet, wie oben aus Tabelle 2 (Kap. 5.1.2) ersichtlich ist. Außerdem erfragen die Items innerhalb eines Blocks zwar Ähnliches im Hinblick auf abstrakte Kategorien, aber in phänomenologischer Hinsicht recht Unterschiedliches.

Allen Einwänden gegen Blockbildungen zum Trotz ist es gängige Praxis, dass Forscher die Items von Subskalen aus mehrdimensionalen Standardfragebogen extrahieren, um sie dann in ihrer eigenen Untersuchung als inhaltshomogenen Itemblock zu präsentieren. Inwieweit sich dadurch in problematischer Weise die Validität und die Kennwerte von Skalen verändern können, ist strittig. Die Befunde von Untersuchungen zu Positions- und Reihenfolgeeffekten sind uneinheitlich. So resümierten Rost und Hoberg (1997, S. 110) mit Blick auf gegenteilige Behauptungen von Krampen et al. (1992) sowie Franke und Stäcker (1995), dass „bei einer Extraktion einzelner Skalen aus multidimensionalen Fragebogeninventaren zwar immer wieder Effekte berichtet werden, diese jedoch inkonsistent, kaum replizierbar und von vergleichsweise nachgeordneter praktischer Relevanz sind“. In einer jüngeren Studie untersuchten Sparfeld et al. (2006) Auswirkungen einer Itemblockbildung anhand eines Fragebogens zur Erfassung schulfachspezifischer Selbstkonzepte. Sie teilten eine Stichprobe von Gymnasiasten ($n = 822$) und ließen eine Gruppe eine geblockte Version mit inhaltlich homogenen Items und die andere eine Fragebogenfassung mit randomisierten Items bearbeiten. Dabei zeigten sich keine gravierenden Unterschiede zwischen Faktorenstrukturen, Item- und Skalenkennwerten.

Als Fazit können wir festhalten, dass die Blockbildung bei PAGE-R einen Einfluss haben könnte, dass wir aber davon ausgehen, dass gegebenenfalls auftretende Reihenfolgeeffekte sehr gering und vernachlässigbar sein dürften.²³

Testgüte des PAGE-R

Die drei Hauptgütekriterien zur Beurteilung eines Tests oder Fragebogens sind seine Objektivität, seine Reliabilität und seine Validität (Bühner, 2011; Döring et al., 2016; Lienert & Raatz, 1998; Moosbrugger & Kelava, 2012). Zur Reliabilität und zur Validität des PAGE-R liegen noch keine gesicherten Erkenntnisse vor. Ob der Fragebogen die Kriterien erfüllt, wird in dieser Arbeit überprüft. Wir gehen hier kurz auf die bisherigen Kenntnisse und gegenwärtigen Einschätzungen ein.

Objektivität

Objektivität heißt, dass Messungen unabhängig von Einflüssen der Untersucher und sowohl die Auswertung als auch die Interpretation der Daten nach verbindlichen Regeln erfolgen. Die *Bearbeitungsobjektivität* ist beim PAGE-R, den die Probanden selbstständig anhand der

²³ Diese Einschätzung wurde inzwischen durch zwei am IGPP betreute Masterarbeiten bestätigt. Bei Studierenden (Krischke, 2018) sowie bei Ratsuchenden (Zwickel, 2019), die mit randomisierten Items entsprechend der in der vorliegenden Arbeit validierten PAGE-Version (Kap. 9) befragt wurden, konnten die AgP-Grundklassen faktorenanalytisch in der Struktur repliziert werden, in der sie zuvor bei geblockten Items auftraten.

schriftlichen Instruktionen ohne Einfluss der Untersucher ausfüllen, gegeben. Von einer *Auswertungsobjektivität* kann nicht gesprochen werden, da es kein Testmanual gibt, das eine bestimmte Form der Auswertung vorschreibt. Es gibt keine Normwerte und keine Vorgaben, welche Maße berechnet werden sollen. Die Beurteilung der Ergebnisse bleibt den Erwägungen der Untersucher überlassen, sodass keine *Interpretationsobjektivität* gegeben ist. Als objektives Forschungsinstrument kann der PAGE-R erst gelten, wenn ein Manual vorliegt, das „zur Durchführung, Auswertung und Interpretation des Tests präzise Angaben macht sowie Hilfestellungen gibt (z. B. Auswertungsschablonen, Interpretationsbeispiele) und die Testanwendenden sich dann bei der Datenerhebung präzise daran halten“ (Döring et al., 2016, S. 442). Die objektive Auswertung und Interpretation von Daten setzen Normwerte voraus. Die Untersuchungen der vorliegenden Arbeit können eine erste Basis für die Ableitung solcher Werte schaffen (Kap. 5.2.2).

Reliabilität

In der bereits erwähnten Studie von Landolt et al. (2014), bei der im Rahmen einer Kooperation des IGPP mit dem Universitätsspital Zürich PAGE-Daten²⁴ in der Schweizer Bevölkerung erhoben wurden (Kap. 1.6.7), ergaben sich für alle vier Itemblöcke mit Cronbachs α als Maß der internen Konsistenz sehr gute Reliabilitäten von .89 für *außergewöhnliche Phänomene in der Umwelt*, .88 für *außergewöhnliche innere Wahrnehmungen*, .90 für *außergewöhnliche Formen des Wissens* und .88 für *außergewöhnliche körperliche Erfahrungen*. Allerdings sind diese Werte nur bedingt aussagekräftig, da die Itemblöcke ohne die Berücksichtigung möglicher Interkorrelationen und ohne eine Durchführung von Item- und Skalenanalysen – die in der vorliegenden Arbeit „nachgeholt“ werden – wie Skalen behandelt.

Validität

Die grundlegende Komponente der Validität ist die *Inhaltsvalidität* und „it is accepted in social science research that measures must be demonstrated to be content-valid before they can be held to be any other type of ‘valid’“ (Rossiter, 2008, S. 380). Sie hängt beim PAGE-R davon ab, inwieweit das interessierende AgE-Spektrum vollständig mit seinen wichtigsten Merkmalsaspekten abgedeckt ist. Da das Itemuniversum eines Konstruktes nie erschöpfend repräsentiert werden kann, müssen Experten, die mit dem Gegenstandsbereich sehr gut vertraut sind, eine repräsentative Itemstichprobe ziehen (Beauducel & Leue, 2014). Die PAGE-Items wurden von erfahrenen Psychologinnen und Psychologen mit jahrelanger Erfahrung

²⁴ Im weiteren Verlauf der Arbeit wird ausschließlich auf den PAGE-R Bezug genommen. Im Folgenden wird aus sprachökonomischen Gründen bei Zusammensetzungen wie „PAGE-Items“, „PAGE-Stichproben“, „PAGE-Studien“, „PAGE-Daten“, „PAGE-Typen“ usw. auf das „R“ verzichtet.

in der AgE-Beratung und der beraterpsychologischen Forschung konstruiert (Fach et al., 2011; Fach, 2014b; Lehmann, 2008), daher ist von Inhaltsvalidität auszugehen.

Hinweise auf eine *konvergente* wie auf eine *diskriminante Konstruktvalidität* liefern Korrelationen des PAGE-R mit weiteren Fragebogen, die im besagten Kooperationsprojekt eingesetzt wurden. Bei einem der Instrumente handelt es sich um die in der Forschungspraxis häufig verwendete Magical Ideation Scale (MIS) von Eckblad & Chapman (1983). Wie schon berichtet (Kap. 1.3.1) erfasst sie anhand von 30 Items, die mit ja oder nein beantwortet werden können, verschiedene magische bzw. paranormale Überzeugungen und AgE. Es wird ein Globalwert für „magisch-irrationales Denken“ bestimmt, der bei starker Ausprägung insbesondere als Merkmal einer schizotypischen Persönlichkeit interpretiert wird. Ein starker Zusammenhang zwischen der MIS und dem PAGE-R sollte wegen zahlreicher inhaltlicher Überschneidungen der Items angenommen werden. Entsprechend fanden Unterrassner et al. (2014) bei einer Teilstichprobe von 165 gesunden Probanden aus der Schweizer Normalbevölkerung (84 Frauen und 81 Männer im Alter von 20 bis 60 Jahren) eine signifikante Spearman-Korrelation ($p \leq .05$) des MIS-Summenwertes mit dem Gesamtwert der 32 Items des PAGE-R in Höhe von $\rho = .80$. Für sich genommen korrelieren die vier Itemblöcke von $\rho = .59$ bis $.75$ mit dem MIS-Summenwert. Ein weiterer in der Zürich-Studie verwendeter Fragebogen, der „Religiositäts-Struktur-Test“ (RST; Huber, 2008), umfasst 47 Items mit denen Spiritualitätsmuster erfasst und „nicht religiöse“, „religiöse“ und „hoch religiöse“ Personen unterschieden werden können. Auch hier sind Korrelationen zu erwarten, aber die Zusammenhänge sollten niedriger ausfallen, da der RST anders als die MIS keine AgE beinhaltet. Tatsächlich treten zwischen den Grundklassenskalen des PAGE-R und dem RST signifikante ($p \leq .05$) Korrelationen auf, die mit Werten von $\rho = .39$ bis $.50$ geringer als mit der MIS sind.

Insgesamt hat der PAGE-R gute Voraussetzungen, sich als brauchbares Instrument zur Erfassung von AgE zu bewähren. Die faktorielle Konstruktvalidierung und die solide Fundierung von Skalen zur reliablen Erfassung der AgP-Grundklassen durch Item- und Skalenanalysen stehen allerdings noch aus und sind Teil dieser Arbeit.

5.2 Fragestellungen

Damit kommen wir zu den Fragestellungen, die wir auf der Basis des DOKU und des PAGE-R bearbeiten wollen. Es ist zu bedenken, dass sich die bisherigen Erkenntnisse, soweit sie über eine Klassifikation von AgE und die Deskription der IGPP-Klientel hinausgehen und sich etwa auf die Dimensionalität des AgE-Konstruktes und Zusammenhänge zwischen AgE und Persönlichkeitseigenschaften beziehen, noch in einem spekulativen Stadium

bewegen. Auch wenn die bereits entwickelten Konzepte und Modelle, die im I. Teil behandelt wurden, die Fragestellungen dieser Arbeit prägen, sind diese am bisherigen Forschungsstand gemessen weitgehend explorativ. Wir gehen im Folgenden instrumentenspezifisch vor und behandeln im Anschluss übergreifende Forschungsfragen, die gleichermaßen das DOKU und den PAGE-R betreffen.

5.2.1 DOKU-spezifische Ziele und Fragestellungen

Auf Grundlage der mit dem Dokumentationssystem des IGPP erhobenen Daten wird die Referenzpopulation der IGPP-Ratsuchenden untersucht. Für die Auswertung der DOKU-Daten ergeben sich drei Hauptkomplexe. Der erste betrifft das Beratungsaufkommen des IGPP und die charakteristischen Merkmale der Klientel. Der zweite Fragenkomplex nimmt die Phänomenologie der berichteten AgE-Formenkreise in den Blick und der dritte interessiert sich für spezifische Klienteltypen auf Basis dieser Formenkreise.

Beschreibung der Ratsuchenden

In der bereits angesprochenen Studie von Belz und Fach (2012), die auf DOKU-Daten basiert, wurde anhand von annähernd 1500 Beratungsfällen, die von 1996 bis 2006 am IGPP dokumentiert wurden, eine ausführliche Beschreibung von Ratsuchenden mit AgE gegeben. Mit einer erweiterten Gesamtstichprobe, die sich aus dem fehlerbereinigten Datensatz der früheren Studie und neuen Daten bis 2014 zusammensetzt, wird geprüft, inwieweit sich die früheren Ergebnisse replizieren lassen oder ob sich die Klientel möglicherweise zwischenzeitlich auch verändert hat. Das Ziel ist eine möglichst differenzierte Beschreibung von Menschen, die sich durch AgE belastet fühlen und Hilfe suchen. Von Interesse sind alle Daten, die das DOKU diesbezüglich liefert: Alter, Geschlecht, Bildung, Beruf, Familienstand, Konfession, allgemeine Lebensumstände, Belastungen durch gesundheitliche, soziale und psychische Faktoren, Inanspruchnahme von professioneller oder alternativer Versorgung, Anzeichen psychischer Auffälligkeit und so weiter.

AgE-Formenkreise bei Ratsuchenden

Ebenso ausführlich wie die Merkmale der Ratsuchenden werden auch ihre AgE in den Blick genommen. Hier interessiert das Spektrum der berichteten Phänomene und ob es sich mit der Zeit verändert hat. In der früheren Studie (Belz & Fach, 2012) wurden die AgP-Grundklassen mit variablenorientierten Clusteranalysen sowie Hauptkomponentenanalysen bestätigt und auf ihrer Basis sechs spezifische AgE-Formenkreise klassifiziert (Kap. 4.3). Ziel ist nach Möglichkeit die Replikation der Ergebnisse und gegebenenfalls ihre noch bessere Fundierung auf größerer Datenbasis. Untersucht werden neben der Art und Häufigkeit sowie

den Kontexten und Auslösebedingungen der AgP auch die subjektiven Bedeutungen und Bewertungen, die die Betroffenen ihren AgE geben.

Formenkreisspezifische Klienteltypen

Wenn auf der einen Seite eine differenzierte Beschreibung der Ratsuchenden und auf der anderen Seite eine differenzierte Beschreibung der beratungsrelevanten AgE vorliegt, stellt sich die Frage nach Zusammenhängen zwischen Personenmerkmalen und spezifischen Ausprägungen von AgE. Belz und Fach (2012) fanden mit Clusteranalysen auf Basis der sechs AgE-Formenkreise neun Klienteltypen (Kap. 4.5.1). Auf Basis der größeren Stichprobe und des längeren Erhebungszeitraumes wird geprüft, ob sich die Typen replizieren lassen, ob weitere Differenzierungen möglich sind, oder ob eine andere Einteilung sinnvoll ist. Die allein auf Basis ihrer AgE gebildeten Klienteltypen bzw. Teilstichproben werden anschließend auf signifikante Zusammenhänge mit den schon genannten personenbezogenen und AgE-bezogenen Variablen untersucht.

5.2.2 PAGE-spezifische Ziele und Fragestellungen

In einer ersten und schon mehrfach erwähnten PAGE-Studie wurden ehemalige Ratsuchende des IGPP nachbefragt und die Ergebnisse mit denen einer von der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich initiierten repräsentativen Befragung der Schweizer Bevölkerung verglichen (Fach et al., 2013). Mittels der Normalbevölkerungsstichprobe, einer vergrößerten IGPP-Stichprobe sowie zwei weiteren Stichproben, Studierende an deutschen Universitäten sowie Menschen, die über (zumindest subjektive) AgE in Todesnähe berichten, werden universelle Gemeinsamkeiten und populationsabhängige Unterschiede in der Verbreitung von AgE untersucht.

Allgemeine Verbreitung von AgE

In der Studie von Fach et al. (2013) lag die Durchschnittshäufigkeit von AgE bei vergleichbaren proportionalen Verteilungen der vier AgP-Grundklassen in der Normalbevölkerung um etwa 50 Prozent niedriger als bei der IGPP-Klientel. Es fanden sich keine bedeutenden Unterschiede hinsichtlich der Kontextbedingungen. AgE traten überwiegend spontan im Wachzustand auf. Spirituelle oder okkulte Praktiken, Drogen oder Kontakte mit der Esoterikszene spielen nur eine geringe Rolle. Gravierende Differenzen zeigten sich allerdings in der Valenz. Ratsuchende empfinden ihre AgE demnach gleichzeitig als belastend und bereichernd, eine Ambivalenz, die in der Normalpopulation signifikant schwächer ausgeprägt ist. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Häufigkeit und Ausprägung von AgE in unterschiedlichen Populationen werden nun anhand von vier PAGE-Stichproben untersucht. Die zentrale Frage lautet, welche Aspekte von AgE stichprobenabhängig variieren und wel-

che nicht, insbesondere das Spektrum der Phänomene, die Häufigkeit, die zeitliche Dauer und Kontinuität der AgE, ihre Kontexte und Auslösebedingungen sowie die subjektive Bedeutung und Valenz für die Betroffenen.

Dimensionalität des AgE-Konstruktes

In der PAGE-Studie von Fach et al. (2013) wurden zum Vergleich mit den Ergebnissen der DOKU-Studie von Fach und Belz (2012) Hauptkomponentenanalysen mit orthogonaler Rotation durchgeführt. Der Forschungspraxis folgend wurde hier mehr oder weniger standardmäßig vorgegangen, aber Hauptkomponentenanalysen rechtfertigen im strengen Sinne keine Aussagen über latente Variablen bzw. Dimensionen, sondern haben lediglich klassifikatorischen Charakter (Kap. 6.5.1). Außerdem muss beim PAGE-R von korrelierten AgP-Grundklassen ausgegangen werden, da AgE hier anders als beim DOKU systematisch über die gesamte Lebensspanne erfragt werden. Deshalb sollte nicht orthogonal, sondern oblique rotiert werden (Kap. 6.5.5). Entsprechend werden alle vier PAGE-Stichproben mit Hauptachsen-Faktorenanalysen und angemessenen Rotationsverfahren untersucht. Die zentrale Frage ist, ob dem AgE-Konstrukt eine stichprobenunabhängige Dimensionalität zugrunde liegt und ob diese gegebenenfalls dem Grundklassen-Paradigma entspricht.

Konstruktion von Grundklassenskalen

Wenn die vorhergehenden Faktorenanalysen für eine Konstruktvalidität sprechen, werden auf Basis der vier Stichproben detaillierte Itemanalysen durchgeführt. Die Frage ist, ob von einer stabilen Faktorenstruktur ausgehend, die populationsunabhängig Gültigkeit hat, entsprechend auch reliable Grundklassenskalen konstruiert werden können. Ziel ist die Schaffung eines Instruments, das für Gruppenvergleiche geeignet ist und mit dem die folgenden, übergreifenden und fundamentalen Fragestellungen untersucht werden können.

5.2.3 Fundamentale Forschungsfragen

Die bisher genannten Fragestellungen orientieren sich an den Ergebnissen früherer Studien und sind zunächst an das jeweilige Datenerhebungsinstrument geknüpft. Bei der Untersuchung der folgenden Forschungsfragen können sich das DOKU- und das PAGE-Forschungssegment ergänzen.

Dispositionen für AgE

Sowohl die DOKU-Daten als auch die PAGE-Stichproben liefern personenbezogene und kontextuelle Informationen, die direkte oder indirekte Hinweise auf mögliche Dispositionen für das Auftreten von AgE im Allgemeinen oder für spezifische Formenkreise liefern können.

ten. Als Ausgangspunkt für entsprechende Überlegungen bieten sich die formenkreisbasierten Typen auf DOKU-Basis an. Parallel dazu können möglicherweise mittels des PAGE-R grundklassenbasierte Typen in unterschiedlichen Populationen unterschieden werden. Gesucht werden systematische Zusammenhänge von AgE bzw. AgE-Formenkreisen mit bestimmten Stichprobenmerkmalen, mit Personeneigenschaften wie Alter, Geschlecht, Bildung, Beruf, Familienstand, mit psychosozialen und psychischen Belastungen, mit spirituellen und religiösen Überzeugungen und so weiter. Die Frage ist, ob eine systematische Suche Variablen identifizieren kann, die als Prädiktoren für eine erhöhte Wahrscheinlichkeit von AgE angesehen werden können. Im I. Teil der Arbeit zu den Genese-Hypothesen (Kap. 1.4) und Basiskonzepten (Kap. 1.5) wurde deutlich, dass wir uns mit dieser Suche in einem schwierigen, unübersichtlichen und umstrittenen Gebiet bewegen.

Strukturdeterminanten von AgE

Das Grundklassenmodell legt nicht fest, wie viele AgE-Formenkreise empirisch existieren, aber es postuliert, dass sich alle kategorialen AgE auf Einzelphänomene der vier AgP-Grundklassen zurückführen lassen. In anderer Richtung macht es Aussagen, in welcher Weise aus Kombinationen von AgP der Grundklassen verschiedene AgE-Formenkreise gebildet werden können. Als grundlegende Prinzipien der Manifestation und Anordnung von AgP im phänomenalen Realitätsmodell wurden Autonomie und Bindung bestimmt (Kap. 3.4.1). Autonomie und Bindung prägen (1) phänomenologisch die AgE-Formenkreise (Kap. 4.5), sind (2) systemtheoretisch universelle Strukturdeterminanten (Kap. 3.4) biologischer Systeme und (3) psychologische Grundbedürfnisse (Kap. 3.3). Die Frage lautet, ob sich Menschen, bei denen häufig AgE auftreten, durch persönliche Merkmale und Lebensumstände auszeichnen, die eine Beziehung zu Autonomie bzw. Bindung aufweisen. Anhand der DOKU- und PAGE-Angaben zu Partnerschaft, Familienstand und Wohnsituation kann versuchsweise soziale Bindung vs. Autonomie operationalisiert und zu den AgE-Formenkreisen (DOKU) und den AgP-Grundklassen (PAGE-R) in Beziehung gesetzt werden. Dabei wird nicht angenommen, dass AgE etwa im Falle von sozialem Rückzug unmittelbar durch diesen verursacht werden. Mit dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) werden Verletzungen von Autonomie und Bindung auf der Bedürfnisseebene zwar als „Kandidaten“ für eine AgE-Disposition interpretiert, aber nicht als unmittelbare kausale Auslöser von AgP. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die Vermeidung und das Fehlen von sozialer Bindung Auswirkungen auf die strukturdeterministische Ebene haben und dass AgP aufgrund von systembezogenen Konsistenzsicherungsmechanismen ausgehend von dieser emergieren (Kap. 3.4.3). Die Kernfrage ist daher: Gibt es holistische Gesetzmäßigkeiten, die spezifische Korrelationen zwischen AgE-Formenkreisen und psychologischen Merkmalen anordnen?

6 Methoden

Im methodischen Teil werden unter Kapitel 6.1 zunächst die mit dem DOKU und mit dem PAGE-R untersuchten Stichproben und die jeweilige Form der Datenerhebung beschrieben. In Kapitel 6.2 werden die Qualität und das Skalenniveau des Datenmaterials diskutiert, und in Kapitel 6.3 folgt eine Erläuterung der gewählten Zusammenhangsmaße. Des Weiteren werden in Kapitel 6.4 die Auswahl der Verfahren und die Vorgehensweise bei den in dieser Arbeit durchgeführten variablen- und personenorientierten Clusteranalysen beschrieben. In Kapitel 6.5 geht es um die Kriterien, die bei der Durchführung von Hauptkomponenten- und Hauptachsen-Faktorenanalysen angelegt wurden und die hinsichtlich der Extraktion von Faktoren und der Bestimmung der Dimensionalität des AgE-Konstrukts entscheidend waren. In Kapitel 6.6 werden die gängigen Standards der Beurteilung von Kennwerten bei Item- und den Skalenanalysen vorgestellt und deren Anwendung auf das mit dem PAGE-R erhobene Datenmaterial erläutert.

6.1 Datenerhebung und Stichproben

In den nächsten Kapiteln werden die Vorgehensweisen bei der Stichprobenrekrutierung und Datenerhebung mit den beiden Forschungsinstrumenten, dem DOKU und dem PAGE-R, dargestellt.

6.1.1 DOKU-Stichproben

Insgesamt wurden 3897 ausreichend dokumentierte Fälle ausgewertet. Im Durchschnitt beanspruchte jeder Beratungsfall fünf Kontakte über einen Zeitraum von etwa zweieinhalb Monaten. Über die Jahre kontaktierten 67 % der Ratsuchenden das IGPP per Telefon, 20 % per E-Mail, 11 % per Brief und 2 % wurden persönlich vorstellig. Von 19615 Kontakten fanden 48 % telefonisch, 28 % per E-Mail, 20 % per Brief und Fax sowie 4 % Face-to-Face statt. Die Beraterinnen und Berater des IGPP erheben die Daten im Beratungsverlauf so früh und so vollständig wie möglich. Aufgrund der besonderen Rahmenbedingungen in der AgE-Beratung ist es in vielen Fällen nicht möglich, alle Informationen zu erhalten. Das Beratungsangebot ist niederschwellig, alle Angaben sind freiwillig, und auf Wunsch können die Ratsuchenden anonym bleiben. Die gesammelten Daten werden jährlich in eine Datenmatrix des Statistikprogramms „SPSS“ (Statistical Package für Social Sciences) eingegeben und mit diesem ausgewertet.

Die Aufteilung der Gesamtstichprobe in zwei DOKU-Teilstichproben D-S1 mit $n = 1292$ von 1996 bis 2004 und D-S2 von 2005 bis 2014 mit $n = 1089$ orientiert sich an der 2005

erfolgten und auswertungstechnisch bedeutenden Revision des AgE-Erfassungsbogens (s. Anhang), der in seiner Struktur enger an das Grundklassenmodell angepasst wurde (Kap. 5.1.1). Zunächst wurden beide Teilstichproben unabhängig voneinander ausgewertet und verglichen, um mögliche Veränderungen im Beratungsaufkommen seit 2005 feststellen zu können. Anschließend wurden die beiden Datensätze, da der Vergleich dies zuließ, nach Anpassung einiger Datenformate zusammengeführt, um anhand der Gesamtstichprobe mit ihrer großen Fallzahl aussagekräftige und robuste Cluster- und Hauptkomponentenanalysen berechnen zu können. Bei diesem Vorgehen wurde die bisher eingesetzte statistische Methodik reflektiert und an das Datenniveau des Dokumentationssystems angeglichen.

Teilstichprobe 1 (D-S1): 1996 bis 2004

Für den Erfassungszeitraum von 1996 bis 2004 lagen 2128 ausreichend dokumentierte Fälle vor. Von diesem Datensatz wurden 391 sogenannte Informationsfälle ausgeschlossen. Es handelt sich dabei um Anfragen, bei denen keine AgE berichtet werden, sondern Ratsuchende beispielsweise nach dem Verlust naher Angehöriger wissen möchten, was von Medien zu halten sei, die behaupten, dass sie Jenseitskontakte zu Verstorbenen herstellen könnten. Weitere 225 Fälle wurden aus dem Datensatz entfernt, weil Aussagen über AgE nicht von unmittelbar Betroffenen stammten, sondern Personen Berichte von Familienangehörigen, Freunden oder Bekannten wiedergaben, oder weil nur psychische und psychosoziale Probleme thematisiert wurden. Weitere 151 Fälle, in denen AgE sich nicht genauer spezifizieren ließen („sonstige Phänomene“) – ein häufiger Umstand bei Beratungen, die ausschließlich auf E-Mail-Kontakten basieren – wurden ebenfalls entfernt. Außerdem wurden 69 Beratungsfälle selektiert, in denen ausschließlich Phänomene behandelt wurden, die in weniger als 3 % aller Fälle relevant waren. Nach Ausschluss dieser insgesamt 836 für eine Auswertung ungeeigneten Fälle bleibt für D-S1 ein Stichprobenumfang von $n = 1292$. Der Anteil der E-Mail-Beratungen ist in dieser Stichprobe vergleichsweise gering. Bis 2004 nahmen insgesamt rund 13 % der Ratsuchenden über das Internet Kontakt mit dem IGPP auf. Mit 70 % dominierte noch deutlich das Telefongespräch.

Teilstichprobe 2 (D-S2): 2005 bis 2014

Von 2005 bis 2014 wurden insgesamt 1769 Fälle dokumentiert. In diesem Zeitraum hat die Bedeutung des Internets kontinuierlich zugenommen. Entsprechend beträgt der Anteil der E-Mails an den Erstkontakten in der zweiten Teilstichprobe bereits 28 %. Die Zahl der Telefonerstkontakte ist vergleichsweise geringfügig auf 65 % zurückgegangen, während Briefe, die zuvor noch einen Anteil von 13 % hatten, jetzt mit 5 % nur noch eine marginale Rolle spielen.

In D-S2 wurden 287 Informationsfälle ohne Beteiligung von AgE ausgeschlossen. In 302 Fällen wurden entweder keine eigenen AgE oder nur Probleme und belastende Umstände allgemeiner Art berichtet. Außerdem entfielen 91 Fälle, in denen ausschließlich „sonstige Phänomene“ die sich nicht genauer spezifizieren ließen, dokumentiert wurden. Insgesamt wurde die zweite Teilstichprobe damit um 680 Fälle reduziert, sodass der Stichprobenumfang am Ende $n = 1089$ beträgt.

Gesamtstichprobe (DOKU): 1996 bis 2014

Fast man nun die beiden bereinigten Teilstichproben zusammen, wird ein Gesamtstichprobenumfang von 2381 Fällen erreicht. Um alle DOKU-Daten zusammenfassen zu können, waren einige Anpassungen nötig, da sich beispielsweise bei einigen Variablen, unter anderem zur Einschätzung der psychischen Auffälligkeit (Kap. 7.1.6), Antwortformate verändert hatten. Vorgenommene Vereinheitlichungen werden jeweils in den Kapiteln ausgeführt, in denen entsprechende Variablen relevant sind. Einzelheiten zu erforderlichen Modifikationen bei den AgP-Variablen wurden bereits unter Kapitel 5.1.1 behandelt.

In den nachfolgenden Untersuchungen werden insgesamt 22 AgP-Variablen des DOKU ausgewertet. Die Variablen E7, E8, I5, I6 und I17 wurden erst ab 2005 eingeführt und sind deshalb lediglich Gegenstand von Analysen, die D-S2 betreffen. In die Gesamtauswertung von 1996 bis 2014 fließen die 17 Variablen ein, die von Beginn an mit dem DOKU erfasst wurden (Kap. 7.2.1).

6.1.2 PAGE-Stichproben

Bei Prüfung der Fragebogen wurden in allen vier Stichproben Fälle von der Untersuchung ausgeschlossen, wenn (1) in einem der vier AgP-Blöcke von den jeweils acht Items mehr als ein Item nicht beantwortet wurde, wenn (2) im Block mit den zwölf AgE-Kontextitems oder (3) von den zehn Fragen zur Person mehr als zwei Antworten fehlten. Eine Nichtbeantwortung der jeweils an die Items der AgP-Blöcke angeschlossenen Fragen zur zeitlichen Einordnung und Valenz war kein Ausschlusskriterium, da viele Analysen unabhängig von diesen Informationen durchgeführt werden können. Fehlende Werte wurden somit in der Größenordnung von maximal 13 % bei den AgP-Items, 17 % bei den AgE-Kontextitems und 20 % bei den Angaben zur Person toleriert. Zum Vergleich: Das Brief-Symptom-Inventory (Franke, 2000), die Kurzform des SCL-90-R, gibt beispielsweise für die Testauswertung eine zulässige Obergrenze für fehlende Werte von 25 % bzw. 13 Items von insgesamt 53 Items an. Die Zahl der zulässigen Missings wurde bei den in den Stichproben verbleibenden Fällen mit fehlenden Werten kaum einmal erreicht. Sie fanden sich zumeist bei den Kontextitems und dort vor allem bei Item 52. Dieses verlangt eine Prognose, die womöglich zu kompliziert

formuliert und deshalb schwierig zu beantworten ist: „Meine außergewöhnlichen Erfahrungen und die von mir erlebten Phänomene sind Vergangenheit und treten in Zukunft wohl nicht mehr auf“.

Missings in zulässiger Zahl bei den AgP-Items wurden durch den Modalwert ersetzt. Bei allen AgP, bei denen Ersetzungen durchgeführt wurden, ist der häufigste Wert 0 („nie“). Bis auf wenige Ausnahmen, insbesondere den Koinzidenzphänomenen, die Item 23 (Sinnvolle Fügungen) und 25 (Déjà-vu) beschreiben, treten AgP in den untersuchten Stichproben mit größter Wahrscheinlichkeit „nie“ auf. Das drückt sich ebenfalls in niedrigen Medianen und Mittelwerten aus, die auf der Häufigkeitsskala von 0–4 in der Normalbevölkerung nur selten den Wert 1 erreichen oder überschreiten (Kap. 6.2.1). Angesichts der extrem schiefen Verteilung und der inhaltlich schwierigen Items (Kap. 6.6.1) verringert sich die Variabilität der Daten durch die Einsetzung des Modalwertes bei Missings kaum und eine Unterschätzung der Varianz bzw. Standardabweichung ist nicht zu erwarten. Unter den gegebenen Voraussetzungen würden andere Ersetzungsverfahren keine besseren oder wesentlich anderen Schätzungen liefern. Zudem hat der Modalwert als ganzzahliger Wert den Vorteil, dass er kategoriale Auswertungen erlaubt (Hohl, 2008).

Fehlende Werte bei den Kontextitems, die im Unterschied zu den AgP-Items in ihrer Schwierigkeit und ihren Verteilungseigenschaften auf einer Intensitätsskala von 0–4 stärker variieren, wurden durch den jeweiligen Stichprobenmedian ersetzt. Bei den Kontextitems handelt es sich um Einzelskalenitems, bei denen keine systematische Beziehung mit anderen Items vorausgesetzt werden kann. Deshalb bieten sich hier keine Methoden an, die darauf basieren, Werte anderer Variablen als Schätzer für fehlende Daten heranzuziehen. Unter den gegebenen Umständen wirkt sich die Einsetzung des Medians aber auch nicht systematisch verzerrend auf Korrelationen und Kovarianzen mit anderen Variablen aus. Der Median wurde dem Mittelwert vorgezogen, weil er wie der Modalwert dem Ordinalskalenniveau entspricht und für kategoriale Auswertungen, die ganzzahlige Werte erfordern, geeignet ist.

Die klassischen Imputationsverfahren mit Standardmaßen der zentralen Tendenz werden in der Literatur problematisiert (Schafer & Graham, 2002; Wirtz, 2004). Wenn man statistische, inhaltliche und pragmatische Aspekte gleichermaßen berücksichtigt, sind sie für diese explorative Studie und das vorliegende Datenmaterial allerdings nicht nur brauchbar, sondern auch angemessener als Regressionsverfahren oder eine multiple Imputation, die für Datensätze ohne Normalverteilung ohnehin nicht geeignet ist (Reisinger et al., 2012). Der Einsatz wesentlich aufwendigerer Ersetzungsmethoden würde angesichts der Stichprobengrößen und der vergleichsweise geringen Zahl von zu ersetzenden Werten bei statistischen Analysen jedenfalls zu keinen anderen Ergebnissen führen.

Bei einem offensichtlichen Vorliegen des sogenannten Checklistenphänomens (Meyer et al., 2006), das bei Einsatz der Paper-Pencil-Version des PAGE-R gelegentlich bei den AgP-Itemblöcken festzustellen war, wurden fehlende Werte mit 0 ersetzt. Meyer et al. (2006) definieren das Checklistenphänomen als ein Ankreuzverhalten, bei dem erstens mindestens ein Wert fehlen muss, zweitens mindestens eine gültige Antwort gegeben sein muss und drittens keine „not at all“-Antworten gegeben wurden. In solchen Fällen werden von Probanden also nur zutreffende Items markiert und nichtzutreffende Items erscheinen fälschlicherweise als fehlende Werte.

Abschließend wurden Ausreißer identifiziert und einer Plausibilitätsprüfung unterzogen. Fragebogen, die eindeutig eine nicht ernst gemeinte Bearbeitung erkennen ließen, zum Beispiel durch eine Beantwortung aller Items mit dem höchsten Wert, wurden ausgeschlossen. Da die Analysen der vorliegenden Arbeit auf eine Klassifizierung von AgE und eine Typologie von Menschen mit AgE zielen, wurden überdies alle Fälle, in denen nicht mindestens ein AgP-Item wenigstens mit „selten“ angegeben wurde, von der weiteren Untersuchung ausgeschlossen. Durch das geschilderte Vorgehen mussten Einbußen in den Fallzahlen hingenommen werden. Der geschilderte Selektionsprozess sollte jedoch garantieren, dass nur gewissenhaft ausgefüllte Fragebogen, die im Hinblick auf die zentralen Fragestellungen zuverlässig auswertbar sind, einen Eingang in die vorliegende Arbeit finden.

Im Folgenden werden die Erhebung, die Qualität und Verarbeitung der Daten bei den vier Stichproben beschrieben.

Stichprobe 1 (S1): Ratsuchende in der AgE-Beratung des IGPP

Die Stichprobe S1 wurde durch eine Teilerhebung der IGPP-Klientel gewonnen. Sie beinhaltet die 176 Personen, die bereits im Rahmen der oben berichteten Vergleichsstudie (Fach et al., 2013) untersucht wurden. Die Daten wurden von Oktober bis Ende Dezember 2011 mit der Paper-Pencil-Version des PAGE-R im Zuge einer Nachbefragung gesammelt. An 497 Personen, die im Zeitraum 2007 bis 2010 am IGPP beraten wurden und eine Postadresse hinterlassen sowie ihr Einverständnis für eine mögliche Nachbefragung gegeben hatten, wurden Fragebogen verschickt. Es kamen 115 Exemplare zurück, die wegen zwischenzeitlicher Adressänderungen nicht zugestellt werden konnten, und 176 ausgefüllte Fragebogen. Die Rücklaufquote belief sich mit 206 unbeantworteten Anschreiben auf 40 %.

Ab 2012 wurde die Stichprobe kontinuierlich mit weiteren Ratsuchenden, die im Verlauf oder kurz nach Beendigung ihrer Beratung am IGPP mit dem PAGE-R befragt wurden, weiter aufgestockt. Seit seiner Einführung Ende 2011 wurde der PAGE-R in der Paper-Pencil-Version und ab 2013 vorzugsweise in einer neu implementierten Online-Version im Beratungsgeschehen eingesetzt. Im Zeitraum 2012 bis 2015 wurden rund 230 Personen, die

eine Post- oder E-Mail-Adresse und ein Einverständnis für mögliche Nachbefragungen hinterlassen hatten, angeschrieben und gebeten, den PAGE-R auszufüllen. Falls nur eine Postadresse vorlag, wurde die Paper-Pencil-Fassung verschickt, sonst ein Link mit der Bitte, den Online-Fragebogen aufzurufen und zu beantworten. Der Rücklauf entsprach mit 112 Fragebogen einer Quote von 49 %.

In der vorliegenden Arbeit kamen schließlich von insgesamt 283 ausgefüllten Fragebogen 272 zur Auswertung. In 12 Fällen lagen zu viele fehlende Werte vor, in 21 Fällen wurden wenige Missings ersetzt und in 6 Fällen wurde das Checklistenphänomen korrigiert. Somit liegt für 22 % der rund 1250 Beratungsfälle, die im Zeitraum von 2007 bis 2015 mit einer ausreichenden Qualität für statistische Auswertungen dokumentiert wurden, ein PAGE-R vor.

Mit Döring et al. (2016) kann S1 als eine merkmalspezifisch-repräsentative Stichprobe der IGPP-Beratungsklientel aufgefasst werden. Vergleicht man die soziodemografischen Daten der Personen in S1 mit den Angaben der von 2005 bis 2014 mit dem DOKU erfassten Ratsuchenden, spiegelt die PAGE-Stichprobe weitgehend die Verhältnisse des IGPP-Beratungsaufkommens, besonders die der zweiten Teilstichprobe, wider (Kap. 9.1.1). Ein höheres Durchschnittsalter von gut 49 Jahren bei der PAGE-Erhebung statt knapp 44,5 Jahren in der zweiten Teilstichprobe des DOKU erklärt sich insbesondere durch die verstrichene Zeit vom dokumentierten Erstkontakt bei der Beratung bis zur PAGE-Nachbefragung, die im Durchschnitt sechs Jahre später erfolgte.

Um eine unnötige Belastung und gegebenenfalls die Wiederholung etwaiger problematischer Interaktionen mit dem Beratungspersonal zu vermeiden, wurden Personen, die zum Zeitpunkt der Kontakte mit dem IGPP akut psychotisch und wahnhaft agierten, von den Befragungen mit dem PAGE-R ausgeschlossen. Bei ihnen handelt es sich um Erfahrungen, wie sie etwa im AgE-Bericht 15 (Kap. 1.6.5) geschildert werden, und die phänomenologisch dem IPR-Formenkreis (Kap. 4.5.3) ähneln. Sie gehören aber einer besonderen Kategorie an, die „versorgungstechnisch“ nicht kompatibel mit der AgE-Beratung ist. In der Regel können Beratende lediglich darauf hinwirken, dass die Betroffenen psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen.

Es ist nicht davon auszugehen, dass der Ausschluss dieser Fälle, deren Anteil am dokumentierten Beratungsaufkommen unter 3 % liegt, die Ergebnisse im Hinblick auf die untersuchten Fragestellungen beeinträchtigt. Dafür spricht insbesondere auch, dass sich die prozentualen Anteile von Ratsuchenden, die über Phänomene aus dem IPR-Formenkreis berichten, in der PAGE-Stichprobe und der DOKU-Stichprobe nicht signifikant unterscheiden. Zwar ist ein direkter Abgleich der Häufigkeiten von Einzelphänomenen wegen unterschiedlicher Kategorien und Codierungsmodi der beiden Instrumente nicht möglich, es konnte aber ge-

zeigt werden, dass formenkreisbasierte Klienteltypen, die auf DOKU-Basis gebildet wurden (Kap. 7.3), in der Nachbefragung mit dem PAGE-R annähernd vergleichbar repräsentiert sind (dazu ausführlich Kap. 9.1.1).

Stichprobe 2 (S2): Menschen mit Nahtoderfahrungen

Weibel und Nahm, die in einer noch nicht veröffentlichten Fragebogenstudie die Nachwirkungen von Erfahrungen in Todesnähe untersuchen, setzten zur Datenerhebung neben einer deutschen Übersetzung der Greyson-Skala (Greyson, 1983) mit Unterstützung des IGPP auch den PAGE-R ein. Für die Umfrage wurden die Instrumente auf der Fragebogenplattform „SurveyMonkey“ (<https://de.surveymonkey.com/>) implementiert. In verschiedensten deutschsprachigen Netzwerken und Foren, die sich mit Nahtoderfahrungen beschäftigen, wurde auf die Studie hingewiesen (z. B. <http://www.netzwerk-nahtoderfahrung.org/>). Interessenten konnten zumeist direkt über einen Link von diesen Webseiten zur Umfrage gelangen und die Fragebogen ausfüllen. Da die Teilnehmenden selbst beurteilen, was sie unter einer Nahtoderfahrung verstehen und warum sie eine Erfahrung als solche identifizieren, ist die Stichprobe im Hinblick auf dieses Kriterium nicht eindeutig definiert.

Selbstverständlich kann die Strategie, die gewählt wurde, um Teilnehmer und Teilnehmerinnen für die Studie zu rekrutieren, keine Repräsentativität im Hinblick auf die Gesamtpopulation derjenigen gewährleisten, die Erfahrungen in Todesnähe hatten oder glauben, gemacht zu haben. Die Stichprobe ist aber sehr interessant, weil sie wie die IGPP-Klientel eine Population mit hoher AgE-Ausprägung repräsentiert, aber anders als diese einem gemeinsamen Umfeld entstammt, in dem spezifische, esoterisch-spirituelle Deutungsmuster vertreten werden. Zudem spricht vieles dafür, dass Menschen mit Nahtoderfahrungen kaum Beratungsbedarf haben, denn trotz eines expliziten Angebots, auf das am Ende des Online-Fragebogens hingewiesen wurde, nahm keiner der Teilnehmenden die Möglichkeit einer kostenlosen Beratung durch das IGPP in Anspruch.

In der Laufzeit der Befragung von Juni bis Dezember 2015 wurden insgesamt 234 Fragebogen ganz oder teilweise ausgefüllt. Von diesen konnten 176 PAGE-Bogen verwendet werden. In 51 Fällen wurden allenfalls die Fragen der Greyson-Skala vollständig beantwortet, während der PAGE-R unvollständig oder gar nicht bearbeitet wurde. In 37 Fällen wurden wenige fehlende Werte ersetzt. Vier weitere Ausschlüsse erfolgten, weil zwei Personen doppelt an der Umfrage teilgenommen und zwei Probanden keine AgE hatten.

Stichprobe 3 (S3): Studierende an deutschen Universitäten

Die dritte Stichprobe setzt sich aus sogenannten Gelegenheitsstichproben (Döring et al., 2016) mit Selbstselektierenden zusammen, die aus zwei Quellen geschöpft wurden. In

einer Vorlesung mit dem Titel „Bewusstsein“ einer einführenden Ringveranstaltung „Psychologie als Referenzfach für BA-Studierende anderer Fachbereiche“ wurden Studierende an der Universität Gießen rekrutiert. Dabei ist nicht sichergestellt, dass nicht doch auch Psychologiestudierende an der Studie teilgenommen haben. Im Wintersemester 2011/12 ($n = 21$) und 2012/13 ($n = 79$) wurden die Vorlesungsbesucher vom Veranstaltungsleiter Ulrich Ott, einem Mitarbeiter des IGPP, gebeten, die Paper-Pencil-Version des PAGE-R auszufüllen. Bei einer dritten Erhebung im WS 2013/14 wurde allen Studierenden, die sich für die Ringvorlesung angemeldet hatten ($n = 261$), per E-Mail ein Link zum Online-PAGE-R mit der Bitte um Beantwortung zugeschickt (Rücklauf $n = 116$). Insgesamt wurden in Gießen 216 Fragebogen ausgefüllt. In 5 Fällen wurden fehlende Werte ersetzt, elf Fragebogen wurden wegen zu vieler fehlender Werte von der Auswertung ausgeschlossen. Drei Fragebogen, die nicht von Studierenden ausgefüllt worden waren, wie den Angaben entnommen werden konnte, und zwei weitere, in denen keine AgE angegeben wurden, schieden ebenfalls aus, sodass 200 Fälle verblieben.

Weitere Daten lieferte 2013 ein Forschungsprojekt des IGPP über „Presentiment bei der Aufdeckung verheimlichten Wissens“ (Siller et al., 2015; Siller & Ambach, 2016). In der Studie mit Studierenden wurden gegen eine geringe Vergütung von 8 Euro Daten mittels physiologischer Messungen und diversen Fragebogen erhoben, darunter der PAGE-R. Die Probanden wurden über Aushänge in verschiedenen Fakultäten und Instituten der Freiburger Universität rekrutiert, Studierende der Psychologie und Kognitionswissenschaften waren offiziell von der Teilnahme ausgenommen. Es nahmen 154 Probanden an der Studie teil, die alle die Paper-Pencil-Variante des PAGE-R ausgefüllt haben. Von den Fragebogen wurden 15 wegen zu vieler Missings und 5 wegen fehlender AgE ausgeschlossen. In 3 Fällen wurden fehlende Werte ersetzt, sodass 134 Fälle übrig blieben.

In beiden Teilstichproben liegt das Durchschnittsalter der Studierenden bei 23 bis 24 Jahren, die soziodemografische Zusammensetzung ist weitgehend gleich. Deutlich unterscheiden sich aber die Geschlechteranteile: Während die Freiburger Stichprobe zu 29 % männliche Probanden aufweist, sind es bei der Gießener Stichprobe nur knapp 10 %. Warum insgesamt 83 % der Gesamtstichprobe weiblich sind und so wenige Männer an den Befragungen teilgenommen haben, ist unklar. Beispielsweise betrug zur Zeit der Datenerhebung selbst bei Psychologiestudierenden der Frauenanteil nur etwa 76 % (Statistisches Bundesamt, 2012b, S. 121). Beide Teilstichproben wurden in einer Gesamtstichprobe mit $n = 334$ zusammengefasst. Schon allein aufgrund der motivationsabhängigen Selbstselektion der Probanden kann nicht vorausgesetzt werden, dass ihre Angaben repräsentativ für die Grundgesamtheit deutscher Studierender sind.

Stichprobe 4 (S4): Schweizer Normalbevölkerung

Die Daten der vierten Stichprobe wurden Ende 2011 im Rahmen eines groß angelegten Forschungsprojektes „Exceptional Experiences, Saliency and Dopaminergic Neurotransmission“ der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich und des Collegium Helveticum Zürich in der Schweizer Bevölkerung erhoben (Landolt et al. 2014). Es handelt sich um eine Quotenstichprobe, die über ein sogenanntes Access-Panel rekrutiert wurde und eine Sonderform der Selbstselektionsstichprobe darstellt (Döring et al., 2016). Access-Panels werden von Meinungs- und Marktforschungsinstituten unterhalten und bestehen aus Personen, die sich regelmäßig an wissenschaftlichen Untersuchungen beteiligen.

Mithilfe einer Online-Version des vom IGPP im Rahmen einer Kooperation bereitgestellten PAGE-R wurden Daten gesammelt, die sowohl dem Universitätsspital Zürich zur Selektion geeigneter Probanden für Untersuchungen im Rahmen ihres Dopamin-Forschungsprojektes als auch dem IGPP zur Auswertung im Rahmen eigener Forschungsfragen dienen sollten. Von der Züricher Projektleitung wurden zwei professionelle Marktforschungsinstitute (www.panelbiz.ch, www.respondi.com) beauftragt, eine Quotenstichprobe zu erheben, die sich an der aktuellen Bevölkerungsstatistik der Schweiz hinsichtlich Geschlechtszugehörigkeit, Alter und Schulausbildung orientiert.

Die Probanden wurden von den Marktforschern aus einem großen Personenpool mit bekannten soziodemografischen Merkmalen und Kontaktdaten ausgewählt, (z. B. über 45000 Personen bei panelbiz) und per E-Mail über einen Standardtext um Teilnahme an der Befragung gebeten. Laut Landolt et al. (2014) haben sich 1580 Personen gegen ein geringes Entgelt von 5 SFr. an der Studie beteiligt, dem Autor dieser Arbeit wurde aus ungeklärten Gründen eine Stichprobe mit 1578 Fällen übermittelt. Von diesen wurden 131 (8 %) ausgeschlossen, in denen jeweils alle 32 AgP-Items mit 0 (*nie*) beantwortet worden waren. Weitere 95 Fälle, bei denen die AgE-Kontextangaben komplett fehlten, wurden ebenfalls ausgesondert, sodass ein Stichprobenumfang von $n = 1352$ verbleibt, der bereits der Studie von Fach et al. (2013) zugrunde lag. In der vorliegenden Arbeit wurde mangels Plausibilität ein weiterer Fall selektiert, in dem durchgängig alle Items mit dem Maximalwert beantwortet wurden, sodass im Folgenden mit 1351 Fällen gerechnet wird.

Für die mittels einer Quotenstichprobe erhobenen Daten kann allenfalls eine merkmalspezifische Repräsentativität hinsichtlich der zuvor festgelegten Auswahlkonditionen vorausgesetzt werden. Diese spiegeln aber beim Alter nicht die tatsächlichen Verhältnisse der Bevölkerung in der Schweiz wider, denn es wurden gezielt nur Probanden von 20 bis 60 Jahren befragt.

6.2 Qualität der Daten

Ein zentraler Punkt hinsichtlich der Auswertung der Daten betrifft deren Verteilungseigenschaften und Skalenniveau. Im Folgenden wird auf damit verbundene Schwierigkeiten und den Umgang mit ihnen eingegangen. Die Datenverarbeitung und die Auswertung erfolgten mit dem Statistikprogramm SPSS in den Versionen 22, 23 und 24.

6.2.1 Rohdatenverteilung

Dass AgE nicht normalverteilt sind, lässt sich schon an ihrem Namen ablesen. Im Vergleich zu gewöhnlichen Erfahrungen sind sie definitionsgemäß selten und es ist zu erwarten, dass Stichproben aus der Normalbevölkerung (S3, S4) rechtsschiefe Häufigkeitsverteilungen aufweisen. Tatsächlich liegen die Mittelwerte auf der Skala von 0–4, berechnet auf Grundlage der Punktsummen aller 32 AgP-Items des PAGE-R, bei den Studierenden (S3) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) jeweils nur bei 0.6 und die Mediane bei 0.5 bzw. 0.4. Den Histogrammen in Abbildung 18 ist zu entnehmen, dass auch AgE-Ratsuchende (S1) und Menschen mit Nahtoderfahrungen (S2) rechtsschiefe Rohdatenverteilungen mit Mittelwerten (1.0 bzw. 1.3) und Medianen (0.9 bzw. 1.3) im unteren Bereich aufweisen.

Das gilt genauso für die in Abbildung 19 dargestellten Verteilungen der Daten, die mit dem DOKU an der IGPP-Klientel erhoben wurden. Auf der binären Skala mit 0 („liegt nicht vor“) und 1 („liegt mindestens einmal vor“) erreichen beide Teilstichproben auf der Basis der 17 bis 2004 (D-S1) bzw. 22 ab 2005 (D-S2) eingesetzten AgP-Items Mittelwerte von jeweils 0.14 und Mediane von 0.12 bzw. 0.14. Sind die Daten nicht wenigstens annähernd normalverteilt, können bestimmte Standardprozeduren zur Untersuchung von Mittelwertunterschieden, zum Beispiel der t -Test, nicht durchgeführt werden. Stattdessen sind dann voraussetzungsfreie, nichtparametrische Methoden zu wählen.

Zwar gibt es Möglichkeiten, Datensätze in eine Normalverteilung zu transformieren, aber solche Prozeduren bringen auch Nachteile mit sich. Bühner (2011, S. 344) gibt zu bedenken, „dass eine nichtlineare Transformation zu Verteilungen führt, die mit den Originalitems nicht mehr ohne Weiteres vergleichbar sind. Insofern wirft eine Normalisierung von Items neue Probleme auf und sollte gründlich überlegt sein“. Da die Schiefe der Verteilungen kein Stichprobenartefakt ist, das man reparieren muss, sondern die Verteilung dieses Merkmals in der Gesamtpopulation widerspiegelt, wäre ein solches Vorgehen sowieso fragwürdig.

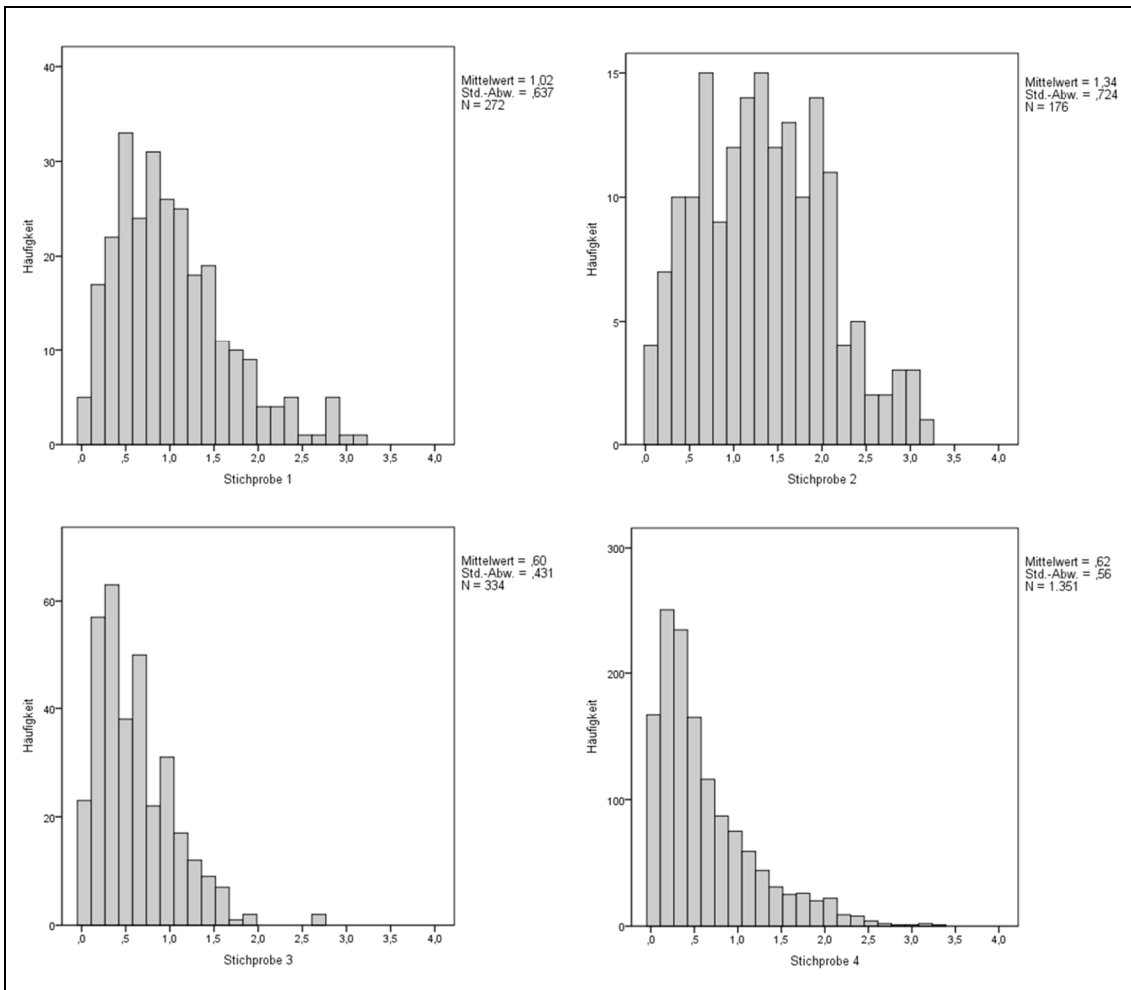


Abb. 18: Histogramme mit AgE-Mittelwerten der PAGE-Stichproben

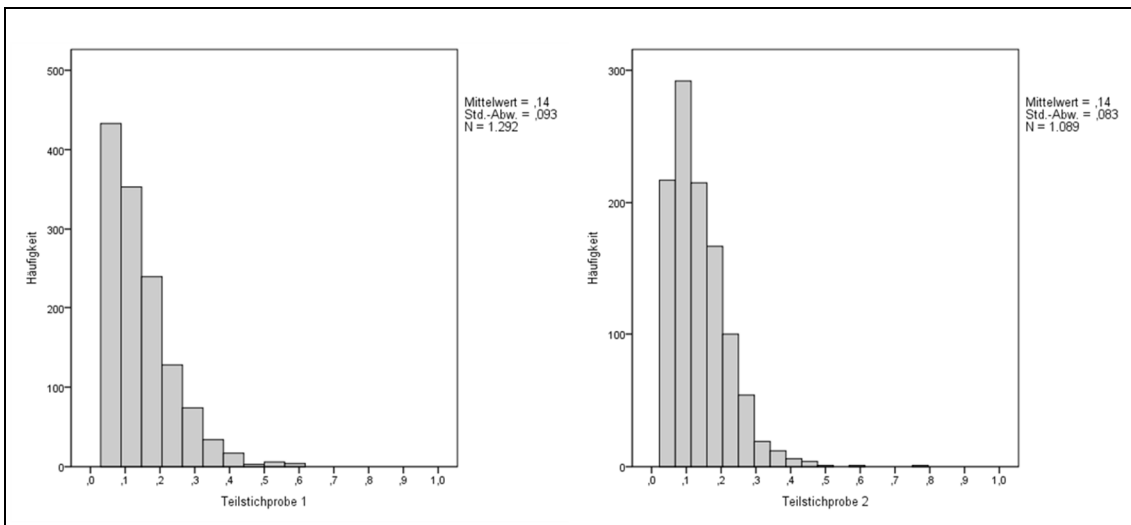


Abb. 19: Histogramme mit AgE-Mittelwerten der DOKU-Teilstichproben

6.2.2 Skalenniveaus

Man muss davon ausgehen, dass die mit Testinstrumenten und Fragebogen insbesondere anhand von mehrstufigen Likertskalen erhobenen Daten kein Intervallskalen- sondern Ordinalskalenniveau besitzen. Das Gleiche gilt für binäre Daten, die zwar rein mathematisch die Voraussetzung für die Berechnung von Pearson-Korrelationen erfüllen, bei denen die Äquidistanz gemessener Werte aber allenfalls annäherungsweise gegeben ist. In der zu dieser Arbeit herangezogenen Statistikk-literatur (Bacher et al., 2010; Bortz & Schuster, 2010; Bühner, 2011; Eid et al., 2011; Fahrenberg, 2009; Leonhart, 2013; Schendera, 2010) ist der Umgang mit Daten, die auf Likertskalen beruhen, daher ein kritisch diskutierter Sachverhalt. Es stellt sich die Frage, wie sehr Ergebnisse dadurch beeinflusst und verzerrt werden, wenn man ordinale Daten wie metrische behandelt, und in welchem Verhältnis das zu den Nachteilen steht, die man in Kauf nehmen muss, wenn man sich konsequent an die messtheoretischen Vorgaben hält. Für Döring et al. lohnt es sich aus „forschungspragmatischer Sicht“ jedenfalls nicht, darüber zu streiten, ob mit Ordinaldaten Mittelwerte berechnet werden dürfen, denn „in der Regel kommen beide Strategien zu nahezu identischen Resultaten“ (2016, S. 251). Allzu strenge Voraussetzungen für den Einsatz bestimmter Methoden werden von vielen Autoren relativiert. „Verfahren für intervallskalierte Daten können auch dann zur Analyse von Ratingskalen verwendet werden, wenn die Gleichabständigkeit der Skalenpunkte moderat verletzt ist“, so Wirtz und Caspar, (1994, S. 154). In der vorliegenden Arbeit wird eine optimale Passung der Verfahren mit den auszuwertenden Daten angestrebt, aber auch ein vertretbarer Pragmatismus im Umgang mit statistischen Voraussetzungen zugelassen, wenn die Untersuchung der interessierenden Fragestellungen es erfordert.

Mit dem DOKU wurden außer nominalen soziodemografischen und klinisch relevanten Informationen ordinale und binär codierte Daten zu AgE erhoben, die nicht gleichabständig sind. Beim PAGE-R werden fünfstufige Likertskalen eingesetzt, die als ordinalskaliert zu betrachten sind. Obwohl bei den gegebenen großen Stichprobenumfängen Rohdaten nicht unbedingt normalverteilt sein müssen, um parametrische Tests einsetzen zu können, und obwohl Verfahren für metrische Daten in der Forschungspraxis auch bei Likertskalen Anwendung finden, werden Zusammenhänge und Signifikanzen in den folgenden Untersuchungen vorzugsweise mit nichtparametrischen Verfahren ermittelt. Zum einen wurde so vorgegangen, weil die Normalverteilungsvoraussetzung bei der Untersuchung kleinerer Teilstichproben, die beispielsweise clusteranalytisch gebildet wurden, schließlich doch gravierend verletzt sein könnte, zum anderen, weil häufig Beziehungen zwischen ordinalen und nominalen Daten untersucht wurden, die eine Verwendung parametrischer Verfahren von vorneherein ausschließen.

6.3 Zusammenhangsmaße

Als Nächstes wird auf die eingesetzten Methoden und Maße zur Bestimmung von statistisch bedeutenden Zusammenhängen eingegangen. Da es sich im Wesentlichen um Nominal- und Ordinaldaten handelt, werden nichtparametrische Verfahren angewendet.

6.3.1 Chi-Quadrat-Tests

Um Zusammenhänge bei den mit dem DOKU und mit dem PAGE-R erhobenen Nominaldaten auf Signifikanz zu untersuchen, werden Chi-Quadrat-Tests berechnet. Übliche Voraussetzung für die Durchführung ist ein Stichprobenumfang von $n > 50$. Bei kleineren Stichproben mit mindestens $n = 20$ wird eine Kontinuitätskorrektur nach Yates berechnet. Als Maß zur Bestimmung der Effektstärke wird Cramers V verwendet, das gegenüber dem häufig herangezogenen Kontingenzkoeffizienten symmetrisch ist, Indexwerte von 0 bis 1 annimmt und einen besseren Vergleich mit anderen verwendeten Effektstärkemaßen erlaubt (Kap. 6.3.3).

6.3.2 Korrelationen

Zur Berechnung von Zusammenhängen bei ordinalskalierten Variablen werden Rangkorrelationen berechnet. Als Rangkorrelationskoeffizient wird in der vorliegenden Arbeit Spearmans ρ verwendet, der gleichzeitig auch ein Maß für die Effektstärke ist. Da es für die Kontrolle eines möglichen Einflusses von dritten Variablen kein spezifisches Verfahren für ordinalskalierte Daten gibt, werden Partialkorrelationen nach Pearson berechnet.

Um Unterschiede in der zentralen Tendenz zwischen den PAGE-Stichproben zu prüfen, wird statt des t -Tests der nichtparametrische Mann-Whitney- U -Test für unabhängige Stichproben verwendet. Analog zur Varianzanalyse wurden die Unterschiede in der zentralen Tendenz für mehrere unabhängige Stichproben mit dem Kruskal-Wallis-Test bestimmt. Im Falle signifikanter Effekte wurde mit Post-hoc-Tests unter Anwendung der Bonferroni-Korrektur (Kap. 6.3.4) bestimmt, welche der Gruppen sich signifikant voneinander unterscheiden.

6.3.3 Effektstärken

Effektstärken werden in dieser Arbeit bei Rangkorrelationen mit ρ , bei U -Tests und Post-hoc-Tests zu signifikanten Gruppenunterschieden mittels des Kruskal-Wallis-Tests mit r und bei Chi-Quadrat-Tests mit Cramers V berechnet. Im Hinblick auf Cramers V bei Chi-Quadrat-Tests ist nach Kühnel und Krebs (Kühnel & Krebs, 2004) $V < .05$ „unbedeutend“, $V < .20$ „gering“, $V \geq .20$ „mittel“, $V \geq .50$ „hoch“, $V \geq .70$ „sehr hoch“ und $V = 1$ „per-

Effekt“. Die Werte von Effektstärkemaßen werden in der psychologischen Forschung nicht immer einheitlich beurteilt. Verbreitet ist vor allem die Einteilung von Cohen (1988; 1992), nach der ein r von .10 ein schwacher, ein r von .30 ein mittlerer und ein r von .50 ein starker Effekt ist. Eine aktuelle Metaanalyse von Gilles und Szodorai (2016) konnte zeigen, dass bei einer Zugrundelegung von Cohens Richtlinien zur Beurteilung von Pearson-Korrelationen nicht einmal 3 % von insgesamt 708 der berichteten Korrelationen eine Effektstärke von $r = .50$ oder höher aufwiesen. Die Autoren kommen deshalb zu dem Schluss, dass der nach Cohen angelegte Maßstab zu restriktiv ist, und empfehlen, $r = .10$ als kleine, $r = .20$ als mittlere und $r = .30$ als große Effektstärke zu interpretieren. Wir müssen uns hier allerdings nicht auf einen bestimmten Maßstab festlegen. Interessant sind im Rahmen der vorliegenden Arbeit vor allem die Relationen der Effektstärken beim Vergleich von Variablen und Stichproben.

6.3.4 Post-hoc-Tests

Chi-Quadrat- und Kruskal-Wallis-Tests zeigen lediglich an, ob überhaupt signifikante Zusammenhänge bzw. Unterschiede zwischen Variablen und Gruppen vorliegen. Um zu bestimmen, zwischen welchen Variablen bzw. Gruppen im Einzelnen signifikante Effekte auftreten, können Post-hoc-Einzelvergleiche durchgeführt werden. Dabei muss eine Adjustierung des α -Fehlerniveaus in Abhängigkeit von der Zahl der zu untersuchenden Kombinationen erfolgen, da es sich bei den Einzeltests quasi um Messwiederholungen handelt, die eine α -Fehler-Inflation mit sich bringen können. SPSS passt die Signifikanzen bei Post-hoc-Tests nach Kruskal-Wallis-Tests automatisch mit der Bonferroni-Methode an, bei der das ursprüngliche α -Fehlerniveau von $p \leq .05$ durch die Zahl aller Einzelvergleiche dividiert wird. Etwas weniger streng ist die Bonferroni-Holm-Korrektur, die das α -Fehlerniveau ausgehend vom ersten Vergleich mit dem größten Effekt für jeden weiteren Vergleich mit dem nächstkleineren Effekt neu berechnet, indem α durch die Zahl aller Vergleiche minus der bisher erfolgten Vergleiche dividiert wird (Bühner & Ziegler, 2009). Da die Bonferroni-Holm-Korrektur eigens per Hand berechnet werden muss, kam sie lediglich bei Einzelvergleichen nach signifikanten Chi-Quadrat-Tests, für die es bei SPSS keine automatische Prozedur des multiplen Testens gibt, zum Einsatz.

6.4 Clusteranalysen

Mittels einer Clusteranalyse können Klassifikationsobjekte wie Personen, Aggregate (z. B. Berufe, Nationen) oder Variablen aufgrund ähnlicher Merkmalsausprägungen zu homogenen Gruppen bzw. Clustern vereinigt werden. Die Auswahl eines Clusteranalyseverfahrens und geeigneter Distanz- oder Ähnlichkeitsmaße zu seiner Berechnung hängt vom Skalenni-

veau des Datenmaterials und der Zielsetzung der Untersuchung ab, zum Beispiel davon, ob Variablen oder Objekte bzw. Personen gruppiert werden sollen und welche Art von Klassifizierung angestrebt wird.

6.4.1 Personen- versus Variablenorientierung

Für *personenorientierte* Analysen und Typenbildungen auf Basis der DOKU- (Kap. 7.3.2) und der PAGE-Daten (Kap. 10.6; 10.7; 10.8) wird den Empfehlungen der Spezialliteratur (Bacher et al., 2010; Schendera, 2010) folgend das in der Praxis weitverbreitete und allgemein favorisierte Ward-Verfahren eingesetzt. Als hierarchisches Verfahren fasst es Personen schrittweise so zusammen, dass die Streuung innerhalb einer Gruppe geringgehalten wird und möglichst homogene Gruppen gebildet werden. Als Distanzmaß wurden quadrierte euklidische Distanzen verwendet.

Für eine *variablenorientierte* Analyse zur Klassifikation von AgE-Formenkreisen auf Basis der DOKU-Daten (Kap. 7.2.1) wird den ausführlichen Hinweisen von Bacher et al. (2010, S. 463–467) folgend das Weighted-Average-Linkage²⁵ eingesetzt, das als voraussetzungsarmes Verfahren besonders gut für dichotome Datensätze geeignet ist. Zudem gleicht es die Nachteile anderer Linkage-Verfahren aus, zum Beispiel deren Tendenz zu Inversionen. Als Ähnlichkeitsmaß wird der φ -Koeffizient verwendet.

6.4.2 Stichprobengrößen und Stabilität

Bei hierarchischen Verfahren sind Clusterbildungen in frühen Verschmelzungsschritten irreversibel und können das Ergebnis entscheidend beeinflussen. Bei großen Stichprobenumfängen wird deshalb meist eine partitionierende Methode gewählt. Das bekannteste Verfahren ist die K-Means-Methode, die bereits gebildete Cluster auf späteren Stufen wieder aufspalten kann, um durch Verlagerung der einzelnen Objekte nach besseren Clusterlösungen zu suchen. Für hierarchische Clusteranalysen kann ein Stichprobenumfang zu groß sein, für partitionierende Verfahren zu klein. Angesichts fehlender allgemeingültiger Richtwerte schlagen Bacher et al. (2010) die Durchführung von Stabilitätstests vor, um zu prüfen, welches Verfahren für eine Stichprobe am besten geeignet ist. In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass die PAGE-Stichproben S1 ($n = 272$), S2 ($n = 176$) und S3 ($n = 334$) nicht zu groß für das Ward-Verfahren sind. Das bestätigen relativ stabile Clusterlösungen mit veränderten Reihenfolgen der Daten in der Datenmatrix. Bei der großen Schweizer PAGE-Stichprobe S4 ($n = 1351$) zeigten sich bei einem Vergleich zwischen der Anwendung des

²⁵ Die Methode wird in SPSS als „Linkage zwischen Gruppen“ bezeichnet.

Ward- und des K-Means-Verfahrens Unterschiede und Instabilitäten in den Clusterstrukturen, die eine Lösung nach der K-Means-Methode nahelegten (Kap. 10.6.1; 10.7.1).

Bei der personenorientierten Anwendung auf die DOKU-Stichprobe ($n = 2381$) produzierte die Ward-Methode recht stabile Cluster, während sich stattdessen stärkere Reihenfolgeeffekte beim K-Means-Verfahren einstellten. Entsprechend den Ratschlägen von Bacher et al. (2010) wurde die Zuordnung der Personen durch das Ward-Verfahren mithilfe der K-Means-Prozedur optimiert und die Zahl der zu bildenden Cluster ausgehend von der mit Ward gefundenen Klassifikation festgelegt.

6.4.3 Clusteranalyse mit Ordinaldaten

Während metrische und binäre Daten mit verschiedenen clusteranalytischen Verfahren und Maßen verarbeitet werden können, stellen ordinale Daten ein Problem dar, denn keine der verfügbaren Methoden ist auf eine Berechnung dieses Skalenniveaus ausgelegt. Die Mittelwert- und Clusterzentren-Verfahren sind streng genommen nur bei metrischen Daten zulässig, in der Praxis werden ordinale Daten aus diesem Grund entweder wie metrische behandelt oder aber dichotomisiert, wobei Letzteres wegen des Informationsverlusts eigentlich unerwünscht ist (Bacher et al., 2010; Schendera, 2010). Bacher et al. (2010, S. 285) vertreten die Position, dass ordinale und dichotome Variablen wie quantitative behandelt werden können. Dies sei bei binären Daten formal zulässig und, wie die Forschungspraxis zeige, auch bei ordinalen Daten vertretbar. Während bei den weiter unten behandelten Faktorenanalysen andere Möglichkeiten zur Verfügung stehen, werden wir die Daten des PAGE-R mangels Alternativen bei Anwendung des Ward- oder K-Means-Verfahrens als metrisch betrachten.

6.4.4 Kriterien zur Extraktion von Clustern

Ein weiterer Punkt ist die Frage nach der „richtigen“ Zahl von Clustern, mit denen Personen oder Variablen zusammengefasst werden sollen. In der vorliegenden Arbeit geht es jedoch weniger um die „beste“ Lösung im Hinblick auf die Anzahl der Cluster, sondern vielmehr um ihre hierarchische Ordnungsstruktur bzw. ihren Klassifikationszusammenhang. Es bieten sich verschiedene Lösungen an, je nachdem, ob zum Beispiel die Ebene der Formenkreise oder die der Grundklassen betrachtet wird. Je nach gewünschtem Differenzierungsgrad kann auf unterschiedliche Schrittstufen rekuriert werden. Soll eine Entscheidung für die Auswahl einer bestimmten Anzahl von Clustern ergänzend zu inhaltlich-interpretativen Erwägungen statistisch begründet werden, wird dazu insbesondere die Heterogenität der Cluster als Maß herangezogen. Da die Objekte oder Variablen schrittweise nach größter Ähnlichkeit fusionieren, nimmt die Heterogenität der Cluster beständig zu. Üblicherweise markiert die Fusionsstufe mit dem größten Heterogenitätszuwachs die optimale Anzahl der

zu extrahierenden Cluster. Dieser ist recht gut an einem Dendrogramm, das im SPSS-Output mit einer normierten Heterogenitätsskala versehen ist, zu erkennen.

6.5 Faktorenanalysen

Mit Faktoren- bzw. Hauptkomponentenanalysen ist es möglich, eine Anzahl empirisch beobachteter bzw. manifester miteinander korrelierender Variablen auf eine kleinere Anzahl von Faktoren bzw. Komponenten zu reduzieren. In der vorliegenden Arbeit wurden ausschließlich explorative Faktorenanalysen durchgeführt. Anders als konfirmatorische Faktorenanalysen bieten sie keine oder nur unzureichende Möglichkeiten zum exakten Prüfen von Hypothesen. Sie werden verwendet, um potenzielle Faktoren in einem Datensatz zu identifizieren und gegebenenfalls eine dimensionale Struktur zu definieren. Ganz ohne Voraussetzungen werden explorative Faktorenanalysen natürlich nicht durchgeführt, denn Interpretationen und Entscheidungen ihrer Basis wären sehr willkürlich, wenn man gar keine Vermutungen über die Dimensionalität eines Konstruktes hätte.

6.5.1 Hauptkomponenten und Hauptachsenanalyse

Im Hinblick auf die DOKU-Daten geht es in der vorliegenden Arbeit unter anderem um die Replikation der früheren Forschungsergebnisse zur Klassifikation von AgE-Formenkreisen als manifeste Konglomerate von AgP (Kap. 7.2.2). Dazu wird ergänzend zur oben erläuterten variablenorientierten Clusteranalyse die Hauptkomponentenanalyse eingesetzt. Sie ist wie die Clusteranalyse ein Verfahren zur Datenreduktion und hat das Ziel, die Gesamtvarianz aller manifesten Variablen maximal aufzuklären. Dabei wird unterstellt, dass die Variablen keine spezifische Varianz und keine Messfehler aufweisen, wodurch es zu einer Varianzaufklärung von 100 % kommt, wenn so viele Faktoren wie Variablen extrahiert werden. Da psychologische Variablen jedoch in aller Regel eine Fehlervarianz aufweisen, eignet sich die Hauptkomponentenanalyse wie die Clusteranalyse eigentlich nur für die Klassifizierung manifester Variablen, aber nicht für die Aufdeckung latenter Variablen bzw. echter Faktoren. Während die variablenorientierte Clusteranalyse die AgP schrittweise und hierarchisch aufgrund ihres gemeinsamen Vorkommens bei Personen zusammenfasst, bündelt die Hauptkomponentenanalyse die AgP anhand ihrer Korrelationen als Komponenten. Um von einer empirisch fundierten Klassifikation sprechen zu können, sollten die Cluster- und die Hauptkomponentenanalyse trotz der unterschiedlichen Vorgehensweise bei der Datenreduktion zu vergleichbaren Kategorisierungen der AgP führen.

Die Hauptkomponenten sind auch von Bedeutung, weil sie einen besseren Vergleich als die Cluster mit den Faktoren erlauben, die auf Basis der PAGE-Daten extrahiert wurden. Das

richtige Verfahren für die Modellbildung und die Konstruktion psychometrischer Skalen ist die Hauptachsen-Faktorenanalyse (Bühner, 2011). Ihr liegt ein Messmodell zugrunde, mit dem davon ausgegangen wird, dass jede Variable auch eine Eigenständigkeit besitzt und zufällige Messfehler aufweist. Sie stellt die manifesten Variablen als lineare Funktion zugrunde liegender latenter Faktoren dar und erklärt die Korrelationen der Variablen durch wenige homogene Faktoren, die als fehlerfrei interpretiert werden können, weil sie die Einzel- und die Fehlervarianz der Variablen ausschließt. Die Hauptachsen-Faktorenanalyse setzen wir ein, um auf Grundlage der PAGE-Daten fundamentale AgP-Grundklassen im Sinne latenter Dimensionen von AgE zu bestimmen (Kap. 8.2; 8.3). Zum Vergleich dieser Dimensionen mit den Hauptkomponenten, die auf Basis der DOKU-Daten gebildet wurden, ist anzumerken, dass Unterschiede zwischen Ergebnissen von Hauptkomponenten- und Hauptachsen-Faktorenanalysen unter der Voraussetzung großer Stichprobenumfänge und vieler Items pro Faktor eher gering sind (Bühner, 2011, S. 318). Zumindest im Hinblick auf den Umfang entspricht die DOKU-Stichprobe ($n = 2381$) dieser Bedingung.

6.5.2 Voraussetzungen zur Durchführung

Für die Durchführung einer Faktorenanalyse wird im Allgemeinen ein Stichprobenumfang gefordert, der mindestens dreimal, idealerweise aber fünfmal so hoch wie die Zahl der Variablen bzw. Items sein sollte (Bühner, 2011; Döring et al., 2016; Leonhart, 2013). Angesichts der Umfänge der DOKU- und PAGE-Stichproben gibt es bei den durchgeführten Hauptkomponenten- und Hauptachsenanalysen keine Probleme.

Faktorenanalysen werden im Allgemeinen mittels Pearson-Korrelationen berechnet, die intervallskalierte Daten voraussetzen. Entsprechend wird die gängige Verwendung dieser Verfahren bei ordinalen und dichotomen Datensätzen kritisch diskutiert. Bacher et al. (2010) halten die Verwendung ordinaler und dichotomer Variablen mit Verweis auf frühere Studien (Bacher, 1986) für zulässig, wenn die Variablen bzw. Items mit einem Schwierigkeitsgrad (Kap. 6.6.1) von 25 bis 75 Prozent nicht zu unterschiedlich seien, dies gelte sowohl für dichotome als auch ordinale Daten. Zudem nehme der Einfluss unterschiedlicher Schwierigkeiten mit der Zahl der Kategorien und mit dem Vorhandensein von Messfehlern ab. Bei der DOKU-Gesamtstichprobe liegt der prozentuale Schwierigkeitsindex, der bei binär codierten Daten dem Mittelwert entspricht (Kap. 7.1.3, Tab. 5), bei allen Variablen im Bereich von 3.7 (D3) bis 26.7 (E6). Bei den ordinalen PAGE-Daten reichen die Spannbreiten der berechneten Schwierigkeitsgrade von 20 Variablen, die zur Skalenbildung (Kap. 9.2.1, Tab. 40) faktorenanalytisch untersucht wurden, in den Stichproben von 3.75 (Item D35 in S4) bis 58.5 (Item K23 in S2). Damit erscheinen die Differenzen der Itemschwierigkeiten weniger auffällig als die Schiefe der Verteilungen. Eine Normalverteilung der Daten ist jedoch für die Durch-

führung einer Faktorenanalyse nicht erforderlich, allenfalls für inferenzstatistische Tests nach der Extraktion von Faktoren (Schendera, 2010, S. 295), die hier nicht gemacht wurden.

Standardmäßig wird zu Beginn mit der Berechnung des Kaiser-Meyer-Olkin-Koeffizienten (KMO-Koeffizient) geprüft, ob die Höhe der korrelativen Zusammenhänge in der Korrelationsmatrix für die Berechnung einer Faktorenanalyse ausreicht. Erwünscht sind KMO-Werte über .60, Koeffizienten unter .50 gelten allgemein als ungenügend. Da der übliche Bartlett-Test auf Sphärizität bei großen Stichproben fast mit Sicherheit signifikante Ergebnisse liefert und zudem eine Normalverteilung der Daten voraussetzt (Leonhart, 2013), kommt dieses Prüfverfahren in dieser Arbeit nicht zum Tragen.

Ein wichtiges Kriterium für die Güte einer Faktorenanalyse ist die Kommunalität der Variablen, die ab .80 als hoch gilt (Schendera, 2010). Für kleinere Stichprobenumfänge werden gewöhnlich Kommunalitäten ab .60 gefordert. Laut Bühner (2011, S. 344–345) sind bei größeren Stichprobenumfängen von ein- bis zweihundert Probanden auch Kommunalitäten ab .50 ausreichend. Kommunalitäten kleiner als .40 könnten Anzeichen für eine mangelnde Passung der Variablen sein, sodass ihr Ausschluss in Betracht zu ziehen sei. Bei sehr großen Stichprobenumfängen seien aber auch niedrigere Kommunalitäten vertretbar. Mit Verweis auf Mundfrom et al. (2005) seien zum Beispiel bei vier Variablen pro Faktor und einem Stichprobenumfang von $n = 1400$ auch Kommunalitäten, die in einem unteren Bereich von .20 bis .40 liegen, „ausgezeichnet“.

6.5.3 Poly- und tetrachorische Korrelationen

Berechnungen von Hauptkomponenten- und Faktorenanalysen mit binären oder ordinalskalierten Variablen werden in der Forschungspraxis häufig mit Pearson-Korrelationen berechnet, die eigentlich intervallskalierte Daten voraussetzen. Das kann zu mehr oder weniger starken Verzerrungen führen, deshalb rät die Statistikk-literatur (Bacher, 1986; Bacher et al., 2010; Bühner, 2011; Eid et al., 2011) bei ordinalen Daten zur Verwendung polychorischer bzw. bei binären Variablen tetrachorischer Korrelationen. Geht man davon aus, dass den untersuchten Variablen ein intervallskalierter Wertebereich zugrunde liegt, der in die ordinalen Antwortkategorien der Likertskala, welche die intervallskalierten Merkmalseigenschaften vergrößert misst, aufgeteilt wurde, erlauben polychorische Korrelationen eine bessere Schätzung der Zusammenhänge zwischen den latenten, intervallskalierten Variablen und erzielen in der Regel höhere Faktorladungen als Pearson-Korrelationen. Allerdings verlangt die Berechnung der polychorischen Korrelation eine Normalverteilung, um die Korrelationen der latenten kontinuierlichen Variablen abschätzen zu können (ausführlicher dazu Wirtz & Caspar, 1994, 2002). Bei der Pearson-Korrelation ist eine Normalverteilung nur gefordert,

wenn auf Signifikanz getestet werden soll, da hierbei die t -Verteilung als Teststatistik zugrunde gelegt wird.

Angesichts der nichtnormalverteilten und binär- bzw. ordinalskalierten DOKU- und PAGE-Daten, mit denen wir es in dieser Arbeit zu tun haben, resultiert im Hinblick auf die Durchführung von Faktorenanalysen ein gewisses Dilemma: Nehmen wir eher einen Verstoß gegen die Forderung nach einer Intervallskalierung oder einer Normalverteilung in Kauf? Eine Entscheidungshilfe bieten Simulationsstudien, die zeigen, dass polychorische Korrelationen recht unempfindlich gegen eine Verletzung der Normalverteilungsvoraussetzung sind (Eid, 1995; Salkind, 2010, S. 1045–1046). Eine besondere Möglichkeit, um unter den gegebenen Bedingungen die Zuverlässigkeit der faktorenanalytischen Ergebnisse zu überprüfen, von der in der vorliegenden Arbeit auch Gebrauch gemacht wird, besteht darin, die Faktorenanalysen sowohl mit Pearson- als auch mit polychorischen Korrelationen durchzuführen. Im günstigsten Fall unterscheiden sich die Ladungen bei einem Abgleich der Ergebnisse allenfalls in ihrer Höhe aber nicht in ihren Mustern. Sollten beide Korrelationskoeffizienten die gleiche Faktorenstruktur hervorbringen, stünde diese auf einer ziemlich belastbaren Grundlage und die Höhe der Faktorladungen der einzelnen Variablen läge dann verlässlich in dem Bereich, der jeweils durch ihre niedrigste und höchste Ladung in den beiden Faktormatrizen definiert ist. Entsprechend wurden exploratorische Hauptkomponenten- und Hauptachsenanalysen sowohl mit Pearson-Korrelationen als auch mit polychorische bzw. tetrachorische Korrelationen berechnet.²⁶

6.5.4 Kriterien zur Extraktion von Faktoren

Zur Bestimmung der Anzahl der zu extrahierenden Faktoren es gibt kein allgemein anerkanntes Kriterium. Besonders verbreitet sind der Scree-Test und das Kaiser-Guttman-Kriterium (Eigenwert > 1). Das Eigenwertkriterium verlangt, dass ein Faktor mehr Varianz erklärt als eine einzelne Variable. Beim Scree-Test wird der Eigenwerteverlauf im sogenannten Screeplot durch den Verlauf einer Linie dargestellt. Wenn die Linie einen deutlichen Knick aufweist, werden nur die Eigenwerte oberhalb davon als wesentlich erachtet, sodass auf diese Weise die Zahl der Faktoren festgelegt wird. Häufiger wird von der Verwendung des Eigenwertkriteriums abgeraten, weil es eine Extraktion zu vieler Faktoren begünstigt. Schendera (2010, S. 208) verweist jedoch auf Empfehlungen von Wood et al. (1996), die für eine Vermeidung von „underextraction“ unter Inkaufnahme des Risikos einer „overextraction“ plädieren. Bei der Extraktion zu weniger Faktoren können Variablen, die eigentlich Faktoren zuzurechnen

²⁶ SPSS kann Faktorenanalysen von sich aus nur auf der Basis von Pearson-Korrelationen durchführen. Die tetrachorischen und polychorischen Korrelationen wurden mit der Open-Source-Software „R“ berechnet, und dann über eine Funktionserweiterung, mittels der SPSS auf diese zugreifen kann, verwendet.

sind, die nicht extrahiert wurden, auf den extrahierten Faktoren laden. Eine anschließende Rotation kann diesen Effekt noch verstärken. Bühner (2011, S. 321) hält das Eigenwert > 1 -Kriterium dann für angebracht, wenn eine besonders ausgeprägte Differenzierung des interessierenden Gegenstandsbereichs angestrebt wird. Da dies eine Zielsetzung dieser Arbeit ist, wird ein Eigenwert > 1 hier ganz bewusst als Kriterium einer ersten Extraktion von Komponenten bzw. Faktoren herangezogen und dann geprüft, ob die extrahierten Faktoren sinnvoll interpretierbar sind. Sollte dies nicht möglich sein, wird unter Berücksichtigung des Scree-tests eine Lösung mit weniger Faktoren gesucht.

Nach der Kaiser-Guttman-Regel soll bei der Anwendung des Eigenwertkriteriums die Anzahl der Variablen p kleiner 40 und die Zahl der Probanden fünfmal größer als p sein. Zudem soll die Anzahl der erwarteten Faktoren einem Quotienten zwischen $p/5$ und $p/3$ entsprechen (Leonhart, 2013, S. 600). Diese Ausgangsbedingungen werden bei allen Hauptkomponenten- und Hauptachsenanalysen erfüllt. Bei der Auswertung der PAGE-Daten wird davon ausgegangen, dass Lösungen mit mehr als vier Faktoren die manifesten Variablen der Grundklassen auf der Ebene von AgE-Formenkreisen klassifizieren. Dagegen wird erwartet, dass Lösungen mit vier oder weniger Faktoren latente Dimensionen der AgP-Grundklassen repräsentieren. Sollte das Eigenwertkriterium mehr als vier Faktoren nahelegen, werden explorativ auch Lösungen mit weniger Faktoren berechnet, um latente Strukturen gegebenenfalls freilegen zu können.

6.5.5 Auswahl des Rotationsverfahrens

Durch die Rotation einer Faktorenmatrix werden Faktoren inhaltlich durch eine sogenannte Einfachstruktur, bei der die Ladungen der Variablen jeweils auf einem Faktor möglichst hoch und auf den anderen Faktoren möglichst nahe an null sind, dargestellt. Die in der Psychologie am häufigsten verwendete Methode ist die orthogonale rotierende Varimaxmethode, bei der die Faktoren unkorreliert bleiben. Da die Annahme unkorrelierter Faktoren bei vielen psychologischen Konstrukten fragwürdig ist, plädieren viele Autoren (Bacher et al., 2010; Bühner, 2011; Schendera, 2010) dafür, zunächst immer oblique zu rotieren. Bei einer obliquen Rotation wird die rechtwinklige Symmetrie des Achsensystems aufgegeben und die Faktoren können korrelieren. Die Korrelationen von Variablen und Faktoren und die Positionen der Variablen auf den Faktoren sind dann allerdings nicht mehr identisch wie bei der orthogonalen Rotation. Erstere werden nun in einer Mustermatrix und die Positionen der Variablen auf den Faktoren anhand von Regressionskoeffizienten in einer Strukturmatrix dargestellt. Ein Vergleich der beiden Matrizen zeigt an, für welches Rotationsverfahren man sich letztlich zu entscheiden hat. Sollten die Faktoren tatsächlich unkorreliert sein, sind die Ladungsmuster der Mustermatrix und der Strukturmatrix identisch. Bühner (2011, S. 338) hält eine orthogonale Rotation für angebracht, wenn die Faktoren nicht höher als .10 korrelieren.

Sollte theoretisch ein übergeordneter Generalfaktor angenommen werden, wäre eine orthogonale Rotation von vorneherein nicht zulässig, weil sie dann dem Modell widerspricht (Gorsuch, 1983).

Bei dem in der vorliegenden Arbeit zu untersuchenden AgE-Konstrukt konnte von Anfang an davon ausgegangen werden, dass die theoretisch vorausgesetzten AgP-Grundklassen nicht unabhängig voneinander sind, dass es einen globalen AgE-Faktor gibt und korrelative Beziehungen sowohl zwischen den AgE-Formenkreisen als auch den AgP-Grundklassen bestehen. Deshalb wurde zur Rotation grundsätzlich das oblique Promax-Verfahren gewählt. Tatsächlich wiesen die faktorenanalytischen Ergebnisse in allen Stichproben Interkorrelationen auf, die gegen eine orthogonale Lösung sprechen. Besonders eindeutig ist dies bei den PAGE-Stichproben.

6.5.6 Bewertung der Stabilität von Faktoren

Aus statistischer Sicht hängen die Relevanz und Stabilität eines Faktors insbesondere von der Zahl der Variablen, die auf ihm laden und der Höhe der Ladungen ab. Im Allgemeinen werden Ladungen ab .30 oder .40 als bedeutend angesehen, Ladungen ab .60 gelten als stark und Ladungen dazwischen als mäßig. Laut Schendera (2010, S. 214) sollte ein Faktor mindestens drei hohe und gut interpretierbare Ladungen aufweisen, Faktoren mit weniger als drei Variablen seien als schwach und instabil anzusehen. Für eine „generalisierende Interpretation“, auf welche auch die Vergleichsstudie des empirischen Teils dieser Arbeit abzielt, hat er nach Sichtung der in der Literatur kursierenden Empfehlungen folgende Richtlinien entwickelt, die wir hier übernehmen wollen:

- Faktoren mit mindestens vier Variablen, die mit $\geq .60$ laden, können unabhängig vom Stichprobenumfang interpretiert werden.
- Faktoren mit mindestens fünf Variablen, die mit $\geq .50$ laden, sind als stark und stabil anzusehen.

Ein mehrdimensional konzipiertes Instrument wie der PAGE-R sollte in einer entsprechenden Anzahl stabiler Faktoren mit inhaltlich zusammengehörigen Items resultieren. Wie die Ergebnisse der folgenden Faktorenanalysen noch zeigen werden, erfasst der PAGE-R ein Konstrukt, das einem AgE-Generalfaktor entspringt und sich über miteinander korrelierende Dimensionen entfaltet, die über entsprechende Subskalen einer Globalskala gemessen werden können. Der Gesamttest ist heterogen, die Subskalen sind homogen. Allgemein herrscht Einigkeit darüber, dass Faktorenanalysen nicht allein auf statistischer Grundlage beurteilt werden können, sondern dass vor allem auf inhaltlicher Ebene Sachkenntnis und interpretative Kompetenz gefordert sind, damit Ergebnisse adäquat eingeschätzt werden können.

6.5.7 Schwierigkeitsfaktoren

Es ist zu bedenken, dass Korrelationen zwischen Items und die Bildung von Faktoren möglicherweise weniger auf inhaltliche Zusammenhänge, sondern vielmehr auf schwierigkeitsbedingte Mittelwertunterschiede der Items zurückgehen (Witte & Caspar, 1976). Die Frage, ob das bei den Faktoren, auf deren Grundlage PAGE-Skalen gebildet werden sollen, zutreffen könnte, stellt sich insbesondere bei den Items, die „Außergewöhnliche Körpererfahrungen“ repräsentieren. Die Items dieses Blocks bekommen in allen vier untersuchten Stichproben nur wenig Zustimmung, das heißt, sie weisen eine hohe Schwierigkeit auf (dazu Kap. 6.6.1), während die Items aus dem Block „Außergewöhnliches Wissen“ am leichtesten sind.

Um zu prüfen, ob die mit dem PAGE-R gefundenen Faktoren eher auf statistischen als auf empirischen Gegebenheiten beruhen, wurde ein von Bacher et al. (2010, S. 127–131) vorgeschlagenes Verfahren herangezogen. Zunächst einmal gehen die Autoren davon aus, dass Faktorenanalysen nur in extremen Anwendungssituationen für ordinale und dichotome Datensätze ungeeignet sind. Eine solche wäre gegeben, wenn alle Variablen sehr unterschiedliche Schwierigkeitsgrade aufweisen und fehlerfrei eine Dimension messen, was hieße, dass sie mit einer Ladung von 1 perfekt auf einem gemeinsamen Faktor laden und alle Probanden auf diesem Faktor eine Standardnormalverteilung besitzen. Bacher et al. beschreiben ein durch Simulationsstudien bestätigtes Muster, das in den Fünfzigerjahren bereits Guttman (Stouffer et al., 1950) vorgestellt hatte: Wenn die oben genannten Voraussetzungen erfüllt sind und mehr als ein Faktor mit einem Eigenwert > 1 extrahiert wird, werden die Ladungen auf dem ersten Faktor die Zieldimension abbilden und der zweite Faktor wird als eine metrische Komponente fungieren, auf dem die Ladungen der Items nach ihren Schwierigkeiten angeordnet sind. Bacher et al. führen dazu aus:

Für die Forschungspraxis ist aber nicht das Verhalten der Faktorenanalyse beim Vorliegen einer perfekten Guttmanskalierung entscheidend, sondern das *Verhalten bei Messfehlern*. Allgemein gilt hier, dass sich die Schwierigkeitsgrade der Variablen beim Auftreten zufälliger Messfehler in Richtung einer Gleichverteilung ändern. *Der Einfluss der Schwierigkeitsgrade, der bei einer Faktorenanalyse zu einem zweiten, dritten oder unter Umständen sogar zu einem vierten Faktor führt, geht somit verloren.* (2010, S. 130)

Demzufolge kann laut Bacher et al. festgestellt werden, ob unterschiedliche Schwierigkeitsgrade der Items die Bildung von Faktoren beeinflussen: Falls eine faktorenanalytische Verzerrung durch die Itemschwierigkeiten vorliegt, wird die unrotierte Faktorenmatrix gleichzeitig zwei Eigenschaften aufweisen: Erstens werden alle Ladungen auf dem ersten Faktor positiv sein, was für sich alleine genommen nicht ungewöhnlich ist. Zweitens werden jedoch die Ladungen auf dem zweiten Faktor mit den jeweiligen Schwierigkeitsgraden der Items korrelieren. Auf diese Weise konnte gezeigt werden, dass die Faktoren, auf deren Grundlage die PAGE-Skalen gebildet wurden, inhaltlich fundiert sind.

6.6 Item- und Skalenanalysen

Besonders maßgeblich für einen validen Fragebogen sind zunächst einmal inhaltliche Gesichtspunkte. Vor dem Hintergrund theoretischer und konzeptueller Voraussetzungen ist zu klären, ob die zur Bildung einer Skala herangezogenen Items in einem plausiblen Zusammenhang stehen und inhaltlich als Facetten eines gemeinsam zugrunde liegenden Konstrukts verstanden werden können. Wenn diese Bedingung erfüllt ist, stehen weitere statistische Analysen an, mit denen sowohl die Verhältnisse der Items untereinander als auch ihre jeweiligen Beiträge zur Reliabilität der Skala zu untersuchen sind.

6.6.1 Itemschwierigkeiten

Bei dichotomen Antwortkategorien, die wie beim DOKU mit 0 (nein) und 1 (ja) codiert werden, entspricht der prozentuale Schwierigkeitsindex P eines Items dem Mittelwert. Bei mehrstufigen Ratingskalen kann P unter der Voraussetzung einer Codierung der Antwortstufen k von 0 bis $k-1$, wie bei der PAGE-Skala, als Quotient des Item-Mittelwertes und des maximal erreichbaren Wertes des Items (hier 4) multipliziert mit 100 berechnet werden. Der numerische Schwierigkeitsindex führt leicht zu Missverständnissen, denn je höher er ist, desto leichter erzielt ein Item hohe Werte. In der vorliegenden Arbeit folgen wir der Redeweise von Döring et. al. (2016, S. 477) und bezeichnen Items mit einem hohen Schwierigkeitsindex deshalb als „leicht“ und Items, die nur wenig Zustimmung bekommen, trotz ihres niedrigen Schwierigkeitsindex als „schwierig“. Die formalen Probleme einer Berechnung von Mittelwerten bei ordinalskalierten Daten wurden schon erörtert. Im Hinblick auf die Berechnung von Itemschwierigkeiten gibt es, gerade bei schiefen Häufigkeitsverteilungen, aber keine brauchbare Alternative: „Der Median fällt in der Regel für viele Items gleich aus, aus diesem Grund wird der Mittelwert als Schwierigkeitsindex bei Ratingskalen bevorzugt“ (Bühner, 2011, S. 220).

Für die Skalenbildung sollen die Schwierigkeiten der Items in einem Bereich von .20 bis .80 liegen (Bühner, 2011; Döring et al., 2016). Eine breite Streuung der Itemschwierigkeiten soll gewährleisten, dass ein Test oder Fragebogen gleichermaßen gut zwischen Personen mit einer hohen und niedrigen Ausprägung des zu untersuchenden Merkmals differenzieren kann. In Anbetracht des Umstands, dass der in den vorliegenden Stichproben maximal erreichte Index nicht einmal .60 erreicht und die meisten Werte weit darunterliegen, wird hier der Maßstab etwas angepasst und ein unterer Schwellenwert von .10 angesetzt.

6.6.2 Itemtrennschärfen

Die Trennschärfe eines Items ist seine Korrelation mit den übrigen Items einer Skala und somit ein Maß dafür, wie gut es das mit der Skala zu erfassende Konstrukt misst. Die Trennschärfen eines Items können im Bereich von -1 und 1 liegen. Bei einer Trennschärfe von 1 hat man Items, die ein Konstrukt nur sehr eng erfassen, die gleiche Schwierigkeit besitzen und wahrscheinlich sehr ähnlich lauten. „Sehr hohe Trennschärfe-Koeffizienten und Faktorladungen sollten gerade ein Anlass sein, solche Items zu eliminieren, weil sie [...] weder testökonomisch noch vielversprechend für die externe Validität sein können“, wie Fahrenberg (2009, S. 10) hervorhebt. Eine niedrige Trennschärfe weist hingegen darauf hin, dass ein Item mit dem Rest der Skala wenig gemeinsam hat, läge sie bei null, hätte man genauso viele Konstrukte wie Items. Negative Trennschärfen beruhen in der Regel auf einer negativen Polung von Items. Grundsätzlich sollten Trennschärfekoeffizienten mindestens $.30$ erreichen (Bühner, 2011; Döring et al., 2016). Trennschärfen von $.30$ bis $.50$ gelten als mittel und über $.50$ als hoch. Durch Entfernen von Items mit geringer Trennschärfe erreicht man eine Steigerung der Homogenität (Kap. 6.6.3) bzw. der internen Konsistenz (Kap. 6.6.4) einer Skala. Es sollte aber immer darauf geachtet werden, ob auch inhaltliche Gründe für die Selektion eines Items sprechen, denn „eine Skala kann auch ‚zu Tode‘ homogenisiert werden, nur um eine hohe Reliabilität zu erzielen. Am Ende dieses Prozesses bleiben nur noch sehr inhaltsähnliche Items übrig. Mit einer derartigen Verengung des Verhaltensausschnitts ändert sich in den meisten Fällen auch das Konstrukt“, so Bühner (2011, S. 249–250). Wir halten uns daher an die Empfehlungen und akzeptieren bei inhaltlicher Eignung Trennschärfen ab $.30$.

6.6.3 Homogenität

Die mittlere Itemkorrelation (Mean-Inter-Item-Correlation, MIC) ist ein grobes Maß für die Homogenität bzw. Eindimensionalität einer Skala. Je höher die MIC, desto stärker messen Items das Gleiche. Allgemein wird angegeben, dass sie $.20$ bis $.40$ betragen sollte. In diesem Bereich werden eine zu starke Ähnlichkeit von Items vermieden und verschiedene inhaltliche Aspekte eines Konstruktes ausreichend repräsentiert. Bühner (2011, S. 255) merkt jedoch an, dass bei Skalen mit nur drei oder vier Items durchaus homogenere Items mit einer $MIC > .40$ herangezogen werden können, wenn eine hohe Messgenauigkeit erreicht und gleichzeitig ein enger Verhaltensausschnitt gemessen werden soll.

6.6.4 Interne Konsistenz

Ein Maß zur Bestimmung der internen Konsistenz einer Skala, das anders als die MIC auch die Zahl der beteiligten Variablen berücksichtigt, ist Cronbachs Alpha. Alpha wird über das

Verhältnis der Varianz der wahren Werte und der Fehlervarianz berechnet und kann Werte von 0 bis 1 annehmen. Die interne Konsistenz ist damit auch ein Maß für die Reliabilität (dazu Kap. 6.6.6) eines Messinstruments. Ein $\alpha \geq .70$ gilt als akzeptabel, ab $\alpha \geq .80$ wird die interne Konsistenz als gut und ab $\alpha \geq .90$ als sehr gut erachtet (Döring et al., 2016, S. 443). Da α unter anderem von der Anzahl der Items abhängt, kann im Umkehrschluss bei zum Beispiel nur drei Items auch schon ein $\alpha \geq .60$ akzeptabel sein (Bühner, 2011). Das gilt insbesondere für die Gruppenvergleiche, die wir mit den PAGE-Stichproben durchführen, denn Gruppenmittelwerte werden auch bei stärker messfehlerbehafteten Testwerten korrekt geschätzt (Döring et al., 2016). Da eine hohe interne Konsistenz auch durch viele heterogene Items erreicht werden kann, ist sie kein zuverlässiges Maß für die Homogenität bzw. Eindimensionalität einer Skala.

6.6.5 Dimensionalität

Cronbachs Alpha kann auch bei einer mehrdimensionalen Skala hoch ausfallen. Die MIC gibt zwar einen Hinweis auf Homogenität, zuverlässig kann die Dimensionalität von Skalen allerdings nur faktorenanalytisch bestimmt werden. Eine theoretisch festgelegte Zuordnung von Items zu Dimensionen „gilt deskriptiv als bestätigt, wenn ein Faktormodell mit entsprechender Faktorzahl hohe Varianzaufklärung besitzt und die den Faktoren zugeordneten Items hohe Faktorladungen auf einem Faktor aufweisen, dagegen keine oder geringe Faktorladungen auf anderen Faktoren“ (Döring et al., 2016, S. 481). Gewöhnlich strebt die psychologische Forschung bei der Testkonstruktion nach möglichst unabhängigen Faktoren, aber unkorrelierte Faktoren sind bei psychologischen Konstrukten realistisch betrachtet nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Nach den theoretischen Voraussetzungen und den Ergebnissen der Faktorenanalysen (Kap. 9.1) ist der PAGE-R ein Konstrukt aus interkorrelierenden Subdimensionen eines AgE-Generalfaktors. Wir werden daher nicht versuchen, die Homogenität der Skalen des PAGE-R um jeden Preis zu steigern, denn das könnte der Inhaltsvalidität beträchtlich schaden. „Ungleich wichtiger bleibt ja die inhaltliche Rechtfertigung des Eigenschaftskonstrukts und der psychologische Kontext von Forschung und Diagnostik eines wichtigen und facettenreichen Eigenschaftskonstrukts – unabhängig von teilweisen Überlappungen der Varianz“ (Fahrenberg, 2009, S. 11).

6.6.6 Testgütekriterien

Auf die Frage der Objektivität des PAGE-R, bisherige Einschätzungen seiner Reliabilität und die Beurteilung der Inhaltsvalidität wurde schon bei der Vorstellung des Instruments (Kap. 5.1.2) eingegangen. Im Hinblick auf die Itemanalysen und die Skalenkonstruktion steht eine genauere Untersuchung der Reliabilität an. Des Weiteren sind auch noch die Konstrukt- und die Kriteriumsvalidität zu prüfen.

Reliabilität

Die Reliabilität gibt den Grad der Zuverlässigkeit eines Messinstrumentes an und wird als der Anteil der Varianz der wahren Werte an der Varianz der beobachteten Werte definiert (Bühner, 2011; Döring et al., 2016). Die klassische Testtheorie geht davon aus, dass es einen wahren Wert gibt, der durch Messfehler verzerrt ist, und dass dieser wahre Wert durch Messwiederholungen abgeschätzt werden kann. Wie bei den meisten psychologischen Studien wurden mit dem PAGE R aber jeweils nur zu einem Messzeitpunkt Daten an den vier untersuchten Stichproben erhoben, sodass hier keine sogenannte Re-Test-Reliabilität ermittelt werden kann. Für die Testhalbierungsmethode, bei der ein Test geteilt und die beiden Hälften korreliert werden, hat der PAGE R zu wenig Items, insbesondere nach der Entfernung problematischer Items (Kap. 9.1.2). Die Reliabilitätsschätzung erfolgt daher, wie es am häufigsten geschieht, anhand der internen Konsistenz, die quasi als Erweiterung der Testhalbierungsmethode einen Test in so viele zu vergleichende Teile zerlegt, wie Items enthalten sind.

Konstruktvalidität

Der Begriff der Konstruktvalidität bezieht sich insbesondere auf die theoretische Fundierung eines Tests oder Fragebogens. Bei einem konstruktvaliden PAGE-R sollten Ergebnisse einerseits mit denen anderer Verfahren, die ähnliche Konstrukte erfassen, konvergent sein (konvergente Validität) und andererseits nur wenig oder gar nicht mit unverwandten Konstrukten korrelieren (diskriminante Validität). Des Weiteren ist die Bestimmung der faktoriellen Validität eine Möglichkeit zur Konstruktvalidierung. Diese Form der Validierung bot sich besonders an, weil eine faktorenanalytische Überprüfung an vier Stichproben durchgeführt werden konnte. Ein Test ist „konstruktvalid, wenn aus dem zu messenden Zielkonstrukt theoretisch und/oder empirisch gut fundierte Hypothesen ableitbar sind, die anhand der Testwerte bestätigt werden können“ (Döring et al., 2016, S. 471). Allerdings können Resultate, die den Erwartungen entsprechen und mit dem Konstrukt vereinbar sind, zunächst nur als erste Bestätigung gelten:

Es ist nämlich auch möglich, dass Faktorenlösungen verschiedener Faktorenzahl und ähnlicher Ladungsstruktur in gleicher Weise repliziert werden können. Auch hier ist es von Vorteil, wenn sich Faktoren so ergeben, wie man es aus einem theoretischen Modell ableiten kann. In diesem Fall ist das Vertrauen in die „Richtigkeit“ der Faktorenstruktur größer. (Bühner, 2011, S. 322)

Da wir trotz unseres explorativen Vorgehens einen theoretischen Hintergrund haben, können wir diesen Vorteil nutzen und die faktoranalytischen Ergebnisse mit der erwarteten Dimensionalität des AgE-Konstrukts abgleichen.

Kriteriumsvalidität

Idealerweise sollten zur Validierung eines Fragebogens aber auch externe Kriterien herangezogen werden. Wenn das Ergebnis eines Tests zur Messung eines Konstruktes mit Messungen eines korrespondierenden Außenkriteriums übereinstimmt, wie zum Beispiel die Berufseignung mit beruflichem Erfolg, wird von Kriteriumsvalidität gesprochen. „Die Kriteriumsvalidität ist definiert als die Korrelation zwischen den Testwerten und den Kriteriumswerten einer Stichprobe“ (Döring et al., 2016, S. 470). Ein solcher Abgleich ist kein leichtes Unterfangen. Es muss ein geeignetes Außenkriterium gefunden und sichergestellt werden, dass es als externer Maßstab valide operationalisiert ist, was oft nicht möglich ist. Außerdem können Korrelationen zwischen Testwerten und Außenkriterien populationsabhängig variieren. Gerade diesen Umstand kann man sich allerdings zunutze machen. Wenn bekannt ist bzw. erwartet werden kann, dass ein Merkmal in verschiedenen Populationen unterschiedliche Ausprägung hat, dann kann dieser Sachverhalt zur Bestimmung der diskriminanten Validität herangezogen werden. Döring et al. (2016, S. 471) sprechen mit Verweis auf Schnell et al. (2008, S. 156) von der „Technik der bekannten Gruppen (Known Groups)“: Da wir erwarten können, dass die Normalbevölkerung insgesamt seltener von AgE betroffen ist als die Population der durch AgE belasteten Ratsuchenden, bietet sich „die Normalität der Normalbevölkerung“ als Außenkriterium zur Validierung des PAGE-R an. Wenn er valide ist, müssten die Häufigkeitswerte in der Stichprobe der Schweizer Bevölkerung und in der Studierendenstichprobe signifikant niedriger ausfallen.

7 DOKU-Ergebnisse

Im Folgenden werden die explorative Auswertung und die Ergebnisse der mittels des DOKU im Zeitraum von 1996 bis 2014 am IGPP gesammelten Daten dargestellt.

7.1 AgE und IGPP-Beratungsaufkommen

Zunächst wird eine soziodemografische Beschreibung der IGPP-Klientel gegeben. Anschließend vergleichen wir die Ratsuchenden hinsichtlich ihrer Merkmale mit der deutschen Normalbevölkerung. Dann stellen wir Ergebnisse zu den berichteten Phänomenen, den Randbedingungen ihres Auftretens und der Bewertung der AgE durch die Betroffenen dar. Schließlich folgen Angaben zu allgemeinen Belastungsfaktoren, zur Inanspruchnahme von Versorgung und möglichen Anzeichen von psychischer Auffälligkeit.

7.1.1 Soziodemografie der Ratsuchenden

Wie Tabelle 3 zu entnehmen ist, weisen die Teilstichproben D-S1 und D-S2 Unterschiede in den soziodemografischen Angaben auf. So hat sich der Anteil der Frauen, der im Zeitraum 1996 bis 2004 bei etwa 63 % lag, im Zeitraum 2005 bis 2014 auf gut 70 % erhöht. Der Altersmittelwert ist von rund 42 Jahren in D-S1 auf 44 ½ Jahre in D-S2 gestiegen. Hinsichtlich des Familienstands findet sich in D-S2 eine Zunahme der Verheirateten um gut 4 % auf knapp 40 %. Statt vormals rund 59 % haben etwa 65 % der Ratsuchenden Kinder. Die Zahl derer, die in fester Partnerschaft leben, ist um 5 Prozentpunkte, und die Zahl derer, die, von Kindern abgesehen, mit anderen Personen zusammenwohnen, um 3 Prozentpunkte auf jeweils rund 55 % gestiegen. Das bedeutet dennoch, dass annähernd 50 % der Ratsuchenden in der Gesamtstichprobe keine gute soziale Einbindung haben. Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch die berufliche Situation. In D-S2 gehen wie in D-S1 50 % der Klientel keiner Erwerbstätigkeit nach, obwohl sich das Bildungsniveau noch weiter erhöht hat, was vermutlich die allgemeine Zunahme höherer Bildungsabschlüsse in der Bevölkerung widerspiegelt. In D-S2 liegen die Prozentsätze der Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulreife bei 57 % und mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss bei 38 % und damit um jeweils 10 Prozentpunkte höher als in D-S1. Trotz des höheren Bildungsniveaus hat sich in D-S2 der Prozentsatz der Erwerbstätigen noch um 2 Prozentpunkte auf 40 % verringert. Der Anteil von Schülern und Auszubildenden, der nur etwa 7 % beträgt, hat sich kaum verändert.

Tab. 3: Soziodemografie der DOKU-Teilstichproben

Variablen		Stichproben		
		D-S1 1996–2004	D-S2 2005–2014	DOKU 1996–2014
Geschlecht	männlich	36.9	29.7	33.6
	weiblich	63.1	70.3	66.4
	gültiges <i>n</i>	1267	1079	2346
Alter	Mittelwert	42.24	44.45	43.25
	Standardabweichung	14.49	15.19	14.85
	gültiges <i>n</i>	953	792	1745
Konfession	evangelisch	30.9	32.7	31.6
	katholisch	37.7	29.2	34.2
	andere	5.9	10.0	7.6
	keine	25.5	28.2	26.6
	gültiges <i>n</i>	573	401	974
Familienstand	ledig	37.7	34.8	36.4
	verheiratet	35.5	39.9	37.5
	geschieden	19.9	19.2	19.6
	verwitwet	6.9	6.0	6.5
	gültiges <i>n</i>	825	749	1644
Partnerschaft	ohne feste Partnerschaft	49.7	44.6	47.3
	mit fester Partnerschaft	50.3	55.4	52.7
	gültiges <i>n</i>	825	731	1556
Kinder	keine Kinder	41.4	35.3	38.6
	ein oder mehr Kinder	58.6	64.7	61.4
	gültiges <i>n</i>	851	722	1573
Wohnsituation	abgesehen von Kindern alleine	49.2	45.6	47.6
	mit (Ehe-)Partner oder anderen	50.8	54.4	52.4
	gültiges <i>n</i>	839	713	1552
Schulabschluss	Hauptschule	22.3	14.6	18.9
	Mittlere Reife	28.1	22.6	25.7
	Fach-/Hochschule	46.3	56.7	50.9
	anderer/ohne Abschluss	3.3	6.2	4.6
	gültiges <i>n</i>	641	501	1142
Berufsabschluss	Lehre/Fachschule	48.8	45.4	47.3
	Fach-/Hochschule	28.0	37.7	32.3
	anderer Abschluss	8.6	4.1	6.6
	kein Abschluss	14.6	12.8	13.8
	gültiges <i>n</i>	664	531	1195
Haupttätigkeit	in Schule/Ausbildung	7.8	7.3	7.5
	berufstätig	41.8	40.3	40.9
	Hausmann/-frau	6.8	7.3	7.1
	in Pension/Rente	22.5	24.8	24.0
	arbeitslos/erwerbsunfähig/sonstiges	21.1	20.3	20.6
	gültiges <i>n</i>	409	714	1123
	gesamtes <i>n</i>	1292	1089	2381

Anmerkungen. Alle Angaben außer für das Alter in Prozent. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Die soziodemografischen Unterschiede zwischen den Teilstichproben sind außer beim Familienstand, der Wohnsituation und der Haupttätigkeit zwar signifikant, allerdings geht dies wesentlich auf die großen Stichprobenumfänge zurück. Die mit φ bzw. Cramers V berechneten Effektstärken der χ^2 -Tests sind nämlich gering. Sie zeigen, dass die Bedeutung der Unterschiede in der Geschlechterverteilung ($\chi^2 = 13.202$; $df = 1$; $p = \leq .001$, $n = 2346$; $\varphi = .08$), der Konfession ($\chi^2 = 10.962$; $df = 3$; $p = .012$, $n = 974$; $V = .11$), Partnerschaft ($\chi^2 = 4.045$; $df = 1$; $p = .050$, $n = 1556$; $\varphi = -.05$), Kindern ($\chi^2 = 6.022$; $df = 1$; $p = .016$, $n = 1573$; $\varphi = .06$), Schulabschluss ($\chi^2 = 18.734$; $df = 3$; $p \leq .001$, $n = 1195$; $V = .13$) und Berufsabschluss ($\chi^2 = 10.962$; $df = 3$; $p = .012$, $n = 974$; $V = .11$) eher marginal sind. Insbesondere beim Schul- und Berufsabschluss mit den höchsten Effektstärken mit einem Cramers $V = .13$ bzw. $.16$ kommt hinzu, dass das Bildungsniveau in den letzten zwanzig Jahren ganz allgemein gestiegen ist: Auch der mit dem U -Test hochsignifikante Altersunterschied ($z = 3.354$, $p = .001$, $n = 1745$) kommt nur auf $r = .08$. Insgesamt erweisen sich die beiden Teilstichproben in Anbetracht des fast zwanzigjährigen Erhebungszeitraums und der damit verbundenen soziodemografischen Wandlungen als ziemlich homogen.

7.1.2 Unterschiede zur Normalbevölkerung

Unterscheiden sich Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen, die Rat und Hilfe suchen, von der Durchschnittsbevölkerung? Ein direkter Vergleich soziodemografischer Merkmale anhand der Prozentsätze der Gesamtstichprobe mit Zahlen des statistischen Bundesamtes scheidet angesichts des fast zwanzigjährigen Datenerhebungszeitraums aus. Um exakt vorzugehen, müssten die Daten aller Jahrgänge der Gesamtstichprobe von 1996 bis 2014 nach Altersgruppen aufgeschlüsselt und separat mit den Angaben in den jeweiligen statistischen Jahrbüchern verglichen werden. Da dieser Aufwand hier nicht zur Diskussion steht, werden wir uns mit einer groben Einschätzung begnügen. Hierzu eignen sich die Daten des Zensus 2011, der mit dem Stichtag zum 9. Mai 2011 eine brauchbare Vergleichsmöglichkeit besonders im Hinblick auf die 2. Teilstichprobe von 2005 bis 2014 bietet. Sollten im Folgenden keine anderen Quellen angegeben sein, entstammen die Vergleichszahlen den in „Zensus Kompakt“ (Statistische Ämter des Bundes und der Länder, 2015). veröffentlichten Ergebnissen des Zensus 2011.

Um die Zahlen der Stichproben mit den Angaben im Zensus in Beziehung setzen zu können, sind Altersverteilungen zu berücksichtigen. Tabelle 4 gibt die Einteilung der DOKU-Teilstichproben und der deutschen Bevölkerung in Altersgruppen wieder. Demnach unterscheiden sich D-S1 und D-S2 eher geringfügig, während das Altersspektrum der Ratsuchenden von der Normalbevölkerung vor allem darin abweicht, dass die unter 18-Jährigen und die über 64-Jährigen deutlich unterrepräsentiert sind. Die IGPP-Klientel besteht demnach zu 92 % aus Personen im erwerbsfähigen Alter von 18 bis 64 Jahren. In der Normalbevölke-

rung gehören 63 % dieser Altersgruppe an, da 16 % der Personen noch Kinder und Jugendliche sind und 21 % sich im Ruhestandsalter befinden.

Ebenfalls abweichend vom Bundesdurchschnitt sind die Geschlechteranteile. Während 2011 in Deutschland 51 % der Bevölkerung weiblich und 49 % männlich waren, beträgt das Verhältnis von Frauen und Männern in der IGPP-Gesamtstichprobe 66 % zu 34 %. Dieser Unterschied kann aber nicht so interpretiert werden, dass Frauen per se häufiger über AgE verfügen. Der Prozentsatz entspricht vielmehr der im Allgemeinen höheren Inanspruchnahme von Beratungsangeboten bei Frauen (Warschburger, 2009, S. 44). Das Durchschnittsalter lag 2011 in Deutschland bei 43 Jahren, bei Frauen, bedingt durch ihre höhere Lebenserwartung, mit knapp 45 Jahren um fast 3 Jahre über dem der Männer. Das Durchschnittsalter der Ratsuchenden entspricht mit 43 Jahren dem der Normalbevölkerung.

Jeweils 31 % der Deutschen waren Mitglieder der katholischen oder evangelischen Kirche und 33 % gehörten keiner öffentlich-rechtlichen Religionsgesellschaft an. Die Ratsuchenden weichen diesbezüglich nur insofern von der Normalbevölkerung ab, als dass unter ihnen mit einem Anteil von 10 % doppelt so viele anderen Religionsgemeinschaften angehören.

Tab. 4: Altersverteilungen in DOKU-Teilstichproben und deutscher Bevölkerung

Stichproben	Zeitraum	n	Altersgruppen in Jahren					
			unter 18	18–29	30–39	40–49	50–64	über 64
D-S1	1996–2004	953	0.7	19.5	29.4	21.4	20.4	8.6
D-S2	2005–2014	792	1.5	15.3	23.0	27.0	23.0	10.2
DOKU	1996–2014	1745	1.1	17.6	26.5	24.0	21.5	9.3
Deutschland	2011	80.219.695	16.4	14.2	11.8	16.6	20.4	20.6

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Die Daten für die deutsche Bevölkerung entstammen dem Zensus 2011 (Statistische Ämter des Bundes und der Länder, 2015).

Von den erwachsenen Personen in Deutschland waren 55 % verheiratet oder in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft, 28 % ledig, 8.5 % geschieden und weitere 8.5 % verwitwet. Während die Verteilung der Verheirateten etwa ausgeglichen war, fanden sich unter den Ledigen 56 % Männer und 44 % Frauen, unter den Geschiedenen 43 % Männer und 57 % Frauen und unter den Verwitweten waren 82 % Frauen und nur 18 % Männer. Im Familienstand unterscheidet sich die IGPP-Stichprobe damit von der Normalbevölkerung: Mit 37 % ist der Anteil der Verheirateten wesentlich geringer und der Anteil der Ledigen und Geschiedenen mit 36 % und 20 % deutlich höher. Nur die Zahl der Verwitweten mit knapp 7 % ist vergleichbar.

Auch wenn partnerschaftliche Beziehungen, die über die Grenzen des eigenen Haushalts hinausgehen, von den statistischen Ämtern nicht erfasst werden, legen die Zahlen zum Familienstand und die Angaben zur Wohnsituation nahe, dass unter Ratsuchenden mit AgE weniger Menschen in festen Partnerschaften leben als in der Normalbevölkerung. Nach dem „Mikrozensus 2011“, einer repräsentativen Haushaltsbefragung, lebten von den Volljährigen in Deutschland 25 % alleine (Statistisches Bundesamt, 2012a, S. 17). Eine Statistik für das Alter von 27 bis 59 Jahren zeigt, dass 16 % der Frauen alleine und 10 % alleinerziehend lebten und von den Männern 26 % bzw. 1 % (Statistisches Bundesamt, 2010, S. 16). Im Hinblick auf die Wohnsituation gibt es in der IGPP-Stichprobe mit 48 %, die alleine wohnen (mit oder ohne Kinder), also einen erheblichen Unterschied zur Normalbevölkerung. Zum Thema Kinder sind nur Vergleichsdaten zu Frauen verfügbar. Betrachtet man die Kinderlosenquoten verschiedener Altersgruppen (Statistisches Bundesamt, 2013) sind im Jahr 2012 zusammengefasst 36 % aller Frauen im Alter von 20 bis 64 Jahren kinderlos. Das entspricht fast bzw. exakt den Zahlen in D-S1 (35.6, $n = 436$) und D-S2 (36.4, $n = 412$).

Ohne oder noch ohne Schulabschluss waren 2011 5 % aller Erwachsenen in Deutschland. Insgesamt 37 % hatten einen Haupt- bzw. Volksschulabschluss, 29 % einen Realschul- oder gleichwertigen Abschluss, 8 % besaßen die Fachhochschulreife und 21 % die allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife. Die 30–49-Jährigen hatten zu 36 % die Fachhochschul- oder Hochschulreife. Verglichen mit diesen Zahlen haben die Ratsuchenden einen besonders hohen Bildungsstand. Die Quote von 50 % in der Gesamtstichprobe übersteigt sogar den höchsten Prozentsatz in der Altersgruppe von 18 bis 29 Jahren, in der 40 % eine Fachhochschul- oder Hochschulreife hatten.

Von den Deutschen über 18 Jahren besaßen 76 % laut Zensus einen beruflichen Abschluss. Zu den Volljährigen ohne Abschluss zählen auch Schüler/innen, Auszubildende und Studierende. 48 % hatten eine abgeschlossene Lehre, 12 % einen Fachschulabschluss oder den Abschluss einer Fach- oder Berufsakademie. 6 % besaßen einen Fachhochschulabschluss und 10 % einen Hochschulabschluss (einschließlich Promotion). Hier bestätigt sich das hohe Bildungsniveau der Ratsuchenden, von denen in der Stichprobe 32 % einen Hochschulabschluss haben.

Deutschlandweit lag die Erwerbstätigenquote, die bezogen auf die Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter von 15 bis unter 64 Jahren berechnet wird, bei 76 %. Bei den Frauen betrug sie 71 % und bei den Männern 80 %. Die Zahl der Erwerbslosen befand sich bundesweit bei 5 %. Erwerbslos ist per Definition „jede Person im erwerbsfähigen Alter ab 15 Jahren, die im Berichtszeitraum (9. bis 15. Mai 2011) nicht erwerbstätig war, aber in den letzten 4 Wochen vor der Befragung aktiv nach einer Tätigkeit gesucht hat“ (Statistische Ämter des Bundes und der Länder, 2015, S. 61). Das heißt, dass 20 % der 15–64-Jährigen sich in schu-

lischer oder beruflicher Ausbildung befanden oder Hausfrauen bzw. Hausmänner waren. In der IGPP-Stichprobe, die angesichts der Altersstruktur viel weniger Schüler und Auszubildende beinhaltet, macht diese Personengruppe 15 % aus. Auch die Zahlen der Rentner und Pensionäre liegen mit 24 % nicht weit entfernt von den 21 %, die sich in der Gesamtbevölkerung im Rentenalter befinden. Wirklich auffällig ist die große Zahl der Arbeitslosen und Erwerbsunfähigen unter den Ratsuchenden, deren Anteil mit 21 % viermal so hoch wie in der Normalbevölkerung ist.

Insgesamt präsentiert sich die IGPP-Klientel als eine überwiegend weibliche und überdurchschnittlich gebildete Personengruppe mit mittlerem Durchschnittsalter. Damit weist sie die soziodemografischen Merkmale auf, die als besonders förderlich für eine Bereitschaft zur Inanspruchnahme von Beratungsangeboten gelten (Warschburger, 2009, S. 44). Im Hinblick auf Religionszugehörigkeit und Elternschaft unterscheidet sie sich nicht von der Normalbevölkerung, jedoch sehr deutlich im Hinblick auf soziale Bindungen und berufliche Integration. Ratsuchende mit AgE sind wesentlich häufiger unverheiratet bzw. geschieden, alleinlebend und erwerbslos und damit allein schon aufgrund ihrer Lebenssituation potenziell höheren Belastungen ausgesetzt.

7.1.3 Spektrum und Häufigkeit der Phänomene

Tabelle 5 erlaubt einen Vergleich von D-S1 (1996–2004) und D-S2 (2005–2014), um etwaige Veränderungen und Unterschiede in der Häufigkeit von Phänomenen im Beratungsaufkommen feststellen zu können. Bei den externalen Phänomenen (E1-E6) zeigen sich kaum bemerkenswerte Unterschiede. Die größte Veränderung gibt es bei den optischen Phänomenen (E1), die in D-S1 von 24 % und in D-S2 von 28 % der Ratsuchenden berichtet wurden. Bei den internalen Phänomenen (I1-I7) fällt neben einer Zunahme außergewöhnlicher leiblicher Empfindungen von 22 % auf 26 % besonders der Anstieg der visuellen Phänomene (I1) von 10 % auf 18 % auf. Dieser erklärt sich wohl weniger durch eine tatsächliche Steigerung der Häufigkeit, sondern durch den Umstand, dass mit der 2005 eingeführten Änderung des DOKU-Systems anders als zuvor bildhafte Vorstellungen zwingend erfasst werden müssen, um Koinzidenzerfahrungen, die auf ihnen beruhen, überhaupt codieren zu können. Wahrscheinlich mitbedingt durch den neuen Modus der Codierung und einer differenzierteren Erfassung von Ankündigungsphänomenen, die sich dadurch auszeichnen, dass externe Phänomene (z. B. das von der Wand fallende Bild des Großvaters) sinnvoll mit später bekanntwerdenden Ereignissen (dem Tod des Großvaters) korrespondieren, kommt es zu weiteren Veränderungen.

Tab. 5: AgP-Häufigkeiten in den DOKU-Teilstichproben

Variablen		Stichproben		
		D-S1 1996–2004	D-S2 2005–2014	DOKU 1996–2014
E1	Optische Phänomene	23.8	27.8	25.7
E2	Akustische Phänomene	21.8	22.6	22.2
E3	Taktile Empfindungen	10.8	11.6	11.2
E4	Olfaktorische Phänomene	4.7	4.1	4.5
E5	Unsichtbare Anwesenheit	12.1	12.6	12.3
E6	Kinetische Phänomene	27.2	26.1	26.7
E7	Körperveränderungen	-	2.5	-
E8	Objektanomalien	-	3.2	-
I1	Visuelle Phänomene	9.9	18.3	13.7
I2	Auditive Phänomene	14.6	14.0	14.3
I3	Leibliche Empfindungen	22.4	26.3	24.1
I4	Fremdbeeinflussung	21.5	20.0	20.8
I5	Fremdartige Gefühle	-	10.4	-
I6	Fremdartige Gedanken	-	8.0	-
I7	Unmittelbares Wissen	-	11.8	-
K1	Präkognition	21.1	17.1	19.3
K2	Wahrtraum	13.7	9.2	11.6
K3	Hellsehen/Telepathie	19.0	21.8	20.3
K4	Sinnvolle Fügungen	10.3	23.2	16.2
D1	Schlafparalyse	3.6	4.0	3.8
D2	Außerkörperlichkeit	3.3	4.1	3.7
D3	Mediumismus	6.3	4.7	5.5
gesamtes <i>n</i>		1292	1089	2381

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Die Variablen E7, E8; I5, I6 und I7 wurden nur von 2005 bis 2014 erhoben und werden in der Gesamtstichprobe nicht berücksichtigt.

Bei den Koinzidenzphänomenen nehmen die Häufigkeiten von Präkognition (K1) und Wahrträumen (K2) von zuvor 21 % bzw. 14 % in D-S1 um jeweils etwa 4 Prozentpunkte in D-S2 ab, während sich die externalen Fügungen (K4) dort von 10 % auf 23 % erhöhen. Hellsehen/Telepathie (K3) steigt um 3 Prozentpunkte auf 22 % in D-S2. Die psychophysischen Dissoziationsphänomene (D1-D3) bewegen sich konstant in einem Bereich von 3 % bis 6 % und zeigen lediglich Schwankungen von 1 bis 2 Prozentpunkten. Die wenigen Unterschiede lassen sich vermutlich vor allem auf Veränderungen des DOKU-Systems zurückführen. Al-

les in allem hat sich das Spektrum der Phänomene im Beratungsaufkommen über eine Zeit von bald zwanzig Jahren also kaum verändert.

7.1.4 Kontext und subjektives Erleben der AgE

Im Folgenden werfen wir einen Blick auf die Randbedingungen, unter denen AgP beobachtet werden, und die Art und Weise, wie die Betroffenen ihre Erfahrungen selbst einschätzen. Tabelle 6 gibt einen Überblick über äußere Umstände und subjektive Einstellungen im Zusammenhang mit den AgE.

Tab. 6: AgE-Kontextbedingungen in den DOKU-Teilstichproben

Variablen	Stichproben		
	D-S1 1996–2004	D-S2 2005–2014	DOKU 1996–2014
Auslösung der Phänomene			
spontan	81.1	82.3	81.7
besonders induziert	11.2	6.6	8.8
sowohl als auch	7.7	11.1	9.4
gültiges <i>n</i>	986	1005	1991
allgemeiner Bewusstseinszustand			
wach	84.7	67.0	76.7
schlafbezogen	6.0	11.8	8.6
sowohl als auch	9.3	21.2	14.7
gültiges <i>n</i>	1192	988	2180
besondere Bewusstseinsveränderung			
nein	92.5	92.0	92.1
ja	7.5	8.0	7.9
gültiges <i>n</i>	308	988	1296
subjektive Vorstellungen			
keine	9.8	10.3	10.1
vage/hypothetisch	56.5	52.3	54.3
konkret/fixiert	33.7	37.4	35.7
gültiges <i>n</i>	846	960	1806
subjektive Valenz der AgE			
positiv	12.7	14.5	13.6
ambivalent	41.6	28.6	35.1
negativ	45.7	56.9	51.3
gültiges <i>n</i>	916	921	1837
gesamtes <i>n</i>	1292	1089	2381

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Ein Vergleich der situativen Bedingungen bestätigt, dass sich mehr als 80 % aller berichteten Phänomene spontan ereignen. Besondere Umstände, unter anderem die Ausübung spiritu-

eller Praktiken, Kontakte mit der Psycho- und Esoterikszene, die Einnahme von Alkohol, Drogen oder Medikamenten, oder extreme Situationen, werden nur selten mit einer Auslösung von Phänomenen in Verbindung gebracht. Während in D-S1 bei 85 % der AgE angegeben wurde, sie seien im Wachzustand aufgetreten, sind es in D-S2 nur 67 %. Diese Veränderung geht vor allem auf eine erst spät zu Zeiten von D-S1 eingeführte Kategorie zurück, mit der Phänomene, die sowohl im Wachbewusstsein als auch in schlafbezogenen Zuständen aufgetreten sind, eigens erfasst werden. Phänomene, die sich ausschließlich im Traum, beim Einschlafen oder Erwachen ereignen, sind in D-S2 mit 12 % nur um 5 Prozentpunkte häufiger als in D-S1. In beiden Teilstichproben berichten nur 8 % der Betroffenen von einem veränderten Bewusstseinszustand. Insgesamt kann also weiterhin davon ausgegangen werden, dass rund 80 % der AgE in einem aus Sicht der Ratsuchenden normalen Wachzustand auftreten.

Im Hinblick auf die subjektiven Vorstellungen und Erklärungen, die Ratsuchende in die Beratung mitbringen, zeigen sich keine Unterschiede zwischen den Stichproben. Mehr als die Hälfte der Betroffenen hat lediglich vage Hypothesen, wodurch die beobachteten Phänomene verursacht sein könnten. Mehr als ein Drittel hat mehr oder weniger konkrete und feste paranormale Überzeugungen. Lediglich 10 % der Betroffenen äußern zu Beginn der Beratung gar keine eigenen Ideen oder Vorstellungen, wenn sie über ihre AgE berichten. Nur etwa 13 % bis 15 % der IGPP-Klientel bewerten ihre Erfahrungen überwiegend positiv. Die anderen Ratsuchenden sind entweder ambivalent oder negativ in ihrem Urteil. In D-S2 nimmt der Anteil ambivalenter Äußerungen, die in D-S1 noch 42 % ausmachen, um 13 % ab. Entsprechend steigt der Anteil derjenigen, die ihre AgE eindeutig negativ und belastend finden, auf 57 %. Insgesamt hat sich also auch hinsichtlich der Kontextbedingungen im Laufe der Jahre nicht sehr viel geändert.

7.1.5 Allgemeine Belastung und Versorgung

Im Hinblick darauf, dass AgE bei gut 85 % der Ratsuchenden mit negativen Empfindungen und Belastungen unterschiedlichen Ausmaßes einhergehen, stellt sich die Frage, wie es unabhängig von den AgE mit der allgemeinen Belastung der Betroffenen aussieht. Tabelle 7 gibt einen Überblick über die Ergebnisse, die mithilfe des DOKU-Screeningbogens gewonnen wurden. In den oberen Zeilen sind die prozentualen Häufigkeiten für das Vorliegen von Belastungsfaktoren sozialer (z. B. Umzüge, Trennungen, Todesfälle), körperlicher (z. B. Behinderungen, Krankheiten, Operationen) oder psychischer Art (Konflikte, Stress, Überforderung etc.) dargestellt.

In allen Feldern wurde der Einfluss belastender Lebensumstände in D-S2 noch höher eingeschätzt als zuvor in D-S1. Im sozialen Kontext stieg die Einschätzung, dass Faktoren vorlie-

gen, die potenziell als belastend einzustufen sind, von 83 % auf 90 %, im körperlichen Zusammenhang von 63 % auf 70 % und im psychischen Bereich von 77 % auf 81 %. Insofern wundert es nicht, dass 70 % in D-S2 angeben, sich allgemein durch ihre Lebensumstände belastet zu fühlen, während es in D-S1 noch 62 % sind. Diese Veränderung reflektiert sich auch in der Einschätzung der Belastung aus Sicht der Beratenden. Diese haben in D-S1 77 % und in D-S2 83 % der Klientel als belastet eingestuft. Angesichts der hohen allgemeinen Belastung zeigt sich auch ein hoher Versorgungsbedarf.

Tab. 7: Belastungsfaktoren und aktuelle Belastung in den DOKU-Teilstichproben

Variablen		Stichproben		
		D-S1 1996–2004	D-S2 2005–2014	DOKU 1996–2014
Potenzielle Belastung				
<i>soziale Faktoren</i>	liegen nicht vor	16.6	9.9	13.4
	liegen vor	83.4	90.1	86.6
	gültiges <i>n</i>	719	627	1346
<i>körperliche Faktoren</i>	liegen nicht vor	37.5	29.7	34.0
	liegen vor	62.5	70.3	66.0
	gültiges <i>n</i>	546	461	1007
<i>psychische Faktoren</i>	liegen nicht vor	22.6	19.0	20.9
	liegen vor	77.4	81.0	79.1
	gültiges <i>n</i>	637	548	1185
Konkrete Belastung				
<i>Berater einschätzung</i>	eher nicht belastet	23.3	16.8	20.0
	eher belastet	76.7	83.2	80.0
	gültiges <i>n</i>	705	719	1424
<i>Kliente einschätzung</i>	eher nicht belastet	38.4	30.3	34.4
	eher belastet	61.6	69.7	65.6
	gültiges <i>n</i>	711	703	1414
gesamtes <i>n</i>		1292	1089	2381

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Aus Tabelle 8 lässt sich die Inanspruchnahme verschiedener professioneller Hilfsangebote, angefangen von psychosozialer Beratung über Psychotherapie, psychiatrische Versorgung und die Verschreibung von Psychopharmaka, in beiden DOKU-Teilstichproben ablesen. Zudem wurde ab 2005 (D-S2) auch das Aufsuchen von Anbietern auf dem Lebenshilfe- und Esoterikmarkt erfasst.

Tab. 8: Inanspruchnahme von Hilfe und Versorgung in den DOKU-Teilstichproben

Variablen	Stichproben		
	D-S1 1996–2004	D-S2 2005–2014	DOKU 1996–2014
Professionelle Versorgung			
<i>psychosoziale Beratung/ Unterstützung</i>			
aktuell	8.6	6.2	6.9
früher	8.6	5.5	6.4
aktuell/ früher gesamt	13.7	10.8	11.6
keine/ nicht thematisiert	86.3	89.2	88.4
gültiges <i>n</i>	417	1089	1506
<i>ambulant/ stationär psychotherapeutisch</i>			
aktuell	3.5	10.1	6.6
früher	20.6	19.1	19.9
aktuell/ früher gesamt	22.1	24.7	23.3
keine/ nicht thematisiert	77.9	75.3	76.7
gültiges <i>n</i>	1292	1089	2381
<i>ambulant/ stationär psychiatrisch</i>			
aktuell	2.8	9.7	6.0
früher	17.5	15.7	16.7
aktuell/ früher gesamt	18.5	18.9	18.7
keine/ nicht thematisiert	81.5	81.1	81.3
gültiges <i>n</i>	1292	1089	2381
<i>Verschreibung von Psychopharmaka</i>			
aktuell	7.2	9.9	9.2
früher	14.4	14.0	14.1
aktuell/ früher gesamt	17.7	18.1	18.0
keine/ nicht thematisiert	86.1	81.9	82.0
gültiges <i>n</i>	417	1089	1506
<i>professionelle Versorgung gesamt</i>			
aktuell/ früher	34.2	39.4	36.6
keine/ nicht thematisiert	65.8	60.6	63.4
gültiges <i>n</i>	1292	1089	2381
Alternative Versorgung, Esoterikszene			
aktuell		8.8	8.8
früher		12.0	12.0
aktuell/ früher gesamt	nicht erhoben	17.1	17.1
keine/ nicht thematisiert		82.9	82.9
gültiges <i>n</i>		1089	1089
Inanspruchnahme von Versorgung gesamt			
aktuell/ früher gesamt	34.2	45.2	39.2
keine/ nicht thematisiert	65.8	54.8	60.8
gesamtes <i>n</i>	1292	1089	2381

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

In D-S2 befanden sich zum Zeitpunkt der AgE-Beratung jeweils 10 % in psychotherapeutischer und psychiatrischer Behandlung, aber nur etwa 4 % bzw. 3 % in D-S1. Dieser Unterschied mag dadurch mitbedingt sein, dass der Versorgungsstatus mit der ersten Version des DOKU noch nicht so konsequent wie mit der nachfolgenden ab 2005 erfasst wurde. Nimmt man alle in Anspruch genommenen professionellen Formen der psychosozialen, psychotherapeutischen und psychiatrischen Versorgung in Vergangenheit und Gegenwart zusammen, liegen D-S1 mit 34 % und D-S2 mit 39 % nicht allzu weit auseinander. Bei D-S2 haben zudem 17 % der Klientel Hilfe auf dem alternativen Psycho- und Esoterikmarkt in Anspruch genommen. Betrachtet man dann die gesamte Inanspruchnahme von Versorgung, haben 45 % von D-S2 auf irgendeine Weise Unterstützung im Umgang mit ihren AgE gesucht.

7.1.6 Anzeichen psychischer Auffälligkeit

Bis etwa Mitte 2002 schätzten die Beratenden im Screeningbogen des DOKU mögliche Anzeichen einer psychischen Auffälligkeit bei den Ratsuchenden mittels eines Globalurteils auf einer vierstufigen Ordinalskala von „nicht auffällig“ über „eher nicht auffällig“, „eher auffällig“ bis „auffällig“ ein. Anschließend wurde ein differenzierteres Verfahren mit einer gesonderten Beurteilung von vier Einzelbereichen eingeführt (s. Anhang). In der Beratung werden seitdem das (1) beobachtete und (2) berichtete Beziehungsverhalten der Ratsuchenden sowie gegebenenfalls (3) beobachtete und (4) berichtete Symptome als „eher nicht auffällig“ vs. „eher auffällig“ codiert. Die Möglichkeiten einer Einschätzung von Anzeichen psychischer Auffälligkeit hängen vom jeweiligen Setting (E-Mail, Telefon- oder Face-to-Face-Beratung) und der Zahl bzw. Dauer der Beratungskontakte ab. Von 2381 Fällen der Gesamtstichprobe konnten 77 % eingeschätzt werden. Die Beurteilungen gehen zu 97 % auf fünf Diplom-Psychologinnen und -Psychologen zurück, die wie schon erwähnt allesamt während ihrer Tätigkeit im Beratungsteam des IGPP eine Approbation als psychologische/r Psychotherapeut/in erwarben. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass es sich bei ihren Ratings lediglich um subjektive Einschätzungen und nicht um Diagnosen handelt, welche sie im Beratungskontext trotz ihrer Qualifikation zumeist nicht stellen können.

In Tabelle 9 sind die von 2002 bis 2004 in D-S1 ($n = 411$) und die von 2005 bis 2014 in D-S2 ($n = 1089$) erhobenen Einzelratings aufgeführt. In D-S1 wurde die psychische Auffälligkeit über alle vier Kategorien um jeweils zehn und mehr Prozent höher eingeschätzt als in D-S2. Am auffälligsten sind die Ratsuchenden beider Stichproben im Hinblick auf die von ihnen im Beratungsverlauf berichteten Symptome und sozialen Beziehungen. Bezüglich dieser Kategorien wurden 64 % (D-S1) bis 51 % (D-S2) der Klientinnen und Klienten als „eher auffällig“ beurteilt.

Tab. 9: Anzeichen für psychische Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben

Variablen	Stichproben		
	D-S1 2002–2004	D-S2 2005–2014	gesamt 2002–2014
beobachtetes Beziehungsverhalten			
eher nicht auffällig	61.2	73.0	69.8
eher auffällig	38.8	27.0	30.2
gültiges <i>n</i>	307	830	1137
berichtetes Beziehungsverhalten			
eher nicht auffällig	35.7	48.5	44.8
eher auffällig	64.3	51.5	55.2
gültiges <i>n</i>	224	550	774
beobachtete Symptome			
eher nicht auffällig	60.9	75.6	71.5
eher auffällig	39.1	24.4	28.5
gültiges <i>n</i>	281	745	1026
berichtete Symptome			
eher nicht auffällig	35.9	48.6	44.9
eher auffällig	64.1	51.4	55.1
gültiges <i>n</i>	273	666	939
gesamtes <i>n</i>	411	1089	1500

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Um von den Einzelratings zusätzlich eine Gesamteinschätzung der psychischen Auffälligkeit ableiten und wie zuvor anhand der vierstufigen Ordinalskala abbilden zu können, hat sich ein anhand direkter Fallvergleiche erprobtes Verfahren bewährt, bei dem für die vier Einzelratings wie folgt Punkte vergeben werden:

- für jedes „eher auffällig“ 4 „Auffälligkeitspunkte“ (d. h. max. 16 „A-Punkte“)
- für jedes „eher nicht auffällig“ 1 „Unauffälligkeitspunkt“ (d. h. max. 4 „U-Punkte“)
- für jedes „nicht einschätzbar“ 0 Punkte

Wurden A-Punkte bei einem oder mehreren der Einzelratings vergeben, wird deren Summe gebildet. Von dieser werden ggf. vergebene U-Punkte (max. 3) subtrahiert. Die verbleibende A-Punktsumme korrespondiert mit folgenden Einschätzungen:

- 1 bis 2 A-Punkte = eher nicht auffällig
- 3 bis 8 A-Punkte = eher auffällig
- 11 bis 16 A-Punkte = auffällig

Wurden keine A-Punkte, jedoch U-Punkte vergeben (max. 4), ergibt deren Summe folgende Gesamteinschätzung:

- 1 bis 2 U-Punkte = eher nicht auffällig
- 3 bis 4 U-Punkte = nicht auffällig

Wurden viermal 0 Punkte für „nicht einschätzbar“ gegeben, gilt ein Fall als „unbestimmt“.

Tabelle 10 zeigt die Prozentsätze für die direkten Ratings von 1996 bis Mitte 2002 und die berechneten Einzelratings von Mitte 2002 bis 2004 in D-S1 sowie die berechneten Einzelratings in D-S2 von 2005 bis 2014 und außerdem die in der beschriebenen Weise berechneten Ratings für den Gesamtzeitraum von 1996 bis 2014. In D-S1 fallen die direkt eingeschätzten Auffälligkeiten geringer aus als die berechneten Auffälligkeiten. Damit liegen sie auch näher an den berechneten Globaleinschätzungen in D-S2. Während in D-S1 insgesamt 52 % als „eher auffällig“ oder „auffällig“ beurteilt wurden, sind es in D-S2 nur 42 % und in der Gesamtstichprobe 46 %. Man könnte spekulieren, dass die Unterschiede auswertungstechnisch auf die differenziertere Erfassung anhand der Einzelratings zurückgehen. Dagegen spricht jedoch, dass das direkt codierte D-S1-Globalrating geringere Unterschiede zu D-S2 aufweist als das anhand der Einzelratings berechnete D-S1-Globalrating.

Tab. 10: Globaleinschätzung der psychischen Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben

Variablen	Stichproben				
	D-S1			D-S2	DOKU
	1996–2002 direkt	2002–2004 berechnet	1996–2004 gesamt	2005–2014 berechnet	1996–2014 gesamt
nicht auffällig	23.1	20.2	22.1	30.8	26.2
eher nicht auffällig	28.3	22.8	26.4	28.4	27.3
eher auffällig	27.7	29.1	28.2	21.5	25.0
auffällig	20.9	27.9	23.4	19.3	21.4
gültiges <i>n</i>	618	337	955	874	1829

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Von 1996 bis Mitte 2002 wurde die globale Einschätzung der psychischen Auffälligkeit „direkt“ anhand der vier Kategorien „nicht auffällig“ bis „auffällig“ eingeschätzt. Ab Mitte 2002 wurde sie auf Basis von vier Einzelmerkmalen, die jeweils anhand der beiden Kategorien „eher nicht auffällig“ vs. „eher auffällig“ codiert wurden, berechnet. Weitere Erläuterungen im Text.

Möglicherweise hat tatsächlich eine Veränderung im Ausmaß der psychischen Auffälligkeit der IGPP-Klientel stattgefunden. Ein Blick auf Tabelle 11 legt allerdings eine andere Erklärung nahe, nämlich ein unterschiedliches Urteilsverhalten der Beratenden in den untersuchten Teilstichproben. Die Beratenden A, B und C, die in D-S1 mit den meisten Fällen aufwarten und schon länger als D und E im Beratungsteam arbeiteten, haben 47 % bis 53 % der Klientel als „eher auffällig“ bis „auffällig“ eingestuft, die Beratenden D und E hingegen

nur 37 % bzw. 38 %. In D-S2 scheidet B aus und A, C D nähern sich so an, dass sie ungefähr bei 50 % liegen, während E inzwischen die zweithöchste Fallzahl eingeschätzt, davon aber nur 33 % als „eher auffällig“ bis „auffällig“ beurteilt hat und damit den über alle Beratenden gemittelten Gesamtwert auf 45 % absenkt.

Laut Kruskal-Wallis-Test sind die Unterschiede zwischen den Beratenden hochsignifikant ($\chi^2 = 40.687$; $df = 4$; $p = \leq .001$ $n = 1771$). Post-hoc-Tests bestätigen die Vermutung, dass dieses Ergebnis allein auf Berater/in E zurückzuführen ist. Alle Einzelvergleiche unter Beteiligung von E sind bei angepasstem Signifikanzniveau (Bonferroni-Methode) signifikant (E-A: $\chi = 3.806$, $p = .001$; E-B: $\chi = 2.951$, $p = .032$; E-C: $\chi = 6.277$, $p \leq .001$; E-D: $\chi = 3.867$, $p = .001$), alle anderen nicht. Nach Vergleich und Abwägung aller Ergebnisse und im Einklang mit früher veröffentlichten Zahlen (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk & Fach, 2005) scheint die globale Einschätzung, dass bei 46 % der Ratsuchenden Anzeichen psychischer Auffälligkeit beobachtet werden können, zuverlässig zu sein.

Tab. 11: Einschätzung der psychischen Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben

Stichproben	Gesamteinschätzung	Beratende					gesamt
		A	B	C	D	E	
D-S1	nicht auffällig	27.5	21.3	13.0	42.1	42.9	23.4
1996–2004	eher nicht auffällig	25.6	30.3	34.1	19.7	20.0	29.0
	eher auffällig	28.1	25.8	31.7	11.8	31.4	27.2
	auffällig	18.8	22.5	21.1	26.3	5.7	20.3
	<i>n</i>	160	89	246	76	35	606
D-S2	nicht auffällig	20.2	-	23.1	26.0	35.9	27.6
2005–2014	eher nicht auffällig	28.6	-	25.1	25.5	30.8	27.3
	eher auffällig	30.3	-	27.0	26.0	17.4	24.1
	auffällig	21.0	-	24.8	22.4	16.0	20.9
	<i>n</i>	119	-	307	388	351	1165
DOKU	nicht auffällig	24.4	21.3	18.6	28.7	36.5	26.2
1996–2014	eher nicht auffällig	26.9	30.3	29.1	24.6	29.8	27.9
	eher auffällig	29.0	25.8	29.1	23.7	18.7	25.2
	auffällig	19.7	22.5	23.1	23.1	15.0	20.7
	<i>n</i>	279	89	553	464	386	1771

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Weitere Erläuterungen im Text.

7.2 AgE-Formenkreise und -Grundklassen

Im Folgenden werden die mit dem DOKU erfassten Daten anhand von Cluster- und Faktorenanalysen untersucht. Es soll geprüft werden, ob sich die Ergebnisse der unter Kap. 4.5.1 vorgestellten Studie mit Fällen von D-S1, ($n = 1267$) unter Hinzunahme der ab 2005 mit dem modifizierten AgE-Modul des DOKU codierten Fälle von D-S2 ($n = 1089$) replizieren lassen. Angesichts der oben beschriebenen und vergleichbaren Phänomenhäufigkeiten in D-S1 und D-S2 sind keine wesentlich veränderten Strukturen in D-S2 zu erwarten. Eine Bestätigung der bisherigen Formenkreisklassifizierung und der Grundklassenstruktur würde daher für die Reliabilität des DOKU und für ein zuverlässiges Klassifikationssystem sprechen.

7.2.1 Variablenorientierte Clusteranalyse

Die Qualität und das Skalenniveau des vorliegenden Datenmaterials wurden bereits unter Kap. 6.2 erörtert. Als voraussetzungsarmes Klassifikationsverfahren, das insbesondere auch für dichotome Daten geeignet ist, wurde eine hierarchische Clusteranalyse mit dem Weighted-Average-Linkage-Verfahren unter Verwendung des φ -Koeffizienten als Ähnlichkeitsmaß eingesetzt (Kap. 6.4.1).

Bei der Analyse der zweiten Teilstichprobe fanden alle 22 inklusive der zusätzlich seit 2005 eingeführten Phänomenvariablen Eingang. Die Berechnung der Gesamtstichprobe erfolgte mit den 17 Variablen, die D-S1 und D-S2 gemeinsam haben. Tabelle 12 zeigt zum Vergleich die Agglomerationsschritte von sechs zu zwei Clustern bei beiden Teilstichproben und der Gesamtstichprobe. Die Tabellenkomplexe sind jeweils beginnend von links nach rechts zu lesen und beginnen ab der 6-Cluster-Stufe. In der Spalte links davon sind jeweils die mit den Clustern assoziierten Formenkreise angegeben. Alle Variablen sind in jeder Spalte nach ihrer Clusterzugehörigkeit nummeriert und werden fortschreitend bis zu zwei Clustern fusioniert, sodass am Schluss alle Variablen entweder Cluster 1 oder Cluster 2 angehören.

Es ist zu sehen, dass auf der 6-Clusterstufe die Variablenzuordnungen aller drei Stichproben korrespondieren und weitgehend den vertrauten Formenkreisen entsprechen. Zu bedenken ist hierbei, dass die Kernphänomenologie der psychophysischen Dissoziation im DOKU insgesamt nur durch drei Variablen beschrieben wird. „Schlafparalyse“ (D1) und „Außerkörperlichkeit“ (D2) bilden in D-S2 und in der Gesamtstichprobe gemeinsam den Nachtmahr-Formenkreis (NAM). Die dritte Variable, „Mediumismus/Automatismen“ (D3), fungiert als Sammelkategorie für verschiedene Phänomene des Formenkreises „Mediumismus“ (MED). Ebenfalls als Sammelkategorie deckt Variable K4 das Spektrum der „externalen Fügungen“ (SIN) ab. Die Varianten ichfremd erlebter und auf externale Fremdeinflüsse zurückgeführter Verhaltensweisen wurden im DOKU unter D3 zusammengefasst, da sich bald nach seiner

Einführung herausstellte, dass sie im Beratungskontext zu selten sind, um einzeln codiert zu werden. Der SIN-Formenkreis hingegen wurde zunächst bis 2004 pauschal mit der Variable K4 erfasst und 2005 mit der neuen DOKU-Version differenzierter erfassbar gemacht.

Tab. 12: Vergleich des AgP-Clusterings in den DOKU-Teilstichproben

Variablen	Stichproben																	
	FK	D-S1 1996–2004					FK	D-S2 2005–2014					FK	DOKU 1996–2014				
		Zahl der Cluster						Zahl der Cluster						Zahl der Cluster				
		6	5	4	3	2		6	5	4	3	2		6	5	4	3	2
E1 Optische Phänomene	SPK	1	1	1	1	1	SIN	1	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E2 Akustische Phänomene	SPK	1	1	1	1	1	SPK	2	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E3 Taktile Empfindungen	SPK	1	1	1	1	1	SPK	2	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E4 Olfaktorische Phänomene	SPK	1	1	1	1	1	SPK	2	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E5 Unsichtbare Anwesenheit	SPK	1	1	1	1	1	SPK	2	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E6 Kinetische Phänomene	SPK	1	1	1	1	1	SPK	2	1	1	1	1	SPK	1	1	1	1	1
E7 Körperveränderungen	-	-	-	-	-	-	MED	3	2	2	2	2	-	-	-	-	-	-
E8 Objektanomalien	-	-	-	-	-	-	SPK	2	1	1	1	1	-	-	-	-	-	-
I1 Visuelle Phänomene	IPR	2	2	2	2	2	ASW	4	3	3	3	2	ASW	2	2	2	2	2
I2 Auditive Phänomene	IPR	2	2	2	2	2	IPR	5	4	2	2	2	IPR	3	3	3	2	2
I3 Leibliche Empfindungen	IPR	2	2	2	2	2	IPR	5	4	2	2	2	IPR	3	3	3	2	2
I4 Fremdbeeinflussung	IPR	2	2	2	2	2	IPR	5	4	2	2	2	IPR	3	3	3	2	2
I5 Fremdartige Gefühle	-	-	-	-	-	-	ASW	4	3	3	3	2	-	-	-	-	-	-
I6 Fremdartige Gedanken	-	-	-	-	-	-	IPR	5	4	2	2	2	-	-	-	-	-	-
I7 Unmittelbares Wissen	-	-	-	-	-	-	ASW	4	3	3	3	2	-	-	-	-	-	-
K1 Präkognition	ASW	3	3	3	2	3	ASW	4	3	3	3	2	ASW	2	2	2	2	2
K2 Wahrtraum	ASW	3	3	3	2	3	ASW	4	3	3	3	2	ASW	2	2	2	2	2
K3 Hellssehen/Telepathie	ASW	3	3	3	2	3	ASW	4	3	3	3	2	ASW	2	2	2	2	2
K4 Sinnvolle Fügungen	SIN	4	4	3	2	4	SIN	1	1	1	1	1	SIN	4	4	4	3	1
D1 Schlafparalyse	IPR	2	2	2	2	2	NAM	6	5	4	2	2	NAM	5	5	3	2	2
D2 Außerkörperlichkeit	NAM	5	5	3	3	2	NAM	6	5	4	2	2	NAM	5	5	3	2	2
D3 Mediumismus	MED	6	2	2	2	2	MED	3	2	2	2	2	MED	6	3	3	2	2
<i>n</i>		1292						1089						2381				

Anmerkungen. Die AgP-Variablen sind zusätzlich zur Nummerierung entsprechend ihrer Grundklassenzuordnung (E, I, K, D) gekennzeichnet. Die Spalte „FK“ gibt die Zugehörigkeit der AgP zu den mit der 6-Clusterlösung assoziierten AgE-Formenkreisen an. Weitere Erläuterungen im Text.

Die Änderungen erwiesen sich jedoch nicht als fruchtbar für die weitere Auswertung und wurden deshalb in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

Mit Ausnahme von E1, I1 und D1 befinden sich alle der 17 Variablen, die sowohl in D-S1 als auch in D-S2 erfasst wurden, in identischen Clustern. Die „optischen Phänomene“ (E1), die in D-S1 zu SPK gehören, bilden in D-S2 mit K4 den SIN-Formenkreis, der in D-S1 lediglich durch die Variable K4 repräsentiert ist. Die „visuellen Phänomene“ (I1) haben sich von IPR zu ASW verlagert und die „Schlafparalyse“ (D1), in D-S1 ebenfalls im IPR-Cluster, bildet zusammen mit „Außerkörperlichkeit“ in D-S2 den NAM-Formenkreis.

Von den seit 2005 zusätzlich in D-S2 erfassten Phänomenen haben sich die „Objektanomalien“ (E8) dem SPK-Formenkreis, die „fremdartigen Gefühle“ (I5) und „fremdartigen Gedanken“ (I6) dem IPR-Komplex, das „unmittelbare Wissen“ (I7) dem ASW-Formenkreis und die „Körperveränderungen“ (E7) dem durch I3 repräsentierten MED-Formenkreis angeschlossen. Die Zugehörigkeiten der fünf neuen Variablen in D-S2 sind plausibel und fügen sich stimmig ein. Ebenso, wie durch innere Bilder und Vorstellungen (visuelle Phänomene, I1), werden externale Sachverhalte in ASW-Erfahrungen häufig durch fremdartige Gefühle (I5) oder unmittelbares Wissen (I7) vermittelt. Unerklärliche Körperveränderungen (E7), zum Beispiel Wunden und Stigmata, werden des Öfteren im Zusammenhang mit mediumistischen Erfahrungen (D3) berichtet.

Angesichts der relativ konsistenten Repräsentation der Formenkreise führt die Zusammenfassung der Teilstichproben in der Gesamtstichprobe zu einer gut fundierten Struktur. Aus Tabelle 12 ist zu ersehen, dass auf der Schrittstufe mit sechs Clustern Variable E1 in SPK, I1 in ASW und D1 in NAM aufgenommen wurden. Mit dem nächsten Agglomerationsschritt entstehen die vier AgP-Grundklassen, wobei K4 bzw. SIN als fünftes Cluster bestehen bleibt. Auch im folgenden Schritt integriert sich K4 nicht, stattdessen fusionieren die beiden NAM-Variablen mit IPR. K4 schließt sich erst am Schluss dem Cluster 1 an, das alle externen Phänomene zusammenfasst. Am Ende des Clusterings steht ein als „lokal-external“ zu charakterisierendes Cluster einem internal zentrierten „psychophysisch-relationalen“ Cluster gegenüber. Zur Veranschaulichung des kompletten Clusterings zeigt Abbildung 20 die hierarchische Fusionierung der 17 Variablen für die Gesamtstichprobe in einem Dendrogramm, das von links nach rechts zu lesen ist.

Alle Variablen stellen zu Beginn ein eigenes Cluster dar und werden schrittweise zu immer umfassenderen Clustern fusioniert. Die Bildung der sechs Formenkreise und der Übergangsbereich von fünf Clustern zu vier Clustern mit den vier Grundklassen sind mit gestrichelten Linien ohne Einschluss von Variable K4 abgetragen. Neben den Verschmelzungsstufen wird hier auch die Größe der Distanzen zwischen den zusammengefassten Clustern sichtbar. Die horizontale Achse beschreibt die Heterogenitätsentwicklung normiert auf einer Skala von 0

bis 25, wobei der Heterogenitätswert 25 das Ende des Fusionierungsprozesses anzeigt. Üblicherweise gilt – neben der inhaltlichen Interpretation einer Clusterlösung und Überlegungen, wie differenziert ein Konstrukt beschrieben werden soll – der mit jedem Schritt erreichte Heterogenitätszuwachs als ein formales Kriterium für die Zahl der zu extrahierenden Cluster.

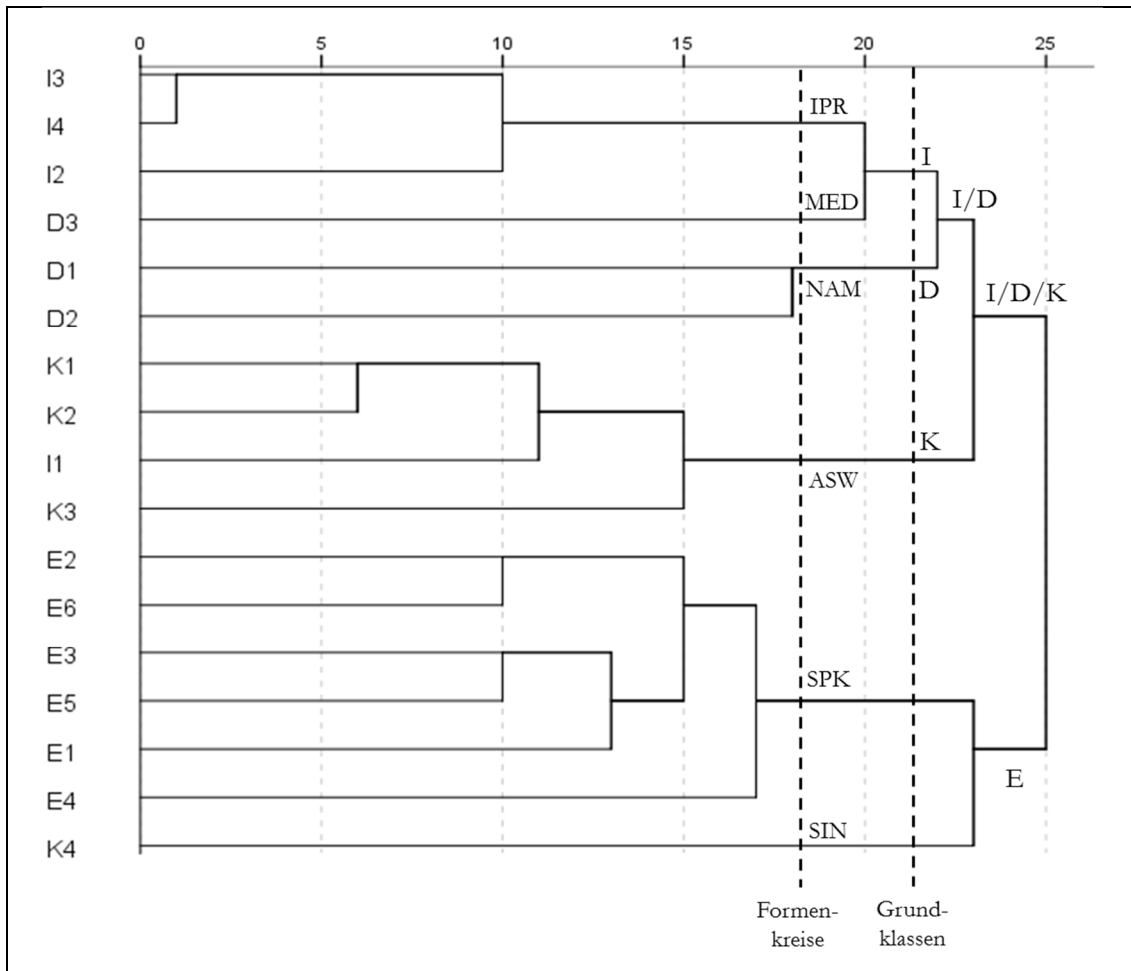


Abb. 20: Dendrogramm der variablenorientierten Clusteranalyse (DOKU)

Clustering der 17 Phänomenvariablen mit Weighted-Average-Linkage (φ -Koeffizient, $n = 2381$). Vertikale Linien zeigen die Clusterbildungen an. Die horizontale Achse gibt den von 0 bis 25 normierten Heterogenitätszuwachs an. Hervorgehobene gestrichelte Linien markieren Fusionierungsstufen der Formenkreise und Grundklassen.

Alles in allem erscheint die 6-Cluster-Lösung sinnvoll. Sie manifestiert sich in den Analysen als ein stabiles Konstrukt und hat sich in der Beratungspraxis bewährt. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass der Umstand, dass K4 und D3 als Einzelvariablen den SIN- bzw. MED-Formenkreis repräsentieren, im Dokumentationssystem verankert ist. Die Clusteranalyse spiegelt die Eigenständigkeit dieser im DOKU nur mittels Sammelkategorien erfasster Formenkreise wider. Für Fragestellungen, die über eine reine Komplexitätsreduktion und Zusammenfassung von Variablen zur Klassifikation hinausgehen, ist die Anwendung der Fak-

torenanalyse das geeignete Mittel. Bevor wir uns dieser zuwenden, wollen wir die Ergebnisse, die wir mit der Clusteranalyse gewonnen haben, zunächst noch mit einer Hauptkomponentenanalyse abgleichen. Während mit der variablenorientierten Clusteranalyse die AgP-Variablen des DOKU hierarchisch auf Grundlage ihres gemeinsamen Auftretens bei Personen gebündelt wurden, werden die AgP-Variablen mit der Hauptkomponentenanalyse anhand ihrer Korrelationen als Komponenten zusammenfasst (Kap. 6.5.1).

7.2.2 Hauptkomponentenanalysen

Die Durchführbarkeit einer Hauptkomponentenanalyse wurde anhand des KMO-Koeffizienten geprüft. Mit dem Wert von .53 reicht die Höhe der Korrelationen in der Korrelationsmatrix für die Berechnung einer Faktorenanalyse gerade noch aus (Kap. 6.5.2). Die Kommunalitäten, die die jeweiligen Anteile an der Gesamtvarianz der Variablen, welche durch alle Faktoren gemeinsam erklärt werden, bezeichnen, liegen bei vier Variablen (E1, E5, I2, K3) im mittleren Bereich von .40 bis .60, alle anderen erreichen Werte über .60 bis zu .90 (D3). Bei einem Stichprobenumfang von 2381 Fällen sind die Kommunalitäten damit allemal befriedigend bis sehr gut. Den Empfehlungen der Fachliteratur (Bacher et al., 2010; Bühner, 2011; Schendera, 2010) entsprechend wurden die folgenden Hauptkomponentenanalysen an der DOKU-Stichprobe mit tetrachorischen Korrelationen, welche für binäre Datensätze geeignet sind, gerechnet (Kap. 6.5.3). Angesichts der Datenqualität wurde die kombinierte Anwendung von Cluster- und Faktorenanalysen gewählt, um die Ergebnisse absichern zu können.

Formenkreisorientierte Analyse

Eine Hauptkomponentenanalyse mit der DOKU-Stichprobe ergibt nach dem Kaiser-Kriterium sechs Komponenten mit einem Eigenwert größer 1, die zusammen eine Varianz von 68 % aufklären. Der in Abbildung 21 dargestellte Screeplot weist einen deutlichen Knick beim vierten Faktor auf und legt eine Extraktion von drei Faktoren nahe. Die beiden Alternativen entsprechen der zuvor gefundenen Clusterstruktur, auf deren Grundlage sich ebenfalls sechs oder drei Cluster zur Extraktion anbieten. Da wir in unserem Modell von korrelativen Beziehungen zwischen Formenkreisen und Grundklassen ausgehen, wurde eine oblique Rotation mit dem Promax-Verfahren durchgeführt.

Tabelle 13 bildet links die Mustermatrix und rechts daneben die Strukturmatrix ab, die bei einer obliquen Rotation standardmäßig ausgegeben wird. Die Ladungen der Mustermatrix sind partielle, standardisierte Regressionsgewichte und geben als Kennwerte die Koordinaten der Variablen auf den Hauptkomponentenachsen an. Die Ladungen in der Strukturmatrix

zeigen die Korrelationen der Variablen mit den Hauptkomponenten. Im unteren Teil der Tabelle ist die Korrelationsmatrix der Hauptkomponenten angefügt.

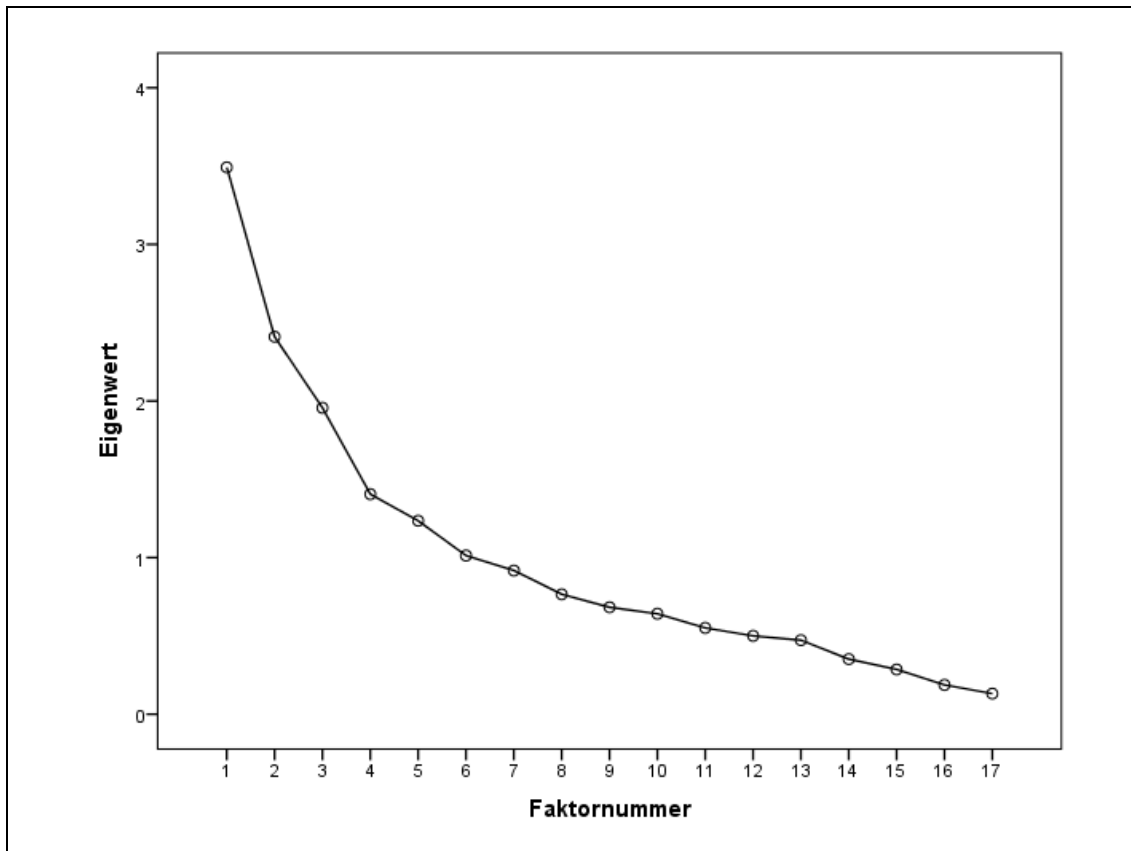


Abb. 21: Screeplot der Hauptkomponentenanalyse (DOKU)

Je mehr die Muster- und die Strukturmatrix übereinstimmen, desto weniger sind die Faktoren miteinander korreliert. Falls die Interkorrelationen zwischen den Faktoren unter $.10$ bleiben, kann orthogonal rotiert werden (Kap. 6.5.5). Wir sehen mäßige Unterschiede in den Ladungshöhen der Muster- und Strukturmatrix. Der Korrelationsmatrix der Hauptkomponenten lässt sich entnehmen, dass es beachtliche positive und negative Interkorrelationen gibt. Am stärksten sind diese mit $-.28$ zwischen der ersten und der dritten Komponente, die den Formenkreisen SPK und ASW entsprechen. Die Faktoren sind also insgesamt nicht unabhängig, womit die oblique Rotation angemessen ist.

Die inhaltliche Betrachtung der Ladungen in der Mustermatrix, die gewöhnlich zur Interpretation herangezogen wird, zeigt, dass sich die AgE-Formenkreise weitgehend in Entsprechung zur Clusteranalyse in den sechs Hauptkomponenten abbilden. Fünf Komponenten werden als „gemeinsame Faktoren“ bezeichnet, sie besitzen Ladungen von zwei oder mehr Variablen. Der MED-Formenkreis wird durch einen sogenannten Einzelrestfaktor, der nur durch die Variable D3 mit einer extrem hohen Ladung von $.96$ gebildet wird, repräsentiert.

Einzelrestfaktoren können den Erklärungswert eines Modells mindern. Schon Faktoren mit nur drei Variablen gelten im Allgemeinen als unzuverlässig.

Tab. 13: DOKU-Hauptkomponentenanalyse mit sechs Komponenten

Variablen	Mustermatrix						Strukturmatrix					
	1	2	3	4	5	6	1	2	3	4	5	6
E1 Optische Phänomene	.65	-	-	-	.47	-	.60	-	-	-	.35	-
E2 Akustische Phänomene	.54	-	-	-	-	-	.68	-.42	-.49	-	-.34	-
E3 Taktile Empfindungen	.86	-	-	-	-	-	.80	-	-	-	-	-
E4 Olfaktorische Phänomene	.66	-	-	-.52	-	-	.62	-	-	-.55	-	-
E5 Unsichtbare Anwesenheit	.71	-	-	-	-	-	.71	-	-	-	-	-
E6 Kinetische Phänomene	-	-.40	-	-	-.33	-	.45	-.52	-.41	-.37	-.43	-
I1 Visuelle Phänomene	-	-	.73	-	-	-	-	.35	.71	-	-	-
I2 Auditiv Phänomene	-	.66	-	-	-	-	-	.67	-	-	-	-
I3 Leibliche Empfindungen	-	.85	-	-	-	-	-	.81	-	-	-	-
I4 Fremdbeeinflussung	-	.94	-	-	-	-	-	.88	-	-	-	-
K1 Präkognition	-	-	.86	-	-	-	-	-	.82	-	-	-
K2 Wahrtraum	-	-	.81	-	-	-	-	-	.75	-	-	-
K3 Hellssehen/Telepathie	-	-	.51	-	-	-	-	-	.57	-	-	-
K4 Sinnvolle Fügungen	-	-	-	-	.89	-	-	-	-	-	.85	-
D1 Schlafparalyse	.54	-	-	.64	-	-	.44	-	-	.63	-	-
D2 Außerkörperlichkeit	-	-	-	.86	-	-	-	-	-	.81	-	-
D3 Mediumismus	-	-	-	-	-	.96	-	-	-	-	-	.93
Korrelationsmatrix der Hauptkomponenten	1	2	3	4	5	6	Formenkreise					
	1.0	-	-	-	-	-	SPK					
	-.21	1.0	-	-	-	-	IPR					
	-.28	.15	1.0	-	-	-	ASW					
	-.09	.24	.16	1.0	-	-	NAM					
	-.15	.10	.14	.02	1.0	-	SIN					
	.04	.17	.06	-.12	.07	1.0	MED					

Anmerkungen. Berechnung mit tetrachorischen Korrelationen. Extraktion der Hauptkomponenten nach Eigenwert > 1 Kriterium. Oblique Rotation (Promax). Varianzaufklärung vor Rotation 67.7 %; $n = 2381$. Ladungen < .30 nicht angezeigt.

Eine Faktorenstruktur gilt unabhängig vom Stichprobenumfang als stabil, wenn auf jedem Faktor vier Variablen jeweils höher als .60 laden (Schendera, 2010). Diese Bedingung erfüllt hier freilich nur Hauptkomponente 1 bzw. die SPK-Komponente. Allerdings sind angesichts des sehr großen Stichprobenumfangs auch die IPR- (2) und die ASW-Komponente (3) mit jeweils vier Ladungen, drei davon hoch, akzeptabel.

Die Schwierigkeiten, stabile Faktoren bzw. Komponenten zu bilden, wenn eine zu geringe Anzahl von Variablen vorhanden ist, illustriert die Doppelladung der Variable D1 (Schlafparalyse) mit .54 auf der SPK-Komponente und mit .64 auf einer weiteren Komponente (4) gemeinsam mit D2 (Außerkörperlichkeit). Beide Ladungen sind verständlich, denn zum einen gehört die Schlafparalyse zum typischen Muster einer außerkörperlichen Erfahrung und zum anderen tritt sie häufig in Verbindung mit dem Spüren einer externalen Anwesenheit unter Beteiligung taktiler oder auch kinetischer Phänomene als Element des klassischen Nachmahr-Formenkreises (NAM) auf. Offensichtlich bildet sich in dieser Hauptkomponentenanalyse durch die enge Bindung der Schlafparalyse an die Außerkörperlichkeit nun aber der NAM-Formenkreis nicht mehr wie in der früheren Studie (Belz & Fach, 2012), die ohne D2 durchgeführt wurde, eigenständig mit seinen Beziehungen zu externalen Phänomenen ab, sondern mit der Außerkörperlichkeit. Dies liegt sicherlich mit daran, dass es im DOKU keine weiteren Variablen gibt, welche exklusiv den psychophysischen Aspekt von NAM repräsentieren, und es macht deutlich, dass der Variablenpool für diesen Formenkreis erweitert werden sollte.

Das Problem eines zu geringen Variablenpools stellt sich im Hinblick auf die Zuverlässigkeit und Stabilität der Faktorenstruktur auch beim SIN- und MED-Formenkreis. Aus pragmatischen Gründen sind die Zusammenfassungen von Phänomenen in den Sammelkategorien des DOKU zwar verständlich, leider stehen sie einer soliden Faktorenstruktur aber entgegen. Im PAGE-Fragebogen wurde der Versuch unternommen, alle sechs Formenkreise durch eine ausreichende Anzahl von Items zu repräsentieren. Die Ergebnisse dazu werden später unter Kapitel 8.2 dargestellt.

Auf der SPK-Komponente laden reichlich Variablen, allerdings weisen drei von ihnen erklärungsbedürftige Doppelladungen auf. Gut interpretieren lässt sich der Umstand, dass optische Phänomene und Erscheinungen (E1) nicht nur mit .65 auf SPK laden, sondern zu .47 auch mit sinnvollen externalen Fügungen (K4) korrespondieren. Darin spiegeln sich Ankündigungssphänomene wider, bei denen Betroffene unter anderem berichten, dass ihnen Verstorbene erschienen seien, von deren Tod sie zu diesem Zeitpunkt noch keine Kenntnis gehabt hätten.

Für die negative Ladung von E4 auf der NAM-Komponente bietet sich ad hoc keine spezielle Erklärung an. Besonders fällt die Variable E6 auf, die in der Mustermatrix keine nennenswerte Ladung auf der SPK-Komponente (Faktor 1) aufweist, dafür jedoch negative Ladungen auf IPR (Faktor 2) und SIN (Faktor 5). Die erstere kann vielleicht so verstanden werden, dass sich die gleichzeitige Wahrnehmung external-kinetischer und internaler Phänomene eher ausschließt. Dagegen ist die negative Beziehung zwischen E6 und K4 weniger plausibel. Bewegungen und Veränderungen von Gegenständen, wie etwa stehengebliebene

Uhren oder von der Wand herabfallende Bilder, sind wie die Erscheinungen (E1) auch ein typisches Element von Koinzidenzerfahrungen mit Ankündigungscharakter. Ein Blick auf die Strukturmatrix zeigt eine positive Ladung von E6 mit .45 auf SPK und dazu negative Ladungen auf allen anderen Komponenten, abgesehen von MED (Faktor 6). Insgesamt zeigt sich in der Hauptkomponentenanalyse eine besondere Abgrenzung der durch E6 repräsentierten kinetischen Phänomene, die so in der Clusteranalyse nicht zu sehen war.

Auch unter Berücksichtigung der wenigen beobachteten Abweichungen und Unregelmäßigkeiten kann festgestellt werden, dass die Resultate, die hier mit den Cluster- und Hauptkomponentenanalysen auf Grundlage der DOKU-Stichproben gewonnen wurden, die Ergebnisse früherer Untersuchungen (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk & Fach, 2005) insgesamt bestätigen und die bisher publizierten Beschreibungen von Formenkreisen keiner grundlegenden Revision bedürfen.

Grundklassenorientierte Analyse

Die hierarchische Clusteranalyse ergab, dass die sechs Formenkreise in den folgenden Fusionschritten zu den Grundklassen und schließlich zu zwei Clustern verschmelzen, in denen sich internal (IPR) verankerte Koinzidenz- (ASW) und Dissoziationserfahrungen (NAM, MED) auf der einen Seite und external lokalisierte physikalische (SPK) und Koinzidenzphänomene (SIN) auf der anderen Seite gegenüberstehen. Mit einer weiteren Hauptkomponentenanalyse, die in Tabelle 14 dargestellt ist, soll abschließend untersucht werden, ob und in welcher Weise sich die vier Grundklassen bei einer 4-Komponentenlösung abbilden.

Wesentliche Veränderungen bei einer Lösung mit vier statt sechs Komponenten traten nur im Hinblick auf die durch D3 repräsentierte MED-Komponente und die durch K4 und eine Zweitladung von E1 gebildete SIN-Komponente auf. Während SIN nun weder in der Muster- noch in der Strukturmatrix eine bedeutende Ladung ($\geq .30$) aufweist, findet sich D3 jetzt noch mit einer Ladung von .39 auf IPR. Die restlichen vier Komponenten bleiben bis auf geringe Unterschiede in den Ladungshöhen fast unverändert. Die als Formenkreise bezeichneten Komponenten SPK und IPR waren im Prinzip von vorneherein mit den Grundklassen der externalen (E1-E7) und internalen Phänomene (I1-I4) gleichzusetzen. Die Koinzidenzphänomene bleiben ohne SIN (K4) auf ASW (K1-K3) beschränkt und die Dissoziationsphänomene bilden ohne MED (D3) wie in der 6-Komponentenlösung nur NAM (D1-D2) ab.

Die Matrix der Komponentenkorrelationen zeigt geringere Zusammenhänge als die Lösung mit sechs Komponenten (Tab. 13). Es tritt eine Korrelation mit $-.23$ zwischen externalen und Koinzidenzphänomenen auf. Alle anderen negativen oder positiven Korrelationen liegen im Bereich von $-.12$ bis $.15$. Auch die Ähnlichkeit der Muster- und der Strukturmatrix

zeigt, dass die Komponenten zwar nicht ganz, aber doch weitgehend unabhängig voneinander sind.

Tab. 14: DOKU-Hauptkomponentenanalyse mit vier Komponenten

Variablen	Mustermatrix				Strukturmatrix			
	1	2	3	4	1	2	3	4
E1 Optische Phänomene	.60	-	-	-	.61	-	-	-
E2 Akustische Phänomene	.53	-	-.37	-	.65	-.38	-.52	-
E3 Taktile Empfindungen	.81	-	-	-	.80	-	-	-
E4 Olfaktorische Phänomene	.64	-	-	-.59	.61	-	-	-.58
E5 Unsichtbare Anwesenheit	.74	-	-	-	.72	-	-	-
E6 Kinetische Phänomene	.31	-	-	-	.42	-.40	-.41	-.32
I1 Visuelle Phänomene	-	-	.68	-	-	.32	.70	-
I2 Auditiv Phänomene	-	.67	-	-	-	.68	-	-
I3 Leibliche Empfindungen	-	.80	-	-	-	.80	-	-
I4 Fremdbeeinflussung	-	.89	-	-	-	.88	-	-
K1 Präkognition	-	-	.86	-	-	-	.82	-
K2 Wahrtraum	-	-.34	.72	-	-	-	.71	-
K3 Hellsehen/Telepathie	-	-	.57	-	-	-	.60	-
K4 Sinnvolle Fügungen	-	-	-	-	-	-	-	-
D1 Schlafparalyse	.56	-	-	.56	.49	-	-	.57
D2 Außerkörperlichkeit	-	-	-	.76	-	-	-	.76
D3 Mediumismus	-	.39	-	-	-	.36	-	-
Korrelationsmatrix der Hauptkomponenten	1	2	3	4	Grundklasse			
	1.0	-	-	-	Externalität			
	-.12	1.0	-	-	Internalität			
	-.23	.12	1.0	-	Koinzidenz			
	-.05	.15	.11	1.0	Dissoziation			

Anmerkungen. Berechnung mit tetrachorischen Korrelationen. Extraktion von 4 Hauptkomponenten voreingestellt. Oblique Rotation (Promax). Varianzaufklärung vor Rotation 54.5 %; $n = 2381$. Ladungen $< .30$ nicht angezeigt.

7.3 Formenkreisbasierte Klienteltypen

Als nächstes wird die DOKU-Gesamtstichprobe daraufhin untersucht, ob sich auf Basis der sechs Formenkreise wie schon in der früheren Studie (Belz & Fach, 2012) mit einer personenorientierten Clusteranalyse spezifische Klienteltypen finden bzw. replizieren lassen.

7.3.1 Itemselektion und Formenkreisdefinition

Da eine klassische Skalenbildung angesichts der teilweise nur mit einer oder zwei Variablen besetzten Formenkreise nicht sinnvoll erscheint, wird wie auch schon in der Vergangenheit eine pragmatische Heuristik gewählt. Mittels einer binären Codierung, die zwischen „liegt vor“ und „liegt nicht vor“ differenziert, führt das Vorliegen eines einzigen Merkmals bei einer Person dazu, dass ein AgE-Formenkreis als gegeben angesehen wird. Ausgehend von den obigen Cluster- und Hauptkomponentenanalysen und unter Berücksichtigung der Relevanz in der Beratungspraxis wurden 16 Phänomenvariablen berücksichtigt und den Formenkreisen wie folgt eindeutig zugeordnet:

- *Spuk und Erscheinungen (SPK)*: E1 „Optische Phänomene“, E2 „Akustische Phänomene“, E3 „Taktile Empfindungen“, E4 „Olfaktorische Phänomene“, E5 „Unsichtbare Anwesenheit“, E6 „Kinetische Phänomene“;
- *Internale Präsenz und Beeinflussung (IPR)*: I2 „Auditive Phänomene“, I3 „Leibliche Empfindungen“, I4 „Fremdbeeinflussung“;
- *Außersinnliche Wahrnehmung (ASW)*: K1 „Präkognition“, K2 „Wahrtraum“, K3 „Hellschauen/Telepathie“;
- *Sinnvolle Fügungen (SIN)*: K4 „Sinnvolle Fügungen“;
- *Mediumismus und Automatismen (MED)*: D3 „Mediumismus“;
- *Nachtmahr und Schlafparalyse (NAM)*: D1 „Schlafparalyse“, D2 „Außerkörperlichkeit“.

Die Variable I1 wurde von der Auswertung ausgeschlossen. Es wurde schon erörtert (Kap. 7.1.3), dass der Zusammenhang von I1 mit dem ASW-Formenkreis durch den Aufbau des DOKU-Kategoriensystems forciert wird, da bildhafte internale Eindrücke im Allgemeinen nicht an sich, sondern nur im Zusammenhang mit Koinzidenzphänomenen für außergewöhnlich gehalten und codiert werden. Die Zuordnung von I1 zum IPR-Formenkreis wäre nicht kompatibel mit den Ergebnissen der Cluster- und Hauptkomponentenanalyse. Etwas problematisch ist auch E6. Die Variable weist in der 6-Hauptkomponenten-Mustermatrix keine nennenswerte Ladung auf der SPK-Komponente auf. In der Strukturmatrix lädt sie dort immerhin mit .45, hat allerdings zudem auch negative Ladungen auf vier weiteren Komponenten. Da die Zuordnung von E6 in der Clusteranalyse (Kap. 7.2.1, Tab. 12) hingegen eindeutig ist und die Relevanz der entsprechenden Phänomene mit einem Anteil

von 27 % im Beratungsgeschehen der höchste ist, wurde letztendlich entschieden, E6 als SPK-Variable beizubehalten. Hingewiesen werden soll noch auf die Abweichung, was den ursprünglichen NAM-Formenkreis anbelangt. Als in der Vorläuferstudie (Belz & Fach, 2012) die Variable „Außerkörperlichkeit“ (D2) noch von der Auswertung ausgenommen war, repräsentierte Variable D1 gemeinsam mit Ladungen externaler Phänomene das klassische Nachtmahr-Szenario. Durch den Ausfall der Variable I1 sowie aller fünf nur in D-S2 eingesetzten Variablen (E7, E8, I5, I6, I7) gibt es eine Reihe von Fällen, bei denen keine Phänomene der 16 gültigen, sondern nur der ausgeschlossenen Variablen vorliegen. Insgesamt schieden aus diesem Grund 25 Personen aus, sodass $n = 2356$ Fälle in die Clusteranalyse eingegangen sind. Betrachtet man in Abbildung 22 das Gesamtaufkommen der soeben definierten Formenkreise, entfallen davon 34 % auf SPK, 25 % auf ASW, 23 % auf IPR, 10 % auf SIN, 4 % auf NAM und 3 % auf MED.

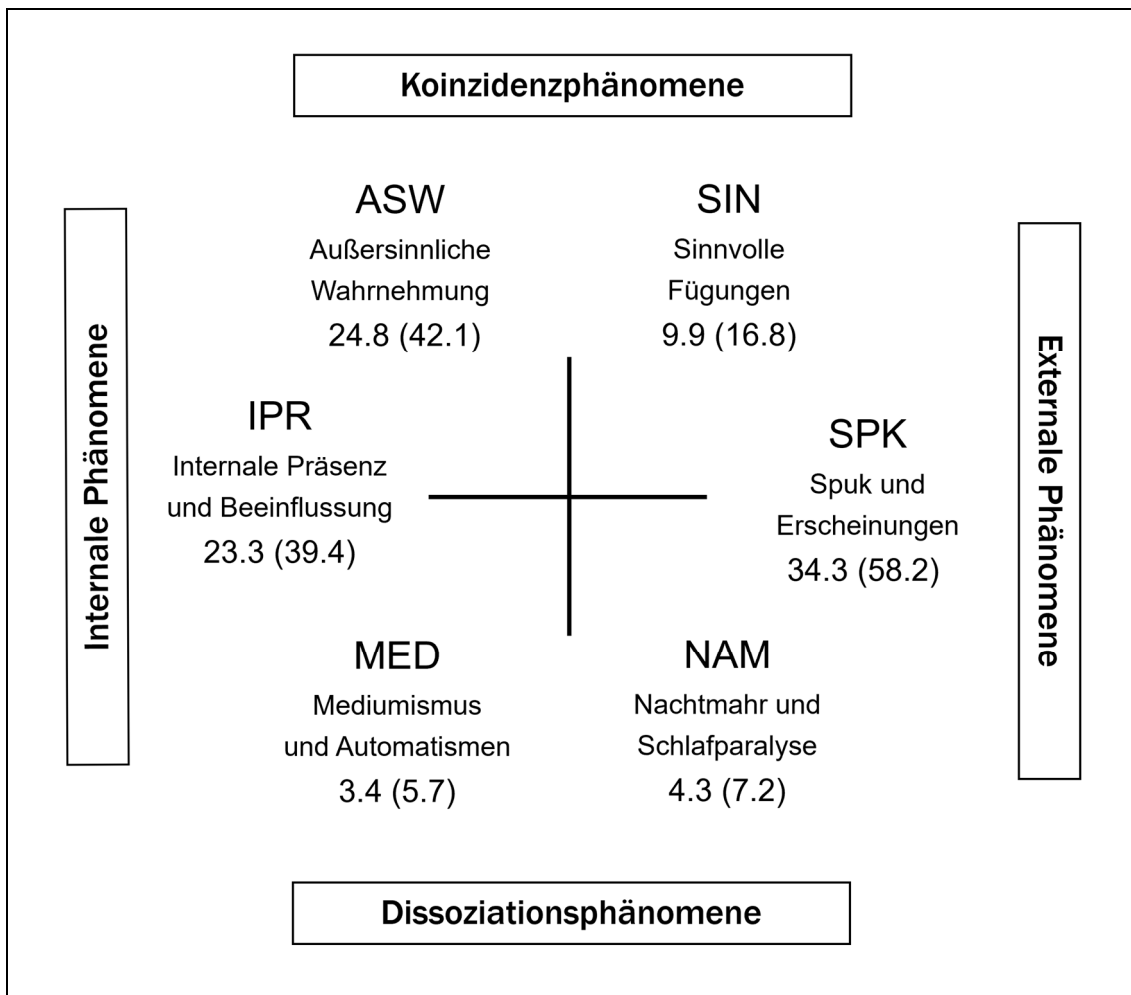


Abb. 22: Häufigkeiten der AgE-Formenkreise (DOKU)

Gezeigt werden die Anteile der Formenkreise am Gesamtformenkreisauftreten in Prozent ($n = 3892$) sowie in Klammern für jeden Formenkreis der Anteil der Ratsuchenden ($n = 2356$), der ihn angegeben hat. Da jeder Ratsuchende im Schnitt über 1.6 Formenkreise berichtet, beträgt die Prozentsumme 169.4 %.

Ein Vergleich mit der früheren Studie (Fach et al., 2013, S. 4), deren Stichprobenumfang von $n = 1465$ weitgehend in D-S1 enthalten ist, zeigt, dass die damaligen Häufigkeiten von SPK (32 %) ASW (25 %) IPR (23 %) SIN (6 %) und MED (5 %) kaum von den aktuellen Zahlen abweichen. Die deutlichste Änderung ergibt sich für den NAM-Formenkreis, der von 9 % auf 4 % gesunken ist. Außer den Anteilen der Formenkreise an ihrem Gesamtaufkommen ($n = 3892$) sind zusätzlich in Klammern auch die Häufigkeiten der Formenkreise bezogen auf die Ratsuchenden ($n = 2356$) angegeben. Da jede ratsuchende Person im Durchschnitt über 1.6 Formenkreise berichtet, summieren sich die prozentualen Häufigkeitsanteile der Formenkreise dann auf 169 %. Beispielsweise berichten 58 % der Ratsuchenden über Phänomene aus dem SPK-Formenkreis, der 34 % am Gesamtaufkommen der berichteten Formenkreise ausmacht. Auch die auf die Ratsuchenden bezogenen Zahlen entsprechen weitgehend den früher veröffentlichten Ergebnissen (Fach, 2011b). Bei SPK (53 %), ASW (41 %), IPR (38 %) und MED (7 %) sind die Unterschiede gering, etwas größer sind Abweichungen bei SIN (10 %) und NAM (15 %).

Alles in allem spiegeln die aktuellen Verteilungen also die Verhältnisse der in verschiedenen Publikationen (Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b, 2011b; Fach et al., 2013) beschriebenen ersten Studie wider. Im Folgenden wird untersucht, inwieweit sich auf dieser Grundlage auch die formenkreisbasierten Klienteltypen replizieren lassen.

7.3.2 Clusteranalytische Typenbestimmung

Für die Bestimmung der Typen wurde sowohl mit dem Ward-Verfahren als auch mit dem K-Means-Verfahren gerechnet. Wie bereits ausführlich diskutiert, wird das Ward-Verfahren allgemein favorisiert, jedoch unter dem Vorbehalt, auf die K-Means-Methode auszuweichen, wenn es bei großen Stichprobenumfängen an seine Grenzen kommt (Kap. 6.4.2). Da es hier keine genauen Kriterien gibt, wurden beide Verfahren angewendet und die Ergebnisse verglichen. Mittels unterschiedlicher Reihenfolgen der Fälle in den Datensätzen wurden beide Verfahrensweisen auf Stabilität geprüft. Überraschenderweise erwies sich das Ward-Verfahren trotz des großen Stichprobenumfangs als recht stabil und zuverlässig und lieferte ab der Fusionsstufe mit sieben Clustern gut interpretierbare Typen. Das K-Means-Verfahren war unter dieser Vorgabe nicht in der Lage, ähnlich sinnvolle Cluster zu produzieren. Insbesondere generierte es bei sieben Clustern extrem unterschiedliche Gruppengrößen, wohingegen die Ward-Cluster mit Fallzahlen von 121 bis 616 vergleichsweise ausgewogen sind. Das K-Means-Verfahren konnte also nicht zu einer Verbesserung der Lösung beitragen, die mit der hierarchischen Ward-Methode erzielt wurde. Den Verlauf der Clusterbildung mit der Ward-Methode zeigt das Dendrogramm in Abbildung 23. Gemessen am Heterogenitätszuwachs legt es die Extraktion von entweder sieben oder drei Clustern nahe. Die dabei zusammenge-

fassten Personengruppen können auf der 7-Clusterstufe formenkreisorientiert und auf der 3-Clusterstufe grundklassenorientiert beschrieben werden.

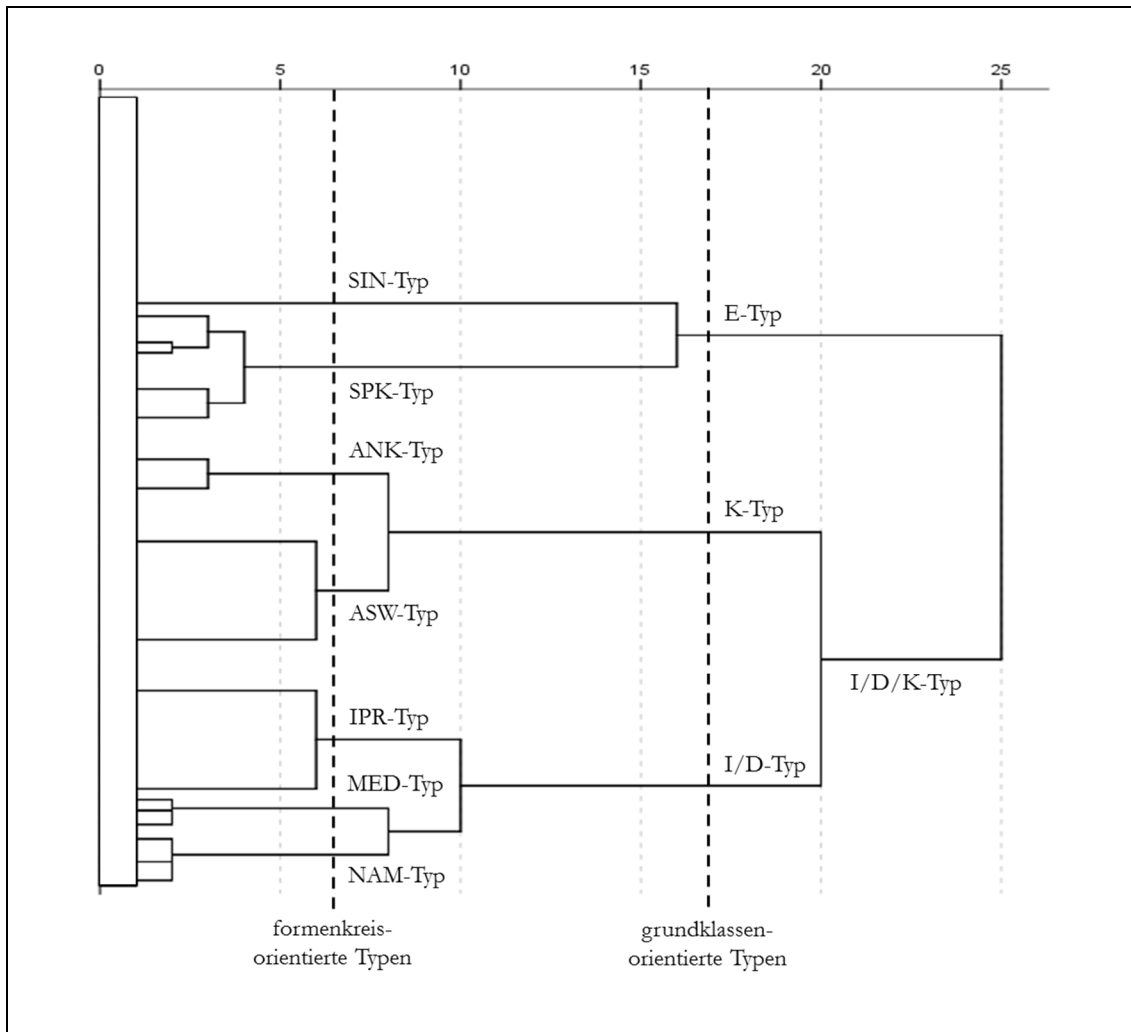


Abb. 23: Dendrogramm des hierarchischen Clusterings der DOKU-Klienteltypen

Die Startpartition ($n = 2356$) und die Fusionierungsschritte sind auf der normierten Skala (0 – 25) bis zum Heterogenitätszuwachs von etwa 1 als Block dargestellt. Sichtbar ist der Clusterbildungsverlauf ab 18 Clustern. Die Fusionierung der formenkreis- und grundklassenorientierten Cluster ist mit gestrichelten Linien markiert.

Die formenkreisorientierten typologischen Bezeichnungen leiten sich von den weiter unten in Abbildung 24 dargestellten, jeweils dominanten Häufigkeitsanteilen der Formenkreise bei den Clustern ab. Die Darstellung beginnt im Dendrogramm bei der Stufe, auf der alle 2356 Fälle zu 18 Clustern fusioniert sind. Der vertikale Block ganz links stellt zusammengefasst alle Cluster dar, die in den bis dahin durchgeführten Schritten bereits verschmolzen wurden. Auf der normierten Heterogenitätsskala von 0 bis 25 erreicht dieses Stadium der Agglomeration lediglich einen Wert von etwa 1. Ungefähr beim Wert 7 auf der Heterogenitätsskala markiert eine gestrichelte Linie die Schrittstufe mit sieben Clustern bzw. Klienteltypen. Sechs Typen sind jeweils nach einem der AgE-Formenkreise benannt. Ein siebtes Cluster be-

schreibt einen Klienteltyp, der sowohl über Phänomene aus dem ASW- als auch dem SPK-Formenkreis berichtet. Er wird mit der Abkürzung „ANK“ bezeichnet, die für die schon erläuterten „Ankündigungsphänomene“ (Kap. 4.5.4; 5.1.2) steht. Eine weitere Linie markiert nach einem größeren Heterogenitätszuwachs ungefähr beim Wert 16 drei Cluster mit eher grundklassenorientierten Typen.

Zwischen der 7- und der 3-Clusterlösung spielt sich ein ähnliches Fusionsszenario wie schon beim variablenorientierten Clustering ab (Kap. 7.2.1, Abb. 20). Noch bevor auf der Heterogenitätsskala der Wert 10 erreicht wird, haben sich fünf Cluster gebildet. Dabei bleiben die als SIN, SPK- und IPR-Typ bezeichneten formenkreisorientierten Cluster zunächst erhalten, während das ANK- und ASW-Cluster zu einem grundklassenorientierten K-Typ sowie das MED- und NAM-Cluster zu einem D-Typ fusionieren. Anschließend verschmelzen im nächsten Schritt der IPR- und der D-Typ zu einem I/D-Typ und bei der nächsten Fusion der SIN- und SPK-Typ zum E-Typ.

Dem Balkendiagramm in Abbildung 24 ist zu entnehmen, dass in sechs der sieben Cluster jeweils alle Personen *einen* Formenkreis miteinander teilen. Bei diesen sprechen wir deshalb von *formenkreisspezifischen*²⁷ Klienteltypen: Die größte Gruppe ist mit 26 % am IGPP-Beratungsaufkommen ein reiner SPK-Typ ($n = 616$). Sein phänomenologisches Gegenstück mit einem Anteil von 19 % ist der IPR-Typ ($n = 448$), wobei in dieser Gruppe 35 % der Ratsuchenden ebenfalls über externale Phänomene berichten. Wir stellten schon fest, dass auf dem internalen Kontinuum im Stadium der internalen Okkupation, wie beispielsweise im AgE-Bericht 35 (Kap. 4.5.3), häufiger auch externale Phänomene auftreten. Gleichfalls mit 19 % ist der ASW-Typ ($n = 451$) vertreten, der außerdem zu 35 % IPR-Elemente aufweist. Mit einem Anteil von 15 % tritt der SIN-Typ ($n = 344$) auf, mit dessen sinnvollen Fügungen auch SPK- (58 %), ASW- (33 %) und IPR-Phänomene (20 %) einhergehen. Phänomenologisch am „buntesten“ unter den Ratsuchenden sind mit 7 % der NAM-Typ ($n = 165$) und 5 % der MED-Typ ($n = 121$). Sie weisen zum namensgebenden Formenkreis jeweils noch AgP aller anderen Formenkreise auf. Die Reihenfolge ihrer Häufigkeit ist beim NAM-Typ: SPK (62 %), IPR (48 %), ASW (33 %), SIN (14 %) und MED (7 %). Beim MED-Typ lautet sie: IPR (48 %) SPK (42 %), ASW (36 %), SIN (16 %) und NAM (1 %). Das einzige Cluster das über zwei Formenkreise definiert ist mit einem Anteil von 9 % am Beratungsaufkommen der ANK-Typ ($n = 211$) mit zu 100 % ASW- und SPK-Phänomene einer dritten Variante von Koinzidenzerfahrungen, die auf Ankündigungsphänomenen basieren, und außerdem zu 41 % IPR-Elemente auf.

²⁷ Begrifflich ist zu unterscheiden zwischen „formenkreisbasiert“, das heißt *gebildet* auf Grundlage der sechs Formenkreise, und „formenkreisspezifisch“, das heißt einen der sechs Formenkreise *repräsentierend*.

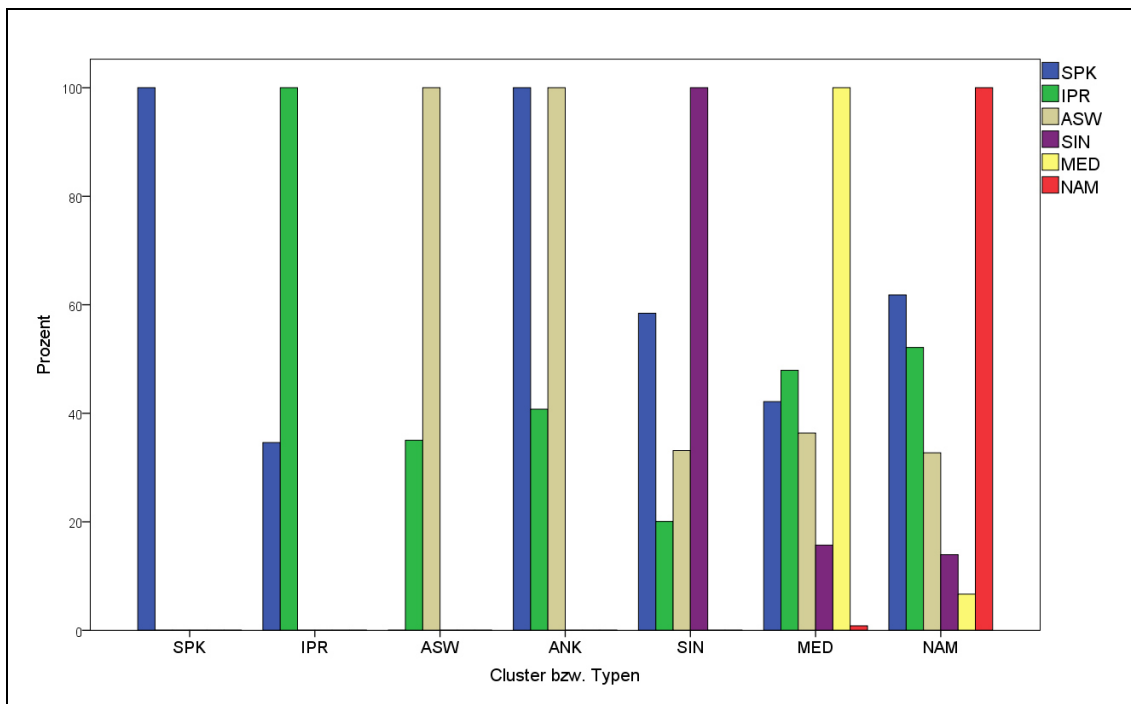


Abb. 24: Formenkreisprofile der DOKU-Klienteltypen

Die farbigen Balken zeigen für jeden der sieben Klienteltypen den jeweiligen prozentualen Anteil der AgE-Formenkreise. SPK: „Spuk und Erscheinungen“; IPR: „Internale Präsenz und Beeinflussung“, ASW: „Außer-sinnliche Wahrnehmung“; ANK: „Ankündigungshänomene“; SIN: „Sinnvolle Fügungen“; MED: „Mediunismus und Automatismen“; NAM: „Nachtmahr und Schlafparalyse“. Weitere Erläuterungen im Text.

Von den neun Typen, die Grundlage der Daten von 1996 bis 2006 (Belz & Fach, 2012) gefunden wurden (Kap. 4.5.1), wurden also sechs Typen repliziert. Der frühere SPK-ASW-Typ entspricht dem ANK-Typ, der IPR-ASW-Typ wurde unter den ASW-Typ und der IPR-SPK-Typ unter den IPR-Typ subsumiert, was sich auch anhand des Balkendiagramms in Abbildung 24 nachvollziehen lässt. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass eine Verknüpfung internaler und externaler Phänomene in Formenkreisen bzw. bei Klienteltypen nicht den theoretischen Annahmen über die AgP-Grundklassen widerspricht. Einzelne Phänomene können demnach nicht beiden Klassen angehören, aber selbstverständlich können Phänomene unterschiedlicher Klassen gemeinsam Formenkreise bilden.

Insgesamt konnten also sieben der Klienteltypen repliziert und zwei frühere Mischtypen unter diese subsumiert werden. In Abbildung 25 sind die sieben Klienteltypen in das Schema der Grundklassen eingeordnet. Wenn man die aktuellen Häufigkeiten der Typen mit den vorherigen Zahlen abgleicht, betragen die Unterschiede maximal 7 Prozentpunkte zwischen dem SIN-Typ (15 %) und dem Fügungstyp (8 %) sowie 6 Prozentpunkte zwischen dem ASW-Typ (19 %) und den zusammengefassten ASW-Typen (25 %). Alle anderen Differenzen liegen darunter. Die neuerliche Untersuchung bestätigt somit nicht nur die etablierte

Klassifikation der Formenkreise, sondern darüber hinaus konnten auch die formenkreisbasierten Klienteltypen weitgehend repliziert werden. Die IGPP-Ratsuchenden können nun noch etwas prägnanter über sieben statt über neun Typen charakterisiert werden.

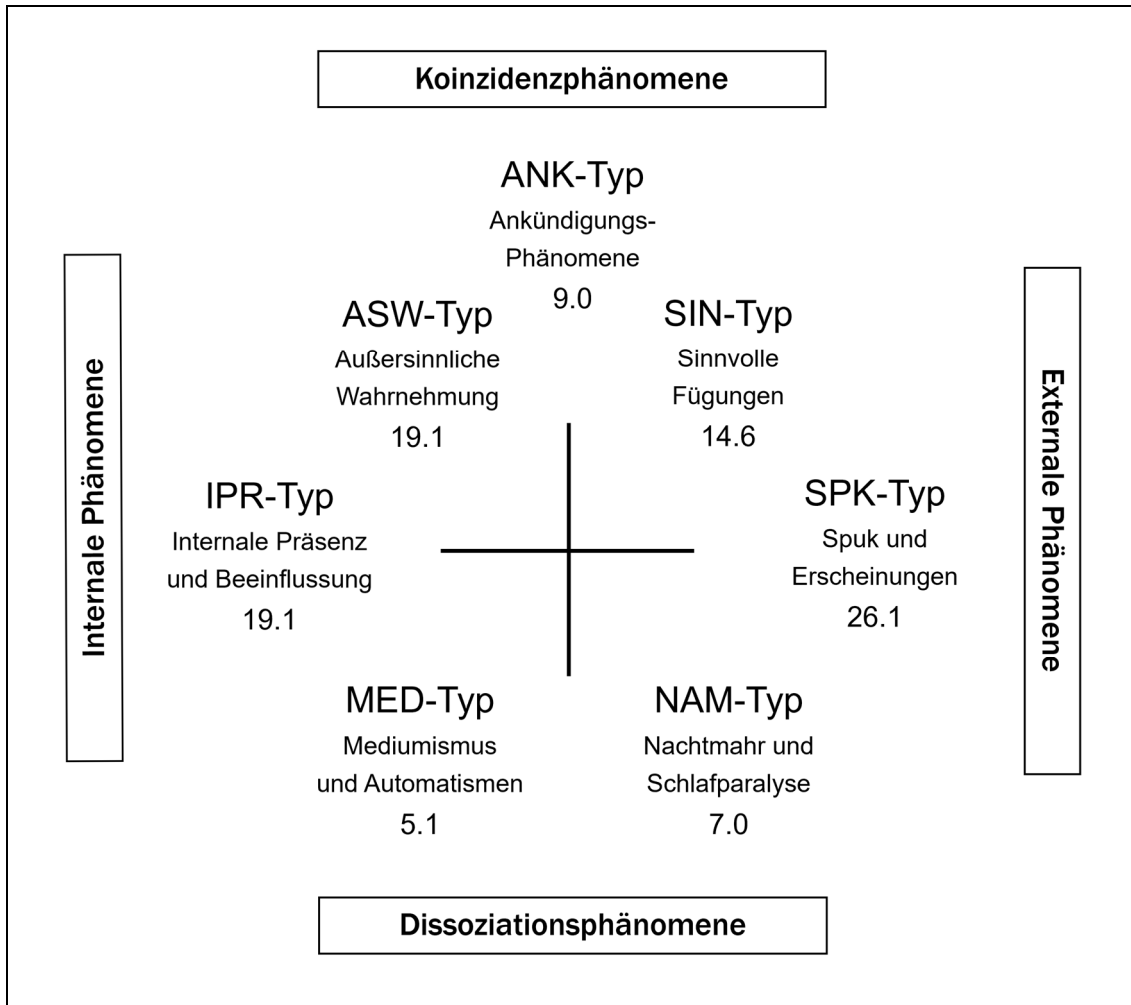


Abb. 25: DOKU-Klienteltypen im Schema der AgP-Grundklassen
 Angegeben sind die Häufigkeiten der Klienteltypen am Gesamtberatungsaufkommen ($n = 2356$) in Prozent.

7.3.3 Soziodemografie und soziale Bindung

In Tabelle 15 ist die Soziodemografie der Klienteltypen dargestellt. Beim Altersdurchschnitt, der bei 41 (NAM-Typ) bis zu 50 Jahren (IPR-Typ) liegt, gibt es laut Kruskal-Wallis-Test ($\chi^2(6) = 27.027, p \leq .001, n = 1726$) einen signifikanten Gruppeneffekt. Mit Post-hoc-Tests (Bonferroni-Korrektur) lässt sich präzisieren, dass der IPR-Typ signifikant 5 Jahre älter ist als der ASW- ($\bar{x} = 4.643, p \leq .001; r = .11$) und der NAM-Typ ($\bar{x} = 3.439, p = .012; r = .08$) sowie gut 2 ½ Jahre älter als der SPK-Typ ($\bar{x} = -3.154, p = .034; r = .08$). Die Effektstärken fallen allerdings mit $r \leq .11$ nur gering aus. Die Geschlechtsunterschiede sind ebenso wie Unterschiede in den Religionszugehörigkeiten statistisch nicht signifikant.

Bei der Schulausbildung bestehen signifikante Gruppenunterschiede im Vorliegen der Hochschulreife ($\chi^2(6) = 24.554, p \leq .001, n = 1128; V = .15$) mit Anteilen um die 40 % beim SPK- und MED-Typ sowie bis zu 60 % beim IPR- und SIN-Typ. Von den Letztgenannten schlossen allerdings nur gut ein Drittel ein Studium ab, sodass sich bezüglich von Hochschulabschlüssen keine signifikanten Gruppenunterschiede ergeben. Diese gibt es hinsichtlich der Berufstätigkeit ($\chi^2(6) = 14.083, p = .029, n = 1108; V = .11$): Beim MED-Typ und auch beim IPR-Typ, der im Durchschnitt den höchsten Bildungsabschluss hat, finden sich etwa 60 % Nichterwerbstätige. Mit Anteilen von jeweils 54 % Berufstätigen sind beim ASW- und beim ANK-Typ im Vergleich dazu noch verhältnismäßig viele Personen ins Erwerbsleben eingebunden.

In Tabelle 15 sind alle Werte der Typen, die pro Variablenausprägung um 5 Prozentpunkte oder mehr über dem Gesamtdurchschnitt liegen, fett markiert. Es fällt ins Auge, dass bei allen vier Variablen zu sozialer Bindung (Familienstand, Partnerschaft, Kinder, Wohnen) der dissoziative MED- und der externe SPK-Typ überdurchschnittlich hohe Werte, dagegen der interne IPR- und der dissoziative NAM-Typ unterdurchschnittliche Werte aufweisen. Besonders ausgeprägt sind die Differenzen zwischen dem SPK- und dem NAM-Typ. Beim SPK-Typ sind 43 % verheiratet und 33 % ledig, beim NAM-Typ dagegen nur 25 % verheiratet, aber 44 % ledig. In einer festen Partnerschaft sind 61 % des SPK-Typs, aber nur 35 % des NAM-Typs. Eigene Kinder haben 67 % des SPK-Typs, aber nur 52 % des NAM-Typs. Abgesehen von Kindern wohnen 57 % des SPK-Typs mit anderen Personen zusammen. Beim NAM-Typ sind es nur 44 %. Chi-Quadrat-Tests zeigen, dass die Gruppenunterschiede hinsichtlich des Familienstands ($\chi^2(18) = 39.430, p = .002, n = 1626; V = .09$), bezüglich Kindern ($\chi^2(6) = 14.895, p = .021, n = 1555; V = .10$) und Partnerschaft ($\chi^2(6) = 43.580, p \leq .001, n = 1541; V = .17$) signifikant sind. Nur bei der Wohnsituation wird Signifikanz knapp verfehlt ($\chi^2(6) = 12.160, p = .058, n = 1536; V = .09$).

Mit einzelnen Chi-Quadrat-Tests wurden für alle Typenkombinationen Post-hoc-Vergleiche mit einer Bonferroni-Holm-Korrektur des α -Fehlerniveaus und entsprechender Anpassung der Signifikanz durchgeführt (Kap. 6.3.4). Bei den 2×2-Tabellen für Partnerschaft, Kinder und Wohnen wurde zusätzlich die Yates-Korrektur angewendet. Bei sieben Gruppen ergeben sich jeweils 21 Einzeltests. Ausgehend von einem $\alpha = .05$ ergibt das mit $.05/21$ ein neu adjustiertes α von $.0024$ für den ersten Vergleich. Dieses Niveau kann bei den Tests zum Familienstand schon der erste Vergleich von SPK vs. NAM mit der geringsten Überschreitungswahrscheinlichkeit ($\chi^2(3) = 14.372, n = 531$) angesichts eines $p = .0024$ bzw. eines angepassten $p = .0504$ ($21 \times .0024$) nicht unterschreiten. Ebenfalls nicht signifikant werden die Einzelvergleiche im Hinblick auf Kinder und Wohnen.

Tab. 15: Soziodemografie der DOKU-Klienteltypen

Variable	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
Alter								
Mittelwert	44.2	45.9	40.6	42.8	44.1	43.2	40.8	43.2
Standardabweichung	14.6	14.6	12.7	14.0	15.2	16.8	13.7	14.9
gültiges <i>n</i>	88	337	327	181	258	408	127	1726
Geschlecht								
männlich	28.2	32.1	32.7	28.6	39.2	34.5	32.3	33.4
weiblich	71.8	67.9	67.3	71.4	60.8	65.5	67.7	66.6
gültiges <i>n</i>	117	439	446	210	342	606	161	2321
Konfession								
evangelisch	37.9	34.7	28.7	32.4	28.2	35.3	21.6	31.6
katholisch	31.0	37.0	29.8	36.9	33.6	34.9	39.2	34.4
andere	8.6	7.5	8.4	3.6	12.8	5.5	6.8	7.6
keine	22.4	20.8	33.1	27.0	25.5	24.3	32.4	26.3
gültiges <i>n</i>	58	173	178	111	149	218	74	961
Familienstand								
ledig	28.6	42.9	38.2	33.1	35.9	32.5	43.5	36.7
verheiratet	44.2	30.1	38.6	35.6	40.9	42.5	25.2	37.3
geschieden	20.8	19.6	20.6	22.7	16.9	16.6	25.2	19.4
verwitwet	6.5	7.4	2.6	8.6	6.3	8.4	6.1	6.6
gültiges <i>n</i>	77	312	306	163	237	416	115	1626
Partnerschaft								
nein	39.5	58.8	45.4	47.7	44.2	38.8	64.8	47.3
ja	60.5	41.2	54.6	52.3	55.8	61.3	35.2	52.7
gültiges <i>n</i>	76	291	280	155	231	400	108	1541
Kinder								
nein	36.3	44.0	41.5	35.6	39.6	32.8	47.7	39.0
ja	63.7	56.0	58.5	64.4	60.4	67.2	52.3	61.0
gültiges <i>n</i>	80	277	299	163	217	408	111	1555
Wohnen								
alleine (außer Kinder)	43.8	52.2	45.7	51.0	44.6	43.3	56.2	47.5
mit anderen	56.2	46.8	54.3	49.0	55.4	56.7	43.8	52.5
gültiges <i>n</i>	73	301	265	157	222	413	105	1536
Hochschulreife								
nein	55.9	42.0	47.6	49.6	39.4	60.2	51.8	49.2
ja	44.1	58.8	52.4	50.4	60.6	39.8	48.2	50.8
gültiges <i>n</i>	59	193	231	131	175	256	83	1128
Studienabschluss								
nein	71.7	62.9	67.1	68.4	63.7	71.7	74.4	67.9
ja	28.3	37.1	32.9	31.6	36.3	28.3	25.6	32.1
gültiges <i>n</i>	60	197	237	136	179	283	90	1182
Berufstätigkeit								
nicht berufstätig	59.2	61.5	45.6	45.6	48.6	50.8	52.6	51.5
in Ausbildung/Beruf	40.8	38.5	54.4	54.4	51.4	49.2	47.4	48.5
gültiges <i>n</i>	49	205	182	103	208	264	97	1108
Gesamtes <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356

Anmerkungen. Alle Angaben außer für Alter in Prozent. Höchstes und niedrigstes Alter sowie Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Beim Aspekt der Partnerschaft sind hingegen sieben Einzeltestungen auch mit korrigiertem α -Fehlerniveau signifikant. Sie sind in Tabelle 16 aufgeführt und zeigen, dass an allen signifikanten Paarungen jeweils der NAM- und der IPR-Typ mit einem höheren Anteil an Singles beteiligt ist und der SPK, SIN, ASW- und MED-Typ mit jeweils höheren Anteilen von Personen mit fester Partnerschaft. Um die verschiedenen Facetten sozialer Bindung insgesamt in Beziehung setzen zu können, wurde für alle sieben Klienteltypen ein additiver Bindungsindex aus den Variablen „Ehestand“, „Partnerschaft“ und „Wohnsituation“ berechnet. Es wurde jeweils ein Punkt vergeben, wenn eine Person (1) in fester Partnerschaft ist, wenn sie (2) verheiratet ist und wenn sie (3) mit anderen, abgesehen von Kindern, einen Haushalt teilt. Der Mittelwert aus den drei Variablen wird als globales Maß für die Stärke der sozialen Bindung interpretiert. Der Bindungsindex b kann also Werte von 0 bis 1 annehmen und ein Wert von $b = 1$ wird erreicht, wenn alle genannten Bedingungen erfüllt sind. Ein Wert von $b = 0$ bedeutet hingegen, dass eine Person ledig, geschieden oder verwitwet ist, keine feste Partnerschaft hat und alleine wohnt. Die Gesamtstichprobe reduziert sich bei der Berechnung des Bindungsindex auf $n = 1323$, bei denen Angaben zu allen drei Bindungsvariablen vorliegen, und noch einmal auf $n = 1309$ Fälle, die eindeutig einem der sieben Klienteltypen zugeordnet werden können. Der durchschnittliche Bindungsindex b beträgt .50 mit einer Standardabweichung von .43.

Tab. 16: DOKU-Klienteltypen und signifikante Unterschiede in Partnerschaft

Nr.	Post-hoc-Einzelvergleiche			Chi-Quadrat-Test					Effekt
	Tests	Typen	α adjustiert	n	χ^2	df	p (Yates)	p angepasst	V
1	21	SPK – IPR	.0024	691	27.073	1	< .0001	< .0001	.198
2	20	SPK – NAM	.0025	508	23.415	1	< .0001	< .0001	.215
3	19	SIN – NAM	.0026	339	12.566	1	.0006	.0114	.193
4	18	ASW – NAM	.0028	388	11.806	1	.0009	.0162	.174
5	17	MED – NAM	.0029	184	11.546	1	.0012	.0204	.250
6	16	SIN – IPR	.0031	522	11.014	1	.0012	.0192	.145
7	15	ASW – IPR	.0033	571	10.278	1	.0018	.0027	.134

Anmerkungen. Die Chi-Quadrat-Tests wurden durchgeführt mit Bonferroni-Holm- α -Adjustierung und mit Yates-Korrektur. Die Spalte „Tests“ gibt jeweils die Zahl verbleibender Testungen an, durch die das ursprüngliche $\alpha = .05$ dividiert („ α adjustiert“) und jeweils mit p multipliziert („ p angepasst“) wird. Der erstgenannte Typ in der Spalte „Typen“ hat einen höheren Prozentsatz an Personen in fester Partnerschaft als der zweitgenannte.

Tabelle 17 zeigt, dass die Werte von minimal $b = .36$ beim NAM-Typ bis maximal $b = .58$ beim MED-Typ reichen. Die Rangreihe in der Höhe der Bindungsindizes weicht nur innerhalb der Koinzidenttypen von der Rangreihe der Anteile an fester Partnerschaft ab. Der Kruskal-Wallis-Test zeigt signifikante Effekte ($\chi^2(6) = 24.540, p \leq .001, n = 1309; r = .14$)

und bestätigt die festgestellten Zusammenhänge von Bindung mit Formenkreisen auf dem internalen und externalen Formenkreiskontinuum (Kap. 4.5.5). Post-hoc-Tests mit angepasster Signifikanz durch Bonferroni-Korrektur ergeben signifikante Unterschiede zwischen dem SPK- und dem NAM-Typ ($\chi = 3.658, p = .005, n = 422; r = .17$), dem SPK- und dem IPR-Typ ($\chi = 3.374, p = .016, n = 591; r = .14$) sowie dem NAM und dem MED-Typ ($\chi = 3.090, p = .042, n = 154; r = .25$). Eine Verwendung der weniger konservativen Bonferroni-Holm-Korrektur würde an der Zahl signifikanter Paarvergleiche nichts ändern.

Tab. 17: DOKU-Klienteltypen und Bindungsindizes

Bindungsindex	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
<i>M</i>	.576	.428	.507	.456	.523	.552	.364	.495
<i>SD</i>	.428	.424	.420	.427	.442	.435	.397	.431
<i>n</i>	66	247	232	136	197	343	88	1309

Anmerkungen. Angegeben sind die Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) der Bindungsindizes. Sie können Werte von 0 bis 1 annehmen.

Der signifikante Unterschied zwischen dem IPR- und dem SPK-Typ bestätigt die Ausführungen zur Vermeidung und Dynamik von Autonomie und Bindung im Zusammenhang mit den Modellen zur induzierten Inkonsistenz bei internalem Beeinflussungserleben vs. externalen Spukphänomenen (Kap. 3.4.3). Wenn wir den ANK-Typ, der keine eindeutige Zuordnung hat, einmal außen vorlassen, zeigen die Ergebnisse mit Blick auf die beiden Kontinua des Formenkreisspektrums (Kap. 4.5.5), dass ausgehend vom ASW-Typ auf dem internalen Formenkreiskontinuum soziale Bindung erst ab- (IPR-Typ) und dann extrem zunimmt (MED-Typ). Umgekehrt nimmt sie auf dem externalen Kontinuum vom SIN-Typ ausgehend zunächst zu (SPK-Typ) und dann extrem ab (NAM-Typ). Es findet sich hier also eine Systematik, bei der die Koinzidenttypen zu Beginn des Formenkreisspektrums eine vergleichbare Bindungsstärke im mittleren Bereich aufweisen und die folgenden, sich gegenüberstehenden Typen des internalen und externalen Kontinuums jeweils signifikant entgegengesetzte Ausprägungen haben.

7.3.4 Kontextbedingungen und Valenz der AgE

Hinsichtlich der Randbedingungen, unter denen AgE auftreten, divergieren die formenkreisbasierten Typen teilweise deutlich. Bei allen untersuchten Kontextvariablen ergeben Chi-Quadrat-Tests hochsignifikante Gruppeneffekte mit mittleren Effektstärken (Cramers *V*), wobei in Tabelle 18 eine Reihe von Unterschieden augenfällig ist.

Tab. 18: DOKU-Klienteltypen mit Kontext und Valenz der AgE

Variablen	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
Bewusstseinszustand								
wach	88.3	90.0	65.5	72.5	63.2	89.6	46.2	76.6
schlafbezogen	1.8	2.3	21.1	0.5	12.1	4.5	16.7	8.6
sowohl als auch	9.9	7.8	13.5	27.0	24.6	5.9	37.2	14.8
gültiges <i>n</i>	111	399	394	200	321	577	156	2158
Verändertes Bewusstsein								
normal	82.0	95.5	89.5	95.0	93.9	96.0	77.5	92.2
verändert	18.0	4.5	10.5	5.0	6.1	4.0	22.5	7.8
gültiges <i>n</i>	61	220	181	100	263	351	111	1287
Umstände des Auftretens								
spontan	54.9	76.2	83.8	87.0	79.8	91.9	69.0	81.7
induziert	20.6	14.5	9.2	3.3	7.9	5.2	7.6	8.8
sowohl als auch	24.5	7.0	7.0	9.8	12.2	2.9	23.4	9.5
gültiges <i>n</i>	102	345	359	184	317	519	145	1971
Subjektive Vorstellungen								
keine	3.1	3.2	13.1	12.7	8.8	13.4	15.6	10.0
vage/hypothetisch	48.5	37.6	55.8	63.1	55.6	64.2	54.1	54.1
konkret/fixiert	48.5	59.2	31.1	24.2	35.6	22.4	30.3	35.9
gültiges <i>n</i>	97	375	312	157	284	441	122	1788
Subjektive Valenz								
positiv	30.2	4.8	15.4	18.8	21.1	7.9	16.7	13.5
ambivalent	28.1	17.8	48.7	47.1	37.1	35.6	31.7	35.0
negativ	41.7	77.5	35.9	34.1	41.7	56.5	56.6	51.5
gültiges <i>n</i>	96	377	337	170	280	432	126	1818
Gesamtes <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben. Gruppenunterschiede mit Chi-Quadrat-Test bei allen Variablen mit $p \leq .001$ signifikant. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Einmal abgesehen vom NAM-Typ, der die erlebten Phänomene zu insgesamt 54 % ganz oder teilweise in schlafnahen Zuständen verortet, machen alle anderen Klienteltypen ihre AgE am häufigsten im Wachbewusstseinszustand. Dabei reichen die Anteile von 63 % beim SIN-Typ bis maximal etwa 90 % beim SPK, IPR- sowie MED-Typ ($\chi^2 = 335.801$; $df = 12$; $p \leq .001$; $n = 2158$; $V = .28$). Über veränderte Bewusstseinszustände ($\chi^2 = 56.864$; $df = 6$; $p \leq .001$; $n = 1287$; $V = .21$) berichten 23 % des NAM- und 18 % des MED-Typs, hingegen nur 4 % bis 5 % des SPK- und IPR-Typs. Die weiteren Umstände, unter denen AgE auftre-

ten, können ebenfalls sehr unterschiedlich ausgeprägt sein ($\chi^2 = 146.774$; $df = 12$; $p \leq .001$; $n = 1971$; $V = .19$). Der SPK-Typ sieht sich zu 92 % spontan und unvorbereitet mit AgP konfrontiert, während der MED-Typ in 21 % der Fälle die von ihm erlebten Phänomene absichtsvoll durch Praktiken und selbst induzierte veränderte Bewusstseinszustände hervorruft. Das gilt ebenfalls für einen Teil der AgP bei weiteren 25 % der MED-Klientel, die sowohl über spontane als auch über selbst induzierte Phänomene berichten.

Subjektive Vorstellungen bzw. Erklärungen für ihre AgE ($\chi^2 = 158.096$; $df = 12$; $p \leq .001$; $n = 1788$; $V = .21$) haben insbesondere der IPR- und der MED-Typ, wobei es sich bei 59 % bzw. 49 % um konkrete und mitunter auch sehr fixierte Überzeugungen handelt. Nur jeweils 3 % der beiden Typen haben keine bestimmte Vermutung, was vor sich gehen könnte. Bei allen anderen Klienteltypen sind vage Ideen über mögliche Hintergründe der AgP vorherrschend. Beim SPK-Typ haben beispielsweise nur 22 % dezidierte Vermutungen über die Ursachen der von ihnen beobachteten Phänomene. Am häufigsten geben der NAM-Typ mit 16 % und zu jeweils 13 % der SPK- und der ASW-Typ an, keine Vorstellung zu haben. Die Frage nach der subjektiven Valenz ($\chi^2 = 211.982$; $df = 12$; $p \leq .001$; $n = 1818$; $V = .24$) beantwortet mit einem Anteil von 30 % vor allem der MED-Typ positiv. Nur 5 % der Ratsuchenden des IPR-Typs bewerten ihre Erfahrungen positiv und für 78 % sind sie eindeutig negativ. Besonders ambivalent betrachten der ASW- und der ANK-Typ ihre AgE. Jeweils annähernd die Hälfte von ihnen haben zwiespältige Empfindungen zwischen Belastung und Bereicherung.

7.3.5 Allgemeine Belastung und Versorgung

Der Blick auf die in Tabelle 19 dargestellten DOKU-Informationen zur allgemeinen Belastung zeigt ebenfalls statistisch signifikante Gruppeneffekte. Mögliche Belastungsfaktoren werden vom Beratungspersonal aufgrund der von der Klientel berichteten Lebensumstände erfasst. Das Vorliegen von Belastungsfaktoren wie Trennungen, Todesfälle, Umzüge und Erkrankungen, Problemen am Arbeitsplatz oder der Kinder in der Schule und so weiter ist nicht gleichbedeutend mit tatsächlich empfundener Belastung. Deren Ausmaß hängt unter anderem auch von vorhandenen Ressourcen und Stressbewältigungsstrategien ab. Die Beratenden schätzen die empfundene und möglicherweise pathogen wirkende Belastung bei allen Klienteltypen höher ein als diese selbst. Aus Sicht der Beratenden liegen signifikante Typenunterschiede hinsichtlich sozialer ($\chi^2 = 12.854$; $df = 6$; $p = .045$; $n = 1329$; $V = .10$), körperlicher ($\chi^2 = 27.764$; $df = 6$; $p \leq .001$; $n = 993$; $V = .17$) und psychischer Belastungsfaktoren ($\chi^2 = 33.865$; $df = 6$; $p \leq .001$; $n = 1170$; $V = .17$) vor.

Tab. 19: DOKU-Klienteltypen mit potenzieller und konkreter Belastung

Variablen	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
potenzielle Belastung								
<i>soziale Faktoren</i>								
nein	17.9	9.2	13.9	15.4	10.6	13.8	21.6	13.4
ja	82.1	90.8	86.1	84.6	89.4	86.2	78.4	86.6
gültiges <i>n</i>	67	272	244	143	188	318	97	1329
<i>körperliche Faktoren</i>								
nein	26.4	20.9	43.0	37.5	34.1	35.7	41.7	33.7
ja	73.6	79.1	57.0	62.5	65.9	64.3	58.3	66.3
	53	220	179	96	126	235	84	993
<i>psychische Faktoren</i>								
nein	23.7	9.1	20.7	28.3	21.6	26.2	28.3	20.9
ja	76.3	90.9	79.3	71.7	78.4	73.7	71.7	79.1
gültiges <i>n</i>	59	264	217	113	162	263	92	1170
konkrete Belastung								
<i>Berater einschätzung</i>								
eher niedrig	23.7	10.0	25.4	28.1	18.4	19.2	29.0	20.1
eher hoch	76.3	90.0	74.6	71.9	81.6	80.8	71.0	79.9
gültiges <i>n</i>	76	309	252	146	206	317	100	1406
<i>Kliente einschätzung</i>								
eher niedrig	35.1	20.3	37.7	41.5	36.9	36.1	46.6	34.4
eher hoch	64.9	76.7	62.3	58.5	63.1	63.9	53.4	65.6
gültiges <i>n</i>	74	269	252	142	206	324	103	1397
gesamtes <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Besonders stark ausgeprägt sind schwierige Lebensbedingungen bei Personen des IPR-Typs. Soziale und psychische Konflikte liegen hier zu jeweils 91 % vor, Probleme im körperlich-gesundheitlichen Bereich zu 79 %. Das niedrigste Aufkommen sozial belastender Umstände liegt immer noch bei 78 % beim NAM-Typ. Der Anteil psychischer Belastungsfaktoren beträgt jeweils 72 % beim SIN- und NAM-Typ. Die wenigsten körperlichen Beeinträchtigungen weist der ASW-Typ mit 57 % auf. Insgesamt ist das von den Beratenden eingeschätzte Belastungspotenzial bei allen Klienteltypen hoch. Zwischen den Klienteltypen, die – abgesehen von ihren AgE – in der Mehrzahl angeben, durch psychosoziale Konflikte und körperliche wie psychische Beeinträchtigungen belastet zu sein, zeigt ein Chi-Quadrat-Test abermals signifikante Gruppeneffekte ($\chi^2 = 38.403$; $df = 6$; $p \leq .001$; $n = 1397$; $V = .17$). Der

höchste Prozentsatz findet sich beim IPR-Typ mit 77 %, der niedrigste beim ANK-Typ mit 53 %.

Bei der Interpretation dieser Ergebnisse ist zu bedenken, dass die Betroffenen ihre Lebenssituation unterschiedlich verarbeiten und bewerten. Belastungen werden nicht immer bewusst wahrgenommen und schwierige Situationen und Konflikte möglicherweise ausgeblendet oder geleugnet. So erklärt sich, dass die Beratenden ausgehend von bekannten Belastungsfaktoren und verfügbaren Informationen das tatsächliche Belastungsausmaß noch deutlich höher bei 72 % (ANK- und NAM-Typ) bis 90 % (IPR-Typ) ansiedeln. Die Typenunterschiede sind insgesamt auch hier signifikant ($\chi^2 = 35.788$; $df = 6$; $p \leq .001$; $n = 1406$; $V = .16$). Mit den Einschätzungen der Beratenden und den Angaben der Ratsuchenden bezüglich des durch verschiedene Stressoren hervorgerufenen Leidensdrucks korreliert auch die Häufigkeit, mit der entweder schon in der Vergangenheit oder zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme mit dem IGPP professionelle Hilfe in Anspruch genommen wurde. Der Typenvergleich („prof. Versorgung gesamt“) ist mit einem Chi-Quadrat-Test bei mittlerer Effektstärke signifikant ($\chi^2 = 92.084$; $df = 6$; $p \leq .001$ $n = 2356$; $V = .20$) und in Tabelle 20 ersichtlich.

Vom IPR-Typ nahmen 16 % psychosoziale Hilfe, 28 % Psychotherapie, 36 % psychiatrische Versorgung und 35 % psychopharmakologische Behandlung in Anspruch. Zusammengekommen wurden damit insgesamt 53 % der IPR-Betroffenen in mindestens einer oder aber auch in mehreren Formen professionell versorgt. Damit liegt der IPR-Typ weit über dem Versorgungsdurchschnitt von 37 %. Bei der Wahrnehmung alternativer Hilfs- und Heilungsangebote des alternativen Lebenshilfe- und Esoterikmarkts rangiert allerdings der MED-Typ mit 35 % noch vor dem IPR-Typ mit 32 %. Fasst man die professionelle und alternative Versorgung zusammen, folgt dem IPR-Typ mit 57 % der NAM-Typ mit 41 % nach. Das ist bemerkenswert, da die allgemeine Belastung des NAM-Typs sowohl von den Ratsuchenden mit 53 % als auch von den Beratenden mit 71 % im Vergleich mit den anderen Typen in geringstem Maße als „eher hoch“ eingeschätzt wurde (Tab. 19). Die geringste Versorgungsanspruchnahme zeigt der SPK-Typ mit 27 %. Bei den restlichen Typen liegen die Prozentsätze bei 38 % bis 39 %.

Bei allen Angaben zur therapeutischen und psychiatrischen Versorgung ist zu berücksichtigen, dass bei einem hohen Prozentsatz der Beratungsfälle mögliche Vorerfahrungen mit dem Gesundheitsversorgungssystem nicht näher exploriert wurden. Häufig ergab sich für die Beratenden kein Anlass zu einer Nachfrage oder die mit dem besonderen Beratungssetting verbundenen Umstände, etwa bei E-Mail-Kontakten, ließen keine entsprechende Exploration zu. Damit bleiben die tatsächlichen Verhältnisse also etwas unklar. Grundsätzlich kann aber

davon ausgegangen werden, dass zumindest die Häufigkeitsverhältnisse zwischen den Typen einigermaßen zutreffend abgebildet sind.

Tab. 20: DOKU-Klienteltypen und Inanspruchnahme von Versorgung

Variablen	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
psychosoziale Beratung	15.5	15.6	10.0	9.8	11.8	9.5	13.2	11.7
keine/nicht thematisiert	84.5	84.4	90.0	90.2	88.2	90.5	86.8	88.3
gültiges <i>n</i>	71	270	240	112	288	391	121	1493
Psychotherapie	16.5	28.1	27.1	26.5	21.5	16.4	27.9	23.1
keine/nicht thematisiert	83.5	71.9	72.9	73.5	78.5	83.6	72.1	76.9
gültiges <i>n</i>	121	448	451	211	344	61.	165	2356
Psychiatrie	27.3	35.7	16.2	19.9	13.7	8.4	19.4	18.6
keine/nicht thematisiert	72.7	64.3	83.8	80.1	86.3	91.6	80.6	81.4
gültiges <i>n</i>	121	448	451	211	344	61.	165	2356
Psychopharmaka	33.8	35.2	17.5	14.3	9.7	10.7	17.4	18.0
keine/nicht thematisiert	66.2	64.8	82.5	85.7	90.3	89.3	82.6	82.0
gültiges <i>n</i>	71	270	240	112	288	391	121	1493
prof. Versorgung gesamt	32.2	53.1	37.9	37.4	33.1	25.0	38.4	36.5
keine/nicht thematisiert	67.8	46.9	62.1	62.6	66.9	75.0	61.2	63.5
gültiges <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356
Alter. Vers./Esoterikszene	34.8	32.2	15.6	8.0	13.9	10.6	11.3	17.1
keine/nicht thematisiert	65.2	67.8	84.4	92.0	86.1	89.4	88.7	82.9
gültiges <i>n</i>	46	202	180	50	230	292	80	1080
Inanspruchnahme gesamt	38.8	56.7	39.2	37.9	37.5	27.1	41.2	39,1
keine/nicht thematisiert	61.2	43.3	60.8	62.1	62.5	72.9	58.8	60,9
gesamtes <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

7.3.6 Anzeichen psychischer Auffälligkeit

Vollständiger liegen Einschätzungen des Beratungspersonals hinsichtlich möglicher Hinweise vor, die auf eine psychische Auffälligkeit deuten könnten. Im oberen Teil zeigt Tabelle 21 die Ergebnisse der seit 2002 durchgeführten Einzelratings, aus denen deutlicher hervorgeht, an welchen Kriterien sich die global eingeschätzten Typenunterschiede festmachen lassen. Am stärksten fallen bei der Beurteilung die berichteten Symptome und das berichtete Beziehungsverhalten ins Gewicht. Die Einschätzung einer psychischen Auffälligkeit wird also weniger von direkten Verhaltensbeobachtungen im Beratungsprozess als vielmehr von den Selbstbeschreibungen der Ratsuchenden bestimmt, was besonders im Fall von E-Mail-Beratungen auch kaum anders möglich ist. Lediglich der IPR-Typ zeigt im Beratungsgesche-

hen häufiger auffällige Symptome (54 %) als er es nicht tut. Der SPK-Typ ist diesbezüglich (13 %) und auch in der beobachteten Beziehung am unauffälligsten (14 %). Hinsichtlich des letzten Kriteriums wird einzig der MED-Typ überwiegend als auffällig (54 %) wahrgenommen. Bei diesen Ratings sind die Gruppeneffekte mit einem Chi-Quadrat-Test hochsignifikant ($\chi^2 = 232.905$; $df = 12$; $p = \leq .001$, $n = 1811$; $V = .21$).

Tab. 21: DOKU-Klienteltypen und psychische Auffälligkeit

Variablen	Klienteltypen							gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM	
Beobachtete Beziehung								
eher nicht auffällig	46,3	51,1	70,7	70,0	73,3	85,5	72,2	69,8
eher auffällig	53,7	48,9	29,3	30,0	26,7	14,4	27,8	30,2
gültiges <i>n</i>	54	221	181	90	217	270	97	1130
Berichtete Beziehung								
eher nicht auffällig	32,6	18,4	39,2	54,8	49,3	64,6	53,8	44,7
eher auffällig	67,4	81,6	60,8	45,2	50,7	35,4	46,2	55,3
gültiges <i>n</i>	43	158	125	62	140	175	65	768
Beobachtete Symptome								
eher nicht auffällig	55,6	46,0	77,2	69,9	78,1	87,1	71,4	71,6
eher auffällig	44,4	54,0	22,8	30,1	21,9	12,9	28,6	28,4
gültiges <i>n</i>	45	202	162	83	196	248	84	1020
Berichtete Symptome								
eher nicht auffällig	19,1	9,2	50,7	49,4	59,5	65,6	50,6	44,9
eher auffällig	80,9	90,8	49,3	50,6	40,5	34,4	49,4	55,1
gültiges <i>n</i>	47	206	136	79	168	218	79	933
Globaleinschätzung								
nicht auffällig	21.5	6.3	27.9	31.5	31.2	36.1	30.8	26.2
eher nicht auffällig	24.7	18.0	27.3	28.1	30.8	32.5	31.8	27.4
eher auffällig	25.8	32.4	27.9	19.1	23.3	21.5	20.3	25.1
auffällig	28.0	43.3	16.9	21.3	14.7	9.9	17.3	21.3
gültiges <i>n</i>	93	367	337	178	279	424	133	1811
<i>n</i>	121	420	418	334	334	557	149	2180

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben. Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es sich nicht um Diagnosen handelt, sondern um subjektive Eindrücke, die auf berichteten und beobachteten Symptomen beruhen. Aufgrund der thematisierten Symptome und der im Beratungskontakt beobachteten Verhaltensweisen erscheint erwartungsgemäß der auch in den anderen Kategorien hervorstechende IPR-Typ mit einem Anteil von zusammengenommen 76 % als „eher auffällig“ oder „auffällig“. Der SPK-Typ hingegen wird nur zu einem Anteil von 31 % als auffällig eingeschätzt. Die

Unterschiede zwischen den beiden Typen sind konsistent mit dem Ausmaß der Belastungsfaktoren, die beim Spuk-Typ ebenso wie bei den weniger auffälligen Typen am stärksten im sozialen und nicht im psychischen Bereich liegen. Anhand der vierstufigen Skala (0 = „nicht auffällig“ bis 3 = „auffällig“) wurden zentrale Tendenzen errechnet, die Tabelle 22 zu entnehmen sind.

Tab. 22: DOKU-Klienteltypen und zentrale Tendenzen psychischer Auffälligkeit

Psychische Auffälligkeit	Klienteltypen						
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM
Median	2.00	2.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
Mittelwert	1.60	2.13	1.34	1.30	1.22	1.05	1.24
Standardabweichung	1.12	.92	1.06	1.13	1.04	.99	1.07
gültiges <i>n</i>	93	367	337	178	279	424	133
Gesamtes <i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165

Anmerkungen. Skalenwerte reichen von 0 („nicht auffällig“) bis 3 („auffällig“). Aufgrund fehlender Werte ist *n* für jede Variable unterschiedlich. Angaben beziehen sich auf den jeweils gültigen Stichprobenumfang.

Der Median gestattet nur wenig Differenzierung und unterscheidet lediglich zwischen den internalen IPR- und MED-Typen (2 = „eher auffällig“) auf der einen und den restlichen Formenkreisen auf der anderen Seite. Betrachten wir die Mittelwerte, weisen die Ratsuchenden mit internaler Präsenz und Dissoziation (IPR, MED) die höchsten Werte (2.1 bis 1.6), mit Koinzidenz (ASW, ANK) niedrigere Werte (1.3) und die external orientierten Formenkreise (SPK, SIN und NAM) die niedrigsten Werte (1.1 bis 1.2) auf. Den Unterschied zwischen internalen und externalen Typen unterstreichen Post-hoc-Tests mit angepasstem Signifikanzniveau (Bonferroni-Korrektur). Sie wurden im Anschluss an einen Kruskal-Wallis-Test ($\chi^2 = 220.272$; $df = 6$; $p = \leq .001$, $n = 1811$), der eine Effektstärke von $r = .35$ aufweist, durchgeführt. Acht Paarvergleiche wurden signifikant.

Die in Tabelle 23 aufgeführten Einzeltests heben noch einmal den IPR-Typ hervor, der sich von allen anderen Klientelgruppen signifikant unterscheidet und mit einer Effektstärke von $r = .49$ am stärksten vom SPK-Typ. Dieser weicht signifikant außerdem vom MED- und ASW-Typ ab. Bei vier weiteren Testungen unter IPR-Beteiligung sind die Effektstärken mit $r = .41$ (IPR-SIN), $.36$ (IPR-ASW, IPR-NAM) und $.35$ (IPR-ANK) besonders hoch. IPR- und SPK-Betroffene stehen sich damit nicht nur am deutlichsten gegenüber, was die Phänomenologie der Formenkreise angeht, sondern auch im Hinblick auf die Einschätzung ihrer psychischen Auffälligkeit. Bei diesem Ergebnis gilt es zu berücksichtigen, dass die Beraterurteile auf Situationen beruhen, in denen die Berichte über AgE im Vordergrund stehen. Andere Informationen über die Ratsuchenden sind häufig nur spärlich gegeben und konkrete

Beobachtungen im Beratungssetting oft nur begrenzt bzw. gar nicht möglich. Qualitäten, die unmittelbar mit den berichteten AgE einhergehen, fallen dann womöglich stärker ins Gewicht. Die Lokalisation von AgP im Selbstmodell wird im Unterschied zu AgP im Weltmodell andere klinische Störungsbilder und demzufolge andere Einschätzungen der psychischen Auffälligkeit nahelegen.

Tab. 23: Post-hoc-Einzelvergleiche zur psychischen Auffälligkeit der DOKU-Klienteltypen

Typenvergleich 1 versus 2	Post-hoc-Tests mit angepasster Signifikanz			Effektstärke
	<i>n</i>	ξ	<i>p</i>	<i>r</i>
SPK — IPR	791	-13.755	≤ .001	.49
SPK — MED	517	-4.369	≤ .001	.19
SPK — ASW	761	-3.605	.007	.13
MED — IPR	460	4.139	≤ .001	.19
NAM — IPR	500	8.007	≤ .001	.36
ANK — IPR	545	8.277	≤ .001	.35
ASW — IPR	704	9.511	≤ .001	.36
SIN — IPR	646	10.470	≤ .001	.41

Anmerkungen. Automatisch von SPSS nach Kruskal-Wallis-Test durchgeführte Post-hoc-Einzelvergleiche mit angepassten Signifikanzwerten (Bonferroni-Korrektur). Bestimmung der Effektstärken mit *r*.

Damit sind wir ans Ende der Darstellung der DOKU-Ergebnisse gelangt. Ihre ausführliche Diskussion erfolgt im Anschluss und in Verbindung mit den im Folgenden berichteten PAGE-Ergebnissen.

8 PAGE-Ergebnisse

Im Folgenden werden die explorativen Auswertungen und die Ergebnisse der mit dem PAGE-R an vier Stichproben erhobenen Daten dargestellt.

8.1 Vergleich der Stichproben

Mit dem PAGE-R wurden vier Stichproben untersucht, deren Erhebung bereits genauer beschrieben wurde (Kap. 6.1.2): IGPP-Ratsuchende (S1), Nahtoderfahrene (S2), Studierende (S3) und Schweizer Bevölkerung (S4).²⁸ Die PAGE-Stichprobe der Ratsuchenden ist weitgehend repräsentativ für die mit dem DOKU erfasste Klientel. Eine Gegenüberstellung der folgenden Tabelle 24 mit Tabelle 3 (Kap. 7.1.1) belegt dies insbesondere für die 2. Teilstichprobe von 2005 bis 2014. Im Folgenden werden die vier PAGE-Stichproben zunächst im Hinblick auf die jeweils erhobenen soziodemografischen Daten und dann bezüglich weiterer Variablen vergleichend dargestellt.

8.1.1 Soziodemografische Merkmale

Einen Überblick über die mit dem PAGE-R erfassten soziodemografischen Daten gibt Tabelle 24. Dieser lässt sich entnehmen, dass S2 und S4 etwa ausgewogen im Geschlechterverhältnis sind. In S1 entspricht der Frauenanteil von 70 % in etwa dem IGPP-Beratungsaufkommen, das bei 67 % liegt. In S3 ist der Frauenanteil mit 83 % sehr hoch und außerdem weicht das Durchschnittsalter, da es sich um Studierende handelt, mit etwa 24 Jahren extrem von den anderen Stichproben ab. In S1 und S2 liegt es mit 49 und 51 Jahren auf vergleichbarer Höhe. In S4 liegt es bei 39 Jahren, wobei hier die Teilnahmebeschränkung auf Probanden im Alter von 20 bis 60 Jahren zu berücksichtigen ist.

Beim Thema Religionszugehörigkeit sei vorweggenommen, dass andere als die christlichen Konfessionen in keiner Stichprobe von besonderer Bedeutung sind. Die Anteile schwanken zwischen weniger als 4 % in S3 und 7 % in S4. S1 und S4 weisen vergleichbare Religionszugehörigkeiten auf: Sie sind, grob zusammengefasst, zu jeweils einem Drittel katholisch oder evangelisch und zu einem Drittel ohne Religionszugehörigkeit. In S2 sind fast die Hälfte der Nahtoderfahrenen konfessionslos, während der Rest zu gleichen Anteilen evangelisch und katholisch ist. In S3 gehören rund 80 % der Studierenden noch einer Konfession an, wobei 46 % evangelisch sind.

²⁸ Die Zuordnung der Abkürzungen und Stichproben wird im fortlaufenden Text immer wieder „aufgefrischt“.

Tab. 24: Soziodemografie der PAGE-Stichproben (S1–S4)

Variablen			Stichproben			
			S1	S2	S3	S4
53	Geschlecht	männlich	30.1	44.3	17.4	47.0
		weiblich	69.8	55.7	82.6	53.0
54	Alter	Mittelwert	49.3	50.7	23.6	38.9
		Standardabweichung	13.8	12.6	4.6	11.2
55	Konfession	evangelisch	32.0	23.9	45.8	32.1
		katholisch	28.6	23.9	32.6	30.3
		andere	5.6	5.1	3.6	7.0
		keine	33.8	47.2	18.0	30.6
56	Familienstand	ledig	33.5	29.5	95.2	41.6
		verheiratet	39.7	36.9	4.2	43.4
		geschieden	20.2	31.8	0.6	13.9
		verwitwet	6.6	1.7	-	1.0
57	Partnerschaft	ohne feste Partnerschaft	43.4	43.8	49.1	27.5
		mit fester Partnerschaft	56.6	56.3	50.9	72.5
58	Kinder	keine Kinder	40.8	34.1	95.8	47.4
		ein oder mehrere Kinder	59.2	65.9	4.2	52.6
59	Wohnsituation	alleine (ggf. abgesehen von Kindern)	42.8	46.6	22.2	30.6
		mit (Ehe-)Partner oder anderen	57.2	53.4	77.8	69.4
60	Schulabschluss	Hauptschule	13.7	9.7	-	
		Mittlere Reife	30.4	29.5	-	
		Fach-/Hochschule	50.7	54.5	98.5	
		anderer/ohne Abschluss	5.2	6.3	1.5	
61	Berufsabschluss	Lehre/Fachschule	43.5	38.1	18.9	
		Fach-/Hochschule	36.4	46.0	28.4	
		anderer Abschluss	8.6	10.8	6.3	
		kein Abschluss	11.5	5.1	46.4	
60/61	Höchste Ausbildung (nur Schweiz)	obligatorische Schulzeit				11.5
		Berufslehre oder Vollzeitschule				42.4
		Maturitäts- oder Mittelschule	-	-	-	11.8
		(Fach-)Hochschule, höhere Berufs- /Fachausbildung				34.3
62	Gegenwärtige Haupttätigkeit	in Schule/Ausbildung	5.5	4.5	80.2	7.8
		berufstätig	47.6	50.6	3.3	73.2
		Hausmann/-frau	8.9	3.4	-	14.7
		in Pension/Rente	22.9	21.6	0.3	4.3
		arbeitslos/erwerbsunfähig/sonstiges	15.1	19.9	16.2	k. A.
		<i>n</i>		272	176	334

Anmerkungen. Alle Angaben außer für Alter in Prozent. Schul- und Berufsabschluss wurden in der Schweizer Studie nicht separat, sondern in den Kategorien unter „höchste Ausbildung“ erfasst.

Beim Familienstand unterscheiden sich S1 mit 20 % und S2 mit 32 % am stärksten im Anteil der Geschiedenen, der in S4 nur 14 % beträgt. Der Anteil der Ledigen, in S3 altersbedingt noch 95 %, liegt in S4 mit 42 % deutlich höher als in S1 und S2. In S4, also der Normalbe-

völkerung, befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung 73 % in fester Partnerschaft, während es in den anderen Stichproben lediglich 51 % bis 57 % waren. Mit einem Anteil von 66 % haben die Nahtoderfahrenen in S2 am häufigsten Kinder. In S1 sind es 59 %, in S4 53 % und in S3 lediglich 4 %. In S1 führen 43 % und in S2 47 % ihren Haushalt alleine oder alleinerziehend mit Kindern, in S4 sind es 31 % und in S3 nur 22 %. Das heißt, dass in den Normalbevölkerungsstichproben 70 % (S4) bis 80 % (S3) in Ehe, Partnerschaft oder Wohngemeinschaft mit anderen Personen zusammenlebten.

Die Schul- und Berufsabschlüsse sind, abgesehen von den Studierenden in S3, in S1 und S2 mit 51 % bzw. 53 % Fachhochschulabgängern und Abiturienten sowie 36 % bzw. 46 % Hochschulabschlüssen höher als in der Schweizer Bevölkerung (siehe Vergleichszahlen für die deutsche Bevölkerung unter 6.1.2). Allerdings sind nur etwa die Hälfte der Befragten aus S1 und S2 berufstätig, in S4 dagegen über 70 %, Angaben zur Arbeitslosigkeit fehlen, die Quote betrug 2011 in der Schweiz 3,6 % (Bundesamt für Statistik, 2012, S. 6). Auffällig sind die hohen Anteile der Rentner und Pensionäre in S1 und S2 mit jeweils über 20 % im Vergleich zu 4 % in S4. Ob sich diese allein durch das um etwa 10 Jahre höhere Durchschnittsalter in S1 und S2 erklären lassen, bleibt offen.

Insgesamt sind sich die Stichproben S1 und S2 soziodemografisch recht ähnlich. Sie heben sich gleichermaßen im Hinblick auf Familienstand und Partnerschaft von der Schweizer Bevölkerung ab. S3 weicht verständlicherweise in allen Kategorien erheblich von den anderen Stichproben ab.

8.1.2 Häufigkeit von Phänomenen

Wenden wir uns nun den einzelnen Items zu. Tabelle 25 bringt eine Auflistung aller 32 AgP-Items mit Mittelwerten und Standardabweichungen. Zur besseren Übersicht sind die Items im Folgenden außer mit ihrer Nummer im PAGE-R durch einen vorangestellten Großbuchstaben gekennzeichnet, welcher der hauptsächlich mit ihrem ursprünglichen AgP-Block assoziierten Grundklasse entspricht. Dass die Itemblöcke nicht eins zu eins mit den Grundklassen gleichzusetzen sind und Items Mehrdeutigkeiten aufweisen können, wurde ausführlich diskutiert (Kap. 5.1.2).

Als Erstes lässt sich feststellen, dass bis auf drei Ausnahmen alle Items ihre höchsten Werte in S2 erreichen. Lediglich kinetische (E02) und akustische (E05) Phänomene sowie taktile Sensationen (D32) treten häufiger in S1 auf. Allen drei Phänomenen ist gemeinsam, dass sie external sind und mit dem SPK- und NAM-Formenkreis in Verbindung stehen. Auch taktile Sensationen gehören, wie wir wissen, zur externalen Grundklasse, obwohl sie im Block der psychophysischen Dissoziationen aufgeführt sind.

Tab. 25: AgP-Häufigkeiten in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

AgP-Items	Stichproben								
	S1		S2		S3		S4		
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	
E01	Optische Phänomene	1.15	1.23	1.59	1.33	.58	.77	.73	.89
E02	Kinetische Phänomene	.79	1.12	.70	1.03	.35	.68	.37	.73
E03	Unsichtbare Anwesenheit	1.75	1.37	2.25	1.30	.82	1.01	1.00	1.05
E04	Ausgelöstes Erwachen	1.23	1.32	1.44	1.35	.65	.88	.58	.88
E05	Akustische Phänomene	.99	1.26	.98	1.24	.63	.85	.60	.87
E06	Olfaktorische Phänomene	.77	1.07	.91	1.17	.49	.78	.62	.92
E07	Thermische Phänomene	.89	1.20	1.29	1.27	.44	.75	.67	.95
E08	AnkündigungspHänomene	.73	1.08	1.20	1.35	.41	.77	.58	.91
I11	Visuelle Phänomene	1.64	1.39	2.03	1.44	1.49	1.22	1.08	1.03
I12	Fremdartige Gedanken	1.50	1.39	1.87	1.33	.86	.99	.69	.93
I13	Auditive Phänomene	.81	1.27	.86	1.22	.29	.64	.32	.69
I14	Fremdartige Gefühle	1.29	1.39	1.59	1.32	.87	1.02	.70	.94
I15	Wesensveränderung	.61	1.01	1.34	1.33	.61	.88	.53	.87
I16	Leibliche Empfindungen	1.25	1.41	1.30	1.37	.64	.92	.61	.92
I17	Begegnungen im Traum	1.43	1.37	1.97	1.41	.90	1.12	.80	1.00
I18	Fremdbeeinflussung	.90	1.33	1.36	1.42	.33	.72	.42	.81
K21	Hellsehen	1.10	1.31	1.43	1.39	.44	.78	.65	.93
K22	Telepathie	1.69	1.40	2.04	1.32	1.18	1.14	1.00	1.06
K23	Sinnvolle Fügungen	1.77	1.33	2.34	1.30	1.23	1.21	1.10	1.09
K24	Präkognition	1.75	1.43	2.26	1.34	1.03	1.09	1.03	1.05
K25	Déjà-vu	1.30	1.25	1.76	1.34	1.34	1.02	1.21	1.08
K26	Höhere Ordnung	1.15	1.34	1.88	1.47	.58	.94	.57	.93
K27	Wahrträume	1.49	1.37	1.70	1.48	.94	1.06	1.00	1.07
K28	Wahrsagepraktiken	.63	1.02	.98	1.32	.25	.63	.63	.98
D31	Körperveränderungen	.34	.83	.56	1.00	.49	.83	.46	.82
D32	Taktile Empfindungen	.84	1.22	.74	1.04	.21	.57	.35	.73
D33	Automatismen	.46	1.02	.56	1.00	.37	.70	.33	.69
D34	Außerkörperlichkeit	.63	1.04	1.66	1.37	.29	.65	.38	.77
D35	Körperattacken im Schlaf	.58	1.06	.66	1.09	.15	.51	.24	.62
D36	Schlafparalyse	.69	1.06	.92	1.24	.37	.73	.40	.75
D37	Sexuelle Fremdstimulation	.27	.80	.34	.83	.06	.28	.15	.53
D38	Fremdbesetzung	.27	.81	.35	.79	.05	.26	.15	.53
	<i>n</i>	272		176		334		1351	

Anmerkungen. Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für jedes Item auf einer Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Werte < .30 gelten als extrem schwierig (Kap. 6.6.1) und sind fett hervorgehoben.

Während sich zwischen S1 und S2 mit ihren hohen Werten markante Unterschiede in den Betonungen der Phänomene finden, sind sich S3 und S4 mit erheblich niedrigeren und vergleichbaren Werten sehr ähnlich. Insgesamt spielt im Bereich der externalen Phänomene die Wahrnehmung einer unsichtbaren Anwesenheit (E3) mit Werten von 0.8 (S3) bis 2.3 (S2) in allen Stichproben eine wichtige Rolle. Abgesehen von S2, in der die Werte insgesamt hoch sind, haben in S1 mit Werten über 1.0 noch optische Phänomene und Erscheinungen (E1) sowie zum Erwachen führende externalen Phänomene (E4) eine besondere Bedeutung.

Bei den internalen Wahrnehmungen werden in allen Stichproben mit Höchstwerten von 1.1 (S4) bis 2.0 (S2) außergewöhnliche innere visuelle Eindrücke und Vorstellungen (I11) an erster Stelle genannt. Werte über 1.0 erreichen in S1 des Weiteren fremdartige Gedanken (I12), fremdartige Gefühle (I14), leibliche Empfindungen (I16) und außergewöhnliche Begegnungen in Träumen (I17).

Bei den außergewöhnlichen Formen des Wissens bzw. Koinzidenzphänomenen bleiben in S1 und S2 nur die Wahrsagepraktiken (K28) unter 1.0. Ansonsten bewegen sich die Mittelwerte im Bereich von 1.1 (S1) beim Hellsehen (K21) bis 2.3 (S2) bei den sinnvollen Fügungen, die in allen Stichproben relativ häufig sind. S3 und S4 erreichen bei den Koinzidenzitems deutlich höhere Werte als bei den anderen Items, insbesondere bei den Déjà-vu-Erlebnissen mit 1.3 und den sinnvollen Fügungen mit 1.2.

Von den psychophysisch-dissoziativen und den internalen-leiblichen sowie external-körperlichen Phänomenen, die oft mit diesen verknüpft sind, haben in S3 und S4 die Schlafparalyse (D36) und ungewöhnliche Körperveränderungen (D31) den höchsten Stellenwert, wobei auch sie mit Werten im Bereich von bis 0.5 ziemlich selten sind. In S2 tritt die Außerkörperlichkeit (D34), die typisch für die Phänomenologie der Nahtoderfahrungen ist, mit 1.7 am häufigsten auf, und auch die Schlafparalyse erreicht mit 0.9 hier den höchsten Wert. In S1 liegt die Außerkörperlichkeit, die typischerweise im Schlaf oder in schlafnahen Zuständen auftritt, etwa gleichauf mit der Schlafparalyse.

Bevor weitere Details untersucht werden, gibt Tabelle 26 einen Überblick über die Gesamtmittelwerte und Standardabweichungen der vier AgP-Itemblöcke, die auf Basis ihrer jeweils acht Items berechnet wurden. Die höchsten Werte erzielen in allen vier Bereichen die Nahtoderfahrenen (S2), gefolgt von den Ratsuchenden (S1) mit Häufigkeiten, die bei allen Itemblöcken um etwa 20 % bis 25 % niedriger sind. Die Studierenden (S3) und die Schweizer Bevölkerung (S4) erreichen lediglich Werte, die weit darunter liegen und in keinem AgP-Itemblock mehr als 50 % des Niveaus von S2 erreichen. Dass Personen aus S3 und S4 seltener als Ratsuchende über AgE berichten, entspricht den Erwartungen. Dass Personen mit Nahtoderfahrungen die Ratsuchenden in der AgE-Häufigkeit übertreffen, lässt sich besser einordnen, wenn die Kontextfaktoren berücksichtigt werden (Kap. 10.6.3). Dabei zeigt sich,

dass Nahtoderfahrene nicht nur häufiger in der Esoterikszene verkehren, sondern sich auch wesentlich intensiver mit psycho-spirituellen Praktiken beschäftigen als die IGPP-Klientel.

Tab. 26: AgP-Itemblock-Gesamthäufigkeiten in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

AgP-Itemblöcke	Stichproben															
	S1				S2				S3				S4			
	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max
Phänomene in Umwelt	.88	1.04	.79	2.41	1.25	1.30	.87	2.68	.38	.55	.50	1.62	.38	.64	.64	1.60
Innere Wahrnehmungen	1.00	1.18	.87	2.68	1.56	1.54	.98	2.85	.63	.75	.61	2.00	.50	.64	.65	1.60
Formen des Wissens	1.25	1.36	.90	2.68	1.88	1.80	.98	3.02	.75	.88	.65	2.14	.75	.90	.75	1.92
Körperliche Erfahrungen	.25	.51	.66	1.53	.50	.72	.70	2.07	.13	.25	.34	1.01	.13	.31	.50	.95
Itemblöcke gesamt	.92	1.02	.64	3.22	1.31	1.34	.72	3.39	.50	.60	.43	2.58	.44	.62	.56	2.30
<i>n</i>	272				176				334				1351			

Anmerkungen. Angegeben werden Median (*MD*) Mittelwert (*M*), Standardabweichung (*SD*) und Maximalwert (*Max*) für jeden AgP-Itemblock auf Grundlage der jeweiligen Gesamtmittelwerte der je 8 Items auf einer Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“).

Bemerkenswerter als die Häufigkeitsunterschiede ist der Umstand, dass die proportionalen Anteile der vier Itemblöcke mit der Gesamthäufigkeit der AgP bei allen Stichproben vergleichbar sind. Die Formen des Wissens sind immer dominant und weisen mit 0.9 (S4) bis 1.8 (S2) mehr als doppelt so hohe Mittelwerte in allen Stichproben auf wie jeweils die körperlichen Erfahrungen mit 0.3 (S3) bis 0.7 (S2). Dazwischen liegen innere Wahrnehmungen mit 0.6 (S4) bis 1.5 (S2) sowie Phänomene in der Umwelt mit 0.6 (S3) bis 1.3 (S2).

Abbildung 26 illustriert die Ausprägung der vier Itemblöcke bei allen vier Stichproben mit einem Spinnennetzdiagramm, wobei durchgezogene Linien die Mittelwerte- und gestrichelte Linien die Maximalwerte darstellen. Die Ähnlichkeit der Profile springt sofort ins Auge. Zudem sind sie bei S3 und S4 fast deckungsgleich. Angesichts der Skala von 0–4, die „nie“ bis „sehr häufig“ entspricht, erscheinen selbst die bei den Formen des Wissens (Koinzidenzphänomene) erreichten Höchstwerte von 0.9 (S4) bis 1.8 (S2) vielleicht noch niedrig. Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, dass etwa eine Person, die permanent Stimmen hört, aber sonst keine internalen Phänomene erlebt, beim internalen Block mit acht Items einen arithmetischen Skalenmittelwert von 0.5 erreicht, der „nie“ bis „selten“ entspricht. In der Beratungspraxis sind deshalb die Maximalwerte von Interesse, denn der Grad der Belastung kann bei nur einem einzelnen Phänomen, das häufig auftritt, sehr hoch sein.

Kruskal-Wallis-Tests ergeben, dass die Mittelwertunterschiede ($n = 2133$) bei den vier Itemblöcken „Phänomene in der Umwelt“ ($\chi^2(3) = 171.569$); „innere Wahrnehmungen“

($\chi^2(3) = 232.703$); „Formen des Wissens“ ($\chi^2(3) = 185.348$) und „körperliche Erfahrungen“ ($\chi^2(3) = 126.098$) sowie die AgE-Gesamtmittelwerte ($\chi^2(3) = 260.913$) alle mit $p \leq .001$ signifikant sind. Anschließend durchgeführte Post-hoc-Tests (Dunn-Bonferroni) schlüsseln auf, dass sich die Werte aller Skalen zwischen allen Stichproben außer S3 und S4, bei denen dies nur auf „innere Wahrnehmungen“ zutrifft, signifikant unterscheiden.

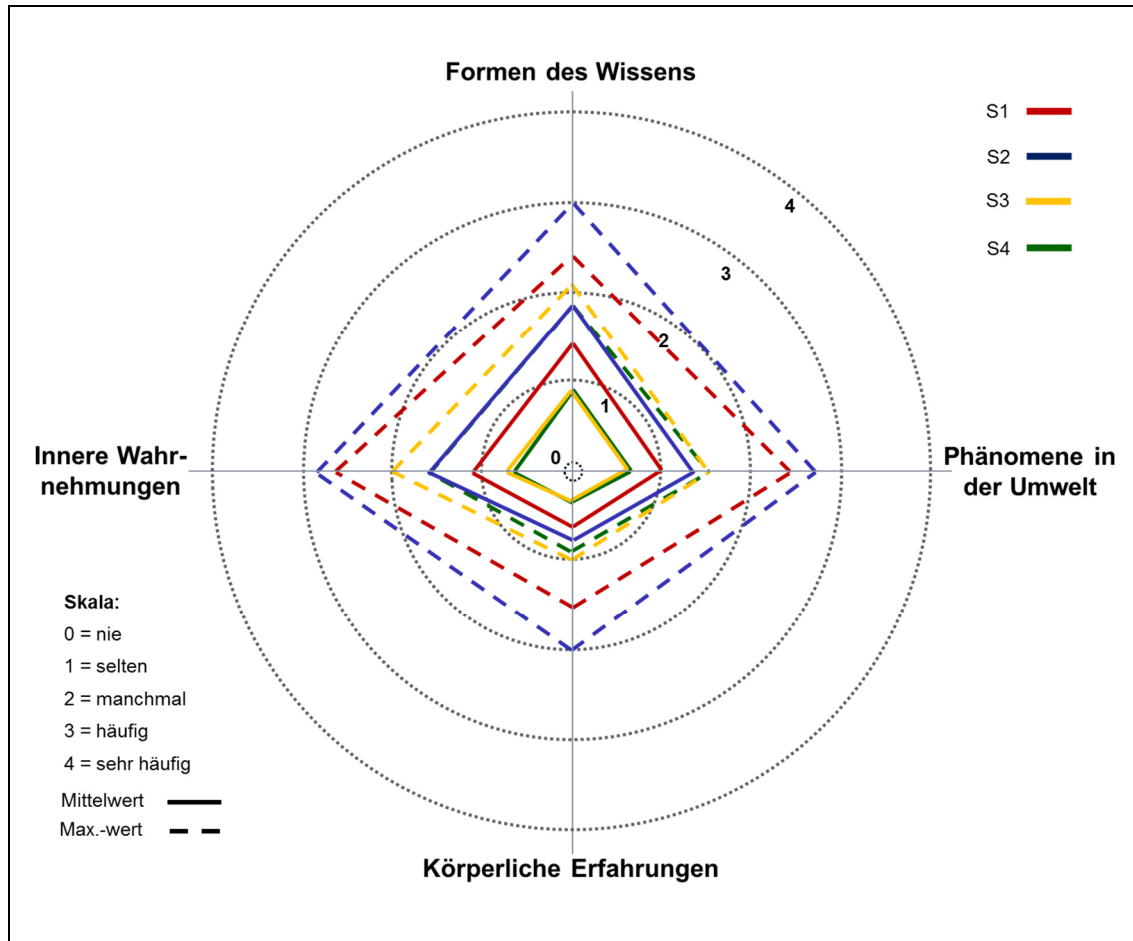


Abb. 26: Häufigkeit von Phänomenen der vier AgP-Itemblöcke des PAGE-R (S1–S4)

Das Diagramm zeigt die Mittelwerte und Maximalwerte (gestrichelte Linien), die in den Stichproben S1 bis S4 auf Grundlage der jeweils 8 Items der 4 Itemblöcke auf der Häufigkeitsskala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“) erreicht wurden. Die Proportionalität der Häufigkeiten ist bei allen Stichproben vergleichbar. Die höchsten Werte erzielen in allen Grundklassen die Nahtoderfahrenen (S2). Die IGPP-Klientel (S1) hat geringere, aber deutlich höhere Werte als die Studierenden (S3) und die Schweizer Bevölkerung (S4), die ein fast deckungsgleiches Profil aufweisen.

Tabelle 27 zeigt, dass die Effektstärken beim Vergleich von S2 und S3, die bis zu $r = .45$ (Phänomene in der Umwelt) erreichen, am höchsten sind. Auch in der Relation von S2 und S4 sind sie mit bis zu $r = .32$ (innere Wahrnehmungen) recht hoch. Unter Beteiligung von S1 wird mit S4 die höchste Effektstärke von $r = .26$ (innere Wahrnehmungen) erreicht. Am

geringsten fallen die Effektstärken, wenn man von S3 und S4 ganz absieht, beim Paarvergleich von S1 und S2 mit maximal $r = .20$ (Formen des Wissens) aus.

Tab. 27: Post-hoc-Einzelvergleiche zur AgP-Häufigkeit in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Ver- gleiche	<i>n</i>	AgP-Itemblöcke														
		Phänomene in der Umwelt			Innere Wahrnehmungen			Formen des Wissens			Körperliche Erfahrungen			gesamt		
		\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>
S1–S2	448	-2.791	.005	.13	-3.028	.002	.14	-4.154	≤.001	.20	-4.086	≤.001	.19	-3.472	.001	.16
S1–S3	606	7.753	≤.001	.31	5.735	≤.001	.23	6.344	≤.001	.26	4.583	≤.001	.19	7.910	≤.001	.32
S1–S4	1623	8.357	≤.001	.21	10.527	≤.001	.26	8.041	≤.001	.20	6.115	≤.001	.15	10.813	≤.001	.27
S2–S3	510	9.967	≤.001	.45	8.174	≤.001	.36	9.877	≤.001	.44	8.262	≤.001	.37	10.542	≤.001	.47
S2–S4	1527	10.300	≤.001	.26	12.386	≤.001	.32	11.683	≤.001	.30	10.003	≤.001	.26	13.158	≤.001	.34
S3–S4	1685	-1.273	.203	.03	3.783	≤.001	.09	.266	.790	.01	.525	.600	.01	1.187	1	.03

Anmerkungen. Automatisch von SPSS nach Kruskal-Wallis-Test durchgeführte Post-hoc-Einzelvergleiche mit angepassten Signifikanzwerten (Bonferroni-Korrektur). Wenn die Stichprobe in der linken Spalte unter „Vergleich“ höhere Werte auf einer Skala hat als die Stichprobe in der rechten Spalte, sind die \bar{x} -Werte des Vergleichs positiv, im umgekehrten Fall haben sie ein negatives Vorzeichen. Bestimmung der Effektstärken mit *r*.

Mit diesen Ergebnissen bestätigt sich der Befund der ersten PAGE-Vergleichsstudie (Fach et al., 2013). Die fast identischen Mittelwerte der damals noch kleineren IGPP-Stichprobe ($n = 167$), die hier in S1 eingeschlossen ist, und der Schweizer Normalbevölkerung, die S2 entspricht, wurden seinerzeit mittels eines Permutationstests untersucht. Dabei erwiesen sich die Unterschiede zwischen beiden Gruppen bei allen vier Itemblöcken ebenfalls als hoch signifikant ($p \leq .001$). Vieles deutet demnach darauf hin, dass die Phänomene der AgP-Grundklassen in verschiedenen Populationen in vergleichbaren proportionalen Verhältnissen aber unterschiedlichen Häufigkeiten auftreten.

8.1.3 Aktualität der berichteten AgE

Probanden, die mindestens ein Phänomen eines AgP-Itemblocks des PAGE-R mit $> 0 =$ „nie“ angegeben haben, werden anschließend mit den Items 9, 19, 29 bzw. 39 gegeben, anzukreuzen, in welchen der genannten Zeitfenster (in den letzten 12 Monaten, letzten 5 Jahren, letzten 10 Jahren, vor mehr als 10 Jahren, vor dem 18. Lebensjahr) die AgP des jeweiligen Itemblocks aufgetreten sind. Eine ausführliche Analyse der zeitlichen Dimensionen von AgE wird später unter 10.2 gegeben. Zunächst fasst Tabelle 28 zusammen, wann beobachtete Phänomene der vier Itemblöcke in den Stichproben jeweils zuletzt aufgetreten sind. Dabei überrascht es nicht, dass S1 über die aktuellsten Erfahrungen verfügt. Jeweils 36 % bis 60 % der Ratsuchenden hatten noch in den letzten 12 Monaten vor der Datenerhebung

AgE. In S2 sind es 26 % bis 44 %, in S3 26 % bis 60 % und in S4 erreichen die Prozentsätze 17 % bis 36 %.

Tab. 28: Letztmaliges Auftreten von AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Itemblöcke	letztmaliges Auftreten	Stichproben			
		S1	S2	S3	S4
Phänomene in Umwelt					
	in den letzten 12 Monaten	51.2	40.5	37.6	27.1
	vor ein bis fünf Jahren	16.3	16.7	28.0	23.0
	vor mehr als fünf Jahren	22.9	38.1	21.7	34.9
	noch niemals aufgetreten	9.7	4.8	12.7	14.9
innere Wahrnehmungen					
	in den letzten 12 Monaten	60.1	44.4	59.6	30.4
	vor ein bis fünf Jahren	15.5	18.5	17.4	20.5
	vor mehr als fünf Jahren	18.6	33.3	13.4	31.3
	noch niemals aufgetreten	5.8	3.6	9.6	17.8
Formen des Wissens					
	in den letzten 12 Monaten	59.7	42.9	56.2	32.5
	vor ein bis fünf Jahren	13.6	16.7	20.8	22.5
	vor mehr als fünf Jahren	20.9	35.7	17.1	36.4
	noch niemals aufgetreten	5.8	4.8	5.9	8.6
körperliche Erfahrungen					
	in den letzten 12 Monaten	35.7	25.6	25.8	17.0
	vor ein bis fünf Jahren	14.7	19.0	21.7	13.6
	vor mehr als fünf Jahren	21.7	39.3	13.7	24.4
	noch niemals aufgetreten	27.9	16.1	38.8	44.9
<i>n</i>		258	168	322	1139

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Höchste Werte je Itemblock und Stichprobe fett. Erläuterungen im Text.

Für alle Stichproben gilt, dass die unter „körperliche Erfahrungen“ gefassten Phänomene am seltensten und – außer in S4, wo es die „Formen des Wissens“ sind – „innere Wahrnehmungen“ am häufigsten auftraten. Bemerkenswert sind die Prozentsätze von Studierenden, die in den letzten 12 Monaten mit außergewöhnlichen inneren Wahrnehmungen (60 %) und Formen des Wissens (56 %) zu tun hatten. Sie übertreffen diesbezüglich S2 und reichen an S1 heran. Dagegen setzt sich S4 deutlich mit der geringsten AgE-Aktualität von den anderen Stichproben ab, und hier finden sich auch in allen Bereichen jeweils die meisten Personen, bei denen noch nie Phänomene aufgetreten sind. Insbesondere haben 45 % der Schweizer Normalbevölkerungstichprobe noch nie außergewöhnliche körperliche Erfahrungen ge-

macht. Bei den deutschen Studierenden sind es 39 %. Insgesamt am geringsten ist der Unterschied zwischen allen Stichproben bei den außergewöhnlichen Formen des Wissens. Nur 5 % (S2) bis 9 % (S4) geben an, sie zu keiner Zeit erlebt zu haben.

Der hohe Anteil aktueller innerer Wahrnehmungen und Formen des Wissens bei den „normalen“ Studierenden im Vergleich zur Schweizer Normalbevölkerung deckt sich mit Ergebnissen der repräsentativen Bevölkerungsumfrage, die Schmidt-Knittel und Schetsche (2011) in Deutschland durchgeführt haben. Demnach berichten Menschen mit zunehmendem Alter signifikant seltener über AgE. Während 90 % der Befragten unter 30 Jahren angaben, im Leben schon mindestens eine AgE gemacht zu haben, waren es in der Gesamtstichprobe nur 73 % (Schmied-Knittel, 2015b). Es scheint also altersspezifische Absinkungseffekte zu geben, die noch genauer zu untersuchen (Kap. 10.4) und zu diskutieren (Kap. 11.2.4) sind.

8.1.4 Kontext und Valenz

Unter welchen Randbedingungen treten AgE auf, welche Auslöser kommen in Betracht und wie bewerten die Betroffenen ihre Erfahrungen? Zwölf Kontextitems mit den Nummern 41 bis 52 des PAGE-R folgen in einem fünften Block auf die vier AgP-Itemblöcke und beziehen sich pauschal auf alle von den Probanden angegebenen Phänomene. Die Punktwerte aller Items basieren auf einer Zustimmungsskala von 0–4 (stimme „gar nicht“, „wenig“, „teils-teils“, „ziemlich“ oder „sehr“ zu). Tabelle 29 listet die Items in einer veränderten, thematisch strukturierten Reihenfolge mit den Rubriken *Volition* (Items 41, 43, 47, 49), *Induktion* (Items 42, 44, 46, 48, 50), *Valenz* (Items 45, 51) und *Prognose* (Item 52) auf. Für jede Stichprobe werden Mittelwerte und Standardabweichungen angegeben.

Hinsichtlich der volitionalen Aspekte, die mit der Auslösung von AgE verbunden sind, treten AgP nach Angaben der Ratsuchenden (S1) vor allem spontan (Item 43; 3.3), im normalen Wachzustand (Item 43; 3.0), gegen den eigenen Willen (Item 47; 2.3) und kaum durch absichtliche Herbeiführung (Item 49; 0.4) auf. Die Stichprobe der Nahtoderfahrenen (S2) ist den Ratsuchenden mit etwas höherer Zustimmung hinsichtlich der absichtlichen Herbeiführung (0.6) sonst aber mit um einiges geringeren Werten am ähnlichsten. Die Studierenden (S3) liegen mit ihrem Antwortprofil insgesamt näher bei S1 und S2 als bei der Schweizer Bevölkerung (S4), mit den insgesamt geringsten Zustimmungswerten bei den volitionalen Items.

Trotz der genannten Unterschiede gilt in allen Stichproben als vorrangigstes Merkmal von AgE, dass sie zumeist unvorbereitet auftreten und nicht absichtlich herbeigeführt werden. Besonders in S1, S3 und S4 spielt die Induktion von AgE durch Praktiken, Kontakte mit der Esoterikszene, Drogenkonsum oder Extremsituationen kaum eine Rolle. Am experimentierfreudigsten, was okkulte (Item 42; 0.4) und spirituelle Praktiken (Item 44; 1.0) sowie Kon-

takte mit der Esoterikszene (Item 46; 0.6) angeht, sind die Nahtoderfahrenen. Mit einem Zustimmungswert von 1.5 ragen jedoch extreme und lebensbedrohliche Situationen (Item 50) als mögliche Auslöser von AgE hervor.

Tab. 29: Kontext und Valenz der AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Items	Stichproben								
	S1		S2		S3		S4		
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	
<i>Volition</i>									
41	im normalen Wachzustand	2.97	1.14	2.38	1.20	2.02	1.24	1.53	1.30
43	spontan und unvorbereitet	3.32	.98	2.90	1.48	2.51	1.22	1.96	1.39
47	gegen eigenen Willen	2.29	1.48	1.86	.80	1.61	1.34	1.09	1.30
49	absichtlich herbeigeführt	.41	.83	.57	1.45	.40	.83	.43	.89
<i>Induktion</i>									
42	okulte/spiritistische Praktiken	.26	.65	.44	1.15	.18	.59	.35	.78
44	Psychotechniken/Meditation	.57	1.09	.98	.93	.34	.85	.46	.92
46	Kontakt Psycho-/Esoterikszene	.56	1.11	.63	1.29	.40	.94	.46	.93
48	Alkohol, Drogen, Medikamente	.19	.57	.34	1.05	.40	.79	.39	.82
50	extreme Situationen/Todesnähe	.41	.88	1.48	1.25	.22	.66	.41	.88
<i>Valenz</i>									
45	positiv und bereichernd	2.06	1.27	2.73	.91	1.62	1.16	1.53	1.26
51	negativ und belastend	1.79	1.31	1.25	1.23	1.09	1.04	.77	1.01
<i>Prognose</i>									
52	zukünftig keine AgE mehr	1.13	1.20	1.11	1.17	1.29	1.09	1.12	1.17
<i>n</i>		272		176		334		1351	

Anmerkungen. Angezeigt sind die Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für die Items 41–52 auf einer Skala von 0 („gar nicht“) bis 4 („sehr“). Die Werte der Items gelten pauschal für alle AgP-Items > 0.

Größere Differenzen manifestieren sich in der Valenzbewertung, die durch die Items 47 („positiv und bereichernd“) und 51 („negativ und belastend“) erfasst wird. Dabei geht ein höherer Wert bei einem Item nicht zwangsläufig mit einem niedrigeren Wert beim anderen einher. Insbesondere zeigt sich bei den Ratsuchenden eine ausgesprochene Ambivalenz. Zum einen stimmen sie mit 1.8 mehr als alle anderen Stichproben einer negativen Bewertung ihrer AgE zu, zum anderen geben sie mit 2.1 gleichzeitig eine noch höhere positive Einschätzung ab. Weniger stark ist die Gegensätzlichkeit bei den Nahtoderfahrenen, die ihre AgE mit 2.7 sehr positiv und die Belastung mit 1.3 deutlich geringer einschätzen. Bei den Studierenden überwiegt die positive Bereicherung durch AgE ebenfalls, und in der Schweizer Bevölkerung fällt die Bilanz mit 1.5 zu 0.8 besonders positiv aus. In Abhängigkeit von der Valenz sind wohl auch die mit Item 52 abgegebenen Prognosen zu verstehen, die bei allen

Stichproben ähnlich ausfallen. Die Erwartung, dass AgE in Zukunft nicht mehr auftreten, ist mit Zustimmungswerten von 1.1 bis 1.3 bei allen Stichproben eher gering.

Kruskal-Wallis-Tests ergeben außer bei Item 49 (absichtliche Herbeiführung von AgE) bei allen Items signifikante Gruppeneffekte. Bei Item 41 ($\chi^2(3) = 286.134, p \leq .001$), Item 43 ($\chi^2(3) = 278.252, p \leq .001$), Item 47 ($\chi^2(3) = 188.470, p \leq .001$), Item 44 ($\chi^2(3) = 54.704, p \leq .001$), Item 50 ($\chi^2(3) = 196.702, p \leq .001$), Item 47 ($\chi^2(3) = 145.362, p \leq .001$) und Item 49 ($\chi^2(3) = 174.168, p \leq .001$) gehen diese überdies mit signifikanten Post-hoc-Paarvergleichen (Bonferroni-Korrektur) einher. Zwischen S1 und S2 tritt dabei nur ein signifikanter Unterschied ($z = -10.535, p \leq .001, n = 448$) bei extremen Situationen (Item 50) mit einer sehr hohen Effektstärke von $r = .50$ auf. Zwischen S3 und S4 bestehen keine signifikanten Unterschiede. AgE-Ratsuchende und Nahtoderfahrene sind sich hinsichtlich der Werte bei den Kontextbedingungen also weitgehend ähnlich, ebenso die Studierenden und die Schweizer Bevölkerung. Da die Zustimmungswerte bei den Kontextbedingungen gleichsinnig mit den Häufigkeitswerten von AgE in den Stichproben steigen bzw. sinken, stehen signifikante Differenzen zwischen S1 bzw. S2 auf der einen und S3 bzw. S4 auf der anderen Seite vor allem für AgE-Häufigkeitsunterschiede und kaum für einen unterschiedlichen Stellenwert von Randbedingungen, sodass hier von einer detaillierten Darstellung einzelner Paarvergleiche abgesehen wird.

Insgesamt bestätigen die PAGE-Ergebnisse zu den Kontextfaktoren die Befunde der DOKU-Auswertung und der früheren Studien (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005): Der weitaus größte Teil der AgE tritt spontan und unvorbereitet im Wachzustand auf. Wenn Ratsuchende keine Zusammenhänge mit Auslösern angeben, heißt das natürlich nicht, dass ihre AgE aus dem Nichts entstehen. Wie später noch ausführlich erörtert wird, treten verschiedene AgE-Formenkreise in der Beratungspraxis unter spezifischen Randbedingungen, biografischen Gegebenheiten und Konfliktkonstellationen auf (Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012; Fach & Belz, 2015). Entsprechende Zusammenhänge erkennen Betroffene möglicherweise nicht, wenn bestimmte Lebensereignisse den AgE zeitlich weit vorausgehen oder besondere Lebensumstände durch Gewöhnung als normal angesehen werden.

8.1.5. Relevanz von AgE

An die Zeitfensteritems, die auf die jeweils acht Items der vier AgP-Blöcke folgen, schließen sich jeweils noch die Relevanzitems 10, 20, 30 und 40 an. Diese erfragen, wie sehr sich die Probanden gegebenenfalls mit den in einem Itemblock beschriebenen Phänomenen in der Gegenwart noch auseinandersetzen. Die entsprechende Frage lautet: „In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 1–8

[bzw. 11–18, 21–28 oder 31–38] genannt haben?“ Anders als die AgP-Items, die mittels einer Skala von „nie“ bis „sehr häufig“ zu beantworten sind, sind die Relevanzitems und die Kontextitems mit einer fünfstufigen Intensitätsskala von „gar nicht“ bis „sehr“ zu beantworten. Die Bedeutung, welche die Betroffenen in der Vergangenheit aufgetretenen AgE in ihrem gegenwärtigen Leben zumessen, fällt in den verschiedenen Stichproben unterschiedlich aus und wird in Tabelle 30 ersichtlich.

Tab. 30: Aktuelle Beschäftigung mit früheren AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Items	Stichprobe											
	S1			S2			S3			S4		
	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
10 Phänomene in Umwelt	246	2.20	1.25	165	2.81	1.18	287	.89	.95	1151	1.05	1.07
20 Innere Wahrnehmungen	257	2.28	1.18	167	2.82	1.12	298	1.26	.97	1116	1.06	1.09
30 Formen des Wissens	257	2.27	1.18	166	2.88	1.13	313	1.37	1.04	1988	1.16	1.09
40 Körperliche Erfahrungen	197	1.77	1.28	146	2.66	1.15	200	.90	.94	1238	.99	1.08

Anmerkungen: Die Items 10, 20, 30 und 40 beziehen sich jeweils auf alle AgP der entsprechenden Itemblöcke 1–4. Da mindestens ein AgP pro Itemblock eine Häufigkeit > 0 haben muss, ist n für jeden Itemblock unterschiedlich.

Die Nahtoderfahrenen (S2) setzen sich am anhaltendsten und intensivsten mit ihren AgE auseinander. Ihre Werte liegen bei allen AgP-Blöcken im Bereich von 2.7 bis 2.9 und damit noch über denen der Ratsuchenden (S1) mit 1.8 bis 2.3. Deutlich niedriger und auf vergleichbarem Niveau sind mit 0.9 bis 1.4 die Werte der Studierenden (S3) und der Schweizer Bevölkerung (S4). Im Hinblick auf die Angaben der Nahtoderfahrenen und der IGPP-Klientel ist zu bedenken, dass viele Ratsuchende eher unfreiwillig auf negative und belastende AgE zurückblicken. Dagegen wurde die Stichprobe der Nahtoderfahrenen über Internetforen rekrutiert, in denen sie sich über AgE austauschen, die sie vorwiegend positiv bewerten und spirituell kontextualisieren. Das Ausmaß ihrer Beschäftigung mit AgE ist möglicherweise nicht repräsentativ für die gesamte Population der Nahtoderfahrenen.

Bei der Anwendung von Kruskal-Wallis-Tests zeigen sich hochsignifikante Gruppeneffekte für den ersten ($\chi^2(3) = 378.908, p \leq .001, n = 1849$), den zweiten ($\chi^2(3) = 393.963, p \leq .001, n = 1838$), den dritten ($\chi^2(3) = 359.785, p \leq .001, n = 1974$) und schließlich auch den vierten AgP-Block ($\chi^2(3) = 236.748, p \leq .001, n = 1292$). Anschließende Post-hoc-Tests sind bei allen paarweisen Vergleichen bis auf Unterschiede hinsichtlich „Phänomenen in der Umwelt“ und „Körperlichen Erfahrungen“ bei S3 und S4 signifikant. Die höchsten Effektstärken treten durchgängig bei den Vergleichen zwischen S2 und S3 mit Werten von $r = .52$ („Formen des Wissens“; $\zeta = 11.311, p \leq .001, n = 479$) bis $r = .67$ („Phänomene in der Umwelt“; $\zeta = 14.210, p \leq .001, n = 452$) auf.

8.2 Faktorenanalytischer Strukturvergleich

Im Unterschied zur DOKU-Stichprobe, die mittels Hauptkomponentenanalysen untersucht wurde, wurde bei den PAGE-Stichproben das Verfahren der Hauptachsen-Faktorenanalyse angewendet. Wie zuvor wurden polychorische Korrelationen berechnet und die faktorenanalytische Eignung der Daten geprüft. Dabei erwies sich der Ausschluss der Variablen D37 (sexuelle Manipulation) und D38 (Besetzung des Körpers), die durchgängig in allen Stichproben die niedrigsten Mittelwerte (s. Tab. 22) und somit die höchsten Itemschwierigkeiten aufweisen, als notwendig. Durch ihre Selektion konnten extrem niedrige KMO-Koeffizienten von .11 in S1 und .20 in S2 auf gute .84 und .78 erhöht und in S3 ein gerade ausreichender Koeffizient von .51 auf .56 verbessert werden. Die Kommunalitäten, die als Kennwert für die Reliabilität der Items dienen, liegen bei einer Extraktion aller Faktoren mit Eigenwert > 1 in allen Stichproben bei Werten von .33 bis .82 in S1, .30 bis .80 in S2, .33 bis .90 in S3 und .37 bis .75 in S4. Bei den vorliegenden Stichprobenumfängen sind auch Kommunalitäten von .30 bis .40 in S1 bei I11, K28 und D34, in S2 bei K28, in S3 bei E8, I17, K25, D31 und D36 sowie in S4 bei K28 tolerierbar (Kap. 6.5.2).

8.2.1 Durchführung von Faktorenanalysen

Anhand des verbliebenen Itempools von 30 Variablen wurden Hauptachsenanalysen mit allen vier Stichproben durchgeführt. Mit einer formenkreisorientierten Strukturanalyse sollte zunächst einmal eine größtmögliche Differenzierung erreicht werden. Aus diesem Grunde wurden nach dem Kaiser-Kriterium jeweils alle Faktoren mit Eigenwert > 1 extrahiert. Auch wenn dieses Kriterium zu einer Überschätzung der Anzahl von „echten“ Faktoren neigt, ist dieses Vorgehen in der explorativen Phase die sicherste Methode, zu verhindern, dass Items bei einer zu geringen Zahl von Faktoren solchen zugeordnet werden, zu denen sie nicht wirklich gehören. Da die Struktur der Items, auf die es ankommen soll, bei zu vielen Faktoren nicht verloren geht, ist diese Strategie ungefährlich. Dabei resultieren in S1 sechs Faktoren. Bei S2 konnten nur fünf Faktoren extrahiert werden, obwohl auch hier sechs Faktoren mit Eigenwert > 1 vorliegen, bei denen dann jedoch die Kommunalität einer Variablen den Wert 1.0 überschreitet und SPSS den Extraktionsvorgang abbricht. Solche sogenannten Heywood-Fälle haben ihre Ursachen in zu vielen extrahierten Faktoren, zu wenigen Variablen pro Faktor, zu kleinen Stichprobenumfängen oder Ausreißern und Extremwerten in den Daten (Kolenikov & Bollen, 2012; Schendera, 2010). Dieser Heywood-Fall deutet wahrscheinlich darauf hin, dass der Stichprobenumfang $n = 176$ von S2 für sechs Faktoren nicht ausreicht. S3 liefert sieben Faktoren, S4 lediglich drei mit Eigenwert > 1 .

Alle Hauptachsenanalysen, deren Faktoren wesentlich höher korrelieren als die Hauptkomponenten, die auf Basis der DOKU-Daten ermittelt wurden, wurden oblique mit dem

Promax-Verfahren rotiert. Die Interkorrelationen liegen außer in S1 alle und zumeist weit über .10, wie Tabelle 31 zu entnehmen ist.

Tab. 31: Faktorkorrelationen der PAGE-Hauptachsenanalysen mit 30 Items (S1–S4)

Faktor	Faktorkorrelationen																					
	S1						S2					S3							S4			
	1	2	3	4	5	6	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5	6	7	1	2	3	
1	1.0	-	-	-	-	-	1.0	-	-	-	-	1.0	-	-	-	-	-	-	1.0	-	-	-
2	.50	1.0	-	-	-	-	.61	1.0	-	-	-	.45	1.0	-	-	-	-	-	.73	1.0	-	-
3	.27	.53	1.0	-	-	-	.54	.62	1.0	-	-	.52	.59	1.0	-	-	-	-	.68	.75	1.0	-
4	.41	.44	.49	1.0	-	-	.37	.44	.49	1.0	-	.46	.56	.48	1.0	-	-	-	-	-	-	-
5	.62	.50	.37	.37	1.0	-	.35	.32	.33	.15	1.0	.37	.43	.52	.39	1.0	-	-	-	-	-	-
6	.03	.09	.42	-.03	.08	1.0	-	-	-	-	-	.20	.40	.31	.24	.41	1.0	-	-	-	-	-
7	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.31	.26	.42	.20	.15	.21	1.0	-	-	-	-

Anmerkungen. Angegeben sind die Interkorrelationen der Faktoren nach obliquer Rotation mit Promax.

Die Faktoren korrelieren maximal mit .62 in S1 (Faktor 1 und 5) und S2 (Faktor 2 und 3), mit .59 in S3 (Faktor 2 und 3) und mit .75 in S4 (Faktor 2 und 3). Vor der Rotation gibt SPSS bei allen Stichproben Varianzaufklärungen von 53 % bis 59 % aus. Bei korrelierten Faktoren können die Summen der quadrierten Ladungen jedoch nicht addiert werden, sodass keine sinnvollen Aussagen über eine Gesamtvarianz möglich sind.

8.2.2 Ladungsmuster und Formenkreise

Die Ladungsmuster der vier Stichproben sind in den Mustermatrizen in Tabelle 32 dargestellt. Zur besseren Übersichtlichkeit werden Ladungen $\geq .50$ fett hervorgehoben, insofern keine Zweitladungen $\geq .30$ auftreten, sowie Ladungen $\geq .60$, falls keine Zweitladungen $\geq .40$ vorliegen. Der in früheren Studien etablierte und anhand der aktuellen DOKU-Daten bestätigte SPK-Formenkreis lässt sich auch auf Basis der PAGE-Daten extrahieren. In allen vier Hauptachsenanalysen wurde ein SPK-Faktor mit mindestens vier eindeutigen Ladungen im mittleren bis hohen Bereich gefunden. Dabei bilden die „kinetischen“ (E2), „akustischen“ (E5) und „olfaktorischen Phänomene“ (E6) in allen Stichproben mit Ladungen von mindestens .50 quasi ein phänomenologisches Kerngerüst, das jeweils von weiteren externalen Phänomenen mit zum Teil sehr hohen Ladungen ergänzt wird. In S3 (Faktor 1) und S4 (Faktor 3) wird SPK durch die „akustischen Phänomene“ mit .86 bzw. .75 markiert. In S1 (Faktor 4) sind die „thermischen Phänomene“ (E07) mit einer Ladung von .90 kennzeichnend und in S2 (Faktor 2) hat mit .88 das „ausgelöste Erwachen“ (E04) die höchste Ladung auf dem SPK-Faktor.

Tab. 32: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 30 Items (S1–S4)

Items	Mustermatrizen																				
	S1						S2					S3							S4		
	1	2	3	4	5	6	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5	6	7	1	2	3
E01	-	-	-	.51	-	.51	-	.70	-	-	-	.40	-	-	-	-	-	-	-	-	.56
E02	-	-	-	.63	-	-	-	.65	-	-	-	.63	-	-	-	-	-	-	-	-	.50
E03	-	.35	-	.50	-	-	.39	.39	-	-	-	-	.64	-	-	-	-	-	.49	-	.31
E04	-	-	.45	.34	-	-	-	.88	-	-	-	.55	-	-	-	-	-	-	-	-	.47
E05	-	-	-	.60	-	-	-	.85	-	-	-	.86	-	-	-	-	-	-	-	-	.75
E06	-	-	-	.54	-	-	-	.58	-	-	-	.67	-	-	-	-	-	-	-	-	.55
E07	-	-	-	.90	-	-	-	.78	-	-	-	.43	-	-	-	-	-	-	-	-	.62
E08	-	-	-	-	.49	-	-	.43	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.45
I11	-	.43	-	-	-	-	-	-	.47	-	-	-	-	-	-	.59	-	.53	-	-	-
I12	-	.69	-	-	-	-	-	-	.88	-	-	-	-	-	-	.57	-	.46	.51	-	-
I13	-	.45	-	-	-	-	-	.32	.65	-	-	.38	-	-	-	-	-	-	-	.63	-
I14	-	.89	-	-	-	-.30	-	-	.79	-	-	-	-	.63	-	-	.32	-	-	.59	-
I15	-	.75	-	-	-	-	-	-	.78	-	-	-	-	.78	-	-	-	-	-	.70	-
I16	-	.64	-	-	-	-	-	-	.56	.35	-	-	-	.76	-	-	-	-	-	.53	-
I17	.50	-	-	-	-	-	.31	.38	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.47	-	-
I18	-	.61	-	-	-	-	-	-	.65	-	-	-	.58	-	-	-	-	.37	.32	.57	-
K21	.71	-	-	-	-	-	.67	-	-	-	-	-	.34	-	.41	-	-	-	.70	-	--
K22	.54	.44	-	-	-	-	.83	-	-	-	-	-	.45	-	-	-	-	-	.85	-	-
K23	.39	-	-	-	.47	-	.65	-	-	-	-	-	.84	-	-	-	-	-	.78	-	-
K24	.91	-	-	-	-	-	.92	-	-	-	-	-	.35	-	.50	-	-	-	.89	-	-
K25	.68	-	-	-	-	-	.70	-	-	-	-	-	-	-	.44	-	-	-	.70	-	-
K26	-	-	-	-	.69	-	.76	-	-	-	-	-	.84	-	-	-	-	-	.62	-	-
K27	.87	-	-	-	-	-	.49	-	-	-	-	-	-	-	.85	-	-	-	.70	-	-
K28	-	-	-	-	.56	-	.30	.35	-	-	-	-	.59	-	-	-	-	-	.34	-	-
D31	-	-	.75	-	-	-.56	.34	-	-	.59	-	.48	-	-	-	-	-	-	-	.73	-
D32	-	-	.73	-	-	-	-	.34	-	.65	-	-	-	.60	-	-	-	-	-	.62	-
D33	-	.34	.53	-	-	-	-	-	-	.68	-	.36	-	-	-	.74	-	-	-	.93	-
D34	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.33	.68	-.33	.30	-	-	.44	-	-	-	.49	-
D35	-	-	.99	-	-	-	-	-	-	.60	-	-	-	-	-	.41	-	.71	-	.78	-
D36	-	-	.76	-	-	-	-	-	-	.78	.34	-	-	-	-	.57	-	-	-	.69	-
<i>n</i>	272						176					334							1351		

Anmerkungen. Hauptachsen-Faktorenanalyse mit polychorischen Korrelationen. Extrahiert wurden jeweils sinnvoll interpretierbare Faktoren mit Eigenwert > 1. Oblique Rotation (Promax). Aufgeklärte Varianz vor Rotation: S1 = 56.5 %; S2 = 59.1 %; S3 = 52.9 %; S4 = 57.5 %. Ladungen ≥ .50 sind fett hervorgehoben, wenn keine Zweitladung ≥ .30. Ladungen ≥ .60 sind fett hervorgehoben, wenn keine Zweitladung ≥ .40. Ladungen < .30 werden nicht angezeigt. Weitere Erläuterungen im Text.

Auch in Bezug auf den klassischen IPR-Formenkreis konnten in S1, S2 und S4 Faktoren mit mindestens vier bzw. in S3 mit drei bedeutenden Ladungen jeweils internaler Items extrahiert werden. Bei allen Stichproben erzielten die „fremdartigen Gefühle“ (I14) und die „Wesensveränderung“ (I15) Ladungen von .59 bis .89. Zudem laden die „leiblichen Phänomene“ (I16) in S1 (Faktor 2) mit .64, in S3 (Faktor 3) mit .76 und in S4 (Faktor 2) mit .53 auf dem IPR-Faktor. Als Markiervariablen fungieren in S1 mit .89 die „fremdartigen Gefühle“, in S2 (Faktor 2) mit .88 die „fremdartigen Gedanken“ (I12) und in S3 die „Wesensveränderung“ mit .78. In S4 tritt mit einer 3-faktoriellen Lösung der besondere Umstand ein, dass alle psychophysisch-dissoziativen Items gemeinsam mit den internalen Items auf einem Faktor laden. Bei einer Extraktion von vier Faktoren bilden die dissoziativen Phänomene hingegen einen eigenen Faktor (Kap. 9.1.3). Wenn wir nur die internalen Items berücksichtigen würden, wäre die „Wesensveränderung“ mit .70 die IPR-Markiervariable, auf einem internal-dissoziativen Faktor sind es die „Automatismen“ (D33) mit .93. Item I17 (Begegnungen im Schlaf) hat in S1 und S4 mit .50 und .49 mäßige Ladungen, die wie erwartet auf den koinzidenzbezogenen Faktoren lokalisiert sind. In S2 hat I17 jedoch nur eine marginale Zweitladung von .31 auf dem Koinzidenzfaktor, und in S3 hat das Item überhaupt keine relevante Ladung. Item I18 (Fremdbeeinflussung) lädt nur in S1 und S2 eindeutig auf dem IPR-Faktor. In S3 lädt es auf dem Koinzidenzfaktor und in S4 hat es dort eine Zweitladung.

Bei den Koinzidenzitems spiegelt die Faktorenmatrix von S1 die beabsichtigte Differenzierung zwischen einem internal verankerten ASW-Formenkreis (Faktor 1) und einem external orientierten SIN-Formenkreis (Faktor 5) wider. ASW wird durch „Präkognition“ (K24) mit .91 markiert und durch „Hellssehen“ (K21), „Déjà-vu“ (K25) und „Wahrträume“ (K27) mit Ladungen über .60 ergänzt. Der SIN-Formenkreis wird durch die „höhere Ordnung“ (K26) mit .69 markiert, die gemeinsam mit „Wahrsagepraktiken“ (K28), „Ankündigungsphänomenen“ (E08) und „sinnvollen Fügungen“ (K23), die geringere Ladungshöhen unter .60 haben, gebildet. In S2 (Faktor 1) und S4 (Faktor 1) bildet sich jeweils ein einziger, stabiler Koinzidenzfaktor heraus, der in beiden Fällen durch „Präkognition“ mit Ladungen von .92 sowie .89 markiert wird. Dagegen zeigt sich in S3 wie in S1 eine interne (Faktor 4) und eine externe (Faktor 2) Ausformung von Koinzidenzphänomenen, die allerdings anders ausgeprägt ist: Die ASW-Komponente wird in S3 durch die „Wahrträume“ mit .85 markiert, während Hellssehen, Telepathie und Präkognition nur mäßige Ladungen bzw. Zweitladungen aufweisen. Das erinnert an frühere Studien (Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005), in denen Wahrträume einen eigenen Formenkreis definierten. Den zweiten Koinzidenzfaktor könnte man als „Einfluss einer höheren und wissenden Macht“ betiteln. Er unterscheidet sich vom typischen SIN-Formenkreis durch die Beteiligung der „unsichtbaren Anwesenheit“ (E03) und „Fremdbeeinflussung“ (I18), die den Aspekt einer Einwirkung äußerer Mächte, der schon in der „höheren Ordnung“ angelegt ist, noch verstärken.

Die psychophysisch-dissoziativen Items bilden in keiner Stichprobe zwei Faktoren, die deutlich zwischen NAM- und MED-Items differenzieren. Selbst in S1 und S2, in denen sich der NAM-Formenkreis gut erkennbar abbildet, gelingt kein faktorenanalytischer Nachweis des MED-Formenkreises. Die Phänomene treten offenbar zu selten auf, um sich in der Faktorenanalyse durchsetzen zu können. Schon die Auswertung der DOKU-Daten zeigte, dass hierzu ein großer Stichprobenumfang notwendig ist. Dagegen kristallisieren sich mit Ladungen $\geq .60$ in S1 (Faktor 3) und S2 (Faktor 4) eigenständige NAM-Formenkreise mit „taktile Sensationen“ (D32), „Körperattacken im Schlaf“ (D35) und „Schlafparalyse“ (D36) heraus. Markiert wird der Formenkreis in S1 mit einer Ladung von .99 durch D35 und in S2 mit jeweils zu .68 durch „Automatismen“ (D33) und „Außerkörperlichkeit“ (D34). In S3 streuen die Items stark über verschiedene Faktoren. Lediglich die „Automatismen“ als Markiervariable mit .74 und die „Schlafparalyse“ mit .57 weisen prägnante Ladungen auf einem gemeinsamen Faktor auf (Faktor 5). D35 (taktile Sensationen) findet sich mit .60 beim IPR-Formenkreis (Faktor 3). Die nächtlichen Körperattacken (D35) bilden mit .71 einen Einzelrestfaktor. Wenn nach dem Eigenwertkriterium nur drei Faktoren extrahiert werden, liegen in S4 alle dissoziativen Items gemeinsam mit den internalen Items auf dem 2. Faktor. Die höchste Ladung haben, wie oben bereits angemerkt, die „Automatismen“ (D33), die in diesem Fall mit .93 den internal-dissoziativen Gesamtfaktor markieren. Eine Lösung mit vier Faktoren würde dagegen zu einer klaren Aufteilung der internalen und dissoziativen Items führen, wie weiter unten zu sehen ist (Kap. 9.1.3).

8.2.3 Auffällige und problematische Items

Ein Vergleich der faktoriellen Ladungsmuster mit den ursprünglich zugewiesenen Grundklassen- und Formenkreisbezügen (Kap. 5.1.2, Tab. 2) lässt erkennen, dass einige Items in unterschiedlichem Ausmaß und in einer unterschiedlichen Anzahl von Stichproben von den konzeptuellen Vorannahmen abweichen. Dabei sind Abweichungen in S2, S3 und S4 weniger kritisch zu bewerten als solche in der Referenzstichprobe der IGPP-Ratsuchenden. In der Population, für die der PAGE-R konzipiert wurde, sprechen niedrige Ladungen, unerwartete Mehrfachladungen oder „Fehlplatzierungen“ am ehesten für grundlegende Schwächen in der Konzeption und Konstruktion der Items.

Von den in S1 eindeutig auf einem Faktor lokalisierten Items fallen die Ankündigungsphänomene (E08), die visuellen (I11) und die auditiven Phänomene (I13) durch schwächere Ladungen mit maximal .50 auf. Die Items sind in S1 dort positioniert, wo sie erwartet werden, und bei einer Extraktion von weniger Faktoren könnten ihre Ladungen noch steigen, aber mit Blick auf ihre Zuordnungen und/oder die Höhe ihrer Ladungen in den Faktorenanalysen der anderen Stichproben können sie insgesamt nicht überzeugen. In S4 fällt I11 mit einer

Ladung von .53 auf dem Koinzidenzfaktor (Faktor 1) auf. Auch in der DOKU-Auswertung weisen die visuellen Phänomene einen starken Koinzidenzbezug auf (Kap. 7.2.2, Tab. 13).

Items, die positive Doppelladungen in S1 aufweisen, sind E01, E03, E04, K22, K23 und D33. Doppelladungen von Items sind für eine Bildung von homogenen Skalen natürlich ungünstig, insbesondere, wenn beide Ladungshöhen nicht weit auseinanderliegen und keine der Ladungen mindestens eine Höhe von .60 erreicht. Es bleibt bei der Beurteilung der Itemqualität jedoch zu bedenken, dass Probleme, die sich bei einer formenkreisorientierten Analyse mit mehr als vier Faktoren ergeben, bei einer grundklassenorientierten Extraktion von nur vier oder weniger Faktoren unter Umständen wegfallen.

Das externale Item E04 (ausgelöstes Erwachen) lädt nicht nur wie vorgesehen auf dem NAM-, sondern auch auf dem SPK-Faktor. Zwar beträgt die SPK-Ladung nur .34 (Faktor 4), aber die NAM-Ladung ist mit .45 (Faktor 3) nicht so hoch, dass E04 wirklich überzeugend zwischen beiden Formenkreisen differenzieren würde. Zudem zeigt ein Blick auf die anderen Stichproben ausschließlich Ladungen auf den SPK-Faktoren. Insgesamt erscheint E04 damit noch am ehesten als ein Repräsentant externaler Phänomene auf der Grundklassenebene geeignet zu sein.

Item E01 (optische Phänomene) tritt nicht nur erwartungsgemäß im Kontext externaler SPK-Phänomene auf, sondern außerdem gemeinsam mit negativen Ladungen von I14 (fremdartige Gefühle) und D31 (Körperveränderungen) auf einem zweiten Faktor, der schwierig zu deuten ist. Auf beiden Faktoren lädt E01 mit .51. Das unabhängige Auftreten optischer Phänomene von SPK lässt an frühere Studien denken, in denen ein eigenständiger Erscheinungsformenkreis auf Basis der Daten des IGPP-Dokumentationssystems beschrieben wurde (Belz-Merk & Fach, 2005). Allerdings legt die aktuelle Auswertung der DOKU-Daten (Kap. 7.2.2) dies ebenso wenig nahe wie die Ergebnisse in den anderen PAGE-Stichproben. Bei einer Extraktion von nur vier Faktoren liegt E01 auch in S1 eindeutig auf dem externen Faktor, allerdings mit einer Ladung unter .50 (Kap. 9.1.3, Tab. 35).

Als ein phänomenologisch schwieriges Item erweist sich E03 (unsichtbare Anwesenheit). In S1 tritt es nicht nur wie erwartet in Verbindung mit externen Items (Faktor 4), sondern auch mit internalen Phänomenen auf (Faktor 1). In S2 und S4 befindet sich E03 gleichzeitig auf Faktoren mit externen Items (Faktor 2 bzw. 3) und mit Koinzidenzitems (jeweils Faktor 1). Insgesamt sind die Ladungen mäßig. Maximal wird hier eine Ladung von .50 auf dem externen Faktor in S1 erreicht. Die höchste Ladung erzielt E03 mit .64 in S3 ausschließlich in Verbindung mit Koinzidenzitems (Faktor 2). Die zusätzlichen Besetzungen internaler und koinzidenter Faktoren werden plausibel, wenn wir die Formulierung von E03 genauer analysieren: „Ich habe die Anwesenheit einer unsichtbaren, mit den üblichen Sinnen nicht fassbaren Kraft, Energie, Wesenheit oder Atmosphäre in meinem Umfeld gespürt.“ Hier wird

ein Phänomen beschrieben, das zwar external „im Umfeld“ lokalisiert ist, aber internal bzw. leiblich „ gespürt“ wird. Es liegt hier eine Konfundierung internaler und externaler Phänomene vor, die bei der Item- und Fragebogenkonstruktion nicht bedacht wurde. Sie spricht jedoch nicht gegen das Grundklassenmodell, denn E03 beschreibt, wie die phänomenologische Analyse und ebenso die Faktorenanalyse verdeutlichen, eine besondere Form von psychophysischer Koinzidenz. Sie unterscheidet sich von ASW und SIN sowohl durch das Fehlen einer konkret fassbaren Sinnesmodalität mit der „ gespürt wird“ als auch durch das Fehlen eines konkreten Wahrnehmungsgegenstandes, dessen „Anwesenheit“ gespürt wird. Wir haben es quasi mit einer „inhaltsleeren“ psychophysischen Korrelation zwischen Selbst und Welt zu tun. Phänomenologisch können wir von einer unbestimmten Noesis mit unbestimmtem Noema (Kap. 4.4.3; 4.4.4) sprechen, das heißt dem Bewusstseinsakt eines Spürens, mit dem ohne Sinnesorgan eine Anwesenheit ohne Substanz zum Wahrnehmungsgegenstand wird.

Item K22 (Telepathie) tritt in S1 mit einer Ladung in Höhe von .54 im Verbund mit Koinzidenzitems (Faktor 3) sowie einer Ladung von .44 mit internalen Items (Faktor 2) auf. Der Zusammenhang zwischen Koinzidenz und internalen Phänomenen, speziell Verbindungen von Beeinflussungserleben (I18) und Telepathie (K22) ist typisch für den IPR-Formenkreis. Gedanken sind internale Gegebenheiten im Selbstmodell, und wenn ihnen die Qualität der Meinigkeit fehlt, werden sie oft als telepathische Kontakte oder Beeinflussungen interpretiert. Treten zu solchen Inhalten im Selbstmodell noch sinnvoll korrespondierende Ereignisse im Weltmodell hinzu, kann von Koinzidenzphänomenen des ASW-Formenkreises gesprochen werden. Da K22 in S1 keine hohe bzw. eindeutige Ladung auf einem Faktor bzw. Formenkreis erreicht hat, erweist es sich zumindest in der Hauptachsenanalyse mit einer Extraktion von sechs Faktoren als ein suboptimales Item.

Item K23 (sinnvolle Fügungen) differenziert offensichtlich nicht so gut wie erhofft zwischen dem ASW- (Faktor 1) und dem SIN-Formenkreis (Faktor 2). Auf den entsprechenden Faktoren weist K23 lediglich mäßige Ladungen auf, wobei die SIN-Koinzidenz mit .47 besser repräsentiert ist als die ASW-Erfahrungen mit einer Ladung von nur .39. Zur Abbildung eines allgemeinen Koinzidenzfaktors könnte K23 durchaus gut geeignet sein, dafür sprechen auch die hohen eindeutigen Ladungen in den anderen Stichproben. Zur spezifischen Erfassung von externalen Fügungen in Abgrenzung zu ASW-Koinzidenzen ist die Formulierung des Items möglicherweise zu allgemein und nicht spezifisch genug auf externe Beobachtungen und Phänomene abgestellt.

Item K25 (Déjà-vu) lädt nicht wie intendiert auf dem SIN- sondern auf dem ASW-Faktor. Auch in S3, die ebenfalls zwei Koinzidenzfaktoren aufweist, befindet sich K25 unter den ASW-Items. Vermutlich legt die Formulierung von K25 einen allgemeinen Vertrautheitsbe-

zug nahe, der nicht auf das typische Déjà-vu-Erleben beschränkt ist. Tatsächlich werden immer wieder AgE berichtet, die durch ein Déjà-vu eingeleitet werden, dann aber in präkognitive Erfahrungen übergehen, bei denen die Betroffenen zu wissen glauben, welche Ereignisse als Nächstes eintreten werden. Ob eine andere Formulierung des Items, die den Erinnerungsaspekt expliziter betont, zu anderen Ergebnissen führen würde, ist an dieser Stelle nicht zu beantworten. In seiner jetzigen Form rechnen wir K25 dem ASW- und nicht dem SIN-Formenkreis zu.

Item D31 (Körperveränderungen) wurde bei der Konstruktion mit dem MED-Formenkreis assoziiert, der sich in keiner der Stichproben faktoriell manifestiert. D31 lädt auf dem dissoziativen Faktor in S1 überraschend hoch und eindeutig mit den typischen NAM-Items D32 (taktile Sensationen), D35 (Körperattacken im Schlaf) und D36 (Schlafparalyse). Dieser Sachverhalt spricht für einen möglicherweise stärkeren Zusammenhang von Körperveränderungen mit dem NAM- als mit dem MED-Formenkreis. Schränkt man das Phänomen weniger auf zeichenartige Stigmata und Wundmale ein, wie sie unter Umständen in ekstatischen Entrückungszuständen oder in Fällen sogenannter Besessenheit evoziert werden können, fügen sich „Körperveränderungen“ ebenfalls ins Bild der NAM-Phänomenologie mit ihren externalen Angriffen auf den Körper.

Item D33 (Automatismen) wird besonders mit dem MED-Formenkreis assoziiert, der sich allerdings in keiner der Stichproben faktoriell manifestiert. In S1 lädt D33 zum einen mit .53 auf dem Dissoziationsfaktor (Faktor 3). Zum anderen lädt es auch noch mit .34 auf dem internalen Faktor (Faktor 2), wo nach Wegfall von D38 (Fremdbesetzung) die MED-Items I15 (Wesensveränderung) und I18 (Fremdbeeinflussung) verblieben sind. Mit seiner höheren Ladung steht D33 in Verbindung mit den Items D32 (taktile Sensationen), D35 (Körperattacken im Schlaf) und D36 (Schlafparalyse) auf Faktor 3. Dass die Automatismen damit primär zum NAM-Formenkreis gehören, unterstreichen auch hohe Ladungen von D33 im Verbund mit den NAM-Items in den anderen Stichproben.

Von den Items des dissoziativ-körperbezogenen Itemblocks des PAGE-R erweist sich besonders D34 (Außerkörperlichkeit) als schwierig. Das Item spielt keine nennenswerte Rolle in S1, hat zwei marginale Ladungen in S3 und nur eine mäßige Ladung in S4. In S2 bildet es mit .68 und einer marginalen Zweitladung von D36 (Schlafparalyse) quasi einen Einzelrestfaktor (5. Faktor). Variablen, die zu merkmalseigenen Faktoren führen, werden für gewöhnlich als Ausreißer betrachtet und ausgeschlossen, da sie vermutlich keine Verbindung zum relevanten Konstrukt haben (Schendera, 2010, 2010). Allerdings gelten außerkörperliche Erfahrungen als ein zentrales Element von Nahtodschilderungen (Nahm, 2015; Schmied-Knitte, 2015a) und bereits im Zusammenhang mit den Cluster- und Hauptkomponentenanalysen auf Basis der DOKU-Daten (Kap. 7.2.2) wurde diskutiert, ob außerkörperliche Erfahrungen

womöglich eigenständig über mehrere Items als Formenkreis erfasst werden könnten. Bei Nahtoderfahrungen könnte dies vielleicht aussichtsreich sein. Bei Stichproben, in denen solche Erfahrungen vergleichsweise selten sind, leistet D34 keinen spezifischen Beitrag zu Formenkreisbildung.

8.2.4 Strukturheterogene Formenkreisbildung

Die faktorenanalytischen Ergebnisse zeigen sowohl eine unterschiedliche Anzahl von Faktoren als auch inhaltlich verschiedene Formenkreisbildungen in den untersuchten Stichproben. Dies kann darin begründet sein, dass mit dem Kaiser-Kriterium (Eigenwerte > 1) zu viele Faktoren extrahiert wurden. So ist eine 6-Faktorenlösung bei den Ratsuchenden (S1) nicht angemessen, da der 6. Faktor nur mehrfach ladende Items (E01, I14, und D31) besitzt und keinen spezifischen Merkmalscharakter aufweist. Bei S2 scheidet der 5. Faktor mit Item D34 (Außerkörperlichkeit) als Einzelrestfaktor aus. Bei den Studierenden (S3) kommen maximal fünf Faktoren in Betracht. Der 7. Faktor wird nur durch zwei Items (D35, I18) gebildet, die zudem bedeutende Ladungen auf anderen Faktoren haben. Der 6. Faktor weist nur zwei Items (I11, I12) mit nennenswerten Ladungen auf.

Uneinheitliche faktorielle Differenzierungen können gegen eine echte Dimensionalität und stattdessen für eine Strukturheterogenität sprechen (Bacher et al., 2010). Unterschiedliche Subgruppen einer Gesamtpopulation können Faktorbildungen begünstigen, die nicht auf latente Variablen eines Konstrukts zurückzuführen sind, sondern vielmehr auf die spezifische Zusammensetzung einer Stichprobe. Es ist sehr plausibel, dass bestimmte AgE-Formenkreise nur in bestimmten Bevölkerungsgruppen und Subkulturen auftreten und sich somit nur stichprobenabhängig in Faktorenanalysen manifestieren. Wenn die Phänomenologie und die Anzahl faktorenanalytisch gewonnener Formenkreise von jeweils rekrutierten Stichproben abhängen, kann man die gefundenen Strukturen lediglich als Klassifikationen manifester Variablen und nicht als latente Dimensionen eines Konstrukts auffassen. Da nicht von einer fest zu bestimmenden Anzahl von AgE-Formenkreisen ausgegangen werden kann, sind theoretisch nur die vier Grundklassen als echte Mehrdimensionalität im Sinne einer konsistenten Struktur *hinter* der Strukturheterogenität veränderlicher Formenkreisbildungen denkbar. Die formenkreisorientierten Strukturanalysen mit mehr als vier Faktoren spiegeln nach dem Grundklassenmodell lediglich empirisch-phänomenologische aber keine dimensionalen Unterschiede zwischen den Stichproben.

8.2.5 Auswirkung der Itemschwierigkeiten

Obwohl die Schwierigkeiten der PAGE-Items im Allgemeinen hoch und die Verteilungen der Daten entsprechend schief sind, bestehen insbesondere zwischen den Dissoziations- und

den Koinzidenzitems noch erhebliche Differenzen. Da unterschiedliche Schwierigkeitsgrade von Items unter Umständen das Ergebnis einer Faktorenanalyse beeinflussen, wurde das im Methodenteil unter Kapitel 6.5.7 geschilderte Verfahren von Bacher et al. (2010) angewendet. Demnach ist eine faktorenanalytische Verzerrung durch Itemschwierigkeiten daran erkennbar, dass bei einer unrotierten Faktorenmatrix alle Ladungen auf dem ersten Faktor positiv sind und auf dem zweiten Faktor die Ladungen mit den Schwierigkeitsgraden der Items korrelieren.

Tabelle 33 zeigt für alle vier Stichproben jeweils in der linken Spalte die 30 Items nach ihrer Schwierigkeit in absteigender Reihenfolge geordnet. Rechts daneben sind jeweils die unrotierten Faktorlösungen mit dem ersten und zweiten Faktor abgebildet. Würde ein enger Zusammenhang zwischen Schwierigkeiten und Faktorladungen bestehen, müssten die Ladungen auf dem zweiten Faktor von oben nach unten entweder kontinuierlich zu- oder abnehmen, also positiv oder negativ mit den Itemschwierigkeiten korrelieren. Das ist offensichtlich bei keiner Stichprobe der Fall. Es sind unterschiedlich deutliche Trends einer Orientierung negativer und positiver Ladungen zum oberen bzw. unteren Ende der Tabellen hin zu erkennen, aber ihre Stärken sind nicht in einer Weise systematisch geordnet, dass auf einen gravierenden Effekt geschlossen werden müsste. Insbesondere in S3 lassen sich kaum Regelmäßigkeiten erkennen. Insgesamt können wir also davon ausgehen, dass die gefundenen Faktoren vor allem inhaltlich begründet und keine statistischen Artefakte sind. Das heißt, dass wir auf ihrer Grundlage, wie wir es in den nächsten Schritten tun, mit gutem Gewissen Skalen bilden können, die sich zur Messung der Ausprägung von AgP-Grundklassen als AgE-Dimensionen eignen.

Tab. 33: Abgleich der PAGE-Itemschwierigkeiten mit unrotierten Faktorlösungen (S1–S4)

S1				S2				S3				S4			
Item		Faktor		Item		Faktor		Item		Faktor		Item		Faktor	
Nr.	<i>p</i>	1	2	Nr.	<i>p</i>	1	2	Nr.	<i>p</i>	1	2	Nr.	<i>p</i>	1	2
K23	44.25	.63	.36	K23	58.50	.72	-.31	I11	37.25	.51	-.16	K25	30.75	.62	.31
E03	43.75	.69	-.13	K24	56.50	.56	-.49	K25	33.50	.46	-.10	K23	28.00	.69	.32
K24	43.75	.53	.64	E03	56.25	.64	-.33	K23	30.75	.63	-.39	I11	27.00	.61	.17
K22	42.25	.61	.49	K22	51.00	.57	-.38	K22	29.50	.67	-.26	K24	26.25	.72	.40
I11	41.00	.55	.13	I11	50.75	.70	-.07	K24	25.75	.64	-.13	K27	25.50	.63	.31
I12	37.50	.62	.12	I17	49.25	.75	-.07	K27	23.50	.59	-.04	K22	25.25	.68	.39
K27	37.25	.47	.48	K26	47.00	.72	-.26	I17	22.50	.58	-.03	E03	25.00	.70	.16
I17	35.75	.58	.16	I12	46.75	.70	-.01	I14	21.75	.62	-.07	I17	20.00	.69	.12
K25	32.50	.54	.39	K25	44.00	.63	-.23	I12	21.50	.62	-.15	E01	18.50	.59	-.06
I14	32.25	.60	.11	K27	42.50	.62	-.12	E03	20.50	.53	-.19	I14	18.00	.73	-.03
I16	31.25	.65	-.13	D34	41.50	.48	.17	E04	16.25	.53	.37	I12	17.50	.76	.06
E04	30.75	.69	-.33	E01	39.75	.59	-.16	I16	16.00	.65	-.09	E07	17.00	.75	-.05
E01	28.75	.46	-.06	I14	39.75	.57	.26	E05	15.75	.50	.54	K21	16.50	.73	.29
K26	28.75	.57	.21	E04	36.00	.67	-.08	I15	15.25	.60	-.05	E06	15.75	.69	-.11
K21	27.50	.58	.48	K21	35.75	.71	-.26	E01	14.50	.62	.22	K28	15.75	.61	.06
E08	27.00	.50	.25	I18	34.00	.71	.27	K26	14.50	.64	-.41	E05	15.25	.69	-.21
E05	24.75	.46	-.38	I16	33.50	.62	.43	E06	12.25	.52	.31	I16	15.25	.74	-.06
I18	22.50	.58	-.12	I15	32.50	.63	.38	D31	12.25	.46	.30	E04	14.75	.71	-.15
E07	22.25	.65	-.09	E07	32.25	.67	-.17	E07	11.00	.60	.14	E08	14.50	.73	.01
D32	21.00	.64	-.49	E08	30.00	.65	-.07	K21	11.00	.67	-.19	K26	14.25	.80	.18
I13	20.25	.54	-.20	E05	24.50	.67	.04	E08	10.25	.55	-.03	I15	13.25	.74	-.15
E02	19.75	.49	-.17	K28	24.50	.46	-.20	D33	9.25	.58	.30	D31	11.75	.62	-.34
E06	19.25	.61	-.17	D36	23.00	.51	.48	D36	9.25	.51	-.04	I18	10.75	.79	-.03
D36	17.25	.57	-.28	E06	22.75	.55	-.15	E02	8.75	.54	.40	D36	10.25	.66	-.24
K28	15.75	.39	.20	I13	21.50	.67	.24	I18	8.25	.68	-.16	D34	9.50	.74	-.05
D34	15.75	.54	.03	D32	18.50	.70	.37	I13	7.25	.62	.21	E02	9.25	.70	-.14
I15	15.25	.54	-.08	E02	17.50	.58	-.04	D34	7.25	.53	-.34	D32	8.75	.84	-.20
D35	14.50	.65	-.51	D35	16.50	.56	.35	K28	6.25	.51	-.10	D33	8.25	.71	-.40
D33	11.50	.67	-.32	D31	14.00	.61	.19	D32	5.25	.68	.25	I13	8.00	.78	-.20
D31	8.50	.59	-.22	D33	14.00	.48	.43	D35	3.75	.72	.11	D35	6.25	.82	-.25

Anmerkungen. Alle Items sind jeweils in absteigender Reihenfolge nach ihrem Schwierigkeitsindex sortiert. Angezeigt sind für jede Stichprobe die ersten beiden Faktoren der Eigenwert > 1 Lösungen ohne Rotation. Weitere Erläuterungen im Text.

9 Konstruktion der Grundklassenskalen

Wenn es latente und allgemeingültige Dimensionen von AgE geben sollte, dann werden diese nicht über die AgE-Formenkreise abgebildet, sondern auf der fundamentalen Ebene der vier AgP-Grundklassen (Kap. 7.2). Sollte es gelingen, auf Basis der Items des PAGE-R eine stabile faktorielle Struktur zu identifizieren, die den Grundklassen entspricht und für alle vier Datensätze Gültigkeit hat, könnten entsprechende Skalen konstruiert und für Gruppenvergleiche eingesetzt werden. Im Folgenden werden vergleichende Faktorenanalysen durchgeführt. Ungeeignete Items werden aus dem Itempool entfernt, und basierend auf stabilen Faktoren werden Item- und Skalenanalysen durchgeführt, um mit den verbliebenen Items reliable Skalen zu bilden, die in späteren Untersuchungsschritten zur Anwendung kommen.

9.1 Dimensionalitätsanalyse

Da der PAGE-R und seine Items aus den Anforderungen der Beratungspraxis heraus speziell zur Erfassung und Klassifikation potenziell belastender AgE entwickelt wurden, hat die IGPP-Klientel den Status einer Referenzstichprobe. Eine in S1 gefundene Lösung bzw. Dimensionalität, die den Grundklassen entspricht, sollte idealerweise auf die anderen Stichproben übertragbar sein, wenn der Ansatz stimmt. Ausgehend von den Ladungsmustern in S1 sollen in Abstimmung mit S2, S3 und S4 sukzessive Items mit „falschen“ Zuordnungen, geringen Ladungen und/oder Mehrfachladungen entfernt und solange erneut explorative Faktorenanalysen gerechnet werden, bis sich eine stabile Einfachstruktur mit vier Faktoren abbildet, die sich möglichst gut in allen Stichproben replizieren lässt.

9.1.1 Repräsentativität der IGPP-Stichprobe

Bei der PAGE-Nachbefragung haben 218 Ratsuchende aus S1 auf Anonymität verzichtet, sodass sich ihre PAGE-Angaben mit ihren DOKU-Daten verknüpfen lassen. Daher lässt sich prüfen, ob sich die auf DOKU-Basis gebildeten Klienteltypen in der PAGE-Stichprobe repräsentativ widerspiegeln. Zum Vergleich wurde die DOKU-Gesamtstichprobe ($n = 2356$) in eine „DOKU-PAGE-Stichprobe“ ($n = 218$) mit DOKU-Fällen, denen ein PAGE-R zugeordnet ist, und eine DOKU-Stichprobe ($n = 2138$) mit den verbleibenden Fällen geteilt. Ein Chi-Quadrat-Test zeigt keinen signifikanten Unterschied zwischen beiden Stichproben, was die Häufigkeitsanteile der Typen angeht ($\chi^2(6) = 10.308$, $p = .112$, $n = 2356$; $V = .07$). Aus Tabelle 34 ist ersichtlich, dass die größten Diskrepanzen beim SIN-Typ auftreten, der in der DOKU-PAGE-Stichprobe um 7 Prozentpunkte häufiger als in der DOKU-Stichprobe vorkommt. Dieser Unterschied ist der einzige, der mit einem *U*-Test

signifikant wird ($\chi = 1.971$, $p = .049$, $n = 197$; $r = .14$). Damit beantwortet sich auch die Frage, ob der Ausschluss extrem belasteter und akut psychotischer Personen von der Nachbefragung (Kap. 6.1.2) gravierende Auswirkungen haben könnte: Der Häufigkeitsanteil des IPR-Typs, der über internale Präsenz und Beeinflussung berichtet und der ausgeschlossenen Klientel phänomenologisch am nächsten kommt, liegt in der PAGE-Stichprobe knapp 5 % und statistisch nicht signifikant ($\chi = 1.669$, $p = .095$, $n = 247$; $r = .11$) unter der DOKU-Stichprobe. Da die Unterschiede bei den anderen Typen zudem sehr marginal sind, kann die PAGE-Stichprobe bezüglich der AgE, das heißt in *phänomenologischer Hinsicht*, als weitgehend repräsentativ für die IGPP-Klientel angesehen werden.

Tab. 34: Häufigkeitsanteile der DOKU-Klienteltypen in der DOKU-PAGE-Stichprobe

Stichproben	DOKU-Klienteltypen								gesamt
	MED	IPR	ASW	ANK	SIN	SPK	NAM		
DOKU-PAGE-Fälle	<i>n</i>	7	32	41	21	45	56	16	218
	%	3.2	14.8	18.8	9.6	20.6	25.7	7.3	100
restliche DOKU-Fälle	<i>n</i>	114	416	410	190	299	560	149	2138
	%	5.3	19.4	19.2	8.9	14.0	26.2	7.0	100
gesamt	<i>n</i>	121	448	451	211	344	616	165	2356
	%	5.1	19.1	19.1	9.0	14.6	26.1	7.0	100

Anmerkungen. Angegeben sind die jeweiligen Anteile der Klienteltypen in der DOKU-PAGE-Stichprobe ($n = 218$) mit Fällen für die DOKU- und PAGE-Daten vorliegen, sowie der DOKU-Stichprobe mit den restlichen Fällen ($n = 2138$).

Wie steht es sonst mit der Repräsentativität? In der Soziodemografie fallen Differenzen zwischen der DOKU und der PAGE-Stichprobe nur mit statistischer Signifikanz ins Gewicht, wenn man die DOKU-Gesamtstichprobe zum Vergleich heranzieht. Bei Verwendung des kompletten Datensatzes kommen nämlich soziodemografische Unterschiede zwischen den DOKU-Teilstichproben D-S1 und D-S2 (Kap. 7.1.1, Tab. 3) zum Tragen. Zieht man zum Vergleich nur D-S2 heran, das heißt, den Zeitraum von 2005 bis 2014, in dem auch die PAGE-Daten erhoben wurden, spiegelt die PAGE-Stichprobe die Verhältnisse des IGPP-Beratungsaufkommens ohne statistisch signifikante Differenzen wider. In die nachfolgend berichteten Tests konnten insgesamt 1126 Fälle eingehen, nämlich 1080 D-S2-Fälle, von denen 172 zur PAGE-Stichprobe gehören, und weitere 46 PAGE-Fälle, die in D-S1 dokumentiert wurden. Daraus ergibt sich die PAGE-Stichprobe mit 218 Fällen und eine reduzierte D-S2 mit 908 verbleibenden Fällen, die repräsentativ für die ursprüngliche D-S2 ($n = 1089$) sind. Die Analysen wurden so durchgeführt, dass die jeweils bezüglich einer Variable gültigen Fälle der PAGE-Stichprobe mit den jeweils gültigen Fällen der D-S2-Stichprobe verglichen wurden. Die Fallzahlen der Vergleichstests, deren Ergebnisse beispielhaft zeigen, dass in re-

levanten Bereichen keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen DOKU- und PAGE-Fällen bestehen, liegen bei $n = 648$ (Bindungsindex) bis $n = 1116$ (Geschlecht): In D-S2 liegt das Durchschnittsalter der Ratsuchenden bei 44, in der PAGE-Stichprobe bei 46 Jahren ($t(441.866) = -1843$, $p = .067$, $n = 831$; $r = .10$; t -Test mit Welch-Korrektur). In D-S2 beträgt der Anteil der Frauen 70 %, in der PAGE-Stichprobe 73 % ($\chi^2(1) = .950$, $p = .330$, $n = 1116$; $V = .03$). In D-S2 wurden 41 % der Ratsuchenden von den Beratern als psychisch „eher auffällig“ oder „auffällig“ eingeschätzt (Kap. 7.1.6, Tab. 10), in der PAGE-Stichprobe findet sich ein Anteil von 36 % ($\chi^2(1) = 2.173$, $p = .140$, $n = 908$; $V = .05$). Der Bindungsindex in D-S2 beträgt $b = .51$. In der PAGE-Stichprobe liegt er bei $b = .53$ ($z = .611$, $p = .541$, $n = 648$; $r = .02$). Abgesehen davon, dass die genannten Unterschiede statistisch nicht signifikant sind, lässt sich vor allem aus den niedrigen Effektstärken schließen, dass die PAGE-Stichprobe die IGPP-Klientel angemessen genug abbildet, um allgemeine Rückschlüsse ziehen zu dürfen.

9.1.2 Selektion problematischer Items

In der Ladungsmatrix von S1 haben beim faktorenanalytischen Strukturvergleich auf der Basis von 30 Items (Kap. 8.2.2, Tab. 32) die Items E01, E03, E04, K22, K23, D33, D34 keine eindeutige Zuordnung zu einem Faktor und I11, I13, I17 besitzen nur mäßige Ladungen. Da bereits im Vorhinein die Items D37 und D38 wegen zu großer Schwierigkeit ausgemustert wurden, würden im Falle eines Ausschlusses aller genannten Variablen noch 20 Items zur Bildung von vier Grundklassenskalen bleiben. Es wäre wünschenswert, wenn jede Skala mindestens fünf Items enthalten würde, um die zu messenden Konstrukte mit ausreichender inhaltlicher Bandbreite und guter Reliabilität abdecken zu können und einer gleichen Gewichtung der Skalen herzustellen, sodass „für jeden Aspekt des Konstrukts auch dieselbe Itemzahl verwendet wird. Nur so ist eine inhaltsvalide Abbildung des Konstrukts möglich“ wie Bühner (2011, S. 344) betont.

Das letzte Wort hinsichtlich der Eignung von Items für die Grundklassenskalierung ist mit der ersten Strukturanalyse (Kap. 8.2.2, Tab. 32) noch nicht gesprochen. Ein verringerter oder veränderter Itempool und eine Extraktion von nur vier Faktoren können möglicherweise in veränderten Ladungsmustern der verbleibenden Items resultieren und eine andere Itemselektion als die Strukturanalyse zur Formenkreisbildung nahelegen. Deshalb wurde zunächst in mehreren Durchläufen mit Hauptachsen-Faktorenanalysen unter Vorgabe einer Extraktion von vier Faktoren bei zwanzig Items untersucht, wie sich variierende Ein- und Ausschlüsse fraglicher Items in den Ladungsstrukturen von S1 auswirken. Diejenigen Zusammenstellungen von Items, die in der Referenzstichprobe faktorenanalytisch stabile und inhaltlich plausible Ergebnisse zeitigten, wurden anschließend an den verbleibenden Stichproben überprüft. Auf diese Weise kristallisierte sich ausgehend von S1 letztlich ein Itempool

heraus, der in allen Stichproben insgesamt die am besten übereinstimmenden und weiter unten in Tabelle 36 dargestellten Faktorenstrukturen erbrachte. Ausgemustert wurden die Items E03, E04, E08, I11, I13, I17, K22, K26, K28, D34, D37, D38. Tabelle 35 listet die zwölf ausgeschiedenen Items mit formalen und/oder inhaltlichen Begründungen ihrer Selektion auf. Besonders bei den Koinzidenzitems waren, einmal abgesehen von Item K22, das weiterhin durch eine Zweitladung den Ausschluss nahelegte, inhaltliche Entscheidungen für eine Selektion nötig.

Tab. 35: Selektierte problematische PAGE-Items auf Basis der Referenzstichprobe (S1)

Item	Inhalt		Faktorladung		Erläuterungen
	zu schwierig	mehrdeutig	zu gering	mehrfach	
E03	Unsichtbare Anwesenheit	X		X	internale und externale Grundklasse konfundiert
E04	Ausgelöstes Erwachen	X	X	X	externale und dissoziative Grundklasse konfundiert
E08	Ankündigungsphänomene	X	X		entfällt mit SIN, externale und dissoziative Grundklasse konfundiert
I11	Visuelle Phänomene	X	X		phänomenologisch unspezifisch für AgE
I13	Auditive Phänomene		X		weicht phänomenologisch von anderen internalen Items ab
I17	Begegnungen im Traum	X	X		lädt als internes Item auf Koinzidenzfaktor
K22	Telepathie	X		X	internale und Koinzidenzgrundklasse konfundiert
K26	Höhere Ordnung				entfällt mit SIN, inhaltlich auch repräsentiert durch K23
K28	Wahrsage-techniken				entfällt mit SIN, inhaltlich entbehrlich
D34	Außer-körperlichkeit	X	X	X	keine Ladungen $\geq .30$
D37	Sexuelle Stimulation	X			verursacht zu geringen KMO-Koeffizienten
D38	Fremdbesetzung	X			verursacht zu geringen KMO-Koeffizienten

Anmerkungen. Angaben beziehen sich auf die Referenzstichprobe S1. Items mit Mittelwerten $< .30$ gelten als „zu schwierig“ (Kap. 8.1.2; Tab. 25) und Faktorladungen $< .50$ als „zu gering“ (Kap. 8.2.2; Tab. 32). Weitere Erläuterungen im Text.

Hinsichtlich der erforderlichen Vereinigung der zuvor auf einen ASW- und einen SIN-Faktor aufgeteilten Koinzidenzphänomene fiel die Wahl auf K23 (sinnvolle Fügungen) als das mit beiden Formenkreisen inhaltlich am besten verbundene Item. Ein Verzicht auf das ver-

wandte Item K26 (höhere Ordnung) sowie das weniger relevante Item K28 (Wahrsagepraktiken) beeinträchtigt die Vollständigkeit des phänomenologischen Spektrums der Koinzidenzerfahrungen am wenigsten. Zum Ausschluss von I13 ist hinzuzufügen, dass auditive Phänomene phänomenologisch generell von anderen internalen Phänomenen abweichen. Bei fremdartigen Gedanken (I12), Gefühlen (I14) oder leiblichen Empfindungen (I15), die gegebenenfalls als Wesensveränderungen (I16) oder Fremdbeeinflussung (I18) erlebt werden, handelt es sich um Abweichungen, die von gewöhnlichen Modalitäten des Selbstmodells ausgehen. Auditive Phänomene wie das Hören von Stimmen sind dagegen von vornherein außergewöhnlich, denn normalerweise hören Menschen keine internalen Stimmen.

9.1.3 Extraktion von vier Faktoren

Für eine Faktorenanalyse mit den verbliebenen 20 Items sind die Voraussetzungen mit KMO-Koeffizienten von .81 in S1, .82 in S2, .86 in S3 und .96 in S4 sehr gut erfüllt. Die Kommunalitäten der Items bewegen sich in S1, abgesehen von E01 (.24), im Bereich von .44 bis .86 und in S2 von .43 bis .83. In S3 liegen sie, abgesehen von K25 (.29), D31 (.33) und D36 (.35), zwischen .42 und .69. In S4 liegen alle Kommunalitäten im Bereich von .40 bis .82. Da bei den gegebenen Stichprobengrößen Kommunalitäten ab .40 in jedem Fall ausreichend sind (Kap. 6.5.2) und einzelne Ausreißer, die in nicht mehr als einer Stichprobe auftreten, unter .20 liegen, beruhen die Faktorenanalysen insgesamt auf einer soliden Grundlage.

In Tabelle 36 sind die Mustermatrizen der rotierten Hauptachsenanalysen der vier Stichproben dargestellt. Die Extraktion von vier Faktoren bei 20 Items entspricht bezüglich S2 und S3 jeweils dem Eigenwert > 1 Kriterium. Bei S1 wären hingegen fünf und bei S4 nur drei Faktoren zu extrahieren gewesen. Die weiter unten noch erläuterten Screeplots (Kap. 9.1.5, Abb. 27) würden in allen Stichproben eine geringere Zahl von Faktoren nahelegen. Sieht man einmal von den dissoziativen Items in S3 ab, die sich nicht einheitlich zu einem Faktor fügen, zeigen alle Stichproben weitgehend übereinstimmende Ladungsmuster, wobei vereinzelt geringere Ladungen und Zweitladungen auftreten. Damit jeweils fünf Items zur Repräsentation jeder der vier Grundklassen in allen Stichproben eingesetzt werden konnten, mussten Kompromisse gemacht werden. Diese betreffen aber immer nur einzelne Stichproben und stellen die gefundenen Ergebnisse insgesamt weder statistisch noch inhaltlich infrage.

Doppelladungen haben zunächst einmal drei der vier neu hinzugekommenen Items, die bei der Formkreisbildung ausgespart wurden. Item I18 (Fremdbeeinflussung) hat in S4 eine Doppelladung von .36 und .39 auf dem dissoziativen und dem internalen Faktor. Item D31 (Körperveränderungen) tritt in S2 mit einer höheren Ladung von .60 auf dem dissoziativen Faktor und einer Zweitladung von .35 auf dem Koinzidenzfaktor auf. D33 (Automatismen) ist das einzige Item, das in zwei Stichproben mit Mehrfachladungen über .30 auftritt. In S1

und S3 liegt es mit .54 und .48 jeweils auf dem dissoziativen Faktor sowie in S1 mit .34 auf dem internalen und in S3 mit .37 auf dem externalen Faktor. Weitere Mehrfachladungen, die maximal .36 erreichen, treten bei I12, I16, K23 und D36 in jeweils einer Stichprobe auf.

Tab. 36: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 20 AgP-Items und 4 Faktoren (S1–S4)

AgP-Items	Mustermatrizen															
	S1				S2				S3				S4			
	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4
E01 Optische Phänomene	-	-	-	.42	.67	-	-	-	.41	-	-	-	-	-	.55	-
E02 Kinetische Phänomene	-	-	-	.67	.64	-	-	-	.56	-	-	-	-	-	.49	-
E05 Akustische Phänomene	-	-	-	.60	.78	-	-	-	.83	-	-	-	-	-	.69	-
E06 Olfaktorische Phänomene	-	-	-	.57	.65	-	-	-	.74	-	-	-	-	-	.68	-
E07 Thermische Phänomene	-	-	-	.93	.77	-	-	-	.46	-	-	-	-	-	.68	-
I12 Fremdartige Gedanken	-	.66	-	-	-.31	-	-	.91	.67	-	-	-	-	-	-	.61
I14 Fremdartige Gefühle	-	.91	-	-	-	-	-	.78	.82	-	-	-	-	-	-	.92
I15 Wesensveränderung	-	.72	-	-	-	-	-	.69	.58	-	-	-	-	-	-	.62
I16 Leibliche Empfindungen	-	.63	-	-	.36	-	-	.50	.67	-	-	-	-	-	-	.55
I18 Fremdbeeinflussung	-	.53	-	-	-	-	-	.62	.45	-	-	-	.36	-	-	.39
K21 Hellsehen	.63	-	-	-	-	-	.64	-	-	-	.70	-	-	.69	-	-
K23 Sinnvolle Fügungen	.61	-	-	-	-	-	.55	-	-	-	.47	-.32	-	.57	-	-
K24 Prækognition	.91	-	-	-	-	-	.99	-	-	-	.74	-	-	.88	-	-
K25 Déjà-vu	.59	-	-	-	-	-	.57	-	-	-	.50	-	-	.68	-	-
K27 Wahrträume	.84	-	-	-	-	-	.63	-	-	-	.76	-	-	.74	-	-
D31 Körperveränderungen	-	-	.46	-	.60	-	.35	-	-	.48	-	-	.62	-	-	-
D32 Taktile Empfindungen	-	-	.70	-	.72	-	-	-	-	-	-	-	.64	-	-	-
D33 Automatismen	-	.34	.54	-	.76	-	-	-	-	.37	-	.48	.79	-	-	-
D35 Nächtliche Körperattacken	-	-	.97	-	.65	-	-	-	-	-	-	.62	.90	-	-	-
D36 (Schlaf-) Paralyse	-	-	.68	-	.75	-	-	-	.36	-	-	.36	.80	-	-	-
<i>Korrelationsmatrix der Faktoren</i>																
Faktor 1	1.0	-	-	-	1.0	-	-	-	1.0	-	-	-	1.0	-	-	-
Faktor 2	.43	1.0	-	-	.51	1.0	-	-	.54	1.0	-	-	.63	1.0	-	-
Faktor 3	.21	.55	1.0	-	.40	.56	1.0	-	.61	.56	1.0	-	.74	.65	1.0	-
Faktor 4	.40	.42	.55	1.0	.56	.57	.49	1.0	.41	.39	.39	1.0	.75	.69	.69	1.0

Anmerkungen. Hauptachsenanalysen mit polychorischen Korrelationen. Extraktion von 4 Faktoren vorgegeben (in S4 nur 3 Faktoren mit Eigenwert > 1). Oblique Rotation (Promax). Varianzaufklärung vor Rotation: S1 = 55.5 %, S2 = 58.5 %, S3 = 49.6 %, S4 = 61.3 %. Faktorladungen $\geq .50$ fett markiert, Ladungen < .30 nicht angezeigt.

Was die Höhe der regulären Ladungen auf den Faktoren im Allgemeinen angeht, bleiben die Items E01 und D31 in S1 sowie S3 unter .50 und ebenso Item I18 in S3 und S4. Weitere

Items, die in Einzelfällen lediglich die .40-Marke überschreiten, sind E02 (kinetische Phänomene) in S4 sowie die Items E07 (thermische Phänomene), K23 (sinnvolle Fügungen), D33 (Automatismen) und D36 (Schlafparalyse) in S3. Mit mäßigen Ladungen von sieben Items und insgesamt drei Doppelladungen sind die Studierenden damit diejenigen, bei denen die Faktorenstruktur die geringste Stabilität aufweist.

Wenn wir die Kriterien zur Bewertung der Stabilität von Faktoren anlegen (Kap. 6.5.6), erfüllen S1, S2 und S4 bei allen Faktoren das Kriterium mindestens drei starker Ladungen $\geq .60$, was angesichts der jeweiligen Stichprobenumfänge nach Schendera (2010) ausreichend ist, um stabile Faktoren zu postulieren. Faktoren mit vier Ladungen $\geq .60$ oder fünf Ladungen $\geq .50$ gelten auch unabhängig vom Stichprobenumfang als stabil und zuverlässig. Wenn wir alle genannten Kriterien verbinden, können wir bei jeweils fünf Items mit bedeutenden Ladungen $> .40$ auf jedem Faktor, von denen immer mindestens drei $\geq .60$ sind, ebenfalls unabhängig vom Stichprobenumfang von stabilen Faktoren in S1, S2 und S4 sprechen.

Bei der Anlage dieser Maßstäbe können außer dem Dissoziationsfaktor wohl auch alle Faktoren in S3 als stabil angesehen werden. Insbesondere gemessen daran, dass die stabilen 4-Faktoren-Lösungen in völlig unterschiedlichen Stichproben auftreten, spricht alles dafür, dass die vier Faktoren, von gewissen Einschränkungen im Bereich der Dissoziation abgesehen, die theoretisch postulierten AgP-Grundklassen inhaltlich sehr gut widerspiegeln. Da die Ergebnisse auf einer Hauptachsenanalyse beruhen, können die Faktoren als echte Dimensionen, die den manifesten Grundklassenphänomenen zugrunde liegen, interpretiert werden. Anders als bei den formenkreisorientierten Analysen, die allenfalls zur Klassifikation dienen können, können nun Grundklassenskalen konstruiert werden, die, falls sie sich in den folgenden Item- und Skalenanalysen als reliabel erweisen, für stichprobenübergreifende Untersuchungen herangezogen werden können.

Die Einfachstrukturen in den Mustermatrizen bedeuten wohlgerne nicht, dass die Faktoren unabhängig voneinander sind. Der in Tabelle 34 eingefügten Faktorenkorrelationsmatrix ist zu entnehmen, dass die Interkorrelationen, die ab einer Höhe $\geq .50$ fett markiert sind, bei den Ratsuchenden (S1) insgesamt am niedrigsten ausfallen und in der Schweizer Bevölkerung (S4) besonders hoch sind. In S1 ist der Zusammenhang zwischen Dissoziation (Faktor 3) und Koinzidenz (Faktor 2) mit .21 am geringsten. Zwischen Dissoziation und den internalen (Faktor 2) und den externalen Phänomenen (Faktor 4) ist er mit jeweils .55 am stärksten. Auch in der Nahtodstichprobe (S2) korrelieren Dissoziation (Faktor 1) und Koinzidenz (Faktor 3) mit .40 am schwächsten, diesmal aber die internalen (Faktor 2) und externalen Phänomene (Faktor 4) mit .57 am stärksten. Den höchsten Korrelationskoeffizienten bei den Studierenden (S3) finden wir mit .61 zwischen den internalen Phänomenen (Faktor 1) und Koinzidenz (Faktor 3). Der nur rudimentäre Dissoziationsfaktor (Faktor 4) korreliert

abermals vergleichsweise schwach zu nur .39 mit Koinzidenz und ebenfalls in dieser Höhe mit den externalen Phänomenen (Faktor 2). In S4 sind abermals die Zusammenhänge zwischen Dissoziation (Faktor 1) und Koinzidenz (Faktor 2), diesmal mit .63, am schwächsten und erreichen zwischen den dissoziativen und den internalen Phänomenen (Faktor 4) mit .75 ihr Maximum. Es lässt sich festhalten, dass durchgängig Dissoziation und Koinzidenz am schwächsten korrelieren, während die stärksten Zusammenhänge in den Stichproben variieren.

Die Ursachen für die weitaus stärkeren Interkorrelationen der Faktoren bei der Datenerhebung mit dem PAGE-R im Vergleich zum DOKU gehen, wie im Methodenteil diskutiert, auf den unterschiedlichen Ansatz der Instrumente zurück. Mit dem PAGE-R werden AgE über die ganze Lebensspanne erfasst, mit dem DOKU dagegen nur AgE, die aktuell zum Zeitpunkt der Beratung relevant sind. Anders als bei einer umfassenden Befragung mit dem PAGE-R ergeben sich damit bei der Dokumentation in der Beratung potenziell weniger Überlappungen zwischen Phänomenen und Formenkreisen, die in unterschiedlichen Lebensabschnitten aufgetreten sein mögen.

9.1.4 Vergleich mit Pearson-Korrelationen

Im Methodenteil wurden die Gründe für die Verwendung polychorischer Korrelationen bei Faktorenanalysen ausführlicher diskutiert (Kap. 6.5.3). Mittels des Statistikprogramms „R“ polychorische Korrelationen, die als bessere Schätzer gelten und in der Regel höhere Ladungen liefern, berechnet und anschließend in SPSS zur Durchführung der Faktorenanalysen verwendet. Im Unterschied zum Pearson-Korrelationskoeffizient wird für die Bestimmung der polychorischen Korrelationen eine Normalverteilung des untersuchten Konstruktes in der Ursprungspopulation vorausgesetzt, wovon wir nicht ausgehen können. Allerdings konnten Simulationsstudien zeigen, dass polychorische Korrelationen nicht sehr empfindlich auf Verletzungen dieser Voraussetzung reagieren (Kap. 6.5.3). Um selbst zu einer besseren Einschätzung zu kommen und einen direkten Vergleich zwischen beiden Korrelationskoeffizienten zu haben, wurden unter den gleichen Voraussetzungen wie zuvor auch Hauptachsenanalysen mit Pearson-Korrelationen bei allen Stichproben durchgeführt. Die Mustermatrizen in Tabelle 37 geben bis auf Veränderungen, die S3 betreffen, weitgehend das gleiche Bild ab wie die Berechnung mit polychorischen Korrelationen.

In S3 bilden die Dissoziationsitems nun keinen eigenen Faktor mehr, sondern laden nun entweder auf dem internalen oder dem externalen Faktor. Auf dem 4. Faktor befinden sich nur noch Zweitladungen anderer Items, sodass eine Extraktion von drei Faktoren angemessen wäre. Dagegen können die Faktoren in S1, S2 und S4 weiterhin als stabil gelten, auch wenn die Ladungen erwartungsgemäß zumeist etwas geringer ausfallen. Auch die Interkor-

relationen haben abgenommen, aber ohne dass die Verhältnisse sich dabei geändert hätten. Die Resultate lassen ziemlich sicher darauf schließen, dass die „wahre“ Höhe der Ladungen sich in dem Rahmen bewegt, der durch die beiden unterschiedlichen Korrelationskoeffizienten abgesteckt wird. Im ungünstigsten Fall wird die Höhe der Ladungen auf Basis der polychorischen Korrelationen etwas überschätzt. Sie werden aber in jedem Fall höher anzusetzen sein als diejenigen, die mit den Pearson-Korrelationen berechnet wurden.

Tab. 37: PAGE-Hauptachsenanalysen mit Pearson-Korrelationen (S1–S4)

Item	Faktorenmatrizen																
	S1				S1				S1				S1				
	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4	
E01 Optische Phänomene	-	-	-	.42	-	.58	-	-	-	.45	-	-	-	-	-	.52	-
E02 Kinetische Phänomene	-	-	-	.57	-	.58	-	-	-	.56	-	-	-	-	-	.47	-
E05 Akustische Phänomene	-	-	-	.55	-	.73	-	-	-	.75	-	-	-	-	-	.67	-
E06 Olfaktorische Phänomene	-	-	-	.53	-	.59	-	-	-	.57	-	.38	-	-	-	.64	-
E07 Thermische Phänomene	-	-	-	.86	-	.73	-	-	-	.36	-	-	-	-	-	.63	-
I12 Fremdartige Gedanken	-	.61	-	-	-.30	-	-	.85	.39	-	-	.48	-	-	-	-	.56
I14 Fremdartige Gefühle	-	.83	-	-	-	-	-	.75	.51	-	-	.41	-	-	-	-	.85
I15 Wesensveränderung	-	.61	-	-	-	-	-	.70	.64	-	-	-	-	-	-	-	.62
I16 Leibliche Empfindungen	-	.61	-	-	-	-	-	.48	.58	-	-	-	-	-	-	-	.54
I18 Fremdbeeinflussung	-	.51	-	-	-	-	-	.60	.36	-	-	-	-	.38	-	.32	-
K21 Hellssehen	.58	-	-	-	-	-	.60	-	-	-	.56	-	-	.61	-	-	-
K23 Sinnvolle Fügungen	.57	-	-	-	-	-	.51	-	-	-	.48	.36	.56	-	-	-	-
K24 Präkognition	.88	-	-	-	-	-	.92	-	-	-	.73	-	.84	-	-	-	-
K25 Déjà-vu	.57	-	-	-	-	-	.56	-	-	-	.44	-	.65	-	-	-	-
K27 Wahrträume	.78	-	-	-	-	-	.59	-	-	-	.61	-	.69	-	-	-	-
D31 Körperveränderungen	-	-	.43	-	.52	-	-	-	.41	-	-	-	-	.47	-	-	-
D32 Taktile Empfindungen	-	-	.67	-	.64	-	-	-	.39	.36	-	-	-	.64	-	-	-
D33 Automatismen	-	.30	.48	-	.65	-	-	-	.34	.37	-	-	-	.66	-	-	-
D35 Nächtliche Körperattacken	-	-	.87	-	.57	-	-	-	.54	-	-	-	-	.89	-	-	-
D36 (Schlaf-) Paralyse	-	-	.65	-	.62	-	-	-	.50	-	-	-	-	.64	-	-	-
<i>Korrelationsmatrix der Faktoren</i>																	
Faktor 1	1.0				1.0				1.0				1.0				
Faktor 2	.43	1.0			.46	1.0			.48	1.0			.57	1.0			
Faktor 3	.17	.55	1.0		.34	.54	1.0		.54	.49	1.0		.64	.70	1.0		
Faktor 4	.40	.42	.52	1.0	.53	.57	.49	1.0	.32	.23	.32	1.0	.66	.71	.68	1.0	

Anmerkungen. Hauptachsenanalysen mit Pearson-Korrelationen. Extraktion von 4 Faktoren vorgegeben (S4 nur 3 Faktoren mit Eigenwert > 1). Oblique Rotation (Promax). Varianzaufklärung vor Rotation: S1 = 46.0 %, S2 = 48.7 %, S3 = 48.2 %, S4 = 50.3 %. Faktorladungen $\geq .50$ fett markiert, Ladungen < .30 nicht angezeigt.

9.1.5 Alternative 3-Faktoren-Lösung

Ob einer Extraktion von vier Faktoren eventuell eine Lösung mit drei Faktoren vorzuziehen ist, lässt sich aus den Mustermatrizen in Tabelle 38 erschließen.

Tab. 38: PAGE-Hauptachsenanalysen mit drei Faktoren (S1–S4)

Item	Mustermatrizen												
	S1			S2			S3			S4			
	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3	
E01	Optische Phänomene	.45			.72			.43				.53	
E02	Kinetische Phänomene	.72			.59			.64				.56	
E05	Akustische Phänomene	.72			.81			.87				.70	
E06	Olfaktorische Phänomene	.57			.65			.67				.53	
E07	Thermische Phänomene	.77	.30		.78			.40				.53	
I12	Fremdartige Gedanken		.70		.38			.67			.61	.34	
I14	Fremdartige Gefühle		.79		.53			.74			.72		
I15	Wesensveränderung		.66		.73			.74			.71		
I16	Leibliche Empfindungen		.69		.70			.69			.58		
I18	Fremdbeeinflussung		.68		.67			.49			.67		
K21	Hellsehen				.69			.65			.73	.65	
K23	Sinnvolle Fügungen				.53			.56			.54	.58	
K24	Präkognition				.85			1.02			.79	.83	
K25	Déjà-vu				.65			.59			.49	.67	
K27	Wahrträume				.70			.64			.64	.70	
D31	Körperveränderungen	.51			.59	.33		.51			.58	.34	
D32	Taktile Empfindungen	.67			.68			.40	.31		.54	.34	
D33	Automatismen	.32	.58		.73			.47	.47		.78		
D35	Nächtliche Körperattacken	.53	.42		.70			.58			.69		
D36	(Schlaf-) Paralyse	.46			.79			.57			.56		
<i>Korrelationsmatrix der Faktoren</i>													
Faktor 1		1.0			1.0			1.0			1.0		
Faktor 2		.55	1.0		.63	1.0		.58	1.0		.69	1.0	
Faktor 3		.26	.37	1.0	.47	.54	1.0	.63	.53	1.0	.75	.61	1.0

Anmerkungen. Hauptachsenanalysen mit polychorischen Korrelationen. Extraktion von 3 Faktoren vorgegeben. Oblique Rotation (Promax). Faktorladungen $\geq .60$ fett, Ladungen $< .30$ nicht angezeigt.

Die Reduktion der Faktorenzahl führt dazu, dass dissoziative Phänomene entweder den externalen oder internalen Faktoren zugeordnet werden. Jeweils mit einigen Doppelladungen besetzen in S1 alle dissoziativen Items den externalen Faktor und in S2 sowie S3 den internalen Faktor. In S3 laden die typischen NAM-Items D35 und D36 eindeutig auf dem inter-

nenen Faktor und das ursprüngliche MED-Item D31 auf dem externalen Faktor, während die verbleibenden Items mäßige Ladungen auf beiden Faktoren haben.

S1 profitiert nicht von der Faktorenreduktion. Die Höhe der Ladungen nimmt insgesamt ab und die dissoziativen Items laden mit Doppelladungen von D33 und D35 uneinheitlich auf dem internalen und dem externalen Faktor. Dass drei Faktoren für S2 keine ideale Lösung sind, wird bei den internalen Items, insbesondere bei I12, das nun auf dem externalen Faktor lädt, deutlich. Zudem fällt die Ladung > 1.0 von K24 auf (was bei einer obliquen Rotation möglich ist). In S3 verbessert sich zwar die Prägnanz des Koinzidenzfaktors, eine Vereinheitlichung der Dissoziation bleibt jedoch aus. In S4 zeigt sich das schon im Ladungsmuster bei der Faktorenanalyse mit 30 Items, bei der die dissoziativen Items eindeutig zum internalen Faktor tendieren.

Es lässt sich konstatieren, dass die Extraktion von vier Faktoren der drei-faktoriellen Lösung insgesamt überlegen und vorzuziehen ist. Die Differenzierung und die Eindeutigkeit der Ladungsmuster nehmen in allen Stichproben zu und insgesamt treten höhere Ladungen auf. In Anbetracht der guten Passung mit den theoretischen Modellannahmen fällt die Entscheidung auf die 4-Faktoren-Lösung. Spätere Analysen (Kap. 10) zeigen zudem, dass die eigenständige Erfassung dissoziativer Phänomene von zentraler Bedeutung für das angemessene Verständnis spezifischer Zusammenhänge zwischen AgE und personenbezogenen Merkmalen ist.

9.1.6 Rückführung auf Generalfaktor

Die ausgeprägten Interkorrelationen zwischen den Faktoren legen nahe, die gemessenen Konstrukte als Subdimensionen eines übergeordneten Generalfaktors zu begreifen. In Abbildung 27 sind die Screeplots der vier Stichproben dargestellt. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, dass der stärkste Knick in den Grafiken im Unterschied zum Kaiser-Kriterium überall einfaktorielle Lösungen nahelegen würde.

Die Ergebnisse der einfaktoriellen und der zweifaktoriellen Hauptachsenanalysen der vier Stichproben sind in Tabelle 39 zusammengestellt. In den einfaktoriellen Lösungen betragen die Ladungen aller Items bei den Ratsuchenden (S1) mindestens .40 (E01) bis maximal .70 (D33), bei den Nahtoderfahrenen (S2) rangieren sie von .50 (K24) bis .75 (D32), bei den Studierenden (S3) von .46 (K25) bis .74 (D32) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) reichen sie von .57 (E01) bis .85 (D32). Die insgesamt hohen Ladungen in S4 deuten darauf hin, dass AgE in der Normalbevölkerung mit vergleichsweise geringen Verlusten über einen Generalfaktor erfasst werden können. In S1 zeigen viele Ladungen $< .60$ und $< .50$, an, dass die Extraktion nur eines Faktors hier deutlich mehr Informationsverluste mit sich bringt. Es

ist bemerkenswert, dass die Markiervariablen, also die Items mit den höchsten Ladungen, in allen Stichproben Dissoziationsitems sind, und insbesondere, dass es sich in S2, S3 und S4 dabei jeweils um D32 (taktile Sensationen) handelt. Sucht man die Items, die in allen Stichproben hohe Ladungen $\geq .60$ erreichen, findet man vier Items, die dieses Kriterium erfüllen. Es zeigt sich, dass die entsprechenden Items E07 (thermische Phänomene), I16 (leibliche Empfindungen) D32 (taktile Sensationen) und D35 (nächtliche Körperattacken) alle einen ausgesprochenen Körperbezug haben. Nimmt man mit I15 (Wesensveränderung), I18 (Fremdbeeinflussung), K21 (Hellsehen) und D31 (Körperveränderungen) noch die Items hinzu, die in drei der vier Stichproben auf Ladungen $> .60$ kommen, verfestigt sich der Eindruck, dass der Generalfaktor in besonderer Weise durch dissoziative Prozesse gekennzeichnet ist.

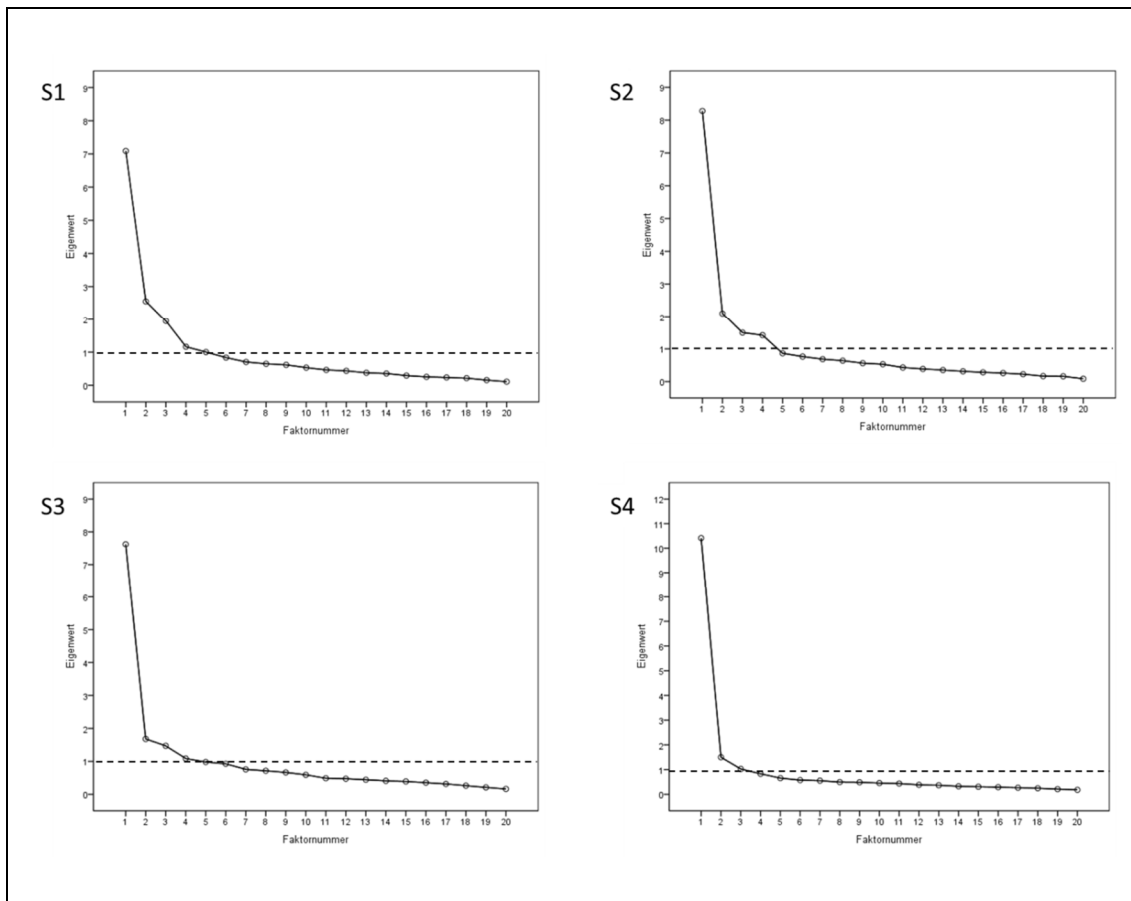


Abb. 27: Screeplots der Faktorenanalysen mit 20 Items (S1–S4)

Von daher ist es interessant, zu untersuchen, wie sich der Itempool von einem Faktor bei der Extraktion von zwei Faktoren aufteilt. Aus Tabelle 39 geht hervor, dass die Spaltung des einen Faktors in den Stichproben S1, S2 und S4 jeweils zu einer sehr klaren Differenzierung der Dissoziations- und der Koinzidenzitems führt.

Tab. 39: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 1-Faktoren- und 2-Faktorenlösung (S1–S4)

AgP-Items	Einfaktorielle Matrix				Zweifaktorielle Mustermatrix							
	S1	S2	S3	S4	S1		S2		S3		S4	
	1	1	1	1	1	2	1	2	1	2	1	2
E 01 Optische Phänomene	.40	.52	.61	.57			.57		.52		.40	
E 02 Kinetische Phänomene	.49	.58	.55	.71	.44		.49		.68		.59	
E 05 Akustische Phänomene	.47	.65	.50	.68	.57		.49		.93		.61	
E 06 Olfaktorische Phänomene	.65	.53	.51	.69	.57		.55		.63		.54	
E 07 Thermische Phänomene	.64	.64	.60	.73	.48		.66		.48		.51	
I 12 Fremdartige Gedanken	.58	.67	.59	.74	.38	.32	.45		.68		.41	.39
I 14 Fremdartige Gefühle	.56	.58	.62	.72	.40		.53		.74		.52	
I 15 Wesensveränderung	.52	.66	.61	.74	.47		.75		.78		.61	
I 16 Leibliche Empfindungen	.68	.66	.66	.75	.64		.76		.79		.56	
I 18 Fremdbeeinflussung	.56	.72	.65	.77	.55		.66		.61		.57	
K 21 Hellsehen	.52	.66	.65	.70	.74		.73		.57		.72	
K 23 Sinnvolle Fügungen	.56	.67	.54	.64	.59		.76		.42		.64	
K 24 Präkognition	.43	.50	.59	.68	.91		.91	-.33	.35	.30	.92	
K 25 Déjà-vu	.49	.61	.46	.59	.69		.62		.45		.74	
K 27 Wahrträume	.41	.61	.56	.60	.73		.59		.44		.78	
D 31 Körperveränderungen	.63	.65	.49	.64	.63		.50		.47		.86	
D 32 Taktile Empfindungen	.67	.75	.74	.85	.83		.73		.48	.33	.79	
D 33 Automatismen	.70	.53	.59	.72	.76		.73		.36		1.00	
D 35 Nächtliche Körperatacten	.66	.60	.71	.82	.89		.68		.62		.81	
D 36 (Schlaf-) Paralyse	.58	.53	.51	.66	.65		.75		.51		.72	
<i>Korrelationsmatrix der Faktoren</i>												
Faktor 1	1.0	1.0	1.0	1.0	1.0		1.0		1.0		1.0	
Faktor 2					.46	1.0	.62	1.0	.64	1.0	.72	1.0

Anmerkungen. Hauptachsenanalysen mit polychorischen Korrelationen. Extraktion von 1 bzw. 2 Faktoren vorgegeben. 2-Faktoren-Lösung mit obliquier Rotation (Promax). Faktorladungen $\geq .60$ fett, Ladungen $< .30$ nicht angezeigt.

In S1 und S4 bleiben die Dissoziationsitems dabei mit den internalen und den externalen Items auf einem Faktor verbunden. In S2 teilen sich dagegen die internalen und die dissoziativen Items auf der einen und die externalen und die Koinzidenzitems auf der anderen Seite einen Faktor. Ganz anders ist die Situation in S3. Hier findet eine Trennung zwischen einem starken externalen und einem starken internalen Faktor statt. Drei dissoziative Items (D32,

D35, D36) laden mäßig bis stark auf dem internalen Faktor und drei dissoziative Items (D31, D32, D33) eher gering auf dem externalen Faktor. Die Koinzidenzitems liegen mit nur mäßigen Ladungen auf dem internalen Faktor.

Wir sehen, wie sich aus einer Dimension zwei Dimensionen in verschiedenen Konfigurationen entfalten. Wichtiger als die Unterschiede sind dabei vielleicht die Gemeinsamkeiten, die darin bestehen, welche Aufteilungen von AgP-Grundklassen in keiner der Stichproben realisiert wurden. Es entspricht ganz den theoretischen Erwartungen, dass in keinem Fall Faktoren gebildet wurden, bei denen sich Phänomene der horizontalen Achse und Phänomene der vertikalen Achse unverbunden gegenüberstehen. Das würde nämlich bedeuten, dass jeweils sich gegenseitig ausschließende Lokalisationen (internal vs. external) sowie sich ausschließende Relationen (dissoziativ vs. koinzident) von mentalen Repräsentationen in einem Faktor vereinigt wären. Zwingt man dem Generalfaktor einen zweifaktoriellen Symmetriebruch auf, resultiert dieser offensichtlich entweder in einer relational bestimmten oder wie in S3 in einer lokal bestimmten Aufspaltung.

Ein Blick auf die vorhergehende Tabelle 38 zeigt nun, dass sich bei der Extraktion eines dritten Faktors in S1 und S3 die internalen Items aus ihrer Verbindung mit der Dissoziation lösen und einen eigenständigen Faktor bilden. In S2 löst sich die Koinzidenz von den externalen Items und in S4 sondern sich die externalen Items von der Dissoziation ab, um einen neuen Faktor zu bilden. Im Endergebnis resultieren damit in allen Stichproben jeweils ein stabiler externaler, internaler und koinzidenter Faktor. Die einzelnen dissoziativen Items laden dann bis zur Extraktion des vierten Faktors noch auf den internalen und/oder externalen Faktoren.

Alles in allem lässt sich somit eine Entfaltung der Subdimensionen aus einer Globaldimension nachvollziehen. Die Ursprungsdimension scheint durch eine inhärente Tendenz zur Dissoziation gekennzeichnet zu sein, die in einem ersten Schritt entweder zur Trennung der beiden relationalen oder der beiden lokalen Grundklassen führt und nachfolgend im dritten Schritt dann auch das verbliebene Grundklassenpaar aufteilt. Erst zuletzt sondern sich die Dissoziationsitems zu einem Faktor ab. In der Zusammenschau folgt die faktorenanalytische Ausdifferenzierung der Subfaktoren damit einer systematischen Entwicklung. Der Generalfaktor, in dem die AgP ihren gemeinsamen Ursprung haben, lässt sich möglicherweise als Disposition verstehen, die mit einer psychophysischen Dissoziationsbereitschaft einhergeht. Wie diese Disposition zum Tragen kommt bzw. durch welche Umstände sie aktiviert werden könnte, wird noch diskutiert (Kap. 11.4).

9.2 Itemanalyse und Skalenanalyse

Nach der statistischen Feststellung einer Dimensionalität, die das Grundklassenkonstrukt inhaltlich in der Weise abbildet, wie es dem PAGE-R theoretisch zugrunde gelegt wurde, sind die ausgewählten Items vor der Skalenbildung noch einer Itemanalyse zu unterziehen. Letztlich sind statistische (Mittelwerte, Trennschärfen etc.) oder inhaltliche Aspekte (schlechte, nicht stimmige oder missverständliche Formulierungen) die Hauptgründe, um Items zu eliminieren (Bühner, 2011, S. 255). Wenn eine möglichst für alle Stichproben gültige Skalenkonstruktion angestrebt wird, muss im Auge behalten werden, dass der PAGE-R ursprünglich im Kontext der praktischen Beratungsarbeit des IGPP für die Datenerhebung bei Ratsuchenden mit außergewöhnlichen Erfahrungen entwickelt wurde. Daher muss die IGPP-Stichprobe (S1) als Referenz und Maßstab einer optimalen Skala gelten.

9.2.1 Schwierigkeit und Trennschärfe

Der prozentuale Schwierigkeitsindex sollte üblicherweise im Bereich von .20 bis .80 liegen (Kap. 6.6.1). Da die Rohwertverteilung der Daten allerdings durchgängig rechtsschief ist und dies kein statistisches Artefakt ist, sondern die Häufigkeitsverteilung von AgE in der Normalbevölkerung widerspiegelt, ist eine Anpassung sinnvoll. Da alle Items verhältnismäßig schwierig sind, also einen niedrigen numerischen Schwierigkeitsindex aufweisen, weichen wir hier von der Norm ab, indem wir die zulässige Schwierigkeit in den Bereich von .10 bis .70 verschieben. Das heißt, dass alle Items akzeptiert werden, bei denen mindestens 10 % der Befragten einen mittleren Wert in Schlüsselrichtung auf der Antwortskala erreicht haben.

Aus Tabelle 40 geht hervor, dass in S1 nur das Item D31 (Körperveränderungen) dieses Kriterium mit einem Wert von 8.5 nicht erfüllt. In S2 liegen alle Items im angepassten Normbereich. In beiden Stichproben überschreiten, abgesehen von allen Dissoziationsitems sowie E02, E06 und I15 in S1, alle Items auch den sonst üblichen Schwellenwert von .20. In S3 und S4 liegen die Dissoziationsitems bis auf D31 und D36 (Schlafparalyse) in S4 alle unter .10. Ebenso können die Items E02 und I18 (in S3) das Kriterium nicht erfüllen. Trotz der genannten Ausfälle ist festzuhalten, dass kein Item in mehr als zwei Stichproben den angepassten Normbereich verfehlt. Dass die Dissoziationsitems bei den Studierenden und in der Schweizer Bevölkerung sehr schwierig sind, ist auch in den Faktorenanalysen zum Ausdruck gekommen, bei denen eine Extraktion von nur drei Faktoren naheliegend wäre. Auch wenn die Schwierigkeit der Dissoziationsitems bei der Faktorbildung nicht ohne Einfluss ist, lassen die eigens durchgeführten Analysen (Kap. 8.2.5, Tab. 33) nicht darauf schließen, dass sie die Faktorenstruktur insgesamt maßgeblich bestimmen.

Tabelle 40 sind ebenfalls die Itemtrennschärfen (Kap. 6.6.2) zu entnehmen. Die Korrelationen der Items mit den jeweils übrigen Items einer Skala sind ein Maß dafür, wie gut die Items das mit der Skala zu erfassende Konstrukt messen. Die Trennschärfen sollten mindestens .30 betragen und dieses Kriterium wird von allen Items in allen Stichproben erfüllt. Dass die Trennschärfen maximal .71 (K24 in S1 und S4) erreichen und ansonsten zumeist im Bereich von .55 bis .65 liegen, weist darauf hin, dass die einzelnen Skalen jeweils Konstrukte mit einer gewissen Breite erfassen, was positiv zu bewerten ist. Alles in allem zeigen die Itemkennwerte, dass der Itempool die Voraussetzungen zur Skalenbildung gut erfüllt. Auf einen Ausschluss weiterer Items kann verzichtet werden.

Tab. 40: Schwierigkeit und Trennschärfe der PAGE-AgP-Items (S1–S4)

AgP-Grundklassen und Items	Stichproben								
	S1		S2		S3		S4		
	p	r_{it}	p	r_{it}	p	r_{it}	p	r_{it}	
Externalität									
E01	Optische Phänomene	28.75	.39	39.75	.52	14.50	.49	18.50	.51
E02	Kinetische Phänomene	19.75	.48	17.50	.52	8.75	.46	9.25	.55
E05	Akustische Phänomene	24.75	.48	24.50	.62	15.75	.53	15.25	.62
E06	Olfaktorische Phänomene	19.25	.50	22.75	.48	12.25	.46	15.75	.59
E07	Thermische Phänomene	22.25	.65	32.25	.64	11.00	.44	17.00	.64
Internalität									
I12	Fremdartige Gedanken	37.50	.56	46.75	.65	21.50	.54	17.50	.66
I14	Fremdartige Gefühle	32.25	.64	39.75	.62	21.75	.61	18.00	.68
I15	Wesensveränderung	15.25	.48	32.50	.67	15.25	.54	13.25	.65
I16	Leibliche Empfindungen	31.25	.60	33.50	.58	16.00	.58	15.25	.63
I18	Fremdbeeinflussung	22.50	.52	34.00	.67	8.25	.43	10.75	.60
Koinzidenz									
K21	Hellsehen	27.50	.60	35.75	.62	11.00	.53	16.50	.63
K23	Sinnvolle Fügungen	44.25	.55	58.50	.60	30.75	.46	28.00	.58
K24	Präkognition	43.75	.71	56.50	.68	25.75	.60	26.25	.71
K25	Déjà-vu	32.50	.58	44.00	.59	33.50	.43	30.75	.61
K27	Wahrträume	37.25	.63	42.50	.57	23.50	.51	25.50	.62
Dissoziation									
D31	Körperveränderungen	8.50	.49	14.00	.45	12.25	.31	11.75	.55
D32	Taktile Empfindungen	21.00	.64	18.50	.61	5.25	.43	8.75	.67
D33	Automatismen	11.50	.55	14.00	.52	9.25	.48	8.25	.65
D35	Nächtliche Körperattacken	14.50	.69	16.50	.56	3.75	.42	6.25	.68
D36	(Schlaf-) Paralyse	17.25	.58	23.00	.56	9.25	.40	10.25	.57

Anmerkungen. p = prozentualer Schwierigkeitsindex, r_{it} = Trennschärfe (korrigierte Item-Skala-Korrelation).

Wenn die Dissoziationsitems in S3 und S4 auch höhere Schwierigkeiten aufweisen, als es der angepasste Normbereich vorsieht, so sprechen S1 und S2 doch in jedem Fall für ihre Beibehaltung.

9.2.2 Interne Konsistenz der Skalen

Nachdem die grundsätzliche Eignung der zwanzig selektierten Items bestätigt werden konnte, stellt sich die Frage nach der Reliabilität der auf ihrer Basis gebildeten Skalen. Die mittleren Item-Korrelationen (MIC; Kap. 6.6.3), die weiter unten in einer Übersicht der Skalenwerte (Kap. 9.2.3, Tab. 46) aufgeführt werden, eignen sich nur bedingt zur Einschätzung der Reliabilität (Kap. 6.6.6). Als Reliabilitätskoeffizient dient Cronbachs Alpha, in dessen Berechnung der internen Konsistenz (Kap. 6.6.4) auch die Zahl der beteiligten Variablen einget. In den folgenden Tabellen werden die ermittelten Reliabilitäten für jede der Skalen und Stichproben inklusive der Werte angegeben, die jeweils bei einem Ausschluss einzelner Items resultieren würden. Zur Vergegenwärtigung des inhaltlichen Spektrums jeder Skala sind die vollständigen Formulierungen der Items aufgeführt.

Externalität

Die Reliabilität der Externalitätsskala (Tab. 41) beträgt $\alpha = .72$ (S3) bis $.80$ (S4). Die Items der Externalitätsskala decken das klassische Spektrum der Poltergeistphänomene ab. Anders als bei der SPK-Formenkreisskala enthält die Grundklassenskala nun auch das Item E01, mit dem optische Phänomene und Erscheinungen erfasst werden.

Tab. 41: Items der Externalitätsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)

Item	Formulierung	α , wenn Item entfernt			
		S1	S2	S3	S4
E01	Ich habe mit eigenen Augen unerklärliche Erscheinungen, Gestalten, Lichter, Schatten, diffuse Umrisse oder andere Phänomene in meiner äußeren Umgebung gesehen.	.73	.75	.67	.78
E02	Ich habe bemerkt, dass Gegenstände, Objekte oder Geräte sich wie von selbst bewegten, ein- oder ausschalteten, verschwanden oder auftauchten, oder ihr Aussehen bzw. ihre Form verändert haben.	.70	.75	.68	.77
E05	Ich habe unerklärliche Geräusche, z. B. Klopfen, Poltern, Schritte, Stimmen oder andere Laute in meiner Umgebung gehört, für die ich keine natürliche Ursache finden konnte.	.70	.72	.65	.75
E06	Ich habe einen besonderen Geruch, Duft oder Gestank in meinem Umfeld wahrgenommen, ohne dafür eine entsprechende natürliche Quelle finden zu können.	.69	.76	.68	.75
E07	Ich habe gespürt, dass ohne erkennbaren Grund ein Luftzug durch den Raum ging oder sich unerklärlicherweise die Temperatur in der Umgebung verändert hat.	.63	.71	.69	.74
Cronbachs α mit allen Items		.74	.78	.72	.80

Eine Entfernung eines der fünf Items würde bei allen Stichproben die Reliabilität der Skala vermindern.

Internalität

Die Internalitätsskala (Tab. 42) enthält im Unterschied zur IPR-Formenkreisskala nun auch das Item I18 und schließt den Beeinflussungsaspekt damit prägnanter ein. Die Reliabilität der Skala liegt bei $\alpha = .77$ (S3) bis $.84$ (S2, S4) und kann durch Itemselektion in keiner Stichprobe verbessert werden.

Tab. 42: Items der Internalitätsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)

Item	Formulierung	α , wenn Item entfernt			
		S1	S2	S3	S4
I12	Ich habe Gedanken in mir wahrgenommen, deren Herkunft ich mir nicht erklären konnte und deren Ursprung möglicherweise nicht in mir selbst lag.	.74	.80	.72	.80
I14	Ich habe Stimmungen, Gefühle und seelische Empfindungen in mir wahrgenommen, die mir fremd waren und für die ich keine Begründung in mir selbst finden konnte.	.71	.81	.70	.80
I15	Ich habe ungewöhnliche Bewusstseinszustände erlebt, in denen sich mein Wesen verändert hat bzw. ich mir vorkam, als sei ich jemand anders.	.77	.80	.72	.81
I16	Ich habe leibliche Regungen, Empfindungen, Energien oder Schmerzen gespürt, für die sich keine natürliche körperliche Ursache ausfindig machen ließ.	.73	.82	.71	.81
I18	Ich habe wahrgenommen, dass andere Personen, fremde Mächte oder Wesenheiten mit Hilfe einer besonderen Kraft auf mich eingewirkt und mein inneres Erleben beeinflusst haben.	.75	.80	.76	.82
Cronbachs α mit allen Items		.78	.84	.77	.84

Koinzidenz

Die Koinzidenzskala (Tab. 43) fokussiert auf Facetten der außersinnlichen Wahrnehmung.

Tab. 43: Items der Koinzidenzskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)

Item	Formulierung	α , wenn Item entfernt			
		S1	S2	S3	S4
K21	Ich habe gewusst oder gespürt, was an einem entfernten Ort oder früher in der Vergangenheit passiert ist, obwohl ich keine Kenntnis davon haben konnte.	.79	.78	.69	.80
K23	Ich habe Dinge erlebt, die man für normales Glück oder Pech halten könnte, die mir jedoch nicht ohne Grund zugestoßen sind und hinter denen sich etwas anderes als Zufall verbirgt.	.80	.79	.71	.81
K24	Ich habe zukünftige Ereignisse und Entwicklungen geahnt, ohne dass ich mir diese aufgrund von Vorkenntnissen oder Schlussfolgerungen hätte vorstellen können.	.76	.77	.65	.77
K25	Ich habe neue Situationen erlebt und unbekannte Orte besucht, die mir so vertraut waren, als hätte ich sie bereits zuvor einmal erlebt bzw. gesehen.	.79	.79	.71	.80
K27	Ich habe im Schlaf von Begebenheiten geträumt, die ich nicht wissen oder vorhersehen konnte, die sich aber tatsächlich ereignet haben bzw. später eingetreten sind.	.78	.80	.68	.80
Cronbachs α mit allen Items		.82	.82	.74	.83

Item K23 deckt zusätzlich den Aspekt der sinnvollen Fügungen ab. In dieser Fusion spiegelt sich die starke Korrelation des ASW- und SIN-Formenkreisfaktors (Kap. 8.2.1, Tab. 31) wider. Die Reliabilität der Skala ist wiederum in S3 mit $\alpha = .74$ am niedrigsten und beträgt ansonsten .82 (S2, S3) und .83 (S4). Auch hier bringt die Entfernung keines Items eine Verbesserung der Reliabilität.

Dissoziation

Die Dissoziationsskala (Tab. 44) enthält hier zusätzlich die zuvor bei der NAM-Formenkreisbildung nicht berücksichtigten Items D31 und D33 und integriert damit Elemente, die ursprünglich den MED-Formenkreis repräsentieren sollten. Abgesehen von S3 hat die Skala in allen Stichproben eine respektable Reliabilität von $\alpha = .77$ (S2) bis .82 (S4).

Tab. 44: Items der Dissoziationsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)

Item	Formulierung	α , wenn Item entfernt			
		S1	S2	S3	S4
D31	Ich habe deutlich sichtbare Veränderungen an bestimmten Stellen meines Körpers festgestellt, z. B. Ausschläge, Wunden oder sonstige Male, für die es keine befriedigende Erklärung gibt.	.79	.75	.65	.81
D32	Ich habe gespürt, dass mein Körper von etwas Unsichtbarem oder Diffusem betastet, gestoßen, gezwickt, gedrückt oder auf andere Art berührt wurde.	.75	.70	.58	.77
D33	Ich habe erlebt, dass mein Körper bzw. Teile davon, wie z. B. meine Gliedmaßen oder meine Stimme sich automatisch und ohne mein bewusstes Zutun bewegt bzw. betätigt haben.	.78	.73	.54	.78
D35	Ich habe vorm Einschlafen, nach dem Erwachen oder in traumartigen Zuständen Kräfte gespürt, die sich an meinem Körper zu schaffen machten, oder versuchten, sich meines Körpers zu bemächtigen.	.73	.72	.59	.77
D36	Ich habe mich nicht bewegen oder verbal mitteilen können, weil mein Körper, meine Gliedmaßen oder meine Stimme wie gelähmt waren.	.77	.72	.59	.80
Cronbachs- α mit allen Items		.80	.77	.64	.82

Insgesamt fällt auf, dass sich in der Studierendenstichprobe (S3) bei allen vier Skalen durchweg die niedrigsten Reliabilitäten von $\alpha = .64$ bei Dissoziation bis maximal .77 bei Internalität finden. Bei den Ratsuchenden (S1) als Referenzstichprobe beträgt das Minimum $\alpha = .74$ bei Externalität und das Maximum .82 bei Koinzidenz. Bei den Nahtoderfahrenen (S2) reichen die Werte von $\alpha = .77$ bei Dissoziation bis .84 bei Internalität. Die höchsten Werte erzielt durchweg die Schweizer Bevölkerung (S4) von $\alpha = .80$ bei Externalität bis .84 bei Internalität. Die interne Konsistenz der Skalen entspricht in allen vier Stichproben dem Standard üblicher Testverfahren. Bei nur fünf Items pro Skala sind die Reliabilitäten als gut bis sehr gut anzusehen und auch die Dissoziationsskala in S3 kann, insbesondere bei einer Verwendung für Gruppenvergleiche, als zufriedenstellend gelten (Kap. 6.6.4).

9.2.3 Bildung einer Globalskala

Fasst man alle 20 Items zusammen und bildet auf diese Weise für alle Stichproben Globalskalen, korrelieren die Subskalen mit diesen, wie weiter unten Tabelle 47 (Kap. 9.2.4) im Detail zu entnehmen ist, in einer Größenordnung von $\alpha = .62$ (Dissoziation, S1) bis $.87$ (Koinzidenz, S4). In allen Stichproben ist die Korrelation zwischen der Gesamt- und der Dissoziationsskala die geringste. Tabelle 45 zeigt, dass die Globalskalen in den Stichproben eine sehr gute interne Konsistenz mit $\alpha = .87$ in S1, $.90$ in S2, $.86$ in S3 sowie $.92$ in S4 haben.

In S1 und S2 könnten bestimmte Items und in S3 und S4 bis auf I16 beliebige Items ohne Reliabilitätsverlust ausgeschlossen werden. Auf wie viele und welche Items bei der Globalskala insgesamt ohne Einbußen verzichtet werden könnte, wurde nicht untersucht, da jede Reduktion der Itemzahl negative Auswirkungen auf die Subskalen hätte.

Tab. 45: Items der Globalskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)

Item	Beschreibung	Cronbachs α , wenn Item entfernt			
		S1	S2	S3	S4
E01	Optische Phänomene	.87	.89	.86	.92
E02	Kinetische Phänomene	.87	.89	.86	.92
E05	Akustische Phänomene	.87	.89	.86	.92
E06	Olfaktorische Phänomene	.86	.89	.86	.92
E07	Thermische Phänomene	.86	.89	.86	.92
I12	Fremdartige Gedanken	.86	.89	.86	.92
I14	Fremdartige Gefühle	.86	.89	.86	.92
I15	Wesensveränderung	.87	.89	.86	.92
I16	Leibliche Empfindungen	.86	.89	.85	.92
I18	Fremdbeeinflussung	.86	.89	.86	.92
K21	Hellschen	.86	.89	.86	.92
K23	Sinnvolle Fügungen	.86	.89	.86	.92
K24	Präkognition	.87	.89	.86	.92
K25	Déjà-vu	.86	.89	.86	.92
K27	Wahrträume	.87	.89	.86	.92
D31	Körperveränderungen	.87	.89	.86	.92
D32	Taktile Empfindungen	.86	.89	.86	.92
D33	Automatismen	.86	.90	.86	.92
D35	Nächtliche Körperattacken	.86	.89	.86	.92
D36	(Schlaf-) Paralyse	.86	.89	.86	.92
Cronbachs α mit allen Items		.87	.90	.86	.92

Tabelle 46 zeigt alle Skalenkennwerte in einer Gesamtschau. Beim durchschnittlichen prozentualen Schwierigkeitsindex (p) der Items unterschreitet die Dissoziation bei allen Stichproben die gewöhnlich angesetzte untere Schwelle von $p = .20$. In S3 und S4 gilt das ebenfalls für Externalität und Internalität. Angesichts der sehr schiefen Verteilungen und niedrigen Mittelwerte ist die untere Schwelle jedoch zu hoch angesetzt und wurde auf $p = .10$ angepasst (Kap. 6.6.1). Diesen Wert unterschreiten lediglich die Dissoziationsskalen in S3 und S4.

Tab. 46 Kennwerte der AgP-Grundklassenskalen bei den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Stichproben	n	Skalen			Kennwerte					
		Abk.	Eigenschaft	Items	MD	M	SD	MIC	p	α
S1	270	E	Externalität	5	.80	.93	.82	.36	23.0	.74
		I	Internalität	5	.80	1.12	.96	.42	27.6	.78
		K	Koinzidenz	5	1.40	1.49	1.02	.48	37.1	.82
		D	Dissoziation	5	.20	.59	.78	.45	14.6	.80
		G	Globalskala	20	.90	1.03	.66	.25	25.6	.87
S2	176	E	Externalität	5	1.00	1.10	.88	.42	27.4	.78
		I	Internalität	5	1.40	1.50	1.05	.51	37.3	.84
		K	Koinzidenz	5	1.90	1.90	1.05	.48	47.5	.82
		D	Dissoziation	5	.40	.69	.78	.40	17.2	.77
		G	Globalskala	20	1.25	1.29	.73	.30	32.4	.90
S3	333	E	Externalität	5	.40	.50	.53	.34	12.5	.72
		I	Internalität	5	.40	.66	.66	.40	16.6	.77
		K	Koinzidenz	5	.80	1.00	.73	.37	24.1	.74
		D	Dissoziation	5	.20	.32	.43	.28	8.0	.64
		G	Globalskala	20	.50	.62	.46	.25	15.3	.86
S4	1324	E	Externalität	5	.40	.61	.65	.44	15.0	.80
		I	Internalität	5	.40	.60	.70	.51	14.8	.84
		K	Koinzidenz	5	.80	1.00	.81	.50	25.0	.83
		D	Dissoziation	5	.20	.36	.56	.49	8.9	.82
		G	Globalskala	20	.45	.65	.57	.39	15.9	.92

Anmerkungen. Angegeben sind der Median (MD), Mittelwert (M), Standardabweichung (SD), mittlere Inter-Item-Korrelation (MIC), mittlerer prozentualer Schwierigkeitsindex (p), und Cronbachs α .

9.2.4 Interkorrelationen der Skalen

Bei den Hauptachsenanalysen zur Dimensionalitätsprüfung zeigten sich über alle Stichproben hinweg Korrelationen von .21 bis .75 (Kap. 9.1.3, Tab. 36) zwischen den Faktoren, die der Konstruktion der AgP-Grundklassen zugrunde liegen. In Tabelle 47 sind die mit

Spearman's Rho berechneten Interkorrelationen zwischen den Grundklassenskalen für alle vier PAGE-Stichproben in der Spalte „GK“ aufgeführt. Sie bewegen sich zwischen dem insgesamt niedrigsten Wert von $\rho = .19$ (Koinzidenz und Dissoziation), der sich bei den Rat-suchenden (S1) findet, und dem höchsten Wert von $\rho = .62$ (Koinzidenz und Internalität) in der Schweizer Bevölkerung (S4). Koinzidenz und Dissoziation korrelieren in allen Stichproben am schwächsten und erreichen maximal $\rho = .45$ bei den Nahtoderfahrenen (S2).

Tab. 47: Interkorrelationen der AgP-Grundklassen und der AgP-Itemblöcke (S1–S4)

Stichproben	AgP	AgP-Zuordnungen									
		Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		global	
		GK	IB	GK	IB	GK	IB	GK	IB	GK	IB
S1	Externalität	1.00	1.00								
	Internalität	.33	.52	1.00	1.00						
	Koinzidenz	.30	.44	.37	.55	1.00	1.00				
	Dissoziation	.49	.53	.41	.53	.19	.30	1.00	1.00		
	global	.68	.78	.76	.84	.71	.77	.62	.67	1.00	1.00
<i>n</i>		270	272	270	272	270	272	270	272	270	272
S2	Externalität	1.00	1.00								
	Internalität	.47	.63	1.00	1.00						
	Koinzidenz	.53	.64	.47	.60	1.00	1.00				
	Dissoziation	.39	.46	.55	.60	.45	.50	1.00	1.00		
	global	.75	.83	.81	.87	.80	.84	.72	.74	1.00	1.00
<i>n</i>		176	176	176	176	176	176	176	176	176	176
S3	Externalität	1.00	1.00								
	Internalität	.38	.55	1.00	1.00						
	Koinzidenz	.44	.55	.49	.62	1.00	1.00				
	Dissoziation	.47	.48	.46	.52	.39	.44	1.00	1.00		
	global	.69	.77	.78	.86	.83	.86	.66	.66	1.00	1.00
<i>n</i>		333	334	333	334	333	334	333	334	333	334
S4	Externalität	1.00	1.00								
	Internalität	.57	.67	1.00	1.00						
	Koinzidenz	.56	.66	.62	.71	1.00	1.00				
	Dissoziation	.52	.57	.55	.62	.44	.52	1.00	1.00		
	global	.79	.85	.83	.88	.87	.90	.67	.71	1.00	1.00
<i>n</i>		1324	1351	1324	1351	1324	1351	1324	1351	1324	1351

Anmerkungen. Die Interkorrelationen wurden mit Spearman's ρ berechnet und sind jeweils in den Spalten „GK“ für die Grundklassenskalen und „IB“ für die AgP-Itemblöcke abzulesen. Die GK-Skalen mit jeweils 5 Items korrespondieren mit den IB des PAGE-R, die aus jeweils 8 Items bestehen: Externalität \approx „Phänomene in der Umwelt“; Internalität \approx „Innere Wahrnehmungen“; Koinzidenz \approx „Formen des Wissens“; Dissoziation \approx „Körperliche Erfahrungen“. Alle Korrelationen sind hochsignifikant mit $p \leq .001$.

Die höchste Korrelation der Globalskala mit einer Subskala, nämlich bezüglich Koinzidenz, findet sich mit $\rho = .87$ bei den Studierenden (S3).

Obwohl die Korrelationen zwischen den Grundklassen noch hoch sind, trennen sie die Phänomenbereiche wesentlich besser als die ursprünglichen AgP-Itemblöcke mit acht Items (Kap. 5.1.2, Tab. 2), die zum Vergleich ebenfalls in der Tabelle in der Spalte „IB“ aufgeführt sind. Alle Grundklassenkorrelationen fallen geringer aus als bei den Itemblöcken. Die größten Differenzen treten in allen Stichproben zwischen Internalität und Externalität auf. Sie betragen $\rho = .19$ in S1, $.16$ in S2, $.17$ in S3 und $.10$ in S4. Dass diese Verbesserung der Homogenität nicht auf Kosten der Repräsentativität geht, ist weiter unten der Tabelle 51 (Kap. 10.1.2), in der die Korrelationen zwischen den Grundklassenskalen und den korrespondierenden AgP-Itemblöcken angegeben sind, zu entnehmen: In allen Stichproben bewegen sich die Zusammenhänge im Bereich von $\rho = .88$ bis $.97$. Obwohl die AgP-Grundklassenskalen jeweils nur fünf der ursprünglichen acht Items enthalten, können die mit ihnen gewonnenen Ergebnisse demnach unbedenklich mit Ergebnissen der kompletten Itemblöcke (Kap. 8.1) in Beziehung gesetzt werden.

Angesichts der starken Zusammenhänge stellt sich die Frage, ob die Globalskala, gegebenenfalls mit einem noch weiter reduzierten Itempool, nicht ausreicht, um AgE angemessen zu erfassen. Die unten beschriebenen Zusammenhänge zwischen den Subskalen und den Variablen zur sozialen Bindung sowie die clusteranalytisch auf ihrer Basis gefundenen IGPP-Klienteltypen mit unterschiedlichen Skalenprofilen und spezifischen Personenmerkmalen (Kap. 10.8) werden eine klare Antwort geben: Ein Verzicht auf die Subskalen würde einen immensen Verlust an differenzieller Information bedeuten.

10 Skalenspezifische Ergebnisse

Im Folgenden werden basierend auf den Grundklassenskalen die vier Stichproben auf ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Ausprägung von AgE und den Kontexten ihres Auftretens untersucht. Es werden Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit von AgP, soziodemografischen Merkmalen und bindungsspezifischen Einflüssen analysiert. Ein weiterer Forschungsaspekt sind altersbezogene Aspekte und zeitliche Umstände des Auftretens von Phänomenen in der Lebensspanne. Schließlich werden mithilfe von Clusteranalysen auf Basis der Grundklassenskalen spezifische phänomenologische Typen bestimmt und im Hinblick auf Randbedingungen ihrer AgE und insbesondere auf unterschiedliche Tendenzen in der Gestaltung ihrer sozialen Bindungen untersucht. Die Ergebnisse sollen Einschätzungen und Hypothesen darüber erlauben, inwieweit das Auftreten von AgE systematisch mit populationspezifischen, situativen, kontextuellen oder sozialen Faktoren verknüpft ist und ob es spezifische Dispositionen für AgE geben könnte.

10.1 Skalenausprägung und Korrespondenzen

Vor der Untersuchung möglicher Zusammenhänge zwischen AgP der Grundklassenskalen und Personenmerkmalen werden zunächst die Skalenausprägungen in den vier Stichproben verglichen. Außerdem wird das Verhältnis der Skalen zu den AgP-Itemblöcken in den Blick genommen, um die bisher gewonnenen Ergebnisse mit den noch folgenden Analysen in Beziehung setzen zu können.

10.1.1 Skalenwertvergleich bei Stichproben

Anhand von Tabelle 48 wird für die Grundklassenskalen, wie schon für die AgP-Itemblöcke (Kap. 8.1.2, Tab. 26), ein Überblick über die Mediane, Mittelwerte, Standardabweichungen und die durchschnittlich erreichten Maximalwerte in den Stichproben gegeben. Es sei daran erinnert, dass Maximalwerte in der Beratungspraxis von wichtiger Bedeutung sind, da die individuelle Belastung für Betroffene schon durch ein einzelnes Phänomen, das häufig auftritt, sehr hoch sein kann. Die höchsten Mittelwerte werden in allen Stichproben auf der Koinzidenzskala erreicht und betragen etwa das Dreifache der Dissoziationswerte. Dazwischen bewegen sich jeweils die Werte auf der Internalitäts- und Externalitätsskala. Erstere sind jeweils ungefähr doppelt so hoch wie die der Dissoziation. In der Ratsuchendenstichprobe (S1) liegen die Werte der Internalität knapp 20 % und in den Stichproben der Nah-toderfahrenen (S2) und Studierenden (S3) gut 30 % über denen der Externalität. In der Schweizer Stichprobe (S4) liegen Internalität und Externalität auf gleicher Höhe. Die höch-

ten Werte erzielt auf allen Skalen S2, der Globalwert beträgt hier 1.3. In S1 liegt er bei 1.0 und in S3 sowie S4 mit 0.6 bzw. 0.7 weit darunter. Während S3 und S4 auch in den Werten ihrer Subskalen nah beieinander liegen, differieren sie deutlich zwischen S1 und S2.

Tab. 48: Zentrale Tendenzen der AgP-Grundklassen in den PAGE-Stichproben (S1–S4)

Skalen	Stichproben															
	S1				S2				S3				S4			
	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max	MD	M	SD	Max
Externalität	.80	.93	.82	1.94	1.00	1.10	.88	2.14	.40	.50	.53	1.18	.40	.61	.65	1.29
Internalität	.80	1.12	.96	2.16	1.40	1.49	1.05	2.45	.40	.66	.66	1.44	.40	.60	.70	1.20
Koinzidenz	1.40	1.49	1.02	2.50	1.90	1.90	1.05	2.89	.80	1.00	.73	2.02	.80	1.02	.81	1.80
Dissoziation	.20	.59	.78	1.33	.40	.69	.78	1.48	.20	.32	.43	.92	.20	.36	.56	.83
Globalskala	.90	1.03	.66	3.07	1.25	1.29	.73	3.23	.50	.62	.46	2.34	.45	.65	.57	2.12
<i>n</i>	270				176				333				1324			

Anmerkungen. Angegeben sind Median (*MD*) Mittelwert (*M*), Standardabweichung (*SD*) und durchschnittlicher Maximalwert (*Max*) für jede Skala und Stichprobe. Skalenergebnisse von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“).

Die Proportionalität der Skalenausprägungen kommt besonders prägnant durch die Mediane zum Ausdruck, die in S3 und S4 mit 0.2 bei Dissoziation, jeweils 0.4 bei Externalität und Internalität und 0.8 bei Koinzidenz identisch sind. In S1 sind Externalität und Internalität mit einem doppelt so hohen Median von 0.8 ebenfalls gleichauf, die Koinzidenz erreicht 1.4 und die Dissoziation bleibt bei 0.2. Einzig in S2 hat die Internalität mit 1.4 einen höheren Median als die Externalität mit 1.0. Die Koinzidenz kommt auf 1.9 und die Dissoziation auf 0.4.

Kruskal-Wallis-Tests zeigen jeweils hochsignifikante Stichprobeneffekte ($p \leq .001$, $n = 2103$) für die Externalitäts- ($\chi^2(3) = 97.995$), die Internalitäts- ($\chi^2(3) = 185.270$), die Koinzidenz- ($\chi^2(3) = 151.398$) und die Dissoziationsskala ($\chi^2(3) = 50.505$) sowie die AgE-Globalskala ($\chi^2(3) = 220.242$) an. In Tabelle 49 sind die Resultate der Post-hoc-Stichprobeneinzelvergleiche mit angepasster Signifikanz (Bonferroni-Korrektur) dargestellt. Zwischen S3 und S4 gibt es keine relevanten Differenzen. Diese Stichproben weisen ausschließlich hochsignifikante Unterschiede bei Vergleichen mit S1 und S2 auf. Die höchsten Effektstärken von $r = .34$ (Externalität) bis $.40$ (Koinzidenz) zeigen sich zwischen S2 und S3. Abgesehen davon, dass die Effektstärken bei allen Tests etwas niedriger ausfallen, entsprechen die Verhältnisse den Ergebnissen der Stichprobenvergleiche auf Basis der AgP-Itemblöcke (Kap. 8.1.2, Tab. 25). Lediglich zwischen S1 und S2 sind nicht mehr alle, sondern nur noch die Unterschiede hinsichtlich Internalität ($r = .16$) und Koinzidenz ($r = .16$) sowie der Globalskala ($r = .14$) signifikant.

Tab. 49: Post-hoc-Einzelvergleiche zu AgP-Grundskalenwerten (S1–S4)

Vergleich	<i>n</i>	Skalen														
		Externalität			Internalität			Koinzidenz			Dissoziation			Globalskala		
		\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>	\bar{x}	<i>p</i>	<i>r</i>
S1–S2	446	-1.918	.331	.09	-3.363	.005	.16	-4.008	≤.001	.19	-1.459	.867	.07	-2.857	.026	.14
S1–S3	603	6.496	≤.001	.26	5.411	≤.001	.22	5.601	≤.001	.23	3.483	.003	.14	7.716	≤.001	.31
S1–S4	1594	6.121	≤.001	.15	8.880	≤.001	.22	7.030	≤.001	.18	4.809	≤.001	.12	10.116	≤.001	.25
S2–S3	509	7.703	≤.001	.34	8.251	≤.001	.37	9.088	≤.001	.40	4.578	≤.001	.20	9.750	≤.001	.43
S2–S4	1500	7.410	≤.001	.19	11.451	≤.001	.30	10.691	≤.001	.28	5.765	≤.001	.15	11.869	≤.001	.31
S3–S4	1657	-2.011	.266	.05	2.444	.087	.060	.176	1	.00	.586	1	.01	.711	.477	.02

Anmerkungen. Automatisch von SPSS nach Kruskal-Wallis-Test durchgeführte Post-hoc-Einzelvergleiche mit angepassten Signifikanzwerten (Bonferroni-Korrektur). Wenn die Stichprobe in der linken Spalte unter „Vergleich“ höhere Werte auf einer Skala hat als die Stichprobe in der rechten Spalte, sind die \bar{x} -Werte des Vergleichs positiv, im umgekehrten Fall haben sie ein negatives Vorzeichen. Bestimmung der Effektstärken mit *r*.

Außer generellen Unterschieden zwischen den Stichproben sind auch mögliche Geschlechterdifferenzen innerhalb von ihnen von Interesse. Tabelle 50 weist die Mittelwerte und Standardabweichungen der Skalen jeweils separat für Teilstichproben der Männer und Frauen in den vier Gesamtstichproben aus. In S1 haben grundsätzlich die Frauen auf allen Skalen höhere Mittelwerte. Ein *U*-Test zeigt signifikante Zusammenhänge und mittlere Effektstärken zwischen der Geschlechtszugehörigkeit und den Häufigkeiten auf der Externalitäts- ($\bar{x} = 4.467, p \leq .001; r = .27$), der Dissoziations- ($\bar{x} = -3.450, p = .001; r = .21$) und der Globalskala ($\bar{x} = -3.313, p = .001; r = .20$) sowie mit geringerer Effektstärke auf der Koinzidenzskala ($\bar{x} = -2.182, p = .029; r = .13$). Einzig die Internalitätsskala bleibt ohne bedeutenden Geschlechterbezug. Anders als in S1 liegen in S2 die Werte der Männer bei Internalität und Dissoziation über denen der Frauen. Die Unterschiede in S2 sind aber sehr geringfügig und statistisch nicht signifikant. Ähnlich sieht es in S3 aus, wo männliche Studierende im Bereich der dissoziativen Phänomene und Studentinnen auf den restlichen Skalen leicht höhere Werte haben. In S4 liegen die Geschlechter auf der Globalskala gleichauf. Abgesehen von der Koinzidenzskala haben die Männer höhere Werte, wobei nur die Unterschiede auf der Dissoziationsskala ($\bar{x} = -2.241, p = .025; r = .14$) signifikant sind.

Konsistent über alle Stichproben ist der Befund, dass Frauen höhere Koinzidenzwerte haben. In den weiblichen Teilstichproben liegen die Skalenmittelwerte bei 1.0 (S3) bis 2.0 (S2), bei den Männern bewegen sie sich hingegen nur im Bereich von 0.9 (S3) bis 1.7 (S2). Abgesehen von S4, in der beide Geschlechter einen Mittelwert von 0.7 mit vergleichbarer Standardabweichung aufweisen, rangieren Frauen auch auf der Globalskala durchgängig weiter oben als die Männer.

Tab. 50: AgP-Grundskalenwerte und Geschlechtszugehörigkeit (S1–S4)

Stichproben			Skalen									
			Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		Globalskala	
			<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
S1	männlich	80	.59	.61	1.05	.92	1.27	.93	.37	.59	.82	.55
	weiblich	190	1.07	.86	1.14	.98	1.58	1.04	.68	.84	1.12	.68
S2	männlich	78	.99	.91	1.54	1.11	1.74	1.07	.73	.84	1.25	.79
	weiblich	98	1.18	.86	1.45	1.01	2.02	1.01	.65	.72	1.33	.69
S3	männlich	58	.41	.49	.63	.75	.94	.70	.39	.58	.59	.54
	weiblich	275	.52	.53	.67	.64	1.01	.73	.31	.40	.63	.44
S4	männlich	622	.62	.66	.61	.70	.98	.78	.41	.61	.65	.59
	weiblich	702	.60	.65	.60	.70	1.06	.83	.32	.51	.65	.56

Anmerkungen. Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) auf den Grundklassenskalen von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Bei signifikanten Geschlechterunterschieden ist das höhere *M* fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

10.1.2 Verhältnis von Skalen und Itemblöcken

Sowohl die Häufigkeitsunterschiede zwischen den Stichproben als auch die proportionalen Gewichtungen innerhalb der Stichproben entsprechen in etwa den Ergebnissen auf Grundlage der AgP-Itemblöcke (Kap. 8.1.2, Tab. 25), wie auch anschaulich aus der Gegenüberstellung der Spinnennetzdiagramme in Abbildung 28 hervorgeht. Das linke Diagramm zeigt die Mittelwerte der Itemblöcke und das rechte die der Grundklassenskalen.

Den externalen Phänomenbereich misst die Grundklassenskala mit durchweg erniedrigten Werten um maximal 0.20 (S2). Im Bereich der Internalität sind die Werte um höchstens 0.09 (S3) reduziert. Die Koinzidenz ist jeweils um maximal 0.13 (S1) erhöht, während die Dissoziation nur sehr geringfügig um maximal 0.05 (S4) nach oben oder um 0.03 (S2) nach unten abweicht. In allen Stichproben fallen die Koinzidenzwerte damit höher aus als bei den Itemblöcken, während Externalität und Internalität in S4, S3 und S4 niedriger rangieren. Besonders in S2 verliert die Externalität deutlicher als die Internalität und sinkt von 1.30 auf 1.10. Das ist mit dem Wegfall des Items E03 (unsichtbare Anwesenheit) zu erklären, das bei den Nahtoderfahrenen mit einem Mittelwert von 2.25 im externalen Itemblock zu Buche schlägt (Kap. 8.1.2, Tab. 25).

Es lässt sich also feststellen, dass mit den vier Grundklassenskalen in allen Stichproben, abgesehen von einer Ausnahme in S2, sehr ähnliche Werte wie mit den kompletten Itemblö-

cken gemessen werden, und dass die proportionalen Häufigkeitsanteile der vier Skalen nahezu unverändert erhalten bleiben.

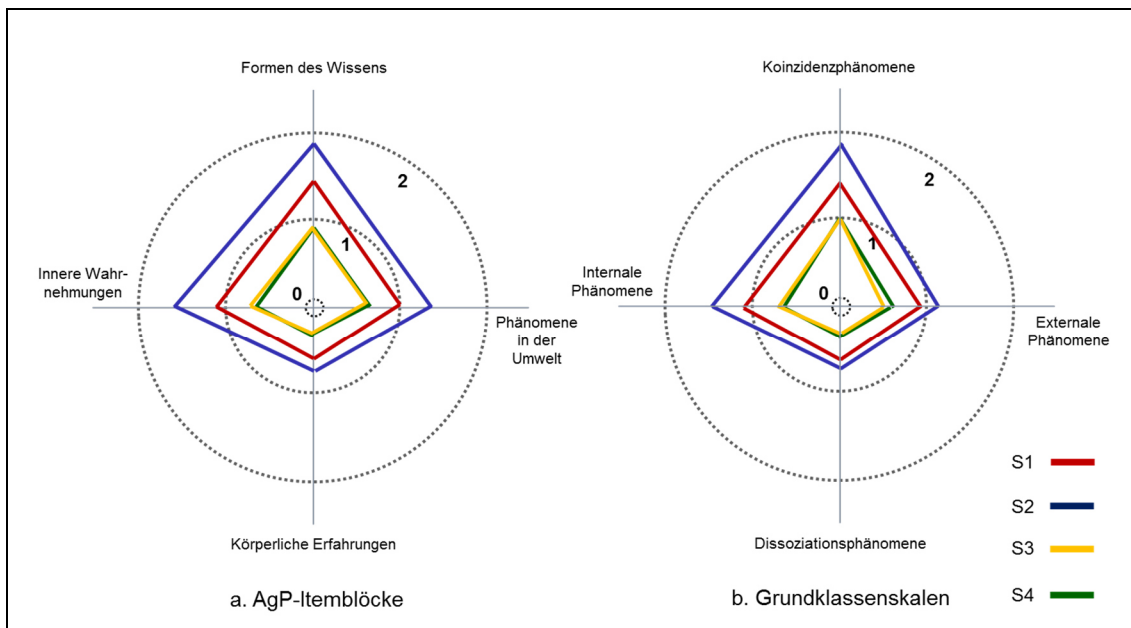


Abb. 28: Vergleich der AgP-Blöcke des PAGE-R mit den Grundklassenskalen (S1–S4)

Die Diagramme zeigen die Mittelwerte, die in den Stichproben S1 bis S4 auf Grundlage der 4 Itemblöcke mit je 8 Items (a.) und den Skalen mit je 5 Items (b.) auf der Häufigkeitsskala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“) erreicht wurden. Die Werte der IGPP-Referenzstichprobe (S1) sind im Vergleich nahezu identisch und die der anderen Stichproben weitgehend vergleichbar. Die stärkste Abweichung weisen die externalen Phänomene bei den Nahtoderfahrenen (S2) auf.

Den Spearman-Korrelationen in Tabelle 51 ist zu entnehmen, dass die Grundklassenskalen annähernd perfekt mit den Itemblöcken korrelieren. Die Zusammenhänge sind alle hochsignifikant mit mindestens $\rho = .88$ (Externalität, S3) und maximal $\rho = .97$ (Koinzidenz, S4). Die Globalskala korreliert in allen Stichproben zu $\rho = .97$ bis $.98$ mit den jeweiligen Gesamtwerten der vier Itemblöcke. Es besteht also eine sehr enge Beziehung zwischen den Grundklassenskalen und dem ursprünglichen Format des PAGE-R, aber anders als die Itemblöcke besitzen die Grundklassenskalen faktorielle Validität und sind somit viel besser für Gruppen- und Populationsvergleiche geeignet.

Die Überlegenheit der Grundklassenskalen gegenüber den AgP-Itemblöcken zeigt sich insbesondere darin, dass sie in allen Stichproben durchgängig geringere Interkorrelationen aufweisen (Kap. 9.2.4, Tab. 47). Während die Korrelationskoeffizienten der Itemblöcke mindestens $\rho = .30$ zwischen Koinzidenz und Dissoziation (S1) und maximal $\rho = .71$ zwischen Koinzidenz und Internalität (S4) erreichen, werden die Grenzen durch die entsprechenden Zusammenhänge bei den Grundklassenskalen mit $\rho = .19$ bzw. $.62$ definiert.

Tab. 51: Korrelationen der Grundklassen mit Itemblöcken (S1–S4)

Itemblock	Skala	Stichproben			
		S1	S2	S3	S4
AgP in der Umwelt	Externalität	.935	.938	.880	.919
Außergewöhnliche innere Wahrnehmungen	Internalität	.918	.952	.902	.930
Außergewöhnliche Formen des Wissens	Koinzidenz	.952	.956	.959	.965
Außergewöhnliche körperliche Erfahrungen	Dissoziation	.934	.928	.940	.953
Itemblöcke gesamt	Globalskala	.972	.979	.969	.978
<i>n</i>		270	176	333	1324

Anmerkungen. Korrelationen berechnet mit Spearmans ρ . Alle Korrelationen zweiseitig signifikant mit $p \leq .001$.

10.1.3 Korrespondenzen mit Formenkreisen

Dass die Grundklassenskalen in der Lage sind, alle sechs Formenkreise, die auf Grundlage der DOKU-Daten bestimmt wurden, zu repräsentieren, demonstrieren typische PAGE-Profile von Ratsuchenden, die in der IGPP-Beratung mit einem eigens entwickelten Programm erstellt werden. In Abbildung 29 sind originale Ausdrücke von sechs Personen mit jeweils einem der sechs Formenkreise zu sehen. Im grauschattierten Bereich der Spinnennetzdiagramme ist standardmäßig das Durchschnittsprofil der Schweizer-Normalbevölkerungstichprobe mit den Mittel- und Maximalwerten der vier AgP-Itemblöcke eingezeichnet. Im Fettdruck sind ebenfalls mit durchgehenden Linien die Mittelwerte und mit gestrichelten Linien die Maximalwerte der Ratsuchenden dargestellt.

Die Profile basieren auf einer Auswertung der AgP-Itemblöcke, aber angesichts dessen, dass die Grundklassenskalen fast perfekt mit diesen korrelieren (Kap. 9.2.4, Tab. 47), dürften die Ergebnisse übertragbar sein. Die Ausgangssymmetrie, also die gewöhnliche Proportionalität der Itemblöcke bzw. Grundklassen, verformt sich mit unterschiedlichen Gewichtungen und Relationen und repräsentiert so die Formenkreise. Die individuellen Unterschiede, die sich in der Einzeldiagnostik also durchaus über den PAGE-R formenkreisspezifisch abbilden können, werden bei einer Auswertung von Gesamtstichproben nivelliert und auf die Grundklassen reduziert. Clusteranalytisch lassen sich auf Basis der Grundklassenskalen, wie wir weiter unten sehen, entsprechend nur vier spezifische Klienteltypen differenzieren. (Kap. 10.8).

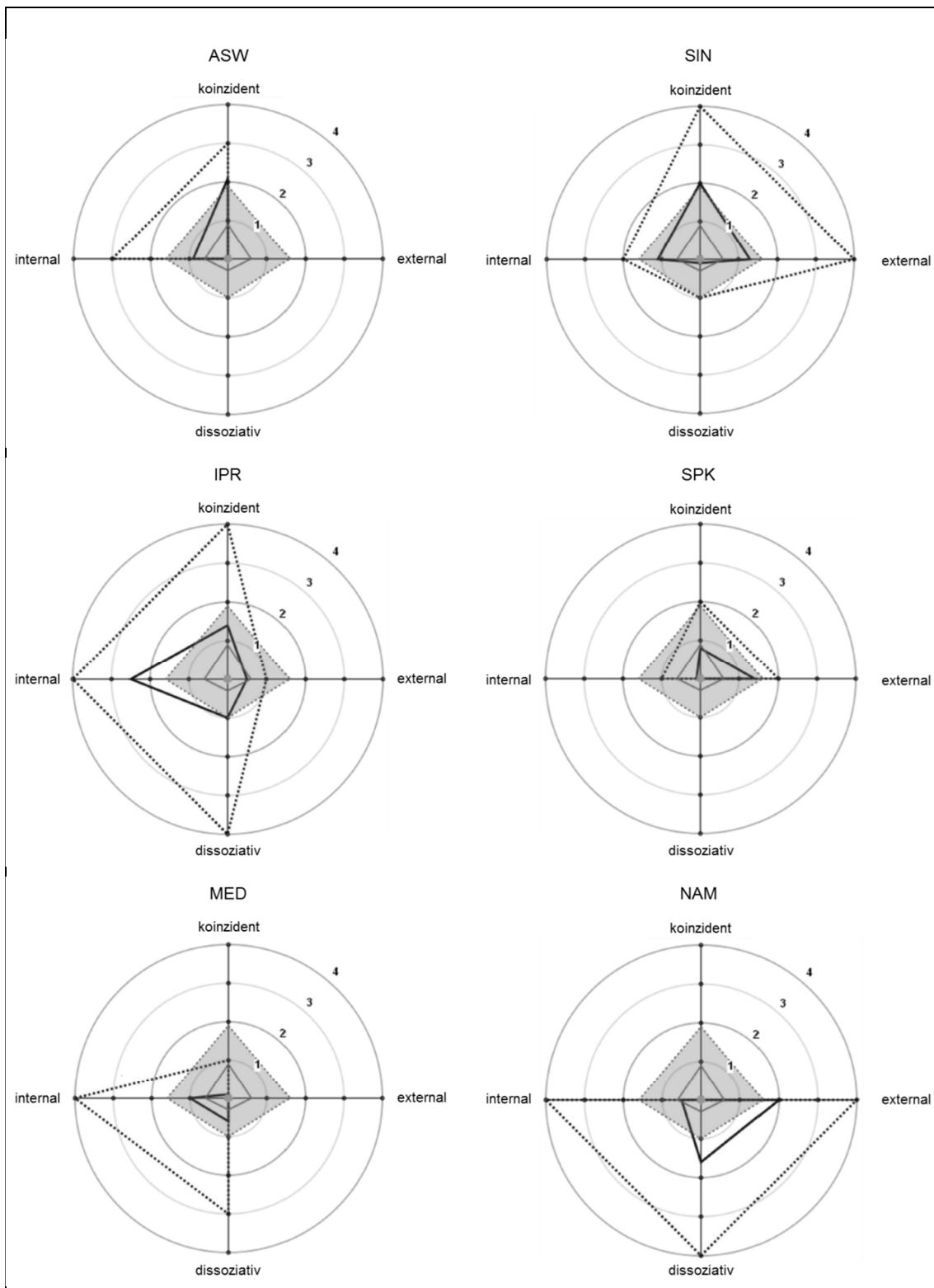


Abb. 29: PAGE-Formenkreisprofile von IGPP-Ratsuchenden (jeweils $n = 1$)

Gezeigt werden Einzelprofile von Ratsuchenden, deren AgE jeweils einen der sechs Formenkreise repräsentieren. Die Ratsuchendenprofile sind im Fettdruck dargestellt. Durchgehende Linien stellen die Mittelwerte und gestrichelte Linien die Maximalwerte bezüglich der vier AgP-Itemblöcke des PAGE-R dar. Der grauschattierte Bereich zeigt entsprechend das Gesamtprofil der Schweizer-Normalbevölkerungsstichprobe (S4; $n = 1351$).

10.2 Soziale Bindungen

Bei den Klienteltypen auf Basis der DOKU-Daten wurden signifikante Zusammenhänge mit bindungsbezogenen Variablen gefunden. Damit erhärtet sich, was schon die erste große DOKU-Studie (Belz & Fach, 2012) nahelegte, nämlich dass die spezifische Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen etwas mit der Gestaltung sozialer Beziehungen zu tun hat. Dem wollen wir anhand der Grundklassenskalen genauer nachgehen und untersuchen, ob die Ausprägung der in den Stichproben gefundenen Skalenwerte mit der Geschlechtszugehörigkeit, dem Familienstand, der Partnerschaft oder der Wohnsituation in einer systematischen Verbindung steht. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass sich die Angaben zur sozialen Bindung beim PAGE-R, anders als beim DOKU, nicht auf spezifische AgE zum Zeitpunkt der Datenerhebung beziehen, da der PAGE-R diese systematisch über die gesamte bisherige Lebensspanne erfragt. Wie man die im Folgenden dargestellten Ergebnisse vor diesem Hintergrund interpretieren kann und wie sie sich mit den DOKU-Ergebnissen vergleichen lassen, wird später noch zu diskutieren sein (Kap. 11.3).

10.2.1 Familienstand

In Tabelle 52 sind in Abhängigkeit vom Familienstand die Mittelwerte der Subskalen und der Globalskala jeweils getrennt nach Männern und Frauen und gesamt für alle vier Stichproben aufgelistet. In jeder Stichprobe bzw. Teilstichprobe und jeder Skala ist der Familienstand, der mit dem höchsten Skalenwert einhergeht, fett hervorgehoben. Die Kategorie „verwitwet“ wird zwar angegeben, aber wegen geringer Fallzahlen bei der Auswertung nicht berücksichtigt. Ebenso wird die Stichprobe der Studierenden (S3) nicht weiter analysiert, da der Anteil der Ledigen hier 95 % beträgt und die anderen Kategorien also kaum besetzt sind.

Auch wenn die Unterschiede häufig nur marginal sind, fällt beim ersten Blick auf, dass ledige Personen unter den Nahtoderfahrenen (S2) unabhängig vom Geschlecht auf allen Skalen die höchsten Werte erreichen. Bei den Ratsuchenden (S1) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) dominieren auf der Internalitätsskala jeweils ledige Frauen und auf der Dissoziationskala ledige Männer. Bemerkenswerterweise rangieren in S1 verheiratete Frauen ganz oben auf der Koinzidenzskala. Ansonsten weisen sowohl in S1 als auch in S4 die Geschiedenen beiderlei Geschlechts in allen Bereichen die höchsten Werte auf. In der Gesamt- und der Frauenteilstichprobe von S4 sind bei allen Skalen angesichts des großen Stichprobenumfangs Familienstandeffekte schon mit geringen Effektstärken von $r = .09$ (Koinzidenz) bis $.17$ (Dissoziation) signifikant, in der Männerstichprobe jedoch nur bei der Internalitäts- und Globalskala.

Tab. 52: Familienstand und AgP-Grundklassen bei Männern und Frauen (S1–S4)

Stichproben	<i>n</i>	Skalen														
		Externalität			Internalität			Koinzidenz			Dissoziation			Globalskala		
		m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.
S1																
ledig	90	.57	1.17	.95	1.13	1.28	1.22	1.19	1.58	1.44	.53	.72	.66	.85	1.19	1.07
verheiratet	107	.63	.93	.85	.95	1.06	1.03	.135	1.73	1.63	.29	.55	.48	.81	1.07	1.00
geschieden	55	.72	1.22	1.09	1.28	1.26	1.26	1.41	1.60	1.55	.24	.93	.74	.91	1.25	1.16
verwitwet	18	.05	.93	.73	.40	.74	.67	.85	.76	.78	.15	.46	.39	.36	.72	.64
gesamt	270	.62	1.08	.93	1.09	1.17	1.12	1.29	1.65	1.49	.38	.70	.59	.85	1.15	1.03
<i>n</i>		80	190	270	80	190	270	80	190	270	80	190	270	80	190	270
S2																
ledig	52	1.15	1.41	1.26	1.77	1.50	1.66	1.88	2.24	2.02	1.01	.90	.97	1.45	1.51	1.48
verheiratet	65	.87	1.10	1.00	1.39	1.48	1.44	1.68	1.78	1.74	.67	.69	.68	1.15	1.26	1.22
geschieden	56	.90	1.14	1.06	1.37	1.40	1.39	1.63	2.15	1.99	.38	.47	.44	1.07	1.29	1.22
verwitwet	3	.80	1.10	1.00	1.60	1.50	1.53	1.20	1.80	1.60	.20	.70	.53	.95	1.28	1.17
gesamt	176	.99	1.18	1.10	1.54	1.45	1.49	1.75	2.03	1.90	.74	.65	.69	1.25	1.33	1.30
<i>n</i>		78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176
S3																
ledig	317	.41	.53	.51	.63	.69	.68	.94	1.01	1.00	.39	.31	.33	.59	.63	.63
verheiratet	14	.40	.34	.34	.40	.38	.39	1.00	.82	.83	.20	.15	.16	.50	.42	.43
geschieden	2	-	.30	.30	-	.50	.50	-	2.40	2.40	-	.50	.50	-	.93	.93
verwitwet	0	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
gesamt	333	.41	.52	.50	.63	.67	.66	.94	1.01	1.00	.39	.31	.32	.59	.63	.62
<i>n</i>		58	275	333	58	275	333	58	275	333	58	275	333	58	275	333
S4																
ledig	553	.66	.64	.65	.62	.69	.65	.98	1.07	1.02	.47	.36	.42	.68	.69	.69
verheiratet	571	.55	.54	.54	.55	.49	.52	.95	.98	.96	.33	.26	.29	.59	.57	.58
geschieden	186	.73	.68	.70	.75	.67	.70	1.06	1.27	1.19	.44	.42	.43	.75	.76	.76
verwitwet	14	2.20	.48	.60	1.80	.66	.74	1.60	1.05	1.09	1.40	.23	.31	1.75	.60	.69
gesamt	1324	.62	.60	.61	.60	.60	.60	.97	1.06	1.02	.41	.32	.37	.65	.65	.65
<i>n</i>		622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324

Anmerkungen. Angegeben sind für jede Stichprobe die Mittelwerte (*M*) der AgP-Grundklassen basierend auf der Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Für jede Stichprobe sind nach Geschlecht und insgesamt die höchsten Mittelwerte im Hinblick auf den Familienstand fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Die mit dem Kruskal-Wallis-Test positiv auf Signifikanz getesteten Gruppeneffekte sind in Tabelle 53 zusammengefasst. In S1 und S2 finden sich statistisch signifikante Unterschiede in Abhängigkeit vom Familienstand lediglich im Bereich der Dissoziation. Bei den Teilstichproben gilt dies für beide Geschlechter in S2, wobei die Männer mit $r = .32$ und die Frauen mit $.28$ hier auch die höchsten Effektstärken in den Teilstichproben insgesamt aufweisen. In S1 sind Effekte lediglich in der weiblichen Teilstichprobe mit einer Stärke von $r = .21$ signi-

fikant. Signifikante Effekte in den Gesamtstichproben lassen sich immer auch in den Teilstichproben der Frauen nachweisen, jedoch nur selten bei den Männern.

Tab. 53: Signifikante Effekte bei Familienstand und AgP-Grundklassen (S1–S4)

Skala	Stichprobe	Anteil	<i>n</i>	Kruskal-Wallis-Test			Effektstärke
				χ^2	<i>df</i>	<i>p</i>	<i>r</i>
Externalität	S4	weiblich	689	10.294	2	.006	.12
	S4	gesamt	1310	15.099	2	≤ .001	.11
Internalität	S4	männlich	621	6.311	2	.043	.10
	S4	weiblich	689	11.220	2	.004	.13
	S4	gesamt	1310	15.162	2	≤ .001	.11
Koinzidenz	S4	weiblich	689	9.027	2	.011	.13
	S4	gesamt	1310	10.254	2	.006	.09
Dissoziation	S1	weiblich	176	7.856	2	.020	.21
	S1	gesamt	252	6.556	2	.038	.16
	S2	männlich	77	7.643	2	.022	.32
	S2	weiblich	96	7.725	2	.021	.28
	S2	gesamt	173	14.975	2	≤ .001	.29
	S4	weiblich	689	19.126	2	≤ .001	.17
	S4	gesamt	1310	22.517	2	≤ .001	.13
Globalskala	S4	männlich	621	6.325	2	.042	.10
	S4	weiblich	689	16.059	2	≤ .001	.15
	S4	gesamt	1310	21.182	2	≤ .001	.13

Anmerkungen. Angegeben sind signifikante Effekte ($p \leq .05$) im Zusammenhang zwischen Familienstand und AgP-Grundklassenskalen in den geschlechtsspezifischen Teilstich- und den Gesamtstichproben. Zum Beispiel: In der weiblichen S4-Teilstichprobe gibt es zwischen ledigen, verheirateten, geschiedenen und verwitweten Frauen einen signifikanten Unterschied in der Ausprägung von Externalität mit einer Effektstärke von $r = .12$. Effektstärken $\geq .20$ sind fett hervorgehoben.

Signifikanzen beim Kruskal-Wallis-Test zeigen lediglich an, dass generell statistisch bedeutende Effekte zwischen der Gruppenzugehörigkeit bzw. dem Familienstand und den Skalenwerten bestehen.

Um bestimmen zu können, auf welche Unterschiede die signifikanten Gruppeneffekte im Einzelnen zurückgehen, wurden Post-hoc-Tests (Bonferroni-Korrektur) durchgeführt. In Tabelle 54 sind für jede Stichprobe und Skala alle mit $p \leq .05$ signifikanten Familienstandvergleiche aufgeführt. In S4 und S1 treten alle signifikanten Unterschiede entweder zwischen Ledigen und Verheirateten oder Geschiedenen und Verheirateten auf, in S2 zudem zwischen Ledigen und Geschiedenen. Die größten Effektstärken zeigen sich wiederum in S1 und S2 im Bereich der Dissoziation, das Maximum von $r = .39$ bei den Männern in S2. In S4 haben Menschen, die verheiratet sind, auf allen Skalen signifikant niedrigere Werte als solche, die ledig oder geschieden sind. In S1 trifft dieser Sachverhalt im Bereich der Dissoziation auf

verheiratete vs. geschiedene Frauen zu. Ebenfalls nur auf der Dissoziationsskala werden in der S2-Gesamtstichprobe der Vergleich von Ledigen und Verheirateten sowie der Vergleich von Ledigen und Geschiedenen signifikant. Letzterer weist in beiden Teilstichproben hohe Effektstärken von $r = .39$ bei den Männern und $.36$ bei den Frauen auf.

Tab. 54: Signifikante Post-hoc-Einzelvergleiche beim Familienstand (S1–S4)

Skala	Stichprobe	Anteil	Vergleich		Post-hoc-Test (Bonferroni)			Effektstärke
			1	2	n	ζ	p	r
Externalität	S4	gesamt	ledig – verh.		1124	3.313	.003	.10
	S4	gesamt	gesch. – verh.		757	–3.055	.007	.11
	S4	weiblich	ledig – verh.		572	2.930	.010	.12
Internalität	S4	gesamt	ledig – verh.		1124	3.248	.003	.10
	S4	gesamt	gesch. – verh.		757	–3.143	.005	.11
	S4	männlich	gesch. – verh.		552	–2.401	.049	.10
	S4	weiblich	ledig – verh.		572	3.149	.005	.13
Koinzidenz	S4	gesamt	gesch. – verh.		757	–3.202	.004	.12
	S4	weiblich	gesch. – verh.		572	–2.971	.009	.12
Dissoziation	S1	weiblich	gesch. – verh.		118	–2.692	.021	.25
	S2	gesamt	ledig – verh.		117	2.395	.050	.22
	S2	gesamt	ledig – gesch.		108	3.850	≤.001	.37
	S2	männlich	ledig – gesch.		49	2.747	.018	.39
	S2	weiblich	ledig – gesch.		59	2.772	.017	.36
	S4	gesamt	ledig – verh.		1124	4.333	≤.001	.13
	S4	gesamt	gesch. – verh.		757	–3.320	.003	.12
	S4	weiblich	ledig – verh.		572	3.568	.001	.15
Globalskala	S4	gesamt	ledig – verh.		1124	3.361	.002	.10
	S4	gesamt	gesch. – verh.		757	–4.116	≤.001	.15
	S4	weiblich	ledig – verh.		572	3.102	.006	.13
	S4	weiblich	gesch. – verh.		433	–3.458	.002	.17

Anmerkungen. Angegeben sind signifikante Unterschiede zwischen Skalenwerten ($p \leq .05$) bei Einzelvergleichen von jeweils zwei Familienstandsgruppen in den geschlechtsspezifischen Teilstichproben und den Gesamtstichproben. Die Familienstandsgruppe in Spalte 1 hat jeweils höhere Skalenwerte als die Gruppe in Spalte 2. Effektstärken $\geq .20$ sind fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Es sei darauf hingewiesen, dass Mittelwertunterschiede nicht zwangsläufig bedeutungslos sind, wenn Kruskal-Wallis-Tests statistisch nicht signifikant werden. Unterschiede mit relativ geringen Effektstärken fallen in S2 signifikant aus, während deutlich größere Differenzen zum Beispiel in S2 bei einem vergleichsweise geringen Stichprobenumfang an der Hürde des 5 %-Signifikanzniveaus scheitern. Es ist in jedem Fall bemerkenswert, dass verheiratete Personen, abgesehen von S1 im Hinblick auf Koinzidenz, generell die geringste Ausprägung

von AgE aufweisen. Dieser Befund zeigt sich auch schon beim Vergleich der wenigen Verheirateten und Ledigen in S3.

10.2.2 Partnerschaft

So wie beim Familienstand wurde auch bei der Auswertung der Daten zur Partnerschaft vorgegangen. Aus Tabelle 55 ist ersichtlich, dass bei den Nahtoderfahrenen (S2) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) durchgängig Singles die höchsten Skalenwerte erzielen, was konsistent mit den Ergebnissen zum Familienstand ist. Dazu passt auch, dass weibliche Personen unter den Ratsuchenden (S1), die in fester Partnerschaft sind, in höherem Maße über Koinzidenzphänomene berichten. In der Stichprobe der Studierenden (S3) ist das bei Angehörigen beiderlei Geschlechts der Fall. Allerdings erreichen Männer in fester Partnerschaft in S3 auf allen Skalen die höchsten Werte, während Frauen in Partnerschaften wie auch in den anderen Stichproben niedrigere Werte als die Alleinstehenden aufweisen.

Tab. 55: Partnersituation und AgP-Grundklassenwerte bei Männern und Frauen (S1–S4)

Stichproben	<i>n</i>	Skalen														
		Externalität			Internalität			Koinzidenz			Dissoziation			Globalskala		
		m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.
S1																
Singles	117	.67	1.18	1.01	1.27	1.23	1.25	1.29	1.39	1.36	.46	.88	.74	.92	1.17	1.09
Partner	153	.52	.98	.86	.86	1.08	1.02	1.25	1.72	1.59	.29	.54	.47	.73	1.08	.98
gesamt	270	.59	1.07	.93	1.05	1.14	1.12	1.27	1.58	1.49	.37	.68	.59	.82	1.12	1.03
<i>n</i>		80	190	270	80	190	270	80	190	270	80	190	270	80	190	270
S2																
Singles	77	1.16	1.34	1.26	1.84	1.54	1.66	1.98	2.32	2.17	.92	.76	.83	1.47	1.49	1.48
Partner	99	.87	1.05	.97	1.33	1.38	1.36	1.58	1.78	1.68	.60	.57	.58	1.10	1.19	1.15
gesamt	176	.99	1.18	1.10	1.54	1.45	1.49	1.74	2.02	1.90	.73	.65	.69	1.25	1.33	1.29
<i>n</i>		78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176
S3																
Singles	164	.33	.58	.53	.50	.74	.68	.77	1.01	.96	.30	.34	.33	.48	.67	.63
Partner	169	.55	.46	.47	.85	.61	.64	1.25	1.01	1.04	.53	.28	.31	.80	.59	.62
gesamt	333	.41	.52	.50	.63	.67	.66	.94	1.01	1.00	.39	.31	.32	.59	.63	.62
<i>n</i>		58	275	333	58	275	333	58	275	333	58	275	333	58	275	333
S4																
Singles	366	.70	.62	.66	.68	.74	.71	1.07	1.10	1.09	.48	.41	.44	.73	.72	.72
Partner	958	.59	.59	.59	.58	.55	.56	.94	1.05	1.00	.38	.29	.33	.62	.62	.62
gesamt	1324	.62	.60	.61	.61	.60	.60	.98	1.06	1.02	.41	.32	.36	.65	.65	.65
<i>n</i>		622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324

Anmerkungen. Angegeben sind die Mittelwerte (*M*) auf der Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Für jede Stichprobe sind nach Geschlecht und insgesamt die höchsten Mittelwerte im Hinblick auf den Partnerschaftsstatus fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Statistisch signifikante Unterschiede zwischen Singles und Verpartnerten gibt es in allen Stichproben. Die größte Effektstärke mit $r = .30$ findet sich bei den männlichen Studierenden, die in fester Partnerschaft leben und deutlich höhere Werte auf der Koinzidenzskala als die Singles haben. Tabelle 56 bringt die Ergebnisse der durchgeführten U -Tests und zeigt, dass die Effekte selten mittlere Stärken erreichen. Dies ist der Fall in der weiblichen S1-Teilstichprobe im Zusammenhang mit Dissoziation ($r = .22$) und in S2, wo mehrfach Effektstärken von $r = .22$ bis $.24$ erreicht werden, nämlich auf der Globalskala in der Gesamtstichprobe und den geschlechtsspezifischen Teilstichproben, bei Internalität in der Männerstichprobe sowie bei Koinzidenz in der Gesamtstichprobe sowie der Teilstichprobe der Frauen. Letztere haben als Singles auch den mit Abstand höchsten Koinzidenzskalenwert von 2.3 (Tab. 55).

Tab. 56: Signifikante Effekte bei Partnersituation und AgP-Grundklassen (S1–S4)

Skala	Stichprobe	Anteil	n	U -Test		Effektstärke
				z	p	r
Externalität	S2	gesamt	176	-2.180	.029	.16
	S3	weiblich	275	-2.262	.024	.14
	S4	männlich	622	-2.159	.031	.09
Internalität	S2	männlich	78	-1.990	.047	.23
	S4	gesamt	1324	-3.665	$\leq .001$.10
	S4	weiblich	702	-3.315	$\leq .001$.13
Koinzidenz	S1	weiblich	190	1.986	.047	.14
	S2	gesamt	176	-2.991	.003	.23
	S2	weiblich	98	-2.402	.016	.24
	S3	männlich	58	2.266	.023	.30
	S4	gesamt	1324	-2.034	.042	.06
Dissoziation	S1	gesamt	270	-2.777	.005	.17
	S1	weiblich	190	-2.997	.003	.22
	S2	gesamt	176	-2.502	.012	.19
	S4	gesamt	1324	-3.864	$\leq .001$.11
	S4	weiblich	702	-3.782	$\leq .001$.14
Globalskala	S2	gesamt	176	-3.115	.002	.24
	S2	männlich	78	-2.144	.032	.24
	S2	weiblich	98	-2.140	.032	.22
	S4	gesamt	1324	-3.298	$\leq .001$.09
	S4	männlich	622	-2.062	.039	.08
	S4	weiblich	702	-2.637	.008	.10

Anmerkungen. Angegeben sind signifikante Effekte ($p \leq .05$) für geschlechtsspezifische Teilstichproben und Gesamtstichproben. Effektstärken $\geq .20$ sind fett hervorgehoben.

10.2.3 Wohnsituation

Weiteren Aufschluss über die Ausprägung sozialer Bindungen gibt die in Tabelle 57 dargestellte Wohnsituation der Befragten. Die Skalenmittelwerte sind in allen Stichproben außer S1 bei den Alleinlebenden höher als bei Personen, die, gegebenenfalls abgesehen von ihren Kindern, einen Haushalt mit anderen Menschen teilen. In S1 zeigt sich abermals der Trend, dass Ratsuchende mit stärkerer sozialer Bindung in höherem Maße von Koinzidenzphänomenen betroffen sind.

Tab. 57: Wohnsituation und AgP-Grundklassenwerte bei Männern und Frauen (S1–S4)

Stichproben	<i>n</i>	Skalen														
		Externalität			Internalität			Koinzidenz			Dissoziation			Globalskala		
		m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.	m	w	ges.
S1																
alleine	115	.59	1.06	.94	1.04	1.16	1.13	1.31	1.38	1.36	.21	.76	.62	.78	1.09	1.01
mit anderen	154	.60	1.07	.92	1.06	1.12	1.10	1.25	1.75	1.59	.47	.62	.57	.84	1.14	1.04
gesamt	269	.59	1.07	.93	1.05	1.14	1.12	1.27	1.58	1.49	.37	.68	.59	.82	1.12	1.03
<i>n</i>		80	189	269	80	189	269	80	189	269	80	189	269	80	189	269
S2																
alleine	82	1.11	1.21	1.17	1.79	1.40	1.56	1.89	2.22	2.09	.91	.59	.72	1.43	1.36	1.38
mit anderen	94	.90	1.15	1.03	1.35	1.51	1.43	1.63	1.83	1.73	.60	.71	.66	1.12	1.30	1.22
gesamt	176	.99	1.18	1.10	1.54	1.45	1.49	1.74	2.02	1.90	.73	.65	.69	1.25	1.33	1.29
<i>n</i>		78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176	78	98	176
S3																
alleine	74	.71	.56	.59	.89	.75	.78	1.47	1.12	1.19	.69	.42	.47	.94	.72	.76
mit anderen	258	.31	.51	.48	.55	.65	.63	.77	.99	.95	.29	.27	.28	.48	.60	.58
gesamt	332	.41	.52	.50	.63	.67	.66	.94	1.02	1.00	.39	.31	.32	.59	.63	.62
<i>n</i>		58	274	332	58	274	332	58	274	332	58	274	332	58	274	332
S4																
alleine	408	.67	.60	.64	.66	.66	.66	1.06	1.14	1.10	.45	.38	.42	.71	.69	.70
mit anderen	916	.60	.60	.60	.58	.57	.58	.94	1.03	.99	.40	.30	.34	.63	.62	.63
gesamt	1324	.62	.60	.61	.61	.60	.60	.98	1.06	1.02	.41	.32	.36	.65	.65	.65
<i>n</i>		622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324	622	702	1324

Anmerkungen. Mittelwerte (*M*) auf Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Für jede Stichprobe sind nach Geschlecht und insgesamt die höchsten Mittelwerte im Hinblick auf die Wohnsituation fett hervorgehoben.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Höhe der Skalenmittelwerte zeigen sich in Abhängigkeit von der Wohnsituation nur in S1 und S2. Während in S3 und S4 Alleinwohnende generell und gleich welchen Geschlechts vermehrt über AgE berichten, erreichen in S2 unter

den Frauen solche, die nicht alleine wohnen, höhere Werte auf der Internal- und der Dissoziationsskala.

In S1 haben Männer, die mit anderen Personen zusammenwohnen, auf allen Skalen höhere Werte, während Frauen, die alleine wohnen, auf der Internalitäts-, der Koinzidenz- und der Dissoziationsskala an oberster Stelle rangieren. Inwieweit die Zusammenhänge zwischen Wohnsituation und Skalenausprägung signifikant sind, zeigen die Ergebnisse der *U*-Tests in Tabelle 58. Die höchsten Effektstärken auf den Grundklassenskalen finden sich in S3 im Bereich der Koinzidenz mit $r = .37$ und der Externalität mit $r = .31$. Hier sind alleinwohnende Männer bedeutend häufiger von entsprechenden AgP betroffen als solche, die sich einen Haushalt mit anderen Personen teilen.

Tab. 58: Signifikante Effekte bei Wohnsituation und AgP-Grundklassen (S1–S4)

Skala	Stichprobe	Anteil	<i>n</i>	U-Test		Effektstärke
				z_c	<i>p</i>	<i>r</i>
Externalität	S3	männlich	58	−2.372	.018	.31
Internalität	S4	gesamt	1324	−2.460	.014	.07
Koinzidenz	S1	weiblich	189	2.385	.017	.17
	S2	gesamt	176	−2.207	.027	.17
	S3	gesamt	332	2.549	.011	.14
	S3	männlich	58	2.801	.005	.37
	S4	gesamt	1324	2.187	.029	.06
Dissoziation	S2	männlich	78	−1.978	.048	.22
	S3	gesamt	332	2.283	.022	.13
	S4	gesamt	1324	2.302	.021	.06
	S4	weiblich	702	2.341	.019	.09
Globalskala	S3	gesamt	332	2.050	.040	.11
	S3	männlich	58	2.366	.018	.31
	S4	gesamt	1324	2.613	.009	.07
	S4	weiblich	702	2.004	.045	.08

Anmerkungen. Angegeben sind signifikante Effekte ($p \leq .05$) zwischen Wohnsituation und Skalenwerten für geschlechtsspezifische Teilstich- und Gesamtstichproben. Effektstärken $\geq .20$ sind fett hervorgehoben.

Mit mittlerer Effektstärke ($r = .22$) fallen ebenfalls allein wohnende Männer in S2 mit signifikant höheren Werten auf der Dissoziationsskala auf. Bei Frauen zeigt sich hingegen nur in S1 im Zusammenhang mit der Koinzidenzskala ein signifikanter Effekt ($r = .17$), wenn man die geringen Effektstärken unter $r = .10$ in S4 außer Acht lässt. Wieder einmal besteht eine Besonderheit darin, dass weibliche Personen in S1 gegenüber dem sonstigen Trend höhere Werte erzielen, wenn sie stärker sozial gebunden sind.

Fasst man die Ergebnisse aller Analysen zum Ehestand, zur Partnerschaft und zur Wohnsituation zusammen, ergibt sich als weitgehend konsistentes Bild, dass Menschen in verbind-

lichen Beziehungen seltener über AgE berichten als solche mit weniger ausgeprägten sozialen Bindungen. Für die Gesamtstichprobe der Schweizer Bevölkerung (S4) ist dieser Befund bei allen drei Bindungsvariablen und allen Skalen außer Externalität signifikant. Bei der geschlechtsspezifischen Auswertung ist der Effekt durchgängig in der weiblichen Teilstichprobe signifikant, in der männlichen nur im Zusammenhang zwischen Familienstand und Internalität.

Bei den Ratsuchenden (S1) wird der allgemeine Trend nur im Bereich der Dissoziation signifikant, und zwar bei den Frauen im Zusammenhang mit dem Familienstand und in der Frauen- sowie der Gesamtstichprobe bei der Partnerschaft. Bei den Nahtoderfahrenen (S2) stehen Familienstand und Dissoziation in der Männer-, Frauen- und Gesamtstichprobe in signifikanter Beziehung. Die Variable Partnerschaft weist in der männlichen Teilstichprobe mit Internalität, in der Gesamtstichprobe mit allen anderen Skalen und in der weiblichen Teilstichprobe mit Koinzidenz und der Globalskala signifikante Zusammenhänge auf. Alleinwohnende haben in der S2-Gesamtstichprobe signifikant höhere Koinzidenzwerte und in der Männer-Teilstichprobe signifikant höhere Dissoziationswerte als diejenigen, die sich ihren Haushalt mit anderen teilen.

Bei den Studierenden (S3) finden sich signifikante Unterschiede zwischen den Externalitätswerten der Singles und Verpartnerten in der weiblichen Teilstichprobe. Im Hinblick auf die Wohnsituation differieren die Werte der alleine vs. in häuslicher Gemeinschaft lebenden Personen signifikant auf allen Skalen außer Internalität. Unterschiede auf der Externalitäts-, Koinzidenz- und Globalskala werden in der männlichen Teilstichprobe signifikant, bei den beiden letztgenannten Skalen auch in der Gesamtstichprobe. Unterschiede auf der Dissoziationsskala sind nur in der Gesamtstichprobe signifikant.

Es bleiben wenige Signifikanzen, die nicht ins Bild passen und ausschließlich im Zusammenhang mit Koinzidenzphänomenen auftreten (Tab. 56): Frauen in S1 haben, wenn sie in fester Partnerschaft leben und/oder nicht alleine wohnen, höhere Koinzidenzwerte als weibliche Singles. Dieser Befund deckt sich mit der statistisch nicht signifikanten Tendenz, dass in S1 verheiratete Frauen häufiger über Koinzidenzphänomene berichten als solche, die ledig oder geschieden sind. Eine weitere signifikante Abweichung vom allgemeinen Trend findet sich in S3 bei männlichen Studierenden, die in festen Beziehungen höhere Koinzidenzwerte haben als die Singles.

10.2.4 Bindungsindex

Um die verschiedenen Facetten sozialer Bindung insgesamt in Beziehung zur Ausprägung der Skalenwerte setzen zu können, wurde entsprechend dem Vorgehen bei den formenkreis-

basierten DOKU-Klienteltypen (Kap. 7.3.3) wiederum ein additiver Bindungsindex aus den Variablen „Ehestand“, „Partnerschaft“ und „Wohnsituation“ berechnet. Aus Tabelle 59 ist zu ersehen, dass die Schweizer Bevölkerung (S4) sowohl bei getrennter Auswertung nach Geschlecht als auch insgesamt den höchsten Bindungsgrad mit $b = .62$ aufweist. Das geringste Maß sozialer Bindung findet sich bei den Studierenden (S3) mit einem Indexwert von $b = .44$. Dazwischen rangieren die Ratsuchenden (S1) mit $b = .51$ und die Nahtoderfahrenen (S2) mit $b = .49$. U-Tests innerhalb der Stichproben zeigen, dass nur in S3 ($\chi = 2.358$, $p = .018$; $n = 333$; $r = .13$) und S4 ($\chi = 2.328$, $p = .020$; $n = 1351$; $r = .06$) ein signifikanter Unterschied zwischen den Geschlechtern in der Höhe des Bindungsindex vorliegt.

Tab. 59: Bindungsindex und Geschlechtszugehörigkeit (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	Geschlecht	Bindungsindex (<i>b</i>)				
			<i>M</i>	<i>MD</i>	<i>SD</i>	<i>Min</i>	<i>Max</i>
S1	82	männlich	.504	.333	.417	.00	1.00
	189	weiblich	.513	.667	.430	.00	1.00
	271	gesamt	.511	.667	.425	.00	1.00
S2	78	männlich	.501	.667	.405	.00	1.00
	98	weiblich	.473	.333	.446	.00	1.00
	176	gesamt	.489	.333	.427	.00	1.00
S3	58	männlich	.379	.333	.192	.00	.67
	275	weiblich	.456	.333	.258	.00	1.00
	333	gesamt	.442	.333	.249	.00	1.00
S4	635	männlich	.595	.667	.368	.00	1.00
	716	weiblich	.683	.667	.370	.00	1.00
	1351	gesamt	.618	.667	.370	.00	1.00

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwert (*M*), Median (*MD*), Standardabweichung (*SD*), Minimum (*Min*) und Maximum (*Max*) des Bindungsindex (*b*) für geschlechtsspezifische Teilstichproben und insgesamt. Der Bindungsindex kann Werte von 0 bis 1 annehmen. Bei signifikanten Unterschieden ist das höhere *M* fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Kruskal-Wallis-Tests zeigen bei einem Vergleich von S1, S2, S3 und S4 sowie der geschlechtsspezifischen Teilstichproben, dass Unterschiede in der Bindungsstärke jeweils zwischen den männlichen ($\chi^2(3) = 24.346$; $p = .001$, $n = 853$), den weiblichen ($\chi^2(3) = 67.480$; $p \leq .001$, $n = 1278$) sowie den Gesamtstichproben ($\chi^2(3) = 84.233$; $p \leq .001$, $n = 2131$) signifikant sind. Angeschlossene Post-hoc-Tests (Bonferroni-Korrektur) ergeben bei Männern lediglich zwischen S3 und S4 ($\chi = -4.537$, $p \leq .001$, $n = 693$; $r = .17$) einen signifikanten Unterschied. Bei den Frauen unterscheiden sich S3 und S4 ($\chi = -7.656$, $p \leq .001$, $n = 991$; $r = .24$), S1 und S4 ($\chi = 3.791$, $p = .001$, $n = 905$; $r = .13$) sowie S2 und S4 ($\chi = -3.783$, $p = .001$, $n = 814$; $r = .13$) signifikant, bei den Gesamtstichproben S3 und S4 ($\chi = -8.477$,

$p \leq .001$, $n = 1648$; $r = .21$), S1 und S4 ($\chi = 3.974$, $p = \leq .001$, $n = 1622$; $r = .10$), S2 und S4 ($\chi = -4.015$, $p = \leq .001$, $n = 1527$; $r = .10$) sowie S3 und S1 ($\chi = 3.107$, $p = .011$, $n = 604$; $r = .13$). Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass nur Vergleiche von S3 und S4 mittlere Effektstärken erreichen, maximal $r = .24$ bei den Frauen.

In S3 ist der Bindungsindex mit Studierenden, die im Durchschnitt erst Anfang 20 sind, selbstverständlich niedriger als in S4. Tabelle 60 zeigt, dass die Höhe des Alters und die Bindungsstärke in S4 hochsignifikant positiv korrelieren ($\rho = .173$; $p \leq .001$, $n = 1351$) und dass es in S3 keinen bedeutenden Zusammenhang gibt ($\rho = .079$, $p = .152$; $n = 333$).

Tab. 60: Korrelationen des Bindungsindex mit dem Alter (S1–S4)

Stichprobe	Geschlecht								
	männlich			weiblich			gesamt		
	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>
S1	82	-.029	.793	188	-.180	.013	270	-.133	.029
S2	75	.234	.043	96	.111	.283	171	.171	.025
S3	58	-.042	.756	275	.123	.041	333	.079	.152
S4	635	.252	≤ .001	716	.107	.004	1351	.173	≤ .001

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ berechnet und bei Signifikanz ($p \leq .05$) fett hervorgehoben.

Während in S2 ebenfalls wie in S4 feste Bindungen mit dem Alter zunehmen ($\rho = .171$, $p = .025$; $n = 171$), ist in S1 das Gegenteil der Fall: Insbesondere bei den weiblichen Ratsuchenden nehmen soziale Bindungen mit zunehmendem Alter signifikant ab ($\rho = -.133$, $p = .029$; $n = 270$). Im Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit ist auch bemerkenswert, dass Bindung und Alter bei den Männern in S1 und S3 nicht korrelieren, sehr wohl aber signifikant in S2 und S4. Da das Durchschnittsalter von S1 und S2 gleichermaßen bei rund 50 Jahren mit einer vergleichbaren Standardabweichung von 13 bis 14 Jahren liegt, ist dieser Effekt wahrscheinlich nicht allein auf den erwartbaren Verlust sozialer Bindungen durch höheres Alter zurückzuführen. Wählt man nur Personen bis maximal 60 Jahren aus S1 und S2 aus, um eine Vergleichbarkeit mit S4 herzustellen, in der die Altersspanne bei der Datenerhebung auf 20 bis 60 Jahre festgelegt wurde, bestätigt sich der Effekt insoweit, dass der positive Zusammenhang in S2 noch stärker als zuvor ist ($\rho = .244$, $p = .005$ $n = 130$) und Alter und Bindung in S1 nicht korrelieren ($\rho = .026$, $p = .707$; $n = 217$).

Tabelle 61 gibt einen Überblick über den anhand von Spearmans Rho berechneten Zusammenhang der Häufigkeit von AgE bzw. den Punktwerten der Grundklassenskalen und dem Bindungsindex. Hierbei wurden nur Fälle eingeschlossen, bei denen innerhalb der letzten 5 Jahre AgE aufgetreten sind, um zumindest mit gewisser Wahrscheinlichkeit von einem Zu-

sammenhang zwischen aktueller Bindung bei der Datenerhebung und den im PAGE-R angegebenen AgE ausgehen zu können. Entsprechend sind die Stichprobenumfänge jeweils reduziert.

Tab. 61: Korrelationen des Bindungsindex mit AgP-Grundklassen (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	Skalen									
		Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		Globalskala	
		<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>
S1											
männlich	67	.057	.650	-.045	.719	.016	.895	.025	.840	.023	.854
weiblich	150	-.101	.220	-.074	.370	.175	.032	-.206	.012	-.050	.543
gesamt	217	-.049	.473	-.068	.317	.134	.049	-.134	.049	-.025	.714
S2											
männlich	51	-.089	.543	-.149	.295	-.085	.551	-.129	.368	-.147	.304
weiblich	74	-.097	.411	.087	.463	-.244	.036	-.062	.601	-.119	.314
gesamt	125	-.095	.291	-.017	.852	-.193	.031	-.093	.305	-.137	.127
S3											
männlich	53	-.080	.567	.043	.760	-.036	.800	-.008	.952	-.031	.823
weiblich	254	-.102	.104	-.102	.105	-.019	.763	-.119	.058	-.084	.181
gesamt	307	-.089	.121	-.078	.174	-.017	.768	-.108	.058	-.068	.237
S4											
männlich	419	-.037	.448	-.012	.813	.027	.588	.017	.729	.002	.963
weiblich	519	-.062	.157	-.115	.009	-.083	.059	-.164	≤.001	-.138	.002
gesamt	938	-.054	.100	-.070	.032	-.033	.312	-.084	.010	-.073	.025

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ berechnet. Signifikante Werte ($p \leq .05$) fett hervorgehoben.

In den weiblichen Teilstichproben in S1 korreliert die Bindungsstärke signifikant positiv ($p \leq .05$) mit Koinzidenz ($\rho = .18$) und negativ mit Dissoziation ($\rho = -.21$). Die Effekte bilden sich jeweils mit geringerer Signifikanz auch in der Gesamtstichprobe ab. Da die Effekte bei Koinzidenz und Dissoziation gegenläufig sind, nivellieren sie sich auf der Globalskala, sodass sich hier keine signifikanten Unterschiede zwischen Männern und Frauen abbilden. In S2 findet sich bei den Frauen ($\rho = -.24$) und in der Gesamtstichprobe ein signifikanter Zusammenhang von Bindung und Koinzidenz. In S4 korreliert Bindung bei den Frauen signifikant mit Internalität ($\rho = -.12$), Dissoziation ($\rho = -.16$) und mit der Globalskala ($\rho = -.14$). Diese Korrelationen sind angesichts des großen Stichprobenumfangs auch in der Gesamtstichprobe schon mit $\rho = .07$ (Internalität) und $\rho = .08$ (Dissoziation) signifikant.

Es kann festgehalten werden, dass erstens in keiner der männlichen Teilstichproben auch nur annähernd signifikante Effekte auftreten. Zweitens konzentrieren sich alle signifikanten Effekte, abgesehen im Falle von Internalität in S4, auf Koinzidenzphänomene (S1, S2) und

Dissoziationsphänomene (S1, S4). In S3 wird ein signifikanter Effekt bezüglich Dissoziation mit $p = .058$ knapp verfehlt. Drittens sind alle signifikanten Korrelationen in den Stichproben negativ, bis auf den positiven Zusammenhang von Bindungsstärke und Koinzidenz in S1. Damit verfestigt sich der Eindruck, dass die Gestaltung sozialer Bindungen vor allem bei Frauen mit der Häufigkeit von AgE verknüpft ist. Analysen, die weiter unten anhand von clusteranalytisch bestimmten Typen erfolgen, geben weiteren Aufschluss über den Zusammenhang von AgE und sozialer Bindung.

10.3 Alter und zeitliche Dimensionen von AgE

Im PAGE-R (s. Anhang) wird anhand einer fünfstufigen Likertskala („nie“ bis „sehr häufig“) danach gefragt, in welcher Häufigkeit bestimmte AgP beobachtet wurden. Implizit ist damit die gesamte Lebensspanne bzw. Lebenserfahrung der Probanden angesprochen. Jeweils im Anschluss an die vier AgP-Rubriken nehmen die Befragten mittels der Items 9, 19, 29 und 39 eine differenziertere zeitliche Einordnung vor. Als Mehrfachantwortmöglichkeit werden pauschal für alle Phänomene eines Blocks, die mindestens mit „selten“ angegeben wurden, fünf Zeitfenster angeboten, die erfassen, ob sie „in den letzten 12 Monaten“, „in den letzten 5 Jahren“, „in den letzten 10 Jahren“, „vor mehr als 10 Jahren“ und/oder „vor dem 18. Lebensjahr“ aufgetreten sind.

Anhand möglicher Kombinationen der verschiedenen Zeitfenster wurden in allen vier Stichproben Zusammenhänge der Grundklassenskalenmittelwerte mit dem Alter, das erst- und letztmalige Auftreten und die Wiederholung und Permanenz von AgP in der Lebensspanne untersucht. Dadurch, dass nur jeweils fünf statt der ursprünglichen acht Items jedes Blocks berücksichtigt werden, fallen von vornherein einige Probanden mit AgE aus, die nicht durch den Pool der 20 verbliebenen Items repräsentiert sind. Außerdem verringern sich die Fallzahlen in den Stichproben je nach Fragestellung und Auswertung aufgrund von ganz oder teilweise fehlenden Werten bei den Alters- und Zeitangaben. Bei Berechnungen auf Basis der Zeitfenster fallen 12 Fälle bei den Ratsuchenden (S1), 3 Fälle bei den Nahtoderfahrenen (S2) und 33 Fälle in der Schweizer Stichprobe (S4) aus. Bei Berechnungen ausschließlich anhand der Altersangaben sind 3 Fälle in S1, 5 Fälle in S2, 1 Fall bei den Studierenden (S3) und 27 Fälle in S4 wegen Missings ausgeschlossen.

10.3.1 Altersgruppen und Häufigkeiten

Analysen zeigen bei allen Stichproben, dass Personen höheren Alters geringere Häufigkeiten von AgE in ihrem Leben angeben. Tabelle 62 bringt die Skalenmittelwerte und Standardabweichungen für mehrere Altersstufen pro Stichprobe. Die Einteilung in vier Stufen bei S1

und S2, drei Stufen bei S3 und sechs Stufen bei S4 richtet sich nach dem jeweiligen Altersquerschnitt und dem Umfang der Stichproben.

Tab. 62: Altersgruppen und AgP-Grundklassenwerte (S1–S4)

Stichprobe	Altersstufen	n	Skalen									
			Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		Global	
			M	SD	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
S1	bis 35	43	1.18	.95	1.32	1.20	1.57	1.07	.71	.79	1.19	.79
	36–45	61	.93	.80	1.14	.92	1.69	1.08	.62	.73	1.09	.64
	46–55	75	.78	.72	1.19	.90	1.60	1.07	.59	.73	1.00	.62
	über 55	90	.92	.92	.95	.90	1.21	.84	.63	.85	.93	.62
	gesamt	269	.93	.82	1.12	.96	1.48	1.01	.59	.78	1.03	.66
S2	bis 35	29	1.37	.74	2.12	.86	2.19	.99	1.29	.96	1.74	.62
	36–45	24	1.14	1.00	1.52	1.29	2.03	1.07	.77	.78	1.36	.80
	46–55	57	.98	.77	1.34	.89	1.88	.99	.53	.62	1.18	.58
	über 55	61	.98	.85	1.26	1.04	1.67	1.10	.47	.59	1.10	.73
	gesamt	171	1.07	.84	1.47	1.04	1.88	1.05	.67	.76	1.27	.71
S3	bis 20	74	.71	.68	.69	.59	1.13	.71	.34	.43	.72	.44
	21–25	196	.47	.46	.65	.64	.97	.74	.32	.42	.60	.44
	über 25	63	.36	.45	.66	.80	.95	.70	.29	.48	.56	.49
	gesamt	333	.50	.53	.66	.66	1.00	.73	.32	.43	.62	.46
S4	bis 25	196	.74	.69	.73	.81	1.08	.81	.51	.71	.76	.62
	26–30	188	.60	.67	.61	.69	1.01	.81	.38	.57	.65	.58
	31–35	172	.55	.60	.45	.64	.96	.78	.27	.49	.56	.52
	36–45	338	.61	.68	.58	.67	1.01	.79	.35	.52	.64	.56
	46–55	341	.57	.62	.61	.71	1.03	.83	.34	.53	.64	.57
	über 55	89	.58	.68	.64	.65	1.02	.84	.37	.53	.65	.57
	gesamt	1324	.61	.65	.60	.70	1.02	.81	.36	.56	.65	.57

Anmerkungen. Altersstufen jeweils an Altersquerschnitt der Stichproben angepasst. Höchste Mittelwerte (M) je Skala in jeder Stichprobe fett hervorgehoben.

Bis auf Koinzidenz in S1 werden die höchsten Mittelwerte aller Skalen durchweg in der jüngsten Altersgruppe der Stichproben erreicht: in S1 und S2 bis 35 Jahre, in S3 bis 20 Jahre und in S4 bis 25 Jahre. Die Häufigkeit von AgP nimmt insgesamt mit zunehmendem Alter ab, wobei je nach Skala, Stufe und Stichprobe unterschiedliche Differenzen zu verzeichnen sind. Allerdings sind die Distanzen, die jeweils zwischen den ersten und letzten Stufen der Skalen liegen, mit maximal .37 in S1 (Internalität), .35 in S3 sowie .17 in S4 (jeweils Externalität) recht gering. Im Vergleich dazu sind die Absinkungseffekte in S2 mit einem Abstand

von bis zu .86 (Internalität) von der ersten Gruppe bis 35 Jahren und der letzten über 55 Jahren deutlich größer.

Tabelle 63 listet anhand von Spearmans Rho berechnete und allesamt negative Korrelationen des Alters mit der Höhe der Skalenwerte auf. Die Zusammenhänge rangieren in S2 durchweg statistisch signifikant in einem Bereich von $\rho = -.18$ (Externalität) bis $-.31$ (Globalskala). In S1 sind sie signifikant bei Internalität, Koinzidenz und der Globalskala und erreichen maximal $\rho = -.19$ (Koinzidenz). In S3 treten bei allen Skalen außer Internalität signifikante Effekte mit bis zu $\rho = -.20$ (Externalität) auf, was bei der geringen Altersspannbreite in der Studierendenstichprobe bemerkenswert ist. Das gilt besonders, wenn wir bedenken, dass die negativen Korrelationen in S4 bei einer deutlich längeren Zeitspanne nur schwach sind – selbst wenn sie aufgrund des großen Stichprobenumfangs bei $\rho = -.06$ (Externalität) signifikant werden.

Insgesamt am bedeutsamsten ist die Abnahme von AgP mit zunehmendem Alter in S2 und dort besonders in den Bereichen Internalität und Dissoziation. Mit Blick zurück auf Tabelle 62 ist zu erkennen, dass dort bis zum Alter von 35 Jahren über Häufigkeiten berichtet wird, die etwa um ein Drittel bis mehr als das Doppelte höher sind als in der Altersgruppe über 55 Jahre. Die Unterschiede in S4 sind dagegen zu vernachlässigen.

Tab. 63: Korrelationen des Alters mit Skalenwerten (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	Skalen									
		Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		Globalskala	
		ρ	<i>p</i>	ρ	<i>p</i>	ρ	<i>p</i>	ρ	<i>p</i>	ρ	<i>p</i>
S1	269	-.11	.085	-.15	.016	-.19	.002	-.09	.159	-.18	.003
S2	171	-.18	.019	-.24	.001	-.21	.005	-.29	≤ .001	-.31	≤ .001
S3	333	-.20	≤ .001	-.06	.284	-.14	.013	-.11	.044	-.17	.002
S4	1324	-.06	.019	-.00	.900	-.01	.650	-.05	.055	-.04	.115

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ berechnet. Signifikante Werte ($p \leq .05$) fett hervorgehoben.

10.3.2 Erstmaliges Auftreten von AgE

Für die Frage nach der Genese von AgE interessiert das erstmalige Auftreten von AgP. Für jede Stichprobe und skalenspezifisch wurde anhand von drei Kategorien unterschieden, ob entsprechende Phänomene (1) zum ersten Mal im Laufe der letzten fünf Jahre, (2) vor mehr als fünf Jahren im Erwachsenenalter oder (3) bereits vor dem 18. Lebensjahr beobachtet wurden. Den in Tabelle 64 dargestellten Ergebnissen ist zu entnehmen, dass – abgesehen von Dissoziationsphänomenen, bei denen der Anteil nur 45 % beträgt – jeweils rund 60 %

der Studierenden (S3) angaben, vor dem 18. Lebensjahr AgP der verschiedenen Subskalen erlebt zu haben. In Bezug auf die Globalskala sind es sogar 71 %.

Tab. 64: Erstes Auftreten von AgP (S1–S4)

Skala	erstmaliges AgP	Stichproben				ges.
		S1	S2	S3	S4	
Externalität	als Erwachsener in den letzten 5 Jahren	21.9	24.2	31.2	37.1	32,9
	als Erwachsener vor mehr als 5 Jahren	39.1	42.3	7.7	38.8	34,3
	als Kind oder Jugendlicher vor dem 18. Lebensjahr	39.1	33.6	61.6	24.1	32,7
	<i>n</i>	215	149	247	980	1591
Internalität	als Erwachsener in den letzten 5 Jahren	25.0	22.6	36.7	42.4	36,9
	als Erwachsener vor mehr als 5 Jahren	43.1	41.5	7.0	36.6	33,0
	als Kind oder Jugendlicher vor dem 18. Lebensjahr	31.9	35.8	56.3	21.0	30,1
	<i>n</i>	216	159	256	877	1508
Koinzidenz	als Erwachsener in den letzten 5 Jahren	22.1	14.6	31.7	37.4	32,6
	als Erwachsener vor mehr als 5 Jahren	39.2	48.2	9.2	40.9	36,2
	als Kind oder Jugendlicher vor dem 18. Lebensjahr	38.8	37.2	59.2	21.7	31,3
	<i>n</i>	240	164	306	1182	1892
Dissoziation	als Erwachsener in den letzten 5 Jahren	35.7	21.2	44.0	40.7	38,5
	als Erwachsener vor mehr als 5 Jahren	37.5	46.9	10.9	39.9	35,4
	als Kind oder Jugendlicher vor dem 18. Lebensjahr	26.8	31.9	45.1	19.4	26,1
	<i>n</i>	168	113	184	629	1094
Globalskala	als Erwachsener in den letzten 5 Jahren	13.8	12.5	19.6	27.0	23,2
	als Erwachsener vor mehr als 5 Jahren	40.0	42.0	9.1	42.4	36,8
	als Kind oder Jugendlicher vor dem 18. Lebensjahr	46.2	45.5	71.3	30.2	40,0
	<i>n</i>	260	176	331	1317	2084

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Stichprobenumfang *n* entspricht jeweils Personen mit AgP der jeweiligen Grundklassen. Die höchsten Werte je Skala und Stichprobe sind fett hervorgehoben.

Von den Ratsuchenden (S1) haben 27 % bis 39 % bezogen auf mindestens eine der vier Subskalen und 46 % bezogen auf die Globalskala bereits in der Kindheit oder Jugend erste AgP erlebt. Wenn sie erstmalig im Erwachsenenalter auftraten, war das bei 14 % der Ratsuchenden innerhalb und bei allen anderen außerhalb der letzten fünf Jahre vor der Datenerhebung der Fall. Die Nahtoderfahrenen (S2) zeigen eine ähnliche Verteilung, auch hier traten AgP bei 46 % schon vor dem 18. Lebensjahr auf. Aufgrund des niedrigen Durchschnittsalters liegt dieser Anteil in der Stichprobe der Studierenden (S3) über 70 %. In der Schweizer Bevölkerung (S4) beträgt er hingegen nur 30 % und zudem ist die Zahl derer, bei denen AgP erstmalig in den letzten fünf Jahren auftraten, mit 27 % deutlich größer als in den anderen Stichproben.

Die Unterschiede zwischen den Stichproben in der berichteten Erstmaligkeit von AgP sind mit Chi-Quadrat-Tests für alle Skalen mit $p \leq .001$ hochsignifikant. Bei Externalität ($\chi^2(6) = 163.762$) beträgt die Effektstärke mit Cramers $V = .23$, bei Internalität ($\chi^2(6) = 174.491$) und Koinzidenz ($\chi^2(6) = 225.393$) $V = .24$, bei Dissoziation ($\chi^2(6) = 88.388$) $V = .20$ und global ($\chi^2(6) = 228.938$) $V = .23$. Grundsätzlich gibt es demnach bedeutende Unterschiede zwischen den untersuchten Personengruppen im Hinblick darauf, wann sie bestimmte Phänomene erstmals in ihrem Leben beobachtet haben.

Vergleicht man die Stichproben nun daraufhin, mit welchen Häufigkeiten vor dem 18. Lebensjahr Phänomene der einzelnen Grundklassenskalen auftraten, ergibt sich hinsichtlich der proportionalen Anteile ein ähnliches Bild: In S1 berichten 39 % der Befragten jeweils über externale und Koinzidenzphänomene, 32 % über internele und 27 % über dissoziative Phänomene. In S2 liegen die Prozentsätze bei 32 % (Dissoziation) bis 37 % (Koinzidenz), in S3 bei 45 % (Dissoziation) bis 62 % (Externalität) und in S4 bei 19 % (Dissoziation) bis 22 % (Externalität). Generell treten dissoziative Phänomene am seltensten vor dem Erwachsenenalter auf. Nimmt man die vier Stichproben zusammen, ergeben sich für die externalen, die internalen und die Koinzidenzphänomene fast identische Anteile von 30 % bis 33 %, nur die Dissoziationsphänomene liegen mit 26 % etwas darunter.

10.3.3 Kontinuität in der Lebensspanne

Um noch genauer zu untersuchen, in welchen Lebensphasen und mit welcher Kontinuität Phänomene der verschiedenen Skalen nach ihrem Erstauftreten über die Lebensspanne auftreten, wurden weitere Analysen durchgeführt. Ausgehend von den verfügbaren Zeitfenstern wurden vier Kategorien zur Erfassung der grundklassenspezifischen Kontinuität von AgP gebildet. Falls Phänomene einer Grundklassenskala angegeben wurden, wurde ihre Kontinuität im Lebenslauf auf Grundlage der jeweils für den entsprechenden AgP-Itemblock als gültig angegebenen Zeiträume einer der folgenden Bedingungen zugeordnet:

1. Phänomene, die nicht im Zeitraum der letzten 5 Jahre, sondern nur zuvor aufgetreten sind;
2. Phänomene, die im Zeitraum der letzten 5 Jahre und möglicherweise zuvor, gegebenenfalls jedoch nicht im vorherigen 5-Jahres-Zeitfenster aufgetreten sind;
3. Phänomene, die im Zeitraum der letzten 5 Jahre und in allen Zeitfenstern seit ihrem Erstauftreten, das mehr als 5 Jahre zurückliegt, aufgetreten sind;
4. Phänomene, die im Zeitraum der letzten 12 Monate und in allen Zeitfenstern seit ihrem Erstauftreten, das in der Kindheit und Jugend vor dem 18. Lebensjahr liegt, aufgetreten sind.

Es zeigt sich nicht unerwartet, dass dissoziative Phänomene in allen Stichproben mit Abstand am seltensten auftreten und daher überall am stärksten die erste Kategorie besetzen. In S1 und S2 geben mehr als ein Drittel der Befragten an, nie dissoziative Phänomene erlebt zu haben. In S3 sind es 43 % und in S4 fast die Hälfte der Probanden. Umgekehrt geben in allen Stichproben nur 6 % bis 9 % an, noch nie in ihrem Leben Koinzidenzphänomene erlebt zu haben. Abgesehen von solchen groben Gemeinsamkeiten ergeben Chi-Quadrat-Tests, dass sich die Stichproben in der Verteilung der Fälle über die einzelnen Kategorien des zeitlichen Auftretens von AgP hinsichtlich aller Skalen hochsignifikant ($p \leq .001$; $n = 1909$) unterscheiden. Die Effektstärken, die mit Cramers V ermittelt wurden, sind mit $V = .16$ bei Externalität ($\chi^2(12) = 139.261$) und $V = .14$ bei Dissoziation ($\chi^2(12) = 109.776$) eher gering, während sie mit $V = .21$ bei Internalität ($\chi^2(12) = 253.684$), $V = .20$ bei Koinzidenz ($\chi^2(12) = 216.909$) und global mit $V = .20$ ($\chi^2(12) = 216.909$) an den mittleren Bereich heranreichen.

Fasst man die in Tabelle 65 dargestellten Ergebnisse hinsichtlich der Prozentsätze der dritten, vierten und fünften Zeiterfassungskategorie zusammen, geben fast zwei Drittel in S1, gut die Hälfte in S2, mehr als zwei Drittel in S3 und 46 % in S4 an, innerhalb der letzten fünf Jahre externe Phänomene erlebt zu haben. Bei der Internalitätsskala liegen S1 und S3 mit jeweils etwa zwei Dritteln gleichauf, gefolgt von S2 mit 60 % und S4 mit 45 %. Koinzidenzerfahrungen geben ca. drei Viertel der Befragten in S1 und S3, 59 % in S2 und 55 % in S4 an. Das Schlusslicht im Zeitraum der letzten fünf Jahre bilden die Phänomene der Dissoziationsskala, die nur von knapp 50 % der Ratsuchenden (S1), 37 % der Nahtoderfahrenen (S2), 44 % der Studierenden (S3) und 29 % der Schweizer (S4) genannt wurden. Gemessen auf der Globalskala sind innerhalb der letzten fünf Jahre in S1 bei 84 %, in S2 bei 73 %, in S3 bei 94 % und in S4 bei 72 % der Personen AgP aufgetreten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Befragten, die über Phänomene berichten, die ihren Anfang vor dem 18. Lebensjahr nahmen und sich fortgesetzt über alle Zeitfenster bis zum Zeitraum der letzten 12 Monate manifestierten. Bezüglich der Globalskala geben 34 % in S1 und 26 % in S2 an, durchgängig seit der Kindheit und Jugend mit AgP konfrontiert zu sein. Betrachtet man die Normalbevölkerung, sind es in S4 13 %, aber in S3, wo der Altersdurchschnitt der Studierenden nur bei 24 Jahren liegt, 51 %. Skalenspezifisch weisen alle Stichproben im Bereich der Koinzidenz die höchsten Prozentsätze auf. Der Anteil derjenigen, bei denen sich Koinzidenzphänomene seit der Jugend bis zum Zeitraum der letzten 12 Monate ereigneten, beträgt 26 % in S1, 19 % in S2, 35 % in S3 und 9 % in S4. Dagegen zeigen die Dissoziationsphänomene in S1 (9 %), S2 (7 %), in S3 (11 %) und in S4 (3 %) die geringste Kontinuität. Zwischen diesen entgegengesetzten Ausprägungen in der umfassendsten Zeitspannenkategorie rangieren die externalen und die internalen Phänomene, von denen erstere

in S1 (21 %) und letztere in S2 (17 %), in S3 (30 %) und in S4 (6 %) an zweithäufigster Stelle stehen.

Wenn man die Studierendenstichprobe (S3) mit ihrer besonderen Altersstruktur einmal außen vorlässt, treten am häufigsten bei den Ratsuchenden (S1) kontinuierlich und über lange Zeiträume AgE auf. Lediglich 16 % gaben an, dass AgE letztmalig vor mehr als fünf Jahren aufgetreten seien. Bei den Nahtoderfahrenen (S2) und den Schweizern (S4) betragen die Prozentsätze 27 % bzw. 28 %.

Tab. 65: Zeiträume des AgP-Auftretens (S1–S4)

Skala	Auftreten von AgP	Stichproben			
		S1	S2	S3	S4
Externalität	noch nie aufgetreten	16.4	13.7	24.3	22.7
	nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten	19.9	35.1	18.7	31.3
	in letzten 5 Jahren, zuvor allenfalls sporadisch	26.2	23.8	24.6	32.0
	bis letzte 5 Jahre fortdauernd seit dem Erstaufreten	16.8	13.7	12.1	8.5
	bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit	20.7	13.7	20.2	5.5
Internalität	noch nie aufgetreten	16.8	8.3	21.8	29.3
	nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten	16.0	31.5	10.6	25.4
	in letzten 5 Jahren, zuvor allenfalls sporadisch	28.1	26.8	30.2	32.4
	bis letzte 5 Jahre fortdauernd seit dem Erstaufreten	21.9	16.1	7.5	6.6
	bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit	17.2	17.3	29.9	6.3
Koinzidenz	noch nie aufgetreten	7.0	6.0	7.5	8.6
	nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten	20.7	35.1	17.1	36.3
	in letzten 5 Jahren, zuvor allenfalls sporadisch	27.3	17.9	30.8	36.4
	bis letzte 5 Jahre fortdauernd seit dem Erstaufreten	18.8	22.6	9.7	10.0
	bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit	26.2	18.5	34.9	8.7
Dissoziation	noch nie aufgetreten	35.5	34.5	43.0	48.9
	nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten	16.8	28.6	12.8	21.7
	in letzten 5 Jahren, zuvor allenfalls sporadisch	27.7	16.1	25.2	22.2
	bis letzte 5 Jahre fortdauernd seit dem Erstaufreten	10.9	14.3	8.1	4.4
	bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit	9.4	6.5	10.9	2.8
Globalskala	noch nie aufgetreten	-	-	-	-
	nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten	16.4	27.4	5.9	28.4
	in letzten 5 Jahren, zuvor allenfalls sporadisch	26.6	28.0	34.3	47.2
	bis letzte 5 Jahre fortdauernd seit dem Erstaufreten	23.0	18.5	8.7	11.9
	bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit	34.0	26.2	51.1	12.5
<i>n</i>		256	168	321	1164

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Die höchsten Werte je Skala in jeder Stichprobe sind fett hervorgehoben. Erläuterungen der Zeitkategorien im Text.

Gemessen an der Globalskala neigen AgE nach einem Erstauftreten vor dem 18. Lebensjahr in der Jugend oder im Erwachsenenalter vor allem in S1 (57 %) aber auch in S2 (45 %) dazu, sich über lange Zeiträume und bis in die Gegenwart immer wieder einzustellen. Dies betrifft in S4 nur eine Minderheit von 24 %, während es in S3 noch 60 % sind. Hier lässt sich fragen, ob junge Menschen Erfahrungen generell häufiger als außergewöhnlich einschätzen, und ob sich diese Tendenz mit zunehmendem Alter dann etwa auf das Maß reduziert, das wir in S4 bei einem höheren Altersdurchschnitt finden können.

10.4 Altersbezogene Absinkungseffekte bei AgE

Würde man ein etwa gleichbleibendes Aufkommen von AgP im Laufe eines Lebens voraussetzen, müsste die Häufigkeit von AgE rein rechnerisch mit zunehmendem Alter nach dem Motto „je älter, desto mehr Erfahrungen“ summarisch ansteigen. Der Befund, dass die höheren Altersgruppen in allen Stichproben im Durchschnitt geringere Häufigkeiten von AgP angeben als die Gruppen mit jüngeren Personen (Kap. 10.3.1, Tab. 62), spricht jedoch eine andere Sprache. Im Folgenden formulieren und prüfen wir verschiedene Hypothesen zur Erklärung des Absinkungseffekts.

10.4.1 Prüfung von Hypothesen zum Absinkungseffekt

Wir ziehen drei verschiedene Erklärungshypothesen in Betracht. Nach der „Perzeptionshypothese“ könnten Häufigkeitsnennungen deshalb zurückgehen, weil weniger Perzepte bzw. mentale Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmodell auftreten, die „geeignet“ sind, als AgP attribuiert zu werden. Wie bereits erläutert, sind mentale Repräsentationen im Realitätsmodell an sich nicht außergewöhnlich, sondern werden es erst, wenn sie auf Basis von kognitiven Realitätsmodellen als solche interpretiert werden (Kap. 2.2.3). Repräsentationale Gegebenheiten im Realitätsmodell werden erst im Zusammenspiel mit subjektiven oder kollektiven Realitätsüberzeugungen zu AgE und damit steht die „Attributionshypothese“ im Raum: Überzeugungen und Attributionsbereitschaften können sich im Laufe des Lebens wandeln. Phänomene, die in der Vergangenheit als außergewöhnlich eingestuft wurden, können in der Gegenwart als gewöhnlich bewertet werden. Das wirft die Frage auf, inwieweit sich angesichts ihrer aktuellen Überzeugungen länger zurückliegende Erfahrungen und seinerzeit mit ihnen verknüpfte Attributionen heute noch in den Auskünften der Befragten widerspiegeln. Damit kommt als weitere Möglichkeit die „Gedächtnishypothese“ ins Spiel: Neben eher aktiven und bewussten Veränderungen durch neue Bewertungen unterliegen Erfahrungen auch Gedächtniseffekten und werden mit zunehmendem Alter möglicherweise vergessen. Da AgE oft mit belastenden und konfliktbehafteten Umständen einhergehen, ist auch an psychologische Mechanismen zu denken, die Erinnerungen erschweren oder blo-

ckieren können. Die Gedächtnishypothese würde altersspezifische Unterschiede bei den Häufigkeitsangaben jedenfalls nicht auf bewusste Uminterpretationen, sondern auf mentale Prozesse unterhalb der Bewusstseinschwelle zurückführen.

Mit der Perzeptions-, der Attributions- und der Gedächtnishypothese werden verschiedene Einflüsse postuliert, die gegebenenfalls mit unterschiedlichem Gewicht und in unterschiedlichen Bedingungsgefügen interagieren und einen altersbezogenen Rückgang von AgE verursachen könnten:

1. Nach der *Perzeptionshypothese* könnten AgP häufiger von jüngeren als älteren Menschen berichtet werden, weil sie heutzutage häufiger zu beobachten sind (Generationeneffekt) und/oder weil sie generell von jüngeren Menschen häufiger beobachtet werden und sich die anfängliche Häufigkeit mit dem Alter relativiert (Lebensaltereffekt).
2. Nach der *Attributionshypothese* könnte der Rückgang von AgE dadurch begründet sein, dass Perzepte, die für jüngere Betroffene noch etwas Außergewöhnliches darstellen, von Menschen in höherem Alter durch Vertrautheit (Gewöhnung), Verstehbarkeit (Umdeutung) und/oder konventionelle Erklärbarkeit (Bagatellisierung) eher als etwas Gewöhnliches beurteilt werden.
3. Nach der *Gedächtnishypothese* könnten bestimmte Gegebenheiten, die für jüngere Betroffene AgE gewesen sind, mit höherem Alter schlechter oder gar nicht mehr erinnerbar sein (Vergessen) und/oder dem Bewusstsein durch aktive psychologische Mechanismen ferngehalten werden (Blockierung, Verdrängung etc.).

Die Perzeptionshypothese beschreibt im Prinzip Kohorteneffekte, die entweder auf kollektive, zeitspezifische Umstände oder auf lebensaltersspezifische Phasen der persönlichen Entwicklung von Individuen zurückführbar sind. Der Rückgang der Nennung von AgE wird hier mit einer verringerten Zahl bestimmter Beobachtungen und nicht mit einer verminderten Bereitschaft, diese als AgE zu interpretieren, erklärt. Natürlich können sich verschiedene Generationen auch durch unterschiedliche Realitätsüberzeugungen auszeichnen. Entsprechend geht die Attributionshypothese nicht von einem Rückgang potenziell außergewöhnlicher Phänomene aus, sondern davon, dass Phänomene generationenspezifisch zu unterschiedlichen Zeiten und/oder mit unterschiedlichem Lebensalter anders gedeutet und bewertet werden. Bei all diesen Überlegungen müssen Verzerrungen durch Erinnerungsfehler bzw. die mit der Gedächtnishypothese formulierten Effekte einkalkuliert werden.

10.4.2 Aktuelle AgE in den Altersgruppen

Natürlich ist eine Trennung der perzeptiven, attributiven und mnestischen Faktoren, die an der Genese von AgE bzw. der Angaben, die über sie gemacht werden, beteiligt sind, nur begrenzt möglich. Um die Perzeptionshypothese untersuchen zu können, bietet sich das ak-

tuellste Zeitfenster mit Phänomenen an, die noch am besten erinnert und am geringsten umgedeutet wurden. In Tabelle 66 sind die prozentualen Anteile derjenigen in den Altersgruppen der vier Stichproben aufgeführt, die über AgE (Globalskala) in den letzten 12 Monaten vor der Befragung berichten.

Tab. 66: Altersgruppen und AgP in den letzten 12 Monaten (S1–S4)

AgP letzte 12 Monate		Altersgruppen								ges.
Stichprobe	Auftreten	bis 20	bis 25	> 25	bis 30	bis 35	bis 45	bis 55	> 55	
S1	ja	-	-	-	-	88.1	86.2	68.1	58.1	72.2
	nein	-	-	-	-	11.9	13.8	31.9	41.1	27.8
	<i>n</i>	-	-	-	-	42	58	69	86	255
S2	ja	-	-	-	-	57.7	54.2	58.9	55.9	57.1
	nein	-	-	-	-	42.3	45.5	41.1	44.1	42.9
	<i>n</i>	-	-	-	-	26	22	56	59	163
S3	ja	83.1	73.4	77.6	-	-	-	-	-	76.3
	nein	16.9	26.6	22.4	-	-	-	-	-	23.7
	<i>n</i>	71	192	58	-	-	-	-	-	321
S4	ja	-	60.6	-	52.1	56.3	45.4	43.0	34.9	48.6
	nein	-	39.4	-	47.9	43.8	54.6	57.0	65.1	51.4
	<i>n</i>	-	175	-	167	144	302	293	83	1164

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Die Altersstufen sind jeweils an Altersquerschnitt der Stichproben angepasst. Die höchsten Werte für „ja“ und „nein“ sind in jeder Stichprobe fett hervorgehoben.

Demnach traten zurückgerechnet vom Zeitpunkt der Datenerhebung mit dem PAGE-R in den älteren Jahrgängen von S1 und S4 innerhalb eines Jahres deutlich seltener AgP auf als in den jüngeren. Bei den Ratsuchenden (S1) ist dieser Sachverhalt besonders ausgeprägt: Bis zum Alter von 35 Jahren geben 88 % der Befragten AgP in den letzten 12 Monaten an, während es bei den über 55-Jährigen nur noch 41 % sind. In der Schweizer Bevölkerung (S4) sinkt der Anteil, ausgehend von 61 % in der jüngsten Altersgruppe bis 25 Jahre, im Vergleich zu S1 zwar nicht ganz so extrem, aber dennoch bis auf 49 % in der ältesten Gruppe mit den über 55-Jährigen ab. Der Rückgang aktueller AgE von 83 % bei den jüngsten, maximal 20-jährigen Studierenden (S3) auf 78 % bei den über 25-Jährigen ist dagegen marginal. Ziemlich stabil über eine lange Lebensspanne ist das AgE-Aufkommen bei den Nahtoderfahrenen (S2): Hier vermelden 55 % bis 59 % in allen Altersgruppen relativ konstant AgP in den letzten 12 Monaten vor der Befragung. Die Resultate auf Basis relativ zeitnaher Angaben sprechen dagegen, dass der Rückgang von AgP primär auf Gedächtniseffekte zurückzuführen ist.²⁹

²⁹ Die folgenden Überlegungen würde man gewöhnlich nicht im Ergebnisteil, sondern in einer Diskussion erwarten. Sie werden an dieser Stelle ausgeführt, weil sie erst aus den bisherigen Befunden heraus die folgenden und hier dargestellten Untersuchungsschritte nahelegten und bestimmten.

Neben der Perzeptionshypothese, die die negative Beziehung zwischen Lebensalter und AgE-Häufigkeit mit einem repräsentationalen Rückgang von AgP im Realitätsmodell begründen würde, ist aber auch die Attributionshypothese plausibel. Altersbedingte Veränderungen von kognitiven Realitätsmodellen könnten dazu führen, dass aktuelle Phänomene nicht mehr außergewöhnlich erscheinen oder frühere AgE nachträglich konventionell gedeutet werden. Ins Bild dieser Schlussfolgerungen scheint allenfalls S2 nicht so recht zu passen, denn hier lässt sich, auch wenn die Häufigkeit von AgP mit dem Alter sogar deutlich zurückgeht (Kap. 10.3.1, Tab. 62), kein Anstieg des völligen Ausbleibens von Phänomenen wie in den anderen Stichproben beobachten. In S2 geben in allen Altersgruppen 55 % bis 59 % AgP innerhalb der letzten 12 Monate an. Hier schlagen vermutlich Kontextbedingungen (Kap. 10.6.3) zu Buche, die weiter unten noch genauer ins Auge gefasst werden. Jedenfalls ist naheliegend, dass Erfahrungen, die sich, zumindest dem subjektiven Erleben nach, in Todesnähe ereignet haben, anders verarbeitet werden und andere Aus- und Nachwirkungen haben als spontane AgE, die in mehr oder weniger gewöhnlichen Alltagssituationen auftreten. Besonders unterstrichen wird dies dadurch, dass die Befragten über spezielle Internetplattformen rekrutiert wurden, in denen ihre AgE in einem gemeinsamen Bezugsrahmen spiritueller Überzeugungen verortet sind. Es ist anzunehmen, dass dieser Kontext Deutungsmuster bereitstellt und verstärkt, in die sich AgE einbetten und gut integrieren lassen, sodass sie besser erinnert und seltener umgedeutet werden.

10.4.3 Retrospektive Angaben zur Jugend

Ein weiteres Indiz für diese Auffassung liefern Angaben in S2 über AgP, die vor dem 18. Lebensjahr aufgetreten sind. Dieses zeitlich einerseits am weitesten zurückliegende Zeitfenster ist andererseits das am exaktesten definierte und am besten vergleichbare und kann Hinweise darauf geben, inwieweit AgE der Vergangenheit im späteren Lebenslauf uminterpretiert bzw. normalisiert werden. Die Informationen sind der Tabelle 67 zu entnehmen. In S2 geben in der jüngsten Gruppe bis 35 Jahren 35 % AgP in der Kindheit oder Jugend an. Der Anteil erhöht sich in der Gruppe der 36–45-Jährigen schlagartig auf 55 %, sinkt in der folgenden Altersstufe auf 50 % und fällt dann bei den über 55-Jährigen auf 41 % ab. In S1 und S3 nimmt die Häufigkeit hingegen kontinuierlich von der ersten bis zur letzten Altersgruppe ab. Besonders aufschlussreich ist angesichts ihres Umfangs und ihrer differenzierten Altersaufteilung S4. Hier nennen 60 % der 20–25-Jährigen AgP vor ihrem 18. Lebensjahr. In der nächsten Gruppe der 26–30-Jährigen ist ein extremer Rückgang auf 34 % festzustellen. In der darauffolgenden Altersklasse von 31–36 Jahren sinkt der Anteil noch einmal auf 28 %, um dann über alle nachfolgenden Zeitfenster bis über 55 Jahre hinaus etwa konstant auf diesem Niveau zu bleiben. Dieser plötzliche Abfall mit später anhaltender Stagnation spricht kaum für ein Vergessen von AgE, sondern dafür, dass Phänomene, die in der Jugend einen

außergewöhnlichen Eindruck machten, rückblickend von vielen Betroffenen – in der Normalbevölkerung bereits ab etwa Mitte bis Ende 20 – anders bewertet werden.

Tab. 67: Altersgruppen und AgP vor dem 18. Lebensjahr (S1–S4)

AgP vor 18. Lebensjahr		Altersgruppen								
Stichprobe	Auftreten	bis 20	bis 25	über 25	bis 30	bis 35	bis 45	bis 55	über 55	gesamt
S1	ja	-	-	-	-	69.0	58.6	42.0	32.6	47.1
	nein	-	-	-	-	31.0	41.4	58.0	67.4	52.9
	<i>n</i>	-	-	-	-	42	58	69	86	255
S2	ja	-	-	-	-	34.3	54.5	50.0	40.7	44.8
	nein	-	-	-	-	65.4	45.5	50.0	59.3	55.2
	<i>n</i>	-	-	-	-	26	22	56	59	163
S3	ja	84.5	73.4	62.1	-	-	-	-	-	73.8
	nein	15.5	26.6	37.9	-	-	-	-	-	26.2
	<i>n</i>	71	192	58	-	-	-	-	-	321
S4	ja	-	60.0	-	33.5	27.8	27.2	26.6	27.7	33.0
	nein	-	40.0	-	66.5	72.2	72.8	73.4	72.3	67.0
	<i>n</i>	-	175	-	167	144	302	293	83	1164

Anmerkungen. Angaben in Prozent. Die Altersstufen sind jeweils an Altersquerschnitt der Stichproben angepasst. Die höchsten Werte für „ja“ und „nein“ sind in jeder Stichprobe fett hervorgehoben.

Epstein (2014) beschreibt Alterseffekte, die zu unseren Ergebnissen passen, und führt diese auf eine zunehmende Priorität der rationalen vs. experiellen Informationsverarbeitung nach dem 17 Lebensjahr zurück (Kap. 11.2.4). Dafür sprechen auch die Verhältnisse in S1, in denen der Anteil der Ratsuchenden, die über AgE vor dem 18. Lebensjahr berichten, in der ersten Altersgruppe bis 35 Jahre noch 69 % beträgt und dann über die verschiedenen Stufen kontinuierlich bis auf 33 % bei den über 55-Jährigen sinkt, und sich damit dem Niveau der Normalbevölkerung über 25 Jahren annähert. Dass die genannte Häufigkeit von AgE in der Jugend nicht so früh und so drastisch abnimmt wie in S4, könnte darauf zurückzuführen sein, dass bei den Ratsuchenden mit belastenden AgE die Häufigkeit von AgP nicht in dem Maße abnimmt wie in der Normalbevölkerung und früher aufgetretene Phänomene deshalb weder schnell vergessen noch allzu leichtfertig umgedeutet werden.

Anders ist es bei den Nahtoderfahrenen (S2), wo der Einfluss besonderer Randbedingungen und Kontextfaktoren ins Spiel kommt. Der ungewöhnliche Anstieg retrospektiv angegebener AgE vor dem 18. Lebensjahr bei den 36–45-Jährigen könnte ein Indiz für Gedächtniseinflüsse sein, aber nicht als Vergessen, sondern in Form von Erinnerungen an frühere AgE, die entweder durch aktuelle Ereignisse aufgerufen oder durch deren Wirkung rückblickend rekonstruiert oder möglicherweise auch konstruiert werden. Bei den Ratsuchenden, also Menschen, die sich durch AgE besonders belastet fühlen, nehmen die Angaben zu frühen

AgE nur langsam und fortschreitend über alle Altersstufen ab und erreichen das Plateau der Normalbevölkerung ungefähr erst mit über 55 Jahren. Durch die häufige Wiederholung von Perzeptionen und die Beschäftigung mit ihnen könnte die „normale“ Relativierung vorheriger AgE, wie wir sie in S4 finden, verzögert sein.

Nicht zu der niedrigen Quote der 26–30-Jährigen in S4 passt der mit 62 % fast doppelt so hohe Anteil der Studierenden (S3) in dieser Altersgruppe. Möglicherweise ist dafür der Selbstselektionsprozess verantwortlich bzw. ein besonderes Interesse, das zur Teilnahme an den Experimenten und Veranstaltungen geführt hat, in denen die PAGE-Daten erhoben wurden (Kap. 6.1.2). Der höhere Bildungsstand der Studierenden kommt nicht als Erklärung für eine häufigere Nennung von AgE in Betracht. Weiter unten folgende Analysen zeigen bei allen vier Stichproben, dass zwischen dem Erreichen der Hochschulreife oder eines Hochschulabschlusses und der Häufigkeit von AgE kein positiver, sondern allenfalls ein negativer Zusammenhang besteht (Kap. 10.6.2, Tab. 76).

10.4.4 Aktuelle Relevanz bisheriger AgE

Die bisherigen Ergebnisse legen nahe, dass die gefundenen Zusammenhänge zwischen dem Alter und der berichteten Häufigkeit von AgE nicht allein auf simples Vergessen zurückzuführen sind. Aber es fehlt noch eine Antwort darauf, ob sich die Absinkungseffekte eher mit der Perzeptionshypothese im Sinne eines Rückgangs auffälliger Phänomene im Realitätsmodell begründen lassen oder eher der Attributionshypothese folgend mit einer verringerten Bereitschaft, geeignete Perzepte weiterhin als AgP zu interpretieren. Hinweise auf Veränderungen im Attributionsverhalten können am ehesten die PAGE-Items zur *aktuellen Relevanz* bisher gemachter Erfahrungen geben. Die Items 10, 20, 30 und 40 schließen sich jeweils an die AgP-Itemblöcke des PAGE-R an und fragen: „In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 1–8 (bzw. 11–18, 21–28 oder 31–38) genannt haben?“ Die Punktwerte aller Items basieren auf einer Antwortskala von 0–4 (stimme „gar nicht“, „wenig“, „teils-teils“, „ziemlich“ oder „sehr“ zu).

Die aktuelle Relevanz bisheriger AgE fällt in den vier Stichproben laut Tabelle 68 recht verschieden aus. Die Nahtoderfahrenen (S2) beschäftigten sich durchweg am intensivsten mit ihnen. Hier liegen die Zustimmungen, berechnet unter der Bedingung, dass entsprechende AgP eines Itemblocks erlebt wurden, in allen vier Sektoren bei 2.7 bis 2.9. Bei den Ratsuchenden (S1) liegen die Werte mit 1.1 bis 1.5 deutlich unter denen der Nahtoderfahrenen (S2) und nicht weit über denen der Studierenden (S3) und der Schweizer Bevölkerung (S4), wo sie 0.9 bis 1.4 betragen.

Tab. 68: Gegenwärtige Relevanz von in der Vergangenheit erlebten AgP (S1–S4)

Item	Skala	Relevanzwerte der Stichproben											
		S1			S2			S3			S4		
		<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
10	Externalität	226	1.44	1.12	150	2.85	1.17	247	.92	.95	1018	1.09	1.07
20	Internalität	227	1.49	1.13	159	2.82	1.13	258	1.36	.97	911	1.19	1.10
30	Koinzidenz	252	1.46	1.13	164	2.91	1.11	307	1.38	1.04	1208	1.19	1.09
40	Dissoziation	175	1.04	1.13	115	2.77	1.09	186	.90	.96	680	1.01	1.09
ges.	Globalskala	270	1.77	1.11	176	3.09	1.03	332	1.66	1.06	1324	1.36	1.14

Anmerkungen. Angegeben sind die Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für die vier Relevanzitems auf einer Skala von 0 („gar nicht“) bis 4 („sehr“ relevant). Die Relevanzitems beziehen sich im PAGE-R jeweils pauschal auf einen AgP-Itemblock. Für jede korrespondierende AgP-Grundklasse in jeder Stichprobe ist *n* unterschiedlich, da mindestens eines der zugehörigen Items > 0 sein muss, damit die Grundklasse in die Berechnung eingeht. Der höchste Mittelwert für jede Stichprobe ist fett hervorgehoben.

Ein Blick auf die nachfolgende Tabelle 69 zeigt bei allen Stichproben hochsignifikante ($p \leq .001$) positive Korrelationen der angegebenen Relevanzen mit der Häufigkeit der Phänomene aller vier Grundklassenskalen. Einzige Ausnahme ist die Korrelation mit Externalität in S2, die nur knapp signifikant wird ($p \leq .05$).

Tab. 69: Korrelation der Relevanzitems mit den AgP-Grundklassen (S1–S4)

Item	Skala	Stichproben und Korrelationskoeffizienten											
		S1			S2			S3			S4		
		<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>
10	Externalität	214	.24	$\leq .001$	145	.17	.047	242	.28	$\leq .001$	900	.49	$\leq .001$
20	Internalität	213	.34	$\leq .001$	154	.38	$\leq .001$	251	.46	$\leq .001$	823	.49	$\leq .001$
30	Koinzidenz	238	.38	$\leq .001$	158	.38	$\leq .001$	297	.55	$\leq .001$	1064	.56	$\leq .001$
40	Dissoziation	166	.51	$\leq .001$	110	.19	.042	182	.43	$\leq .001$	595	.42	$\leq .001$
Max	Globalskala	256	.31	$\leq .001$	168	.33	$\leq .001$	321	.56	$\leq .001$	1164	.63	$\leq .001$

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ . Unterschiedliches *n* für jede Skala, da eine Person mindestens ein Item einer Skala mit > 0 beantwortet haben muss, damit sie mit dieser Skala in die Berechnung eingeht. Zur Berechnung der Korrelation von Relevanz mit der Globalskala wurde jeweils das Relevanzitem mit dem höchsten Wert (*Max*) herangezogen.

Zur Berechnung der Korrelation von Relevanz mit der Globalskala wurde jeweils das Relevanzitem mit dem höchsten Wert herangezogen. Hier zeigt sich ein besonders starker Zusammenhang in S4 mit Spearmans $\rho = .63$ sowie auch in S3 mit $\rho = .56$. Deutlich niedriger fällt die globale Korrelation in S1 mit $\rho = .31$ sowie in S2 mit $\rho = .33$ aus. Hervorstechend ist in S1 die sehr hohe Korrelation zwischen Relevanz und Dissoziation mit $\rho = .51$, die in

der Höhe insgesamt nur übertroffen wird von der Korrelation zwischen Relevanz und Koinzidenz in S3 mit $\rho = .55$ sowie in S4 mit $\rho = .56$.

Wir wissen nun, dass AgP mit zunehmender Häufigkeit mehr Bedeutung zugemessen wird, und wir haben zuvor festgestellt, dass die Häufigkeit von AgP mit steigendem Lebensalter abnimmt. Wir dürften jetzt also erwarten, dass auch die Relevanzwerte mit steigendem Lebensalter abnehmen, aber das tun sie nicht. Tabelle 70 zeigt, dass tatsächlich alle Korrelationen zwischen Relevanz und Alter nahe $\rho = 0$ betragen. Lediglich in S4 gibt es mit $\rho = .13$ einen Ausreißer bei der Dissoziation, der auch als einziger Zusammenhang signifikant ist.

Tab. 70: Korrelation der Relevanz der AgP-Grundklassen mit dem Alter (S1–S4)

Item	Skala	Stichproben											
		S1			S2			S3			S4		
		<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>	<i>n</i>	ρ	<i>p</i>
10	Externalität	213	.02	.787	140	.05	.601	242	-.05	.399	900	.03	.302
20	Internalität	212	.00	.961	149	-.08	.325	251	-.02	.753	823	.04	.279
30	Koinzidenz	237	-.03	.705	153	.02	.818	297	-.03	.568	1064	.00	.947
40	Dissoziation	166	.07	.402	106	-.01	.953	182	-.02	.793	595	.13	.002
ges. max.	Globalskala	255	-.05	.429	163	-.05	.538	321	-.05	.420	1164	-.02	.457

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ . Unterschiedliches *n* für jede Skala, da eine Person mindestens ein Item einer Skala mit > 0 beantwortet haben muss, damit sie mit dieser Skala in die Berechnung eingeht.

Da die Relevanz von AgE über das Alter weitgehend konstant bleibt, könnte der Rückgang von AgE im Sinne der Perzeptionshypothese für einen Rückgang von AgP bei unveränderten AgÜ sprechen. Alternativ ist aber auch eine Erklärung im Sinne der Attributionshypothese möglich: Die kognitiven Realitätsmodelle der Betroffenen könnten sich so verändert haben, dass sie weniger Phänomenen als zuvor eine Außergewöhnlichkeit zusprechen, die verbleibenden aber weiterhin hohe Relevanz besitzen.

Gravierende Attributionseffekte treten offenbar im jungen Erwachsenenalter von 20 bis 30 Jahren auf, wie der extreme Einbruch um rund 50 % bei den Nennungen von AgE vor dem 18. Lebensjahr in S4 anzeigt. Danach scheinen sich die Realitätsüberzeugungen der Normalbevölkerung zu stabilisieren und die retrospektiven Häufigkeitsangaben bleiben von da an in allen folgenden Altersgruppen weitgehend konstant. Dieser Sachverhalt und bleibende Relevanzwerte trotz abnehmender Phänomenhäufigkeiten lassen vermuten, dass Gedächtniseffekte im Sinne eines Vergessens von AgE in der Normalbevölkerung keine große Rolle bei der Datenerfassung gespielt haben.

10.5 Entwicklung eines AgE-Dispositionsindex

Besitzen Menschen unterschiedlich ausgeprägte Bereitschaften, AgE zu machen? Unabhängig davon, wo gegebenenfalls die Wurzeln oder Ursprünge einer Disposition für das Auftreten von AgE zu suchen wären und welche Rolle Anlagen, lebensgeschichtliche Ereignisse, kognitive Lernprozesse, Realitätsüberzeugungen usw. dabei spielen, stellt sich zunächst die Frage, wie eine Disposition für AgE definiert und gemessen werden kann. Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass eine besondere Neigung für AgE sich darin bemerkbar macht, dass Phänomene verhältnismäßig häufig auftreten, und dass dieses häufige Auftreten sich nicht nur auf eine kurzfristige Episode beschränkt. Eine AgE-Disposition würde sich demnach darin zeigen, dass im Laufe eines Lebens relativ häufig *und* kontinuierlich AgP beobachtet werden. Möglicherweise intensive, aber nur in einer bestimmten Lebenssituation auftretende AgE würden für besondere Umstände und weniger für eine persönliche Disposition sprechen. Deshalb wird hier die Disposition über das Produkt von Häufigkeit und Kontinuität quantifiziert. Da eine geringe Häufigkeit ebenso wenig für eine ausgeprägte Disposition spricht wie eine fehlende Kontinuität, relativiert die Multiplikation bei einer geringen Ausprägung eines Aspektes den jeweils anderen. Für die Berechnung eines entsprechenden Dispositionsindex d brauchen wir jedoch zunächst sowohl ein geeignetes Kontinuitäts- als auch Häufigkeitsmaß.

10.5.1 Häufigkeits- und Kontinuitätsindex

Um die gesamten Informationen über die zeitlichen Dimensionen zusammenzuführen und besser vergleichbar zu machen, wurde auf Grundlage der vier oben eingeführten Kontinuitätskategorien (Kap. 10.3.3) ein Kontinuitätsindex gebildet. Er wird so berechnet, dass in aufsteigender Reihenfolge für jede Grundklasse 1 Punkt („nur vor mehr als 5 Jahren aufgetreten“) bis maximal 4 Punkte („bis letzte 12 Monate seit Beginn in Jugend/Kindheit“) vergeben werden. Falls eine Grundklasse durch keine Phänomene repräsentiert ist („noch nie aufgetreten“), werden 0 Punkte berechnet. Damit können bis zu $4 \times 4 = 16$ Punkte erreicht werden. Der Kontinuitätsindex wird dann mittels einer Division des Gesamtpunktwertes durch 16 gebildet, sodass wie schon beim Bindungsindex Werte von 0 bis 1 erreicht werden können. Ein Kontinuitätsindex mit dem Wert 0 kommt unter den gegebenen Voraussetzungen allerdings nicht vor, da nur Fälle ausgewertet werden, bei denen in mindestens einer Grundklasse mindestens ein Phänomen genannt wurde. Der mögliche Mindestwert beträgt daher 0.063 (1/16). Das Erreichen eines Maximalwertes von 1 würde bedeuten, dass seit der Kindheit oder Jugend vor dem 18. Lebensjahr durchgängig Phänomene aller vier Grundklassen über alle Zeitfenster bis zu den letzten 12 Monaten aufgetreten sind.

Beim Kontinuitätsindex bleibt die Häufigkeit, mit der einzelne Phänomene einer Grundklasse aufgetreten sind, unberücksichtigt. Um diesen Aspekt in Beziehung zur zeitlichen Ausbreitung von AgE setzen zu können, wurde ein Häufigkeitsindex gebildet. Würde dieser über die Summe der Häufigkeitswerte aller Phänomene einer Grundklasse definiert, fiel das Ergebnis für eine Grundklasse selbst dann, wenn ein oder zwei Phänomene als „häufig“ oder „sehr häufig“ angegeben werden, niedrig aus, wenn alle anderen nur „selten“ oder „nie“ aufgetreten sind. Besser ins Verhältnis zum Kontinuitätsindex lässt sich als Repräsentant der Häufigkeit einer Grundklasse der jeweils erreichte Maximalwert setzen. Entsprechend wurde der Häufigkeitsindex für jede Person über die Summe ihrer Maximalwerte in den vier Grundklassen berechnet. Wie beim Kontinuitätsindex kann das Ergebnis maximal $4 \times 4 = 16$ Punkte betragen und durch 16 dividiert werden. Ein Wert von 0 hieße, dass bei allen vier Grundklassen keine Phänomene aufgetreten sind, was in unseren Untersuchungen nicht vorkommt, da nur Fälle ausgewertet werden, in denen mindestens ein Phänomen mit mindestens „selten“ angegeben wurde. Der mögliche Mindestwert des Häufigkeitsindex beträgt deshalb wie beim Kontinuitätsindex 0.063. Ein Wert von 1 bedeutet hingegen, dass in allen vier Grundklassen mindestens jeweils ein Phänomen „sehr häufig“ beobachtet wurde.

10.5.2 Berechnung des Dispositionsindex

Wie einleitend dargestellt, soll über den Häufigkeits- und den Kontinuitätsindex ein Dispositionsindex d gebildet werden, der berücksichtigt, wie häufig und wie kontinuierlich eine Person im Laufe des Lebens AgP beobachtet. Da der Kontinuitätsindex und der Häufigkeitsindex jeweils Werte aller Grundklassen zusammenfassen, ist das aus der Multiplikation beider Indizes hervorgehende Produkt ein globaler Dispositionsindex. Dieser kann theoretisch wiederum Werte von 0 bis 1 einnehmen, wobei 0 hieße, dass niemals im Leben AgE aufgetreten sind. Da nur Fälle mit AgE ausgewertet werden, ist der Minimalwert, der erreicht wird, 0.004 (0.063×0.063). Der Maximalwert von 1 würde bedeuten, dass Phänomene aller vier Grundklassen „sehr häufig“ und seit der Kindheit und Jugend vor dem 18. Lebensjahr kontinuierlich in allen Zeitfenstern des PAGE-R bis einschließlich der letzten 12 Monate vor der Befragung aufgetreten sind. Natürlich ist der Dispositionsindex, der das Verhältnis der Häufigkeit und zeitlichen Ausbreitung von AgE in der Lebensspanne quantifizieren soll, nur ein vages Maß und der Versuch einer Annäherung.

Es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass Probanden bei der Frage nach der Häufigkeit ihrer AgE bereits zeitliche Aspekte einkalkulieren und diese, je nach Lebensalter und Aktualität der Phänomene, unterschiedlich und unberechenbar in das Antwortverhalten eingehen. Überdies ist ein identischer Dispositionsindex bei einer jüngeren Person anders zu beurteilen als bei einer älteren Person. Beispielsweise wird bei einem 25-jährigen Menschen mit größerer Wahrscheinlichkeit ein hoher Kontinuitätsindex in die Berechnung eingehen als bei einer

Person, die schon doppelt so alt ist. Dieser Sachverhalt bestätigt sich bei einem Vergleich der Kontinuitätswerte von Studierenden (S2) und der Schweizer Bevölkerung (S4).

Tabelle 71 gibt einen Überblick über die Mittelwerte, Mediane, Standardabweichungen, Mindest- und Maximalwerte der drei Indizes in den vier Stichproben. Die Häufigkeits- und Kontinuitätswerte bei den Ratsuchenden (S1) liegen mit einem Mittelwert und Median von jeweils etwa 0.5 gleichauf und ergeben einen Dispositionsindex mit $d = .27$.

Tab. 71: Werte des Häufigkeits-, Kontinuitäts- und Dispositionsindex (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	Indizes	Werte				
			<i>M</i>	<i>MD</i>	<i>SD</i>	<i>Min</i>	<i>Max</i>
S1	256	Häufigkeit	.499	.500	.231	.063	1.00
		Kontinuität	.494	.500	.252	.063	1.00
		Disposition	.277	.246	.211	.004	1.00
S2	170	Häufigkeit	.562	.594	.241	.063	1.00
		Kontinuität	.449	.438	.245	.063	1.00
		Disposition	.275	.234	.204	.004	.820
S3	323	Häufigkeit	.348	.313	.184	.063	.983
		Kontinuität	.483	.500	.246	.063	1.00
		Disposition	.196	.156	.169	.004	.983
S4	1208	Häufigkeit	.329	.313	.205	.063	1.00
		Kontinuität	.334	.250	.202	.063	1.00
		Disposition	.135	.094	.141	.004	.983

Anmerkungen. Angegeben sind der Median (*MD*), Mittelwert (*M*), Standardabweichung (*SD*), Minimum (*Min*) und Maximum (*Max*) der Indizes. Die Indizes können Werte von 0 bis 1 annehmen. Da der Stichprobenmittelwert des Dispositionsindex aus den Mittelwerten aller Personen einer Stichprobe berechnet wurde, entspricht er nicht dem Mittelwert, der sich bei einer Berechnung auf Basis der angegebenen Häufigkeits- und Kontinuitätsindizes ergeben würde.

Bei den Nahtoderfahrenen (S2) überwiegt die Häufigkeit deutlich die Kontinuität, bei den Studierenden (S3) ist es umgekehrt. In der Schweizer Stichprobe (S4) liegen die Mittelwerte gleichauf, der Median der Häufigkeit liegt über dem der Kontinuität. Insgesamt lässt sich festhalten, dass der Dispositionsindex trotz unterschiedlicher Gewichtung von Häufigkeit und Kontinuität in S1 und S2 die gleiche Ausprägung mit $d = .28$ hat. S3 liegt mit $d = .20$ über dem Dispositionsindex in S4 mit $d = .14$, was im Wesentlichen mit der durch das niedrige Durchschnittsalter erhöhten Kontinuität zusammenhängt.

Ein Kruskal-Wallis-Test zeigt, dass die Unterschiede zwischen den Dispositionsindizes der Stichproben hochsignifikant sind ($\chi^2(3) = 205.711$; $p \leq .001$ $n = 1957$). Post-hoc-Tests (Bonferroni-Korrektur) zeigen, dass die Unterschiede bei Vergleichen von S4 mit S1

($\chi = 11.319, p \leq .001$), mit S2 ($\chi = 9.728, p \leq .001$) und mit S3 ($\chi = 6.513, p \leq .001$), sowie bei Vergleichen von S3 mit S1 ($\chi = 11.319, p \leq .001$) und S2 ($\chi = 4.104, p \leq .001$) signifikant sind. Lediglich zwischen S1 und S2 gibt es keinen signifikanten Unterschied. Würde man den Dispositionswert in S4 als repräsentativ erachten, dann könnte man von einer um 100 % erhöhten AgE-Disposition bei Ratsuchenden sowie Menschen mit Nahtoderfahrungen im Unterschied zur Normalbevölkerung ausgehen.

Ein Blick auf die in Tabelle 72 aufgeführten Korrelationen der Indizes mit den Grundklassenskalen zeigt bei allen Stichproben außer S1 mit Spearman-Koeffizienten von $\rho = .64$ bis $.78$ den stärksten Zusammenhang der Disposition mit internalen Phänomenen. In S1 ist die Korrelation mit Internalität schwächer ($\rho = .58$) und mit Dissoziation am stärksten ($\rho = .63$). Im Großen und Ganzen sind die Unterschiede in den Gewichtungen der Skalen aber nicht so bedeutend, dass es gerechtfertigt wäre, irgendeinen Zusammenhang der AgE-Disposition mit einer bestimmten AgP-Grundklasse herzustellen.

Tab. 72: Korrelation des Dispositionsindex mit den AgP-Grundklassen (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	Korrelation der Skalen mit <i>d</i>				
		Externalität	Internalität	Koinzidenz	Dissoziation	Globalskala
S1	256	.617	.581	.558	.632	.809
S2	170	.591	.640	.619	.604	.773
S3	323	.645	.689	.685	.658	.870
S4	1208	.729	.778	.721	.666	.886
gesamt	1957	.694	.749	.696	.659	.867

Anmerkungen. Korrelationen des Dispositionsindex *d* mit den Grundklassen berechnet mit Spearmans ρ . Alle Korrelationen sind hochsignifikant ($p \leq .001$). Die höchste Korrelation je Stichprobe ist fett hervorgehoben.

10.5.3 Geschlecht, Alter, Bindung und Disposition

Mit dem Dispositionsindex haben wir ein Maß für die Kontinuität und Häufigkeit von AgE in der Lebensspanne, aber wir wissen nichts darüber, worauf eine erhöhte Disposition für AgE zurückzuführen wäre. Die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, dass das Geschlecht, das Alter und soziale Bindungen eine Rolle bei der phänomenologischen Ausprägung und Häufigkeit von AgE spielen. Im Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit zeigt sich nur in S1 ein signifikanter Unterschied im Dispositionsindex ($\chi = 2.513, p = .012, n = 256$), der bei den Frauen im Mittel $d = .30$ und bei den Männern $d = .23$ beträgt. Beim Alter treten in allen Stichproben negative Korrelationen mit dem Dispositionsindex auf. In S1 ist der Effekt am stärksten ($\rho = -.271, p \leq .001, n = 255$), gefolgt von S3 ($\rho = -.223, p \leq .001, n = 323$), S2 ($\rho = -.191, p = .014, n = 165$) und schließlich S4 ($\rho = -.094, p \leq .001, n = 1208$), wo der

Effekt selbst mit einem vergleichsweise niedrigen Korrelationskoeffizienten hochsignifikant ist. In S2 und S3 zeigen sich dabei geschlechtsspezifische Besonderheiten. Bei den männlichen Personen in S2 gibt es einen engen Zusammenhang zwischen Alter und AgE-Disposition ($\rho = -.352, p = .002, n = 72$), bei den Frauen nicht. In S3 wird nur die Korrelation bei den Frauen signifikant ($\rho = -.227, p \leq .001, n = 268$), was allerdings durch den geringen Stichprobenumfang der Männer mitbedingt ist ($\rho = -.181, p = .187, n = 55$). Zudem sind die männlichen Studierenden mit 24 Jahren um etwa ein Jahr und damit signifikant älter als die Frauen ($\chi = -2.830, p = .005, n = 333$).

In Bezug auf den Bindungsindex sahen wir bereits, dass weibliche Studierende und die weibliche Normalbevölkerung einen signifikant höheren Bindungsindex als die Männer haben (Kap. 10.2.4, Tab. 59). Der Bindungsindex korreliert in S2 ($\rho = .171, p = .025, n = 171$) und S4 ($\rho = .173, p = \leq .001, n = 1351$) signifikant positiv mit dem Lebensalter, bei den Ratsuchenden ($\rho = -.133, p = .029, n = 270$) hingegen signifikant negativ (Kap. 10.2.4, Tab. 60). Negativ korreliert der Bindungsindex hingegen mit dem Dispositionsindex in S2 ($\rho = -.143, p = .063, n = 170$), S3 ($\rho = -.112, p = .045, n = 322$) und S4 ($\rho = -.130, p \leq .001, n = 1208$), während in S1 ($\rho = .036, p = .569, n = 255$) kein Zusammenhang festgestellt wurde.

Wenn wir uns mit Zusammenhängen zwischen Bindungsvariablen und AgE befassen, müssen wir selbstverständlich bedenken, dass die Verhältnisse im Hinblick auf Partnerschaft, Familienstand und Wohnen bei der Datenerhebung mit dem PAGE, anders als beim DOKU, nicht denen zum Zeitpunkt des Auftretens der genannten Phänomene entsprechen müssen. Anhand der DOKU-PAGE-Teilstichprobe (Kap. 9.1.1) mit Ratsuchenden aus S1, bei denen zusätzlich DOKU-Daten vorliegen, lässt sich feststellen, dass der korrelative Zusammenhang der Bindungsvariablen zwischen beiden Messzeitpunkten mit $\rho = .857$ ($p \leq .001$) sehr hoch ist (dazu ausführlich Kap. 11.3.2). Daraus lässt sich zumindest schließen, dass sich zwischen der Datenerhebung mit dem DOKU und der Nachbefragung mit dem PAGE, das heißt in einem Zeitfenster von durchschnittlich 4 Jahren und einer Standardabweichung von 3.5 Jahren, hinsichtlich ihrer Bindung bei den Ratsuchenden nicht viel geändert hat. Wenn wir zudem bedenken, dass nur ungefähr ein Fünftel der Ratsuchenden Phänomene der AgP-Grundklassen im PAGE-R angibt, die *nicht* in den letzten 5 Jahren auftraten (Kap. 10.3.3, Tab. 65), nämlich 16 % (Internalität) bis maximal 21 % (Koinzidenz), dann können wir ohne Weiteres Zusammenhänge zwischen AgE und Bindungsvariablen herstellen.

Angesichts der negativen Korrelationen des Dispositionsindex sowohl mit dem Alter als auch mit dem Bindungsindex und der positiven Zusammenhänge des Alters mit dem Bindungsindex stellt sich die Frage, ob Alter und Bindung jeweils unabhängig voneinander mit dem Dispositionsindex korrelieren oder ob eine der beiden Variablen nur zum Schein mit

der Disposition zusammenhängt. Deshalb wurde das Beziehungsgefüge der drei Variablen durch die Berechnung von Partialkorrelationen analysiert. Zuvor wurde für die Kombination von Alter und Bindung, Alter und Disposition sowie Bindung und Disposition jeweils die Geschlechtszugehörigkeit kontrolliert. Es zeigte sich, dass die Geschlechtszugehörigkeit keinen Einfluss auf die Korrelationen hat, sodass das Geschlecht bei den folgenden Analysen außer Acht gelassen werden konnte. In Tabelle 73 sind die jeweiligen Partialkorrelationen von Alter, Bindung und Disposition dargestellt.

Tab. 73: Partialkorrelationen bei Alter, Bindungs- und Dispositionsindex (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	kontrolliert	korreliert	Korrelation			
				Dispositionsindex		Bindungsindex	
				<i>r</i>	<i>p</i>	<i>r</i>	<i>p</i>
S1	254	Bindungsindex	Alter	−.306	≤ .001		
		Alter	Bindungsindex	−.008	.899		
		Dispositionsindex	Alter			−.126	.045
S2	165	Bindungsindex	Alter	−.162	.038		
		Alter	Bindungsindex	−.121	.123		
		Dispositionsindex	Alter			.129	.099
S3	322	Bindungsindex	Alter	−.091	.102		
		Alter	Bindungsindex	−.113	.044		
		Dispositionsindex	Alter			.144	.010
S4	1208	Bindungsindex	Alter	−.056	.051		
		Alter	Bindungsindex	−.101	≤ .001		
		Dispositionsindex	Alter			.125	≤ .001

Anmerkungen. Die Partialkorrelationen wurden mit Pearson-Korrelationen berechnet, da es kein äquivalentes Verfahren für Ordinaldaten gibt. Signifikante Korrelationen ($p \leq .05$) sind fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Es ist zu sehen, dass sich die Stärke der Zusammenhänge zwischen Alter und Bindung bei *Kontrolle des Dispositionsindex* nur geringfügig verändert. Zusätzlich zu S1 und S4 erreicht die Korrelation in S3 Signifikanz, während sie diese in S2 verliert. Die Beziehung zwischen Alter und Bindung kann demnach nicht durch die Häufigkeit und Kontinuität von AgE erklärt werden. Ebenfalls in allen Stichproben weitgehend konstant bleiben bei *Kontrolle des Alters* die Verhältnisse zwischen Bindung und Disposition. An den Signifikanzen ändert sich nichts.

Anders sieht es bei Alter und Disposition aus: Bei *Kontrolle von Bindung* sind beide Variablen in S1 mit $r = -.31$ und S2 mit $-.16$ weiter signifikant negativ korreliert, wobei der Zusammenhang in S1 höher und in S2 geringer ist als zuvor. In S3 und S4 verliert er dagegen seine vormalige Signifikanz. Da die Korrelation des Dispositionsindex mit dem Bindungsindex auch bei Kontrolle des Alters in S3 mit $r = -.11$ und $-.10$ in S4 signifikant bleibt, ist der Zusammenhang von Alter mit Disposition in der Normalbevölkerung offenbar durch soziale

Bindung mitbestimmt. In S1 und S2 liegt der „altersbezogene“ Dispositionsindex mit einem Mittelwert von jeweils $d = .28$ deutlich höher als die eher „bindungsbezogene“ Disposition in S3 mit $d = .20$ und S4 mit $d = .14$ (Kap. 10.5.2, Tab. 71).

Da der Dispositionsindex lediglich ein allgemeines Maß der Häufigkeit und Kontinuität von AgP über die Lebensspanne ist, wurden auch Zusammenhänge der AgP-Grundklassen mit Alter und Bindung analysiert. Tabelle 74 kann entnommen werden, dass es hier einige Abweichungen von den Signifikanzen der negativen Korrelationen des Dispositionsindex mit Alter und Bindung in den vier Stichproben gibt. So korreliert in S1 die Dissoziation zwar signifikant mit Bindung ($r = -.13$), aber nicht mit Alter ($r = -.08$). In S2 korreliert Koinzidenz nicht nur signifikant mit Bindung ($r = -.17$), sondern auch mit Alter ($r = -.18$). In S3 korreliert Externalität signifikant mit dem Alter ($r = -.15$), aber nicht mit Bindung ($r = -.08$), und Internalität korreliert weder signifikant mit Bindung ($r = -.09$) noch mit Alter ($r = -.01$). Einzig in S4 sind alle Korrelationen der AgP-Grundklassen wie beim Dispositionsindex ausschließlich mit Bindung und nicht mit dem Alter signifikant.

Tab. 74: Partialkorrelationen von Alter und Bindung mit AgP-Grundklassen (S1–S4)

Stichprobe	<i>n</i>	korrelierte Variable	Korrelationen mit Skalen									
			Externalität		Internalität		Koinzidenz		Dissoziation		Globalskala	
			<i>r</i>	<i>p</i>	<i>r</i>	<i>p</i>	<i>r</i>	<i>p</i>	<i>r</i>	<i>p</i>	<i>r</i>	<i>p</i>
S1	268	Bindungsindex	-.086	.160	-.106	.085	.109	.075	-.128	.036	-.063	.306
	268	Alter	-.143	.020	-.184	.003	-.173	.005	-.075	.222	-.200	.001
S2	171	Bindungsindex	-.111	.149	-.051	.506	-.173	.024	-.027	.730	-.126	.101
	171	Alter	-.172	.025	-.251	.001	-.183	.017	-.346	≤.001	-.304	≤.001
S3	332	Bindungsindex	-.076	.167	-.094	.088	-.047	.399	-.141	.010	-.108	.049
	332	Alter	-.153	.005	-.005	.927	-.016	.770	-.003	.958	-.054	.166
S4	1324	Bindungsindex	-.064	.021	-.105	≤.001	-.073	.008	-.106	≤.001	-.102	≤.001
	1324	Alter	-.053	.055	-.005	.849	.003	.914	-.048	.083	-.027	.161

Anmerkungen. Bei der Berechnung der Korrelationen der AgP-Grundklassen mit Bindung wurde die Variable Alter kontrolliert und umgekehrt wurde bei den Korrelationen mit dem Alter die Variable Bindung kontrolliert. Die Partialkorrelationen wurden mit Pearson-Korrelationen berechnet, da es kein geeignetes Verfahren für Ordinaldaten gibt. Signifikante ($p \leq .05$) sind fett hervorgehoben. Weitere Erläuterungen im Text.

Der negative Zusammenhang des Alters mit AgE ist auf der Globalskala in S1 mit $\rho = -.31$ um 50 % höher und in S2 mit $-.16$ um 50 % niedriger als beim Dispositionsindex. Die Berücksichtigung der Kontinuität von AgE über die Lebensspanne erhöht bei Ratsuchenden also deutlich die Effektstärke, während sie sie bei Menschen mit Nahtoderfahrungen in gleichem Maße verringert. Insgesamt schält sich das Alter, das keine abhängige Variable sein kann und bei allen Stichproben negativ mit der Häufigkeit von AgE korreliert (Kap. 10.4),

als ein universeller und stabiler Faktor der AgE-Disposition heraus. Die Ergebnisse erlauben aber keine generellen Aussagen über den Zusammenhang zwischen Alter und Bindung sowie Bindung und Disposition, denn die IGPP-Ratsuchenden unterscheiden sich hier signifikant von den anderen Stichproben. Die Befunde lassen vermuten, dass populationsspezifische Faktoren die Beziehungen der Variablen modulieren. Überlegungen dazu werden später noch diskutiert (Kap. 11.2.6).

10.6 Niedrigscorer versus Hochscorer

Um zu untersuchen, ob sich auf der Basis der Grundklassenskalen Personentypen mit einer spezifisch-phänomenologischen Ausprägung ihrer AgE extrahieren lassen, wurden Clusteranalysen durchgeführt. Dabei wurde zunächst auf alle Stichproben das hierarchische Ward-Verfahren angewendet. Die Dendrogramme in Abbildung 30 zeigen, dass der größte Heterogenitätszuwachs bei allen Stichproben und mit deutlichem Abstand zu den anderen Fusionsstufen bei der Bildung der letzten beiden Cluster zu verzeichnen ist. Die Anfangspartitionen der Fälle in den Datenmatrizen wurden bei allen Stichproben mehrfach variiert, um die jeweils stabilsten Gruppierungen der Personen bei zwei Clustern auswählen zu können. Wie bereits erörtert (Kap. 6.4.4), ist es bei großen Stichprobenumfängen sinnvoll, zunächst mit einem hierarchischen Verfahren die Anzahl der zu extrahierenden Cluster zu bestimmen und anschließend eine entsprechende Gruppierung der Fälle mit dem K-Means-Verfahren vorzunehmen und zu prüfen, welche Methode eine stabilere Lösung bringt. Bei S4 wurden deshalb wie bei der formenkreisbasierten Clusteranalyse mit dem DOKU-Datensatz (Kap. 7.3.2) Ergebnisse beider Verfahrensweisen miteinander verglichen. Diesmal war die K-Means-Clusteranalyse der Ward-Methode bei unterschiedlichen Startpartitionen mit zuverlässigeren bzw. besser übereinstimmenden Zuordnungen der Fälle überlegen. Für die Fortführung der Untersuchungen wurde die insgesamt stabilste K-Means-Lösung mit zwei Clustern ausgewählt.

Im Folgenden werden zunächst bei allen vier Stichproben die Lösungen mit einer Extraktion von zwei Clustern untersucht. Merkmale der jeweils gruppierten Personen werden sowohl innerhalb der Stichproben miteinander verglichen als auch im Hinblick auf Unterschiede zwischen den Stichproben untersucht. Im Anschluss werden alternativ dazu noch weitere Lösungen mit einer Extraktion von drei (Kap. 10.7) bzw. sechs Clustern (Kap. 10.8) analysiert.

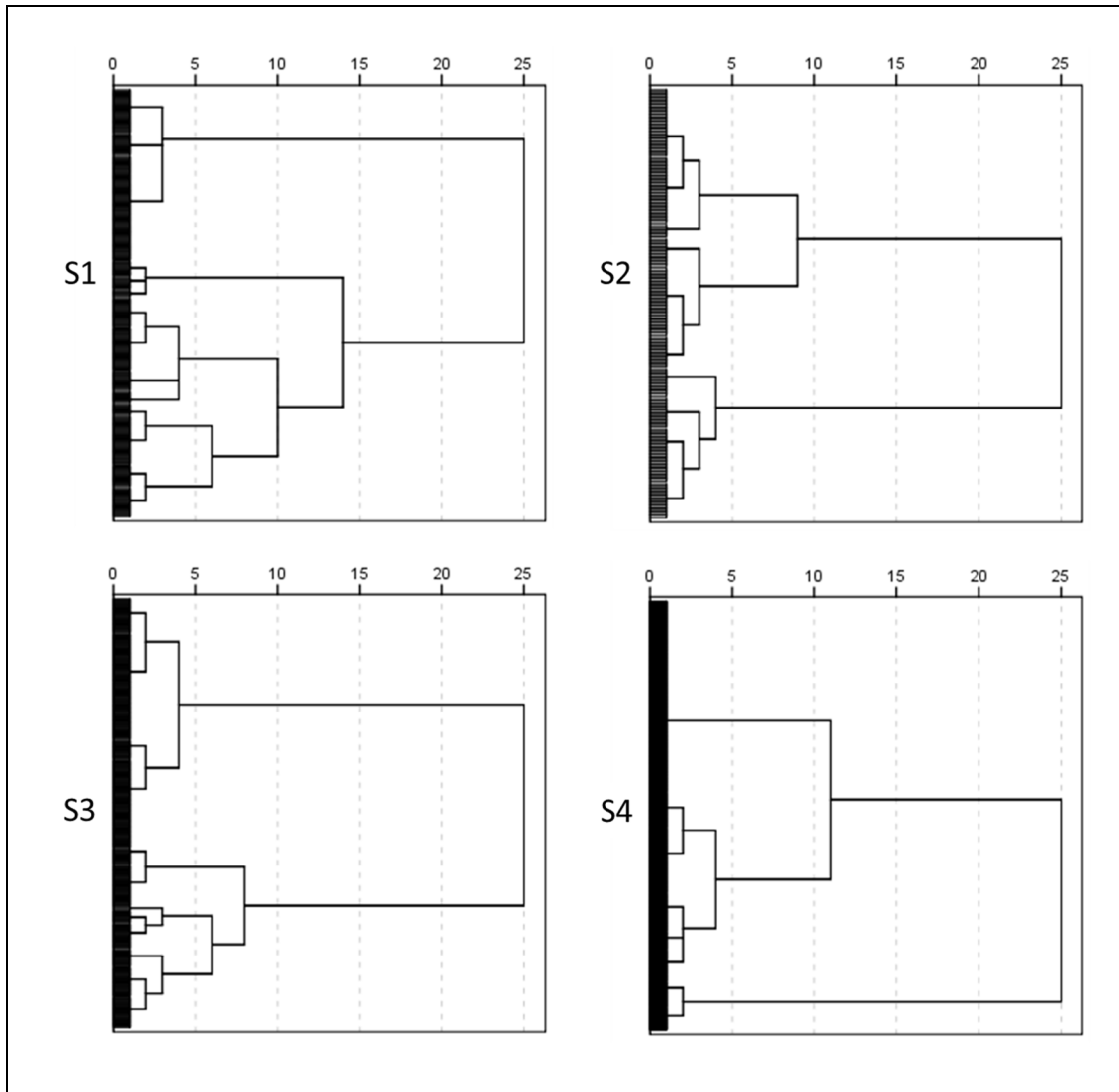


Abb. 30: Dendrogramme der Clusteranalysen (Ward-Verfahren, S1 - S4)

10.6.1 Extraktion von zwei Clustern

In Abbildung 31 ist leicht zu erkennen, dass sich die Häufigkeiten von AgP der vier Grundklassen bei beiden Typen in allen Stichproben proportional ähnlich verteilen und dem vertrauten Muster entsprechen (Kap. 8.1.2). Es dominieren wieder die Koinzidenzphänomene, während die Dissoziationsphänomene am seltensten sind und sich die Häufigkeiten der externalen und internalen Phänomene dazwischen bewegen. Bis auf S2, wo die Internalität fast die Höhe der Koinzidenz erreicht, spiegeln die Verhältnisse in den Clustern weitgehend die Proportionalität der Skalen bei der Auswertung der Gesamtstichproben wider (Kap. 10.1.1). Die Cluster unterscheiden sich im Wesentlichen in der Höhe ihrer jeweiligen Grundklassenskalenmittelwerte, aber insgesamt weniger in den Profilen. Somit basiert die Zweiteilung der

Stichproben vorrangig auf einer Unterscheidung verschiedener Profilstärken von Personen mit ähnlichen Profilen. Die beiden Gruppen lassen sich deshalb als „Niedrigscorer“ und als „Hochscorer“ charakterisieren. Mit 60 % ist der Anteil der Hochscorer unter den Ratsuchenden (S1) am größten, bei den Studierenden (S3) beträgt er 42 %, bei den Nahtoderfahrenen (S2) 35 % und in der Schweizer Bevölkerung (S4) 25 %. Bei diesen Angaben ist zu berücksichtigen, dass sich nicht nur die Hoch- und Niedrigscorer unterscheiden, sondern dass auch jeweils zwischen den Niedrig- und zwischen den Hochscorern der vier Stichproben deutlich unterschiedliche Werte auftreten.

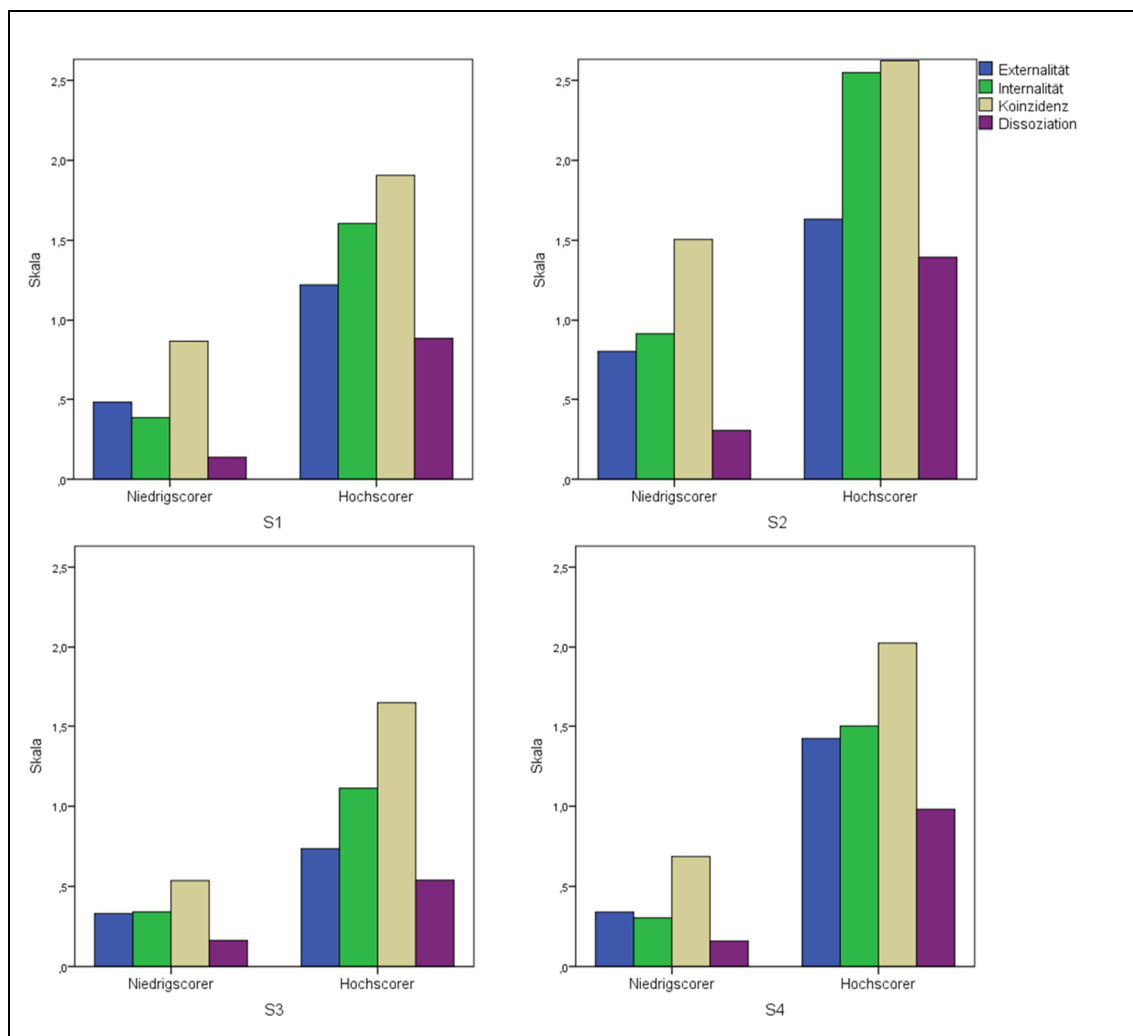


Abb. 31: Ausprägung der Skalenmittelwerte bei Niedrig- und Hochscorern (S1 - S4)

An den skalenspezifischen Werten, die in Tabelle 75 aufgelistet sind, ist abzulesen, dass die Hochscorer in S2 mit Werten von 2.6 (Koinzidenz) bis 1.4 (Dissoziation) die höchsten Werte auf allen Skalen erzielen. In S3 haben die Hochscorer auf allen Skalen durchgängig die niedrigsten Werte von 1.7 (Koinzidenz) bis 0.5 (Dissoziation). Vergleicht man die Cluster anhand der Globalskala, haben die Hochscorer in S1, S2 und S3 jeweils ungefähr dreimal und in S4

fast viermal so hohe Werte wie die Niedrigscorer. Bei den Niedrigscorern sind die Unterschiede der Skalenwerte innerhalb der Stichproben wesentlich geringer, als es bei den Hochscorern der Fall ist. Über alle Stichproben hinweg bewegen sich die Werte im Bereich von 0.1 (Dissoziation in S1) bis maximal 1.5 (Koinzidenz in S2). Die einzelnen Skalenwerte der Niedrigscorer unterscheiden sich zwischen S3 und S4 nur sehr wenig. Die Werte der Hochscorer in S1 und S4 auf der Globalskala sind mit 1.4 und 1.5 in etwa vergleichbar, ebenso die Werte der Niedrigscorer mit 0.5 und 0.4. Demnach treten AgE bei den Hochscorern (25 %) in der Normalbevölkerung in vergleichbarer Häufigkeit wie bei den Hochscorern (60 %) unter den Ratsuchenden auf.

Tab. 75: Skalenwerte und Dispositionsindizes der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4)

Cluster	Skala	Stichprobenmittelwerte des Dispositionsindex							
		S1		S2		S3		S4	
		<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Niedrigscorer	Externalität	.48	.56	.81	.77	.33	.36	.34	.35
	Internalität	.39	.36	.92	.73	.34	.33	.30	.35
	Koinzidenz	.87	.62	1.51	.97	.54	.36	.69	.52
	Dissoziation	.14	.19	.31	.41	.16	.23	.16	.25
	Globalskala	.47	.21	.88	.49	.34	.21	.37	.24
	<i>n</i>	108		114		194		993	
	Dispositionsindex	.13	.11	.19	.11	.11	.10	.08	.07
<i>n</i>	101		110		187		899		
Hochscorer	Externalität	1.22	.84	1.63	.83	.74	.63	1.42	.68
	Internalität	1.60	.93	2.55	.67	1.11	.73	1.50	.72
	Koinzidenz	1.91	1.03	2.62	.76	1.65	.60	2.03	.68
	Dissoziation	.89	.88	1.39	.80	.54	.54	.98	.75
	Globalskala	1.40	.58	2.05	.44	1.01	.42	1.48	.47
	<i>n</i>	162		62		139		331	
	Dispositionsindex	.38	.21	.44	.19	.31	.18	.30	.16
<i>n</i>	155		60		136		309		

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für die Häufigkeitsskala von 0–4 („nie“ bis „sehr häufig“) und die Dispositionsindizes, die Werte von 0–1 einnehmen können. Höchste und niedrigste Mittelwerte je Skala und Dispositionsindex sind fett hervorgehoben.

Die ebenfalls in Tabelle 75 aufgeführten Dispositionsindizes der Niedrig- und Hochscorer unterscheiden sich laut *U*-Tests in S1 ($\chi = 9.951, p \leq .001, n = 256; r = .62$), S2 ($\chi = -8.066, p \leq .001, n = 170; r = .62$), S3 ($\chi = 10.926, p \leq .001, n = 323; r = .61$) und in S4 ($\chi = 22.817, p \leq .001, n = 1208; r = .66$) hochsignifikant mit sehr hohen Effektstärken von $r > .60$. Den höchsten Index haben die Niedrig- und Hochscorer in S2 mit $d = .19$ und $d = .44$, die nied-

rigsten Werte finden sich in S4 mit $d = .08$ bzw. $.30$. Kruskal-Wallis-Tests belegen signifikante Unterschiede sowohl zwischen den Niedrigscorern der vier Stichproben ($\chi^2(3) = 94.714, p \leq .001, n = 1297; r = .27$) als auch zwischen ihren Hochscorern ($\chi^2(3) = 40.006, p \leq .001, n = 660; r = .25$).

Bei allen Post-hoc-Einzelvergleichen der Stichproben (Bonferroni-Korrektur), ausgenommen S1 vs. S3, unterscheiden sich die Niedrigscorer hochsignifikant ($p \leq .001$), bzw. im Falle von S1 vs. S2 signifikant ($p \leq .05$), in ihren Dispositionen. Bei den Hochscorern unterscheiden sich alle Stichproben, außer bei Vergleichen von S1 vs. S2 sowie S3 vs. S4, hochsignifikant bzw. signifikant (S1 vs. S3) voneinander. Die maximalen Effektstärken der Unterschiede zwischen den Niedrigscorern liegen bei $r = .26$ im Vergleich von S2 und S4 ($z = 8.579, p \leq .001, n = 1107$) und zwischen den Hochscorern bei $r = .33$ im Vergleich von S2 und S3 ($z = 4.586, p \leq .001, n = 196$). Die Effektstärkenunterschiede unterstreichen, dass die Dispositionen der Niedrig- und Hochscorer innerhalb der Stichproben stärker divergieren als jeweils zwischen den Niedrigscorern bzw. den Hochscorern der vier Stichproben.

10.6.2 Soziodemografie und Bindung

Tabelle 76 gibt eine Übersicht über die soziodemografischen Unterschiede. Altersunterschiede werden bei den Nahtoderfahrenen (S2) mit dem U-Test signifikant ($z = -3.394, p = .001$). Hier sind die Niedrigscorer mit 53,5 Jahren im Durchschnitt 8 Jahre älter als die Hochscorer. Hinsichtlich weiterer Merkmale werden Unterschiede mit Chi-Quadrat-Tests (Yates- bzw. Kontinuitätskorrektur bei 2×2 -Tabellen) signifikant. In S2 gibt es einen signifikanten Ausbildungsunterschied. Hier haben 53 % der Niedrigscorer, aber nur 34 % der Hochscorer ein abgeschlossenes Studium ($\chi^2(1) = 4.960, p = .026; \varphi = -.18$). Unter den Ratsuchenden (S1) sind mit 37 % überdurchschnittlich viele Männer Niedrigscorer und überdurchschnittlich viele Frauen Hochscorer ($\chi^2(1) = 4.163, p = .041; \varphi = .13$). In der Schweizer Bevölkerung (S4) gibt es eine höhere Anzahl von ledigen Personen unter den Hochscorern und eine größere Anzahl verheirateter Personen unter den Niedrigscorern ($\chi^2(2) = 8.065, p = .017, V = .08$). In S4 ist zudem der Unterschied bezüglich fester Partnerschaft, in der sich die Niedrigscorer deutlich häufiger als die Hochscorer befinden, statistisch signifikant ($\chi^2(1) = 5.156, p = .023; \varphi = -.06$). In der Studierendenstichprobe (S3) differieren die Hoch- und Niedrigscorer hinsichtlich der Wohnsituation. Letztere leben signifikant häufiger mit anderen Personen in einer häuslichen Gemeinschaft ($\chi^2(1) = 5.184, p = .023; \varphi = -.13$).

Tab. 76: Soziodemografie der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4)

Variablen	Stichproben und Cluster								
	S1		S2		S3		S4		
	N	H	N	H	N	H	N	H	
Alter									
Mittelwert	50.7	48.7	53.5	45.5	23.8	23.2	39.0	38.4	
Standardabweichung	15.0	13.0	11.0	13.8	4.6	4.7	11.2	11.4	
Geschlecht									
männlich	37.0	24.7	41.2	50.0	19.1	15.1	46.2	49.2	
weiblich	63.0	75.3	58.8	50.0	80.9	84.9	53.8	50.8	
Konfession									
evangelisch	32.7	31.3	22.8	25.8	47.4	43.2	31.2	33.8	
katholisch	29.9	28.1	25.4	21.0	33.0	32.4	30.7	29.9	
andere	4.7	6.3	3.5	8.1	2.6	5.0	7.2	7.3	
keine	32.7	34.4	48.2	45.2	17.0	19.4	30.9	29.0	
Familienstand									
ledig	33.3	33.3	25.4	37.1	94.3	96.4	40.5	45.6	
verheiratet	40.7	38.9	36.8	37.1	5.7	2.2	45.3	36.6	
geschieden	15.7	23.5	36.0	24.2	0.0	1.4	13.2	16.6	
verwitwet	10.2	4.3	1.8	1.6	0,0	0.0	1.0	1.2	
Partnerschaft									
nein	38.0	46.9	40.4	50.0	48.5	50.4	26.0	32.6	
ja	62.0	53.7	59.6	50.0	51.5	49.6	74.0	67.4	
Kinder									
nein	39.8	41.7	30.8	36.0	96.4	95.0	47.0	49.8	
ja	60.2	59.3	69.2	64.0	3.6	5.0	53.0	50.2	
Wohnen (außer Kindern)									
alleine	40.7	44.1	47.4	45.2	17.6	28.8	29.9	33.5	
mit anderen	59.3	55.9	52.6	54.8	82.4	71.2	70.1	66.5	
(Fach-) Hochschulreife									
nein	46.3	52.5	31.2	53.2	0.5	2.9	57.2	57.4	
ja	53.7	47.5	58.8	46.8	99.5	97.1	42.8	42.6	
Studienabschluss									
nein	63.9	64.8	47.4	66.1	70.1	73.4	57.2	57.4	
ja	36.1	35.2	52.6	33.9	29.9	26.6	42.8	42.6	
in Ausbildung oder Beruf									
nein	42.6	50.0	39.5	54.8	18.6	15.8	19.0	19.9	
ja	57.4	50.0	60.5	45.2	81.4	84.2	81.0	80.1	
<i>n</i>	108	162	62	114	194	139	993	331	
%	40.0	60.0	64.8	35.2	58.1	41.7	75.0	25.0	

Anmerkungen. Stichproben differenziert nach „N“ = Niedrigscorer und „H“ = Hochscorer. Alle Angaben außer für Alter in Prozent. Die höchsten Werte je Variable sind in jeder Stichprobe fett hervorgehoben.

In Tabelle 77 sind die Mittelwertunterschiede der Bindungsindizes dargestellt. Die Niedrig- und die Hochscorer erreichen in S4 mit $b = .63$ bzw. $.57$ die höchsten Bindungswerte. In S3 sind sie mit $b = .47$ bzw. $.41$ am niedrigsten. In S1 und S2 liegen die beiden Scorerarten mit Werten von $b = .47$ bis $.54$ etwa gleichauf. Die Differenz zwischen Niedrig- und Hoch-

scorern nimmt in S3 und S4 jeweils einen Wert von .06 an, der in S4 mit geringer Effektstärke signifikant wird ($\chi = -2.719, p = .007, n = 1324; r = .07$).

Tab. 77: Bindungswerte der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4)

Cluster	Stichproben und Mittelwerte der Bindungsindizes											
	S1			S2			S3			S4		
	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>n</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Niedrigscorer	108	.54	.41	114	.50	.44	193	.47	.25	993	.63	.37
Hochscorer	161	.49	.43	62	.47	.33	139	.41	.24	331	.57	.38

Anmerkungen. Angegeben sind für die Niedrig- und die Hochscorer jeder Stichprobe die Mittelwerte (*M*) und die Standardabweichungen (*SD*) des Bindungsindex *b*, der Werte von 0 bis 1 annehmen kann.

10.6.3 Kontext und Valenz der AgE

Die extremen Unterschiede im Dispositionsindex, in dessen Berechnung wohlgermerkt auch die Kontinuität der AgE in der Lebensspanne eingeht, führen zu der Frage nach Kontextfaktoren, die möglicherweise Aufschluss über die Ausbildung dieser Disposition geben könnten. In Tabelle 78 sind alle Variablen des PAGE-Kontext-Itemblocks wie schon unter Kap. 8.1.4 (Tab. 29) thematisch geordnet aufgelistet. Ihr kann entnommen werden, dass die Hochscorer in S4 durchgängig bei allen Variablen die höchsten Mittelwerte erzielen. Abgesehen von einigen Ausnahmen sieht das Ergebnis auch bei den anderen Stichproben ähnlich aus.

Auffällige Abweichungen vom allgemeinen Trend finden sich bei den Ratsuchenden (S1), bei denen die Niedrigscorer in höherem Maße als die Hochscorer angeben, dass AgE gegen ihren Willen aufgetreten sind. Mit 2.4 liegt der Wert auch deutlich höher als in den anderen Stichproben, unabhängig davon, ob es sich um Niedrig- oder Hochscorer handelt. Deutliche Unterschiede zwischen den Scorern sind vor allem im Bereich der Induktion von AgP zu finden. In allen Stichproben führen die Hochscorer die Auslösung ihrer AgE in höherem Maße als die Niedrigscorer auf eine Ausübung okkultur (Variable 42) und spiritueller (Variable 44) Praktiken sowie auf Kontakte mit der Esoterikszene (Variable 46) zurück.

Außer bei den Nahtoderfahrenen (S2), in der die Niedrigscorer mit dem allgemeinen Höchstwert von 2.8 noch über den Hochscorern mit 2.6 rangieren, bewerten in allen Stichproben Hochscorer ihre AgE positiver als Niedrigscorer. Dazu passt auch, dass Hochscorer stärker zustimmen, ihre AgE absichtlich (Variable 49) herbeigeführt zu haben, besonders in der Schweizer Bevölkerung (S4), wo dieser Wert mit 1.0 am höchsten ist. Im Zusammenhang mit der vermehrten Ausübung von Praktiken spricht das für ein größeres Gefühl der Kon-

trolle bei den Hochscorern. Gleichzeitig findet sich in allen Stichproben bei den Hochscorern die stärkste Belastung.

Tab. 78: Mittelwerte der Niedrig- vs. Hochscorer bei den Kontextvariablen (S1–S4)

Items	Stichproben und Cluster									
	S1		S2		S3		S4			
	N	H	N	H	N	H	N	H		
<i>Volition</i>										
41	im normalen Wachzustand	<i>M</i>	2.71	3.13	2.32	2.41	1.93	2.14	1.36	2.12
		<i>SD</i>	1.31	.98	1.31	1.05	1.31	1.15	1.30	1.08
43	spontan und unvorbereitet	<i>M</i>	3.27	3.35	2.89	2.86	2.47	2.57	1.84	2.44
		<i>SD</i>	1.00	.98	1.28	1.09	1.24	1.18	1.43	1.11
47	gegen eigenen Willen	<i>M</i>	2.35	2.25	1.70	1.89	1.57	1.66	.97	1.51
		<i>SD</i>	1.54	1.43	1.53	1.40	1.39	1.26	1.32	1.17
49	absichtlich herbeigeführt	<i>M</i>	.28	.49	.38	.78	.30	.55	.23	1.04
		<i>SD</i>	.77	.86	.81	1.03	.74	.93	.66	1.17
<i>Induktion</i>										
42	okkulte/spiritistische Praktiken	<i>M</i>	.16	.34	.34	.63	.12	.27	.17	.92
		<i>SD</i>	.55	.70	.88	.93	.47	.73	.53	1.08
44	Psychotechniken/Meditation	<i>M</i>	.34	.71	.75	1.39	.27	.40	.27	1.06
		<i>SD</i>	.90	1.16	1.16	1.42	.73	.87	.75	1.16
46	Psycho-/Esoterikszenen	<i>M</i>	.39	.68	.37	1.11	.29	.56	.27	1.05
		<i>SD</i>	.88	1.22	.77	1.31	.82	1.07	.74	1.20
48	Alkohol/Drogen/Medikamente	<i>M</i>	.20	.19	.16	.66	.34	.50	.28	.76
		<i>SD</i>	.62	.53	.54	1.01	.75	.84	.71	1.04
50	Extremsituationen/Todesnähe	<i>M</i>	.26	.51	1.44	1.56	.11	.37	.25	.92
		<i>SD</i>	.75	.95	1.52	1.33	.52	.79	.72	1.13
<i>Valenz</i>										
45	positiv und bereichernd	<i>M</i>	1.95	2.12	2.82	2.58	1.42	1.91	1.35	2.15
		<i>SD</i>	1.36	1.21	1.27	1.21	1.17	1.07	1.24	1.11
51	negativ und belastend	<i>M</i>	1.76	1.82	1.02	1.68	.92	1.31	.63	1.24
		<i>SD</i>	1.35	1.28	1.21	1.16	.98	1.07	.97	1.00
<i>Prognose</i>										
52	zukünftig keine AgE mehr	<i>M</i>	1.40	.93	1.11	1.11	1.43	1.10	1.09	1.25
		<i>SD</i>	1.23	1.13	1.17	1.17	1.11	1.03	1.20	1.05
	<i>n</i>		108	162	114	62	194	139	993	331
	<i>%</i>		40.0	60.0	64.8	35.2	58.3	41.7	75.0	25.0

Anmerkungen. Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“). Die höchsten Werte je Variable und Stichprobe sind fett hervorgehoben.

Ganz anders als in den anderen Stichproben unterscheiden sich Niedrigscorer und Hochscorer in S1 mit Werten von 2.0 bzw. 2.1 kaum in ihren positiven und mit jeweils 1.8 überhaupt nicht in ihren negativen Valenzeinschätzungen. Nicht einmal bei den Hochscorern der anderen Stichproben wird die Belastung durch AgE so hoch angegeben wie in S1. Insgesamt mag eine zunehmende Häufigkeit von AgE ganz allgemein mit einer steigenden Ambivalenz einhergehen, da sich ihre positiven und negativen Aspekte bei den Hochscorern intensivieren, aber nirgendwo liegen positive und negative Bewertungen so dicht beieinander wie bei den Ratsuchenden. In S1 scheinen AgE damit deutlich spannungsgeladener zu sein als in den anderen Stichproben, wo die positive Bereicherung die negative Belastung immer deutlich überwiegt. Lediglich in S2 reduziert sich die extrem positiv ausfallende Differenz von 2.8 zu 1.0 bei den Niedrigscorern auf 2.6 zu 1.2 bei den Hochscorern.

In ihrer Einschätzung, ob auch weiterhin in Zukunft AgE auftreten werden, gehen in S1 und S3 eher die Niedrigscorer als die Hochscorer davon aus, dass sich keine weiteren Phänomene ereignen werden. In S1 ist der Unterschied am größten. So stimmen die Niedrigscorer mit 1.4 zu, dass AgE wohl in Zukunft nicht mehr auftreten, während der Wert der Hochscorer bei 0.9 liegt. In S4 unterscheiden sich die Scorer nur unbedeutend in ihren Prognosen und in S2 überhaupt nicht.

Mit U-Tests finden sich bei allen Variablen signifikante Unterschiede zwischen Niedrig- und Hochscorern, wenn auch nicht durchgängig bei allen Stichproben. Tabelle 79 listet die signifikanten Ergebnisse für alle Variablen und Stichproben auf. Hinsichtlich einer absichtlichen Herbeiführung von AgE (Variable 49), der Ausübung okkulten (Variable 42) und psychospiritueller Praktiken (Variable 44) sowie von Kontakten zur Esoterik- und Psychoszene (Variable 46) sind die Unterschiede zwischen den Scorer bei allen vier Stichproben signifikant, wobei die Effektstärken in S4 am höchsten sind und etwa bei $r = .40$ liegen. S4 ist die einzige Stichprobe, die auch bei allen anderen Variablen Signifikanzen aufweist. Aufgrund des großen Stichprobenumfangs gehen diese selbst schon bei einer geringen Effektstärke von $r = .09$ (Variable 52) mit einem $p \leq .001$ einher.

Abschließend kann festgehalten werden, dass es eindeutige Zusammenhänge zwischen der Häufigkeitsausprägung von AgE und diversen Kontexteinflüssen gibt, diese aber in ihrer Gewichtung je nach Population variieren. Grundsätzlich steigt mit der Häufigkeit von Phänomenen die Bedeutung selbst- oder fremdinduzierter Phänomene. Aber unabhängig davon, ob Personen Niedrig- oder Hochscorer sind und Erfahrungen absichtlich gesucht bzw. herbeigeführt werden, überwiegen bei Weitem spontan und unvorbereitet auftretende Phänomene. Vieles spricht dafür, dass die Ausübung von psychospirituellen Praktiken die Häufigkeit spontaner und auch unerwünschter AgE erhöht. Auf der anderen Seite steigt mit der Häufigkeit spontaner Phänomene auch die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen Hilfe in der

Esoterikszenen und in der Anwendung entsprechender Praktiken suchen. Es handelt sich also nicht um ein Entweder-oder, sondern um eine komplexe Dynamik.

Tab. 79: Signifikante Kontextunterschiede zwischen Niedrig- und Hochscorern (S1–S4)

Bereich	Item	Kurzbeschreibung	Stichprobe	<i>n</i>	<i>U</i> -Test		
					<i>z</i>	<i>p</i>	<i>r</i>
Volition	41	im normalen Wachzustand	S1	270	-2.382	.017	.15
			S4	1324	-10.043	≤ .001	.28
	43	spontan und unvorbereitet	S4	1324	-6.738	≤ .001	.19
	47	gegen eigenen Willen	S4	1324	-8.308	≤ .001	.23
	49	absichtlich herbeigeführt	S1	270	-2.829	.005	.17
			S2	176	-4.224	≤ .001	.32
			S3	333	-2.854	.004	.16
			S4	1324	-14.905	≤ .001	.41
Induktion	42	okkulte/spiritistische Praktiken	S1	270	-2.977	.003	.18
			S2	176	-3.498	≤ .001	.26
			S3	333	-2.123	.034	.12
			S4	1324	-15.531	≤ .001	.43
	44	Psychotechniken/Meditation	S1	270	-3.283	.001	.20
			S2	176	-2.944	.003	.22
			S3	333	-2.030	.042	.11
			S4	1324	-14.798	≤ .001	.41
	46	Psycho-/Esoterikszenen	S2	176	-2.826	.005	.21
			S3	333	-2.490	.013	.14
			S4	1324	-14.066	≤ .001	.39
	48	Alkohol/Drogen/Medikamente	S2	176	-2.233	.026	.17
			S3	333	-2.112	.035	.12
			S4	1324	-9.887	≤ .001	.27
50	Extremsituationen/Todesnähe	S1	270	-2.753	.006	.17	
		S4	1324	-12.961	≤ .001	.36	
Valenz	47	positiv und bereichernd	S3	333	-4.212	≤ .001	.23
			S4	1324	-10.306	≤ .001	.28
	51	negativ und belastend	S4	1324	-10.673	≤ .001	.29
Prognose	52	zukünftig wohl keine AgE mehr	S1	270	-3.298	.001	.20
			S4	1324	-3.105	≤ .001	.09

Anmerkungen. Beim Mann-Whitney-U-Test wird die asymptotische Signifikanz berichtet, da Stichproben mit $n > 30$ alle hinreichend groß sind. Effektstärken $\geq .20$ sind fett markiert. Weitere Erläuterungen im Text.

10.7 Typen mit divergenter Ausprägung

Die Differenzierung zwischen Niedrig- und Hochscorern basiert im Wesentlichen auf der Häufigkeit von Phänomenen, ohne dass die AgP-Grundklassen dabei eine spezifische Rolle spielen. Letztlich korrespondieren die clusteranalytisch gefundenen Typen mit der Globalskala bzw. dem AgE-Generalfaktor. Ist eine Differenzierung von Grundklassen in der Praxis überhaupt relevant? Um diese Frage klären zu können, werden im Folgenden Lösungen mit einer Extraktion von drei Clustern untersucht. Der entscheidende Punkt ist, ob die Bildung eines weiteren Clusters nur eine weitere quantitative Abstufung ohne besondere qualitative Eigenschaften mit sich bringt oder ob dabei auch skalenspezifische Profile deutlich werden.

10.7.1 Extraktion von drei Clustern

Die Extraktion von drei Clustern basiert bei S1, S2 und S3 unmittelbar auf dem hierarchischen Ward-Verfahren. Das heißt, dass das dritte Cluster, wenn wir die Fusionierungsschritte in den Dendrogrammen der Abbildung 30 rückwärts von rechts nach links lesen, aus einem der beiden vorherigen Cluster hervorgeht. Diese aufgeteilten Cluster sind in S1 und S3 jeweils die Hochscorer und in S2 die Niedrigscorer. Bei S4 wurden die drei Cluster dagegen, wie schon bei der Extraktion von zwei Clustern, mit der nichthierarchischen K-Means-Methode gebildet, sodass alle drei Cluster neu gruppiert werden. Während die Fallzahlen jeweils eines Clusters in S1, S2 und S3 unverändert bleiben, setzt sich das neue Cluster in S4 sowohl aus Hoch- als auch aus Niedrigscorern zusammen. Die Balkendiagramme in Abbildung 32 zeigen die Profile der drei Cluster bei den vier Stichproben. Zur Abgrenzung von den quantitativen Typen des vorhergehenden Kapitels werden die verbliebenen Niedrig- bzw. Hochscorer der 3-Clusterlösung im Folgenden als „Unterscorer“ bzw. „Oberscorer“ und die neu gebildeten Cluster als „Mittelscorer“ bezeichnet.

In S2 und S3 treten bei Mittelscorern Koinzidenzphänomene mit überdurchschnittlich hohen Werten hervor, während Internalität und Dissoziation unterdurchschnittlich ausgeprägt sind. Die Mittelscorer beider Stichproben unterscheiden sich in ihrer Externalität, die in S2 über- und in S3 unterdurchschnittlich ausgebildet ist. Bei S1 und S4 bleibt eine Profilbildung weitgehend aus, sodass die wesentliche Gemeinsamkeit aller Mittelscorer erst bei einer eingehenderen Betrachtung der Balkendiagramme in Abbildung 32 auffällt: Auf der z-Skala sind bei allen Stichproben sowohl bei den Unterscorern als auch bei den Oberscorern die Koinzidenzwerte niedriger als die Dissoziationswerte. Bei den Mittelscorern sind die z-Werte der Koinzidenz immer > 0 und in allen Fällen höher als die der Dissoziation, unabhängig davon, ob diese < 0 (S2, S3) oder > 0 (S1, S4) ausfallen. Das bedeutet, dass sich die ursprünglichen Mittelwertunterschiede zwischen Koinzidenz und Dissoziation in den Gesamtstichproben

bei den Unter- und Oberscorern jeweils verringert und bei den Mittelscoren vergrößert haben. Bei den Mittelscoren lässt sich also eine erhöhte Divergenz von Koinkidenz und Dissoziation feststellen.

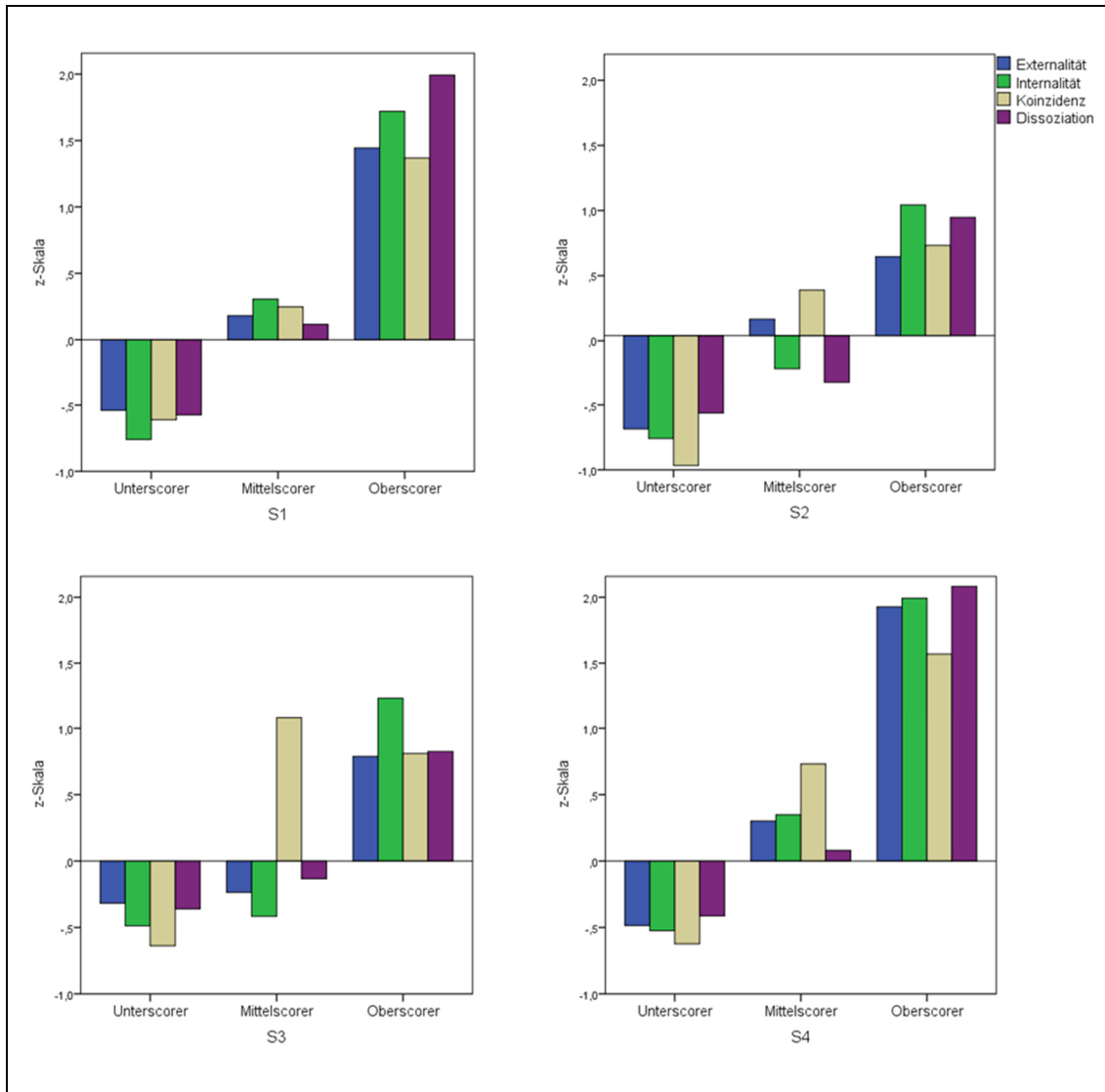


Abb. 32: z -Werte der Grundklassenskalen bei drei Clustern (S1–S4)

Unter den Ratsuchenden (S1) machen die Mittelscorer mit 51 % den größten Anteil aus, 40 % sind Unterscorer und 9 % Oberscorer. Letztere stellen bei den Nahtoderfahrenen (S2) mit 35 % die größte Gruppe dar, während die Niedrig- (35 %) und die Hochscorer (31 %) etwas geringere Anteile haben. Bei den Studierenden (S3) und in der Schweizer Normalbevölkerung (S4) dominieren gleichermaßen die Niedrigscorer (58 % bzw. 59 %). In S3 sind allerdings mehr Oberscorer (28 %) als in S4 (11 %) anzutreffen, während die Zahl der Mittelscorer in S4 (30 %) höher als in S3 (14 %) ist. In Tabelle 80 sind die Mittelwerte und

Standardabweichungen der Grundklassenskalen sowie die Dispositionsindizes für die drei Cluster aufgeführt.

Tab. 80 Skalenswerte und Dispositionsindizes der Unter-, Mittel- und Oberscorer (S1–S4)

Cluster	Skala	Stichproben und Dispositionsindizes							
		S1		S2		S3		S4	
		<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Unterscorer	Externalität	.48	.56	.46	.54	.33	.36	.28	.31
	Internalität	.39	.36	.65	.70	.34	.33	.22	.30
	Koinzidenz	.87	.62	.85	.58	.54	.36	.49	.36
	Dissoziation	.14	.19	.22	.37	.16	.23	.13	.22
	Globalskala	.47	.21	.54	.30	.34	.21	.28	.17
	<i>n</i>	108		61		194		782	
	Dispositionsindex	.13	.11	.11	.11	.11	.10	.06	.06
<i>n</i>	101		58		187		696		
Mittelscorer	Externalität	1.07	.73	1.21	.80	.37	.28	.79	.53
	Internalität	1.41	.83	1.22	.63	.39	.34	.83	.51
	Koinzidenz	1.74	1.00	2.26	.75	1.78	.56	1.60	.55
	Dissoziation	.68	.66	.40	.44	.26	.28	.40	.41
	Globalskala	1.23	.39	1.27	.36	.70	.23	.91	.25
	<i>n</i>	139		53		46		394	
	Dispositionsindex	.34	.17	.26	.14	.22	.12	.20	.12
<i>n</i>	132		52		45		371		
Oberscorer	Externalität	2.11	.92	1.63	.83	.91	.67	1.86	.59
	Internalität	2.77	.63	2.55	.67	1.47	.59	1.98	.64
	Koinzidenz	2.89	.53	2.62	.76	1.59	.61	2.28	.67
	Dissoziation	2.15	.99	1.39	.80	.68	.59	1.52	.70
	Globalskala	2.48	.38	2.05	.44	1.16	.41	1.91	.38
	<i>n</i>	23		62		93		148	
	Dispositionsindex	.60	.23	.44	.19	.36	.18	.36	.18
<i>n</i>	23		60		91		141		

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) für die AgP-Grundklassenskalen von 0–4 („nie“ bis „sehr häufig“) und die Dispositionsindizes, die Werte von 0 bis 1 annehmen können. Höchste und niedrigste Mittelwerte je Skala und Dispositionsindex sind fett hervorgehoben.

Innerhalb der Stichproben werden jeweils die höchsten Skalenwerte im Bereich der Koinzidenz und die niedrigsten bei der Dissoziation erreicht. Bei den Unter- und den Mittelscorern bleibt abgesehen von einer stark erhöhten Internalität in S1 und einer vergleichsweise sehr hohen Koinzidenz in S3 die vertraute Proportionalität der Grundklassen klar erhalten. Bei den Oberscorern fällt auf, dass sich die Internalität in allen Stichproben mit hohen Werten der Koinzidenz annähert. In S1 reduzieren sich die Unterschiede bei hohen Werten von 2.2

(Dissoziation) bis 2.8 (Koinzidenz) insgesamt, und auch in S4 ist eine deutliche Tendenz zur Angleichung der Werte zu erkennen.

Anders als bei der 2-Clusterlösung, wo sowohl die Niedrig- als auch die Hochscorer durchgängig in S2 die höchsten Mittelwerte und Indizes aufweisen (Kap. 10.6.1, Tab. 75), ergeben sich nun Variationen. So erreichen die Unterscorer in S1 ihre höchsten Externalitäts- (0.5) und Koinzidenzwerte (0.9), hingegen bei Internalität (0.7) und Dissoziation (0.2) in S2. Bezüglich der Mittelscorer kehren sich die Verhältnisse um. Die höchsten Internalitäts- (1.4) und Dissoziationswerte (0.7) treten in S1, die höchsten Externalitäts- (1.2) und Koinzidenzwerte (2.3) in S2 auf. Die Oberscorer erzielen auf allen Skalen von Externalität (2.1) über Dissoziation (2.2), Internalität (2.8) bis Koinzidenz (2.9) in der Stichprobe der Ratsuchenden die höchsten Mittelwerte. Während die niedrigsten Werte der Unterscorer auf allen Skalen in der Normalbevölkerung liegen, sind es bei den Mittelscorern in S4 nur die Koinzidenzwerte. Ansonsten haben sowohl die Mittel- als auch die Oberscorer unter den Studierenden die geringsten Skalenwerte.

Obwohl die Ergebnisse bezüglich der Globalskala bei den Unter- und Mittelscoren in S2 etwas höher ausfallen als in S1, sind die Dispositionsindizes bei allen drei Scornern mit $d = .13, .34$ und $.60$ höher als in S2 mit $d = .11, .26$ und $.44$. Damit ergibt sich hier ein etwas anderes Bild als bei der 2-Clusterlösung (Kap. 10.6.1), das den Kontinuitätsaspekt bei der Einschätzung der Disposition vermutlich angemessener berücksichtigt. Die verschiedenen Scorer in S3 und S4 zeichnen sich jeweils durch vergleichbar niedrige Dispositionen aus, während sich besonders bei den Oberscoren die Ratsuchenden mit hohen Werten von S3 und S4 absetzen, was in geringerem Ausmaß auch für S2 gilt.

Der Kruskal-Wallis-Test zeigt hinsichtlich der unterschiedlichen Dispositionsindizes der drei Typen innerhalb der Stichproben hochsignifikante Gruppeneffekte mit sehr hohen Effektstärken in S1 ($\chi^2(2) = 113.908, p \leq .001, n = 256; r = .67$), in S2 ($\chi^2(2) = 90.076, p \leq .001, n = 170; r = .73$), in S3 ($\chi^2(2) = 131.096, p \leq .001, n = 323; r = .64$) und ebenso in S4 ($\chi^2(2) = 645.566, p \leq .001, n = 1208; r = .73$). Vergleicht man jeweils die entsprechenden Scorer der vier Stichproben miteinander, zeigt der Kruskal-Wallis-Test hochsignifikante Effekte unter den Unter- ($\chi^2(3) = 92.470, p \leq .001, n = 1042; r = .30$), Mittel ($\chi^2(3) = 76.827, p \leq .001, n = 600; r = .36$) und Oberscoren ($\chi^2(3) = 31.344, p \leq .001, n = 315; r = .32$). Bei den Unterscoren zeigen die Post-hoc-Tests mit angepasster Signifikanz (Bonferroni-Korrektur) hochsignifikante Unterschiede ($p \leq .001$) jeweils zwischen S4 und den anderen drei Stichproben. Bei den Mittelscoren unterscheiden sich S1 und S3 sowie S1 und S4 hochsignifikant und außerdem S2 und S4 sehr signifikant ($p \leq .01$). Zwischen den Oberscoren in S1 und S4 sowie S1 und S3 sind die Differenzen hochsignifikant und zwischen S2 und S3 sowie S2 und S4 signifikant ($p \leq .05$). Bei allen drei Scornern treten die höchsten Effektstärken

bei den Vergleichen zwischen den Ratsuchenden und der Schweizer Bevölkerung auf. Bei den Unterscoren beträgt sie $r = .23$ ($\chi = 6.742, p \leq .001, n = 890$), bei den Mittelscoren $r = .37$ ($\chi = 8.512, p \leq .001, n = 533$) und bei den Oberscoren $r = .38$ ($\chi = 4.906, p \leq .001, n = 164$).

Im Folgenden werden wir sehen, dass die 3-Cluster-Lösung nicht nur eine höhere quantitative Differenzierung mit sich bringt, sondern im Unterschied zur 2-Cluster-Lösung auch gegenläufige Tendenzen in der Entwicklung der Skalenwerte sichtbar macht, die gegen eine pauschale Zusammenfassung der Grundklassen in einer Globalskala sprechen.

10.7.2 Negative Interkorrelationen

In den bisherigen Untersuchungen hatte sich gezeigt, dass die Grundklassenskalen in hohem Maße positiv miteinander korrelieren und als Subskalen einer Globalskala angesehen werden können. Auch bei den quantitativen Typen treten entweder nur positive (S4) oder allenfalls nur vereinzelt geringe und nicht signifikante Korrelationen bei den Niedrigscoren (in S1 max. $\rho = -.11$) und Hochscoren (in S1, S2 und S3 max. $\rho = -.05$) auf. Dieses Bild ändert sich bei der Extraktion des dritten Clusters. Bei den in Tabelle 81 aufgeführten Interkorrelationen der Grundklassenskalen treten nun viele negative Korrelationen auf, die bei den Mittelscoren mitunter auch signifikant sind. So besteht sowohl bei den Mittelscoren unter den Ratsuchenden (S1) ein hochsignifikanter ($p \leq .001$) starker negativer Zusammenhang zwischen Dissoziation und Koinzidenz ($\rho = -.32$) als auch bei den Mittelscoren in der Normalbevölkerung (S4), wenn auch mit geringerer Effektstärke ($\rho = -.19$). Zusätzlich tritt bei den Mittelscoren in S4 eine signifikante negative Korrelation zwischen Koinzidenz und Internalität auf ($\rho = -.13$), die ebenso bei den Mittelscoren der Nahtoderfahrenen (S2) mit starkem Effekt ($\rho = -.33$) zu beobachten ist. Dieser Zusammenhang zeigt sich darüber hinaus auch bei den Mittelscoren in S1 ($\rho = -.12$), wenn auch nicht in statistisch signifikanter Stärke. Betrachtet man die weiteren Skalenkorrelationen der Mittelscoren, lässt sich in S1 und S4 ein vergleichbares Muster erkennen: Negative Beziehungen zwischen Dissoziation und Koinzidenz bzw. Koinzidenz und Internalität stehen jeweils hochsignifikante positive Korrelationen zwischen Dissoziation und Externalität bei Ratsuchenden ($\rho = .32$) und in der Normalbevölkerung ($\rho = .21$) gegenüber. Eine Abweichung zwischen beiden Stichproben zeigt sich darin, dass in S1 zusätzlich Dissoziation und Internalität ($\rho = -.12$) sowie Internalität und Externalität ($\rho = -.14$) negativ miteinander korrelieren, während diese Skalen in S4 jeweils in einem signifikant positiven Zusammenhang stehen ($\rho = .25$ bzw. $.11$). Insgesamt weicht S1 mit einer großen Anzahl negativer Korrelationen am stärksten von einer einheitlichen Globalskalierung ab, während die 3-Clusterlösung bei den Studierenden (S3) keine nennenswerten negativen Korrelationen mit sich bringt.

Tab. 81: Interkorrelationen der Skalen bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4)

Stichprobe/Cluster	<i>n</i>	Skalen	Skalen und Interkorrelationen						
			Externalität		Internalität		Koinzidenz		
			<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>	<i>ρ</i>	<i>p</i>	
S1	Unterscorer	108	Internalität	−.069	.480				
			Koinzidenz	−.130	.181	.003	.974		
			Dissoziation	.209	.030	.191	.048	−.097	.320
	Mittelscorer	139	Internalität	−.136	.110				
			Koinzidenz	.085	.320	−.124	.147		
			Dissoziation	.321	≤ .001	−.117	.170	−.317	≤ .001
	Oberscorer	23	Internalität	−.164	.455				
			Koinzidenz	.170	.438	.157	.474		
			Dissoziation	−.179	.414	−.088	.689	.085	.701
S2	Unterscorer	61	Internalität	.263	.041				
			Koinzidenz	.275	.032	−.085	.514		
			Dissoziation	.065	.617	.182	.160	−.044	.735
	Mittelscorer	53	Internalität	−.031	.827				
			Koinzidenz	.124	.376	−.330	.016		
			Dissoziation	−.077	.582	.071	.614	.193	.167
	Oberscorer	62	Internalität	.190	.139				
			Koinzidenz	.010	.941	.286	.024		
			Dissoziation	.123	.341	−.019	.885	−.053	.684
S3	Unterscorer	194	Internalität	.189	.008				
			Koinzidenz	.298	≤ .001	.236	≤ .001		
			Dissoziation	.288	≤ .001	.237	.001	.134	.062
	Mittelscorer	46	Internalität	−.050	.740				
			Koinzidenz	.398	.006	.235	.115		
			Dissoziation	.304	.040	.198	.187	−.050	.739
	Oberscorer	93	Internalität	−.083	.430				
			Koinzidenz	.326	.001	.029	.783		
			Dissoziation	.386	≤ .001	.158	.130	.236	.023
S4	Unterscorer	782	Internalität	.216	≤ .001				
			Koinzidenz	.101	.005	.184	≤ .001		
			Dissoziation	.188	≤ .001	.203	≤ .001	−.012	.740
	Mittelscorer	394	Internalität	.108	.032				
			Koinzidenz	−.064	.202	−.128	.011		
			Dissoziation	.205	≤ .001	.250	≤ .001	−.194	≤ .001
	Oberscorer	148	Internalität	.121	.142				
			Koinzidenz	.093	.262	.134	.104	.121	.142
			Dissoziation	.141	.087	.306	≤ .001	−.111	.179

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ berechnet. Negative Korrelationen und gegebenenfalls deren Signifikanz ($p \leq .05$) sind fett hervorgehoben.

Mit Blick auf die diskutierten Alterseffekte (Kap. 10.3) lässt sich vermuten, dass erst mit zunehmendem Lebensalter spezifischere AgE-Erlebnisbereitschaften mit stärker divergierenden Ausprägungen der Grundklassen ausgebildet werden. Ein genauerer Vergleich von S1 und S2 zeigt unter anderem, dass es komplexe Muster antagonistischer Beziehungen zwischen den Grundklassen gibt, die wiederum gegensätzlich ausfallen können. Zwar gleichen sich beide Stichproben in einer negativen Korrelation zwischen Koinzidenz und Internalität, sie unterscheiden sich jedoch in der Korrelation zwischen Dissoziation und Koinzidenz, die in S1 ein negatives ($\rho = -.31$) und bei den Nahtoderfahrenen (S2) ein positives ($\rho = .19$) Vorzeichen hat. Im Verhältnis von Dissoziation und Externalität verhält es sich genau umgekehrt. Hier ist der Zusammenhang in S1 positiv ($\rho = .32$) und in S2 negativ ($\rho = -.08$). Inwieweit solche unterschiedlichen Profile möglicherweise mit spezifischen Merkmalen der Stichproben bzw. Scorer zusammenhängen, ist noch zu diskutieren (Kap. 11). An dieser Stelle sei als Beispiel daran erinnert, dass IGPP-Ratsuchende und Nahtoderfahrene ebenfalls signifikante Korrelationen von Alter und Bindung mit unterschiedlichen Vorzeichen aufweisen (Kap. 10.2.4, Tab. 60).

Als wichtigstes Ergebnis ist nach der Analyse der Interkorrelationen festzuhalten, dass eine Erfassung von AgE allein über die Ausprägung der Globalskala einen essenziellen Informationsverlust mit sich brächte, der ein falsches Bild vermitteln kann. Mit Clusteranalysen können ganz offensichtlich Gruppen differenziert werden, die sich nicht nur durch eine unterschiedliche Häufigkeit von AgE, sondern qualitativ durch unterschiedliche Gewichtungen und Relationen von AgP der vier Grundklassenskalen auszeichnen. Diese würden bei einer globalen Auswertung von Gesamtstichproben und einer rein quantitativen Differenzierung von Niedrig- und Hochscorern unentdeckt bleiben.

10.7.3 Soziale Bindungen

Die Gruppeneffekte beim Bindungsindex sind wie bei den Niedrig- und Hochscorern nicht groß genug, um signifikant zu werden. Die Unterschiede hinsichtlich der einzelnen Bindungsvariablen, die in Tabelle 82 aufgelistet sind, sind aufschlussreicher. Hinsichtlich des außerdem aufgeführten Alters zeigt der Kruskal-Wallis-Test in S2 einen hochsignifikanten Gruppeneffekt ($\chi^2(2) = 15.751; p \leq .001, n = 171; r = .30 \leq$). In allen Stichproben stellen die Oberscorer die jüngste Gruppe dar. Der Unterschied zu den Unterscorern erreicht bei den Nahtoderfahrenen zehn Jahre.

Die ebenfalls angegebenen Geschlechteranteile unterscheiden sich mit dem Chi-Quadrat-Test signifikant in S1 ($\chi^2(2) = 8.026; p = .018, n = 270; V = .17$), wo 92 % der Oberscorer weiblich sind. Auch in S3 findet sich mit 86 % der größte Frauenanteil bei den Oberscorern, während dies in S2 (66 %) und S4 (57 %) jeweils bei den Mittelscoren der Fall ist. Die meis-

ten Männer finden sich bei den Unterscorern in S1 (37 %) und S3 (19 %) und den Oberscorern in S2 (50 %) und S4 (51 %). Somit gibt es keine systematische Beziehung zwischen der Geschlechtszugehörigkeit und den drei Clustern.

Tab. 82: Bindungsvariablen der Unter-, Mittel- und Oberscorer (S1–S4)

Variablen	Stichproben und Cluster											
	S1			S2			S3			S4		
	U	M	O	U	M	O	U	M	O	U	M	O
Alter	50.7	49.3	45.1	55.5	51.2	45.5	23.9	23.2	23.2	39.0	39.1	37.6
	15.0	12.6	14.7	10.6	11.0	13.8	4.6	5.0	4.5	11.1	11.3	12.1
Geschlecht												
männlich	37.0	27.3	8.7	47.5	34.0	50.0	19.1	17.4	14.0	48.0	43.4	51.4
weiblich	63.0	72.7	91.7	52.5	66.0	50.0	80.9	82.6	86.0	52.0	56.6	48.6
Familienstand												
ledig	33.3	31.7	43.5	23.0	28.3	37.1	94.3	93.5	97.7	40.8	41.4	48.0
verheiratet	40.7	39.6	34.8	42.6	30.2	37.1	5.7	2.2	2.3	46.5	40.1	33.1
geschieden	15.7	23.7	21.7	32.8	39.6	24.2	0.0	4.3	0.0	11.8	17.3	17.6
verwitwet	10.2	5.0	0.0	1.6	1.9	1.6	0.0	0.0	0.0	0.9	1.3	1.4
Partnerschaft												
nein	38.0	45.3	56.5	32.8	49.1	50.0	48.5	45.7	52.3	24.8	31.5	32.4
ja	62.0	54.7	43.5	67.2	50.9	50.0	51.5	54.3	47.7	75.2	68.5	67.6
Wohnen												
alleine	40.7	44.9	39.1	37.7	58.5	45.2	17.6	32.6	26.7	28.5	33.5	35.8
mit anderen	59.3	55.1	60.9	62.3	41.5	54.8	82.4	67.4	73.3	71.5	66.5	64.2
<i>n</i>	108	138	23	61	53	62	194	46	93	782	394	148
%	40	51.5	8.5	34.7	30.1	35.2	58.3	13.8	27.9	59.2	29.8	11.2

Anmerkungen. Angaben für Unter- (U), Mittel- (M) und Oberscorer (O) außer bei Alter in Prozent. Die jeweils höchsten Werte je Variablenausprägung und Stichprobe sind fett hervorgehoben.

Bezogen auf die vier Variablenausprägungen des Familienstands sind die Oberscorer in S1 (44 %), S3 (98 %) und S4 (48 %) mehrheitlich ledig und in S2 mit gleicher Häufigkeit ledig wie verheiratet (je 37 %). Die Unterscorer in S1 (41 %), S2 (43 %) und S4 (47 %) sind überwiegend verheiratet, und selbst in S3 finden sich in dieser Gruppe am ehesten Verheiratete (6 %). Geschiedene haben in S1 (24 %), S2 (40 %) und S3 (4 %) unter den Mittelscoren die beträchtlichsten Anteile. In S4 liegen sie bei den Mittel- und Oberscorern gleichauf (je 17 %). Die vielen Verwitweten (10 %) unter den Unterscorern in S1 entsprechen den Niedrigscorern, aber auch unter den S1-Mittelscoren ist ihr Anteil (5 %) verglichen mit den Scornern der anderen Stichproben (max. 2 %) erhöht.

Im Hinblick auf Partnerschaft weisen in allen Stichproben die Oberscorer die höchsten Singleanteile auf. Die Mehrzahl der Unterscorer in S1 (62 %), S2 (67 %), S3 (52 %) und S4

(75 %) lebt in fester Partnerschaft. Nur in S3 sind unter den Mittelscoren noch mehr Studierende verpartnert (54 %). In S2 (62 %), S3 (82 %) und S4 (72 %) teilen sich die Unterscorer weitaus am häufigsten ihren Haushalt mit anderen Personen, in S1 stattdessen die Oberscorer (61 %). Chi-Quadrat-Tests ergeben nach einer Zusammenfassung der Kategorien „geschieden“ und „verwitwet“ – wegen einer sonst zu geringen Besetzung der Zellen – signifikante Gruppeneffekte beim Familienstand in S4 ($\chi^2(4) = 15.071, p = .004, n = 1324; V = .08$). Aufgrund des großen Stichprobenumfangs werden in S4 ebenfalls Unterschiede in der Partnerschaft mit nur geringer Effektstärke ($\chi^2(2) = 7.727, p = .021, n = 1324; V = .08$) signifikant. In S3 tritt ein signifikanter Gruppeneffekt bei der Wohnsituation ($\chi^2(2) = 6.393, p = .041, n = 332; V = .14$) und in S1 bei der Geschlechtszugehörigkeit ($\chi^2(2) = 8.026, p = .018, n = 270; V = .17$) auf. Beim Alter zeigt der Kruskal-Wallis-Test in S2 signifikante Effekte ($\chi^2(2) = 15.751; p \leq .001, n = 171; r = .30$).

Kurz zusammengefasst sind Unterscorer am häufigsten verheiratet, während sich unter den Oberscoren, die im Altersdurchschnitt am jüngsten sind, die meisten Ledigen befinden. Mittelscorer sind häufiger verheiratet als Oberscorer und häufiger geschieden als Unterscorer. In allen Stichproben sind unter den Oberscoren die meisten Singles. Bis auf S3 sind in allen Stichproben auch die Mittelscorer seltener in fester Partnerschaft als Unterscorer. Abgesehen von S1 wohnen die Unterscorer aller Stichproben am häufigsten mit anderen Menschen zusammen. Insgesamt haben die Unterscorer die stärksten und stabilsten sozialen Bindungen. Während Oberscorer feste Beziehungen grundsätzlich zu vermeiden scheinen, binden sich Mittelscorer offenbar leichter, trennen bzw. scheiden sich aber auch häufig wieder.

10.7.4 Valenz und Belastung

Tabelle 83 zeigt jeweils die Mittelwerte der Valenzvariablen 45 und 49 für die drei Cluster der vier Stichproben. Nur die Oberscorer in S1 stufen AgE in geringerem Maße positiv (1.8) und in höherem Maße negativ (2.4) ein. Sonst stimmen die verschiedenen Scorer aller Stichproben einer positiven Beurteilung stärker zu als einer negativen. Die negativsten Urteile finden sich grundsätzlich bei den Oberscoren und in S3 und S4 auch die positivsten. In S1 und S2 schätzen dagegen die Mittelscorer mit 1.7 bzw. 0.9 ihre AgE am wenigsten negativ und mit 2.2 bzw. 3.0 am positivsten ein, sodass dieser Typ hier am geringsten belastet und am meisten bereichert ist.

Tab. 83: Valenzen der AgE bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4)

Cluster	Valenzitems	Stichproben und Valenzen							
		S1		S2		S3		S4	
		<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Unterscorer	positiv/bereichernd	1.95	1.36	2.64	1.43	1.42	1.17	1.21	1.25
	negativ/belastend	1.76	1.35	1.13	1.31	.92	.98	.55	.92
	<i>n</i>	108		61		194		788	
Mittelscorer	positiv/bereichernd	2.17	1.20	3.02	1.05	1.83	1.06	1.98	1.10
	negativ/belastend	1.73	1.21	.89	1.07	1.22	1.05	.97	1.02
	<i>n</i>	139		53		46		394	
Oberscorer	positiv/bereichernd	1.83	1.27	2.58	1.21	1.96	1.07	2.21	1.01
	negativ/belastend	2.35	1.53	1.68	1.16	1.35	1.08	1.52	.98
	<i>n</i>	23		62		93		148	

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) der Items 45 und 49. Die höchsten und niedrigsten Mittelwerte je Valenzvariable und Stichprobe sind fett hervorgehoben.

Ein differenzierteres und komplexeres Bild liefern die Korrelationen zwischen den Valenzitems und den Skalenwerten, die für jeden der drei Scorer der vier Stichproben in Tabelle 84 angegeben sind. Spearman-Korrelationen mit $\rho \geq .10$ und Signifikanzen ($p \leq .05$) sind fett markiert. In S1 fühlen sich die Unterscorer am ehesten durch eine Zunahme externaler Phänomene belastet. Die Bereicherung durch AgE nimmt ab ($\rho = -.16$) und negative Auswirkungen nehmen zu ($\rho = .16$). Dagegen gehen vermehrte Koinzidenzphänomene mit abnehmender Belastung ($\rho = -.11$) und zunehmender Bereicherung ($\rho = .21$) einher. Bei den Mittelscorern nimmt bei einem Externalitäts- oder Dissoziationsanstieg lediglich der positive bzw. bereichernde Aspekt ab. Eine direkte Erhöhung der negativen Belastung tritt nur bei internalen Phänomenen auf ($\rho = .19$), wobei aber gleichzeitig die Bereicherung ($\rho = .12$) und damit auch die Ambivalenz zunimmt. Die Koinzidenz ist bei den Mittelscorern weiterhin positiv besetzt, und dies ist auch bei den Oberscorern der Fall, wie eine noch höhere positive Korrelation mit Bereicherung ($\rho = .32$) und eine negative Korrelation mit Belastung ($\rho = -.18$) zeigt. Eine deutliche Abnahme der positiven Bewertung ($\rho = -.15$) und ein starker Anstieg negativer Belastung korrelieren dagegen mit einer Zunahme dissoziativer Phänomene ($\rho = .24$).

Wir sehen somit bei allen Scorer unter den Ratsuchenden eine positive Valenz von Koinzidenz. Als negativ bewerten Unterscorer vor allem Externalität, Mittelscorer Internalität und Oberscorer Dissoziation. Bei den Nahtoderfahrenen geht ebenfalls steigende Koinzidenz durchgängig mit einer Abnahme von Belastung einher, wenn sich auch bei den Oberscorern die positive Bereicherung bei Steigerung von Koinzidenz nicht mehr erhöht.

Tab. 84: Korrelation der AgP-Skalen mit Valenz bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4)

Cluster	Skala	ρ	Stichproben und Valenzen							
			S1		S2		S3		S4	
			positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
Unterscorer	Externalität	ρ	-.156	.163	-.054	.069	-.027	.003	.075	.098
		p	.107	.092	.680	.595	.707	.965	.036	.006
	Internalität	ρ	.065	-.027	-.147	.115	.083	.069	.270	.164
		p	.501	.778	.258	.376	.251	.336	\leq .001	\leq .001
	Koinzidenz	ρ	.207	-.109	.143	-.127	.276	-.099	.272	.125
		p	.032	.261	.270	.328	.000	.168	\leq .001	\leq .001
	Dissoziation	ρ	-.058	-.030	-.145	.187	-.085	.101	.036	.208
		p	.551	.754	.265	.148	.239	.162	.315	\leq .001
	n			108		61		194		782
	Mittelscorer	Externalität	ρ	-.213	.007	-.056	-.016	.049	-.060	.031
p			.012	.931	.690	.908	.744	.692	.546	.284
Internalität		ρ	.118	.185	-.080	.121	.331	.372	.039	.156
		p	.165	.030	.570	.388	.025	.011	.446	.002
Koinzidenz		ρ	.143	-.123	.216	-.121	.166	.164	.269	-.039
		p	.093	.148	.120	.387	.271	.275	\leq .001	.440
Dissoziation		ρ	-.165	.093	.096	.064	-.045	.078	-.134	.204
		p	.052	.278	.492	.647	.768	.605	.008	\leq .001
n				139		53		46		394
Oberscorer		Externalität	ρ	.170	-.089	-.121	.155	-.177	.060	.212
	p		.437	.685	.347	.230	.090	.570	.010	.738
	Internalität	ρ	.193	-.009	.291	-.071	.048	.115	.153	.020
		p	.376	.967	.022	.585	.651	.273	.063	.811
	Koinzidenz	ρ	.324	-.181	-.075	-.181	.183	-.051	.465	-.207
		p	.132	.408	.562	.158	.080	.629	\leq .001	.011
	Dissoziation	ρ	-.151	.240	-.394	.370	-.247	.342	.057	.292
		p	.491	.270	.002	.003	.017	.001	.492	\leq .001
	n			23		62		93		148

Anmerkungen. Korrelationen mit Spearmans ρ berechnet. Korrelationen mit $\rho \geq .10$ und/oder Signifikanzen ($p \leq .05$) sind fett hervorgehoben. Im Hinblick auf Signifikanz sind Unterschiede im Stichprobenumfang zu beachten.

Problematisch sind bei den Unterscorern in S2 sowohl Internalität als auch Dissoziation und bei den Mittelscoren Internalität. Bei den Oberscoren nehmen mit einem Anstieg dissoziativer Phänomene positive Aspekte massiv ab ($\rho = -.39$) und negative Belastungen ($\rho = .37$) zu. Auch in S3 ($\rho = .34$) und S4 ($\rho = .29$) erweist sich Dissoziation als stärkster direkter Belastungsfaktor bei den Oberscoren. In der Normalbevölkerung gilt das ebenfalls für die Mit-

tel- ($\rho = .20$) und die Unterscorer ($\rho = .21$), während bei den Mittelscorern unter den Studierenden eine Zunahme von Internalität ($\rho = .37$) den beträchtlichsten Negativeinfluss hat.

Insgesamt stehen sich damit Koinzidenz und Dissoziation mit gegenteiliger Auswirkung gegenüber. Koinzidenz ist positiv besetzt und gilt als bereichernd, während Dissoziation als negativ und belastend empfunden wird. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass eine Zunahme von Koinzidenzphänomenen in das Gegenteil umschlägt, selbst bei den Oberscorern bleiben die positiven Effekte bestehen. Im Gegensatz dazu erhöht sich der negative Aspekt der Dissoziation hier drastisch. Für die Internalität und die Externalität ergibt sich kein einheitliches Bild. Bei den Oberscorern in S1, S2 und S4 ist eine Steigerung von Internalität positiv belegt, in S1 und S4 ebenfalls bei Externalität. Bei beiden Skalen finden sich aber auch negative Zusammenhänge.

10.8 Grundklassenbasierte Klienteltypen

Dem S1-Dendrogramm in Abbildung 30 ist zu entnehmen, dass die Fusionierungsschritte zur Bildung des Unterscorer-Clusters sehr früh abgeschlossen sind. Die Hochscorer gehen aus der ebenfalls sehr frühen Bündelung einer kleinen Personengruppe mit extrem hohen Werten, den Oberscorern, und dem erst spät gebildeten Cluster der Mittelscorer hervor. Da es im weiteren Fortgang dieser Arbeit um eine differenzierte Analyse der IGPP-Ratsuchenden geht, werden wir die Mittelscorer, die immerhin die größte Gruppe der Klientel stellen, einer weiteren Untersuchung unterziehen. Bei einer Lösung mit vier Clustern teilen sich die Mittelscorer in eine Gruppe mit überdurchschnittlichen Anteilen von Internalität und Dissoziation ($n = 67$) sowie in eine Gruppe mit überdurchschnittlicher Externalität und Koinzidenz ($n = 72$). Mit Blick auf die AgP-Grundklassen wurden schließlich sechs Cluster extrahiert. Bei dieser Lösung bleibt die Zuordnung der Unter- und Oberscorer unverändert, während die Personen des internal-dissoziativen und des external-koinzidenten Clusters jeweils auf zwei Cluster aufgeteilt werden. Im Folgenden wollen wir wissen, ob diese vier Cluster im Unterschied zu den Unterscorern und den Oberscorern grundklassenspezifische Eigenheiten aufweisen.

10.8.1 Bestimmung von sechs Klienteltypen

Dass dies tatsächlich der Fall ist, veranschaulichen die z-skalierten Balkendiagramme der sechs Cluster in Abbildung 33. Dort sind neben den Unter- und Oberscorern der letzten Analyse aus den Mittelscorern vier Cluster hervorgegangen, die sich durch jeweils eine Grundklasse auszeichnen, deren Phänomene in hervorstechender Weise überdurchschnittlich vorkommen. Neben den Unter- und Oberscorern mit 40 % bzw. 9 % machen der „ex-

ternale Typ“ 14 %, der „internale Typ“ 17 %, der „koinzidente Typ“ 12 % und der „dissoziative Typ“ 8 % der Gesamtstichprobe aus. Der externe Typ hat in geringerem Maße auch überdurchschnittlich hohe Koinzidenz- und Dissoziationsanteile. Der koinzidente Typ ist zusätzlich durch eine überdurchschnittlich ausgeprägte Internalität gekennzeichnet, und den dissoziativen Typ begleiten außerdem überdurchschnittlich hoch internele und leicht überdurchschnittlich externe Phänomene.

Insgesamt ergibt sich ein Szenario mit drei Paaren spezifisch divergierender Typen: Die Unter- und Oberscorer unterscheiden sich als „quantitative Typen“ vor allem global in der Häufigkeit von AgP der vier Grundklassen. Somit wären etwa 50 % der Gesamtstichprobe auch ausreichend gut über die Globalskala zu beschreiben. Der externe und der interne Typ divergieren hinsichtlich der Lokalisation von Phänomenen im Realitätsmodell, während sich der koinzidente und der dissoziative Typ hinsichtlich der relationalen Qualität der Phänomene gegenüberstehen. Die „lokalen“ Typen, die AgP entweder internal oder external verorten, machen gut 30 % der Gesamtstichprobe aus, die verbleibenden 20 % entfallen auf die „relationalen Typen“, bei denen AgP Elemente von Selbst und Welt entweder außergewöhnlich verbinden oder trennen.

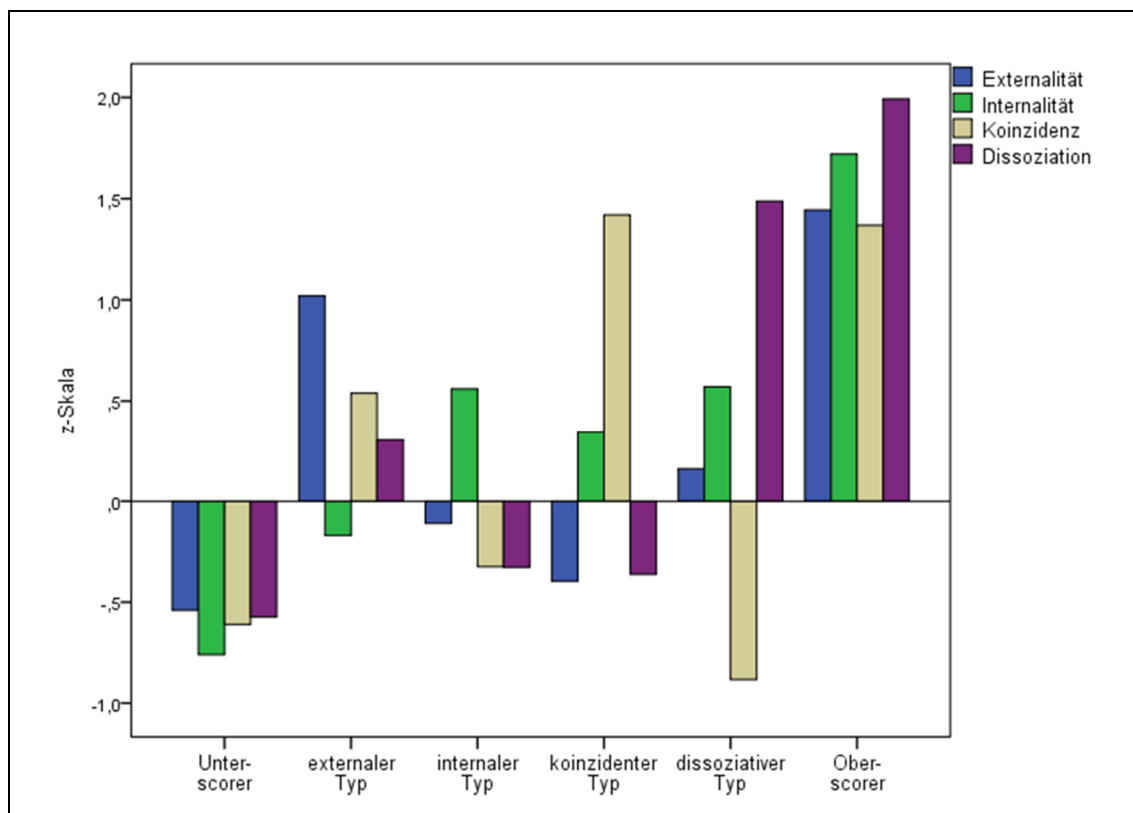


Abb. 33: z -Werte der sechs grundklassenbasierten Klienteltypen (S1)

Aus Tabelle 85 gehen die von den Typen erzielten Skalenmittelwerte und Standardabweichungen sowie die Dispositionsindizes hervor. Auf der Globalskala liegen die Unterscorer mit 0.5 auf der einen und die Oberscorer mit großem Abstand bei 2.5 auf der anderen Seite. Zwischen dem internalen Typ mit 1.0 und dem externalen Typ mit 1.4 befinden sich der dissoziative und koinzidente Typ mit Mittelwerten von 1.3. Bei den vier spezifischen Grundklassentypen hat nicht immer allein die Skala Priorität, nach der sie benannt sind. Innerhalb des externalen Typs übersteigt die Koinzidenz (2.0) die Externalität (1.8) und beim dissoziativen Typ liegt die Internalität (1.7) auf gleichem Niveau wie beim internalen Typ.

Die Dispositionsindizes der *grundklassenspezifischen*³⁰ Klienteltypen nehmen zwischen den Unterscorern ($d = .13$) und den Oberscorern ($d = .60$) ihren Platz in der Rangreihe beginnend mit dem internalen ($d = .28$), über den dissoziativen ($d = .29$), den koinzidenten ($d = .35$) bis hin zum externalen Typ ($d = .41$) ein. Der Kruskal-Wallis-Test weist auf hochsignifikante Unterschiede mit sehr hoher Effektstärke zwischen den sechs Clustern hin ($\chi^2(5) = 123.616$; $p \leq .001$, $n = 256$; $r = .69$). Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die Unterscorer mit dem niedrigsten und die Oberscorer mit einem etwa fünfmal so hohen Dispositionsindex die beiden Enden des Dispositionscontinuums bilden.

Tab. 85: Grundklassenskalenwerte und Dispositionsindizes der PAGE-Klienteltypen (S1)

Skala	Klienteltypen und Skalenwerte											
	Unterscorer		external		internal		koinzident		dissoziativ		Oberscorer	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Externalität	.48	.56	1.76	.60	.83	.54	.60	.50	1.06	.70	2.11	.92
Internalität	.39	.36	.95	.48	1.66	.55	1.45	.89	1.67	1.31	2.77	.63
Koinzidenz	.87	.62	2.04	.63	1.16	.59	2.94	.52	.59	.47	2.89	.53
Dissoziation	.14	.19	.83	.48	.33	.32	.30	.32	1.75	.66	2.15	.99
Globalskala	.47	.21	1.40	.33	1.00	.25	1.32	.34	1.27	.54	2.48	.38
	108		39		46		33		21		23	
Index <i>d</i>	.13	.11	.41	.15	.28	.14	.35	.22	.29	.16	.60	.23
<i>n</i>	101		38		43		32		19		23	

Anmerkungen. Angegeben sind für jeden Klienteltyp die Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) auf der Grundklassenskala von 0–4 („nie“ bis „sehr häufig“) und die Dispositionsindizes, die Werte von $d = 0$ bis $d = 1$ einnehmen können.

³⁰ Wie in der vorhergehenden Fußnote zur Terminologie bei den DOKU-Klienteltypen (Kap. 7.3) sei hier äquivalent für die PAGE-Klienteltypen auf die Unterscheidung zwischen „grundklassenbasiert“, das heißt gebildet auf Grundlage der vier AgP-Grundklassen, und „grundklassenspezifisch“, das heißt eine der vier Phänomengrundklassen repräsentierend, hingewiesen.

Post-hoc-Einzelvergleiche mit angepasster Signifikanz (Bonferroni-Korrektur) zeigen, dass sich die Unterscorer sehr signifikant ($p \leq .01$) vom dissoziativen Typ und hochsignifikant ($p \leq .001$) von allen anderen Typen und den Oberscorern unterscheiden. Weiterhin unterscheiden sich die Oberscorer signifikant ($p \leq .05$) vom koinzidenten, sehr signifikant vom dissoziativen und hochsignifikant vom internalen Typ. Im Vergleich zum Unterschied zwischen den Dispositionsindizes der Unter- und Oberscorer fallen die Abstufungen zwischen den spezifischen Typen deutlich geringer aus. Hier wird, wobei insbesondere der geringe Stichprobenumfang beim dissoziativen Typ zu berücksichtigen ist, lediglich der Unterschied zwischen dem internalen und dem externalen Typ signifikant ($\chi^2 = 2.945, p = .048, n = 85; r = .19$).

10.8.2 Soziodemografie und Bindung

Im Weiteren interessiert natürlich die Frage, ob die rein phänomenologisch begründete Gruppierung der Klientinnen und Klienten mit signifikanten Unterschieden in Personenmerkmalen einhergeht. In Tabelle 86 sind die soziodemografischen Daten der Klienteltypen aufgeführt.

Die Altersunterschiede werden statistisch nicht signifikant, dennoch erscheint die Spannweite, die vom Oberscorer mit einem Durchschnittsalter von 45 bis zum dissoziativen Typ mit 53 Jahren reicht, nicht ganz unerheblich zu sein. Wenn man einen Blick auf den Familienstand wirft, stellt man fest, dass der dissoziative Typ mit 14 % den größten Anteil an Verwitweten hat, während es beim Oberscorer keinen solchen Fall, aber mit 44 % die meisten Ledigen gibt. Mit 91 % sind die Oberscorer fast ausschließlich weiblich. Die höchsten Männeranteile finden sich bei den Unterscorern und beim internalen Typ mit 37 %. Der Chi-Quadrat-Test ergibt hier einen signifikanten Gruppeneffekt ($\chi^2(5) = 11.842, p = .037, n = 270; V = .21$). Ein Vergleich der einzelnen Typen mit Post-hoc-Chi-Quadrat-Tests zeigt signifikante Unterschiede, die jedoch nach der bei 2x2-Tabellen erforderlichen Kontinuitäts- und der beim multiplen Testen notwendigen Bonferroni-Korrektur das angepasste Signifikanzniveau überschreiten. Wegen der bei den einzelnen Typen nur noch geringen Stichprobenumfänge gilt das Gleiche auch für große und zunächst signifikante Unterschiede in der Partnerschaft ($\chi^2(5) = 14.823, p = .011, n = 270$).

Der Anteil der Personen in fester Partnerschaft ist beim koinzidenten Typ mit 79 % ausgesprochen hoch und liegt damit noch weit über den Unterscorern mit 62 %. Der niedrigste Anteil findet sich beim dissoziativen Typ mit 38 %. Der internale und der externale Typ bewegen sich mit 46 % bzw. 54 % ebenso wie die Oberscorer mit 44 % im mittleren Bereich zwischen diesen Polen. Nach Anpassung einer ursprünglich hohen Signifikanz von jeweils $p = .006$ überschreiten die Vergleiche des koinzidenten und dissoziativen Typs

($\chi^2(5) = 9.113, p = .006, n = 54$) sowie des koinzidenten und internalen Typs ($\chi^2(5) = 8.755, p = .006, n = 79$) auch bei Einsatz der nicht ganz so konservativen Bonferroni-Holm-Methode das neu adjustierte α -Niveau ($p = .003$).

Tab. 86: Soziodemografie der PAGE-Klienteltypen (S1)

Variablen	Klienteltypen						
	Unterscorer	external	internal	koinzident	dissoziativ	Oberscorer	gesamt
Alter							
Mittelwert	50.7	46.6	51.5	47.3	52.7	45.1	49.5
Standardabweichung	15.0	12.6	12.5	9.6	15.9	14.7	13.8
Geschlecht							
männlich	37.0	17.9	37.0	27.3	23.8	8.7	29.6
weiblich	63.0	82.1	63.0	72.7	76.2	91.3	70.4
Konfession							
evangelisch	32.7	43.2	32.6	24.2	28.6	21.7	31.8
katholisch	29.9	27.0	23.9	27.3	19.0	47.8	28.8
andere	4.7	2.7	4.3	9.1	0.0	17.4	5.6
keine	32.7	27.0	39.1	39.4	52.4	13.0	33.7
Familienstand							
ledig	33.3	35.9	37.0	21.2	28.6	43.5	33.3
verheiratet	40.7	28.2	37.0	60.6	33.3	34.8	39.6
geschieden	15.7	33.3	19.6	18.2	23.8	21.7	20.4
verwitwet	10.2	2.6	6.5	0.0	14.3	0.0	6.7
Partnerschaft							
nein	38.0	46.2	54.3	21.2	61.9	56.5	43.3
ja	62.0	53.8	45.7	78.8	38.1	43.5	56.7
Kinder							
nein	39.8	43.6	47.8	27.3	28.6	56.5	40.7
ja	60.2	56.4	52.2	72.7	71.4	43.5	59.3
Wohnen							
alleine	40.7	41.0	53.3	30.3	57.1	39.1	42.8
mit anderen	59.3	59.0	46.7	69.9	42.9	60.9	57.2
Hochschulreife							
nein	46.3	64.1	47.8	51.5	57.1	39.1	50.0
ja	53.7	35.9	52.2	48.5	42.9	60.9	50.0
Studienabschluss							
nein	63.9	74.4	65.2	66.7	47.6	60.9	64.4
ja	36.1	25.6	34.8	33.3	52.4	39.1	35.6
Berufstätigkeit							
nicht berufstätig	42.6	61.5	43.5	42.4	47.6	56.5	47.0
Ausbildung/Beruf	57.4	38.5	56.5	57.6	52.4	43.5	53.0
<i>n</i>	108	39	46	33	21	23	270
%	40.0	14.4	17.0	12.2	7.8	8.5	100.0

Anmerkungen. Angaben außer für Alter in Prozent. Höchstes und niedrigstes Alter sowie Werte der Typen, die $\geq 5\%$ über dem Gesamtdurchschnitt einer Variablenausprägung liegen, sind fett hervorgehoben.

Auch wenn die Unterschiede beim Familienstand keine Signifikanz erreichen, so unterstreichen doch auch sie wieder den starken Bindungsbezug in Zusammenhang mit der Koinzidenz bei IGPP-Ratsuchenden. Mit 61 % ist der Anteil der Verheirateten beim Koinzidenttyp fast doppelt so hoch wie bei den anderen drei Typen sowie den Oberscorern. Der dissoziative Typ fällt damit auf, dass 14 % der Personen dieser Gruppe verwitwet sind. Fasst man diese mit den Geschiedenen zusammen, ergibt das einen Personenanteil von 38 % mit auf die eine oder andere Weise beendeten Ehen. Dieser Trennungsaspekt ist nur beim externalen Typ annähernd stark ausgeprägt, allerdings ohne eine hohe Beteiligung von Verlusten durch den Tod eines Ehepartners. Dies passt dazu, dass der dissoziative Typ mit etwa 53 Jahren das höchste Durchschnittsalter aufweist, während der externe und der Koinzidenttyp mit rund 47 Jahren die jüngsten Gruppen unter den Ratsuchenden sind.

Auch bei den statistisch ebenfalls nicht signifikanten Unterschieden in der Wohnsituation zeigt der dissoziative Typ die stärkste Tendenz zu sozialem Rückzug. Hier leben 57 % alleine, während 70 % der Koinzidenttypen mit anderen Menschen in Gemeinschaft wohnen. Zieht man für einen kompakteren Vergleich die Bindungsindizes in Tabelle 87 heran, reichen die Werte von minimal $b = .38$ beim dissoziativen Typ über $b = .42$ beim internalen Typ, $b = .46$ bei den Oberscorern, $b = .47$ beim externalen Typ und $b = .54$ bei den Unterscorern bis maximal $b = .70$ beim koinzidenten Typ.

Tab. 87: Bindungsindizes der PAGE-Klienteltypen (S1)

Bindungsindex	Klienteltypen						gesamt
	Unterscorer	external	internal	koinzident	dissoziativ	Oberscorer	
<i>M</i>	.540	.470	.422	.697	.381	.464	.511
<i>SD</i>	.412	.424	.446	.403	.412	.423	.425
<i>n</i>	108	39	45	33	21	23	269

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*) des Bindungsindex der Werte von 0 bis 1 annehmen kann.

Die Standardabweichungen bewegen sich überall in einem Bereich von $SD = .40$ (koinzidenter Typ) bis $SD = .45$ (internaler Typ). Der Kruskal-Wallis-Test zeigt signifikante Effekte an ($\chi^2(5) = 11.305, p = .046, n = 269; r = .21$), aber selbst Paarvergleiche mit relativ hohen Effektstärken erreichen bei Post-hoc-Tests, bedingt durch mittels Bonferroni-Korrektur angepasste Signifikanzen und geringe Fallzahlen, keine statistische Bedeutsamkeit. Betroffen sind die Paarungen des koinzidenten Typs mit dem internalen Typ ($\chi = -2.792, p = .079, n = 78; r = .32$), dem dissoziativen Typ ($\chi = 2.642, p = .124, n = 54; r = .36$), dem externalen Typ ($\chi = -2.347, p = .284, n = 72; r = .28$) sowie mit den Oberscorern ($\chi = 2.012, p = .664, n = 56; r = .27$).

In den sonst noch in Tabelle 86 aufgeführten Variablen zu Konfession, Bildung und Beruf treten keine statistisch signifikanten Unterschiede auf. Trotzdem fällt ins Auge, dass der externe Typ den deutlich geringsten Bildungsstand hat, was Hochschulreife (36 %) und Studienabschluss (27 %) angeht, und die geringste Quote an Berufstätigen (39 %). Bemerkenswerterweise sind auch die Oberscorer, die über die meisten Schulabgänger mit Hochschulreife (61 %) verfügen und mit 45 Jahren am jüngsten von allen Klienteltypen sind, nur zu 44 % berufstätig. Mit Blick auf die eher schwachen sozialen Bindungen ist bei beiden Typen die Tendenz zum Rückzug am stärksten ausgeprägt. Der interne Typ ist zwar sozial ebenfalls weniger gebunden, weist aber einen viel höheren Anteil von Berufstätigen auf (57 %).

10.8.3 Valenzen und Belastungen

Abschließend untersuchen wir die Klienteltypen auf Unterschiede in der subjektiv empfundenen Bereicherung oder Belastung durch die Phänomene der vier Grundklassen. Tabelle 88 gibt zunächst einen Überblick über die Mittelwerte der globalen Valenz-Einschätzungen mit Item 45 und 49. Bis auf den dissoziativen Typ und die Oberscorer sind bei allen Typen die positiven Einschätzungen höher als die negativen Bewertungen. Ein Blick auf Abbildung 33 oben verdeutlicht, dass die überwiegend negativen Urteile mit einem stark überdurchschnittlichen Aufkommen dissoziativer Phänomene einhergehen. Kruskal-Wallis-Tests zeigen sowohl bei der positiven ($\chi^2(5) = 11.485, p = .043, n = 270$) als auch bei der negativen Valenz ($\chi^2(5) = 10.942, p = .053, n = 270$) signifikante Gruppeneffekte mit Effektstärken von $r = .21$ bzw. $.20$.

Tab. 88: Valenz der AgE bei PAGE-Klienteltypen (S1)

Items		Klienteltypen					
		Unterscorer	external	internal	koinzident	dissoziativ	Oberscorer
45 positiv und bereichernd	<i>M</i>	1.95	2.08	2.26	2.55	1.52	1.83
	<i>SD</i>	1.36	.96	1.29	1.20	1.17	1.27
49 negativ und belastend	<i>M</i>	1.76	1.44	1.91	1.52	2.24	2.35
	<i>SD</i>	1.35	1.02	1.28	1.23	1.22	1.53
<i>n</i>		108	39	46	33	21	23

Anmerkungen. Angegeben sind Mittelwerte (*M*) und Standardabweichungen (*SD*). Die höchsten Mittelwerte beim Vergleich der beiden Valenzvariablen sind je Typ fett markiert.

Eine feinere Aufschlüsselung von spezifischen Zusammenhängen der Valenzen mit den Skalen liefert Tabelle 89. Die Werte der Unterscorer sind bereits bekannt (Kap. 10.7.4, Tab. 81). Eine Zunahme externaler Phänomene korreliert bei ihnen negativ mit Bereicherung

($\rho = -.16$) und positiv mit Belastung ($\rho = .16$). Eine Zunahme von Koinzidenz geht dagegen mit Zunahme von Bereicherung ($\rho = .21$) und abnehmender Belastung ($\rho = -.11$) einher. Beim externalen Typ sinken die positiven AgE-Aspekte mit einer Häufung externaler Phänomene ganz rapide ($\rho = -.33$) und die negative Belastung nimmt zu ($\rho = .17$). Auch alle anderen Skalen gehen mit einer Erhöhung der Belastung einher. Selbst Koinzidenz ist nicht mit positiver Valenz verknüpft ($\rho = -.07$) und bei einem Anstieg nimmt die Negativität zu ($\rho = .16$). Lediglich Internalität korreliert positiv und in gleicher Höhe wie mit Belastung auch mit Bereicherung ($\rho = .12$). Beim internalen Typ gehen internale Phänomene dagegen mit einem Anstieg von Belastung ($\rho = .15$) einher.

Tab. 89: Korrelation zwischen AgP-Grundklassen und Valenz bei PAGE-Klienteltypen (S1)

		Klienteltypen und Valenzen											
		Unterscorer		external		internal		koinzident		dissoziativ		Oberscorer	
Skala		positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
Externalität	ρ	-.156	.163	-.328	.165	.025	.027	-.341	.148	-.181	.032	.170	-.089
	p	.107	.092	.042	.315	.868	.859	.052	.412	.433	.889	.437	.685
Internalität	ρ	.065	-.027	.118	.121	-.020	.153	.333	.092	-.004	.183	.193	-.009
	p	.501	.778	.475	.464	.897	.311	.058	.610	.987	.426	.376	.967
Koinzidenz	ρ	.207	-.109	-.072	.157	.028	.056	-.342	.254	.155	-.075	.324	-.181
	p	.032	.261	.663	.339	.852	.713	.051	.153	.503	.747	.132	.408
Dissoziation	ρ	-.058	-.030	.072	.187	-.003	-.104	.088	-.017	-.495	.528	-.151	.240
	p	.551	.754	.662	.255	.986	.491	.625	.925	.022	.014	.491	.270
n		108		39		46		33		21		23	

Anmerkungen. Es wurden Korrelationen zwischen AgP-Grundklassen und den Valenzitems 45 „positiv“ und 49 „negativ“ mit Spearmans ρ berechnet. Korrelationen mit $\rho \geq .10$ und Signifikanzen ($p \leq .05$) sind fett hervorgehoben. Im Hinblick auf das Erreichen von Signifikanz sind gravierende Unterschiede im Stichprobenumfang der Klienteltypen zu beachten.

Keine Skala ist nennenswert mit positiver Bereicherung assoziiert. Nur im Bereich der Dissoziation geht die Belastung tendenziell bei einer Zunahme entsprechender Phänomene zurück ($\rho = -.10$). Beim Koinzidenttyp ist eine Häufung von Koinzidenzphänomenen ebenso wie eine Zunahme von externalen Phänomenen mit einem starken Rückgang positiver Bereicherung (jeweils $\rho = -.34$) und einer Zunahme von Belastung ($\rho = .15$ bzw. $.25$) verbunden. Ein leicht positiver ($\rho = .08$) Zusammenhang besteht mit Dissoziation, die nicht mit Belastung korreliert ist ($\rho = -.02$). Beim dissoziativen Typ korrelieren die Phänomene stark negativ mit positiven Qualitäten ($\rho = -.50$) und stark positiv mit Belastung ($\rho = .53$). Auch mit zunehmender Externalität sinkt die Bereicherung ($\rho = -.18$). Eine positive Korrelation mit positiver Valenz findet sich bei dieser Klientel nur im Zusammenhang mit Koinzidenz ($\rho = .16$). Beim Oberscorer geht ein Zuwachs von Koinzidenz sowohl mit Bereicherung

($\rho = .32$) als auch Entlastung einher ($\rho = -.18$). Auch Externalität ($\rho = .17$) und Internalität ($\rho = .19$) korrelieren mit positiver Valenz. Allein die dissoziativen Phänomene sind mit einem Rückgang von Bereicherung ($\rho = -.15$) und einem Anstieg von Belastung ($\rho = .24$) verknüpft.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Phänomene der Grundklasse, die bei einem spezifischen Typ dominant und namensgebend ist, für die Betroffenen jeweils auch die größte Belastung mit sich bringen. Grundsätzlich können Phänomene aller Skalen bereichernd oder belastend empfunden werden, wobei die Koinzidenzphänomene allerdings am positivsten konnotiert sind. Die Einflüsse von Koinzidenz und Dissoziation sind, vom externalen Typ abgesehen, divergent. Dadurch, dass Koinzidenz insgesamt am häufigsten auftritt, erklärt sich auch die positive Gewichtung der Valenzurteile, die nur beim dissoziativen Typ und bei den Oberscorern negativ ausfällt. Zentral ist die Erkenntnis, dass AgP weder global noch im Hinblick auf die Subskalen generell belastend oder bereichernd erlebt werden. Wie schon die negativen Korrelationen der Skalen bei einer Aufteilung in Unter-, Mittel- und Oberscorer zeigen, gibt es vielfältige und komplexe Relationen zwischen den AgP der Grundklassen.

10.8.4 Disposition und Kontext

Abschließend betrachten wir die Kontextbedingungen noch einmal genauer, um Zusammenhänge zwischen den PAGE-Klienteltypen und Randbedingungen des Auftretens ihrer AgE zu untersuchen. Statt wie bei den Unter- und Hochscorern die Mittelwerte der Kontextvariablen miteinander zu vergleichen (Kap. 10.6.3), werden diesmal Korrelationen zwischen den Dispositionsindizes der Klienteltypen (Kap. 10.8.1, Tab. 85) und den Ausprägungen der Kontextvariablen berechnet. In Tabelle 90 sind die Korrelationen der Valenzitems mit den Kontextitems zur Volition und Induktion bei AgE dargestellt.

Bedingt durch die relativ kleinen Fallzahlen werden nur hohe Korrelationen mit $\rho > .30$ signifikant. Daher lohnt es sich, auch Korrelationen, die zwar nicht statistisch, aber *inhaltlich* bedeutsam sind, genauer zu betrachten. Zuallererst lässt sich feststellen, dass bei den Unterscorern allenfalls ein negativer Zusammenhang ($\rho = -.13$) zwischen einer steigenden Disposition und einer absichtlichen Herbeiführung (Item 49) von AgE nennenswert ist. Ansonsten treten keine bedeutenden Korrelationen zwischen ihrer Disposition und bestimmten Kontextfaktoren auf. Mehr als ein Drittel der IGPP-Klientel hat demnach einen niedrigen Dispositionsindex und zeigt keinen besonderen Einfluss äußerer Umstände. Anders verhält es sich beim externalen Typ ($\rho = .33$) und den Oberscorern ($\rho = .42$), die mit zunehmender Disposition signifikant ($p \leq .05$) in stärkerem Maße zustimmen, dass sie AgE absichtlich herbeiführt haben. Beim externalen Typ kommen dafür okkulte und spiritistische Praktiken (Item 42) in Betracht ($\rho = .21$). Bei den Oberscorern nimmt der Einfluss von Psychotechni-

ken und Meditation (Item 44) mit steigender Disposition dagegen deutlich ab ($\rho = -.23$) und Erfahrungen treten zunehmend gegen den eigenen Willen (Item 47) auf ($\rho = .25$).

Die Ausübung okkultur Praktiken (Item 42) hat die größte Bedeutung im Zusammenhang mit der Dispositionsstärke des internalen Typs ($\rho = .31, p \leq .05$) bei dem die AgE damit auch zunehmend im Wachzustand auftreten ($\rho = .23$). Der koinzidente Typ betont hingegen mit steigender Disposition, dass Erfahrungen spontan und unvorbereitet (Item 43) aufgetreten seien ($\rho = .46, p \leq .01$). Dazu passen auch die negativen Korrelationen mit Psychotechniken (Item 44, $\rho = -.25$), Esoterikszenekontakten (Item 46, $\rho = -.28$) und die komplette Verneinung einer Beteiligung von Alkohol, Drogen oder Medikamenten (Item 48).

Tab. 90: Korrelationen zwischen Kontext und Disposition bei PAGE-Klienteltypen (S1)

Variablen	Werte	Klienteltypen					Ober- scorer	
		Unter- scorer	external	internal	koinzident	dissoziativ		
<i>Volition</i>								
41	im normalen Wachzustand	ρ	.085	.106	.229	.234	-.084	.277
		p	.398	.526	.140	.198	.732	.200
43	spontan und unvorbereitet	ρ	-.039	-.170	.137	.457	-.275	.008
		p	.697	.307	.379	.009	.255	.972
47	gegen eigenen Willen	ρ	-.019	-.240	.124	.116	.136	.253
		p	.852	.147	.428	.527	.580	.245
49	absichtlich herbeigeführt	ρ	-.127	.334	.066	-.035	.179	.418
		p	.207	.041	.676	.851	.464	.047
<i>Induktion</i>								
42	okkulte/spirituelle Praktik	ρ	-.068	.210	.309	.014	-.192	.054
		p	.501	.207	.044	.941	.432	.807
44	Psychotechnik/Meditation	ρ	.045	.037	.047	-.251	.312	-.225
		p	.653	.824	.763	.165	.193	.303
46	Psycho-/Esoterikszenen	ρ	.051	-.055	-.035	-.279	.360	-.020
		p	.611	.744	.826	.121	.130	.929
48	Alk./Drogen/Medikamente	ρ	.075	.145	-.110	-	.385	-.051
		p	.456	.386	.485	-	.104	.817
50	Extremsituationen	ρ	-.022	-.122	.199	-.004	.376	-.134
		p	.829	.466	.200	.983	.112	.541
<i>n</i>			101	38	43	32	19	23

Anmerkungen. Die Korrelationen der Kontextvariablen mit dem Dispositionsindex wurden mittels Spearmans ρ berechnet. Zeilenweise sind bei den Variablen für jeden Klienteltyp ρ und darunter p angegeben. Korrelationen mit $\rho \geq .20$ sowie Signifikanzen mit $p \leq .05$ sind fett markiert. Beim koinzidenten Typ konnte für Item 48 keine Korrelation mit d berechnet werden, da alle Personen dieses Clusters mit „gar nicht“ geantwortet haben und die Varianz null ist.

Die Disposition des dissoziativen Typs ist ganz im Gegenteil durch hohe Korrelationen mit psychospirituellen Techniken ($\rho > .31$), Esoterikszene-Kontakten ($\rho = .36$), Drogen ($\rho = .39$) und auch Extremsituationen (Item 50, $\rho = .38$) charakterisiert. Die Zustimmung, dass AgE unvorbereitet aufgetreten sind, nimmt mit zunehmender Disposition deutlich ab ($\rho = -.28$). Dazu passt auch, dass der normale Wachzustand, der sonst bei allen Typen positiv mit der Disposition korreliert, beim dissoziativen Typ im Falle einer Zunahme von AgE eine Tendenz zur Verminderung aufweist ($\rho = -.08$). Dass die hohen Korrelationen nicht signifikant werden, ist dem geringen Stichprobenumfang von nur 19 Fällen anzulasten.

Mit Blick auf die Frage, welche Umstände eine Rolle bei der Genese von AgE spielen, ist bei der IGPP-Klientel eine ausgesprochene Divergenz zwischen Koinzidenz und Dissoziation festzustellen. Während eine Zunahme der Häufigkeit und zeitlichen Dauer von Koinzidenzerfahrungen mit einer gesteigerten Spontaneität der Phänomene verbunden ist, geht eine erhöhte Disposition für Dissoziationsphänomene mit vermehrten Kontakten zur Esoterik- und Psychoszene, dem Einsatz okkulten und spiritueller Praktiken und auch einem Einfluss von Alkohol, Drogen oder Medikamenten einher.

11 Synthese und Diskussion des II. Teils

In den folgenden Unterkapiteln diskutieren wir vergleichend und zusammenfassend die im empirischen Teil mit dem DOKU und dem PAGE-R gewonnenen Ergebnisse. In Kapitel 11.1 werden die Ergebnisse zur Epidemiologie und Phänomenologie von AgE behandelt. In Kapitel 11.2 wenden wir uns den Fragen zur Disposition und möglichen Randbedingungen von AgE zu. Das führt uns in Kapitel 11.3 zu den DOKU- und PAGE-Klienteltypen. In Kapitel 11.4 wird abschließend ein Gesamtüberblick über die verschiedenen Ebenen und Dimensionen des AgE-Konstrukts gegeben.

11.1 Epidemiologie und Phänomenologie

Zunächst fassen wir die wichtigsten Zahlen zur Verbreitung und Häufigkeit von AgE zusammen. Anschließend thematisieren wir noch einmal den Zusammenhang von außergewöhnlichen Überzeugungen (AgÜ) und AgE (s. auch Kap. 1.3). Anschließend setzen wir uns mit Fragen zur psychischen und psychosozialen Belastung bei AgE und der Inanspruchnahme von Hilfe und Versorgung auseinander. Das führt zu Fragen nach Zusammenhängen zwischen AgE und Psychopathologie. Dabei gehen wir vor dem Hintergrund der Ergebnisse dieser Arbeit insbesondere auch darauf ein, ob es plausibel ist, AgE pauschal, wie es Unterrasser et al. (2014; 2017a; 2017b) unter Verwendung des PAGE-R tun, als subklinische Symptome auf einem Psychosekontinuum zu verorten.

11.1.1 Verbreitung und Häufigkeit von AgE

Im PAGE-R gaben 98 % der deutschen Studierenden (S3) und 92 % der Schweizer (S4) an, „selten“, das heißt mindestens einmal, eines der dort abgefragten Phänomene erlebt zu haben. Das bedeutet jedoch nicht, dass mehr als 90 % der Normalbevölkerung von sich sagen würde, eine AgE gemacht zu haben. Wem einige Male im Leben Gerüche oder Geräusche unerklärlich oder leibliche Empfindungen außergewöhnlich vorkamen, wird nicht unbedingt in einer telefonischen Interviewstudie, in der nach AgE gefragt wird, darüber berichten. Trotzdem gaben in einer repräsentativen Bevölkerungsstudie (Schmied-Knittel & Schetsche, 2011), die zur Jahrtausendwende in Deutschland durchgeführt wurde (Kap. 1.3.3), 75 % der Befragten an, mindestens eine AgE im Leben gehabt zu haben. Selbst wenn man eher alltäglichere Berichte über Déjà-vus und sinnvolle Zufälle außen vor lässt, bleiben von den Befragten 51 % übrig, die Wahrträume, Spukphänomene und andere AgP schildern (Schmied-Knittel, 2015b), die den klassischen AgE-Formenkreisen Kap. (Kap. 4.5) zuzurechnen sind.

Gemessen mit der Globalskala des PAGE-R sind innerhalb der letzten fünf Jahre bei 72 % in S4, bei 94 % in S3, bei 73 % der Nahtoderfahrenen (S2) und bei 84 % der IGPP-Ratsuchenden (S1) AgP aufgetreten. In S1 geben 34 % an, AgP bereits vor dem 18. Lebensjahr und von da an durchgängig über alle mit dem PAGE-R erfassten Zeitfenster einschließlich des Zeitraums der letzten zwölf Monate vor der Datenerhebung erlebt zu haben. In S2 beträgt der entsprechende Anteil 26 %, in S4 lediglich 13 %. In S3 sind es 51 %, bei einem Altersdurchschnitt von 24 Jahren. Skalenspezifisch weisen alle Stichproben im Bereich der Koinzidenz die höchsten Prozentsätze auf. Dagegen zeigen Dissoziationsphänomene die geringste Kontinuität (Kap. 10.3.3, Tab. 65). In S1 und S2 geben mehr als ein Drittel der Befragten an, nie dissoziative AgP erlebt zu haben. In S3 sind es 43 % und in S4 fast die Hälfte der Befragten. Im Unterschied dazu geben in allen Stichproben lediglich 6 % bis 9 % an, noch nie in ihrem Leben Koinzidenzphänomene erlebt zu haben.

Auf der fünfstufigen AgE-Globalskala des PAGE-R (0 = „nie“, 1 = „selten“, 2 = „manchmal“, 3 = „häufig“, 4 = „sehr häufig“) beträgt der Median in S3 = 0.50, in S4 = 0.45, in S1 = 0.90 und in S2 = 1.25 (Kap. 10.1.1, Tab. 48). Damit treten AgP unter Ratsuchenden etwa doppelt so häufig auf wie in der Normalbevölkerung. Eine clusteranalytische Unterteilung in Niedrig- und Hochscorer kommt in beiden Stichproben zu ähnlichen Mittelwerten von 0.5 und 1.4 in S1 sowie 0.4 und 1.5 in S4, wobei in S1 der Anteil der Hochscorer 60 % beträgt, während er in S4 lediglich 25 % ausmacht (Kap. 10.6.1, Tab. 75).

Eine noch differenziertere Einschätzung erlauben die Häufigkeitsangaben der clusteranalytisch extrahierten Unter-, Mittel- und Oberscorer (Kap. 10.7.1, Tab. 80). Die Unterscorer in S3 und S4 haben gleiche Werte von 0.3 und fast identische Anteile von 58 % bzw. 59 % in den Gesamtstichproben. Demnach sind etwa 60 % derjenigen, die in S3 und S4 AgP angeben (jeweils über 90 %), äußerst selten mit AgE konfrontiert. In S1 und S2 erleben 40 % bzw. 35 % Unterscorer mit Skalenwerten von 0.5 ebenfalls nur sehr selten AgP. Die Mittelscorer in S1 (52 %) erreichen mit 1.2 den gleichen Wert wie die Oberscorer in S3 (28 %), während die Oberscorer in S1 (10 %) mit einem Wert von 2.5 deutlich über den Oberscorern in S4 (11 %) mit dem Wert von 1.9 liegen. Die Oberscorer unter den Studierenden entsprechen mit 0.9 in etwa den Mittelscorern in der Normalbevölkerung (30 %). Möglicherweise erreichen Teile der jungen Oberscorer aus S3 mit dem Älterwerden durch wiederholte AgE die höheren Werte der Durchschnittsbevölkerung in S4. Die Werte der Ratsuchenden übertreffen diejenigen in S4 bei den Unterscorern um 40 % sowie bei den Mittelscorern und den Oberscorern jeweils um 25 %. Für die Normalbevölkerung zeichnet sich jedenfalls ab, dass gut 11 % der Menschen in relativ hohem Maß von AgE betroffen sind, insbesondere wenn berücksichtigt wird, dass die Maximalwerte, die durch einzelne Phänomene auf einer Skala erreicht werden, noch bis zu viermal höher sein können als die Mittelwerte (s. Kap. 8.1.2, Tab. 26).

Als ein Maß, das sowohl berücksichtigt wie häufig als auch wie kontinuierlich AgP im Laufe des Lebens beobachtet werden, wurde ein Dispositionsindex gebildet. Legt man den Dispositionswert zugrunde, dann kann man von einer um 100 % erhöhten AgE-Disposition bei Ratsuchenden und Menschen mit Nahtoderfahrungen im Vergleich zur Normalbevölkerung ausgehen. Bei allen Stichproben außer S1 findet sich mit Spearman-Koeffizienten von $\rho = .64$ bis $.78$ der stärkste Zusammenhang der Disposition mit Internalität. In S1 ist die Korrelation mit $\rho = .63$ am stärksten bei Dissoziation (Kap. 10.5.2, Tab. 72). Die Unterschiede in den Gewichtungen der Skalen sind aber nicht so bedeutend, dass es gerechtfertigt wäre, einen generellen Zusammenhang der AgE-Disposition mit einer bestimmten AgP-Grundklasse herzustellen.

11.1.2 Proportionalität der Grundklassen

Die aktuellen PAGE-Ergebnisse bestätigen anhand weiterer Stichproben die Ergebnisse der ersten Vergleichsstudie von Fach et al. (2013). Schon hier fanden sich in der Normalbevölkerungsstichprobe (S4) und der Ratsuchendenstichprobe (S1) in etwa die gleichen Verhältnisse in der Häufigkeit der AgP der vier Grundklassen (Kap. 8.1.2). Das gleiche Bild ergibt sich nun auch bei den Studierenden (S3) mit fast identischen Ausprägungen wie in S4 und bei den Nahtoderfahrenen (S2), die mit ihren Werten alle anderen Stichproben übertreffen. AgE sind demnach allgemein und mit vergleichbaren proportionalen Anteilen von AgP der vier Grundklassen verbreitet, was sich auch gut an den Medianen der Skalen ablesen lässt. In S3 und S4 beträgt er jeweils 0.4 bei Externalität und Internalität, bei Koinzidenz ist er mit 0.8 doppelt so hoch, während die Dissoziation jeweils nur 0.2 aufweist. Letzteres gilt auch für S1, zudem sind dort Externalität und Internalität gleichauf, jetzt aber mit 0.8 und die Koinzidenz erreicht 1.4. Einzig in S2 ist die Internalität mit einem Median von 1.4 stärker ausgeprägt als die Externalität mit nur 1.0. Die Koinzidenz bleibt mit einem Wert von 1.9 dominant und die Dissoziation mit 0.4 wie immer sehr niedrig.

Dass die AgP-Grundklassen in unterschiedlichen Stichproben zwar in den Häufigkeiten, aber nicht in ihren Verhältnissen differieren, kann als Indiz für einen strukturellen Ordnungszusammenhang aufgefasst werden. Zudem gibt es erste Hinweise, dass die Ergebnisse, die bisher nur für den deutschsprachigen Raum gelten, auf außereuropäische Populationen übertragbar sein könnten. Dem Autor liegen Daten einer noch nicht veröffentlichten Online-Fragebogenstudie vor, die 2014 in Kooperation mit dem IGPP von Simmonds-Moore (University of West Georgia) in den USA mit einer englischen Übersetzung des PAGE-R durchgeführt wurde (Fach, 2016; Simmonds-Moore, 2014). An der Umfrage konnten alle interessierten Personen unabhängig davon teilnehmen, ob sie über eigene AgE verfügen oder nicht. Nach der Umfrage im Zeitraum vom 11.6. bis 21.6.2014 lagen 203 auswertbare Fälle vor. Nach Abzug der Fälle mit Missings verbleiben 146 komplett ausgefüllte Fragebogen. Die

Ergebnisse sind in Tabelle 91 noch einmal mit den bereits bekannten Werten der anderen Stichproben dargestellt.

Tab. 91: Häufigkeit der PAGE-Itemblöcke in S1–S4 und in den USA

AgP-Itemblock	Stichproben														
	S1			S2			S3			S4			USA		
	MD	M	SD	MD	M	SD	MD	M	SD	MD	M	SD	MD	M	SD
Phänomene in der Umwelt	.88	1.04	.79	1.25	1.30	.87	.38	.55	.50	.38	.64	.64	.75	.99	.81
Innere Wahrnehmungen	1.00	1.18	.87	1.56	1.54	.98	.63	.75	.61	.50	.64	.65	.50	.84	.90
Formen des Wissens	1.25	1.36	.90	1.88	1.80	.98	.75	.88	.65	.75	.90	.75	.88	1.07	.86
Körperliche Erfahrungen	.25	.51	.66	.50	.72	.70	.13	.25	.34	.13	.31	.50	.13	.25	.46
Itemblöcke gesamt	.92	1.02	.64	1.31	1.34	.72	.50	.60	.43	.44	.62	.56	.59	.79	.64
<i>n</i>	272			176			334			1351			146		

Anmerkungen. Angegeben werden Median (*MD*) Mittelwert (*M*), Standardabweichung (*SD*) und Maximalwert (*Max*) für jeden AgP-Itemblock auf Grundlage der jeweiligen Gesamtmittelwerte der je 8 Items auf einer Skala von 0 („nie“) bis 4 („sehr häufig“).

Die in den USA erhobenen Daten liegen mit einem Gesamtmittelwert von .79 recht nah an der Schweizer Bevölkerung mit .62. Die Werte des externalen und internalen Itemblocks sind mit .99 und .88 zwar um einiges höher, bleiben aber unter denen der Ratsuchenden. Die Koinzidenzphänomene sind auch hier die häufigsten AgP und die Dissoziationsphänomene liegen sehr niedrig auf dem Niveau der Studierenden. Weitere Analysen der USA-Daten hätten den Rahmen der vorliegenden Arbeit gesprengt und müssen in Zukunft noch durchgeführt werden. Bisher weisen jedenfalls alle Studien darauf hin, dass zwischen den AgP der horizontalen Grundachse (Internalität-Externalität) sowie denen der vertikalen Achse (Koinzidenz-Dissoziation) jeweils relativ stabile Verhältnismäßigkeiten bestehen. Diese zeigen sich beispielsweise auch bei den DOKU-Daten in den Verteilungen der sieben formenkreisbasierten Klienteltypen (Kap. 7.3.2). Hier machen die Koinzidenztypen (ASW, ANK, SIN) zusammen 43 % aus und die dissoziativen Typen (MED, NAM) 12 %. Der IPR-Typ liegt bei 19 % der SPK-Typ bei 26 %. Grob gesehen entfällt zudem auf jede Achse die Hälfte der Fälle.

11.1.3 Verhältnis von AgÜ und AgP

Warum treten Koinzidenzerfahrungen viel häufiger auf als Dissoziationserfahrungen? Eine Erklärung könnte sein, dass die gewöhnlichen strukturellen Verbindungen zwischen Selbst und Welt leichter und mit einer größeren Wahrscheinlichkeit überschritten werden, als dass sie sich auflösen. Quantitative Unterschiede zwischen Koinzidenz- und Dissoziationsphäno-

menen wären demnach eher im phänomenalen als im kognitiven Realitätsmodell verankert: Dissoziationsphänomene wie Schlafparalyse, Automatismen und Außerkörperlichkeit bedürfen im Gegensatz zu Ereignissen, die man „für normales Glück oder Pech halten könnte“ (Item K23), die aber aus Sicht der Betroffenen „auf einen höheren Einfluss oder eine geheime Ordnung hinweisen“ (Item K26), keiner besonderen Überlegungen und Überzeugungen, um als außergewöhnlich zu gelten. Das heißt natürlich nicht, dass Koinzidenzphänomene per se allein auf Überlegungen beruhen, aber Koinzidenz kann im Unterschied zu Dissoziation relativ „willkürlich“ konstruiert werden. Für manche Menschen reichen der Gedanke an eine Person und deren gleichzeitiger Telefonanruf bereits aus, um nicht nur spaßeshalber von Telepathie zu sprechen.

Es wäre also denkbar, dass Koinzidenzphänomene häufiger sind, weil sie weniger starke Abweichungen auf der Ebene des phänomenalen Erlebens erfordern. Im Kontinuum der Formenkreise und Grundklassen (Kap. 4.5.5) sind AgE bei ASW und SIN primär wahrnehmungsorientiert. In Richtung IPR und SPK werden sie zunehmend intrusiv und bei MED und NAM kommt es mit der Okkupation und dem Verlust der körperlichen Verhaltenskontrolle zum Höhepunkt. Entsprechend der zunehmenden Intensität nimmt die Häufigkeit der Phänomene kontinuierlich von der Koinzidenz bis zur Dissoziation ab. Die internalen und externalen Phänomene bei IPR und SPK liegen in einem mittleren Bereich. Internale und externale Phänomene, die unterhalb der horizontalen Achse des Grundklassenschemas (Kap. 4.2) mit dissoziativen Phänomenen in Verbindung treten, haben einen sehr starken phänomenalen Erlebnisgehalt, der den Zusammenhang von phänomenalem Selbstmodell und phänomenalem Weltmodell zerstört. Oberhalb der horizontalen Achse in Richtung Koinzidenz nimmt die Konkretetheit der Phänomene ab, dafür jedoch das Sinnerleben zu.

Gegen die Annahme, dass die zunehmende Häufigkeit von AgE in Richtung Koinzidenz allein auf eine gesteigerte Attributionsbereitschaft zurückgeht, spricht der Befund, dass in allen Stichproben mit einer zunehmenden Häufigkeit von AgE die Häufigkeit aller Grundklassen proportional gleichbleibend zunimmt. So erreichen die Nahtoderfahrenen sowohl die höchsten Koinzidenz- als auch Dissoziationswerte. Wenn die AgP-Grundklassen je unterschiedlich von AgÜ und AgP abhängen, dürfte man diese stabilen Verhältnisse zwischen ihnen nicht unbedingt erwarten. Um hier mehr Klarheit zu bekommen, wären PAGE-Befragungen mit getrennten Gruppen von Gläubigen und Skeptikern aufschlussreich. Sollten AgÜ entscheidend sein, müsste sich dieser Umstand bei Skeptikern in einer überproportional verringerten Koinzidenz bemerkbar machen.

Hinweise liefern die mit dem DOKU erhobenen Angaben zu den subjektiven Vorstellungen der formenkreisbasierten Klienteltypen im Hinblick auf eine Verursachung ihrer AgE (Kap. 7.1.4, Tab. 6). Hier sind es nicht die koinzidenzbezogenen Typen, welche die konkre-

testen AgÜ haben. Beim ASW-, ANK- und SIN-Typ haben lediglich 31 %, 24 % bzw. 36 % eine konkrete Idee, während sich beim IPR- und MED-Typ 59 % bzw. 49 % ziemlich sicher sind, was hinter ihren AgE stecken könnte. Bei den restlichen Typen sind es 22 % (SPK) bis 30 % (NAM). Ein gravierender Unterschied zwischen Koinzidenz und Dissoziation ist hier also nicht festzustellen. Alles in allem hängt die Einschätzung möglicher Ursachen für die Häufigkeit von Koinzidenz auch vom ontologischen Status ab, den man den Phänomenen einräumen will. Mit der Theorie der mentalen Repräsentation sind ASW und SIN per se mentale Konstrukte, denen keine Realität zukommt. Mit dem Duale-Aspekte-Monismus wären nichtkausale psychophysische Korrelationen möglich, sogar unabhängig davon, ob man sie überhaupt wahrnimmt.

11.1.4 Belastung und Bereicherung durch AgE

Die früheren Ergebnisse zur allgemeinen Belastung und Inanspruchnahme psychologischer oder psychiatrischer Hilfe auf Basis der von 1996 bis 2006 mit dem Dokumentationssystem des IGPP gesammelten Daten (Bauer et al., 2012; Belz & Fach, 2012; Fach, 2011b) konnten in der vorliegenden Arbeit weitgehend bestätigt werden.

In der neuen DOKU-Gesamtstichprobe von 1996 bis 2014 bewerten 51 % der Ratsuchenden ihre in der Beratung geschilderten AgE eindeutig als negativ. Für 35 % sind die AgE ambivalent, das heißt, sie gehen mit Belastung einher, haben aber auch Aspekte, die als bereichernd empfunden werden. Lediglich 14 % beurteilen ihre AgE als ausgesprochen positiv (Kap. 7.1.5, Tab. 5). Bei den formenkreisbasierten Klienteltypen gibt es beträchtliche Unterschiede in der subjektiven Valenz der AgE (Kap. 7.3.4, Tab. 18): Beim MED-Typ stehen nur 42 % der Ratsuchenden ihren Erfahrungen negativ gegenüber, für 28 % sind sie ambivalent und für 30 % positiv. Am anderen Ende des Bewertungsspektrums, das der IPR-Typ besetzt, ist Letzteres nur bei 5 % der Fall. Hier können 78 % ihren AgE nichts Positives abgewinnen und 18 % verspüren sowohl negative wie auch positive Auswirkungen.

Im sozialen Kontext liegen nach Einschätzung der Beratenden bei 87 % der Klientel Lebensumstände vor, die zumindest potenziell belastend sein können. Bei 66 % gibt es Probleme im gesundheitlichen bzw. körperlichen Bereich und bei 79 % gibt es Belastungsfaktoren im psychischen Bereich (Kap. 7.1.5, Tab. 7). Insgesamt gehen die Experten bei 80 % der Klientel von einer akuten Belastung durch ihre allgemeinen Lebensumstände aus. Die Betroffenen selbst geben zu 66 % an, sich auch unabhängig von ihren AgE belastet zu fühlen.

Bei den PAGE-Stichproben ergeben sich größere Differenzen in den angegebenen Valenzen der AgE (Kap. 8.1.4, Tab. 29). Die Ratsuchenden (S1) geben mit einem Mittelwert von 1.8 auf der fünfstufigen Skala von 0–4 eine stärkere negative Bewertung ihrer AgE als alle anderen Befragten ab. Gleichzeitig geben aber sie auch eine positive Einschätzung in Höhe

von 2.1 ab. In keiner anderen Stichprobe tritt eine so starke Ambivalenz hervor. Die Nah-toderfahrenen (S2) bewerten ihre AgE deutlich positiver (2.7) und geben eine deutlich geringere Belastung (1.3) an. Dieses Ergebnis beruht nicht auf einem besonderen AgE-Profil, sondern basiert auf einem Anstieg der Werte aller Grundklassen. Auch in der Normalbevölkerung (S4) beträgt mit geringeren Werten das Verhältnis von positiv (1.5) zu negativ (0.8) ungefähr 2 zu 1. Bei den Studierenden (S3) liegen die positiven (1.6) und die negativen (1.1) Werte höher und näher beisammen, sodass die Ambivalenz größer ist.

Interessanterweise gibt es zwischen den Niedrig- und Hochscorern in S1 mit Werten von je 1.8 keinen Unterschied in der negativen Bewertung der AgE und auch die positiven Einschätzungen differieren mit 2.0 und 2.1 kaum. Ihre Werte und die damit verbundene Ambivalenz entsprechen also der Gesamtstichprobe (Kap. 10.6.3, Tab. 79). Das bedeutet, dass sich IGPP-Ratsuchende unabhängig vom Ausmaß ihrer AgE gleichermaßen belastet fühlen. In S2 ist die Bilanz der Hochscorer durch eine deutlich höhere Belastung (1.7) und eine geringere Bereicherung (2.6) nicht so gut wie bei den Niedrigscorern. Letztere machen 65 % in S2 aus (Kap. 10.6.1) und erreichen im Verhältnis von Bereicherung (2.8) und Belastung (1.0) das positivste Ergebnis überhaupt. In S3 ist das proportionale Verhältnis positiver vs. negativer Bewertung von AgE bei Niedrig- (1.4 zu 0.9) und Hochscorern (1.9 zu 1.3) einigermmaßen vergleichbar. Das gilt auch für S4, wobei die Valenzdifferenzen der Hoch- (2.2 zu 1.2) und der Niedrigscorer (1.4 zu 0.6) etwa doppelt so groß ausfallen.

11.1.5 Inanspruchnahme von Versorgung

Zusätzlich zur Befragung der Schweizer Bevölkerung mit dem PAGE-R wurden in der Studie von Landolt et al. (2014) auch Informationen über das Hilfesuchverhalten und gegebenenfalls schon einmal diagnostizierte psychische Störungen erhoben (Kap. 1.6.7). Aus den Antworten lässt sich schätzen, dass bei etwa 80 % der Menschen, die Rat und Hilfe wegen AgE suchen, frühere oder aktuelle Diagnosen psychischer Störungen zu erwarten sind. Ein Blick auf die DOKU-Daten zur Inanspruchnahme von Hilfe (Kap. 7.1.5, Tab. 7) zeigt, dass sich zum Zeitpunkt der AgE-Beratung etwa 7 % in psychotherapeutischer und 6 % in psychiatrischer Behandlung befanden. Nimmt man alle in Anspruch genommenen professionellen Formen der psychosozialen, psychotherapeutischen und psychiatrischen Versorgung in Vergangenheit und Gegenwart zusammen, haben 37 % der Ratsuchenden schon professionelle Hilfe in Anspruch genommen. Dies entspricht also in keinem Fall der oben abgeleiteten Quote von 80 %. Etwa 17 % der Betroffenen haben sich auf dem alternativen Psycho- und Esoterikmarkt umgetan. Bei fünf der sieben Formenkreistypen liegt die Inanspruchnahme nur bei 8 % bis 17 % (Kap. 7.1.5, Tab. 8), beim MED- und IPR-Typ ist sie mit 35 % bzw. 32 % am höchsten. Zusammengenommen haben damit 40 % der Klientel vor dem Kontakt mit dem IGPP schon irgendeine Form der Hilfe gesucht.

Wenn wir die Inanspruchnahme von professioneller Hilfe bei 37 % der Ratsuchenden auf die Hochscorer umrechnen, die deutlich stärker als die Niedrigscorer belastet sind und die 60 % der Stichprobe Klientel ausmachen, ergäbe sich für diese Gruppe ein Anteil von 61 % mit professioneller Versorgung und wahrscheinlich mit Diagnosen. Zugegebenermaßen ist diese Kalkulation sehr spekulativ, besonders da bei 63 % der Gesamtstichprobe eine vorherige Versorgung wegen fehlender Daten nicht ausgeschlossen werden kann und eine Unterschätzung gut möglich ist. Deshalb ist ein Blick auf die mit dem DOKU eingeschätzte psychische Auffälligkeit aufschlussreich (Kap. 7.1.6). Wenn man berücksichtigt, dass 46 % der Ratsuchenden von den Beraterinnen und Beratern des IGPP als „eher auffällig“ bis „auffällig“ eingestuft wurden (Tab. 10), und man diesen Prozentsatz auf die Gruppe der Hochscorer umrechnet, kämen wir in dieser Gruppe tatsächlich auf einen Anteil von 77 % psychisch auffälliger Ratsuchender.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass mehr als die Hälfte der Ratsuchenden eben auch auf klinisch geschulte Beratende nicht den Eindruck macht, psychisch auffällig zu sein. Die Ergebnisse bestätigen zum einen, dass AgE zum normalen Spektrum des menschlichen Erlebens gehören, was auch alle diesbezüglichen Umfragen nahelegen (Kap. 1.3.3). Zum anderen legen sie nahe, dass AgE bei zunehmender Häufigkeit und Intensität mit einer größeren Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang mit akuten psychosozialen Belastungen und psychischen Störungen auftreten. Die Daten zeigen aber auch, dass selbst stark ausgeprägte AgE nicht per se mit negativer Belastung einhergehen, sondern beispielsweise von Menschen mit Nahtoderfahrungen in besonderem Maße als positiv und bereichernd angesehen werden. AgE und Psychopathologie dürfen also keinesfalls gleichgesetzt werden und selbst dann, wenn sowohl AgE als auch psychische Probleme bei einer Person vorliegen, besteht nicht zwingend eine kausale Verbindung zwischen beidem. Wenn bis zu 50 % der deutschen Bevölkerung über AgE berichten und AgÜ noch weitaus verbreiteter sind (Kap. 1.3.3), muss es, wie schon angesprochen (Kap. 1.6.2), bei einer 12-Monats-Prävalenz von etwa 30 % (Jacobi et al., 2014) und einer Gesamtlebenszeitprävalenz von 50 % (Kessler et al., 2005) für psychische Störungen rein statistisch zu Überschneidungen kommen.

Die Tatsache, dass alle AgE-Formenkreise bzw. AgP-Grundklassen nicht nur bei Hilfesuchenden Klientinnen und Klienten, sondern in geringerem Maße, aber in der vollen Bandbreite, auch in der Normalbevölkerung auftreten, spricht dafür, dass AgE „in verschiedenen Dimensionen bzw. Merkmalen und Ausprägungsgraden, die, wie es inzwischen auch bei psychischen Störungen angenommen wird, kontinuierlich verteilt sind“ (Fach & Belz, 2015, S. 474). Die Bedingungsgefüge für die beobachteten Zusammenhänge zwischen den Kontinua außergewöhnlicher Erfahrungen und psychischer Störungen sind weitgehend ungeklärt, und verschiedene Szenarien, in welcher Weise AgE bzw. abweichende mentale Repräsentation

tionen, Realitäts- und Glaubensüberzeugungen sowie psychische Störungen miteinander interagieren können, sind denkbar (Belz & Fach, 2015; Kerns et al., 2015).

11.1.6 AgE und Psychopathologie

Unterrassner et al. (2017a) interpretieren AgE, die mit dem PAGE-R erfasst werden, als „psychotic-like experiences“ (PLE), die am „healthy end of the psychosis continuum“ angesiedelt seien. Auf Basis aller 32-AgP-Items des PAGE-R und anhand einer kleinen Teilstichprobe ($n = 206$) der Schweizer Normalbevölkerungsstichprobe (S4), die in den Studien von Fach et al. (2013) und Landolt et al. (2014) verwendet wurde, rechneten sie Faktorenanalysen. Sie extrahierten drei Faktoren, deren Ladungsmuster mit einigen Abweichungen der 3-Faktoren-Matrix entsprechen, die mit 30 Items in S4 gefunden wurden (Kap. 8.2.2, Tab. 32). Die Autoren interpretieren die Faktoren als Subskalen zur Messung von PLE und bezeichnen sie als „odd beliefs“, „dissociative anomalous perceptions“ und „hallucinatory anomalous perceptions“ und setzen sich komplett über das theoretisch und empirisch-phänomenologisch fundierte Paradigma des PAGE-R hinweg. Das tut ebenso Wyss (2016), der mit zwei Faktoren operiert, die seines Erachtens „apophenias“ (wahrgenommene Verbindungen zwischen nicht zusammenhängenden Ereignissen) und „abnormal perceptions“ repräsentieren:

These two factors hence, are easily to interpret in a clinical setting, as they resemble the two main symptom dimensions of the psychosis phenotype: delusion and hallucination, respectively. This again underlines, that the range of items of the PAGE-R can be interpreted for different purposes, i.e., as parapsychological phenomena or psychotic-like experiences. (Wyss, 2016, S. 42)

Auf die gravierenden Missverständnisse bei der inhaltlichen Interpretation der PAGE-Items und Fehlschlüsse, die Unterrassner et al. sowie Wyss aus der Faktorenanalyse ziehen, kann hier nicht im Detail eingegangen werden. Es lässt sich aber leicht aufweisen, dass es sich bei externalen Phänomenen häufig nicht um Halluzinationen, sondern um mehr oder weniger korrekte Wahrnehmungen von Sachverhalten handelt, die von Betroffenen – ob fälschlicherweise, sei dahingestellt – als paranormal interpretiert werden, zum Beispiel, wenn Klopfgeräusche (Item 05) auf Geister zurückgeführt werden. Andererseits können Koinzidenzphänomene nicht einfach auf „odd beliefs“ reduziert werden, so muss man ein Déjà-vu (Item K25) erst einmal erleben, bevor man glauben kann, dass es sich dabei um die Erinnerung an ein früheres Leben handelt. Belz weist darauf hin, dass eine genaue Analyse der wahrgenommenen Phänomene äußerst wichtig ist und mit Verweis auf Roberts (1991) „wie problematisch und unzulässig es ist, mögliche Ähnlichkeiten zwischen außergewöhnlichen Wahrnehmungen im Rahmen einer AgE und psychopathologischen Symptomen im Rahmen einer psychischen Störung überzubetonen und weitreichende Schlüsse zu ziehen“ (2009a, S. 28–29).

Belz und Fach (2015) vertreten die Auffassung, dass AgE und Psychopathologie nicht unidirektional und unidimensional zusammenhängen, sondern durch weitere Faktoren moduliert und verknüpft werden. Laut Goulding (2004, 2005) hängen ausgeprägte AgÜ und AgE mit psychischen Störungen zusammen, wenn sie mit kognitiver Desorganisation oder Anhedonie einhergehen, aber nicht ohne diese zusätzlichen Merkmale. Die Studien von Goulding und von McCreery und Claridge (2002) unterstützen das Konzept der gesunden Schizotypie und das volldimensionale Modell der Schizotypie, nach dem Schizotypie eine Persönlichkeitsdiagnose ist und schizotypische Eigenschaften sowohl mit Psychopathologie als auch mit Wohlbefinden einhergehen können (Simmonds-Moore, 2012).

Nach Belz und Berger (2008) weisen Wahrnehmungen bei AgE Ähnlichkeiten mit Erinnerungsfragmenten bei Menschen mit posttraumatischen Belastungsstörungen auf. Wie Flashbacks oder Intrusionen treten AgP spontan und unkontrollierbar mit hoher Erlebnisintensität auf, lassen sich aber kognitiv nicht einordnen und verarbeiten. Mit Kuhl (2001) weisen Belz und Berger darauf hin, dass geringe Emotionsregulationsmöglichkeiten die Fähigkeit, diskrepante Wahrnehmungen in das vorhandene Erfahrungswissen zu integrieren, erheblich einschränken. Bei allen untersuchten Ratsuchenden konnten sie auf eine schwierige Lebensgeschichte und zum Teil auf frühe Traumatisierungen schließen. Höchstwahrscheinlich hatte die Biografie der Betroffenen also einen negativen Einfluss auf die Entwicklung ihrer Emotionsregulationsfähigkeit bzw. ihrer Möglichkeiten zur Spannungsreduktion. Belz und Berger weisen darauf hin, dass das Fehlen von emotionaler Klarheit Stress erzeugt. Sie folgern, dass Menschen mit AgE, denen emotionale Aufmerksamkeit und emotionales Verstehen fehlen, unter hoher Belastung stehen. Die PAGE-R – Ergebnisse der vorliegenden Arbeit (Kap. 8.1.4) bestätigen das Vorliegen einer ausgeprägten Inkonsistenz durch den Befund, dass IGPP-Ratsuchende ihre AgE gleichzeitig als sehr bereichernd und als sehr belastend bewerten. Eine derartige Ambivalenz ist in keiner anderen Stichprobe zu finden. Inhaltlich zeigt sie sich unter anderem darin, dass ASW-Erfahrungen einerseits als besondere Begabung aufgefasst werden, andererseits aber Gefühle der Ohnmacht auslösen. Familien, die über beängstigende externale Phänomene aus dem SPK-Formenkreis berichten, wollen diese einerseits zwar möglichst loswerden, andererseits bieten sie ihnen aber die Möglichkeit, von anderen Problemen abzulenken. Insgesamt zeigen alle Studien, dass es in der AgE-Beratung nicht reicht, sich nur auf die AgE zu konzentrieren. Eine andauernde Verringerung der Belastung und eine nachhaltige Verbesserung der Lebensqualität sind nur zu erwarten, wenn die mit AgE einhergehenden motivationalen Konflikte bearbeitet werden (Belz, 2009a; Belz & Fach, 2015; Fach & Belz, 2017).

An dieser Stelle sei auch angemerkt, dass die Symptomperspektive, auch wenn an dieser Stelle eine Erörterung diagnostischer und psychopathologischer Fragen stattfindet, nicht im Mittelpunkt unseres Interesses steht. Bereits im konzeptionellen I. Teil der Arbeit wurden AgE

vor dem Hintergrund der Konsistenztheorie (Kap. 3.1.7) im Zusammenhang mit Mechanismen zur Konsistenzsicherung (Kap. 3.1.8) und Spannungsreduktion (Kap. 3.1.10) auf selbstorganisierte Selbstregulationsprozesse zurückgeführt. Im III. Teil werden wir uns intensiv unter Einsatz von Plananalysen (Caspar, 2018) mit AgE beschäftigen, denn „oft werden AgE so in das psychische Geschehen integriert, dass sie wichtige motivationale Bedürfnisse nach Anerkennung, Kontrolle, Sinn oder einer Balance von Autonomie und Bindung in zwischenmenschlichen Beziehungen abdecken“ (Fach & Belz, 2017, S. 385). Abschließend wollen wir im nächsten Kapitel aber noch klären, ob die Datenlage der vorliegenden Arbeit überhaupt die Hypothese eines identischen Kontinuums von AgE und psychischen Störungen stützen kann.

11.1.7 AgE und Psychosekontinuum

Auf einer gut abgesicherten empirischen Grundlage (Johns et al., 2004; Linscott & van Os, 2013; Saha et al., 2011; Sommer et al., 2010; Yung et al., 2009) werden Psychosen vor dem Hintergrund des Schizotypiekonzeptes heute als Extremausprägung einer allgemeinen Veranlagung auf einem Kontinuum gesehen, das von subklinischen Manifestationen der gesunden Schizotypie, über leichte psychische Auffälligkeit bis hin zur Symptomatik der Schizophrenie reicht. Vor diesem Hintergrund gelten AgE als „psychotic-like-experiences“ (Cella et al., 2012; Chapman & Chapman, 1980; Hinterbuchinger et al., 2017; Kelleher & Cannon, 2011; Lee et al., 2016; Rössler et al., 2017; Unterrassner et al., 2014; Unterrassner et al., 2017b), die, insofern sie nicht mit einer psychischen Störung gleichgesetzt werden, am „healthy end“ (Unterrassner et al., 2017a) des Psychosekontinuums angesiedelt sind.

Was wäre, wenn wir davon ausgehen, dass der allgemein für psychische Störungen akzeptierte Kontinuumsansatz ebenso für AgE gilt und außerdem annähmen, dass AgE und psychische Störungen im Prinzip „das Gleiche“ seien? Das würde implizieren, dass milde Formen von AgE keinen Störungswert haben, aber bei zunehmender Ausprägung in klassische Psychopathologien übergehen. So ist denkbar, dass im Zuge sinnvoller Fügungen die Ausschau nach Zeichen und Botschaften ab einem gewissen Grad den Charakter eines Wahns annimmt oder die Ausübung von Wahrsagepraktiken zur Entscheidungsfindung in eine Zwangsstörung mündet. Typische Phänomene des NAM-Formenkreises lassen sich vielleicht als milde Symptome einer Narkolepsie und anderer Schlafstörungen auffassen, Automatismen des MED-Formenkreises als dissoziative Störungen und so weiter.

Sollten AgE und psychische Störungen, welcher Art auch immer, Pole ein und desselben Kontinuums bilden, dann müssten AgE mit zunehmender Ausprägung in klassische Symptome und Pathologien übergehen. Wir sollten erwarten, dass eine Steigerung der Häufigkeit und Intensität von AgE mit einer Zunahme der subjektiv empfundenen Belastung und von

Symptomen, die den täglichen Lebensvollzug gravierend beeinträchtigen, verbunden ist. Erst solche Begleiterscheinungen rechtfertigen es, bestimmten Formen des Erlebens und Verhaltens den Status einer psychischen Störung zuzuerkennen, denn „zur Diagnose einer psychischen Störung und einer Abgrenzung gegenüber AgE bzw. einem Inbeziehungsetzen zu AgE gehören neben der Auflistung von Phänomenen noch [...], dass die Störung in klinisch bedeutsamer Weise Leiden oder Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen verursacht“ (Belz, 2009a, S. 29).

In der Normalbevölkerung (S4) deutet bei den Hochscorern, deren Wert von 1.5 auf der AgE-Globalskala den der Ratsuchenden (S1) noch übertrifft, im Vergleich zu den Niedrigscorern mit einem Wert von 0.4 (Kap. 10.6.1, Tab. 75), nichts auf gravierende Einschränkungen des Funktionsniveaus hin. So sind in beiden S4-Teilstichproben gut 80 % der Befragten berufstätig (Kap. 10.6.2, Tab. 76). Bezüglich der Valenz bewerten die Hochscorer in S4 ihre AgE mit einem Wert von 1.2 doppelt so negativ wie die Niedrigscorer. Hier ist bemerkenswert, dass sich die Niedrigscorer in S1 mit einem Wert von 1.8 ebenso negativ durch ihre AgE belastet fühlen wie die Hochscorer (Kap. 10.6.3, Tab. 78). Die Ergebnisse zeigen, dass es keine eindeutigen Auswirkungen einer steigenden Häufigkeit von AgE im Hinblick auf die subjektive Belastung gibt und dass stattdessen die erlebte Bereicherung steigen kann.

Insgesamt bewerten die Nahtoderfahrenen (S2) von allen Stichproben ihre AgE am positivsten und die negative Belastung liegt deutlich unter der in S1 (Kap. 8.1.4, Tab. 29). Auch in den anderen Stichproben werden AgE in ihren Auswirkungen insgesamt eher positiv als negativ beurteilt. Während der Häufigkeitswert auf der Globalskala in S1 und S2 bei den Unterscorern 0.5 beträgt und bei den Mittelscoren auf 1.2 bzw. 1.3 ansteigt (Kap. 10.7.1, Tab. 80), sinkt die negative Valenz in S1 von zuvor 1.8 auf 1.7 und in S2 von 1.1 auf 0.9 ab (Kap. 10.7.4, Tab. 83). Die positive Einschätzung steigt stattdessen in S1 von 2.0 auf 2.2 und in S2 von 2.6 auf 3.0. Die Oberscorer in S1 und S2 legen nahe, dass die positive Valenz bzw. die subjektiv erlebte Bereicherung erst bei sehr hohen Häufigkeitswerten, die auf der Globalskala Werte > 2.0 erreichen, abnimmt und die negative Belastung ansteigt, sodass eine erhöhte Ambivalenz entsteht. Allerdings schlägt nur bei den ratsuchenden Oberscoren mit einer AgE-Häufigkeit von 2.5 und einer negativen Valenz von 2.4 sowie einer positiven von 1.8 das Verhältnis wirklich um. In S2 ist die Bilanz bei einer AgE-Häufigkeit von 2.1 mit einem negativen Wert von 1.7 und einem positiven Wert von 2.6 noch recht gut. Damit liegt sie zudem nahe bei den Oberscoren in der Normalbevölkerung, die auf der Globalskala 1.9 erreichen und ein Verhältnis von 1.5 (negativ) zu 2.2 (positiv) aufweisen. Sowohl in S4 als auch bei den Studierenden (S3) steigen die negative und die positive Valenz und die damit verbundene Ambivalenz durchgängig von den Unter- zu den Oberscoren an.

Dass die beobachteten Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit von AgE und damit einhergehenden Belastungen nicht nur allgemein, sondern auch skalenspezifisch variieren, macht die Sache noch komplizierter. Die untersuchten Korrelationen zwischen den Grundklassenskalen und den Valenzbewertungen zeigen, dass es hinsichtlich Externalität und Internalität keine eindeutigen positiven und negativen Beziehungen zu Belastung und Bereicherung gibt (Kap. 10.7.4, Tab. 84). Dagegen erweist sich Koizidenz als eine Qualität, die signifikant ganz überwiegend positiv mit positiver Valenz sowie negativ mit negativer Valenz korreliert, während es sich bei der Dissoziation fast ausnahmslos umgekehrt verhält.

Den deutlichsten Hinweis, den wir uns bis zum Ende dieses Kapitels aufbewahrt haben, kann uns vielleicht die Stichprobe derjenigen Ratsuchenden geben, bei denen wir DOKU- und PAGE-Daten verknüpfen können (Kap. 9.1.1). Wir hatten die Grundklassentypen bereits mit der Einschätzung der psychischen Auffälligkeit im DOKU verknüpft (Kap. 10.8.3). Bei diesen Personen haben wir auch die Möglichkeit, den PAGE-Dispositionsindex mit der im DOKU von den Beratenden anhand der Kategorien „nicht auffällig“, „eher nicht auffällig“, „eher auffällig“ oder „auffällig“ vorgenommenen Einstufung zu korrelieren. Falls als AgE durch ein Psychosekontinuum repräsentiert werden, sollten wir hier einen positiven Zusammenhang sehen. Was wir tatsächlich finden, ist nur eine sehr geringe Spearman-Korrelation mit $\rho = .045$, die mit $p = .556$ ($n = 171$) jeglicher statistischen Bedeutsamkeit entbehrt. Ebenso gibt keinen Zusammenhang zwischen der AgE-Disposition und der durch die Ratsuchenden angegebenen ($\rho = .045$, die mit $p = .591$; $n = 145$) und durch die Beratenden eingeschätzten ($\rho = .044$, die mit $p = .591$; $n = 150$) allgemeinen Belastung im DOKU als „eher nicht belastet“ oder „eher belastet“ (Kap. 7.1.5). Des Weiteren korreliert auch die dreistufige DOKU-Bewertung der AgE als „positiv-bereichernd“, „sowohl bereichernd als auch belastend“ oder „negativ-belastend“ (Kap. 7.1.4) nicht mit der AgE-Disposition ($\rho = .122$, die mit $p = .101$; $n = 183$).

Die Ergebnisse sprechen dagegen, dass AgE und psychische Störungen ein gemeinsames Kontinuum bilden und dass mit der Häufigkeit von AgE subjektiv empfundener Leidensdruck – ein Kriterium, das zur Definition einer psychischen Störung dazugehört – gleichsinnig zunimmt. Zwar wurden 95 % der „Auffälligen“ in der DOKU-Stichprobe gleichzeitig und hochsignifikant ($\chi^2(1) = 173.709$, $p \leq .001$, $n = 1293$; $V = .37$) im Unterschied zu den „Unauffälligen“ mit 65 % gleichzeitig als belastet eingestuft, aber beide Aspekte, Auffälligkeit und Belastung, stehen in keinem Zusammenhang mit dem Dispositionsindex. Es ist zu vermuten, wie auch Belz feststellt, dass „selbst bei einem gleichzeitigen Vorhandensein von AgE und psychischer Störung beide Symptom- und Phänomenbereiche sehr unterschiedlich ineinandergreifen dürften“ (2009a, S. 28). Wir kommen weiter unten noch einmal auf psychische Auffälligkeit zurück und werden uns dort auf die bemerkenswerten Zusammenhänge mit Bindung konzentrieren (Kap. 11.1.7).

Alles in allem sprechen die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit dafür, AgE als ein Kontinuum zu betrachten, das eigenständig ist und lediglich mit dem Psychosekontinuum korreliert. Diese Auffassung deckt sich mit Grants (2015) Ansatz, Schizophrenie als eine Überlappung von hoher positiver und negativer Schizotypie zu begreifen. Sie ist ebenfalls kompatibel mit dem Modell von Claridge (1972, 1987), das Schizophrenie als ein Kontinuum von psychischer Störung und Schizotypie als Kontinuum einer Persönlichkeitsdimension konzeptualisiert (Kap. 1.5.8). Diese Sichtweise passt zudem zur Differenzierung einer phänomenologischen und einer strukturellen Komponente der Schizophrenie, die Linscott und van Os (2010) für notwendig halten.

11.2 Disposition und Randbedingungen

Im Folgenden werden Daten und Ergebnisse zusammengefasst, die Rückschlüsse auf psychologische, psychosoziale und sonstige Faktoren zulassen, die Einfluss auf die Entstehung und Ausprägung von AgE haben könnten. Variablen, die über alle Stichproben hinweg signifikante Zusammenhänge mit AgE aufwiesen, waren Geschlecht, Alter und besonders Partnerschaft, Familienstand und Wohnsituation, also die Variablen, die zur Bildung eines Bindungsindex herangezogen wurden. Die Untersuchung auf Partialkorrelationen (Kap. 10.5.3) zeigte, dass die Geschlechtszugehörigkeit keinen Einfluss auf die Höhe der Korrelationen zwischen Alter, Bindungsindex und AgE-Dispositionsindex hatte. Weiter unten (Kap. 11.2.6) werden „AgE-Dispositionsgefüge“ dargestellt, in denen mögliche Bedingungs-zusammenhänge zwischen Alter, Bindung und AgE modelliert werden.

11.2.1 Allgemeine Umstände der AgE

Stichprobenübergreifend zeigen die PAGE-Ergebnisse, dass AgE ganz überwiegend nicht absichtlich herbeigeführt werden, sondern spontan und unvorbereitet im normalen Wachzustand auftreten (Kap. 8.1.4, Tab. 29). IGPP-Ratsuchende (S1), Studierende (S2) und die Angehörigen der Normalbevölkerungsstichprobe (S4) bringen ihre AgE kaum mit einer Ausübung von Praktiken, mit Angeboten der Esoterikszene oder einer Einnahme von Alkohol, Drogen oder Medikamenten in Zusammenhang. Ebenso wenig spielen extreme oder lebenskritische Situationen eine Rolle. Auf der fünfstufigen Skala (0 = „gar nicht“ bis 4 = „sehr“) stimmen am ehesten Menschen mit Nahtoderfahrungen einem Einfluss extremer oder lebensbedrohlicher Situationen (1.5), spiritueller Praktiken (1.0) und Angeboten der Esoterikszene (0.6) zu. Die Beteiligung von Extremsituationen macht bei den Fragen zur Auslösung von AgE den einzigen signifikanten Unterschied zwischen Nahtoderfahrenen (S2) und Ratsuchenden aus, deren Werte sich sonst wenig unterscheiden. Mit noch niedrigeren Wer-

ten bei allen Items bewegen sich die deutschen Studierenden und die Schweizer Bevölkerung ebenfalls auf einem vergleichbaren Niveau.

Der Vergleich der quantitativen Typen (Kap. 10.6.3, Tab. 79) zeigt, dass Phänomene bei den Hochscorern in deutlich höherem Maße selbst- oder fremdinduziert sind als bei den Niedrigscorern. Die Hochscorer aller Stichproben stimmen signifikant stärker mit zwei- bis dreimal so hohen Werten einer Beteiligung okkultur und spiritueller Praktiken an der Entstehung ihrer AgE zu. Besonders große Differenzen finden sich beispielsweise in Bezug auf die Psycho- und Esoterikszenen in S2 (0.4 vs. 1.1) sowie in S4 bei den spirituellen Praktiken (0.3 vs. 1.1). Dem Einfluss von Alkohol, Drogen oder Medikamenten wird auch bei den Hochscorern sehr wenig Bedeutung beigemessen. Bei den Ratsuchenden ist nicht einmal ein Unterschied zu den Niedrigscorern (jeweils 0.2) zu verzeichnen.

Während die Einflüsse der Kontextfaktoren bei den Niedrigscorern in S3 und S4 etwa vergleichbar sind, liegen die Werte der Hochscorer in S4 etwa 50 % über denen in S3 und deutlich näher bei den S2-Hochscorern. Zieht man in Betracht, dass auf der Globalskala auch die Häufigkeiten von AgE (Kap. 10.6.1, Tab. 75) bei den Hochscorern in S4 (1.5) um 50 % höher liegen als in S3 (1.0), wird deutlich, dass das Maß einer Erhöhung von AgE offensichtlich mit einer Zunahme besonderer Einflussfaktoren einhergeht. Wenn die Hochscorer unter den Ratsuchenden über eine ähnlich hohe Phänomenhäufigkeit (1.4) berichten, aber einer absichtlichen Herbeiführung (Kap. 10.6.3, Tab. 78, Item 49) deutlich weniger (0.5) zustimmen als die Normalbevölkerung (1.0), ist dies ein Hinweis darauf, dass besondere Ursachen an anderer Stelle zu suchen sind. Die Ergebnisse sprechen dafür, dass AgE bei der IGPP-Klientel in höherem Maße durch psychosoziale Gegebenheiten und psychische Faktoren induziert werden, als es in den anderen Stichproben der Fall ist. So zeigt auch die Analyse der grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen (Kap. 10.8.4, Tab. 90) bei den Unterscorern keinen positiven Zusammenhang des Dispositionsindex, also der Häufigkeit und Kontinuität von AgP, mit einer absichtlichen Herbeiführung von AgE. Beim koinzidenten Typ treten dagegen mit steigender Disposition AgE weiterhin spontan und unvorbereitet auf, während der ohnehin geringe Einfluss von Psychotechniken und Esoterikszenekontakten sogar noch abnimmt. Eine vermehrte Beteiligung von psychospirituellen Techniken, Esoterikszenekontakten und Extremsituationen bei steigender Disposition gibt es beim dissoziativen Typ. Beim externalen Typ und bei den Oberscorern korreliert die Disposition signifikant positiv mit einer absichtlichen Herbeiführung von AgE, beim externalen Typ insbesondere mit okkulten Praktiken. Beim Oberscorer treten mit steigender Disposition zunehmend Phänomene gegen den eigenen Willen auf, während diese Tendenz beim externalen Typ abnimmt. Beim internalen Typ korreliert die Stärke der Neigung zu AgE signifikant mit der Ausübung okkultur Praktiken, aber nicht mit einer absichtlichen Herbeiführung. Letzteres spricht dafür,

dass Praktiken und Rituale vom internalen Typ eher im Nachhinein als Bewältigungsstrategien im Umgang mit spontanen Erfahrungen eingesetzt werden.

Insgesamt stehen die Befunde im Einklang den Ergebnissen der bisherigen Studien (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk et al., 2002; Belz-Merk & Fach, 2005; Fach et al., 2013) und der aktuellen Auswertung der DOKU-Daten (Kap. 7.1.4). Bei den formenkreisbasierten DOKU-Klienteltypen (Kap. 7.3.4, Tab. 18) divergieren die Randbedingungen der AgE noch deutlicher und signifikanter als bei den grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen: Die Anteile der AgE im Wachbewusstseinszustand bewegen sich in einem Bereich von 90 % beim SPK- sowie IPR-Typ und 46 % beim NAM-Typ. Über veränderte Bewusstseinszustände berichten lediglich 4 % bis 5 % beim SPK- und IPR-Typ, jedoch 23 % beim NAM- und 18 % beim MED-Typ. Während 92 % der AgE beim SPK-, 87 % beim ANK- und 84 % beim ASW-Typ ausschließlich spontan und unvorbereitet auftreten, ist dies beim MED-Typ nur zu 55 %, beim NAM-Typ zu 69 % und beim IPR-Typ zu 76 % der Fall. Das insgesamt seltene Auftreten dissoziativer Phänomene und der hohe Anteil selbst induzierter Erfahrungen beim MED- und NAM-Typ deuten wie die PAGE-Ergebnisse darauf hin, dass Phänomene der dissoziativen Grundklasse von Natur aus mit einer geringeren Tendenz spontan auftreten als Koinzidenzphänomene. Zur Erklärung dieses Sachverhalts können verschiedene Gründe ins Feld geführt werden, die schon diskutiert wurden, insbesondere, dass eine Destabilisierung der strukturellen psychophysischen Verschränkung unwahrscheinlicher ist als eine erhöhte Wahrnehmung psychophysischer Koinzidenzen.

Letztendlich ist jedoch zu konstatieren, dass unabhängig davon, ob beispielsweise psychospirituelle Praktiken die Häufigkeit von AgE erhöhen und ob Personen Niedrig- oder Hochscorer sind, die weitaus meisten Phänomene unbeabsichtigt und spontan im gewöhnlichen Lebensvollzug der Betroffenen auftreten. Mögliche Auslöser spontaner Erfahrungen sind weniger in Wirkfaktoren zu suchen, denen sich Betroffene bewusst und freiwillig aussetzen, sondern vielmehr in ihren Lebensumständen, Persönlichkeitsmerkmalen und psychischen Dispositionen. Auf entsprechende Aspekte wird nachfolgend eingegangen.

11.2.2 Einfluss von Religion und Bildung

Mit den äußeren Umständen, unter denen AgP auftreten, entscheiden persönliche Realitätsüberzeugungen und kognitive Bewertungsprozesse darüber, wie AgE eingeordnet und verarbeitet werden. Mögliche Einflüsse, die dem kognitiven Realitätsmodell zugerechnet werden können, lassen sich anhand der vorhandenen Daten, wenn überhaupt, mit der Religionszugehörigkeit und dem Bildungsniveau der Befragten sowie bei den DOKU-Daten vielleicht noch mit den schon diskutierten Angaben zu subjektiven Überzeugungen in Verbindung bringen.

In Hinblick auf die IGPP-Klientel ist zunächst einmal festzustellen, dass die konfessionellen Bindungen in der DOKU-Stichprobe mit 32 % Protestanten und 35 % Katholiken (Kap. 7.1.1, Tab. 3) in etwa den Verhältnissen der deutschen Normalbevölkerung des Jahres 2011 mit jeweils 31 % entsprechen (Kap. 6.1.2). Das gilt auch für die Ratsuchenden in S1 mit 32 % bzw. 29 % und die Schweizer Normalbevölkerung (S4) mit 32 % Protestanten und 30 % Katholiken (Kap. 8.1.1, Tab. 24). Die beiden PAGE-Stichproben haben zudem vergleichbare Anteile an Konfessionslosen mit 34 % (S1) und 31 % (S4) sowie Angehörigen anderer Religionen mit 6 % (S1) und 7 % (S4). Von den Studierenden (S3) sind 46 % evangelisch und lediglich 18 % ohne religiöse Bindung. Auffällig sind nur die Befragten mit Nahtoderfahrungen (S2), von denen 47 % ohne religiöse Bindung sind. Im Hinblick auf andere Religionszugehörigkeiten liegen sie mit 5 % im Bereich der anderen Stichproben mit 4 % (S3) bis maximal 7 % (S4). In S2 finden sich, wenn man von S3 absieht, mit 55 % die meisten Personen mit Hochschulreife und mit 46 % die meisten Hochschulabgänger. Mit jeweils 51 % in der DOKU- und der PAGE-Stichprobe ist auch in S1 der Anteil derjenigen mit Fachhochschul- bzw. Hochschulreife deutlich höher als in der Bundesbevölkerung, wo es maximal 40 % in der Altersgruppe der 18–29-Jährigen sind (Kap. 7.1.2).

Wenn wir jeweils die Niedrig- und Hochscorer der Stichproben vergleichen, finden sich in Bezug auf die religiösen Orientierungen keinerlei bemerkenswerte Unterschiede. Signifikante Zusammenhänge zwischen AgE und Religionszugehörigkeit finden sich auch nicht bei den IGPP-Klienteltypen, weder in der DOKU- noch in der PAGE-Stichprobe. Zieht man die religiöse Orientierung als möglichen Indikator für eine Beteiligung kognitiver Realitätsmodelle bei der Genese von AgE in Betracht, dann gibt die rein formale Konfessionszugehörigkeit keinen Aufschluss. Es kann davon ausgegangen werden, dass konfessionelle Bindungen in keinem bedeutenden Zusammenhang mit der Häufigkeit von AgE stehen.

Bei den Schul- und Hochschulabschlüssen gibt es in S2 Hinweise auf einen Zusammenhang mit der Häufigkeit von AgE (Kap. 8.1.1, Tab. 24). Unter den Nahtoderfahrenen haben Niedrigscorer wesentlich häufiger die Hochschulreife (59 %) als Hochscorer (47 %) und signifikant häufiger ein abgeschlossenes Studium (53 %) als diese (34 %). Bei den Niedrig- und Hochscorern unter den Ratsuchenden lässt sich jedoch allenfalls eine leichte Tendenz ausmachen, dass mit einer Zunahme von AgE das Bildungsniveau abnimmt. Da in der Normalbevölkerung kein solcher Einfluss zu beobachten ist, scheint ein Bildungseffekt, falls überhaupt, nur bei Stichproben mit einem insgesamt hohen AgE-Aufkommen infrage zu kommen.

Zudem werden sich entsprechende Einflüsse gegebenenfalls eher auf der Ebene der Formenkreise bemerkbar machen. So tritt in der DOKU-Stichprobe bei den Klienteltypen ein hochsignifikanter Gruppeneffekt auf (Kap. 7.3.3, Tab. 15): Hier haben der SIN- (61 %) und

der IPR-Typ (59 %) die höchsten und der SPK- (40 %) und der MED-Typ (44 %) die niedrigsten Hochschulreifequoten. Da dieser Effekt sich nicht signifikant in den Studienabschlüssen widerspiegelt und bei den PAGE-Klienteltypen (Kap. 10.8.2) keine bedeutenden Zusammenhänge zu finden sind, erscheint das Bildungsniveau zumindest generell keinen gravierenden Einfluss auf die Häufigkeit von AgE zu haben.

11.2.3 Geschlechtsspezifische Aspekte

Will man untersuchen, ob es einen Zusammenhang zwischen der Geschlechtszugehörigkeit und AgE gibt, stehen mehrere Fragen im Raum. Erstens ist von Interesse, ob es generell einen Geschlechtsunterschied bei der Häufigkeit von AgE gibt. Zweitens ist zu klären, ob Geschlechtsunterschiede gegebenenfalls nur in bestimmten Populationen eine Rolle spielen. Drittens wäre zu prüfen, ob es eventuell spezifische Verbindungen zwischen Formenkreisen oder Grundklassen und der Geschlechtszugehörigkeit gibt. Viertens könnten Geschlechtsunterschiede bei AgE noch im Hinblick auf weitere Variablen analysiert werden, unter anderem Formen der sozialen Bindung (Kap. 10.2).

Im Hinblick auf Unterschiede in der Häufigkeit von AgE ist vorwegzuschicken, dass das Geschlechterverhältnis in der Ratsuchendenstichprobe keine Auskunft über die tatsächlichen Verhältnisse gibt. Wenn etwa 70 % der Ratsuchenden Frauen sind, dann liegt das nur wenig über der Inanspruchnahmequote anderer Beratungsstellen mit einem Anteil von etwa zwei Drittel Frauen (Kap. 7.1.2). Konkrete Hinweise liefert dagegen die Unterscheidung der quantitativen Typen (Kap. 10.6.2, Tab. 77). Demnach sind in S1 die Männer signifikant ($p = .041$) häufiger Niedrigscorer und die Frauen Hochscorer, allerdings ist die Effektstärke mit $\varphi = .13$ nur gering. In allen anderen Stichproben treten keine signifikanten Unterschiede auf. Bei einer Betrachtung der Unter-, Mittel- und Oberscorer treten noch deutlichere Unterschiede in S1 ($V = .17$) mit höherer Signifikanz ($p = .018$) hervor. Hier sind 91 % der Oberscorer weiblich. Bei den Mittelscorern liegen die Frauen nur unbedeutend über dem durchschnittlichen Anteil in der Gesamtstichprobe. Bei den anderen Stichproben treten wiederum keine signifikanten Unterschiede auf. Allerdings liegen in S2 bei einem Verhältnis von 56 % Frauen zu 44 % Männern die weiblichen Mittelscorer mit einem Anteil von 66 % deutlich über den Männern.

Mit dem Dispositionsindex findet nicht nur die Häufigkeit, sondern auch die Kontinuität von AgE über die Lebensspanne Berücksichtigung (Kap. 10.5.3). Nur bei den Ratsuchenden gibt es einen signifikanten Unterschied, der auf einem etwas höheren Index von $d = .30$ bei den Frauen als bei den Männern mit $d = .23$ beruht. Allgemein gibt es also keine stichhaltigen Belege für einen bedeutenden Unterschied zwischen Frauen und Männern. Allenfalls im Zu-

sammenhang mit Menschen, die durch AgE belastet sind, gibt es Hinweise darauf, dass AgE häufiger bei Frauen auftreten könnten.

Auch bei den auf der Grundlage der DOKU-Daten gefundenen sieben Klienteltypen (Kap. 7.3.3, Tab. 15) finden sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechteranteilen. Lediglich beim MED- und beim ANK-Typ gibt es einen leichten Frauenüberhang mit je 5 % und in etwa gleicher Höhe überdurchschnittlich viele Männer beim SIN-Typ. Bei den sechs grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen treten deutlichere ($V = .21$) und signifikante ($p = .037$) Unterschiede zu Tage (Kap. 10.8.2, Tab. 86). Demnach unterscheiden sich nicht nur die Unter- und die Oberscorer, sondern nach einer Aufschlüsselung der Mittelscorer finden sich beim externalen und dissoziativen Typ überdurchschnittlich viele Frauen und beim internalen Typ überdurchschnittlich viele Männer. Wohlgermerkt beziehen sich diese Angaben nur auf Ratsuchende.

Eine weitere Möglichkeit der Analyse betrifft die Frage, ob es systematische Zusammenhänge zwischen den Grundklassenskalen und der Geschlechtszugehörigkeit geben könnte (Kap. 10.2.1, Tab. 52). Konsistent über alle Stichproben ist der Befund, dass Frauen höhere Koinzidenzwerte als Männer haben. Bei den Ratsuchenden (S1) haben Frauen sogar auf allen Skalen die höheren Mittelwerte, und die Unterschiede zu den Männern sind bis auf die Internalitätsskala auch alle signifikant. Nimmt man noch die restlichen Stichproben in den Blick, gilt darüber hinaus der Befund, dass Frauen überall höhere Koinzidenzwerte haben. Sonst erzielen allerdings auch Männer höhere Werte, wobei die dissoziativen Phänomene im Vordergrund stehen. In der Schweizer Bevölkerung (S4) haben die Männer signifikant höhere Werte auf der Dissoziationsskala. In S2 und S3 liegen die Werte der Männer geringfügig und statistisch nicht signifikant über denen der Frauen.

Weitere Analysen zeigen, dass nicht nur das Geschlecht alleine, sondern zusätzlich auch Bindungsvariablen, die weiter unten diskutiert werden, mit der Ausprägung der Skalenwerte zu tun haben. An dieser Stelle kann zunächst einmal festgestellt werden, dass sich bei den Koinzidenzerfahrungen ein Unterschied zwischen Frauen und Männern zeigt. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit anderen Untersuchungen, die nahelegen, dass „psi-related-experiences“ häufiger von Frauen berichtet werden (Watt & Tierney, 2014). Ein genereller Unterschied zwischen den Geschlechtern und AgE lässt sich aufgrund der hier vorliegenden Daten jedoch nicht behaupten. Bei den Untersuchungen zum Dispositionsindex zeigte sich, dass die Beziehung zwischen AgE und Geschlecht nicht durch soziale Bindungen, gemessen mit dem Bindungsindex, moderiert wird (Kap. 10.5.3). Ein Zusammenhang mit Arbeitsverhältnissen liegt ebenfalls nicht nahe, da Beziehungen zwischen AgE und Ausbildung sowie Berufstätigkeit kaum signifikant wurden.

11.2.4 Zusammenhänge mit dem Alter

Die Analysen in dieser Arbeit zeigen verschiedene altersbezogene Effekte in Bezug auf die Häufigkeit des Auftretens von AgE. Im Zeitfenster der letzten 12 Monate vor der Datenerhebung traten AgE in den älteren Jahrgängen der Ratsuchenden (S1) und der Normalbevölkerung (S4) deutlich seltener auf als in jüngeren Altersgruppen (Kap. 10.4.2, Tab. 66): Bis zum Alter von 35 Jahren geben 88 % in S1 an, AgP innerhalb der letzten 12 Monate wahrgenommen zu haben. Bei den über 55-Jährigen sind es nur noch 41 %. In S4 sinkt der Anteil, ausgehend von 61 % bei Personen bis 25 Jahre bis zur Gruppe der Befragten über 55 Jahre, auf 49 % ab. Bei den Studierenden (S3) ist der Rückgang von 83 % bei den bis 20-Jährigen auf 78 % bei den über 25-Jährigen dagegen marginal. Ziemlich stabil ist das AgE-Aufkommen über eine lange Lebensspanne bei den Nahtoderfahrenen (S2). Unter ihnen vermelden 55 % bis 59 % in allen Altersgruppen relativ konstant AgP im 12-Monatszeitraum vor der Befragung.

Auch bezogen auf die gesamte Lebensspanne werden mit zunehmendem Alter in allen Stichproben geringere Häufigkeiten von AgE angegeben. Je nach Skala, Altersgruppe und Stichprobe sind dabei unterschiedliche Differenzen zu verzeichnen (Kap. 10.3.1, Tab. 62). Auf der Globalskala sind negative Korrelationen des Alters mit der Höhe der Skalenwerte in S1 ($\rho = -.18$), S2 ($\rho = -.31$) und S3 ($\rho = -.17$) statistisch signifikant. In der Normalbevölkerung ist das bei einem sehr großen Stichprobenumfang nur mit einem geringen Effekt auf der Externalitätsskala ($\rho = -.06$) der Fall. Setzt man das Lebensalter und den Dispositionsindex in Beziehung (Kap. 10.5.3, Tab. 74), finden sich in S1 ($\rho = -.31$), in S2 ($\rho = -.16$), in S3 ($\rho = -.22$) und in S4 ($\rho = -.10$) negative Korrelationen, die bis auf S2 signifikant sind.

Durchgängig vom ersten Zeitfenster vor dem 18. Lebensjahr bis zum Zeitraum der letzten 12 Monate treten am häufigsten Koinzidenzphänomene auf. Das gilt für alle Stichproben: 35 % in S3, 26 % in S1, 19 % in S2 und 9 % in S4 geben an, seit ihrer Kindheit und Jugend außergewöhnliche Koinzidenzen erlebt zu haben. Die geringste Kontinuität zeigt dagegen in allen Stichproben die Dissoziation mit 11 % in S3, 9 % in S1, 7 % in S2 und 3 % in S4.

Zur möglichen Erklärung der altersabhängigen Absinkungseffekte wurden die Gedächtnis-, die Perzeptions- und die Attributionshypothese in Betracht gezogen. Die Resultate auf Basis der zeitnahen letzten 12 Monate sprechen dagegen, dass der Rückgang von AgP, bezogen auf die Lebensspanne, allein mit Gedächtniseffekten zu erklären ist. Um diesen Rückgang zu erklären, kämen im Sinne der Perzeptionshypothese verringerte Repräsentationen von AgP im phänomenalen Realitätsmodell oder mit der Attributionshypothese altersbedingte Änderungen von kognitiven Realitätsmodellen in Betracht. Letzteres würde bedeuten, dass weiterhin auftretende Phänomene nicht mehr wie zuvor außergewöhnlich interpretiert werden.

Gegen eine allgemeine Gültigkeit der Attributionshypothese spricht die mit zunehmendem Alter unveränderte Relevanz von AgE in allen Stichproben und bei allen Grundklassenskalen (Kap. 8.1.5). Die Korrelationen zwischen Relevanz und Alter bewegen sich nahe $\rho = 0$, lediglich in S4 gibt es einen signifikanten Ausreißer ($\rho = .13$) bei der Dissoziation (Kap. 10.4.4, Tab. 70).

Besonders im jüngeren Erwachsenenalter spielen Attributionsveränderungen aber offenbar eine zentrale Rolle. Bemerkenswert ist nämlich ein weiterer Absinkungseffekt im Hinblick auf die Frage, ob AgP schon in der Jugend und Kindheit auftraten (Kap. 10.3.2, Tab. 64). Während von den 20–25-Jährigen in S4 rund 60 % AgP vor dem 18. Lebensjahr angeben, sind es bei den 26–30-Jährigen nur 34 %. Im Alter von etwa Mitte 20 überschneiden sich diese Angaben mit denen von S3. Die Häufigkeit von anfänglich 85 % bei den unter 21-Jährigen reduziert sich hier in der Gruppe der über 25-Jährigen auf 62 %. Ab einem Alter von über 35 Jahren stagnieren die Angaben in S4 in allen Altersgruppen auf einem Niveau von etwa 28 %. Der Anteil der Ratsuchenden, die AgP in der Jugend angeben, liegt bis 35 Jahre zunächst bei 69 % und sinkt dann kontinuierlich, um sich bei den über 55-Jährigen mit einem Anteil von 33 % den Verhältnissen in der Normalbevölkerung anzunähern. Eine Ausnahme bilden die Nahtoderfahrenen: In der jüngsten Gruppe bis 35 Jahren geben 35 % der Befragten AgP in der Kindheit oder Jugend an. Bei den 36–45-Jährigen erhöht sich der Anteil auf 55 % und fällt bei den über 55-Jährigen lediglich auf 41 % ab.

Ein altersabhängiger Rückgang von AgE zeigte sich unter anderem in den schon angesprochenen Studien (Kap. 1.3.3) von Schmied-Knittel und Schetsche (Schmied-Knittel, 2015b; 2011). Interessante Befunde hatte insbesondere auch Epstein (2014) in seinen Untersuchungen zu esoterischem Denken. Er fand diesbezüglich die höchsten Werte um das 17. Lebensjahr. Bei Männern sinken diese bis 21 steil auf ein Level ab, das danach bis etwa 42 stabil bleibt und dann noch einmal bis zum Alter von 50 absinkt. Frauen behalten nach dem 17. Lebensjahr bis ins Alter von 60 Jahren höhere Werte als die Männer. Bei ihnen verläuft der Abfall ab 17 deutlich langsamer und sie erreichen erst mit etwa 25 ein stabiles Level, von dem ihre Werte ab Mitte 40 noch einmal abnehmen. Die hohen Werte in der Jugend erklärt Epstein mit einer Dominanz der experienciellen Informationsverarbeitung, die er zudem für maladaptiv hält:

The most dramatic result is the sharp increase in this form of maladaptive thinking in adolescence. Since esoteric thinking includes beliefs about questionable phenomena such as ghosts, astrology, and good and bad omens, the results suggests that adolescents are suggestible and undisciplined in their thinking and that they are readily influenced by their experiential systems. It may further indicate that they accept unusual beliefs as a way of demonstrating their independence from authoritatively recommended ways of thinking. (Epstein, 2014, S. 119)

In allen Stichproben scheinen sich kognitive Realitätsmodelle zu verändern und Umbewertungen früherer Erfahrungen stattzufinden. In S1, S3 und S4 nimmt die Bereitschaft, Phänomene als außergewöhnlich zu interpretieren offenbar insgesamt ab, während sie sich in S2 erhöht. Vermutlich stabilisieren sich kognitive Realitätsmodelle ab der Lebensmitte und damit sowohl die retrospektiven als auch die aktuellen Häufigkeitseinschätzungen von AgE. Stichprobenabhängig nehmen diese dann möglicherweise weiter verlangsamt ab. Bei den über 55-Jährigen nähern sich S1 und S4 mit 33 % bzw. 28 % im Hinblick auf AgE vor dem 18. Lebensjahr deutlich an, und bei aktuellen Erfahrungen in den letzten 12 Monaten liegen S1 und S2 mit 58 % bzw. 56 % eng zusammen.

Man kann sich fragen, ob der Rückgang von AgE im Alter vielleicht etwas mit allgemeinen Veränderungen der Lebenszufriedenheit und einer Abnahme von Belastungen zu tun hat. Ganz allgemein verläuft die Lebenszufriedenheit der Menschen von der Jugend bis zum Alter u-förmig. Repräsentative Studien zeigen, dass sie in Deutschland bei den Jugendlichen von 15 bis 20 Jahren am höchsten ist. Dann nimmt die Lebenszufriedenheit ab und kommt im Alter von 45 bis 55 Jahren an einen Tiefpunkt. (Enste & Ewers, 2014; Schneider et al., 2019). Befragungen zur Lebenszufriedenheit und zu depressiver Symptomatik ab der Lebensmitte, die mit dem Deutschen Alterssurvey (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2019) von 1996 bis 2017 erhoben wurden, zeigen anhand der Daten von mehr als 20000 Personen ab der kritischen Lebensmitte einen Zuwachs der Lebenszufriedenheit und einen Rückgang von depressiven Symptomen. Um das 65. Lebensjahr wird schließlich das höchste psychische Wohlbefinden seit der Jugend erreicht, ohne ganz an dieses Niveau heranzukommen (Vogel et al., 2019; Wettstein & Spuling, 2019). Dass die Lebenszufriedenheit im mittleren Erwachsenenalter am niedrigsten und die Depressionswahrscheinlichkeit am größten ist, wird im Allgemeinen damit erklärt, dass es

eine belastungsreiche Phase für Frauen und Männer [ist], in der Anforderungen aus verschiedenen Lebensbereichen wie Arbeit und Familie kumulieren und Zielkonflikte zwischen diesen Lebensbereichen auftreten können [...]. Dass im Durchschnitt die maximale Lebenszufriedenheit in einer Altersphase um das 65. Lebensjahr und später erreicht wird, kann zudem daran liegen, dass bei Frauen und Männern der Übergang in den Ruhestand [...] mit einem Anstieg der Lebenszufriedenheit verknüpft ist. (Wettstein & Spuling, 2019, S. 64)

Im Alter über 75 Jahren nimmt die durchschnittliche Lebenszufriedenheit noch einmal leicht ab und das Depressionsrisiko steigt etwas an. Hier schlagen wahrscheinlich altersbedingte gesundheitliche Beschwerden und Verluste von Lebenspartnerinnen und -partnern zu Buche. Insgesamt lässt sich damit feststellen, dass das psychische Wohlbefinden der Menschen in der Jugend und im Ruhestand am höchsten ist.

Setzt man diesen Befund zu unseren Daten in Beziehung, dann fällt der Altersdurchschnitt der IGPP-Klientel mit 43 Jahren in das Zeitfenster der niedrigsten Lebenszufriedenheit. Zudem zeigen die DOKU-Ergebnisse bei den Ratsuchenden eine hohe allgemeine Belastung durch psychosoziale und gesundheitliche Faktoren. Was die Häufigkeit der AgE angeht, weist allerdings nichts auf einen u-förmigen Verlauf hin. Bei den Studierenden (S3) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) sind AgE im Alter bis 20 bzw. 25 Jahren am häufigsten. Auch bei den Ratsuchenden (S1) und den Nahtoderfahrenen (S2) treten AgE in der jeweils jüngsten Gruppe der unter 36-Jährigen am häufigsten auf. Einhergehend mit der sinkenden Lebenszufriedenheit nehmen dann auch die AgE bis zum kritischen Alter von 46 bis 55 ab. Während die Häufigkeit der AgE dann in etwa auf diesem Niveau bleibt, nimmt die Lebenszufriedenheit mit weiter fortschreitendem Alter wieder zu. Ein systematischer Zusammenhang zwischen AgE und dem Altersverlauf der Lebenszufriedenheit lässt sich somit nicht erkennen. Falls es Verbindungen gibt, dann beruhen sie wahrscheinlich ebenso auf komplexen Bedingungsgefügen wie bei Alter und Lebenszufriedenheit. Kohorteneffekte zeigen, dass die Lebenszufriedenheit nicht nur durch persönliche, sondern insbesondere durch gesellschaftliche Einflüsse wie etwa die Arbeitsmarkt- und Einkommenssituation, den technischen Fortschritt, die Gesundheitsversorgung oder das politische Klima mitbestimmt wird. So ist die Lebenszufriedenheit im Zeitraum von 2005 bis 2014 in allen Altersgruppen insgesamt angestiegen und ihre Ungleichverteilung hinsichtlich unterschiedlicher soziodemografischer Gruppen gesunken (Felbermayr et al., 2017).

11.2.5 AgE und soziale Bindungen

Die Ergebnisse der Analysen auf Basis der Grundklassenskalen zum Familienstand, zur Partnerschaft und zur Wohnsituation zeigen, dass Menschen mit schwächer ausgeprägten sozialen Bindungen generell häufiger von AgE betroffen sind als solche mit stärkeren Bindungen. Im Hinblick auf den Familienstand weisen bei Ratsuchenden (S1) und in der Schweizer Bevölkerung (S4) Geschiedene die höchsten Werte auf allen Grundklassenskalen auf (Kap. 10.2.1, Tab. 52). In S1 und S4 haben auf der Internalitätsskala ausnahmsweise ledige Frauen und auf der Dissoziationsskala ledige Männer die höchsten Werte. Bei den Nahtoderfahrenen (S2) erreichen unabhängig vom Geschlecht ledige Personen auf allen Skalen die höchsten Werte. Die einzige Abweichung vom allgemeinen Trend findet sich in S1 bei verheirateten Frauen, die auf der Koinzidenzskala höhere Werte als Ledige und Geschiedene erreichen. Kruskal-Wallis-Tests belegen in S1 und S2 bei unterschiedlichem Familienstand signifikante Gruppeneffekte im Bereich der Dissoziation und in S4 auf allen Skalen (Kap. 10.2.1, Tab. 53). Bei den Studierenden (S3), die aufgrund ihres Alters zumeist noch ledig sind, wurde der Familienstand nicht ausgewertet. Bei allen signifikanten Paarvergleichen zwischen den Familienstandsgruppen mit Post-hoc-Tests haben durchgängig entweder Le-

dige oder Geschiedene höhere Werte als Verheiratete sowie Ledige höhere Werte als Geschiedene. Die meisten signifikanten Paarvergleiche gelten in Bezug auf die Dissoziationskala (Kap. 10.2.1, Tab. 54). In allen Stichproben finden sich signifikante Unterschiede zwischen Singles und Menschen in fester Partnerschaft. In S1, S2 und in S4 erzielen Singles beiderlei Geschlechts durchgängig die höchsten Skalenwerte. Einzige Ausnahme sind die weiblichen Ratsuchenden in S1, die in festen Bindungen höchste Werte im Bereich der Koinzidenz erzielen (Kap. 10.2.2, Tab. 55). In S1, S2 und S4 berichten allein wohnende Personen generell häufiger über AgE als solche, die mit anderen Menschen gemeinschaftlich zusammenwohnen (Kap. 10.2.3, Tab. 56).

Um ein allgemeines Maß für soziale Bindung zu haben und Übersichtlichkeit zu gewinnen, wurde ein additiver Bindungsindex aus den Variablen „Ehestand“, „Partnerschaft“ und „Wohnsituation“ berechnet (Kap. 10.2.4). Studierende (S3) haben erwartungsgemäß den niedrigsten Indexwert mit $b = .44$, in der Normalbevölkerung (S4) beträgt er $b = .62$ (Kap. 10.2.4, Tab. 59). Die Ratsuchenden (S1) mit $b = .51$ und die Nahtoderfahrenen (S2) mit $b = .49$ liegen um einiges darunter. Die Bindungsstärke nimmt in S2 und S4 signifikant mit dem Alter zu ($\rho = .17$) (Kap. 10.2.4, Tab. 60). In S1 nimmt sie dagegen insbesondere bei weiblichen Ratsuchenden signifikant ab ($\rho = -.13$). In S3 kann aufgrund des geringen Altersdurchschnitts kein bedeutender Zusammenhang erwartet bzw. gefunden werden. Bei der Verbindung von Alter und sozialer Bindung ist zu berücksichtigen, dass das Durchschnittsalter in S4 bei 39 Jahren und das Höchstalter bei 60 Jahren liegt. In S2 sind 77 % nicht älter als 60 Jahre und 88 % nicht älter als 65 Jahre. Eine altersbedingte Abnahme sozialer Bindung durch Eintritt ins Rentenalter oder Tod des Partners wird bei diesen Stichproben daher wenig ins Gewicht fallen und in S3 sowieso nicht. In S1 findet sich dennoch eine signifikant negative Korrelation zwischen Bindung und Alter, obwohl auch hier 82 % der Ratsuchenden nicht älter als 60 Jahre und 88 % nicht älter als 65 Jahre sind. Hier kommt vermutlich ein populationsspezifischer Faktor ins Spiel.

Bei den Korrelationen des Bindungsindex mit den Grundklassenskalenskalen (Kap. 10.2.4, Tab. 61) zeigt sich, dass mit zunehmender Dissoziation soziale Bindungen generell abnehmen und dass bei einseitiger Zunahme von Koinzidenz ohne Dissoziation eher mehr Bindungen eingegangen werden. Es gibt bemerkenswerterweise keine signifikanten Korrelationen in den männlichen Teilstichproben, und alle signifikanten Korrelationen sind bis auf den Zusammenhang von Bindung und Koinzidenz bei den Ratsuchenden (S1) negativ. In den weiblichen Teilstichproben korreliert die Bindungsstärke in S1 signifikant ($p \leq .05$) mit Koinzidenz ($\rho = .18$) und Dissoziation ($\rho = -.21$), in S2 mit Koinzidenz ($\rho = -.24$) und in S4 mit Internalität ($\rho = -.12$) und Dissoziation ($\rho = -.16$) sowie mit der Globalskala ($\rho = -.14$). In allen genannten Fällen werden die Zusammenhänge auch in den jeweiligen Gesamtstichproben signifikant, in S4 angesichts des Stichprobenumfangs schon mit $\rho = .07$ (Internalität)

und $\rho = .08$ (Dissoziation). In S3 wird ein signifikanter Effekt bei Dissoziation sowohl in der weiblichen ($\rho = -.12$) als auch in der Gesamtstichprobe ($\rho = -.11$) mit $p = .058$ knapp verfehlt.

Signifikante Gruppeneffekte bei den Bindungsvariablen und insbesondere bei Partnerschaft fanden sich auch bei den sechs grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen (Kap. 10.8.2, Tab. 86). Der Anteil der Personen in fester Partnerschaft ist beim koinzidenten Typ hoch und liegt mit 79 % sogar noch über dem der Schweizer Bevölkerung mit 73 % (Kap. 8.1.1, Tab. 24). Der niedrigste Anteil findet sich beim dissoziativen Typ (38 %). Die Unterscorer (62 %), der externale (54 %) und der internale Typ (46 %) sowie die Oberscorer (44 %) liegen dazwischen. Bei Einzelvergleichen mit Pos-hoc-Tests und Bonferroni-Korrektur werden die Unterschiede trotz ihrer deutlichen Ausprägung aufgrund der geringen Stichprobengrößen nicht signifikant, was auch für die anderen Bindungsvariablen gilt.

In der DOKU-Stichprobe (Kap. 7.1.1, Tab. 3) ist der Anteil von Ratsuchenden in fester Partnerschaft mit 53 % geringfügig niedriger als in der PAGE-Stichprobe (Kap. 8.1.1, Tab. 24) mit 57 %. Die Unterschiede im Ehestand und in der Wohnsituation sind ebenfalls marginal, was sich in der vergleichbaren Höhe des Bindungsindex von $b = .49$ beim DOKU (Kap. 7.3.3, Tab. 17) und $b = .51$ beim PAGE-R (Kap. 10.2.4, Tab. 59) niederschlägt. Angesichts wesentlich größerer Stichprobenumfänge als in der PAGE-Stichprobe werden Unterschiede zwischen den DOKU-Klienteltypen hinsichtlich Familienstand, Elternschaft und Partnerschaft signifikant (Kap. 7.3.3, Tab. 15, Tab. 16). Die Anzahl der Ratsuchenden, die in fester Partnerschaft sind, liegt bei den drei koinzidenten Typen mit Außersinnlicher Wahrnehmung (ASW-Typ, 55 %), Ankündigungsphänomenen (ANK-Typ, 52 %) und Sinnvollen Fügungen (SIN-Typ, 56 %) etwa im Durchschnitt der DOKU-Gesamtstichprobe (53 %). Beim internalen Kontinuum sinkt der Anteil ausgehend von ASW zunächst auf 41 % bei IPR (Internale Präsenz und Beeinflussung) und steigt dann auf 61 % bei MED (Mediumismus und Automatismen) an. Beim externalen Kontinuum steigt der Anteil der Klientel in fester Partnerschaft ausgehend von SIN zunächst auf 61 % bei SPK (Spuk und Erscheinungen) und sinkt dann auf 35 % bei NAM (Nachtmahr und Schlafparalyse).

Der IPR- und SPK-Typ sowie der MED- und NAM-Typ bilden jeweils Gegensätze, sowohl in der Lokalisation von AgP als auch in der Ausprägung von sozialer Bindung. Die Zusammenhänge zeigen sich am prägnantesten in der Partnerschaft, treten aber auch bei den anderen Bindungsvariablen zutage. So sind beim SPK-Typ 43 % verheiratet, 33 % ledig und es wohnen 57 % mit anderen Personen zusammen. Hingegen sind beim IPR-Typ nur 30 % verheiratet, 43 % ledig, und nur 47 % mit anderen zusammenwohnend. Vergleichen wir die dissoziativen Typen, sind 44 % des MED-Typs verheiratet, 29 % ledig und 56 % wohnen

mit anderen zusammen, während beim NAM-Typ nur 25 % verheiratet sind, 44 % ledig und nur 44 % mit anderen zusammenwohnen.

Vergleicht man die DOKU- und die PAGE-Klienteltypen, stellen sich Fragen. Wie lassen sich die Unterschiede im Bereich der Koinzidenz und die starke Bindung des MED-Typs im Vergleich zum dissoziativen PAGE-Typ erklären? Bevor wir darauf ausführlich eingehen (Kap. 11.3), schauen wir zunächst noch etwas genauer auf bindungsbezogene Zusammenhänge bei den PAGE-Typen.

11.2.6 AgE-Dispositionsgefüge

In allen PAGE-Stichproben zeigten sich mit zunehmendem Alter eine Abnahme der Häufigkeit von AgE (Kap. 10.3) und eine Reduzierung des Dispositionsindex, der zusätzlich zur Häufigkeit auch die Kontinuität von AgE über die Lebensspanne berücksichtigt (Kap. 10.5). Generell korreliert der Bindungsindex positiv mit dem Alter (Kap. 10.2.4) und zugleich negativ mit der AgE-Disposition (Kap. 10.5.3) sowie, worauf später noch eingegangen wird (Kap. 11.3.4), negativ mit psychischer Auffälligkeit. Bei Ratsuchenden (S1) ist der Zusammenhang zwischen Alter und Bindung, anders als bei Nahtoderfahrenen (S2), Studierenden (S3) und der Schweizer Bevölkerung (S4), negativ, und eine Beziehung zur Disposition findet sich nicht.

Angesichts der komplexen Beziehungen zwischen Alter, Geschlecht, sozialer Bindung und AgE-Disposition stellt sich die fundamentale Forschungsfrage (Kap. 5.2.3), ob diese Merkmale als wechselwirkende Bedingungsfaktoren der Genese von AgE angesehen werden können. Mögliche Zusammenhänge zwischen den Variablen wurden mit Partialkorrelationen überprüft (Kap. 10.5.3). Dabei ergab die Kontrolle der Geschlechtszugehörigkeit, dass sie keinen Einfluss auf die Korrelationen der anderen Variablen hat und daher bei weiteren Analysen außen vor bleiben kann. In Abbildung 34 sind die Korrelationen zwischen Alter und Bindung, Alter und Disposition sowie Bindung und Disposition in den vier Stichproben vergleichend dargestellt. Bei jeder Korrelation wurde ein möglicher Einfluss der jeweils dritten Variable kontrolliert. Inwieweit die Korrelationen kausale Zusammenhänge ausdrücken, kann nur gemutmaßt werden. In einem Wirkungsgefüge wäre das Alter eine unabhängige und gerichtete Variable, die Einfluss auf das Bindungsverhalten und die Häufigkeit AgE nehmen kann. Eine bestimmte Wirkungsrichtung im Verhältnis von Bindung und Disposition ist – falls es überhaupt einen kausalen Zusammenhang geben sollte – intuitiv nicht vorgegeben. In der Abbildung werden signifikante Korrelationen mit durchgezogenen Linien, nicht-signifikante Korrelationen gestrichelt und denkbare Wirkungsrichtungen durch Pfeile dargestellt.

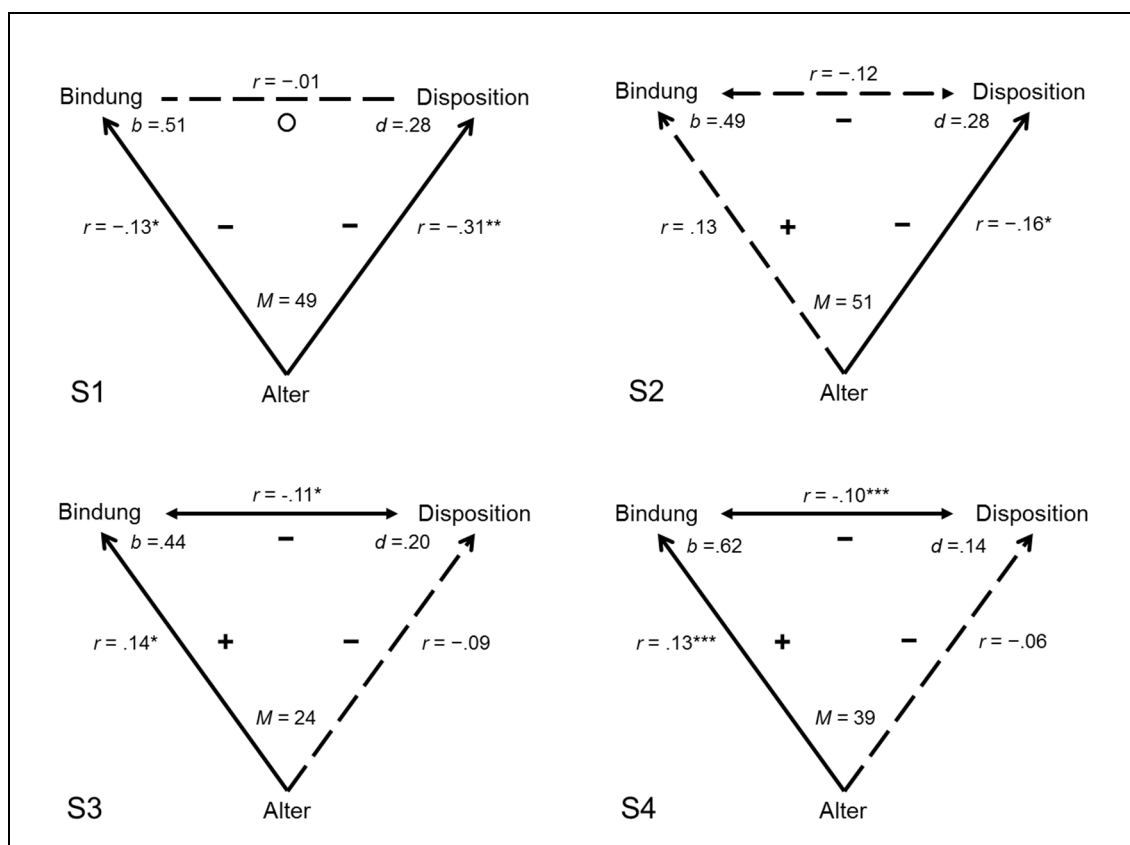


Abb. 34: Modelle für Bedingungsgefüge von Alter, Bindung und Disposition (S1–S4)

Ausgehend vom Alter sind für jede Stichprobe die Korrelationen (r) mit dem Bindungs- und dem Dispositionsindex und außerdem die Korrelationen zwischen Bindung und Disposition dargestellt. Signifikanzen mit $p \leq .05$ (*), $p \leq .01$ (**) und $p \leq .001$ (***) sind gekennzeichnet. Das Alter wird als eine unabhängige Variable, die sich auf Bindung und Disposition auswirkt, aufgefasst. Signifikante Zusammenhänge sind durch durchgezogene und nicht signifikante Zusammenhänge durch gestrichelte Linien gekennzeichnet und hypothetische Wirkungseinflüsse durch Pfeile. Die Richtung der korrelativen Zusammenhänge ist innerhalb der Dreiecke durch Plus- und Minuszeichen verdeutlicht. Für jede Korrelation zwischen zwei Variablen wurde die dritte Variable kontrolliert (s. Kap. 10.5.3, Tab. 73). Innerhalb der Dreiecke sind das Durchschnittsalter (M), der Bindungs- (b) und der Dispositionsindex (d) angegeben. Weitere Erläuterungen im Text.

Bemerkenswert ist zunächst, dass die Gefüge von Alter, Bindung und Disposition in S3 und S4 als Repräsentanten der Normalbevölkerung nahezu identisch sind. In beiden Stichproben korrelieren jeweils in gleichen Größenordnungen *Bindung und Disposition* signifikant negativ ($r = -.11$ bzw. $-.10$) sowie *Bindung und Alter* positiv ($r = .14$ bzw. $.13$) miteinander. Zusammenhänge zwischen *Alter und Disposition* sind in S3 und S4 negativ, aber nicht signifikant. Die Stichproben unterscheiden sich nur im Hinblick auf ihr Durchschnittsalter ($M = 24$ bzw. 39) und die Höhe des Bindungs- ($b = .44$ bzw. $.62$) und Dispositionsindex ($d = .20$ bzw. $.14$). Geht man von der altersbezogenen Abnahme der AgE-Disposition einerseits und einer altersbedingten Zunahme von sozialer Bindung andererseits aus, könnte die negative Beziehung zwischen Bindungsindex und Dispositionsindex allein auf diesem Umstand beruhen. Sie ist aber trotz Kontrolle des Alters signifikant und höher als der nichtsignifikante Einfluss

des Alters auf die Disposition. Dass bei Kontrolle der Disposition das Alter signifikant mit Bindung korreliert, spricht dafür, dass die Disposition in S3 und S4 über altersbedingte Veränderungen des Bindungsverhaltens moduliert wird, und nicht unmittelbar über das Älterwerden. Bestätigung findet diese Vermutung auch darin, dass in S4 der Bindungsindex mit $b = .62$ etwa um ein Drittel höher und der Dispositionsindex mit $d = .14$ etwa um ein Drittel niedriger als bei den jüngeren Studierenden ausfällt. Offensichtlich nimmt eine anfangs noch stärker vorhandene Neigung zu AgE, ob kausal oder nur korrelativ, mit der Zunahme stabiler Bindungen im Zuge des Älterwerdens ab.

Während die altersbezogene Reduktion der Disposition in S3 und S4 vornehmlich mit sozialer Bindung assoziiert ist, verhält es sich mit S1 und S2 anders, denn hier liegt die Betonung auf deutlich höheren und signifikanten negativen Korrelationen zwischen Alter und Disposition ($r = -.31$ bzw. $-.16$). Die AgE-Disposition von Ratsuchenden und Menschen mit Nahtoderfahrungen geht demnach eher unabhängig von sozialen Bindungen und mit dem Alter für sich einher. S1 und S2 sind im Altersdurchschnitt ($M = 49$ bzw. 51) und in den Bindungsindizes ($b = .51$ bzw. $.49$), die kleiner als in S4 ($b = .62$) und größer als in S3 ($b = .44$) sind, vergleichbar. Außerdem unterscheiden sie sich durch einen deutlich höheren Dispositionsindex in S3 und S4 (jeweils $d = .28$).

Abgesehen von diesen engen Parallelen gibt es jedoch zwei gravierende Unterschiede zwischen Ratsuchenden und Nahtoderfahrenen: Während sich in S2 ebenso wie in S3 und S4 eine positive Korrelation zwischen *Alter und Bindung* und eine negative Korrelation zwischen *Bindung und Disposition* findet (dass die Korrelationen bei vergleichbarer Größe wie in S3 und S4 nicht signifikant werden, kann am geringeren Stichprobenumfang liegen), ist der Zusammenhang zwischen *Alter und Bindung* in S1 signifikant negativ ($r = -.13$) und der Zusammenhang zwischen *Bindung und Disposition* verschwindend gering ($r = -.01$). S1 weicht somit außerordentlich von den anderen Stichproben ab.

Obwohl die Negativkorrelation zwischen *Disposition und Alter* in S1 mit $r = -.31$ doppelt so hoch ist wie in S2, ist der Dispositionsindex in beiden Stichproben mit $d = .28$ identisch (wobei er in S1 stärker durch die Kontinuität und in S2 stärker durch die Häufigkeit von AgE bestimmt ist). Der Umstand, dass sich die weitaus höhere Negativkorrelation zwischen *Alter und Disposition* in S1 nicht im Dispositionsindex abzeichnet, rückt noch einmal die fehlende Korrelation zwischen *Bindung und Disposition* und die ungewöhnliche Abnahme sozialer Bindung mit dem Alter in den Blick. Man kann diesen Sachverhalt auch als eine Autonomietendenz charakterisieren, die dem sonst gleich gerichteten Einfluss von *Alter und Bindung* auf die Disposition entgegenwirkt. Wenn wir davon ausgehen, dass es einen „sozialen“ Faktor gibt, der mit dem Alter korreliert, dann manifestiert sich dieser in S2, S3 und S4 offenbar eher bindungs- und in S1 eher autonomiegerichtet.

Der Befund lässt an die Komplementarität von Koinzidenz und Dissoziation denken. Möglicherweise drückt sich im Verhältnis von Alter und Bindung bzw. Autonomie die relationale Achse des Grundklassenmodells aus. Aber wie lässt sich der unmittelbare Zusammenhang des Alters mit der Disposition, der auch bei einer Auspartialisierung von Bindung in S1 und S2 signifikant ist, interpretieren? Wir wissen nicht wirklich, was wir meinen, wenn wir vom Alter als Einfluss reden. Zusammenhänge mit dem Alter sind für sich genommen keine Erklärungen. Das Alter ist eine Zeitleiste für vielerlei biologische, psychologische und psychosoziale Entwicklungen. Das heißt, dass die Variable „Alter“ eng mit Struktur determinanten verknüpft ist, die das phänomenale Realitätsmodell konstituieren und das phänomenale Erleben im Selbstmodell und Weltmodell anordnen. Die Strukturen des Selbst- und Welterlebens sind in der Kindheit und Jugend noch nicht stabil ausgebildet. Abweichungen bzw. AgE sind hier wahrscheinlicher als in höherem Alter. Bei Studierenden ist dieser Wandel an einem deutlichen Abfall der AgE-Häufigkeit bis Mitte 20 abzulesen (Kap. 10.3 und 10.4).

Da die Korrelationen zwischen Bindung und Disposition auch bei Kontrolle des Alters bestehen, müssen auch direkte Wechselwirkungen in Betracht gezogen werden. Möglicherweise verringert zunehmende soziale Bindung die Disposition, oder eine abnehmende Disposition steigert das Bindungsstreben. Und wenn man unter der Variable „Alter“ nicht das biologische Alter, das sicher nicht durch soziale Bindungen beeinflusst werden kann, sondern eine zeitliche Richtung, Entwicklung und Ordnung versteht, dann wäre auch eine Bidirektionalität denkbar, bei der Bindung bzw. Autonomie die Ursprünge und Verläufe von AgE beeinflussen. Besonders interessant ist bezüglich Autonomie und Bindung die eingehende Betrachtung von S1 und S2, da sie sich sowohl von der Normalbevölkerung als auch voneinander unterscheiden. Einerseits weichen beide Stichproben durch ihre ausgeprägte AgE-Disposition und starke Alterseffekte von S3 und S4 ab, andererseits streben sie im Zusammenhang mit dem Alter bzw. der Zeit in gegensätzlicher Weise nach Autonomie vs. Bindung.

Auf populationsspezifische Modulationen des AgE-Generalfaktors deuten auch die Verhältnisse, die sich bei einer differenzierten Betrachtung der Grundklassenskalen zeigen (Kap. 10.5.3, Tab. 73). Eigentlich sollte man in S1 und S2, ausgehend vom globalen Zusammenhang zwischen Alter und AgE, nur signifikante Korrelationen zwischen der Häufigkeit der AgP-Grundklassen mit dem Alter erwarten, aber nicht mit Bindung. Abweichend davon korreliert Dissoziation bei den Ratsuchenden nicht mit dem Alter, dafür aber negativ mit dem Bindungsindex ($r = -.13$), während in S2 dagegen Koinzidenz erwartungsgemäß negativ mit dem Alter ($r = -.18$) und darüber hinaus auch negativ mit Bindung ($r = -.17$) korreliert.

Wir sind weit davon entfernt, die diskutierten Zusammenhänge zu verstehen, und es ist fraglich, ob wir es mit einem Wirkungsgefüge zu tun haben. Im Falle einer *causa formalis* würden,

um im bereits gewählten Bild des Dreiecks zu bleiben (Kap. 3.2.5), Eingriffe zwar die *Form des Beziehungsgefüges* verändern, aber die Summe seiner Winkel und damit das Gesamtverhältnis blieben immer unverändert. Dieses Prinzip ist kein klassischer Ursache-Wirkungs-Zusammenhang. Wenn man noch einmal einen Blick auf Abbildung 34 wirft, sieht es so aus, als hätten sich in S1 gewöhnliche Korrelationen, wie man sie in der Normalbevölkerung antrifft, gegen den Uhrzeigersinn verschoben sowie Vorzeichen und Gewichtungen verändert, ohne dass dabei die Ordnung des Ganzen verloren gegangen wäre.

Dass zwei Stichproben aus der Normalbevölkerung (S3, S4) in ihren Gefügen fast identisch sind und sich zwei Stichproben mit ausgeprägten AgE (S1, S2) markant von ihnen unterscheiden, könnte Zufall sein. Das gilt ebenso für den Befund, dass sich die Menschen mit Nahtoderfahrungen noch einmal deutlich von den Ratsuchenden, deren AgE im Allgemeinen eine andere Genese haben, unterscheiden. Bei allen offenen Fragen und Spekulationen sind systematische Zusammenhänge zwischen der Ausprägung von AgE, sozialer Bindung und dem Alter aber nicht zu leugnen. Bisherigen Studien, die nach soziodemografischen und anderen Korrelaten von AgE suchten (s. Kap. 1.4 u. 1.5), mangelte es an theoretischer und konzeptueller Fundierung. Da AgE global oder mittels oberflächlicher und teilweise recht willkürlich gebildeter Subkategorien untersucht wurden, konnten sich grundklassenspezifische Merkmale und Zusammenhänge höchstens rudimentär und widersprüchlich in den Ergebnissen niederschlagen. Eine weitere Klärung bedarf weiterer Untersuchungen, die nicht mehr Teil dieser Arbeit sind. Wir setzen die Diskussion der empirischen Ergebnisse im Folgenden mit Blick auf die im vorherigen Kapitel angesprochenen Bindungsunterschiede zwischen den PAGE- und DOKU-Klienteltypen fort.

11.3 DOKU- und PAGE-Klienteltypen

Es wurde mehrfach erörtert, dass AgE mit dem DOKU als aktuell belastende Zustände zum Beratungszeitpunkt erfasst werden, und im Unterschied dazu mit dem PAGE-R in Bezug auf die gesamte Lebensspanne und unabhängig davon, ob sie belastend waren oder nicht. Beim DOKU korrespondieren die Daten zur sozialen Bindung also mit den erfassten AgE, da sie denselben Zeitraum betreffen, während beim PAGE-R kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Bindungsvariablen und AgE besteht. Überdies lassen sich soziodemografische Unterschiede zwischen den DOKU- und PAGE-Klienteltypen nicht als Veränderungen von Personen zwischen Messzeitpunkten interpretieren, da die AgE-Typen, denen sie jeweils zugeordnet wurden, phänomenologisch nicht korrespondieren müssen und überhaupt nur bedingt vergleichbar sind: Da die koinzidenten sowie die dissoziativen DOKU-Formenkreistypen je einmal mit internalen und einmal mit externalen Phänomenen verknüpft sind, können sie nicht einfach in Beziehung mit dem koinzidenten bzw. dem dissozi-

ativen PAGE-Grundklassentyp gesetzt werden. Die Bindungsdifferenzen zwischen den DOKU- und PAGE-Typen, die wir im Folgenden untersuchen, lassen sich, wie wir sehen werden, im Wesentlichen auf die unterschiedliche Typenbildung bzw. die dahinterstehenden Ordnungsprinzipien zurückführen.

11.3.1 Bindung und Klienteltypen

Der IPR-Typ (DOKU) und der internale Typ (PAGE) sowie der SPK-Typ (DOKU) und der externale Typ (PAGE) lassen sich ohne Weiteres in Beziehung setzen, da die DOKU-Formenkreise hier phänomenologisch vollständig mit den PAGE-Grundklassen korrespondieren. Bei Ratsuchenden mit internalen Phänomenen zeigen sich kaum Differenzen: Personen vom IPR-Typ sind zu 44 % in fester Partnerschaft, beim internalen PAGE-Typ sind es 46 %. Bei den externalen Typen ist der Unterschied größer: Beim SPK-Typ sind 61 % in Partnerschaft, beim externalen PAGE-Typ nur 54 %. Fasst man die drei DOKU-Koinzidentztypen (ASW, ANK, SIN), deren Anteile bei fester Partnerschaft nur geringfügig variieren, zusammen, ergibt sich ein Mittelwert von 55 %. Dieser liegt weit unter dem Anteil beim koinzidenten PAGE-Typ mit 79 %. Der Unterschied der beiden Koinzidentztypen ist (angepasst mit Bonferroni-Korrektur) mit einem Chi-Quadrat-Test signifikant ($\chi^2(1) = 7.512$, $p = .024$, $n = 699$; $V = .10$). Der Anteil an fester Partnerschaft beim dissoziativen PAGE-Typ liegt nahe beim NAM-Typ (38 %) und es ist nicht klar, ob das an einer mangelnden Repräsentanz des MED-Typs in der PAGE-Stichprobe liegt. Da die feste Partnerschaft sich beim NAM-Typ (35 %) und beim MED-Typ (61 %) signifikant unterscheidet (Kap. 7.3.3, Tab. 16), lassen sich die beiden dissoziativen DOKU-Typen nicht zusammenfassen und mit dem dissoziativen PAGE-Typ vergleichen. Die Unterschiede in der Partnerschaft spiegeln sich auch in den Verhältnissen der Bindungsindizes, also unter zusätzlicher Berücksichtigung des Ehestands und der Wohnsituation wider. In Abbildung 35 sind die formenkreisbasierten Klienteltypen der DOKU-Stichprobe (gültiges $n = 1309$) mit ihren Bindungsindizes im Grundklassenschema angeordnet.

Innerhalb der DOKU-Stichprobe unterscheiden sich die Typen hochsignifikant ($\chi^2(6) = 24.540$, $p \leq .001$, $n = 1309$; $r = .14$). Bei Einzelvergleichen erwiesen sich die Unterschiede zwischen dem SPK- ($b = .55$) und dem NAM-Typ ($b = .36$), dem SPK- und IPR-Typ ($b = .43$) sowie dem NAM- und dem MED-Typ ($b = .58$) als signifikant (Kap. 7.3.3, Tab. 17). Die Unterschiede zwischen den PAGE-Typen (Kap. 10.8.2) sind aufgrund des geringeren Stichprobenumfangs (gültiges $n = 269$) trotz größerer Effektstärke nicht signifikant ($\chi^2(6) = 10.072$, $p = .122$, $n = 218$; $r = .21$). In der Mitte um das Achsenkreuz herum sind die PAGE-Klienteltypen, ohne Berücksichtigung der Unter- ($b = .54$, $n = 108$) und Oberscorer ($b = .46$, $n = 23$), die kein ausgeprägtes Grundklassenprofil aufweisen, mit ihren Bindungsindizes angezeigt. Der durchschnittliche Bindungsindex dieser reduzierten Stichprobe

(gültiges $n = 138$) weicht mit $b = .50$ nur sehr geringfügig vom Wert der PAGE-Gesamtstichprobe ($b = .51$) ab und entspricht dem Mittelwert der DOKU-Gesamtstichprobe.

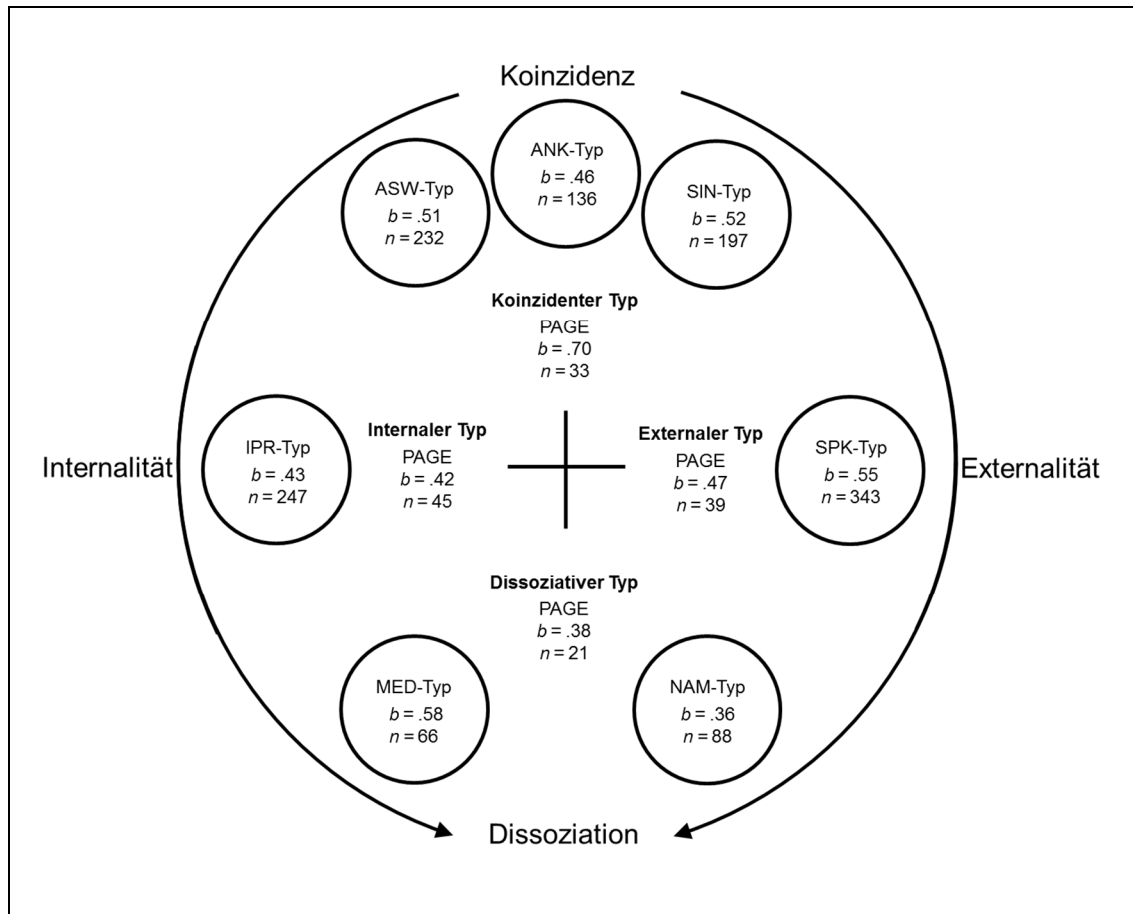


Abb. 35: Bindungsindizes der DOKU- und PAGE-Klienteltypen

Angezeigt sind die Bindungsindizes sowie das jeweils gültige n . Die Kreise zeigen die formenkreisbasierten DOKU-Klienteltypen mit ihren Indizes. Um das Achsenkreuz herum sind die PAGE-Klienteltypen angegeben. Die Unter- und Oberscorer wurden nicht berücksichtigt, da sie kein spezifisches Grundklassenprofil aufweisen (Kap. 10.8.2).

Bei Durchführung eines Kruskal-Wallis-Tests unterscheiden sich die vier PAGE-Typen hinsichtlich ihrer Bindungsindizes signifikant ($\chi^2(3) = 11.594, p = .009, n = 138$) und die Effektstärke ist dabei mit $r = .29$ doppelt so hoch wie bei den DOKU-Typen. Bei Post-hoc-Tests wird der Unterschied zwischen dem koinzidenten ($b = .70$) und dem internalen Typ ($b = .46$) signifikant ($z = -.705, p = .041, n = 78; r = .31$). Der Vergleich zwischen dem dissoziativen ($b = .38$) und dem koinzidenten Typ fällt, obwohl die Differenz im Bindungsindex und die Effektstärke noch größer sind, aufgrund der geringeren Fallzahl nach der Signifikanzanpassung durch Bonferroni-Korrektur statistisch nicht mehr signifikant aus ($z = 2.549, p = .065, n = 54; r = .35$).

Da die Datenerhebungen mit dem DOKU und dem PAGE-R in zeitlichem Abstand erfolgten, könnte man geneigt sein, die Bindungsunterschiede auf Veränderungen zwischen Beratung und Nachbefragung zurückzuführen. So gesehen hätte sich bei Ratsuchenden mit Beeinflussungserleben nicht viel geändert, denn der IPR-Typ hat nur einen minimal höheren Bindungsindex ($b = .43$) als der internale PAGE-Typ ($b = .42$). Beim SPK-Typ spräche der höhere Bindungsindex ($b = .55$) im Vergleich zum externalen PAGE-Typ ($b = .47$) dafür, dass Ratsuchende mit Spukphänomenen sich eher aus Bindungen gelöst haben. Die DOKU-Koinzidenttypen, deren mittlerer Bindungsindex ($b = .55$) sich laut U -Test mit Bonferroni-Korrektur signifikant ($z = 2.633$, $p = .032$, $n = 557$; $r = .11$) vom koinzidenten PAGE-Typ ($b = .70$) unterscheidet, wären in deutlich höherem Maße Bindungen eingegangen. Beim dissoziativen PAGE-Typ ($b = .38$) entspräche der Bindungsindex dem NAM-Typ ($b = .36$), dabei ist aber nicht zu entscheiden, ob eine mangelnde Repräsentanz des MED-Typs ($b = .58$) in der PAGE-Stichprobe und gleichbleibende Bindung beim NAM-Typ oder aber Veränderungen von Bindung vorliegen.

Neben den Unterschieden zwischen den korrespondierenden DOKU- und PAGE-Typen fällt in Abbildung 35 noch etwas anderes auf: Bei den DOKU-Typen zeigen sich Bindungsunterschiede stärker auf der horizontalen Achse zwischen den Polen Internalität und Externerität und bei den PAGE-Typen stärker auf der vertikalen Achse zwischen den Polen Koinzidenz und Dissoziation.

11.3.2 Zuordnung der Typen

Anhand von 218 Fällen, in denen PAGE- und DOKU-Daten personenbezogen verknüpft werden können (Kap. 9.1.1), kann man die Zuordnung zu formenkreisbasierten und grundklassenbasierten Klienteltypen direkt vergleichen. Zwischen der Datenerfassung mit dem DOKU und der Nachbefragung mit dem PAGE-R liegen durchschnittlich 4 Jahre mit einer Standardabweichung von 3,5 Jahren. Der Unterschied zwischen den Bindungsindizes ist mit $b = .53$ beim DOKU und mit $b = .52$ beim PAGE-R minimal und bei einem U -Test für abhängige Stichproben weit entfernt von statistischer Signifikanz ($z = -.887$, $p = .375$, $n = 218$; $r = .06$). Der korrelative Zusammenhang zwischen beiden Messzeitpunkten ist $\rho = .857$ ($p \leq .001$).

Insgesamt hat sich in der Bindungsstärke bei den Ratsuchenden über die Zeit kaum etwas geändert. Wie können die starken Verschiebungen in der Bindungsstärke dann erklärt werden? Die Diskrepanzen werden verständlich, wenn man die Zuordnungen der DOKU-Klienteltypen zu den PAGE-Klienteltypen, die hochsignifikant sind ($\chi^2(30) = 76.302$, $p \leq .001$, $n = 218$; $V = .27$), in Tabelle 92 anschaut. Man sieht, dass die Typen nicht in der Weise korrespondieren, wie man es erwarten könnte, wenn man von den AgE-Formenkreisen der Rat-

suchenden auf ihren Grundklassentyp schließen würde. Alles deutet darauf hin, dass die Bindungsunterschiede durch unterschiedliche Verteilungen der Ratsuchenden auf die DOKU- und PAGE-Typen hervorgerufen werden. So können wir der Tabelle entnehmen, dass 34 % des ASW-Typs, 48 % des ANK-Typs und 42 % des SIN-Typs nicht etwa auf den koinzidenten Typ, sondern auf die Unterscorer entfallen. Diese bestehen zu gut 50 % aus den Koinzidentztypen, wenn man die entsprechenden Spaltenprozente zusammenzählt, und machen annähernd 40 % der 218 betrachteten Fälle aus.

Tab. 92: Zuordnung der DOKU-Klienteltypen zu PAGE-Klienteltypen

DOKU-Klienteltypen		PAGE-Klienteltypen						gesamt	
		Unter- scorer	external	internal	koinzident	dissoziativ	Ober- scorer		
MED	<i>n</i>	0	2	2	0	3	0	7	
	<i>Zeilen</i>	%	0.0	28.6	28.6	0.0	42.8	0.0	100.0
	<i>Spalten</i>	%	0.0	6.5	5.3	0.0	16.7	0.0	3.2
IPR	<i>n</i>	8	5	8	1	5	5	32	
	<i>Zeilen</i>	%	25.0	15.6	25.0	3.2	15.6	15.6	100.0
	<i>Spalten</i>	%	9.8	16.1	21.1	3.6	27.8	23.8	14.7
ASW	<i>n</i>	14	8	5	11	2	1	41	
	<i>Zeilen</i>	%	34.1	19.5	12.2	26.9	4.9	2.4	100.0
	<i>Spalten</i>	%	17.1	25.8	13.2	39.3	11.1	4.8	18.8
ANK	<i>n</i>	10	1	7	0	1	2	21	
	<i>Zeilen</i>	%	47.6	4.8	33.3	0.0	4.8	9.5	100.0
	<i>Spalten</i>	%	12.2	3.2	18.4	0.0	5.6	9.5	9.6
SIN	<i>n</i>	19	6	3	12	0	5	45	
	<i>Zeilen</i>	%	42.2	13.3	6.7	26.7	0.0	11.1	100.0
	<i>Spalten</i>	%	23.2	19.4	7.9	42.9	0.0	23.8	20.6
SPK	<i>n</i>	28	8	9	3	2	6	56	
	<i>Zeilen</i>	%	50.0	14.3	16.1	5.4	3.6	10.6	100.0
	<i>Spalten</i>	%	34.1	25.8	23.7	10.7	11.1	28.6	25.7
NAM	<i>n</i>	3	1	4	1	5	2	16	
	<i>Zeilen</i>	%	18.7	6.3	25.0	6.3	31.3	12.4	100.0
	<i>Spalten</i>	%	3.7	3.2	10.5	3.6	27.8	9.5	7.3
gesamt	<i>n</i>	82	31	38	28	18	21	218	
	<i>Zeilen</i>	%	37.7	14.2	17.4	12.8	8.3	9.6	100.0
	<i>Spalten</i>	%	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	

Anmerkungen. Zeilenweise sind jeweils in Prozent die Anteile der formenkreisbasierten DOKU-Klienteltypen an den grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen angegeben und umgekehrt spaltenweise die Anteile der PAGE-Typen an den DOKU-Typen. Werte $\geq 20\%$ sind fett markiert.

Eine große Zahl von Ratsuchenden, die mit Koinzidenzphänomenen die Beratung aufsuchen, zeichnet sich bezogen auf ihre Lebensspanne also durch eine insgesamt geringe AgE-Neigung aus. Das dokumentiert auch der niedrige Dispositionsindex der Unterscorer von $d = .13$. Beim koinzidenten Typ, der zu über 80 % auf dem ASW- und SIN-Typ basiert, ist er mit $d = .35$ fast dreimal so hoch (Kap. 10.8.1). Auch 25 % des IPR- und 19 % des NAM-Typs gehören zu den Unterscorern.

Wenn wir von den grundklassenbasierten Klienteltypen ausgehen, das heißt, die Spaltenprozentage in Tabelle 92 betrachten, dann ist der externe PAGE-Typ sehr heterogen. Von den formenkreisbasierten DOKU-Typen finden sich hier mit jeweils 26 % der SPK- und der ASW-Typ, mit 19 % der SIN-Typ und mit 16 % auch der IPR-Typ. Beim internalen PAGE-Typ gehören nur 21 % dem IPR-Typ an und mit 24 % dominiert der externe SPK-Typ. Ein konsistenteres Bild geben der koinzidente und der dissoziative PAGE-Typ ab. Ersterer repräsentiert zu 39 % den ASW- und zu 43 % den SIN-Typ. Der dissoziative Typ basiert jeweils zusammengenommen zu 40 % auf dem SPK- und NAM-Typ sowie zu 45 % auf dem IPR- und MED-Typ. Im Unterschied zu den anderen PAGE-Typen stehen der koinzidente und der dissoziative Typ also jeweils relativ spezifisch mit den korrespondierenden DOKU-Klienteltypen beider AgE-Formenkreiskontinua (Kap. 4.4.4) in Verbindung. Wir sehen hier nicht nur eine Widerspiegelung der Komplementarität von Koinzidenz und Dissoziation, sondern auch von Bindung und Autonomie, wie die Bindungsindizes von $b = .70$ vs. $b = .35$ anzeigen.

11.3.3 Zeitliche Veränderungen

Tabelle 93 ordnet die Bindungsindizes der Ratsuchenden zeilenweise den DOKU-Typen und spaltenweise den PAGE-Typen zu. Die Zeilenrandwerte zeigen zum Beispiel beim formenkreisspezifischen ASW-Typ ($n = 41$), dass die Bindungsstärke von $b = .56$ auf $.48$ abgenommen hat. Beim grundklassenbasierten Unterscorer ($n = 82$) zeigen die Spaltenrandwerte, dass sie sich von $b = .58$ auf $.57$ verringert hat. Das Feld, in dem sich der ASW-Typ und die Unterscorer kreuzen, zeigt die Differenz bei Ratsuchenden, die formenkreisbasiert zum ASW-Typ gehören und grundklassenbasiert zu den Unterscorern ($n = 14$). Bei diesen Personen hat die Bindung von $b = .64$ auf $.48$ abgenommen. Den seitlichen Randfeldern der Tabellenzeilen (rechte Spalte „gesamt“) ist zu entnehmen, dass die Bindungsindizes der Typen des internalen Formenkreiskontinuums bei der PAGE-Nachbefragung allesamt niedriger als zum Zeitpunkt der Beratung sind: Beim MED-Typ ist er von $b = .67$ auf $.57$, beim ASW-Typ von $b = .56$ auf $.48$. und beim IPR-Typ von $b = .54$ auf $.51$ gesunken. Die Bindungsindizes weichen bei der PAGE-Befragung also um $-.03$ bis $-.10$ vom Zeitpunkt der Beratung ab. Beim ASW-Typ ist der Unterschied statistisch signifikant ($z = -1.977$, $p = .048$, $n = 41$; $r = .31$), beim MED-Typ durch den geringen Stichprobenumfang von nur sieben Personen

trotz sehr hoher Effektstärke nicht ($\xi = -1.414$, $p = .157$, $n = 7$; $r = .53$). Beim ANK-Typ und den Typen des externalen Formenkreiskontinuums hat sich b jeweils um .01 erhöht, mit Ausnahme des NAM-Typs mit einem Anstieg um .04.

Tab. 93: Vergleich der Bindungsindizes der DOKU- und PAGE-Klienteltypen

DOKU- Klienteltypen	DOKU-PAGE Bindungsindex	PAGE-Klienteltypen						Ober- scorer	gesamt
		Unter- scorer	external	internal	koinzident	dissoziativ			
MED	DOKU	b	-	.67	.67	-	.67	-	.67
	PAGE	b	-	.67	.50	-	.56	-	.57
	n	0	2	2	0	3	0	7	
IPR	DOKU	b	.58	.53	.46	1	.47	.60	.54
	PAGE	b	.63	.60	.38	0	.47	.60	.51
	n	8	5	8	1	5	5	32	
ASW	DOKU	b	.64	.46	.60	.64	.17	0	.56
	PAGE	b	.48	.38	.53	.64	.17	0	.48
	n	14	8	5	11	2	1	41	
ANK	DOKU	b	.67	.33	.14	-	0	.50	.43
	PAGE	b	.67	.33	.19	-	0	.50	.44
	n	10	1	7	0	1	2	21	
SIN	DOKU	b	.58	.72	1	.67	-	.47	.64
	PAGE	b	.58	.67	1	.78	-	.40	.65
	n	19	6	3	12	0	5	45	
SPK	DOKU	b	.50	.42	.52	.89	.50	.50	.51
	PAGE	b	.54	.46	.44	.89	.50	.44	.52
	n	28	8	9	3	2	6	56	
NAM	DOKU	b	.67	.67	0	0	.13	.67	.29
	PAGE	b	.67	0	.17	0	.20	.83	.33
	n	3	1	4	1	5	2	16	
gesamt	DOKU	b	.58	.53	.44	.67	.35	.51	.53
	PAGE	b	.57	.49	.41	.68	.35	.49	.52
	n	82	31	38	28	18	21	218	

Anmerkungen. Angezeigt sind jeweils zwei Bindungsindizes (b) die bei 218 IGPP-Ratsuchenden auf Grundlage des DOKU (erster Messzeitpunkt, Beratung) und des PAGE-R (zweiter Messzeitpunkt, Nachbefragung) berechnet wurden. Die Zeilen beziehen sich auf ihre Einordnung als formenkreisbasierte *DOKU-Klienteltypen*, die Spalten auf ihre Einordnung als grundklassenbasierte *PAGE-Klienteltypen*. Von sieben auf DOKU-Basis als *MED-Typ* eingestuften Personen wurden z. B. drei auf PAGE-Basis dem *dissoziativen Typ* zugeordnet. Umgekehrt wurden von achtzehn auf PAGE-Basis als dissoziativer Typ eingestuften Personen drei dem *MED-Typ* zugeordnet. Für die drei Personen ergaben sich $DOKU-b = .67$ und $PAGE-b = .56$. Differenzen $\geq .10$ zwischen DOKU- und PAGE-Typen sind fett markiert. Die unterste Zeile „gesamt“ gibt die Bindungsindizes für die PAGE-Typen an, die rechte Spalte „gesamt“ für die DOKU-Typen. So ist z. B. beim *externalen Typ* ($n = 31$) $DOKU-b = .53$ und $PAGE-b = .49$. Beim *ASW-Typ* ($n = 41$) z. B. ist $DOKU-b = .56$ und $PAGE-b = .48$. Solche Unterschiede $\geq .5$ zwischen zwei Messzeitpunkten/Instrumenten bei einem Typ sind fett markiert. Weitere Erläuterungen im Text.

Wie den unteren Randfeldern der Tabellenspalten (unterste Zeile „gesamt“) zu entnehmen ist, sind die Unterschiede zwischen den Bindungsindizes bei den Grundklassentypen mit einer Spannweite von $b = -.04$ (externaler Typ) bis $.01$ (internaler und koinzidenter Typ) deutlich geringer. Insgesamt kann man sagen, dass die PAGE-Grundklassentypen stabiler und prägnanter mit Bindung verknüpft sind als die DOKU-Formenkreistypen. Das gilt besonders für die vertikale Achse des Grundklassenschemas, auf der ein konstant niedriger Bindungsindex von $b = .35$ aufseiten der Dissoziation einem fast doppelt so hohen Wert von $b = .67$ (DOKU) bzw. $.68$ (PAGE) aufseiten der Koinzidenz entgegensteht. Das Koinzidenzcluster repräsentiert quasi einen Bindungstyp und das Dissoziationscluster einen Autonomietyp. Aber auch die Polarisierung auf der horizontalen Achse zwischen dem internalen und externalen Grundklassentyp ist mit einer Differenz der DOKU-Werte von $b = .53$ vs. $.44$ zum Zeitpunkt der Beratung und den PAGE-Werten von $b = .49$ vs. $.41$ bei der Nachbefragung stärker ausgeprägt als bei den formenkreisbasiert gebildeten DOKU-Clustern. Hier ergeben sich beim ersten Messzeitpunkt (DOKU) für den IPR- und SPK-Typ Bindungsindizes von $b = .54$ vs. $.51$ und zum zweiten Messzeitpunkt (PAGE) von $b = .57$ vs. $.52$.

Da sich die Verhältnisse bezüglich Partnerschaft und Familienstand bei den Ratsuchenden im Zeitraum von der Beratung bis zur Nachbefragung nur wenig verändert haben, müssen die Gründe für die Bindungsunterschiede zwischen den DOKU- und PAGE-Typen, insbesondere zwischen den DOKU-Koinzidententypen mit mittleren Indizes von $b = .50$ und dem koinzidenten PAGE-Typ mit $b = .70$ woanders liegen. Als Erklärung kommen phänomenologische Veränderungen der AgE und/oder unterschiedliche Angaben bzw. die Erfassung der AgE mit unterschiedlichen Instrumenten infrage, die sich in der clusteranalytischen Typenbildung niederschlagen.

11.3.4 Belastung und psychische Auffälligkeit

Wir können die DOKU- und PAGE-Klienteltypen auch hinsichtlich der mit dem DOKU erfassten Einschätzung der psychischen Auffälligkeit, die bei 184 Ratsuchenden der PAGE-Stichprobe (Kap. 9.1.1) vorliegt, vergleichen. Anders als in der DOKU-Stichprobe ($n = 1811$) erreichen die der Tabelle 94 zu entnehmenden Gruppenunterschiede zwischen „eher unauffälligen“ und „eher auffälligen“ Ratsuchenden bei den Klienteltypen in der kleineren PAGE-Stichprobe keine Signifikanz ($\chi^2(5) = 8.656, p = .124, n = 184; V = .22$). Bemerkenswert ist aber, dass 71 % des koinzidenten PAGE-Typs, und damit fast so viele Ratsuchende wie bei den Unterscoren (74 %), als „eher nicht auffällig“ eingestuft wurden. Bei den drei Koinzidententypen in der DOKU-Stichprobe (ASW, ANK- und SIN-Typ) sind es 55 % bis 62 % (Kap. 7.3.6, Tab. 21).

Tab. 94: Psychische Auffälligkeit bei PAGE-Klienteltypen (S1)

Einschätzung	PAGE-Klienteltypen							gesamt
	Unterscorer	external	internal	koinzident	dissoziativ	Oberscorer		
(eher) nicht auffällig	<i>n</i>	51	17	17	15	7	10	117
	%	73.9	63.0	51.5	71.4	46.7	52.6	63.6
(eher) auffällig	<i>n</i>	18	10	16	6	8	9	67
	%	26.1	37.0	48.5	28.6	53.3	47.4	36.4
gesamt	<i>n</i>	69	27	33	21	15	19	184
	%	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Anmerkungen. Angezeigt sind die jeweiligen Prozentsätze der von den Beratenden als psychisch „(eher) nicht auffällig“ oder „(eher) auffällig“ eingestuften Ratsuchenden aus D-S2 an den PAGE-Klienteltypen. Die Unterschiede in der eingeschätzten Auffälligkeit zwischen den Typen haben keine statistische Signifikanz.

Dass nicht nur drei Viertel der Unterscorer, sondern ebenso viele Ratsuchende des Koinzidenttyps als „eher nicht auffällig“ eingeschätzt wurden, obwohl sie sich durch eine fast dreimal höhere AgE-Disposition ($d = .35$) als die Unterscorer auszeichnen (Kap. 10.8.1, Tab. 85), ist abermals ein Hinweis darauf, dass es keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Häufigkeit von AgE und psychischer Auffälligkeit gibt (Kap. 11.1.6). Selbst unter den Oberscorern ($d = .60$) galten rund 53 % als „eher nicht auffällig“, während ein genauso großer Anteil des dissoziativen Typs mit nur halb so hohem Dispositionsindex ($d = .29$) „eher auffällig“ eingeschätzt wurde. Der interne Typ ähnelt dem dissoziativen Typ sowohl in der Disposition ($d = .28$) als auch der Auffälligkeit (49 %). Der externe Typ hat eine stärkere Disposition ($d = .41$) und ist dagegen aber seltener auffällig (37 %).

Während der Dispositionsindex keinen konsistenten Zusammenhang mit Auffälligkeit aufweist, finden wir einen solchen bei den Bindungsindizes. Wenn wir noch einmal die Bindungsindizes der Typen in Tabelle 87 (Kap. 10.8.2) ins Auge fassen, sehen wir, dass die geringsten Einschätzungen von psychischer Auffälligkeit mit den höchsten Bindungsstärken beim koinzidenten Typ ($b = .70$) und bei den Unterscorern ($b = .54$) einhergehen. Bei den anderen Typen nimmt dann mit abnehmenden Bindungsindizes in gleicher Reihenfolge die psychische Auffälligkeit zu. Die psychisch Unauffälligen der auf 218 Fälle reduzierten PAGE-Stichprobe unterscheiden sich bei einem *U*-Test generell signifikant in den aus ihren DOKU- und PAGE-Werten gemittelten Bindungsindizes ($\chi = -2.005$, $p = .045$, $n = 184$; $r = .15$). Der gemittelte Bindungsindex korreliert mit zweistufiger psychischer Auffälligkeit signifikant negativ ($\rho = -.148$, $p = .045$; $n = 184$). Mit vierstufiger Auffälligkeit wird keine Signifikanz erreicht ($\rho = -.130$, $p = .079$; $n = 184$), dazu müsste der Stichprobenumfang größer sein. Eine Berechnung von Partialkorrelationen unter Kontrolle der Disposition ändert nichts an den Ergebnissen.

Alles in allem spricht einiges dafür, dass die Belastungen und psychischen Auffälligkeiten bei Menschen mit AgE weniger mit der Kontinuität und Häufigkeit von Phänomenen, sondern mehr mit verringerter oder fehlender sozialer Bindung zu tun haben. Im III. Teil der Arbeit wird ausführlich auf Ergebnisse der Bindungsforschung eingegangen, die belegen, dass psychische Störungen hochsignifikant mit spezifischen Bindungsstilen korrelieren.

11.4 Ebenen und Dimensionen von AgE

Nachfolgend werden die Ergebnisse zu verschiedenen Ebenen der Beschreibung und Klassifikation von AgP und AgE diskutiert. Abschließend wird ein Strukturmodell vorgestellt, das die latenten Faktoren des AgE-Konstrukts, die manifesten Phänomene der Grundklassen und die AgE-Formenkreise in einen Gesamtzusammenhang stellt.

11.4.1 AgE-Formenkreise

Mit dem in dieser Arbeit vertretenen Paradigma werden mentale Repräsentationen bzw. Phänomene, die den vier Grundklassen zugeordnet werden können, als basale Elemente der AgE-Formenkreise vorausgesetzt. Repräsentationen erscheinen jedoch nicht als isolierte Elemente, sondern eingebettet in einen Zusammenhang unzähliger Repräsentationen und in Metarepräsentationen, die eine Situation, eine Szene oder einen gegenwärtigen Moment kreieren. Dabei mischen sich phänomenale Selbstmodellaspekte (z. B. Gefühle) mit Gegebenheiten im Weltmodell (z. B. Landschaften, dem Wetter) zum Beispiel zu einer ganzheitlich-melancholischen Stimmung. Ebenso schildern Ratsuchende im Allgemeinen keine isolierten Einzelphänomene. Bevor die Wahrnehmung eines unerklärlichen Schattens, beunruhigender Klopfgeräusche oder seltsamer Leibempfindungen sich als AgE „festsetzt“, müssen sich solche oder ähnliche Phänomene wiederholen oder verschiedenartige Phänomene häufen. Das heißt, es finden Kontextualisierungen und Verknüpfungen statt und Erlebnisse werden zu AgE verdichtet. Mit Beteiligung von kognitiven Realitätsmodellen entstehen Narrative und Schilderungen, die sich nicht mehr auf der Ebene der unmittelbar wahrgenommenen Phänomene bewegen. Die Rede ist vielmehr von „Spuk“, „Verfluchung“, „schwarzer Magie“, „Besessenheit“, „Telepathie“, „Vorsehung“ und so weiter. Die Arbeit in der AgE-Beratung beginnt üblicherweise mit einer phänomenologischen Analyse, in der sich beispielsweise „Geister“ als Konglomerate im Weltmodell wahrgenommener Klopfgeräusche, kinetischer Phänomene, schlechter Gerüche und plötzlicher Kälte entpuppen. Diese Elemente lassen sich als externale Phänomene klassifizieren und dem typischen SPK-Formenkreis zuordnen.

Eines der Anliegen des empirischen Teils dieser Arbeit bestand darin, zu prüfen, ob sich die sechs in der Beratungspraxis etablierten Formenkreise (MED, IPR, ASW, SIN, SPK, NAM)

auch mit der neuen bzw. erweiterten Stichprobe bestätigen und vielleicht noch weiter differenzieren lassen würden. Sowohl nach der Auswertung der neuen Teilstichprobe ab 2005 als auch nach Zusammenführung beider Teilstichproben zu einer Gesamtstichprobe mit insgesamt 2381 Fällen steht die Klassifikation der AgE-Formenkreise vor dem Hintergrund der AgP-Grundklassen auf einem soliden empirischen Boden. Die Auswertung der DOKU-Daten mittels variablenorientierter Cluster- und Hauptkomponentenanalysen konnte zeigen, dass die sechs typischen Formenkreise das Beratungsgeschehen über fast zwanzig Jahre relativ konstant ausfüllen. Des Weiteren konnten die formenkreisbasierten Klienteltypen, die im Schnitt über ein bis zwei dieser Formenkreise in der Beratung berichten, weitgehend bestätigt werden (Kap. 7.3.2). Die neun Typen der ersten Studie (Belz, 2009a; Belz & Fach, 2012) gehen nun in sieben prägnanten Klienteltypen auf, in denen, abgesehen von einem koinzidenten Misch- bzw. Ankündigungstyp (ANK), jeweils ein Formenkreis dominiert.

Dass sich in der Ratsuchendenstichprobe die sechs Formenkreise, insbesondere der MED-Formenkreis, mittels des PAGE-R faktoriell nicht adäquat abbilden, ist zum einen dem vergleichsweise geringen Stichprobenumfang geschuldet. Zum anderen erfasst der PAGE-R keine temporär eingegrenzten Formenkreise oder States wie das DOKU, sondern AgE über die Lebensspanne und damit eher überdauernde Bereitschaften bzw. Traits, die auf den Grundklassen basieren. Dafür sprechen auch die Ergebnisse der anderen Stichproben, deren faktorenanalytische Ladungsmuster (Kap. 8.2.2, Tab. 32) eine formenkreisspezifische Auswertung von vorneherein nicht sinnvoll erscheinen ließen.

11.4.2 AgP-Grundklassen

Während die Datenerfassung mit dem DOKU geeignet ist, die AgE-Formenkreise im aktuellen Beratungsgeschehen in Phänomene der Grundklassen zu zerlegen, setzt der PAGE-R mit seinen Items direkt auf der Phänomenebene und damit bei den Grundklassen an. Das ist im Hinblick auf Vergleichsstudien mit verschiedenen Populationen, in denen ganz unterschiedliche Formenkreise eine Rolle spielen können, von wesentlicher Bedeutung. Da sich alle AgE auf mentale Repräsentationen zurückführen und diese den AgP-Grundklassen zuordnen lassen, können unabhängig von Kontexten und spezifischen Narrativen beispielsweise genauso Elemente von Nahtoderfahrungen (z. B. E03, I11, I12, I17, K23, D34), Geistheilungen (z. B. E03, I15, I16, I18, D31, D32) oder UFO-Entführungen (z. B. E01, E02, E04, D31, D35, D37), die in der IGPP-Beratung kaum eine Rolle spielen, erfasst werden. So erklärt sich auch, dass die anfängliche Strukturheterogenität der untersuchten Stichproben bei einer Extraktion von nur vier Faktoren in eine relativ homogene und vergleichbare Grundklassenstruktur mündet. (Kap. 9.1.3, Tab. 36).

Die Grundklassen lassen sich auch mit dem DOKU aufweisen: Eine Extraktion von sechs Clustern bzw. Hauptkomponenten erfasst die Phänomene in Formenkreisen, eine Extraktion von vier Clustern bzw. Hauptkomponenten in den Grundklassen. Die hierarchische Struktur hat nur den Charakter einer Klassifikation, weil wir mit einer Bestimmung von Formenkreisen und AgP der Grundklassen nicht über die Deskription manifester Variablen hinausgehen. Das Skalenniveau und die verwendeten Verfahren lassen streng genommen auch keine Rückschlüsse auf latente Variablen bzw. echte Faktoren zu (Kap. 6.5.1).

Theoretisch wurde postuliert, dass sich alle Erfahrungselemente außergewöhnlicher Erfahrungen auf Phänomene der vier Grundklassen zurückführen lassen. Das Datenniveau des PAGE-R erlaubt insbesondere unter Verwendung polychorischer Korrelationen Hauptachsen-Faktorenanalysen, mit denen Faktoren über die deskriptiven DOKU-Analysen hinaus als latente Dimensionen interpretiert werden können. Ob eine solche Interpretation wirklich angemessen ist, muss eine Prüfung der faktoriellen Invarianz erweisen (Schendera, 2010, S. 213). Wenn die „wahre“ Dimensionalität des AgE-Konstruktes gefunden wurde, dann sollten die Zahl der Faktoren und die Ladungsmuster bei historisch unabhängig voneinander generierten Stichproben übereinstimmen.

Bei einem ersten strukturanalytischen Vergleich mit 30 Items – zwei Items mussten von vorneherein ausgeschlossen werden (Kap. 8.2.1) – zeigten sich heterogene und instabile Ladungsmuster (Kap. 8.2.2, Tab. 32). Nach einer Reduktion des Itempools auf zwanzig Variablen durch Selektion der auffälligsten und schwächsten Items (Kap. 9.1.2) konnten stabile Faktoren und weitgehend identische Ladungsmuster in allen vier Stichproben gefunden werden (Kap. 9.1.3). Es wurden systematisch auch Lösungen mit einer Extraktion von drei, zwei und nur einem Faktor untersucht (Kap. 9.1.5 und 9.1.6). Die theoriekonforme Extraktion von vier Faktoren erwies sich ausgehend von der Referenzstichprobe der IGPP-Ratsuchenden als das robusteste und am besten verallgemeinerbare Modell. Mit den gewählten Items und den resultierenden Faktoren wurden offensichtlich die gesuchten stichprobenunabhängigen Parameter zur Beschreibung der latenten Dimensionen von AgE gefunden:

Hat man nun zwei Faktoren oder mehr ermittelt, ist es Zeit innezuhalten und sich zu vergegenwärtigen, was denn das besondere [sic] eines (latenten) Faktors im Kontext der Faktorenanalyse gemäß der Faktoretheorie ausmacht. [...] Das zentrale Merkmal eines (latenten) Faktors gemäß der Faktoretheorie ist, dass ein (latenter) Faktor keine Variable, kein Parameter der Stichprobe, sondern ein *Populationsparameter, ein invariantes Merkmal der Grundgesamtheit* ist. [...] Ein erfolgreich extrahierter Faktor sollte zumindest unabhängig von Merkmalen einer Stichprobe oder auch eines statistischen Ansatzes sein. (Schendera, 2010, S. 212)

Für die von Schendera geforderte Unabhängigkeit vom statistischen Ansatz sprechen die vergleichbaren Ergebnisse bei einer alternativen Berechnung der Faktorenanalysen mit Pear-

son-Korrelationen (Kap. 9.1.4) aber auch die Überprüfung auf mögliche Einflüsse der Itemschwierigkeiten auf die Faktorenstrukturen (Kap. 8.2.5, Tab. 33).

Es ist nicht sicher, für welche Grundgesamtheit die Faktoren als zuverlässiger Parameter gelten können. Wir dürfen annehmen, dass das Faktorenmodell gültig für Populationen ist, deren Angehörige über ein phänomenales Realitätsmodell mit einer intakten Dichotomie von Selbst und Welt und über die kognitiven Realitätsmodelle moderner Gesellschaften verfügen. Das AgP-Grundklassenmodell legt nicht fest, wie viele AgE-Formenkreise empirisch existieren, aber es postuliert, dass sich alle AgE in Einzelphänomene der vier Grundklassen zerlegen lassen und es macht Aussagen, in welcher Weise Phänomene Formenkreise bilden können. Leider wurde das Modell der AgP-Grundklassen häufig noch nicht richtig verstanden. Besonders zu nennen sind hier die Arbeiten von Unterrassner und Wyss. Letzterer kommt zu dem Schluss, es sei „difficult to define phenomena that occur strictly in the ‘internal’ or ‘external’ world model; mostly the distinction is only theoretically and overlaps in reality [...], there are no definite, empirically distinguishable substructures in the phenomenology of EE“ (Wyss, 2016, S. 122). Es ist zu hoffen, dass solche Missverständnisse mit dieser Arbeit ausgeräumt werden können.

11.4.3 Grundklassenskalen

Ausgehend von den Faktoren wurden Skalen zur Messung der Externalität, Internalität, Koinzidenz und Dissoziation bei AgE gebildet. Die durchgeführten Itemanalysen kommen insgesamt und insbesondere bei den Ratsuchenden (S1) und den Nahtoderfahrenen (S2) zu Kennwerten, die den allgemeinen Standards der Testdiagnostik entsprechen (Kap. 9.2.1). Niedrige Schwierigkeitsindizes der Dissoziationsitems, also inhaltlich hohe Schwierigkeiten, sind angesichts der geringen Häufigkeit entsprechender Erfahrungen insbesondere in der Normalbevölkerung (S4), zu der in dieser Hinsicht die Studierenden (S3) zählen, hinzunehmen. Die Reliabilität aller Grundklassenskalen (Kap. 9.2.2) ist nach gängigen Maßstäben in allen Stichproben, abgesehen von der Dissoziationsskala mit $\alpha = .64$ in S3, mit mindestens $\alpha = .72$ (S3) bis maximal $.84$ (S2, S4) als befriedigend bis gut anzusehen. Angesichts dessen, dass sie wie alle anderen Skalen nur aus fünf Items besteht, ist auch die Dissoziationsskala, auf der außer in S3 Werte von $\alpha = .77$ (S2) bis $.82$ (S4) erreicht werden, vertretbar, insbesondere bei Anwendungen in der Gruppendiagnostik (Kap. 6.6.4). Vergleichsweise weisen die zehn Skalen des Freiburger Persönlichkeitsinventars (FPI) mit jeweils 10 bis 14 Items ein α von $.73$ bis $.83$ auf (Fahrenberg, 2009; Fahrenberg et al., 2010). Die internen Konsistenzen der fünf Skalen der neu normierten Fassung des NEO-Fünf-Faktoren Inventar (NEO-FFI) nach Costa und McCrae (Borkenau & Ostendorf, 2008) liegen mit jeweils 12 Items im Bereich von $\alpha = .72$ bis $.87$. Die Reliabilität der AgE-Globalskala, die bei vier Stichproben Werte von Cronbachs $\alpha = .86$ (S3) bis $.92$ (S4) annimmt (Kap. 9.2.3, Tab. 45), ist sogar als

sehr gut zu bezeichnen, zumal die Anzahl der Items der Globalskala offensichtlich noch deutlich ohne Verlust der internen Konsistenz verringert werden könnte.

Die Subskalen korrelieren mit der Globalskala in Größenordnungen von $\rho = .62$ bis $.87$, wobei in allen Stichproben die Korrelationen zwischen der Gesamt- und der Dissoziationsskala am geringsten sind (Kap. 9.2.4, Tab. 47). In den Gesamtstichproben korrelieren die Grundklassenskalen untereinander positiv mit einem Spearmankoeffizienten von $\rho = .19$ bis $.62$. Bei einer separaten Analyse der Unter-, Mittel- und Oberscorer treten hingegen auch negative Zusammenhänge auf (Kap. 10.7.2, Tab. 81). Von zusammengenommen 25 negativen Korrelationen in allen Stichproben bestehen 32 % zwischen Koinzidenz und Dissoziation, 24 % zwischen Externalität und Internalität, 16 % zwischen Internalität und Koinzidenz, 12 % zwischen Internalität und Dissoziation und je 8 % zwischen Externalität und Koinzidenz bzw. Externalität und Dissoziation. 40 % der negativen Korrelationen finden sich in S1, 28 % in S2, 12 % in S3 und 20 % in S4. Signifikant werden negative Korrelationen nur bei den Mittelscoren, und zwar zwischen Dissoziation und Koinzidenz in S1 ($\rho = -.32, p \leq .001$) und S4 ($\rho = -.19, p \leq .001$). Ebenfalls signifikant negativ korrelieren Koinzidenz und Internalität in S2 ($\rho = -.33$) sowie S4 ($\rho = -.13$). Auch in S1 ist dieser Zusammenhang negativ, wenn auch nicht signifikant ($\rho = -.12$). Der einzige Unterschied zwischen den Mittelscoren von S1 und S4 liegt darin, dass in S1 Internalität und Dissoziation ($\rho = -.12$) sowie Internalität und Externalität ($\rho = -.14$) negativ korrelieren, in S4 aber positiv ($\rho = .25$, bzw. $.11$). Die negativen Korrelationen machen klar, dass die Analyse von AgE anhand der vier Subskalen insbesondere bei Stichproben mit größeren Phänomenhäufigkeiten einer Auswertung mit der Globalskala vorzuziehen ist. Offensichtlich weisen Personen mit Globalwerten im mittleren Bereich unterschiedliche und gegensätzliche Phänomenprofile auf. Diese gehen in einer Gesamtstichprobe aber unter, weil sie sich gegenseitig nivellieren und noch dazu durch positiv korrelierende Skalen von Personen mit niedrigen und hohen Globalwerten überdeckt werden.

11.4.4 Validität der Skalen

Die gute Reliabilität des PAGE-R stellt sicher, dass er bei wiederholten Messungen das Gleiche misst, aber seine Messgenauigkeit gewährleistet nicht, dass seine Skalen das AgE-Konstrukt wirklich adäquat erfassen. Ein exzessives Streben nach hoher Reliabilität kann sogar kontraproduktiv für die Validität sein:

Es liegt eine gewisse Kunst darin, einen Test sowohl möglichst reliabel wie auch zugleich möglichst valide zu gestalten; die Reliabilität scheint eher durch homogene Aufgaben, die empirische Validität dagegen durch heterogene Aufgaben gewährleistet zu sein. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer partiellen Inkompatibilität der

beiden Kardinalkriterien, indem man das eine anstrebt, gefährdet man das andere. (Lienert & Raatz, 1998, S. 255)

Die Inhaltsvalidität des PAGE-R wurde bereits bei der Vorstellung des Instruments im Methodenteil (Kap. 5.1.2) thematisiert. Im Folgenden gehen wir auf Anhaltspunkte und Ergebnisse zur Einschätzung der anderen Validitätsarten (Kap. 6.6.7) ein, das heißt der Kriteriumsvalidität, der Konstruktvalidität und der faktoriellen Validität.

Kriteriumsvalidität

Bei der Vorstellung der Instrumente wurde bereits argumentiert, dass die Kriteriumsvalidität des PAGE-R sich grundlegend schon einmal darin zeigen müsse, dass in der Normalbevölkerung als Außenkriterium signifikant geringere Häufigkeiten von AgP gemessen werden müssten, was der Fall ist. Sowohl die IGPP-Ratsuchenden als auch die Stichprobe der Menschen, die sich in Netzwerken im Internet über ihre Nahtoderfahrungen austauschen, weisen im Vergleich zur Schweizer Bevölkerung und den deutschen Studierenden doppelt so hohe Werte auf. Bemerkenswert ist außerdem, dass die niedrigen Skalenwerte der beiden Normalpopulationsstichproben fast identisch sind. Ungeachtet dieser Häufigkeitsunterschiede ist die proportionale Gewichtung der AgP-Grundklassen in allen Stichproben sehr ähnlich. Wir haben damit einen klaren Hinweis darauf, dass ein valides Instrument in unterschiedlichen Populationen dasselbe Konstrukt misst und dabei den Erwartungen entsprechend zu unterschiedlichen Ergebnissen kommt. Vor diesem Hintergrund kann eine gute diskriminante Validität konstatiert werden. Über weitere mögliche Außenkriterien wäre nachzudenken. Ob mit dem PAGE-R zuverlässige Vorhersagen über von der Testsituation unabhängige Kriterien möglich sind, zum Beispiel über nachfolgende Verhaltensweisen oder Leistungen befragter Personen, wird davon abhängen, ob mit ihm ein überdauerndes Persönlichkeitsmerkmal im Sinne einer Disposition gemessen wird. Diesbezüglich sind noch viele Fragen offen.

Konstruktvalidität

Eine erste Bestätigung der Konstruktvalidität ist dadurch gegeben, dass die Ergebnisse des PAGE-R als Selbstbeurteilungsinstrument im Bereich der AgP-Grundklassen sehr gut mit den Ergebnissen der variablenorientierten Clusteranalysen und Hauptkomponentenanalysen des DOKU (Kap. 7.2) als Fremdbeurteilungsinstrument übereinstimmen. Des Weiteren können die an anderer Stelle (Kap. 5.1.2) bereits angesprochenen, von Unterrassner et al. (2014) gefundenen und unterschiedlich starken Zusammenhänge des PAGE-R mit der Magical Ideation Scale (MIS; Eckblad & Chapman, 1983) und dem Religiositäts-Struktur-Test (RST; Huber, 2008) als ein Indiz für die Validität des PAGE-R gewertet werden. Angesichts einer hohen Konvergenz mit den paranormalen Überzeugungen der MIS könnte man allerdings fragen, ob der PAGE-R überhaupt etwas wesentlich anderes als magisches Denken

erfasst. Auf diese Frage kann eine Untersuchung von Wyss et al. (2014), die ebenfalls im Kontext der Züricher Studien angesiedelt ist, ein Licht werfen: Es wurden 86 gesunde Versuchsteilnehmer aus der Schweizer Bevölkerung, die sowohl den PAGE-R als auch die MIS ausgefüllt hatten, mit visuellen Computeraufgaben zur Mustererkennung anhand von Mooney-Gesichtern und einer modifizierten Version mit Mooney-Objekten konfrontiert. Bei beiden Aufgaben bestand die Hälfte der Stimuli aus lateral angeordneten Paaren eines Gesichtes bzw. Objektes mit einem bedeutungslosen Muster, während das andere zwei bedeutungslose Muster umfasste. Abermals wurde zwischen den Summenwerten des PAGE-R und der MIS eine hohe Korrelation gefunden (Spearman's $\rho = .83, p \leq .001$). Die Anzahl der falschen Positiven, das heißt, die Meldung eines Gesichts oder Objekts, wenn zwei bedeutungslose Muster „im Rauschen“ präsentiert wurden, korrelierten signifikant und positiv mit dem Summenwert des PAGE-R bei Gesichtern ($\rho = .23, p = .033$) und nicht mehr signifikant bei Objekten ($\rho = .19, p = .064$). Hinsichtlich der Subskalen des PAGE-R zeigten sich signifikante Korrelationen zwischen der Ausprägung von Koinzidenzphänomenen sowohl bei Mooney-Gesichtern ($\rho = 0,27, p = 0,014$) als auch bei den Mooney-Objekten ($\rho = 0,25, p = 0,020$) und außerdem eine schwächere Korrelation zwischen den internalen Phänomenen und den Gesichtern ($\rho = 0,21, p = 0,050$). Mit der MIS korrelierten beide Mooney-Varianten jedoch nicht signifikant (Gesichter: $\rho = .18, p = .098$; Objekte: $\rho = .093, p = .39$).

Dass signifikante Beziehungen nur mit AgE (EE) des PAGE-R, aber nicht mit paranormalen Überzeugungen bzw. Magical Ideation (MI) gefunden wurden, deutet nach Ansicht der Autoren darauf hin, dass die Mustererkennung in sinnlosen Reizen eher als eine Wahrnehmungseigenschaft denn als eine Wahrnehmungsbereitschaft aufzufassen ist:

Our results show a high correlation between the MI and the PAGE-R, where the MI measures the belief, in contrast to the experience level of the PAGE-R. Interestingly, a significant correlation of “signals in noise” detection was found only with EE (PAGE-R) but not with belief (MI); this stands at odds with former studies. Furthermore, the “signal in noise”-parameter correlates the most with experienced coincidence phenomena, i.e., déjà-vu or getting a call from a person one just thought of. These phenomena imply a perceived similarity in unrelated events. These two effects can be observed with either faces or objects as stimuli. Our result suggests therefore, that pattern detection in meaningless stimuli, as a possible source of illusions or hallucinations could be explained as a perceptive trait, rather than a willingness to perceive “signals in noise” as would be assumed by a correlation with MI. (Wyss et al., 2014, 153)

Die gefundenen Unterschiede machen deutlich, dass die Items des PAGE-R ein eigenständiges AgE-Konstrukt erfassen, das nicht in Glaubensüberzeugungen bzw. kognitiven Realitätsmodellen aufgeht, sondern konkret etwas mit den Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmodell zu tun hat.

Faktorielle Validität

Im Hinblick auf die faktorielle Validität als Aspekt der Konstruktvalidität ist der Unterschied zwischen dem ursprünglichen PAGE-R mit 32 AgP-Items und der item- und skalenganalytisch neu konstruierten Kurzform mit 20 Items zu beachten. Erst mit dem bereinigten und reduzierten Itempool konnten die theoretisch postulierten Dimensionen über stabile Faktoren in allen Stichproben aufgedeckt werden. Hingegen können die sonstigen Ausführungen und Überlegungen zu den verschiedenen Validitätsformen losgelöst von einer Unterscheidung zwischen den AgP-Itemblöcken und den AgP-Grundklassenskalen gesehen werden. Die hochsignifikanten und fast perfekten korrelativen Zusammenhänge zwischen ihnen (Kap. 10.1.2) erlauben gültige Aussagen für beide Versionen.

Die vorliegenden Ergebnisse rechtfertigen sicherlich ein gutes Maß an Vertrauen in die grundklassenspezifische Dimensionierung von AgE. Wenn die mit Hauptkomponentenanalysen gefundenen Klassifikationen auf Basis der DOKU-Daten auch nur als Indiz gewertet werden konnten, so liefern die Hauptachsanalysen triftige Argumente für die Richtigkeit der Modellannahmen. Die große Übereinstimmung der 4-Faktoren-Lösungen bei vier Stichproben aus unterschiedlichen Populationen mit unterschiedlichen Häufigkeitsausprägungen nach Bereinigung und Reduzierung des Itempools auf 20 Items spricht eine klare Sprache. Die weitgehend stabilen Faktoren lassen den Schluss zu, dass der PAGE-R tatsächlich latente Dimensionen von AgE erfasst, die unabhängig von kontextuellen und populationsspezifischen Merkmalen vorausgesetzt werden können. Es kann ein Modell abgeleitet werden, das plausibel beschreibt, wie sich AgE, ausgehend von empirisch beobachtbaren Formenkreisen (Kap. 7.2), zunächst auf manifeste Phänomene von vier Grundklassen und dann weiter über latente Dimensionen, die diesen zugrunde liegen, auf einen abstrakten Generalfaktor (Kap. 9.1.6) zurückführen lassen. Dass die positiven Korrelationen der Grundklassenfaktoren (Kap. 9.1.3) deren Differenzierung zugunsten eines Generalfaktors überflüssig machen könnten, widerlegen die negativen Korrelationen zwischen den Subskalen, die bei der clusteranalytischen Unterscheidung verschiedener „antagonistischer Typen“ zutage traten (Kap. 10.7). Die Resultate der skalenspezifischen Auswertungen machen deutlich genug, dass die Subskalen des PAGE-R zwar *generell* voneinander abhängig sind, aber in komplementären Verhältnissen zueinanderstehen. Das heißt, sie ergänzen sich einerseits, schließen sich andererseits aber in gewissen Konstellationen auch aus. Zum Beispiel kann ein Phänomen zwar zugleich internal sein und koinzidieren, aber es kann nicht sowohl internal als auch external sein. Ein theoretisch fundiertes und mit den Ergebnissen der Faktorenanalysen abgestimmtes Modell wird noch diskutiert (Kap. 11.4.6). Letzte Gewissheit müssen in Zukunft konfirmatorische Faktorenanalysen bringen.

11.4.5 AgE-Generalfaktor

Die Sichtung der mittels Hauptachsenanalysen berechneten einfaktoriellen Lösungen führte zu einem bemerkenswerten Ergebnis (Kap. 9.1.6, Tab. 39): Die Markiervariablen der Generalfaktoren, also die Items mit den höchsten Ladungen, sind in allen Stichproben Dissoziationsitems mit Ladungen von .70 bis .85, bei denen es sich abgesehen von D33 (Automatismen) in S1 noch dazu in drei Stichproben um dasselbe Item D32 (taktile Empfindungen) handelt. Die Items, die in allen Stichproben durchweg hohe Ladungen $\geq .60$ erreichen, haben alle einen ausgesprochenen Körperbezug: E07 (thermische Phänomene), I16 (leibliche Empfindungen), D32 (taktile Sensationen) und D35 (nächtliche Körperattacken). Dieser Befund lässt sich mit der strukturdeterministischen AgE-Theorie (Kap. 3.4.5) und dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) sinnvoll interpretieren. Wenn wir den AgE-Generalfaktor als einen psychophysisch neutralen Holismus auffassen, setzt dessen Entfaltung die Möglichkeit von Symmetriebrüchen bzw. ein Potenzial zur psychophysischen Dissoziation voraus. Die unanschauliche Ganzheit manifestiert sich dann in einem phänomenalen Realitätsmodell in der Komplementarität des Selbst- und Weltmodells, die durch strukturelle psychophysische Korrelationen, das heißt Koinzidenzen, verbunden sind.

Tatsächlich führt die Aufspaltung des Generalfaktors bei einer Extraktion von zwei Faktoren in den Stichproben der IGPP-Ratsuchenden (S1), der Nahtoderfahrenen (S2) und der Schweizer Bevölkerung (S4) jeweils zu einer Differenzierung der Dissoziations- und der Koinzidenzitems: In S1 und S4 bilden die Dissoziationsitems mit den internalen und externalen Items einen Faktor, und in S2 bilden die internalen und dissoziativen Items sowie die externalen und die Koinzidenzitems einen Faktor. Bei den Studierenden (S3) trennen sich die externalen von den Koinzidenz- und den internalen Items und lediglich hier finden die dissoziativen Items keine eindeutige Zuordnung (Kap. 9.1.6, Tab. 39). In keinem Fall werden jedoch Faktoren gebildet, bei denen ein Faktor mit AgP der horizontalen Achse (Internalität vs. Externalität) einem Faktor mit AgP der vertikalen Achse (Koinzidenz vs. Dissoziation) gegenübersteht, was dem Grundklassenmodell und dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma widersprechen würde.

Wird mit der Extraktion eines dritten Faktors fortgefahren (Kap. 9.1.5, Tab. 38), führt das in S1 und S3 zu einem internalen Faktor. In S2 lösen sich die Koinzidenzitems ab und in S4 die externalen Items, um einen eigenständigen Faktor zu bilden. Im Endergebnis resultieren mit der 3-Faktorenlösung in allen Stichproben jeweils stabile externale, internale und koinzidente Faktoren. Die dissoziativen Items „hängen“ dann noch an den internalen oder externalen Faktoren, aber nie am Koinzidenzfaktor. In der Zusammenschau folgt die faktorenanalytische Ausdifferenzierung der grundklassenspezifischen Subfaktoren einer systemati-

schen Entwicklung, die ein Modell mit einem AgE-Generalfaktor und vier korrelierten bzw. komplementär verschränkten Dimensionen nahelegt.

11.4.6 AgE-Strukturmodell

Mit dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) gehen wir davon aus, dass mentale Repräsentationen und AgE ihren Ursprung in einem latenten Monismus haben. Dieser korrespondiert empirisch mit dem AgE-Generalfaktor und kann mit der Theorie der mentalen Repräsentation als ein physischer oder mit dem Duale-Aspekte-Monismus als psychophysisch neutraler Holismus gedacht werden. Wir sprechen hier von einem AgE-Generalfaktor, weil wir uns mit der Genese von AgE befassen. Es ist aber zu bedenken, dass der Holismus, der dem phänomenalen Realitätsmodell zugrunde liegt, die Potenzialität *aller* mentalen Repräsentationen ist. Mentale Repräsentationen sind nicht an sich, sondern nur als Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen außergewöhnlich (Kap. 2.2.3).

Abbildung 36 zeigt ein AgE-Strukturmodell, das die Beziehungen der aus dem Generalfaktor hervorgehenden Grundklassendimensionen und die von ihnen ausgehende Bildung der AgE-Formenkreise veranschaulicht. Die Abbildung ist in der Mitte durch eine horizontale, gestrichelte Linie in einen oberen, latenten Bereich mit den vier Faktoren und einen unteren Bereich mit den manifesten AgP der vier Grundklassen unterteilt. Die Voraussetzung für mentale Repräsentationen in einem Selbst- und einem Weltmodell ist die Aufspaltung des holistischen Generalfaktors in die komplementären Dimensionen Internalität und Externalität durch eine strukturelle Dissoziation. Die latente, ursprüngliche Einheit geht bei diesem Symmetriebruch jedoch nicht verloren, denn Internalität und Externalität bzw. Selbst und Welt bleiben durch strukturelle Koinzidenz, das heißt psychophysische Korrelationen, gebunden.

Der AgE-Generalfaktor wird in allen vier Stichproben durch Items der psychophysischen Dissoziation markiert, was seine potenzielle Dimensionalität und „Bereitschaft“ zum Symmetriebruch anzeigt. „Zwingt“ man dem Generalfaktor eine Zweifaktorenlösung auf, repräsentieren die extrahierten Faktoren in der Studierendenstichprobe Internalität und Externalität und in den anderen Stichproben Dissoziation und Koinzidenz (Kap. 9.1.6). Beide Lösungen sind theoriekonform, denn sowohl Internalität und Externalität als auch Dissoziation und Koinzidenz stehen jeweils in einem Komplementaritätsverhältnis. Die Komplementarität von Internalität und Externalität betrifft die *Lokalisation* mentaler Repräsentationen im Selbst- oder Weltmodell und ist *diskret* im Sinne eines Entweder-oder. Die Komplementarität von Dissoziation und Koinzidenz betrifft die *Relationalität* der beiden Modelle. Abweichend von ihrer normalen Struktur können psychophysische Korrelationen *kontinuierlich* in Richtung Koinzidenz oder in Richtung Dissoziation abweichen, wobei die AgP „psychischer“

oder „physischer“ werden (Kap. 4.5.5). Die unanschauliche Ganzheit von lokaler und relationaler Komplementarität ist in Abbildung 36 als ein Kippgebilde dargestellt, das sich nicht auf eine Perspektive festlegen lässt.

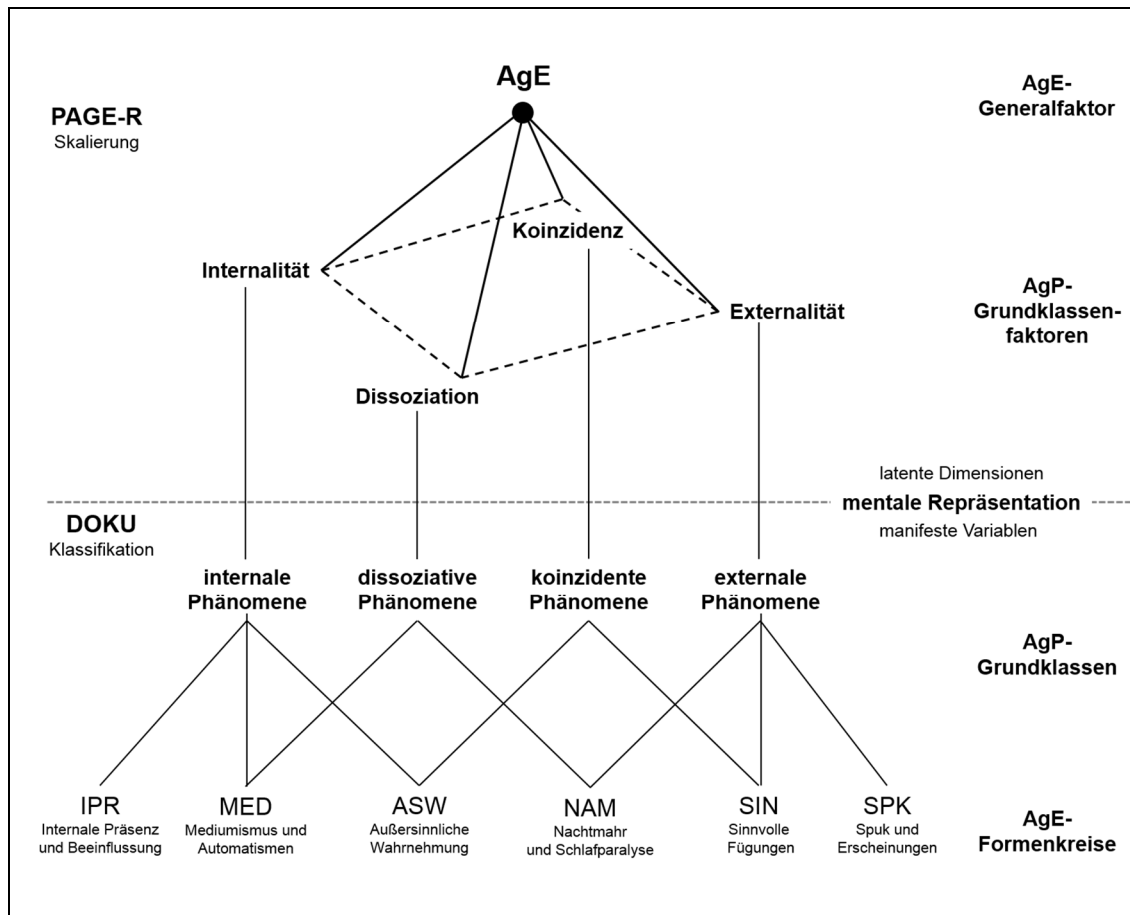


Abb. 36: Struktur-deterministisches AgE-Modell

Ausgehend von den latenten Dimensionen eines übergeordneten Generalfaktors werden die Manifestation von AgP der Grundklassen und die Bildung der AgE-Formenkreise dargestellt. Die horizontale, gestrichelte Linie in der Mitte markiert die Trennlinie zwischen latenten Variablen und mentaler Repräsentation. Beobachtete bzw. berichtete Phänomene werden mit dem DOKU und dem PAGE-R erfasst. Die latenten Dimensionen werden mit den Grundklassenskalen des PAGE-R gemessen. Weitere Erläuterungen im Text.

Der mehrdimensionale Möglichkeitsraum spannt den Raum des Erlebens im phänomenalen Realitätsmodell auf. Die Mittellinie in der Abbildung stellt die Schwelle dar, über die sich die latente Internalität und Externalität durch Phänomene im Selbstmodell und Weltmodell manifestieren. Internale und externe Phänomene konstituieren die unten in der Abbildung an den beiden Außenrändern positionierten lokalen AgE-Formenkreise mit außergewöhnlichen mentalen Repräsentationen im Selbstmodell (IPR) oder im Weltmodell (SPK). Koinzidenz- (ASW, SIN) und Dissoziationsphänomene (MED, NAM) führen als außergewöhnliche Abweichungen von strukturellen Korrelationen internaler und externaler mentaler Repräsentationen zu den relationalen AgE-Formenkreisen.

Strukturdeterministisch gehen aus den vier Dimensionen prinzipiell zwei lokale und vier relationale Formenkreise hervor. Auf einer deskriptiven Ebene ist die Zahl der Formenkreise aber nicht beschränkt. Man kann zwischen den vier Grundklassen und den sechs Formenkreisen beliebig viele zusätzliche Ebenen einziehen, indem man aus den AgP-Grundklassen Kategorien von Phänomenen oder Einzelphänomene auswählt und diese als Formenkreise definiert. So können die klassischen ASW-Varianten („Telepathie“, „Hellsehen“, „Präkognition“ etc.) als phänomenologisch differenziertere Subformenkreise beschrieben und erst im Anschluss im ASW-Formenkreis zusammengefasst werden. Entsprechend könnte man auch bei den anderen Formenkreisen mit ihren vielen Variationen und Facetten vorgehen, wenn man an einer höheren Auflösung interessiert ist.

Die Schwelle zwischen dem latenten und manifesten Bereich ist auch die Grenze, an die das DOKU stößt, da es ein Klassifikationsinstrument für manifeste Variablen ist. Anders als die Hauptkomponentenanalysen, auf die wir uns aus methodischen Gründen bei der Auswertung des DOKU beschränkt haben, messen die validierten PAGE-Skalen, die auf Hauptachsenanalysen basieren, latente Faktoren. Faktoren werden im Unterschied zu Hauptkomponenten, die nur Sammelkategorien sind, kausal interpretiert. Bei der Benennung eines Faktors ist zu fragen: „Wie lässt sich die *Ursache* bezeichnen, die für die hohen Ladungen [...] verantwortlich ist?“ (Backhaus et al., 2013, S. 224). Im Hinblick auf die AgP-Grundklassen und AgE-Formenkreise stellt sich die gleiche Frage. Wie die beobachteten bzw. gemessenen Variablen in der Faktorenanalyse basieren mentale Repräsentationen im phänomenalen Erleben, sei es gewöhnlich oder außergewöhnlich, auf Strukturdeterminanten, die unanschaulich sind. Metzinger spricht bei mentalen Repräsentationen von „phänomenaler Transparenz“, weil „die Mechanismen, die zu ihrer Aktivierung geführt haben, und die Tatsache, dass es einen konkreten inneren Zustand gibt, der ihren Gehalt trägt, introspektiv nicht mehr erkannt werden können. Die Phänomenologie der Transparenz ist die Phänomenologie des naiven Realismus“ (2000, S. 330). So, wie wir mit der Faktorenanalyse von Variablen auf Dimensionen schließen, so führen wir unsere Gefühle und Gedanken auf ein Selbst und unsere sinnlichen Wahrnehmungen auf eine Welt zurück.

Mit dem AgE-Generalfaktor und den vier Grundklassenfaktoren wird das Strukturpotenzial beschrieben, und mit den AgE-Formenkreisen werden Strukturen beschrieben, die sich flüchtig durch AgP im phänomenalen Realitätsmodell manifestieren. Als Faktoren des Strukturmodells sind „Internalität“, „Externalität“, „Koinzidenz“ und „Dissoziation“, mit Metzinger gesprochen, transparente Mechanismen der mentalen Repräsentation, deren Aktivierung mit den AgP-Grundklassenskalen gemessen wird. Die Faktoren betrachten wir als kausal, aber nicht im Sinne von Wirkursachen. Internalität, Externalität, Dissoziation und Koinzidenz sind in dem Gefüge, das von ihnen angeordnet wird, enthalten. In den Interkorrela-

tionen der Subfaktoren (Kap. 9.2.4) werden ihre gegenseitige Abhängigkeit und im Generalfaktor ihre zugrunde liegende Ganzheit im Sinne einer *causa formalis* (Kap. 3.2.5) deutlich.

Selbstverständlich treten AgP nicht grundlos auf. Wir haben herausgefunden, dass die AgP-Grundklassen und die AgE-Formenkreise signifikant mit sozialer Autonomie und Bindung korrelieren. Im konzeptuellen Teil haben wir spekuliert, dass AgP als mentale Repräsentationen von Autonomie oder Bindung aus einer strukturdeterministischen Inkonsistenz (Kap. 3.4.3) hervorgehen, die durch eine zu starke Einschränkung der Grundbedürfnisse (Kap. 3.4.2) induziert wird. Die Ergebnisse des empirischen Teils können uns in dieser Vermutung nur bestärken. Wir fanden bei IGPP-Ratsuchenden signifikante Zusammenhänge zwischen der Gewichtung von Autonomie und Bindung im interpersonellen Kontext (Partnerschaft, Familienstand und Wohnsituation) und ihren AgE-Formenkreisen, die sich wiederum durch phänomenologische Unterschiede in der mentalen Repräsentation von Autonomie und Bindung auszeichnen.

Wir schließen hier den II. Teil dieser Arbeit ab und kommen zum III. Teil, in dem wir uns auf Autonomie und Bindung konzentrieren und das Thema anhand konkreter Fallstudien von IGPP-Ratsuchenden noch weiter vertiefen.

Teil III

Plananalytische Studien zu Autonomie und Bindung bei AgE

12 Theoretischer Hintergrund

Mit dem systemtheoretischen Paradigma von Autonomie und Bindung als komplementäre Struktur determinanten, die als Grundbedürfnisse das menschliche Leben konstituieren und als organisierende Prinzipien der mentalen Repräsentation fungieren, haben wir uns ein Verständnis von AgE erarbeitet, das mit bisherigen Forschungsansätzen und -ergebnissen kompatibel ist, aber sie in einen größeren Rahmen integrieren und so auch ihre Widersprüche überwinden kann. Wir haben gesehen, dass AgE-Formenkreise signifikant auf unterschiedliche Weise mit sozialer Bindung und Partnerschaft korrespondieren. Wir haben guten Grund, anzunehmen, dass das Bindungsverhalten der Ratsuchenden mit belastenden AgE eine Erfüllung ihrer Grundbedürfnisse nach Autonomie und Bindung so sehr einschränkt, dass es Auswirkungen auf der strukturdeterministischen Ebene des Gesamtsystems hat. Die Beobachtung, dass vermiedene Autonomie im Weltmodell und blockierte Bindung im Selbstmodell zum Ausdruck kommt, weist auf ein Ordnungsprinzip hin, das auf Ausgleich und Integration gerichtet ist. Mit „ganzem System“ ist in der Theorie der mentalen Repräsentation der Organismus und im Duale-Aspekte-Monismus eine psychophysische Ganzheit gemeint. Die Grundannahme besteht darin, dass das Bindungsverhalten einer Person auf die organismische bzw. holistische Ebene zurückwirken und eine Selbstregulation des Gesamtsystems durch Autonomie und Bindung als strukturelle Determinanten zur Manifestation von AgP im phänomenalen Realitätsmodell führen kann. Damit formulieren wir eine Theorie, die in dieser Konkretisierung neu ist, und die wir im III. Teil der Arbeit mit biografischen Analysen und insbesondere mit der Methode der Plananalyse (Caspar, 2018) auf ihre Tragfähigkeit überprüfen wollen.

Bevor wir spezifische Hypothesen formulieren und den Plananalyse-Ansatz im Detail vorstellen, beschäftigen wir uns in Kapitel 12.1 mit der Bindungstheorie und zentralen Ergebnissen der empirischen Bindungsforschung. In Kapitel 12.2 werden wir verschiedene Bindungsstile definieren und systematische Zusammenhänge mit den Klienteltypen im Hinblick auf Autonomie und Bindung aufzeigen, die in Kapitel 13.3. überdies auch noch in Beziehung zu den Grundkonfliktverarbeitungsmodi der „Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik“ (OPD; Arbeitskreis OPD, 2014) gesetzt werden. In Kapitel 12.4 werden das Plankonstrukt und die Plananalyse vorgestellt und in Kapitel 12.5 die Bedeutung von Autonomie- und Bindungsplänen in Planstrukturen herausgearbeitet. In Kapitel 12.6 werden plananalytische Perspektiven, die über die konventionelle Anwendung der Plananalyse hinausgehen, und in Kapitel 12.7 einige sich daraus ergebende Grundfragen zum Verhältnis von Systemen und Strukturen diskutiert. Abschließend werden in Kapitel 12.8 bisher durchgeführte plananalytische Studien zu AgE vorgestellt und aus den zuvor erarbeiteten Perspektiven beleuchtet. Insbesondere werden als Voraussetzung für die nachfolgenden Untersuchungen die

Möglichkeiten und Probleme einer Integration von AgP und von AgE in Planstrukturen behandelt.

12.1 Bindungstheorie

Im ersten bzw. im konzeptuellen Teil der vorliegenden Arbeit wurden motivationale Schemata angesprochen (Kap. 3.1.7; Kap. 3.3), die der Mensch zur Befriedigung und Sicherung seiner Bedürfnisse ausbildet. Die Bindungstheorie, auf die im Folgenden genauer eingegangen wird, beschreibt frühe *Bindungsmuster* bei Kleinkindern, die sich zu *Bindungsrepräsentationen* ausbilden und die zwischenmenschlichen Beziehungen der Erwachsenen prägen. Grawe spricht von „Beziehungsschemata“:

Ein solcher Bezug motivationaler Schemata auf zwischenmenschliche Beziehungen liegt nahe, weil sich ja die wichtigsten Motive eines Menschen auf Ziele beziehen, die sich in zwischenmenschlichen Beziehungen realisieren. [...] Zu dem Schema gehören die motivationalen Bereitschaften, bestimmte Handlungsbereitschaften, Wahrnehmungsbereitschaften und emotionale Reaktionsbereitschaften. [...] Das Individuum setzt sich, wenn dieses Schema aktiviert ist, im Sinne seiner gebahnten Handlungsbereitschaften zur Realisierung des gewünschten zwischenmenschlichen Bezugs zu anderen in Beziehung. (Grawe, 2000, S. 353)

Nach Grawe sind gut ausgebildete Beziehungsschemata „zum Herstellen und Zulassen von Nähe und eine geringe Angst vor dem Verlassenwerden [...] eine wichtige Voraussetzung für gute Partnerbeziehungen und gleichzeitig ein wirksamer Schutz gegen die Entwicklung psychischer und psychosomatischer Störungen“ (2000, S. 401–402). Die signifikanten und systematischen Unterschiede, die wir in der Ausprägung von sozialer Bindung und Partnerschaft bei den Klienteltypen gefunden haben, werfen nun folgerichtig die Frage auf, ob AgE-Formenkreise mit spezifischen Beziehungsschemata bzw. Bindungsrepräsentationen in Zusammenhang stehen könnten. Bevor wir dieser Hypothese weiter nachgehen, wenden wir uns aber zunächst den bindungstheoretischen Grundlagen zu, die späteren Schlussfolgerungen zugrunde liegen werden.

12.1.1 Bindungsmuster

Bowlby (1969, 1973, 1980) legte, davon ausgehend, „dass sich ein Kleinkind, phylogenetisch determiniert, an eine wichtige Bezugsperson bindet und durch die Reaktionen der Bindungsfigur auf seine Signale eine innere Repräsentation von Bindung entwickelt“ (Buchheim & George, 2012), den Grundstein der heutigen Bindungsforschung. Kleinkinder agieren zur Befriedigung ihres Bindungsbedürfnisses nach einem vorgebahnten Schema, dessen Motivationsquelle der Kontakt zu ihrer Hauptbindungsperson, meist der Mutter, ist. Dieses rudimentäre Schema differenziert sich immer weiter aus und dabei „entwickeln sich alle seine Komponenten weiter, also nicht nur Wahrnehmungen und Handlungen, die an dieses

Schema assimiliert werden, sondern auch die Ziele. Es gibt daher mit der Zeit sehr viele Möglichkeiten, wie die Zielkomponente eines motivationalen Schemas realisiert werden kann“, so Grawe (2000, S. 338).

Das Bindungsverhalten ist beim Säugling vorgebahnt und anfangs noch unspezifisch. Etwa bis zu sechs Wochen nach der Geburt können die Bezugspersonen noch wechseln, bis in den weiteren Lebensmonaten zunehmend eine feste Bindung an eine primäre Bezugsperson entsteht. In der Interaktion mit ihr entwickelt das Kleinkind ein Bindungsmuster, das entscheidend vom Verhalten der Bezugsperson mitbestimmt wird. Ainsworth beschreibt vier grundlegende “patterns of attachment” (Ainsworth et al., 1978), die sie anhand der Bindungs- und Explorationsverhaltensweisen in Hausbeobachtungen bei etwa einjährigen Kleinkindern unterscheiden und in einer standardisierten Beobachtungssituation, die als „Fremde Situation“ bezeichnet wird, validieren konnte. Sie besteht aus acht festgelegten Episoden mit variierenden An- und Abwesenheiten der Mutter und/oder einer fremden Person in einer dem Kind unbekanntem Umgebung. Besonders aufschlussreich für die Ermittlung der Bindungsqualität sind die Verhaltensweisen des Kindes in zwei Wiedervereinigungsepisoden nach jeweils vorausgehenden Trennungen von der Mutter, die sich kurz wie folgt charakterisieren lassen (vgl. Bolten, 2019; Grossmann & Grossmann, 2012):

- Das *sichere* Bindungsmuster zeigt sich darin, dass Kinder der Mutter nach einer Trennung entgegenstreben und Körperkontakt suchen, sich trösten und schnell wieder von ihr beruhigen lassen. Meist lassen sie sich vorübergehend auch durch fremde Personen beruhigen. Kinder mit sicherer Bindung zeichnen sich durch einen flexiblen Wechsel und eine ausgewogene Balance von Bindungs- und Explorationsverhalten aus. Voraussetzung einer sicheren Bindung ist die kontinuierliche und feinfühliges Fürsorge durch die Hauptbindungsperson.
- Beim *unsicher-vermeidenden* Muster lassen Kleinkinder kaum Trennungsleid erkennen. Sie schenken der Mutter nach deren Rückkehr wenig Beachtung und vermeiden den Ausdruck ihres Bindungsbedürfnisses. Statt Bindungsverhalten zeigen sie eine Überbetonung von Exploration und beschäftigen sich mit Dingen, die keine Bindungsrelevanz haben. Dass unsicher-vermeidende Kinder trotz eines äußerlich selbstgenügsamen Verhaltens stark unter innerem Stress stehen, zeigen physiologische Messungen ihrer Herzrate und ihres Cortisolspiegels.
- Beim *unsicher-ambivalenten* Muster ist das Bindungsverhalten überbetont und die Exploration gehemmt. Die Kinder suchen intensive Nähe zur Mutter, weisen sie aber gleichzeitig zurück und zeigen Ärger. Sie können ihre Aufmerksamkeit nicht von der Bindungsperson abwenden, reagieren bei geringer emotionaler Verunsicherung in übertriebener Weise und explorieren selbst bei Anwesenheit der Bindungsperson nur wenig. Auf diese Weise halten unsicher-vermeidende Kinder ihr Bedürfnis nach Zuwendung und Schutz, das von ihrer Bindungsperson nicht zuverlässig gestillt wird, unter Kontrolle.

- Im Falle eines *unsicher-desorganisierten* Bindungsmusters reagieren Kinder bei der Trennung von ihrer Bindungsperson und bei deren Rückkehr nicht im Sinne eines organisierten Bindungsmusters, sondern widersprüchlich und bizarr. Sie zeigen zum Beispiel gleichzeitig Vermeidungsverhalten und starken Protest oder ein Pendeln zwischen Explorations- und Bindungsverhalten. Des Weiteren können Verhaltensstereotypen, verlangsamte oder „eingefrorene“ Bewegungen, dissoziative Zustände und manchmal Aggressionen gegen die Bindungsperson beobachtet werden.

Kinder, die sich sicher gebunden fühlen, werden auch zu explorativem Verhalten ermutigt, was die Voraussetzung für die Entwicklung einer gesunden Autonomie ist. Nach Berk (2005) zeigt sich insgesamt über alle Studien hinweg, dass sichere Bindungsmuster bei Kleinkindern mit 60 % bis 70 % insgesamt den größten Anteil ausmachen. Die Anteile von unsicher-vermeidender Bindung liegen bei 15 % bis 20 % und die von unsicher-ambivalenter Bindung bei 10 % bis 15 %. Desorganisierte Bindung kommt nur in etwa 5 % bis 10 % der untersuchten Fälle vor.

12.1.2 Rolle der Eltern

Die unsicheren Bindungsmuster resultieren aus mangelnder Verfügbarkeit und/oder geringer Feinfühligkeit der Hauptbindungsperson. Feinfühligkeit meint Verstehen der Verhaltensweisen des Kindes und angemessenes Reagieren auf seine Bedürfnisse durch Einfühlung. Durch zuverlässige Resonanz kann das Kind erfahren, dass sein Verhalten wirksam ist, und Bindungsvertrauen entwickeln:

Mütter bindungssicherer Einjähriger [...] waren sehr aufmerksam ihrem Säugling gegenüber, versuchten zu verstehen, was er wollte, reagierten meistens sofort, wenn er weinte, und trösteten ihn geduldig, bis er wieder zufrieden war. Sie freuten sich, wenn er Interesse an Ereignissen und Dingen zeigte, und förderten seine Erkundungswünsche. Diese Säuglinge wurden aufgenommen, wenn sie es wollten, und durften auch den Zeitpunkt selbst bestimmen, zu dem sie abgesetzt wurden, so dass der Kontakt mit der Mutter für sie angenehm und konfliktfrei war. (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 166)

Mütter von Kindern mit einem unsicher-vermeidenden Bindungsmuster reagierten eher ungeduldig, ärgerlich oder ruppig, wenn ihr Kind weinte. Sie befriedigten das Bedürfnis ihres Kindes nach körperlicher Nähe häufig nur kurz oder manchmal gar nicht. Stattdessen begegneten sie seinem Explorationsverhalten mit Wohlgefallen und Freundlichkeit. Dabei mischten sich oft in das Spiel der Kinder ein und gaben Anweisungen, wobei die Unterbrechungen bei den Kindern häufig Ärger hervorriefen. „So entstanden Konflikte und Ärger auf beiden Seiten aus zwei Quellen: einmal aus den Zurückweisungen der Bindungsverhaltenweisen und zum anderen aus störenden Einmischungen in das Explorationsverhalten des Krabbelkindes. Also spielten sie am liebsten allein“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 167).

Mütter von Kindern mit einem unsicher-ambivalenten Bindungsmuster konnten zwar Zuwendung geben, taten dies aber nur, wenn sie dazu gerade in der Stimmung waren. Oft mussten Säuglinge auch lange schreien, bevor sich die Mütter um sie kümmerten. Durch die Unvorhersagbarkeit des Verhaltens der Mutter lernten die Kinder, dass sie sich äußerst stark und dramatisch äußern müssen, wenn sie mit ihrem Bindungsbedürfnis wahrgenommen werden wollen. Die Kinder solcher unfeinfühligem Mütter mit unvorhersehbarem Verhalten hatten „Angst davor, dass ihre Bindungsperson für sie nicht verfügbar sein würde. Ihr Bindungssystem war chronisch aktiviert, und sie entwickelten so die unbewusste Strategie, besonders bei Verunsicherung [...], ihre Neugier und Erkundungslust zugunsten übertriebenen Bindungsverhaltens zu reduzieren“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 169).

Meist ist von Müttern als Bindungsperson die Rede. Väter wurden in der Bindungsforschung lange Zeit nur wenig berücksichtigt und wenn, dann wurden Kind-Väter-Interaktionen mit den Kind-Mutter-Interaktionen in der Fremden Situation verglichen. Das Ergebnis „fiel stets so für die Kind-Vater-Bindung aus, dass sie als weniger einflussreich erschien. Das galt für Fürsorglichkeits- und Feinfühligkeitsbewertungen wie für die Bindungsqualität und langfristige Stabilitäten, so als ob der Vater eine zweitbeste Mutter sei, die noch viel zu wünschen übriglasse“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 663). Auf Basis ihrer zahlreichen Untersuchungen haben Grossmann und Grossmann besondere Qualitäten der Kind-Vater-Bindung in der Güte ihres gemeinsamen Spielens und der väterlichen Unterstützung des Explorationsverhaltens gefunden. Sie charakterisieren das Bild einer Mutter „als zuverlässige und feinfühligkeitsbasierte Basis eher auf der Abkehr des Kindes vom ängstigenden Ereignis und seiner Zuflucht in den ‚sicheren Hafen‘“, während der Vater als Sicherheitsbasis das Kind eher „als vertrauter, starker und weiser Gefährte [...] bei seinen Erkundigungen ermutigt und unterstützt. Deshalb scheint nicht die Fremde Situation die ‚richtige‘ Situation für die Erfassung der Qualität der Vater-Kind-Bindung zu sein, sondern eher die gemeinsame Spielsituation“ (2012, S. 231).

Der Einfluss der „Spieleinfühligkeit“ der Väter konnte nach Grossmann und Grossmann bis zum Alter von 22 Jahren nachgewiesen werden. Spieleinfühligkeit wirkt sich auf einen Bereich der psychischen Sicherheit aus, den die Autoren als „sichere Exploration“ bezeichnen, weil die Kinder beim Erkunden vom Vater zuverlässig und feinfühlig unterstützt wurden, dieser „sie aber gleichzeitig herausforderte, Neues zu probieren, ihnen dabei als vertrauter Begleiter zur Verfügung stand und so Erfolge ermöglichte. Jugendliche mit einem feinfühlig unterstützenden Vater wurden auch von anderen als kompetent, kreativ, mutig und angemessen selbstbewusst eingeschätzt“, wie die Autoren hervorheben (2012, S. 663). Insgesamt zeigt die moderne Bindungsforschung, dass sich Mütter und Väter schwerpunktmäßig verschiedene Aspekte der Entwicklung von psychischer Sicherheit bei Kindern unterstützen, die sich dann gegenseitig ergänzen und verstärken.

12.1.3 Bindungsrepräsentationen

Sichere Bindung äußert sich beim Kleinkind in einer ausgewogenen Balance von Bindungs- und Explorationsverhalten. Die Bindungsforschung belegt Zusammenhänge zwischen den frühen Bindungsmustern und späteren *Bindungsrepräsentationen* von Jugendlichen und Erwachsenen. Eine Bindungsrepräsentation ist ein relativ stabiles „System von Gedanken, Überzeugungen, Emotionen und Verhaltensweisen [...], das sich aus den sozialen Erfahrungen des ersten Lebensjahres herausbildet. Dieses System konsolidiert sich in den ersten drei bis vier Lebensjahren“ (Keller, 2019, S. 40). Grawe spricht diesbezüglich von Beziehungsschemata:

Welche Beziehungsschemata sich aus den Beziehungen zu den primären Bezugspersonen in der frühen Kindheit entwickeln, hängt massgeblich von der Verfügbarkeit und Einfühlbarkeit dieser ersten Bezugspersonen ab. In einer guten Bindung sind die Bezugspersonen ein immer erreichbarer Zufluchtsort, der Schutz, Sicherheit und Trost bietet. Daraus entwickelt sich das, was Erikson (1959) als „Urvertrauen“ bezeichnet hat. (Grawe, 2000, S. 396)

Man kann bei einer Bindungsrepräsentation eine primäre Ebene angeborener Verhaltensweisen und physiologischer Reaktionen, eine implizite Ebene unbewussten Bindungsverhaltens und eine explizite Ebene der Selbstreflexion des eigenen Erlebens und Verhaltens unterscheiden (Bolten, 2019). Diese drei Ebenen entsprechen im Prinzip dem primären, dem experientialen sowie dem rationalen Informationsverarbeitungssystem (Kap. 1.5.1). Grossmann und Grossman stellen fest, dass „die kindlichen Verhaltensstrategien in ähnlicher Weise in mentalen Denkstrategien der Jugendlichen und Erwachsenen wiedergefunden werden“ (2012, S. 147) und berichten anekdotisch, dass Ainsworth das Wandern der Gedanken bei Erwachsenen in Belastungssituationen mit dem realen Wandern des Kleinkindes hin zur oder weg von der primären Bezugsperson verglichen habe.

Das Adult Attachment Interview (AAI) von George, Kaplan und Main (1985–1996, 2016) ist ein halb-standardisiertes Interview und das verbreitetste Verfahren, um Bindungsrepräsentationen bei Erwachsenen zu erfassen. Das Besondere am AAI ist der Umstand, dass nicht nur die explizite bzw. die rationale Ebene bzw. der Inhalt der Antworten berücksichtigt wird, sondern insbesondere auch die implizite Ebene. Dazu wird auf die Kohärenz der Aussagen geachtet und es werden nichtsprachliche Elemente wie Lachen, Zögern, Denkpausen usw. dokumentiert, um unterregulierte oder unterdrückte Emotionen zu erfassen.

Das AAI differenziert vier Klassen von Bindungsrepräsentationen. Der Prototyp der *sicher-autonomen* („secure-autonomous“) Bindungsrepräsentation entspricht dem Konzept eines sicheren Bindungsmusters beim Kleinkind. Die *unsicher-distanzierte* („insecure-dismissing“) Bindungsrepräsentation korrespondiert mit dem unsicher-vermeidenden Bindungsmuster und die *unsicher-verstrickte* („insecure-enmeshed/preoccupied“) Bindungsrepräsentation mit dem

unsicher-ambivalenten Bindungsmuster. Neben diesen drei Hauptklassen gibt es eine Möglichkeit der zusätzlichen Klassifizierung von unverarbeitetem Verlust und Trauma mittels der sogenannten U-Kategorie („unresolved trauma/loss“), die eine *unsicher-desorganisierte* Bindungsrepräsentation anzeigt. In der Bindungstheorie spricht man von Traumatisierung, wenn ein Kind einen Elternteil oder eine wichtige Bezugsperson verliert oder von einer Bindungsperson körperlich misshandelt oder sexuell missbraucht wird. Personen mit einer Zuordnung zur U-Kategorie fallen durch kognitive bzw. sprachliche Desorganisation auf. Wenn im AAI entsprechende Themen berührt werden, sind die Befragten verwirrt, argumentieren widersprüchlich und machen Fehler, die auf unverarbeitete Traumata schließen lassen. Solche Desorganisationen treten allerdings in vielen Fällen nur kurzzeitig auf und können auch bei Menschen beobachtet werden, denen man ansonsten eine sicher autonome Bindungsrepräsentation attestieren würde, wie Main betont:

Man darf nicht vergessen, dass viele Menschen eine nachdrückliche Reihenfolge von Fragen über Todesfälle [...] niemals vorher erlebt haben, und dass diese desorganisierend und desorientierend wirken können, da sie Gelegenheiten zum Aufdecken von Vorstellungen, Ideen und Gedankenmustern bieten, die über viele Jahre nicht ins Bewusstsein dringen konnten. Fehler [...] sind häufig kurz und kommen nicht selten bei gut angepassten Personen vor, die voll im Berufsleben stehen und dort erfolgreich sind. [...] Daher kann ein Sprecher mit unverarbeitetem Status andererseits gut in eine der restlichen Kategorien passen, und eine alternative sicher-autonome Zuschreibung [...] ist keineswegs selten. (Main, 2016, S. 56)

Die U-Klassifikation erhielt wichtige empirische Unterstützung als Prädiktor der posttraumatischen Belastungsstörung (Harari et al., 2007). Da sie in Verbindung mit jeder der drei Hauptbindungsrepräsentationen auftreten kann, ist es üblich, Personen mit einer U-Klassifizierung zusätzlich der am besten zutreffenden Bindungsrepräsentation zuzuordnen.

Hinsichtlich ihres Interviewverhaltens lassen sich Personen mit ihren Bindungsrepräsentationen in Kürze wie folgt charakterisieren (Buchheim & George, 2012; Grossmann & Grossmann, 2012):

- *Sicher-autonome* Personen berichten offen und konsistent über ihre Kindheitserinnerungen und reflektieren ihre positiven und negativen Erfahrungen in ausgewogener Weise. Sie sprechen über eigene Unzulänglichkeiten, sind im Hinblick auf Versäumnisse ihrer Eltern und anderer Bezugspersonen empathisch und können verzeihen. Zu Beziehungsthemen haben sie einen direkten Zugang und sie können ihre Erfahrungen in ausgewogener und wertschätzender Weise integrieren.
- *Unsicher-distanzierte* Personen erzählen unzusammenhängend und unvollständig. Häufig haben sie Erinnerungslücken. Sie berichten emotionslos über negative Kindheitserfahrungen, betonen deren Normalität und leugnen, dass sie Auswirkungen auf ihr jetziges Leben haben. Bindungspersonen werden in unangemessener Weise idealisiert oder abgewertet, um sich von Zurückweisungen und negativen Gefühlen zu

distanzieren. Stattdessen werden die persönliche Stärke und Unabhängigkeit hervorgehoben.

- *Unsicher-verstrickte* Personen berichten vage, ausschweifend oder wirr über ihre Kindheit. Sie sind ärgerlich, von Gefühlen überwältigt, können sich nicht distanzieren und ihre Bindungserfahrungen angemessen reflektieren. Hinsichtlich ihrer Bezugspersonen sind sie ambivalent und pendeln zwischen positiven und negativen Bewertungen, ohne sich der Widersprüche bewusst zu sein. Sie vermischen gegenwärtige und vergangene Beziehungserfahrungen.
- *Unsicher-desorganisierte* Personen (U-Kategorie) berichten inkohärent über nicht verarbeitete Verlust- oder Missbrauchserfahrungen. Sie machen lange Schweigepausen, sind kognitiv desorientiert und in Bezug auf Vorkommnisse zeitlich und räumlich desorientiert. Die Betroffenen zweifeln unter Umständen, ob berichtete Ereignisse real sind oder ob jemand wirklich tot ist. Sie fürchten, vom Geist eines Verstorbenen besessen zu sein, oder fühlen sich schuldig für deren Tod, obwohl dafür keine Verantwortung möglich ist.

Die Reliabilität und die Validität der Klassifikation des AAI konnten in vielen Untersuchungen belegt werden (Grossmann & Grossmann, 2012). Hofmann (2016), der einen Gesamtüberblick über Studien und Befunde zur Validität des AAI gibt, stellt fest, „dass auf der Grundlage des bisher vorliegenden empirischen Materials davon ausgegangen werden kann, dass Bindungsrepräsentationen grundsätzlich Entwicklungspfaden zu folgen scheinen, wie sie innerhalb der Bindungstheorie angenommen werden“ (2016, S. 142). Hesse (2008) fand eine Test-Retest-Reliabilität von 82 % und eine Interraterreliabilität von $\kappa = .71$. Buchheim und George (2012) sprechen von einer befriedigenden Reliabilität und nennen verschiedene Studien mit Reliabilitäten von 78 % bis 90 % und $\kappa = .63$ bis $.79$. Hofmann weist auf noch bestehende Unklarheiten hinsichtlich der diskriminanten und besonders der konvergenten Validität hin, dennoch lautet sein Fazit: „Die psychometrischen Eigenschaften des Instruments sind gut: Seine Reliabilität wurde ausreichend belegt, seine prädikative Validität ist eine der Stärken des AAI“ (2016, S. 143).

Es soll hier aber nicht unter den Tisch fallen, dass es eine gravierende Methodenproblematik in der Bindungsforschung gibt. Diese betrifft zum einen den Umstand, dass es neben Fremdeinschätzungsverfahren wie dem AAI oder zum Beispiel dem weniger aufwendigen Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating (EBPR) von Strauß et al. (1999), zahlreiche, in unterschiedlichen Forschungskontexten entwickelte Selbstbeschreibungsinstrumente gibt (Kirchmann & Strauß, 2008). Vergleichsstudien zwischen beiden Verfahrensgruppen zeigen oft nur geringe Konvergenzen (Kirchmann et al., 2007; Strauß et al., 2006). Das könne laut Strauß (2021) zu dem Eindruck führen, dass sie unterschiedliche Konstrukte messen. Dagegen spreche aber, dass beide Verfahrensarten jeweils theorie- und erwartungskonforme Ergebnisse lieferten, sodass nicht eine einfach besser als die andere sei. „Es liegt vielmehr die

Interpretation nahe, dass die Verfahrensgruppen keine unterschiedlichen Konstrukte messen, sondern unterschiedliche Aspekte desselben Konstruktes [...]: Fremdeinschätzungsverfahren akzentuieren die bewusstseinsfernere sprachliche Repräsentation von Bindungsmustern, wohingegen Selbsteinschätzungsverfahren das bewusstseinsnahe Verhalten und Erleben in engen Beziehungen operationalisieren“ (Strauß, 2021, S. 66). Hier gibt es, darauf sei an dieser Stelle schon einmal hingewiesen, eine Parallele zum Verhältnis zwischen der Plananalyse (Kap. 12.4) als einem Fremdeinschätzungsverfahren, das insbesondere auch unbewusste Pläne bzw. Verhaltensprogramme erschließt, und dem „Fragebogen zur Analyse Motivationaler Schemata“ (FAMOS; Grosse Holtforth & Grawe, 2002; Holtforth & Grawe, 2000), der in dieser Arbeit bei einigen der untersuchten Fälle vorliegt, und bewusstseinsnahe Annäherungs- und Vermeidungsziele erfasst (Kap. 13.3.3).

Zum anderen gibt auch innerhalb der beiden Verfahrensarten unterschiedliche Zugänge und Konzeptualisierungen, die zu Schwierigkeiten führen. „Insgesamt muss derzeit von einer beträchtlichen Unsicherheit ausgegangen werden, welche Verfahren welche Bindungscharakteristika valide abzubilden vermögen“ so Strauß (2021, S. 66), der mit Kirchmann et al. (2007), empfiehlt, man solle jeweils Instrumente wählen, die hinsichtlich zu untersuchender Fragestellungen möglichst kongruent und validiert sind. Dass wir uns hier an Forschungsergebnissen orientieren, die mit dem AAI gewonnen wurden, ist alternativlos, denn es ist das bis heute am häufigsten eingesetzte Instrument in der Bindungsforschung und Grundlage der meisten publizierten Studien.

12.1.4 Partnerschaft

Dem Konzept eines sicheren Bindungsmusters beim Kleinkind und einer sicheren Bindungsrepräsentation im Erwachsenenalter entspricht laut Grossmann und Grossmann eine sichere Partnerschaftsrepräsentation, „die eine enge Beziehung als eine verlässliche Quelle der Geborgenheit schätzt, die für den Partner eine sichere Basis darstellt und die leichten Zugang zu partnerschaftlichen Gedanken und Gefühlen hat“ (2012, S. 589). Insgesamt „bestätigen die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen über soziale Kompetenzen bzw. über Selbstwertschätzungen die bindungstheoretische Annahme, dass Personen mit einer sicher-autonomen Bindungsrepräsentation sozial gut integriert und flexibel sind und sich gleichermaßen selbst wertschätzen als auch von anderen wertgeschätzt und geliebt fühlen“ konstatiert Ziegenhain (2016, S. 167–168). Mit Bezugnahme auf Ryan und Deci (2000) sowie Kagitcibasi (2005) und deren Sicht auf das Verhältnis von Autonomie und Bindung (Kap. 3.3.4), kennzeichnen Grossmann und Grossmann „das innere Zusammenspiel eines eigenständigen und kompetenten Handelns in Verbundenheit mit anderen“ (2012, S. 498) bei Erwachsenen als eine „Autonomie in Verbundenheit“.

In Interviewstudien mit jungen Erwachsenen, die ihre bisher „beste romantische“ Beziehung beschreiben sollten (Grossmann et al., 2002), zeigte sich, dass bei einer unsicher-distanzierten Repräsentation Partnerinnen und Partner als nicht verfügbar gelten, keine Geborgenheit und Sicherheit vermitteln und keine emotionale, sondern allenfalls sachliche Unterstützung bieten. Personen mit distanzierter Bindungsrepräsentation stellen sich im Allgemeinen als selbstständig und unabhängig von anderen Menschen und insbesondere als unbeeinflusst durch ihre Eltern dar. Laut Grossmann und Grossmann (2012) werden Beziehungen unrealistisch idealisiert und nur positiv dargestellt, oder emotionale Themen im Zusammenhang mit Partnerschaft werden ganz vermieden. Gloger-Tippelt (2016) weist darauf hin, dass sich bei einer sensiblen Befragung dieser Personen trotz ihres ausgeprägten Vermeidungsverhaltens negative Kindheits- und Bindungserlebnisse aufdecken lassen. „Um schmerzliche Erfahrungen und die Tragweite verletzter Gefühle und Erinnerungen für die eigene Person und den Selbstwert möglichst gering zu halten, entsteht eine Verarbeitungsform, bei der unangenehme Erfahrungen grundsätzlich weggeschoben, vom Bewusstsein ferngehalten oder systematisch umgedeutet werden (2016, S. 174). Entsprechend deuten Ergebnisse zur Auswirkung von Bindungsrepräsentationen darauf hin, „dass Personen mit distanzierenden Bindungsmodellen in Partnerschaften weniger offen kommunizieren und wenig konstruktive Konfliktlösungen zeigen“ (2016, S. 195). Allerdings könne in einer Beziehung von zwei Personen mit distanzierender Bindung die Partnerschaftsqualität und die Zärtlichkeit in der Beziehung von beiden subjektiv höher eingeschätzt werden als in anderen Kombinationen von Bindungsrepräsentationen. Das sei besonders im Verlauf des Übergangs zur Elternschaft zu beobachten, und entspreche der Neigung des distanzierten Bindungstyps, die Partnerschaft zu idealisieren.

Personen mit einer verstrickten Bindungsrepräsentation schwanken laut Grossmann und Grossmann (2012) zwischen positiven und negativen Bewertungen der Partnerschaft. Gegensätzliche Erfahrungen können nicht integriert werden und die Befragten liefern widersprüchliche Berichte, die zuweilen voller Zorn und Enttäuschung sein können, ohne dass sie die Perspektive des Partners oder der Partnerin einnehmen können. „Zentral in der Erzählung der betreffenden Personen ist eine gewisse Sehnsucht nach größerer Nähe bei gleichzeitiger Angst, dass ihre Bedürfnisse vom Partner nicht erfüllt werden bzw. dass man sie ausnutzt“ (2012, S. 590). Ihr Dilemma wurzelt laut Gomille (2016) darin, dass die Betroffenen als Kind wenig Vertrauen in die Fürsorge ihrer Eltern und kein positives Selbstbild entwickeln konnten, weil deren Verhaltensweisen ihnen vermittelten, sie seien keiner verlässlichen Zuwendung und Unterstützung wert. „Die ständigen Grenzverletzungen von Seiten der Eltern sowie die eingeschränkten Möglichkeiten zur Selbstexploration bedingen zudem eine Unklarheit über die Grenzen zu anderen und wenig Wahrnehmung der eigenen Person

unabhängig von anderen oder von Beziehungen, also eine geringe Autonomie“ (2016, S. 212). Die fehlende Autonomie mache sich später bemerkbar:

Gerade im Bereich der Partnerschaft kommt das Dilemma präokkupierter Personen besonders zum Tragen. Ihre mangelnde Autonomie und übermäßige Orientierung auf Beziehungen, zusammen mit ihren Zweifeln an der Verfügbarkeit und Verlässlichkeit von Partnern, führen tendenziell zu konflikthafter Beziehungen, in denen sie entweder hilflos klammern, übermäßig eifersüchtig sind oder ein Übermaß an Ärger bis hin zu Gewalttätigkeiten zeigen. (Gomille, 2016, S. 221)

12.1.5 Empirische Daten

Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn (2009) führten auf der Grundlage von 206 Studien eine Metaanalyse von mehr als 10500 AAI-Interviews durch. In der Mehrzahl der untersuchten Studien wurde neben der klassischen Dreifachklassifikation mit den Kategorien sicher-autonom, unsicher-distanziert und unsicher-verstrickt auch eine Vierfachklassifikation unter zusätzlicher Verwendung der U-Kategorie für desorganisierte Bindung im Zusammenhang mit Verlust und unverarbeitetem Trauma vorgenommen. Wegen der klinischen Relevanz der U-Kategorie analysierten Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn ihre Daten in beiden Klassifikationsmodi. In weniger als einen Fünftel der Studien wurde außerdem noch eine CC-Kategorie („cannot classify“) für Fälle verwendet, die keiner Bindungsrepräsentation eindeutig zuzuordnen sind. Da die CC-Klassifikation erst in jüngerer Zeit eingeführt wurde, ihr Status noch unklar ist, bisher nur wenige Studien zu Korrelaten vorliegen und auch bei einer unsicher-desorganisierten Bindungsrepräsentation Anzeichen verschiedener Bindungsrepräsentationen auftreten, haben Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn die U- und die CC-Kategorie zu einer U/CC-Kategorie zusammengefasst.

Die Autoren definierten eine Stichprobe mit nichtklinischen nordamerikanischen Müttern aus 20 Studien als ihre Normverteilung. Hier erwiesen sich 58 % als sicher-autonom, 23 % als unsicher-distanziert und 19 % als unsicher-verstrickt ($n = 748$). Bei einer Vierfachklassifizierung wurden 56 % der Mütter als sicher, 16 % als distanziert und 9 % als verstrickt eingestuft. 18 % erhielten eine U/CC-Klassifikation ($n = 700$). Auf der Basis von 98 nichtklinischen Stichproben (Mütter, Väter, kinderlose Erwachsene, Großmütter, Studierende, Jugendliche etc.) aus der Normalbevölkerung, davon 59 aus Nordamerika und 30 aus Europa, zeigte sich, dass 56 % der Normalbevölkerung eine sicher-autonome, 29 % eine unsicher-distanzierte und 14 % eine unsicher-verstrickte Bindungsrepräsentation haben ($n = 4392$). Bei der Vierfachklassifikation fielen 16 % in die U/CC-Kategorie, 50 % wurden als sicher, 24 % als distanziert und 9 % als verstrickt eingestuft ($n = 4454$). Anzeichen von unbewältigtem Verlust und Trauma fanden sich demnach bei 6 % der sicheren, bei 14 % der distanzierten und bei 24 % der verstrickten Bindungsrepräsentationen.

Geschlechtsspezifische Unterschiede fielen nicht ins Gewicht, dreizehn Stichproben mit Vätern wiesen insgesamt eine ähnliche Verteilung wie die Normgruppe auf. Angesichts des vielleicht hoch erscheinenden Anteils von unsicherer Bindung ist zu bedenken, dass Normalbevölkerungstichproben ohne einen Ausschluss von Personen mit klinischen Symptomen untersucht wurden. Außerdem muss berücksichtigt werden, dass eine U/CC-Klassifizierung nicht unbedingt bedeutet, dass eine psychische Störung vorliegt, obwohl dafür ein erhöhtes Risiko vorliegt. Grawe (2004) führt eine ganze Reihe von Studien an, in denen klinische Stichproben mit dem AAI untersucht wurden. Alle wiesen einen hohen Anteil von unsicheren Bindungsrepräsentationen auf. So fanden sich in einer Studie mit 132 psychiatrisch auffälligen Jugendlichen (Adam, 1994) nur 20 % und in einer Untersuchung mit 85 psychiatrischen Patienten (Fonagy et al., 2000) nur 10 % mit einer sicheren Bindungsrepräsentation. Grawe (2004) kommt nach Sichtung etlicher Studien mit klinischen Stichproben zu dem Schluss, dass die Mehrheit der Störungen, besonders die Borderline-Störung, überwiegend mit unsicher-verstrickten Bindungsrepräsentationen einhergeht. Als bemerkenswerte Ausnahme nennt er die Schizophrenie mit starker Dominanz der distanzierten Bindungsrepräsentation. Wenn man die desorganisierte Bindungsrepräsentation mit einbezieht, findet man bei den meisten Störungen laut Grawe bei 70 % bis 90 % der Patienten deutliche Hinweise auf schwerwiegende traumatische Erfahrungen.

Aktuellere Zahlen liefern Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn (2009), die in ihrer Metaanalyse unter anderen auch 76 klinische Stichproben untersuchten. Insgesamt wurden unabhängig von der Art ihrer psychischen Störung 27 % der Patienten als sicher-autonom und jeweils 36,5 % als unsicher-distanziert bzw. unsicher-verstrickt eingestuft ($n = 1956$). Bei einer Vierfachklassifizierung erwiesen sich 21 % als sicher, 23 % als distanziert, 13 % als verstrickt und 43 % als desorganisiert, das heißt, sie fielen in die U/CC-Kategorie ($n = 1854$). Mit Dozier et al. (2008) gingen Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn von der These aus, dass sich in klinischen Stichproben mit „internalisierenden“ Störungen, die auf das eigene Selbst fokussieren, wie unter anderem Depressionen oder die Borderline-Persönlichkeitsstörung, vermehrt verstrickte Bindungsrepräsentationen und dementsprechend ein Anhaften an frühen Bindungserfahrungen mit einem starken Ausdruck von Bindungsbedürfnissen zeigen müssten. Im Gegensatz dazu rechneten sie in Stichproben mit „externalisierenden“ Störungen, die in Form von antisozialem Verhalten auf die Umwelt, oder wie Essstörungen und Süchte gegen den eigenen Körper gerichtet sind, eher mit einer distanzierten Bindungsrepräsentation, die damit einhergeht, dass Erinnerungen an frühe Bindungserfahrungen und der Ausdruck von Bindungsbedürfnissen vermieden werden.

Tatsächlich zeigte die Metaanalyse bei internalisierenden Störungen, insbesondere der Borderline-Persönlichkeitsstörung, ein deutliches Übergewicht von unsicher-verstrickten Bindungsrepräsentationen, während der Anteil unsicher-distanzierter Bindungsrepräsentati-

onen dem Durchschnitt entsprach. Nicht erwartungsgemäß verhielt es sich mit Depressionen. Hier fand sich ein allgemeiner Zusammenhang mit unsicherer Bindung, aber keine Verbindung mit einer spezifischen Bindungsrepräsentation. Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn vermuten, dass bipolare Depressionen eher externalisierende und unipolare Depressionen eher internalisierende Störungen sind und dass eine differenzierte Analyse entsprechende Zusammenhänge mit Bindungsrepräsentationen zeigen könnte. In Stichproben mit externalisierenden Störungen dominierten erwartungsgemäß unsicher-distanzierte Bindungsrepräsentationen, insbesondere bei Patienten mit antisozialen Persönlichkeitsstörungen. Eine Ausnahme bildeten Personen, die innerhalb der Familie gewalttätig gegen ihre Partner oder Kinder wurden. Sie erwiesen sich in höherem Maße als unsicher-verstrickt und passten besser in das internalisierende Schema.

Unsichere Bindungsrepräsentationen, ob distanziert oder verstrickt, gingen in den klinischen Stichproben generell mit erhöhten Anteilen von unverarbeitetem Verlust und Trauma einher. Patienten mit Missbrauchserfahrungen oder einer PTBS erhielten dagegen fast immer eine U-Klassifikation. Eine Ausnahme bildeten auch hier die Depressionen, bei denen sich keine überdurchschnittlichen U-Klassifikationen ergaben. Mit nur marginalen Unterschieden zu den Studien, die Grawe heranzog, stützen die Ergebnisse von Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn dessen Fazit:

Ein unsicherer Bindungsstil ist nach den hier insgesamt berichteten Befunden zum Bindungsbedürfnis als der größte Risikofaktor für die Ausbildung einer psychischen Störung anzusehen, den wir bis heute kennen. Mir ist kein einziges Merkmal aus der gesamten ätiologischen Forschung zu psychischen Störungen bekannt, für das eine auch nur annähernd so hohe prognostische Bedeutung gefunden wurde wie für unsichere Bindungsmuster. (Grawe, 2004, S. 216)

Für Grawe gibt es keinen Zweifel, dass es sich um eine eindeutige Kausalbeziehung handelt. Sein Postulat ist plausibel, da die frühen Verletzungen des Bindungsbedürfnisses, die sich bei Kleinkindern in unsicheren Bindungsmustern und entsprechend in Bindungsrepräsentationen bei Erwachsenen niederschlagen, den psychischen Störungen lange vorausgehen.

12.1.6 Stabilität und Dauer

Grossmann und Grossmann (2012), stellen fest, dass unterschiedliche Untersuchungsmethoden bei bisherigen Studien zum Überdauern von Bindungsmustern einen direkten Vergleich erschweren, doch insgesamt zeige die Forschungslage: Frühe Einflüsse „bahnen bereits den Weg in positiver, seelisch gesunder wie in negativer, seelisch beeinträchtigender Weise an, aber sie legen noch nichts endgültig fest. Eine spätere zuverlässig unterstützende Beziehung, z. B. eine vertrauensvolle Partnerschaft, kann helfen, frühe Versagungen von Bindungsbedürfnissen zu überwinden“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 647).

Eine große Metaanalyse von Fraley (2002) zeigt eine moderate Stabilität von Bindungsmustern bzw. Bindungsrepräsentationen zwischen einem Alter von einem und fünf bis neunzehn Jahren. In einer Langzeitstudie (Waters et al., 2003) wurden im Fremde-Situation-Setting die Bindungsmuster von 60 Kleinkindern im Alter von 12 Monaten erfasst. Bei einer Nachbefragung, die 20 Jahre später mit dem Adult Attachment Interview (George et al., 1985–1996; Main & Goldwyn, 19851–998) durchgeführt wurde, wiesen von fünfzig der jungen Erwachsenen, die teilnahmen, 72 % eine Bindungsrepräsentation entsprechend ihrem Bindungsmuster als Kleinkind auf. In acht (44 %) von 18 Fällen, in denen negative Lebensereignisse wie Verlust eines Elternteils, Scheidung der Eltern, lebensbedrohliche Krankheiten von Eltern oder Kind, psychische Störungen der Eltern, körperlicher oder sexueller Missbrauch durch ein Familienmitglied berichtet wurden, änderte sich die Bindungsklassifikation. Dagegen änderte sich die Einstufung nur in sieben (22 %) der 32 Fälle, in denen keine derartigen Ereignisse berichtet wurden.

Der Einfluss von Bindungserfahrung im Kindesalter macht sich bei Erwachsenen in jedem Fall gravierend bemerkbar, wenn eine zuverlässige Bindungsperson fehlte. So könne bei Waisenhauskindern mit frühkindlicher Deprivation eine spätere Adoption das Fehlen von Fürsorge zwar kompensieren, aber das Misstrauen in Beziehungen aufgrund des frühen Mangels an Bindungssicherheit bliebe im Allgemeinen erhalten (Grossmann & Grossmann, 2012).

Dass die sozialen Verhältnisse, die oft schon durch die Herkunftsfamilie determiniert sind, ganz allgemein eine wichtige Rolle spielen, macht die Metaanalyse von Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn (2009) deutlich. Ihre Untersuchung von 38 Risiko-Stichproben (z. B. jugendliche und/oder alleinstehende Mütter mit niedrigem sozioökonomischem Status) zeigte, dass 41 % der Betroffenen sicher-autonom, 42 % unsicher-distanziert und 17 % unsicher-verstrickt waren ($n = 1433$). Bei einer Vierfachklassifikation fielen 32 % in die U/CC-Kategorie, 30 % wurden als sicher-autonom, 32 % als unsicher-distanziert und 7 % als unsicher-verstrickt klassifiziert ($n = 1368$).

Untersuchungen zur Bindungsrepräsentation im Jugendalter belegen nach Zimmermann et al. (2016) eindeutig deren Auswirkung auf die Anpassung von Jugendlichen und ihren Umgang mit Entwicklungsaufgaben: „Eine unsichere Bindungsrepräsentation geht mit mangelnder Emotionsregulation, geringem Selbstwertgefühl und Beziehungsschwierigkeiten und als Folge daraus mit mehr Schwierigkeiten in der Anpassung einher. Dies kann ein Vulnerabilitätsfaktor für die Entwicklung klinischer Symptomatik sein“ (2016, S. 280).

12.1.7 Kulturelle Kontexte

In westlichen Kulturen, die Individualität und Unabhängigkeit betonen, ist der Anteil sicherer Bindung höher als in Kulturen, bei denen Gemeinschaftsgefühl und familiärer Zusammenhalt an erster Stelle stehen. So fanden Rothbaum et al. (2000) in einer kulturvergleichenden Studie, dass unsicher-ambivalente Bindung in Japan häufiger zu beobachten ist als in den USA. Sie begründen dieses Ergebnis damit, dass Ambivalenz die emotionale Orientierung an Bindungspersonen stärke und dass diese Tendenz den Wertvorstellungen der japanischen Kultur entspreche. Das Streben nach Bindung zielt in Japan auf symbiotische Harmonie, dagegen sei es in der amerikanischen Kultur an einer „generativen Spannung“ ausgerichtet:

In Japan, the path is one of symbiotic harmony, as seen in the emphasis on union in infancy, others' expectations in childhood, the stability of relationships with parents and peers in adolescence, and assurance about the mate relationship in adulthood. In the United States, the path is one of generative tension, as seen in the tug between separation and reunion in infancy, the emphasis on personal preferences in childhood, the transfer of closeness from parents to peers in adolescence, and the emphasis on trust — a faith and hope in new relationships — in adulthood (Rothbaum et al., 2000, S. 1121).

Die Autoren folgern, dass angemessene Formen der Bindung in Abhängigkeit vom kulturellen Kontext zu bestimmen sind. Keller (2019) kritisiert in diesem Sinne „die kulturelle Blindheit der Bindungstheorie“ und sieht in ihrem Universalitätsanspruch „eine bestimmte Erziehungsideologie, deren historische und kulturelle Verankerung westlich geprägten Kontexten entspringt“ (2019, S. 89):

Die Bindungstheorie ist ein Konzept, das aus der westlichen Mittelschicht für die westliche Mittelschicht entstand und mag dort auch heute noch – trotz der bestehenden konzeptuellen Mängel – seine Berechtigung haben. Es ist jedoch dringend geboten, Bindungstheorien für andere Bevölkerungsgruppen zu entwickeln, bzw. die Bindungstheorie so zu modifizieren, dass sie ihren Anspruch globaler Gültigkeit auch erfüllen kann. (Keller, 2019, S. 90)

Keller weist auf zahlreiche Studien hin, die ihres Erachtens einer Verallgemeinerung der bindungstheoretischen Annahmen über verschiedene Kulturen hinweg widersprechen und weitgehend von Bindungsforschung ignoriert werden. Die vorliegenden Ergebnisse hätten auch Implikationen für das Verständnis des Explorationsverhaltens, das man in der Bindungstheorie an einer Manipulation von Gegenständen bzw. Spielzeugen fest, aber in vielen ethnischen Gruppen in Afrika und Asien gar nicht findet. So tragen beispielsweise, wie Keller berichtet, Aché-Indianer in den Urwäldern Paraguays ihre Kinder bis zum zweiten Lebensjahr ständig, um sie vor giftigen Tieren und Feuerstelle zu schützen. Sie haben keinen Kontakt zum Boden und daher kann das typische Explorationsverhalten dort kein Gegengewicht zu Bindung im Sinne der postulierten Bindungs-Exploration-Balance sein und Informations-

gewinnung geschieht stattdessen durch aufmerksames Beobachten. Die Kinder sind mehr an anderen Menschen interessiert als an Objekten und „viele Familien in traditionell lebenden Kulturen halten dementsprechend Exploration und Spiel für völlig unbedeutend für die kindliche Entwicklung“ (Keller, 2019, S. 86).

Die Kritik an einer Verallgemeinerung des bindungstheoretischen Paradigmas bleibt nicht unwidersprochen. Bakermans-Kranenburg und van IJzendoorn (2009) nehmen explizit Bezug darauf, dass die „attachment theory would be biased toward Western, industrialized societies and the more individualized and distant ways of relating in those societies, in contrast to more collective cultures where interdependence between individuals and groups would be strived for“ (2009, S. 247). Sie kommen zu einer anderen Bewertung, da sie in ihrer AAI-Metaanalyse beim Vergleich der Bindungsrepräsentationen japanischer und israelischer Stichproben mit nordamerikanischen und europäischen Stichproben keine gravierenden Unterschiede finden konnten. Insbesondere erwiesen sich die Anteile an sicher-autonomer Bindung als recht ähnlich:

Some adaptations are needed to apply the AAI to non-English languages and specific idiomatic differences might even call for careful application in various English-speaking countries (UK versus Australia versus the USA). But the few studies conducted in non-European countries like Japan and Israel (in Hebrew), or in non-English languages such as Dutch, Swedish, German, and Italian, do not result in strongly deviating attachment representation patterns. The only apparent difference was that European studies seem to find slightly more dismissing attachments (but only in the four-way distribution). Although the content of the AAI may be dependent on culture, and its form strongly intertwined with the specific language used in the interview, the AAI and its coding system appear remarkably robust across countries and cultures. (Bakermans-Kranenburg & van IJzendoorn, 2009, S. 247–248)

Unabhängig davon, wie man zu den Einwänden gegen die klassische Bindungstheorie bzw. ihrer Operationalisierung und Bewertung von Bindungsmustern steht, sprechen sie jedenfalls nicht gegen die Universalität von Autonomie und Bindung als Struktur determinanten des menschlichen Erlebens und Verhaltens. Kulturelle Abweichungen bestätigen lediglich, dass Autonomie und Bindung unter unterschiedlichen Randbedingungen in verschiedenen Ausdrucksformen und Konstellationen auftreten.

Die Bedeutung und der große Wert der Bindungstheorie zeigen sich darin, dass sie sich „fest unter den klinischen Theorien etabliert hat und insbesondere ein großer Fundus an empirischen Befunden vorliegt, der diese Theorie wissenschaftlich untermauert“ so Strauß (2021, S. 77). Strauß berichtet über eine Vielzahl von Befunden im psychotherapeutischen Kontext, die unter anderem zeigen, dass die Bindungsmerkmale von Klientinnen und Klienten ein wichtiger Prädiktor für den psychotherapeutischen Erfolg sind, und dass zudem die therapeutische Allianz und Beziehung als dessen Voraussetzung maßgeblich durch die Bindungs-

stile der Therapeutinnen und Therapeuten mitbestimmt wird (Strauß et al., 2006; Strauß, 2008; Strauß et al., 2015; Strauß & Schauenburg, 2017).

12.2 Bindungsstile und AgE

Nachdem wir uns mit den Grundlagen der Bindungstheorie vertraut gemacht haben, kommen wir zurück auf die Ausgangsfragestellung. Fassen wir erst noch einmal kurz zusammen: Im konzeptuellen Teil dieser Arbeit wurden die in früheren Studien auf Basis der in der IGPP-Beratung erhobenen DOKU-Daten gefundenen AgE-Formenkreise (Belz & Fach, 2012; Belz-Merk & Fach, 2005; Fach, 2006a, 2011b, 2017) vorgestellt (Kap. 4.3) und als Spektrum zweier komplementärer phänomenologischer Kontinua von Autonomie und Bindung beschrieben (Kap. 4.5.5). Im empirischen Teil wurden die Formenkreise der früheren Studien anhand von Cluster- und Hauptkomponentenanalysen mit einem aktualisierten und erheblich umfangreicheren Datensatz ($n = 2381$) noch einmal bestätigt (Kap. 7.2). Es wurden signifikante Korrelationen zwischen formkreisspezifischen Klienteltypen und Partnerschaftsvariablen gefunden, die auf Zusammenhänge zwischen AgE und Bindung bzw. Autonomie schließen lassen (Kap. 7.3).

12.2.1 Bindungsrepräsentation versus Bindungsstil

Da bislang keine AAI-Studien mit AgE-Ratsuchenden vorliegen, mit denen wir direkt auf Bindungsrepräsentationen schließen könnten, und wir uns auf soziodemografische und biografische Angaben zum Bindungsverhalten beschränken müssen, können wir allenfalls von *Bindungsstilen* sprechen und von diesen hypothetisch auf Bindungsrepräsentationen schließen. Angesichts der verschiedenen bindungstheoretischen Begriffe und ihrer nicht immer einheitlichen Verwendung ist an dieser Stelle ihre genauere Definition angezeigt. In der Literatur wird unter anderem von „Bindungsmuster“ („attachment pattern“) „Bindungsrepräsentation“ („attachment representation“), Bindungsstil („attachment style“) oder Bindungstyp („attachment type“) gesprochen. Unter Bindungsmustern werden insbesondere die kategorial unterschiedenen Formen des Bindungsverhaltens von Kleinkindern verstanden. Bindungsrepräsentationen bilden sich in der weiteren Entwicklung auf Grundlage der frühen Bindungsmuster und Bindungserfahrungen aus. Bindungsrepräsentationen sind „intrinsic, symbolic representations containing an experience-based image of the subjective interpersonal reality. They cannot be measured directly and may be concluded in retrospect as a latent dimension“, wie Ross (2004, S. 67) betont. Es sind mentale Repräsentationen bzw. latente Konstrukte, die nur indirekt, beispielsweise mittels des AAI, erschlossen werden können. Von einem Bindungsstil spricht man dagegen, wenn man sich auf beobachtbares Bindungsverhalten bezieht:

An attachment style denotes manifestly observable aspects of attachment behaviour; the assessment of a visible result of an internal psychological process dealing with attachment stimuli must be the core research issue. An attachment style is then seen as a result of one or more subjective processing strategies of internal and external perceptions which are shaped by interpersonal life experiences. (Ross, 2004, S. 65)

Wenn man Menschen mit unterschiedlichen Bindungsstilen beschreibt, dann kann man schließlich auch von Bindungstypen sprechen. Die Unterscheidung zwischen den Begriffen ist wichtig, weil der an beobachtetem Verhalten (z. B. in einer Paarberatung), an äußeren Merkmalen (z. B. Familienstand) oder an Selbstberichten (Fragebogen oder Interviews) festgemachte Bindungsstil eines Menschen nicht unbedingt seiner Bindungsrepräsentation entsprechen muss: „The behavioural aspect (attachment style) may correspond with the intrapsychic domain (attachment representation), but there is no necessity for this; therefore the two concepts have to be distinguished conceptually and verbally“ (Ross, 2004, S. 68). Wir werden später noch sehen, dass insbesondere Ratsuchende, die über AgE der dissoziativen Formenkreise berichten, Bindungsstile zeigen, die mit inkompatiblen Bindungsrepräsentationen einherzugehen scheinen.

Wenn wir im Folgenden untersuchen, ob und wie Bindungsstile bzw. Bindungsrepräsentationen mit AgE-Formenkreisen und entsprechenden Klienteltypen korrespondieren, postulieren wir keine Kausalbeziehungen. Wir gehen vielmehr davon aus, dass etwaige Zusammenhänge eine gemeinsame Grundlage haben und durch Autonomie und Bindung als universelle Struktur determinanten angeordnet sind.

12.2.2 Unsichere Bindung bei Ratsuchenden

Wir sahen, dass in klinischen Stichproben allenfalls ein Viertel der erwachsenen Patienten eine sichere Bindungsrepräsentation hat (Kap. 12.1.3). Dagegen liegt der Anteil in Studien mit Personen, die in stabilen Partnerschaften und Ehen leben, oft über 75 % (z. B. Kobak & Hazan, 1991; Senchak & Leonard, 1992; Volling, Notaro, & Larsen, 1998), wobei allerdings nicht klar ist, ob sichere Bindungsrepräsentationen eher eine Voraussetzung oder ein Ergebnis langer und guter Beziehungen sind (Crowell et al., 2002). Jedenfalls gehen sichere Bindungsrepräsentationen mit deutlich höherer Wahrscheinlichkeit mit stabilen, vertrauensvollen und intimen Partnerschaften einher (Hazan & Shaver, 1987; Simpson, 1990). Umgekehrt darf angenommen werden, dass Menschen mit unsicheren Bindungsrepräsentationen vermehrt in einer instabilen oder in keiner Partnerschaft leben.

Letzteres trifft für fast die Hälfte der Ratsuchenden zu. In der zweiten DOKU-Teilstichprobe, die ein Zeitfenster von 2006 bis 2014 (Kap. 7.1.1, Tab. 3) abdeckt, befanden sich 55 % der Ratsuchenden in einer festen Partnerschaft, 40 % waren verheiratet, 35 % le-

dig, 19 % geschieden, 6 % verwitwet und 46 % wohnten (mit oder ohne Kinder) alleine. Partnerschaftliche Beziehungen werden von den statistischen Ämtern nicht erfasst, aber eine Kombination der Angaben zum Familienstand und zur Wohnsituation legt nahe, dass im Bevölkerungsdurchschnitt deutlich mehr Menschen in festen Beziehungen leben. So waren laut Zensus 2011 (Statistische Ämter des Bundes und der Länder, 2015) rund 55 % der erwachsenen Personen in der deutschen Normalbevölkerung verheiratet, 28 % ledig und jeweils 8.5 % geschieden oder verwitwet. Nur 25 % lebten alleine (Kap. 7.1.2). In der Schweizer PAGE-Stichprobe gaben rund 73 % der Befragten an, in fester Partnerschaft zu sein, während es bei den Ratsuchenden, vergleichbar mit der DOKU-Stichprobe, nur knapp 57 % waren (Kap. 8.1.1, Tab. 24). Vergleicht man die Bindungsindizes, so liegt er bei den Ratsuchenden in der DOKU-Stichprobe bei $b = .50$ (Kap. 7.3.3, Tab. 17) und in der PAGE-Stichprobe bei $.51$ (Kap. 10.2.4, Tab. 59), in der PAGE-Stichprobe der Schweizer Bevölkerung mit $.62$ aber deutlich darüber. Da sich die Ausprägung der Bindungsvariablen in der DOKU-Stichprobe und der PAGE-Stichprobe nur geringfügig unterscheiden, können wir von zuverlässigen Werten ausgehen und folgern, dass bei AgE-Ratsuchenden mit einer höheren Wahrscheinlichkeit als in der Normalbevölkerung unsichere *Bindungsstile* anzutreffen sind, die wiederum auf eine unsichere Bindungsrepräsentation hinweisen.

Wenn wir der IGPP-Klientel nicht nur allgemein eine Tendenz zu unsicherer Bindung zuschreiben wollen, sondern uns für Zusammenhänge zwischen Bindungsstilen und AgE-Formenkreisen interessieren, können wir von folgenden Überlegungen ausgehen: Erstens kann das Fehlen enger und verbindlicher Partnerschaften als Indiz für einen vermeidenden Bindungsstil und eine distanzierte Bindungsrepräsentation gewertet werden. Zweitens ist bei einer distanzierten Bindungsrepräsentation nicht nur ein niedrigerer Bindungsindex als bei einer sicheren Bindungsrepräsentation zu erwarten, sondern auch als bei einer verstrickten Bindungsrepräsentation, die durch ein starkes Anhaften an die Partnerin oder den Partner und eine Furcht vor Trennung gekennzeichnet ist. Drittens dürften die Beziehungen verstrickt gebundener Personen aber gerade dadurch, dass sie so anklammernd und fordernd sind, potenziell konfliktbeladen und instabil sein, was sich in einem niedrigeren Bindungsindex als bei sicher gebundenen Personen widerspiegeln sollte.

Es wurde bereits erörtert, dass in AAI-Studien systematische Zusammenhänge zwischen Bindungsrepräsentationen und psychischen Störungen gefunden wurden. Demnach treten bei einer verstrickten Bindungsrepräsentation eher internalisierende und bei einer distanzierteren Bindungsrepräsentation eher externalisierende Störungen auf (Kap. 12.1.3). Setzt man AgP in dieser Weise mit Symptomen gleich, könnte man erwarten, dass internale Phänomene mit verstrickter Bindung und externale Phänomene mit distanzierter Bindung einhergehen. Analysen von Beratungsfällen, insbesondere mit den intrusiven AgE-Formenkreisen des internalen und externalen Kontinuums, legen jedoch das Gegenteil nahe. Internalisierende

Verdrängung von Autonomie geht mit Spuk und Erscheinungen einher, externalisierende Projektion mit Internaler Präsenz und Beeinflussung (Kap. 3.4.3). Die AgP manifestieren sich hier jeweils komplementär zur Abwehrrichtung der Konsistenzsicherungsmechanismen, was bei externalen Phänomenen der Dynamik von psychosomatischen Störungen ähnelt, während es für internale Phänomene kein spiegelbildliches Analogon gibt. Abgesehen davon, dass Psychosomatik ohnehin schon rätselhaft ist, treiben AgE das psychophysische Problem auf die Spitze.

12.2.3 Bindungsstile der PAGE-Klienteltypen

Wenn wir davon ausgehen, dass Menschen mit einer sicheren Bindungsrepräsentation mit einer größeren Wahrscheinlichkeit in festen Bindungen anzutreffen sind als solche mit einer unsicheren Repräsentation, dann geben uns die Bindungsvariablen der grundklassenbasierten PAGE-Klienteltypen (Kap. 10.8) Anhaltspunkte. Demnach wäre der koinzidente Typ, der sozial am stärksten gebunden ist, am ehesten sicher-autonom. Der internale Typ wäre eher unsicher-distanziert und der externe Typ eher unsicher-verstrickt. Beim dissoziativen Typ, der die geringste partnerschaftliche Bindung aufweist, erwarten wir nicht nur einen unsicheren, sondern vermehrt auch einen desorganisierten Bindungsstil.

Abbildung 37 zeigt in Anlehnung an Abbildung 35 (Kap. 11.3.1) die PAGE-Typen mit ihren Bindungsindizes und rückt sie hypothetisch in die Nähe von Bindungsstilen. Zusätzlich sind auch die jeweiligen Anteile der Personen in fester Partnerschaft (P.) angegeben. Der koinzidente Typ liegt mit $b = .70$ und $P. = 79\%$ noch über der Schweizer Normalbevölkerungstichprobe ($b = .62$; $P. = 73\%$). Beachtet man, dass drei Viertel des koinzidenten Typs Frauen sind (Kap. 10.8.2, Tab. 86), und vergleicht ihre Werte ($b = .71$) mit denen der weiblichen Normalbevölkerung ($b = .68$), zeigt sich eine etwa vergleichbare Bindungsstärke. Was können wir daraus schließen? Wenn wir einen hohen Bindungsindex als Indikator für einen sicheren Bindungsstil betrachten, dann liegt dieser am ehesten beim koinzidenten Typ vor, der einen Anteil von 12 % am Beratungsaufkommen hat. Da es einen hochsignifikanten Zusammenhang zwischen psychischen Störungen und unsicherer Bindung gibt, kann als Indiz für einen sicheren Bindungsstil zusätzlich gelten, dass 71 % des koinzidenten Typs als psychisch unauffällig eingeschätzt wurden (Kap. 11.3.4, Tab. 94). Das trifft auch für 74 % der Unterscorer zu, die mit 40 % die größte Gruppe der Ratsuchenden bilden. Ihr Bindungsindex und der Anteil an fester Partnerschaft ($b = .54$; $P. = 62\%$) fallen allerdings deutlich geringer aus und von der Häufigkeit in der Normalbevölkerung (Kap. 12.1.5) ausgehend, müssen wir von einem nicht unerheblichen Anteil unsicherer Bindungsstile bei den Unterscorern ausgehen.

Die Bindungswerte des internalen und des externalen Typs liegen noch einmal deutlich niedriger, was für höhere Anteile von unsicheren Bindungsstilen spricht. Die spezifischere Hypothese, dass der interne Typ eher mit einem distanzierten und der externe Typ eher mit einem verstrickten Bindungsstil einhergeht, wird insoweit gestützt, dass der interne Typ ($b = .42$; $P. = 46\%$) schwächer gebunden ist als der externe Typ ($b = .47$; $P. = 54\%$). Der interne Typ wurde psychisch auffälliger (49%) als der externe Typ (37%) eingeschätzt. Die Oberscorer sind in etwa so gebunden ($b = .46$; $P. = 44\%$) und so auffällig wie der interne Typ (47%). Beim dissoziativen Typ ist die Zahl der Auffälligen schließlich am höchsten (53%) und die Bindung ($b = .38$; $P. = 38\%$) am schwächsten ausgeprägt.

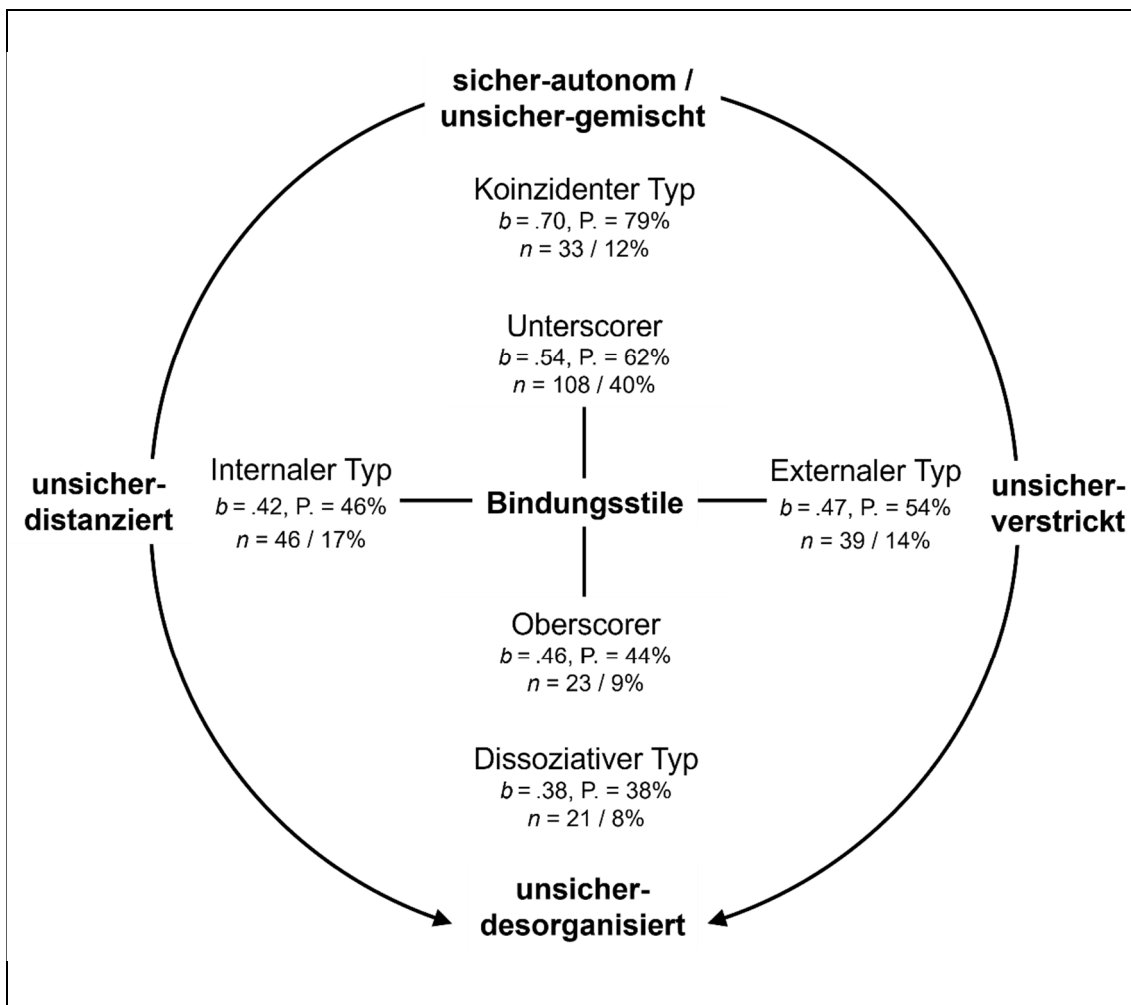


Abb. 37: Bindungsstile und Bindungswerte der PAGE-Klienteltypen

Die heuristische und hypothetische Zuordnung der Klienteltypen basiert auf ihrer sozialer Bindung. Angezeigt ist für jeden Typ der Bindungsindex (b), der prozentuale Anteil der Personen in fester Partnerschaft (P.) sowie der zahlenmäßige und prozentuelle Anteil an der Gesamtstichprobe ($n = 270$). Weitere Erläuterungen im Text.

Unter Berücksichtigung der Phänomenologie bringen wir den dissoziativen Typ nicht nur mit einem unsicheren, sondern auch mit einem desorganisierten Bindungsstil in Zusammen-

hang. Letzterer bezieht sich unmittelbar auf die Komplementarität von Autonomie und Bindung, was dazu passt, dass dissoziative Phänomene massiv in das psychophysische bzw. das Autonomie-Bindungs-Gefüge eingreifen. Zusammenhänge zwischen einem desorganisierten Bindungsmuster in der Kindheit und einer Neigung zu Dissoziation im Jugend- und Erwachsenenalter sind belegt. „Die frühe Bindungsbeziehung scheint die Weichen zu stellen, ob die Person später dissoziative Symptome entwickelt, die ihrerseits eine wesentliche Rolle bei der Entwicklung von Fehlanpassungen und psychopathologischem Verhalten und Denken spielen“ (Grossmann & Grossmann, 2012, S. 343). Zu den dissoziativen Symptomen des desorganisierten Typs gehören insbesondere, wie der Kurzbeschreibung (Kap. 12.3.5) zu entnehmen ist, Beeinflussungserleben und „Besessenheit“ durch frühere Bindungspersonen.

In der Abnahme der Bindungswerte der PAGE-Klienteltypen entlang der vertikalen Achse von oben nach unten, das heißt vom koinzidenten zum dissoziativen Typ, spiegeln sich die jeweils signifikanten ($p \leq .05$) und gegenpoligen Korrelationen des Bindungsindex mit der Koinzidenz- ($\rho = .13$) und der Dissoziationsgrundklassenskala ($\rho = -.13$) wider (Kap. 10.2.4, Tab. 61). Wenn man sich im Vergleich die DOKU-Klienteltypen anschaut, sieht man ein anderes Bild (Kap. 11.3.1, Abb. 34), nämlich eine stärkere Polarisierung von Bindung entlang der horizontalen Achse. Dabei muss bedacht werden, dass die grundklassenbasierten PAGE-Typen auf Grundlage von AgE gebildet wurden, die in der gesamten Lebensspanne der Befragten auftraten, während die formenkreisbasierten DOKU-Typen auf AgE in der aktuellen Beratungssituation basieren. Das heißt, es ist zwischen einer allgemeinen Disposition (Trait) und einer spezifischen Situation (State) zu unterscheiden.

Obwohl phänomenologisch ähnliche Typen in beiden Stichproben in ihrer Bindung deutliche Unterschiede zeigen – so sind die DOKU-Typen, die über Koinzidenzphänomene berichten, wesentlich weniger gebunden als der koinzidente PAGE-Typ –, deutet allerdings vieles darauf hin, dass es individuell bei den Ratsuchenden zwischen den beiden Messzeitpunkten wenig Änderungen hinsichtlich ihrer sozialen Bindung gab (Kap. 11.3.3).³¹ Wenn wir sowohl von einer weitgehend stabilen Bindungsdisposition als auch von einer stabilen AgE-Disposition ausgehen, dann muss der entscheidende Faktor, der zu unterschiedlichen Typisierungen von Ratsuchenden führt, woanders liegen. Wir haben bereits ausgeführt, dass der Bindungsstil eines Menschen nicht zwingend seiner Bindungsrepräsentation entsprechen muss (Kap. 12.2.1) und mit Ross (2004, S. 78) dargelegt, dass die Begriffe sich auf unterschiedliche Ebenen beziehen: „They are applied with respect to the intrapsychic mode of

³¹ Inzwischen liegen Daten zur Re-Test-Reliabilität der PAGE-Skalen vor. 117 Personen aus der Ratsuchendenstichprobe haben im Rahmen einer Studie von Zwickel (2019) noch einmal den revidierten PAGE-II mit den hier validierten Grundklassenskalen beantwortet. Die Globalskala korreliert hochsignifikant mit $\rho = .75$, was angesichts dessen, dass die erste und zweite Befragung bis zu sieben Jahren auseinanderliegen, als ein guter Wert angesehen werden kann.

handling interpersonal relationship experiences ('attachment representation') or relate to manifest behavioural correlates of attachment ('attachment style').“ Möglicherweise deuten die Bindungswerte der PAGE-Typen eher auf Bindungsrepräsentationen und die Bindungswerte der DOKU-Typen eher auf Bindungsstile. Um dieser Vermutung nachzugehen, ist es hilfreich, wenn wir uns mit möglichen Zusammenhängen zwischen Bindungsstilen und Grundkonflikten hinsichtlich Autonomie und Bindung beschäftigen.

12.3 Grundkonflikte und AgE

Die „Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik“ (Arbeitskreis OPD, 2014), in aktueller Version kurz „OPD-2“, erfasst auf der Achse 3 sieben Grundkonflikte „die sich an prototypischen Entwicklungs herausforderungen orientieren, vor denen alle Menschen im Laufe ihrer Sozialisation stehen und die sie unterschiedlich gut lösen“ (Dahlbender & Tritt, 2011, S. 32). Es handelt sich um unbewusste Konflikte, die psychodynamisch auf einer existenziellen Grundspannung basieren, mit der jeder Mensch adaptiv und regulativ umgehen muss.

Dahinter steht die Annahme, dass ein lebensgeschichtlich entstandener, unbewältigter und daher zeitlich überdauernder, dysfunktionaler unbewusster Konflikt zu mehr oder weniger stabilen konflikt- und modustypischen Selbst- und Objektbildern, Beziehungsgestaltungen, Emotionen, Verhaltensweisen in Beruf und Arbeitswelt, Umgangsformen mit Besitz und Geld, Körper und Sexualität etc. führt, wobei diese Erlebens- und Verhaltensmuster der Abwehr von konflikttypischen inneren Aspekten dienen. (Benecke et al., 2018, S. 382)

Die OPD geht bei den Grundkonflikten von einem Spannungskontinuum aus, das von einer normalen Grundspannung über subklinische Konfliktspannungen, neurotische Konfliktmuster bis zu Persönlichkeitsstörungen reicht. Die ersten drei Grundkonflikte der OPD-2, nämlich (1) Individuation vs. Abhängigkeit, (2) Unterwerfung vs. Kontrolle und (3) Versorgung vs. Autarkie korrespondieren eng mit Autonomie und Bindung. Insbesondere der erste und der dritte Grundkonflikt „kreisen um das um das grundsätzliche Konfliktthema Bindung, jedoch in unterschiedlicher Ausgestaltung“ (Arbeitskreis OPD, 2014, S. 54) und lassen sich mit Bindungsstilen vergleichen. Im Folgenden werden die drei genannten Grundkonflikte mit ihren Konfliktverarbeitungsmodi genauer beschrieben, um sie im Anschluss mit den sechs formenkreisspezifischen Klienteltypen und ihren Bindungsstilen in Beziehung zu setzen.

12.3.1 Grundkonflikte und Verarbeitungsmodi

Ein lebensbestimmender Individuations-Abhängigkeits-Konflikt besteht laut OPD, wenn dessen „grundlegende bipolare Spannung in eine konflikthafte Polarisierung übergeht“ (2014, S. 216), etwa so, wie sich Autonomie und Bindung als Separation vs. Bindung oder Autonomie vs. Heteronomie ausschließen (Kap. 3.3.4). Bei allen Grundkonflikten treten aktive und passive Formen der Konfliktverarbeitung auf, die sich in dysfunktionalen Entweder-oder-Lösungen äußern. Von solchen „neurotischen“ Konfliktverarbeitungsmustern, die sich biografisch entwickelt und verfestigt haben, sind laut OPD sogenannte Aktualkonflikte abzugrenzen, die temporär durch Konfliktspannungen bei belastenden Lebensereignissen hervorgerufen werden. Beispielsweise kann ein Mensch nach einer lebensbedrohlichen Erkrankung ein starkes Bedürfnis nach Versorgung zeigen, ohne dass dieses Verhalten den Rückschluss auf ein zeitlich überdauerndes Autarkie-Versorgungs-Konfliktmuster zulässt. Wenn wir die Grundkonfliktverarbeitungsmodi im Folgenden kurz zusammenfassen, ist im Auge zu behalten, dass es sich um prototypische Beschreibungen handelt, die individuell in unterschiedlichen Graden und Ausformungen auftreten können:

Die beschriebenen Modi (aktiv, passiv) stellen prototypische Extremvarianten dar: Zur Lösung eines nicht integrierten Konfliktthemas wirft sich die Psyche gewissermaßen ganz auf die eine Seite des Konflikts, die jeweils andere Seite repräsentiert dann das Abgewehrte und Bedrohliche. „Sichtbar“ wird also nicht das dominante innere motivationale Thema, nicht der Konflikt als solcher, sondern die Manifestationen der Abwehr beziehungsweise die ausgeprägte „Gegenseite“ der nicht integrierten inneren Aspekte (z. B. forcierte Autonomie zur Abwehr von Verschmelzungsängsten). (Benecke et al., 2018, S. 382)

Der Individuations-Abhängigkeits-Konflikt behandelt unmittelbar das Thema Autonomie und Bindung und kann laut Arbeitskreis OPD (2014) wohl als der häufigste Grundkonflikt gelten: „Beim Individuations- versus Abhängigkeitsthema geht es um die Frage des Alleinsein-/Zusammen-mit-anderen-sein-Könnens, in der pathologischen Konfliktversion geht es um die Frage des Allein-sein-Müssens bzw. Zusammen-sein-Müssens im Sinne einer existenziellen Notwendigkeit“ (S. 216–217). Im aktiven Verarbeitungsmodus kommt es zu einer extremen Überbetonung von Autonomie und einer ebenso ausgeprägten Vermeidung von Bindung:

Der Typus ist durch Bemühungen zum Aufbau einer übersteigerten emotionalen und existenziellen Unabhängigkeit von Beziehungen geprägt. Alle Lebensbereiche sind durch einen beständigen Kampf um Eigenständigkeit und Unabhängigkeit bestimmt. Eigene Bedürfnisse nach Anlehnung, Nähe und Bindung müssen unterdrückt werden. In der Selbstwahrnehmung dominieren versierte Eigenständigkeit und die Überzeugung, niemanden zu brauchen. Leitaffekt ist eine Angst vor Nähe, Verschmelzung und Vereinnahmung. (S. 217)

Im passiven Modus wird umgekehrt Heteronomie in Kauf genommen, um Bindung zu erhalten:

Typisch sind Bestrebungen zur Herstellung sehr enger und Sicherheit gewährender Beziehungen (fast) um jeden Preis. Verantwortung und Eigenständigkeit werden vermieden, eigene Wünsche den realen oder vermuteten Interessen der Beziehungspersonen untergeordnet, um die enge Bindung nicht zu gefährden. Konflikte und divergente Strebungen müssen bagatellisiert oder verleugnet werden. Die Selbstwahrnehmung ist von Hilflosigkeit, Schwäche und Angewiesensein auf andere geprägt. Leitaffekt ist eine existenzielle Angst und Bedrohung vor Verlust des Objekts, vor Trennung und Einsamkeit. (S. 217)

Beim Individuations-Abhängigkeits-Konflikt geht es generell um das Sicheinlassen auf Beziehungen. Insofern korrespondieren Individuation vs. Abhängigkeit mit Kagitcibasis (2005) Dimension der interpersonalen Distanz (Kap. 3.3.4) und ihren Polen Separation vs. Bindung. Die Beschreibungen der beiden Konfliktverarbeitungsmodi sind allerdings auch mit Aspekten der Handlungskontrolle konfundiert, die mit den Polen Autonomie vs. Heteronomie explizit im Grundkonflikt Kontrolle vs. Unterwerfung zum Tragen kommt.³²

Der Autarkie-Versorgungs-Konflikt weist Überlappungen mit dem Individuations-Abhängigkeits-Konflikt auf, aber er setzt voraus, dass Menschen Bindungen eingehen. Beide Konflikte müssen laut Arbeitskreis OPD (2014) auseinandergehalten werden, denn mit dem Bedürfnis nach Versorgung und Geborgenheit „geht es hier primär um die Abhängigkeit in der Beziehung und nicht von der Beziehung“ (S. 227). Im passiven Modus sind Menschen „ausgeprägt abhängig, anklammernd und fordernd“, im aktiven Modus zeigen sie „eine anspruchsvolle fürsorgliche Grundhaltung, um (unbewusst) Fürsorge und Geborgenheit zu gewinnen“ (S. 227). „Um immer für den anderen ‚da sein zu können‘, kann eine enge Beziehung eingefordert werden“ (S. 228). Während das im aktiven Modus unter Umständen zu häufig wechselnden Beziehungen führen kann, erscheint eine Trennung im passiven Modus unmöglich und Abgrenzungsversuche der Partner können starkes Anklammern und heftige Kontrollimpulse auslösen.

Der Kontrolle-Unterwerfungs-Konflikt verlangt ebenfalls, dass Beziehungen eingegangen werden, und er betrifft das Motiv, „den anderen zu dominieren oder sich dem anderen unterzuordnen. [...] Unterwerfung versus Kontrolle sind die unangepassten Pole von ‚sich anleiten lassen‘ zu können bzw. andere ‚anleiten‘ zu können“ (S. 222). Im passiven Modus erscheinen die Betroffenen „bescheiden, zufrieden mit ihrer untergeordneten Stellung. Widerstand wird indirekt durch Zögern, Trödeln, Eigensinn usw. passiv ausgelebt und ist oft weitgehend unbewusst“ (S. 223). Im aktiven Modus „wirkt das Verhalten dieser Menschen

³² Abweichend von der OPD werden bei den Grundkonflikten hier einheitlich jeweils zuerst der aktive und dann der passive Konfliktverarbeitungsmodus genannt.

ausgesprochen dominant, regulierend, oft störend, beunruhigend bis asozial, ggf. als ständige Besserwisserei“ (S. 223).

12.3.2 Zusammenhänge mit Bindungsstilen

Der Arbeitskreis OPD (2014) stellt einen Zusammenhang zwischen Bindungsstilen bei Erwachsenen und Grundkonflikten her, insbesondere mit Individuation vs. Abhängigkeit und Versorgung vs. Autarkie. Allerdings gibt es bisher kaum Untersuchungen dazu. Der Arbeitskreis weist auf eine Studie von Müller (1999) hin, die mit dem „Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating“ (Pilkonis, 1988; Strauß & Lobo-Drost, 1999), auf das wir später noch ausführlicher zu sprechen kommen (Kap. 13.3), durchgeführt wurde. In der Stichprobe von 55 Patientinnen mit Persönlichkeitsstörungen fanden sich keine sicheren Bindungsrepräsentationen, 22 % der Patientinnen wurden als „unsicher-ambivalent“, d. h. verstrickt, 31 % als „unsicher-vermeidend“, d. h. distanziert, und 47 % als „gemischt“ bzw. desorganisiert eingestuft. Bei den Patientinnen mit verstrickter Bindungsrepräsentation lag vermehrt der Autarkie-Versorgungskonflikt vor, bei distanzierten Bindungsrepräsentationen häufiger der Individuations-Abhängigkeits-Konflikt. Des Weiteren zeigte sich, dass Bindungsrepräsentationen je sicherer sie eingeschätzt wurden, mit dem Autarkie-Versorgungskonflikt und je unsicherer sie eingeschätzt wurden, mit dem Individuations-Abhängigkeits-Konflikt verbunden waren. Die Übereinstimmung der Beurteiler wird für den Individuations-Abhängigkeits-Konflikt ($\kappa = 0.64$) und den Versorgungs-Autarkie-Konflikt ($\kappa = 0.56$) als „gut“ bewertet (Arbeitskreis OPD, 2014, S. 55).

Wenn man den Bindungsindex und feste Partnerschaften als Gradmesser für einen sicheren Bindungsstil nimmt und die Ergebnisse auf die PAGE-Typen (Kap. 12.2.3, Abb. 37) überträgt, dann kann man annehmen, dass Personen, die dem koinzidenten Typ angehören und überwiegend in Partnerschaft leben, am ehesten mit einem Versorgungs-Autarkie-Konflikt zu tun haben. Bei Ausprägung des Koinzidenttyps in internaler Richtung (ASW) wäre mit dem aktiven Modus (Autarkie) und in externaler Richtung (SIN) mit dem passiven Modus (Versorgung) zu rechnen. Bei den intrusiven Typen, die weniger gebunden sind, dürfte, wenn man sich an Müllers Studie orientiert, häufiger der Individuations-Abhängigkeits-Konflikt vorkommen. Beim internalen Typ (IPR), der unsicher-distanziert ist, wird man den aktiven Modus bzw. Individuation erwarten, beim externalen Typ (SPK) entweder Abhängigkeit oder den passiven Modus des Versorgungs-Autarkie-Konflikts, der bei unsicher-verstrickter Bindung nach Müller der häufigere ist.

Angesichts der geringen Bindungswerte des dissoziativen Typs und des desorganisierten Bindungsstils, den wir ihm zuschreiben, ist es naheliegend, ihn in erster Linie mit dem aktiven Modus des Individuations-Abhängigkeits-Konflikts in Verbindung zu bringen. Wenn wir be-

denken, dass der dissoziative PAGE-Typ sowohl internale als auch externale Phänomene inkludiert, geht die Rechnung bei einem Vergleich mit den formenkreisbasierten Klienteltypen der DOKU-Stichprobe allerdings nicht auf. Der aktive Modus passt nur zu den niedrigen Bindungswerten des dissoziativen NAM-Typs, aber nicht zu den hohen Werten des MED-Typs (Abb. 35; Kap. 11.3.1). Wenn man zugrunde legt, dass das internale Kontinuum durch distanzierte und das externale Kontinuum durch verstrickte Bindung gekennzeichnet ist, müsste man überdies beim NAM-Typ die stärkere Bindung erwarten und nicht beim MED-Typ. Um diese Widersprüche auflösen zu können, bedarf es einer genaueren Untersuchung der Verbindungen zwischen den Bindungsstilen, den Grundkonflikten und der Phänomenologie der AgE-Formenkreise.

12.3.3 Vergleich der PAGE- und DOKU-Typen

Beim koinzidenten PAGE-Klienteltyp lassen die sehr hohen Bindungswerte – 79 % in fester Partnerschaft (Kap. 10.8.2, Tab. 86) – sowie der geringe Anteil (12 %) an der Stichprobe der Ratsuchenden den Rückschluss auf einen sicher-autonomen Bindungsstil zu. Der internale Typ (17 %) ist am ehesten unsicher-distanziert, der externale Typ (14 %) unsicher-verstrickt und der dissoziative Typ (8 %) desorganisiert (Kap. 12.2.3, Abb. 37). Die DOKU-Klienteltypen sind weiter unten (Kap. 12.3.5) bezüglich ihrer Bindungswerte, Bindungsstile und Grundkonflikte in einem Kreisdiagramm (Abb. 38) angeordnet. Die drei koinzidenten Typen der DOKU-Stichprobe lassen am ehesten auf einen unsicher-gemischten Bindungsstil schließen, wie noch ausgeführt wird. Es sei vorweggenommen, dass ein Vergleich der Abbildungen 37 und 38 zeigt, dass der ASW-Typ ($b = 51$; $P. = 55 \%$), der ANK-Typ ($b = 46$; $P. = 52 \%$) und der SIN-Typ ($b = 52$; $P. = 56 \%$) deutlich geringere Bindungswerte als der koinzidente PAGE-Typ ($b = 70$; $P. = 79 \%$) haben. Die Werte des IPR-Typs ($b = 43$; $P. = 41 \%$) entsprechen etwa dem internalen PAGE-Typ ($b = 42$; $P. = 46 \%$), während sie beim SPK-Typ ($b = 55$; $P. = 61 \%$) höher als beim externalen PAGE-Typ ($b = 47$; $P. = 54 \%$) sind.

Mit dem koinzidenten und dem dissoziativen Typ ($b = .36$, $P. = 35 \%$) stehen sich bei den PAGE-Klienteltypen die höchsten und die niedrigsten Bindungswerte auf der vertikalen Achse des AgP-Grundklassenschemas gegenüber. Die Bindungsstärken des internalen und externalen Typs liegen etwa dazwischen. Die Bindungsstärke nimmt also entsprechend den Korrelationen des Bindungsindex mit den Phänomengrundklassen (Kap. 10.2.4) von oben (Koinzidenz) nach unten (Dissoziation) ab. Im Unterschied dazu polarisieren die Bindungswerte der Klienteltypen auf DOKU-Basis am stärksten zwischen dem NAM-Typ ($b = .36$, $P. = 35 \%$) mit den niedrigsten Bindungswerten und dem MED-Typ ($b = .58$; $P. = 61 \%$) mit den höchsten Bindungswerten in Richtung der horizontalen Achse des AgP-Grundklassenschemas. Die Unterschiede in den Bindungsstärken variieren demnach bei den PAGE-

Klienteltypen primär mit dem Verhältnis von Koinzidenz und Dissoziation und bei den DOKU-Klienteltypen mit dem Verhältnis von Internalität und Externalität.

Wenn wir aus phänomenologischer Sicht davon ausgehen, dass Dissoziation mit Separation korrespondiert und Koinzidenz mit Bindung, dann passt dazu, dass der koinzidente und der dissoziative PAGE-Typ in ihren Bindungswerten maximal auseinanderliegen. Wie lässt sich dann aber die starke Bindung des dissoziativen MED-Typs erklären? Zu einem Verständnis der dissoziativen DOKU-Typen und ihres Verhältnisses gelangen wir, wenn wir einen weiteren erklärungsbedürftigen Aspekt in den Blick nehmen: Der internele MED-Typ und der externale NAM-Typ verhalten sich mit ihren Bindungswerten konträr zu den Typen, die ihnen jeweils vorausgehen. Das passt nicht zur phänomenologischen Kontinuität, mit der auf dem internalen und dem externalen Kontinuum von den koinzidenten bis zu den dissoziativen Formenkreisen jeweils Bindung bzw. Autonomie zunehmen. Wenn wir wie beim IPR-Typ auch beim nachfolgenden MED-Typ eine distanzierte Bindungsrepräsentation und eine aktive Grundkonfliktverarbeitung voraussetzen, wären keine Bindungswerte in der vorliegenden Höhe zu erwarten. Umgekehrt wäre, wenn man beim NAM-Typ eine verstrickte Bindungsrepräsentation und eine passive Konfliktverarbeitung wie beim SPK-Typ zugrunde legte, nicht mit einer so geringen Bindung zu rechnen. Wie also kommt es zu dieser extremen Umpolung der Bindungswerte?

Zunächst einmal ist an die schon angesprochenen Aktualkonflikte zu denken, die von einer zeitlich überdauernden Grundkonflikt-Disposition zu unterscheiden sind. Bei aktuellen Belastungen durch gravierende Lebensereignisse können Konfliktsymptome auftreten, die den Grundkonflikten phänomenologisch gleichen, aber nicht zeitlich überdauern wie diese (Arbeitskreis OPD, 2014). Selbst wenn man strukturelle Zusammenhänge zwischen AgE und Grundkonflikten annimmt, die sich bei den PAGE-Typen andeuten, kann man bei den formenkreisbasierten Klienteltypen in der AgE-Beratung ohne Weiteres weder prinzipiell auf eine Disposition für den berichteten Formenkreis noch auf einen dauerhaften Grundkonflikt schließen. Ein verstrickter Bindungstyp könnte genau deshalb ein NAM-Typ sein, weil er eine wichtige Bindung verloren hat. Das heißt, dass seine niedrigen Bindungswerte nicht seine Disposition, sondern, ganz im Einklang mit den theoretischen Grundannahmen, sein aktuelles Problem widerspiegeln. Umgekehrt ist denkbar, dass ein distanzierter Bindungstyp durch Lebensumstände genötigt ist, Bindungen einzugehen bzw. aufrechtzuerhalten, die seiner Bindungsrepräsentation zuwiderlaufen, und er dadurch zu einem MED-Typ wird.

12.3.4 Konfliktverarbeitungsmodi

Wir müssen uns daran erinnern (Kap. 12.2.1), dass das manifeste Bindungsverhalten bzw. der Bindungsstil eines Menschen, den wir an seinen Bindungswerten festmachen, nicht zwin-

gend seiner Bindungsrepräsentation entsprechen muss (Ross, 2004). Der Umstand, dass sich die Phänomenologie des MED- und des NAM-Typs nicht nur durch internale oder externale Phänomene, sondern vor allem durch psychophysische Dissoziation und Desorganisation auszeichnen, spricht für ein inkompatibles Verhältnis von Bindungsrepräsentation und Bindungsstil. Mit dieser Schlussfolgerung kommen auch die Konfliktverarbeitungsmodi ins Spiel. Möglicherweise wechseln verstrickt-gebundene Personen, wenn die Opfer, die sie in einer Beziehung bringen müssen und die Einschränkungen ihrer Autonomie zu groß sind, vom passiven in den aktiven Modus, um ihrer Abhängigkeit zu entkommen. Und vielleicht schlägt umgekehrt bei einem distanzierten Typen, dessen Bedürfnis nach Bindung und Versorgung durch notgedrungene Individuation zu sehr auf der Strecke bleibt, der aktive Modus ins Gegenteil um. Beide Typen werden durch den Individuations-Abhängigkeits-Konflikt bestimmt und möglicherweise sehen wir in den dissoziativen DOKU-Typen zwei Erscheinungsweisen *einer* desorganisierten Bindungsrepräsentation. Trotz ihrer Unterschiede im Bindungsverhalten haben beide Typen vermutlich traumatisierende Bindungserfahrungen. Wenn wir den dissoziativen PAGE-Typ entsprechend der U-CC-Kategorie (Kap. 12.1.5) als nicht klassifizierbar und desorganisiert einstufen, können wir jedenfalls annehmen, dass er über keine eindeutige Konfliktverarbeitung verfügt bzw. zwischen aktiven und passiven Modi alteriert.

Erste Vermutungen über systematische Zusammenhänge zwischen den AgE-Formenkreisen und mit den passiven und aktiven Modi der drei Grundkonflikte nach OPD wurden schon früher angestellt (Fach, 2014a, 2017). Die Koinzidenzformenkreise wurden insbesondere mit dem Kontrolle-Unterwerfungskonflikt in Verbindung gebracht: „*Außersinnliche Wahrnehmungen* stiften internal Bindung (z. B. Telepathie) und erlauben external *Kontrolle* (Nähe auf Distanz) und Wahrung von Autonomie. Umgekehrt ermöglicht die *Unterverfung* unter eine höhere Macht eine externale Bindung und die Steuerung beunruhigender internaler Autonomie durch *sinnvolle Fügungen*“ (Fach, 2017, S. 134). In diesem Zusammenhang sei auf eine Studie von Schäfer (2008) hingewiesen, die 17 Personen mit AgE, bei denen es sich vorwiegend um Ratsuchende des IGPP handelte, interviewte. Bei ihren Analysen konnte sie Aspekte von AgE im Hinblick auf „Handlungsmacht und Handlungskontrolle“ herausarbeiten, die zu den beiden Koinzidenzformenkreisen passen:

So kann außergewöhnlichen Erfahrungen, im Sinne einer *Ermächtigung*, die Funktion zugewiesen werden, Handlungsmacht und -kontrolle in einer ansonsten nicht kontrollierbaren Situation (wieder) zu gewinnen. Umgekehrt können außergewöhnliche Erfahrungen auch die *Übergabe* der Handlungsmacht an eine externe oder transzendente Macht beinhalten und so unter Umständen das Bewältigen einer schwierigen Situation ermöglichen. (S. 223)

Während es bei den perzeptiven Koinzidenzformenkreisen vor allem um den Gegensatz von Autonomie und Heteronomie und die Handlungskontrolle im interpersonalen Kontext geht, wurde den intrusiven Formenkreisen der Individuations-Abhängigkeits-Konflikt zugeschrieben (Fach, 2017, S. 134): „Bei *Internaler Präsenz- und Beeinflussung* erleben nach *Autonomie* strebende Personen (oft Singles) unerwünschte internale Bindungen. Dagegen manifestieren *Spuk und Erscheinungen* external Autonomie in sozialen Systemen mit starken interpersonalen *Abhängigkeiten* (meist Familien)“.³³ Diese Zusammenhänge wurden schon dargelegt (Kap. 3.4.3) und zeigen, dass Autonomiesicherung durch Separation nicht mit Bindung kompatibel ist und der Erhalt von Bindung durch Heteronomie nicht mit Autonomie zusammengeht. Die dissoziativen Formenkreise wurden schließlich mit dem Versorgungs-Autarkie-Konflikt in Beziehung gesetzt: „Mit *Automatismen und Mediumismus* beeinflussen Menschen unter dem Eindruck einer internalen Fremdsteuerung das ihre *Versorgung* gewährleistende Umfeld“ und gewinnen so indirekt auch wieder Einfluss auf ihre soziale Umwelt. „Bei *Schlafparalysen und Nachtmahren* hingegen sehen sich Personen, die vornehmlich nach *Autarkie* streben, den Übergriffen externaler Entitäten ausgesetzt“ (Fach, 2017, S. 134), die ihre Autonomie lähmen und sich gegen ihren Willen mit ihnen verbinden wollen.

12.3.5 Grundkonflikte und Klienteltypen

Beim obigen Vergleich der PAGE- und der DOKU-Klienteltypen (Kap. 12.3.3) wurde schon Bezug auf die unten dargestellte Abbildung 38 genommen. Sie zeigt, orientiert am Schema der AgP-Grundklassen, die DOKU-Klienteltypen mit ihren Bindungswerten, ihren hypothetischen Bindungsrepräsentationen und ihren Konfliktverarbeitungsmodi.

Die hypothetischen Bindungsrepräsentationen sind auf dem kleinen inneren Kreis abgebildet, die Konfliktverarbeitungsmodi auf den äußeren Kreishälften, die die beiden Formenkreiskontinua repräsentieren. Auf dem internalen Kontinuum sind die aktiven Modi Kontrolle/Autarkie und Individuation und auf dem externalen Kontinuum die passiven Modi Unterwerfung/Versorgung und Abhängigkeit angeordnet. Anders als bisher assoziieren wir die Koinzidentztypen nicht mehr primär mit Kontrolle (ASW-Typ) bzw. Unterwerfung (SIN-Typ), sondern gleichermaßen mit Autarkie (ASW-Typ) und Versorgung (SIN-Typ). Die Abgrenzung von Kontrolle und Autarkie ist häufig schwierig und in unserem Forschungskontext auch überflüssig, das Gleiche gilt für die Unterscheidung von Unterwerfung und Versorgung. Kontrolle und Autarkie sind beispielsweise in Helferrollen konfundiert, die oft vom ASW-Typ eingenommen werden, während beim SIN-Typ Unterwerfung dem Erhalt von Versorgung dient. Im Folgenden behandeln wir Kontrolle/Autarkie und Unterwerfung/Ver-

³³ Der Autor bezieht sich hier auf die Terminologie der OPD-1, in der statt Individuation noch von Autonomie bzw. einem Autonomie-Abhängigkeitskonflikt gesprochen wird.

sorgung als entgegengesetzte Grundorientierungen der Konfliktverarbeitung auf der Ebene von Beziehungen. Man kann das Bindungsbedürfnis ja auf zwei Weisen erfüllen, wie Deci und Ryan hervorheben: „The need is satisfied when others show concern toward the individual, as well as when the individual has opportunities to be benevolent toward others, as both directions of caring enhance a sense of connectedness“ (2017, S. 86). Die erste Variante entspräche mehr dem SIN-Typ im passiven Modus und die letztere mehr dem ASW-Typ im aktiven Modus. Der ANK-Typ, der phänomenologisch internale und externale Komponenten aufweist, mit dem Bindungsindex zwar dem IPR-Typ nahekommt, aber im Hinblick auf feste Partnerschaft deutlich stärker gebunden ist, bleibt unbestimmt.

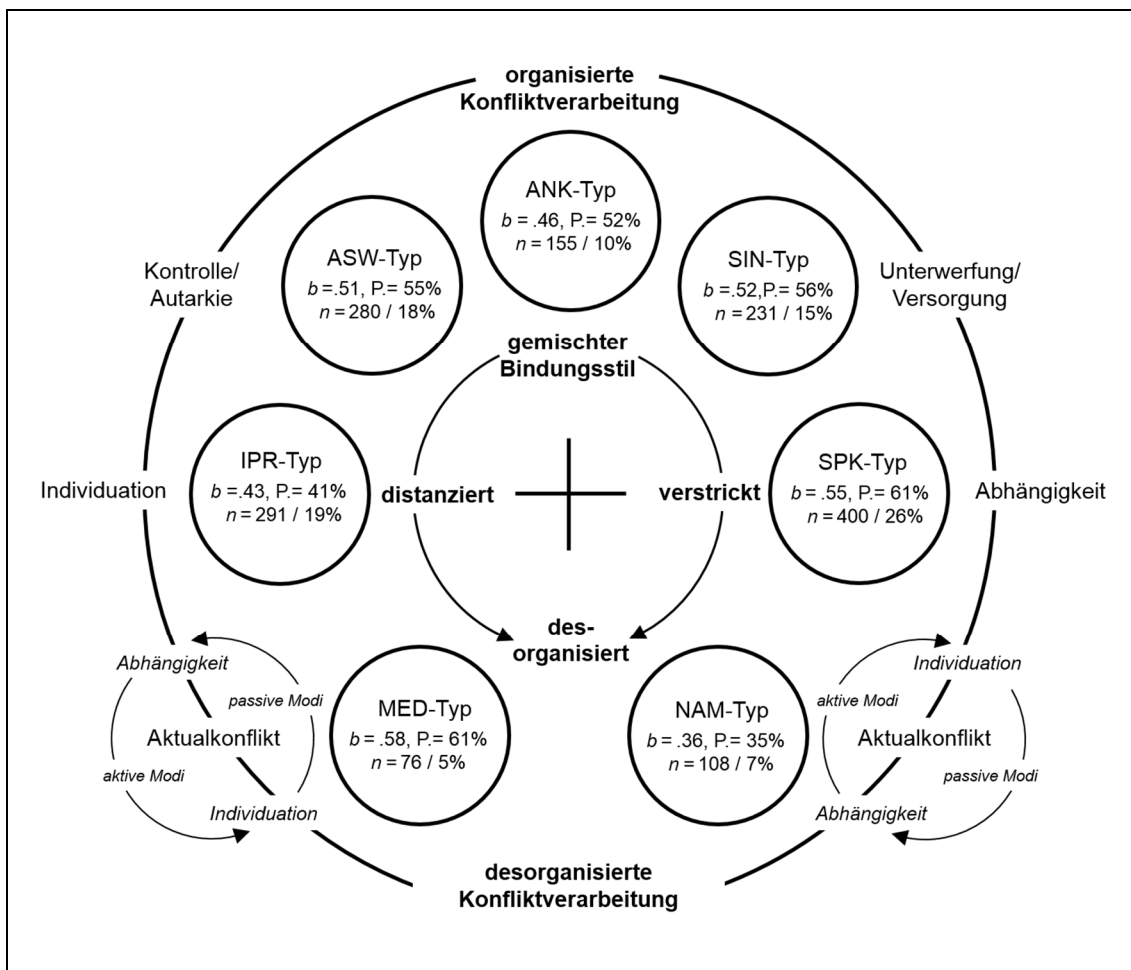


Abb. 38: DOKU-Klienteltypen mit Bindungsstilen und Konfliktverarbeitungsmodi

In den Kreisen mit den Klienteltypen sind der Bindungsindex (b) und der Personenanteil in Ehe/Partnerschaft (P.) in Prozent angegeben. Zur Anzahl der Personen in jeder Typenstichprobe (n) ist deren Anteil an der Gesamtstichprobe (%) angegeben. Auf dem Innenkreis sind die Bindungsstile angeordnet, auf dem Außenkreis die Konfliktverarbeitungsmodi. Ausgehend vom gemischten Bindungsstil und der organisierten Konfliktverarbeitung der Koinzidenttypen (ANK, ASW, SIN) dominieren auf dem internalen Kontinuum (ASW-, IPR-, MED-Typ) aktive Modi (Kontrolle/Autarkie/Individuation) und auf dem externalen Kontinuum (SIN-, SPK-, NAM-Typ) passive Modi (Unterwerfung/Versorgung/Abhängigkeit). Bei den dissoziativen Typen führen Aktualkonflikte zwischen aktiven und passiven Konfliktverarbeitungsmodi zu desorganisierten Konfliktverarbeitungen in Teufelskreisen von Individuation und Abhängigkeit.

Die immer an Beziehungen geknüpften Konflikte zwischen Kontrolle/Autarkie vs. Unterwerfung/Versorgung gehen von den koinzidenten Typen in Richtung der intrusiven Typen in einen Entweder-oder-Konflikt über. Auf dem internalen Kontinuum mündet die Konfliktverarbeitung ausgehend von Kontrolle/Autarkie in den Modus der Individuation beim IPR-Typ, das heißt striktes Vermeiden von Bindung. Auf dem externalen Kontinuum münden Unterwerfung/Versorgung in den Modus der Abhängigkeit beim SPK-Typ, das heißt striktes Vermeiden von Autonomie. Am Ende beider Kontinua kommt es bei den dissoziativen Typen zu psychophysischer Desorganisation und man kann davon ausgehen, dass die dissoziativen Phänomene des MED- und NAM-Typs unter Lebensumständen auftreten, die nicht vereinbar mit der Bindungsrepräsentation der Betroffenen sind. Die hohen Bindungswerte des MED-Typs stehen nicht in Einklang mit der aktiven Konfliktverarbeitung, die bei Typen des internalen Kontinuums erwartet wird. Erklären ließe sich das, wie bereits angedeutet (Kap. 12.3.4), mit einer Bindung, die eingegangen oder aufrechterhalten werden muss, weil beispielsweise aus gesundheitlichen oder finanziellen Gründen eine Abhängigkeit von Versorgung besteht. Es kann vermutet werden, dass der MED-Typ eine unter solchen Umständen erlebte Heteronomie nicht mit der Person assoziiert, von der er abhängig ist. Um die Beziehung aufrechterhalten zu können, wird die Heteronomie stattdessen externalisiert und als interne Beeinflussung durch fremde Mächte interpretiert. Dadurch, dass der MED-Typ, anders als der ASW- und IPR-Typ, sein Autonomiebedürfnis verdrängt und in passiven Konfliktverarbeitungsmodi agiert, kann es zu einer psychophysischen Dissoziation und selbstorganisierten Freisetzung von blockierter Autonomie durch Automatismen kommen.

Umgekehrt widersprechen die niedrigen Bindungswerte des NAM-Typs der passiven Konfliktverarbeitung, die wir auf dem externalen Kontinuum erwarten. Wenn sie permanenten Demütigungen ausgesetzt sind, können selbst für Personen mit einer unsicher-verstrickten Bindungsrepräsentation Beziehungen unerträglich werden. Reagieren sie dann notgedrungen mit einer Trennung, dient der Rückzug möglicherweise nicht nur dem Schutz des Selbstwertes. Es kann auch um die Bewältigung eigenen Aufbegehrens und aggressiver Impulse gehen, die aufgrund von antizipierten Konsequenzen wie Eskalation und Ohnmacht als bedrohlich erlebt werden. Während sich die Separation in der Schlafparalyse und einer psychophysischen Dissoziation von Selbst und Körper widerspiegelt, repräsentieren die externalen Phänomene des NAM-Typs, anders als beim SIN- oder SPK-Formenkreis, nicht nur „herumgeisternde“ Autonomie. In ihnen drückt sich vielmehr Aggression aus, die inkompatibel mit passiven Konfliktverarbeitungsmodi ist und von den Betroffenen als etwas „Böses“ erlebt wird, das in sie eindringen will (s. Kap. 14.13.4).

Psychophysische Dissoziationen treten demnach auf, wenn zur sonst primär aktiven (Kontrolle/Autarkie/Individuation) *oder* primär passiven (Unterwerfung/Versorgung/Abhängigkeit) Grundkonfliktverarbeitung zugleich die entgegengesetzten Modi aktiviert werden und

die Grundkonfliktspannung nicht mehr in eine bestimmte Richtung reguliert werden kann. Es konstatiert sich dadurch ein *Aktualkonflikt* (Kap. 12.3.1), der nur die Wahl zwischen Heteronomie oder Separation lässt. Das heißt, die Betroffenen geraten in einen Individuations-Abhängigkeits-Konflikt, den sie nicht lösen können. Konsistenztheoretisch und plananalytisch kann man von einem Konfliktschema sprechen (Kap. 12.5.3), in dem Annäherungs- und Vermeidungspläne stabil miteinander verbunden sind. Entweder haben sie den distanzierten oder den verstrickten Bindungsstil der intrusiven Typen, sodass Separation statt Heteronomie oder Heteronomie statt Separation kein kompatibler Ausweg sein kann. Sollte der gewohnte, jedoch nicht mehr aufrechterhaltbare Bindungsstil unsicher-gemischt sein, wie bei den Koinzidenttypen, kommen Individuation oder Abhängigkeit grundsätzlich nicht infrage. Autonomie und Bindung erscheinen beim MED- und beim NAM-Typ im unvereinbaren Gegensatz von Heteronomie vs. Separation (Kap. 3.3.4), das heißt, die Befriedigung des einen Bedürfnisses führt unumgänglich zur Verletzung des anderen: Die lebenssituative Heteronomie des MED-Typs aktiviert ein Autonomiestreben, das wiederum die Bindung gefährdet, die aufgrund der notwendigen Versorgung nicht aufgegeben werden kann. Die lebenssituative Separation des NAM-Typs aktiviert ein Bindungsstreben, das wiederum die Autonomie gefährdet, die aufgrund der notwendigen Autarkie nicht aufgegeben werden kann. Die dissoziativen Typen befinden sich damit, wie in Abbildung 38 dargestellt, in einem Teufelskreis.

Die Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi der DOKU-Klienteltypen können auch mit absichtsvoller versus selbstorganisierter Selbstregulation und mit Konsistenzsicherungsmechanismen in Beziehung gesetzt werden. Die intrusiven Typen wurden bereits mit klassischen Abwehrmechanismen in Verbindung gebracht (Kap. 3.4.3). Demnach korrespondieren beim IPR-Typ ein distanzierter Bindungsstil und ein aktiver Konfliktverarbeitungsmodus mit Projektion und beim SPK-Typ ein verstrickter Bindungsstil und ein passiver Konfliktverarbeitungsmodus mit Verdrängung. Im Unterschied zu den intrusiven Typen regulieren die koinzidenten Typen, die weniger unsicher sind, Autonomie und Bindung noch absichtsvoller und stärker auf der interaktionellen Ebene. Beim MED- und beim NAM-Typ reichen die bisherigen Bewältigungsversuche nicht mehr aus und die dissoziativen Typen verlieren in deutlich höherem Maße als die intrusiven Typen die Bewusstheit und die Kontrolle über die Konsistenzsicherung. Inkonsistenzspannungen müssen dann über psychophysische Dissoziationen bewältigt werden.

Die Zuordnung von Bindungsrepräsentationen, die sich in Ermanglung einer direkten Erfassung mittels geeigneter Instrumente wie dem AAI allein auf die Ausprägung der Bindungsvariablen von Klienteltypen gründet, ist hypothetisch. Um die Annahmen eventuell besser stützen zu können, wählen wir die von Caspar (1984, 1989, 2018) entwickelte Plananalyse, die in den nächsten Kapiteln ausführlich vorgestellt wird und später an ausgewählten Fällen

aus der Beratung zur Anwendung kommt. „Das Ergebnis einer Plananalyse ist eine individuelle Struktur der wichtigsten Annäherungs- und Vermeidungspläne des Patienten. Eine solche Planstruktur gibt uns im Prinzip Auskunft über die Zielkomponenten der wichtigsten motivationalen Schemata eines Patienten“, so Grawe (2000, S. 650). Wir gehen davon aus, dass AgE-Ratsuchende mit unsicheren Bindungsrepräsentationen ausgeprägten motivationalen Konflikten im Hinblick auf die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach Autonomie und Bindung ausgesetzt sind. Diese Plankonflikte sollten sich in mittels der Plananalyse erschlossenen Planstrukturen abbilden und Rückschlüsse auf Grundkonfliktverarbeitungsmodi und Bindungsrepräsentationen zulassen.

12.4 Pläne und Plananalyse

In den 1980er-Jahren entwickelte Caspar (1984, 1989; Caspar & Grawe, 1982) die Plananalyse als Verfahren zur Explikation des in der therapeutischen Praxis größtenteils impliziten und intuitiven Interpretierens von Verhaltensäußerungen der Patientinnen und Patienten. Der Plananalyseansatz geht davon aus, „dass der Mensch als *zielgerichtet handelndes Wesen* zu verstehen ist: Mit seinem Handeln versucht ein Mensch, *einen wahrgenommenen Zustand in einen erwünschten Zustand zu transformieren*“, so Caspar (2018, S. 47). Mit der Plananalyse wird ausgehend von verschiedenen Informationsquellen auf *Pläne*, das heißt auf *Mittel-Zweck-Relationen*, geschlossen, die das jeweilige Handeln erklären können. Das Zusammenwirken der wichtigsten Pläne eines Menschen wird in einer individuellen zweidimensionalen *Planstruktur* (Kap. 12.4.2) dargestellt. In ihr werden von bemerkenswerten und auf der untersten Ebene beschriebenen Verhaltensweisen Pläne erschlossen, die auf die Befriedigung von wichtigen Bedürfnissen auf der obersten Ebene zielen. Auf diese Weise werden motivationale Konflikte sichtbar und psychische Störungen können besser verstanden werden. Caspar versteht seinen Plananalyse-Ansatz im Sinne von Foppa (1984; s. Kap. 3.1.4) als „eine *Perspektivtheorie* [...], verbunden mit einer *konkreten Methodik*, die beide nur für gewisse Fragen nützlich zu sein beanspruchen, allerdings für therapeutisch sehr zentrale Fragen“ (S. 42–43). Die Plananalyse wird sowohl in der psychotherapeutischen Praxis zur Erstellung individueller Fallkonzeptionen als auch in der Forschung eingesetzt.

Auf die wenigen plananalytischen Studien, in denen Pläne und Planstrukturen von AgE-Ratsuchenden untersucht wurden (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a), gehen wir später ein (Kap. 12.7.1). Hier sei vorweggenommen, dass die Ergebnisse darauf hindeuten, dass belastende AgE im Allgemeinen mit konfligierenden und dysfunktionalen Plänen einhergehen, die eine ausreichende Befriedigung der nach Grawe (2000) vorausgesetzten Grundbedürfnisse (Kap. 3.3.1) verhindern. Nach den ausführlichen Untersuchungen und Überlegungen, die wir basierend auf empirischen Ergebnissen und bezüglich der AgE-Kli-

enteltypen in den vorangegangenen Kapiteln im Kontext der Bindungsforschung angestellt haben, dürfen wir aus guten Gründen annehmen, dass AgE-Ratsuchende gravierende Probleme in Bezug auf Autonomie und Bindung haben. Bevor wir die hypothetisch postulierten Zusammenhänge zwischen AgE, Bindungsstilen und Grundkonflikten in den plananalytischen Blick nehmen, werden wir das Verfahren und seinen Hintergrund genauer darstellen.

12.4.1 Plankonstrukt

Der Begriff „Plan“ geht auf Miller et al. (1960) zurück, die im Zusammenhang mit ihrem TOTE-Regulationsmodell (Kap. 3.1.6) ein Ziel und die Handlung, mit dem es erreicht werden soll, zusammengefasst als Plan bezeichneten. Grawe und Dziewas (1977) übernahmen das Plan-Konzept in dem von ihnen entwickelten Ansatz der „vertikalen Verhaltensanalyse“, die sich von der klassischen lerntheoretischen Verhaltensanalyse, die auf einer horizontalen Zeitachse die Verkettung von Reiz, Reaktion und Konsequenz untersucht, durch ihre differenziertere Beschäftigung mit übergeordneten Zielen und Motiven unterscheidet. Caspar (Caspar & Grawe, 1982) arbeitete die vertikale Verhaltensanalyse weiter aus, sodass zunehmend und immer deutlicher weit mehr als nur Verhalten analysiert wurde. Das führte schließlich zum Begriff der „Plananalyse“ (Caspar, 1984; Grawe & Caspar, 1984). Plananalytisch wird unter einem „Plan“ ein Konstrukt „aus einer *Ziel-Komponente* und den *Mitteln*, dieses Ziel zu erreichen“ (Caspar, 2018, S. 40), verstanden. Beispielsweise kann ein Plan darin bestehen, sich ein teures Auto als Statussymbol anzuschaffen (Mittel) um damit Anerkennung zu gewinnen (Ziel). Im Unterschied zu klassischen Ansätzen, wie der Psychoanalyse, die auf Motive fokussiert, oder dem Behaviorismus, der Fähigkeiten in den Mittelpunkt rückt, berücksichtigt die Plananalyse beide Handlungsaspekte. Pläne sind Handlungsprogramme, die in bestimmten Kontexten aktiviert werden und nur in bestimmten Bereichen wirkungsvoll eingesetzt werden können. Sie überdauern kürzere oder längere Zeiten und verändern sich mit den Erfahrungen, die der Mensch in seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt macht. Daher sind sie auch nicht mit klassischen Persönlichkeitsfaktoren gleichzusetzen.

Der Planbegriff der Plananalyse ist keinesfalls, wie die umgangssprachliche Bedeutung nahelegt, auf absichtsvolles Handeln beschränkt. Der größte Teil der menschlichen Verhaltenssteuerung erfolgt selbstorganisiert, deshalb ist es „vernünftig, zu postulieren, dass ein Verhaltensaspekt einen Zweck auch haben kann, ohne dass dies der betreffenden Person bewusst ist. Der Zweck muss aus dem Verständnis, das man sonst von der Person und der betreffenden Situation hat, abgeleitet werden“, so Caspar (2018, S. 175). Darüber hinaus weist er darauf hin, dass *alle* Lebensformen instrumentelles Verhalten zeigen, und verdeutlicht damit, dass Pläne prinzipiell keines Bewusstseins bedürfen:

Ein vielleicht extremes Beispiel sind die Kuckucks-Eier, die in ihrer Erscheinung jeweils den Eiern der Wirtvögel angepasst werden – ein „Verhalten“, bei dem die Instrumen-

talität ganz offensichtlich ist, bei dem es aber absurd wäre, Bewusstheit zu unterstellen. Instrumentalität gibt es selbstverständlich auch bei Tieren oder Pflanzen. (S. 175–176)

Für die Anwendung der Plananalyse als Verfahren der Psychologie formuliert Caspar (2018) die Grundfrage: „Welcher *bewusste oder unbewusste Zweck* könnte hinter einem bestimmten Aspekt des Verhaltens oder Erlebens eines Menschen stehen?“ (S. 20). Dabei ist das Erschließen von Plänen ein konstruktivistischer Prozess. Pläne sind „nicht reale Entitäten, die ein Mensch ‚hat‘. Pläne sind vielmehr *Konstrukte*, Abbilder, Hypothesen, ein Reim, den sich ein Betrachter macht. Ein Patient verhält sich, ‚als ob‘ er einen XY-Plan ‚hätte‘“ (S. 52). Die Plananalyse ist demnach „zunächst einmal nichts anderes als ein konsequenter Versuch, Aktivitäten eines Menschen daraufhin anzuschauen, ob und gegebenenfalls wie sie in diesem Sinne instrumentell erklärt werden können (Aristoteles: *causa finalis*)“ (S. 47).

Verhalten, das nicht instrumentell ist, wird im plananalytischen Kontext in Anlehnung an die Lerntheorie als reaktiv bezeichnet. „Eine Reaktion *im umgangssprachlichen Sinne* kann auch instrumentell sein, vom Lidschlagreflex über einen spontanen Gegenangriff, wenn man angegriffen wird, bis zu elaborierten Strategien, mit denen man auf den Scheidungswunsch eines Partners reagiert“ (Caspar, 2018, S. 179). Allerdings dient der automatische Lidschlagreflex zum Schutz des Auges einem Bedürfnis, für das sich die klinische Psychologie und die Plananalyse nicht interessieren. Auch eine Schreckbewegung, wenn es während einer therapeutischen Sitzung laut draußen auf der Straße knallt, wird man wohl eher als reaktiv interpretieren. Weinen kann eine Reaktion auf eine traurige Erinnerung sein, aber es kann auch dazu dienen, Mitleid zu erregen oder Schuldgefühle bei anderen auszulösen. Eine eindeutige Unterscheidung zwischen reaktivem und instrumentellem bzw. plananalytisch relevantem Verhalten ist nicht immer möglich. In Zweifelsfällen müssen weitere Indizien und kontextuelle Faktoren zur Einschätzung herangezogen werden.

Essenziell ist für die Plananalyse nicht nur das Kriterium der Instrumentalität, sondern auch der *interaktionelle* oder *intrapsychische* Aspekt des Verhaltens. „Pläne, bei denen eine *Wirkung auf andere Menschen* im Vordergrund steht, werden hier als ‚interaktionelle Pläne‘ bezeichnet, solche, bei denen die *innere Regulation* im Vordergrund steht, als ‚intrapsychische Pläne‘“, so Caspar (2018, S. 47). Im Unterschied zu interaktionell ist mit intrapsychisch gemeint,

dass das entsprechende Verhalten nicht an einem Objekt in der Außenwelt ansetzt (z. B. Nachdenken über die eigenen psychischen Probleme), dass das Verhalten nicht offen und beobachtbar, sondern sozusagen in der Person stattfindet und verdeckt ist (wie z. B. beim Fantasieren) und dass die Ziele bzw. Effekte innerhalb der Person zu suchen sind (z. B. ein Zustand der Entspannung). (S. 54)

Konsistenztheoretisch sind interaktionelle Pläne tendenziell eher auf die Herstellung und Sicherung von Kongruenz gerichtet, während mit intrapsychischen Plänen eher Konkordanz

angestrebt wird. (Kap. 3.1.7). Interaktionelle Pläne und Kongruenz haben mit der Bindung des Menschen an seine Umwelt und intrapsychische Pläne und Konkordanz mit Autonomie im Sinne seiner Selbstregulation und Selbstdetermination zu tun. Intrapsychische und interaktionelle Pläne sind aber trotz ihrer Unterschiede „so eng miteinander verbunden und zum Teil sogar funktional austauschbar, dass ein Auseinanderreißen mit der Forderung nach einer ganzheitlichen Sicht nicht vereinbar wäre“ (S. 54).

Überdies haben Pläne nicht nur mit Handlung zu tun, sondern auch mit Wahrnehmung, denn „*Wahrnehmung* ist mindestens zum Teil als zielgerichtetes Handeln aufzufassen, also Verhalten, das ganz bestimmten Zwecken dient“ (S. 58). Die gegenseitige Abhängigkeit von Wahrnehmung und Handlungskontrolle wurde schon im Zusammenhang mit der einseitigen Wahrnehmungsorientierung bei den AgE-Formenkreisen thematisiert, durch die das interne und das externe Formenkreiskontinuum jeweils in einen Verlust der Verhaltenssteuerung münden (Kap. 4.5.5, Abb. 17).

Hinter der Plananalyse steht laut Caspar (2018) das *interaktionistische Paradigma*, das heißt, „menschliches Verhalten und Erleben werden *weder* einseitig aus *inneren Veranlagungen* oder *Persönlichkeitseigenschaften* noch einseitig aus steuernden *Einflüssen der Umwelt* erklärt. Der Mensch wird vielmehr als Wesen gesehen, das mit seiner Umwelt in einem *ständigen motivierten Austausch* steht“ (S. 45–46). Caspar merkt noch an, dass mit „interaktionistisch“ die „Individuums-Umgebungs-Beziehung in echter Wechselwirkung“ angesprochen ist, während „zwischenmenschliche Aktivitäten und Beziehungen“ als „interaktionell“ bezeichnet werden (S. 60; Fußnote). Die zwei ähnlich klingenden Begriffe sind also auseinanderzuhalten. Mit dem interaktionistischen Ansatz postuliert die Plananalyse ein symmetrisches Grundverhältnis zwischen Mensch und Umwelt, das sich mit dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) verträgt. Wenn dabei allerdings nach plananalytischem Verständnis heißt, dass beim Menschen „sein Inneres und die Umwelt [...] dabei in echter Wechselwirkung“ (S. 46) stehen, und mit „Inneres“ psychische Prozesse gemeint sind, wirft das allerdings altbekannte Fragen bzw. wieder einmal das psychophysische Problem auf.

Nach dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma sind Selbst und Welt epistemische *Beschreibungen* eines Holismus. Legt man das Paradigma im Sinne der naturalistischen Theorie der mentalen Repräsentation (Kap. 2.2) aus, ist dieser Holismus der Organismus. Mentale Repräsentationen im Selbst- und Weltmodell stehen lediglich in einer korrelativen, aber nicht in einer direkt-kausalen Beziehung und Interaktion im Sinne von „echter Wechselwirkung“ gibt es nur in einer *physischen* Wirklichkeit zwischen Organismus und Umwelt. Caspar (2018) distanziert sich von klassisch-kausalen Vorstellungen und betont, Interaktion sei „nicht linear-kausal, sondern zirkulär zu betrachten. [...] Einfache Ursache-Wirkungszusammenhänge entsprechen also einer verkürzten Sicht“ (S. 60–61). Von dieser Aussage bleibt die

Frage, wie das phänomenale Erleben des Menschen und seine körperliche Interaktion mit der Umwelt korrespondieren können, allerdings unberührt. Dass man mit dem Begriff einer zirkulären Kausalität, wie ihn auch der Enaktivismus (Kap. 3.2.2) verwendet, das psychophysische Problem nicht löst und den Rahmen des Signalübertragungs- und Kausalitätsdenkens nicht verlässt, wurde diskutiert (Kap. 3.2.4). Man kann Beziehungen von Selbst und Welt in der Plananalyse aber auch komplementaristisch als strukturelle psychophysische Korrelationen im Rahmen des Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8) konzipieren, ohne damit gegen die interaktionistische Intention zu verstoßen, den Menschen und seine Umwelt in ein gleichgewichtiges Verhältnis zu setzen. Auf diese Möglichkeit werden wir ausführlich eingehen, wenn wir uns mit einer systemzentrierten Perspektive (Kap. 12.6.4) und mit Systemen als Strukturen (Kap. 12.6.6) beschäftigen.

12.4.2 Planstrukturen

Die Pläne eines Menschen sind hierarchisch organisiert und mittels der Plananalyse in einer Planstruktur darstellbar. Um deutlicher zu machen, was unter einer Planstruktur zu verstehen ist, verweist Caspar (2018, S. 88) auf Dilthey (2014), der den Strukturbegriff laut dem Dorsch-Lexikon der Psychologie (Wirtz, 2021) gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts in die Geisteswissenschaften einführte: „Er bezeichnet nach ihm das seelisch-geistige Leben als gegliedertes Gefüge (= Ganzheit), das nicht aus Teilen zusammengesetzt und ein Wirkungsgefüge von teleologischem (zielgerichtet) Charakter ist und von seiner Ziel- und Zweckgerichtetheit her verstanden werden kann“ (S. 1772). Des Weiteren zitiert Caspar (2018, S. 88) die Autoren Reese und Overton (1979, S. 79), die unter einer psychischen Struktur „relativ stabile Eigenschaften oder Organisationsmuster bestimmter Verhaltenssysteme“ verstehen.

Der Begriff der Planstruktur wird „für das *Gesamt des hypothetischen instrumentellen Funktionierens* eines Menschen verwendet, gleichzeitig bezeichnet er ein Produkt der Plananalyse: die explizite, *graphisch darstellbare Gesamtheit* der *erschlossenen* instrumentellen Zusammenhänge“ (Caspar, 2018, S. 52). Eine Planstruktur wird erstellt, indem zunächst auffällige und als instrumentell erachtete Verhaltensweisen im Indikativ formuliert (z. B. „trinkt täglich Alkohol“, „lacht, wenn er über schlimme Kindheitserlebnisse berichtet“) und auf der untersten Ebene eingetragen werden. Quellen zum Erschließen von Plänen sind vor allem direkte Verhaltensbeobachtungen und das, was Personen über ihr Erleben und Verhalten, über Lebensereignisse sowie über ihre Gedanken, Gefühle und Fantasien berichten. Aufschlussreich ist darüber hinaus die Wirkung, die sie durch ihr Verhalten auf andere ausüben. Zusätzlich können Fragebogen herangezogen, Auskünfte von Angehörigen oder Freunden berücksichtigt werden und bei einer Schweigepflichtentbindung zudem Informationen von Pflegekräften, Therapeutinnen oder Ärzten einliefern.

Ausgehend von den eingetragenen Verhaltensweisen werden erste Pläne erschlossen, die im Imperativ formuliert werden (z. B. „reduziere Spannung“, „vermeide negative Emotionen“), um den instrumentellen Charakter zu betonen. Caspar (2018) weist darauf hin, dass man sich bei bestimmten Annahmen bezüglich des Verhaltens von Klientinnen und Klienten ernsthaft mit deren Deutungen und Einwänden auseinandersetzen muss, dass aber auch immer unbewusste Pläne in Betracht gezogen werden müssen, „wo sonst die ‚Rechnung nicht aufgeht‘ und wichtige Verhaltensaspekte unerklärlich bleiben“ (S. 179). Er warnt ausdrücklich davor, sich allein auf das zu verlassen, was eine Person auf der Grundlage dessen, was wir als ihr kognitives Selbstmodell bezeichnen, über sich aussagt:

Wer – zum Beispiel mit der ethischen Begründung, dem Patienten *nicht* einfach etwas *unterstellen* zu wollen – für eine Beschränkung auf bewusste Bezüge argumentiert, nimmt in Kauf, dass viele Aspekte des Erlebens und Verhaltens für ihn im Dunkeln bleiben [...]. Die *introspektiv* begründete Zustimmung des Patienten zu einer hypothetischen Mittel-Zweck-Relation kann zwar die Gewissheit für den Analysierenden angenehm erhöhen, auf dem richtigen Weg zu sein, ist aber *weder ein hinreichendes noch ein notwendiges* Kriterium für die „Wahrheit“ der Annahme. Derselbe Grund, der einen Menschen dazu bringt, den Zweck eines Aspektes seines Verhaltens vor sich selber zu verbergen, wird ihn – solange dieser Grund fortbesteht – auch in der Therapie dazu bringen, ihn nicht in sein Selbstkonzept zu integrieren. (S. 178)

Der von Caspar verwendete Begriff des Selbstkonzepts korrespondiert mit dem Selbstmodellbegriff der Theorie der mentalen Repräsentation (Kap. 2.2.1). Im Unterschied zum Selbstkonzept unterscheiden wir allerdings explizit zwischen einer phänomenalen und einer kognitiven Dimension des Selbstmodells (Kap. 2.2.3). Diese Differenzierung spielt eine wichtige Rolle, wenn es um Zusammenhänge zwischen absichtsvollen und selbstorganisierten Plänen geht (Kap. 12.6.1). Und deren Verständnis ist von zentraler Bedeutung für die plananalytische Untersuchung von AgE (Kap. 13.3.4) und die Einbettung von AgP in Planstrukturen (Kap. 12.7.4).

In der Gesamtheit des menschlichen Erlebens und Verhaltens spielen selbstverständlich Emotionen eine zentrale Rolle. In der Planstruktur werden Pläne in der Regel durch ihre Annäherungs- oder Vermeidungsziele und nicht durch die Emotionen, die mit ihnen verbunden sind, charakterisiert (z. B. „bleibe treu“). Emotionen werden aber dann als Zielkomponenten von Plänen angegeben, wenn der angestrebte Zustand tatsächlich am besten durch sie gekennzeichnet werden kann (z. B. „vermeide Schuldgefühle“). In der Plananalyse werden Emotionen unter vier Hauptgesichtspunkten betrachtet, nämlich „welche Pläne (bei negativen Emotionen) *bedroht* sind, welche Pläne die *Art der Emotion* bestimmen, die dann tatsächlich entsteht, welche Pläne der *Bewältigung* von und dem Umgang mit Emotionen dienen und schließlich, ob die Emotion innerhalb der Planstruktur eine *instrumentelle Funktion* hat“ (Caspar, 2018, S. 76).

Die ersten Pläne, die von der Verhaltensebene der Planstruktur erschlossen werden, sind Unterpläne bzw. Mittel für nachfolgende Oberpläne, die wiederum Unterpläne für weitere Oberpläne sind: „Ein Plan kann als *Mittel* einem anderen Plan ‚*dienen*‘; er ist ihm dann hierarchisch *untergeordnet*. Ein *übergeordneter* Plan bestimmt die *Zielkomponente* eines untergeordneten Planes, der ihm als Mittel dient“ (S. 40). Viele Pläne sind mehrfachbestimmt, da sie als Unterpläne zumeist mehrere Oberpläne bedienen, sodass eine komplexe Struktur hierarchisch geordneter Pläne entsteht. Interaktionelle und intrapsychische Pläne sind dabei häufig eng miteinander verknüpft, so haben Pläne, die auf die Außenwelt gerichtet sind, intrapsychische Unter- oder Oberpläne und umgekehrt. Bei der Hierarchie der Planstruktur handelt es sich nicht um absolute Ebenen, entscheidend ist jeweils die relative Höhe der Pläne innerhalb eines Astes. Je höher ein Plan in der Planstruktur steht, desto weiter ist er vom konkreten Verhalten entfernt und desto abstrakter ist sein Inhalt. Obere Pläne sind eher allgemein und unspezifisch formuliert (z. B. „vermeide negative Gefühle“), ihre individuelle Bedeutung geht aus den darunterliegenden Plänen hervor.

Die obersten Pläne in der Struktur repräsentieren schließlich die Grundbedürfnisse. Zusammenfassend ist menschliches Handeln im plananalytischen Kontext „als Versuch des Individuums [zu] verstehen, in einer gegebenen, aber auch veränderbaren Umwelt die wichtigsten *Grundbedürfnisse zu realisieren*. Die hierarchische Struktur der Pläne kann gleichgesetzt werden mit der *Gesamtheit der Strategien*, die ein Mensch im Lauf seines Lebens entwickelt hat“ (Caspar, 2018, S. 40). Abbildung 39 zeigt als Beispiel einen prototypisch konstruierten Ausschnitt aus einer Planstruktur.

Wenn Pläne die individuelle Art und Weise beschreiben, in der ein Mensch seine Grundbedürfnisse zu befriedigen versucht, dann ist zu bedenken, dass Grundbedürfnisse nicht nur das oberste Ziel von Plänen bzw. Mittel-Zweck-Verknüpfungen in einer Planstruktur sind, sondern dass Grundbedürfnisse gleichzeitig auch die Voraussetzung der motivationalen Schemata sind (Kap. 3.3), denen die Pläne angehören. So gesehen sind Autonomie und Bindung universelle Struktur determinanten von individuellen Planstrukturen. Das entspricht in etwa der Sichtweise von Ryan und Deci, in deren Selbstbestimmungstheorie (Kap. 3.3.3) das Postulat universeller Grundbedürfnisse *nicht* bedeutet, dass „their avenues for satisfaction are unchanging across the life span or that their modes of expression are the same in all cultures [...], but it does suggest similarities in underlying processes that lead to the development and expression of those differences“ (2000, S. 75).

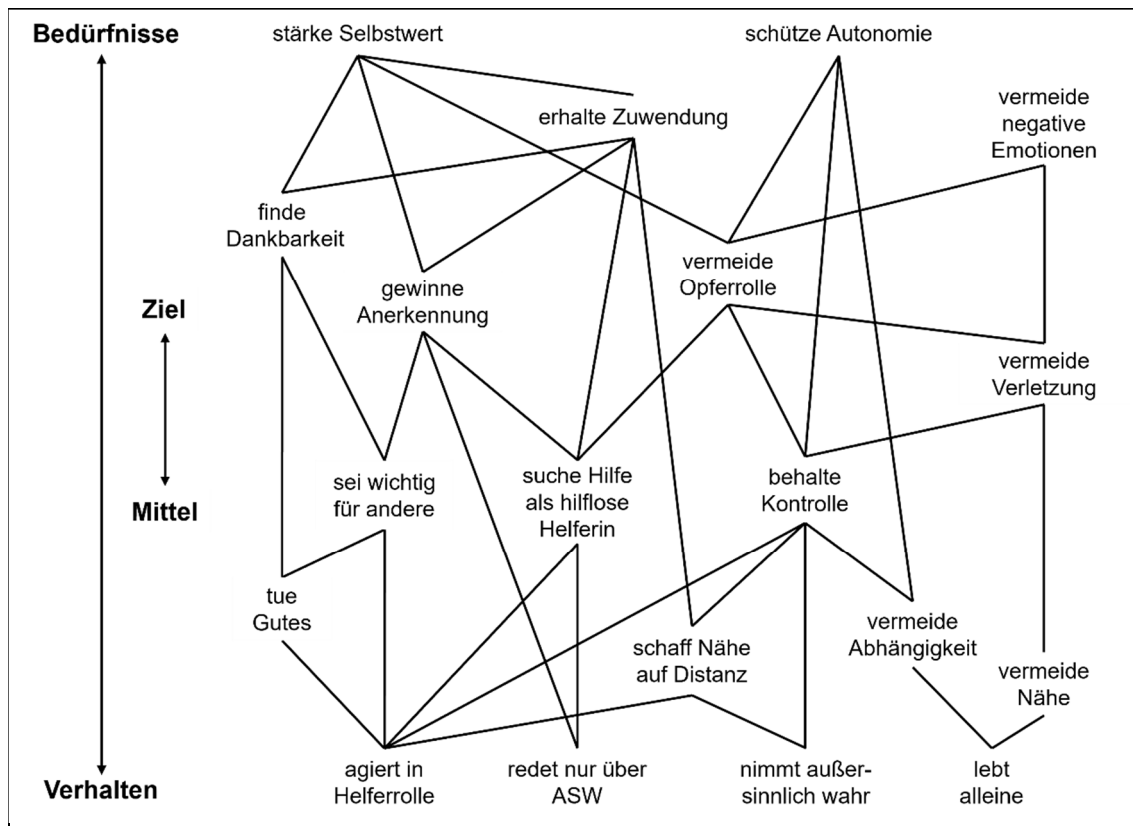


Abb. 39: Prototypisch konstruierter Beispielausschnitt einer Planstruktur.

Ausgehend von instrumentellen Verhaltensweisen auf der untersten Ebene werden nach oben Pläne erschlossen, deren oberstes Ziel die Befriedigung wichtiger Bedürfnisse ist. Weitere Erläuterungen im Text.

12.4.3 Plankonflikte

In Abhängigkeit von ihren individuellen Planstrukturen unterscheiden sich Menschen in ihrer Anfälligkeit für psychische Probleme und Störungen. Da motivationale Ziele gewöhnlich nicht nur mithilfe eines einzigen Mittels erreicht werden können, sollten Pläne möglichst viele Verzweigungen nach unten besitzen. Das heißt, sie sollten sich auf möglichst viele Mittel stützen, um verwirklicht werden zu können. Menschen mit einem umfangreicheren Handlungsrepertoire und insgesamt flexiblen Strukturen können sich leichter an neue Situationen und neue Herausforderungen anpassen als solche mit rigiden Strukturen:

Ein Mensch *ohne* psychische Beeinträchtigung verfügt über eine Planstruktur, die es ihm erlaubt, in seiner materiellen und zwischenmenschlichen Umgebung seine wichtigsten zwischenmenschlichen Bedürfnisse *ausreichend zu befriedigen*. Sie wäre so weit von Stabilität gekennzeichnet, dass sie ihm erlaubt, auch über gewisse Veränderungen in der Situation und Schwankungen in der Motivationslage hinweg auf der strategischen Ebene wichtige Ziele konsequent zu verfolgen, und gleichzeitig flexibel genug, um sich Veränderungen von Anforderungen und Möglichkeiten der Situation sozusagen auf der tak-

tischen Ebene anzupassen, aber durchaus auch höheren Zielen, wenn sie langfristig nicht realisiert werden können. (Caspar, 2018, S. 92)

Eine Planstruktur, die allen Lebenslagen problemlos gerecht wird, kann es selbstverständlich nicht geben. Pläne können durch Veränderungen in der Umwelt, Einschränkungen durch Alter oder Krankheit, den Verlust wichtiger Personen bzw. Beziehungen oder Geld und Besitz als Handlungsmöglichkeiten bedroht oder blockiert werden. Caspar bevorzugt den Begriff der „Blockierung“, „wenn es sich um zeitlich begrenzte und konkrete Situationen handelt und sehr konkrete Handlungen betroffen sind“. Der Begriff „Bedrohung“ ist dagegen „etwas allgemeiner und daher meist treffender, wenn es sich um längere, unbestimmtere Zeitabschnitte handelt“ (S. 189).

Während die Zahl der Handlungsoptionen, die eine Planstruktur bietet, generell endlich ist, gibt es eine unbegrenzte Zahl potenzieller Situationen und Herausforderungen, für deren Bewältigung keine adäquaten Pläne zur Verfügung stehen. In Ermangelung adäquater Handlungsprogramme kommen dann nebenwirkungsreiche oder dysfunktionale Pläne zur Anwendung, die erhebliche Inkonsistenzen erzeugen können. Ob Störungen auftreten, hängt also immer von der Person und von ihrer Umwelt ab. Auch jemand mit einer rigiden Struktur mag gut zurechtkommen, wenn er in seiner vertrauten Umgebung bleibt und keine unvorhergesehenen Zwischenfälle passieren. Caspar (2018, S. 94–95) zählt eine Reihe von Merkmalen bei störungsanfälligen Planstrukturen auf. Gefährdet sind unter anderem Strukturen mit nur wenigen positiven Zielkomponenten, denn dann sind von vornherein die Möglichkeiten eines aktiven Handelns zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse beschränkt. Kann zum Beispiel jemand sein Selbstwertbedürfnis nur im Beruf erfüllen, wird er gegebenenfalls den Verlust seines Arbeitsplatzes nicht kompensieren können. Strukturen mit vielen negativen Zielen sind ebenfalls problematisch, denn dann wird das Verhalten durch Vermeidungspläne dominiert, die unter Umständen gleichzeitig die Annäherung an positive Ziele ausschließen. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn ein Bedürfnis durch die Vermeidung eines anderen Bedürfnisses geschützt oder befriedigt werden soll. Beispielsweise kann ein aus schlechten Erfahrungen geborener Plan, keinem Menschen Vertrauen zu schenken, dazu führen, dass man keine engen Beziehungen eingehen kann. Ganz allgemein gilt auch, dass Pläne, die vielleicht einmal angemessen waren, aber zwischenzeitlich ihre Instrumentalität verloren haben, dadurch zur Störungsquelle werden können, dass sie sich verselbstständigen. Werden sie weiter ausgeführt, womöglich unbewusst und selbstorganisiert, verbrauchen sie nicht nur unnötige Ressourcen, die für die Bewältigung wichtiger Aufgaben fehlen können, sondern verursachen insbesondere erhebliche Probleme, wenn sie übergeneralisiert in vielen Situationen das Handeln bestimmen.

Sowohl die Konsistenztheorie als auch der Plananalyseansatz gehen davon aus, dass die verschiedenen Grundbedürfnisse des Menschen generell miteinander vereinbar und auch gleichzeitig zu erfüllen sind. Diese Sicht vertreten auch Epstein (2014) sowie Ryan und Deci (2017) in ihren Bedürfnistheorien. Probleme und psychische Störungen können dann entstehen, wenn im Dienste des einen Grundbedürfnisses andere Bedürfnisse vernachlässigt oder verletzt werden. Deci und Ryan sehen einen solchen Zusammenhang bei psychischen Störungen insbesondere in Bezug auf Autonomie und Bindung: „What is dynamically interesting and is the focus of many clinical presentations is the fact that the need for relatedness can at times compete or conflict with self-organizational tendencies, that is, with the need for autonomy“ (2000, S. 253).

Mit Caspar (2018) kann davon ausgehen,

dass alle Pläne lebensgeschichtlich aus ihrer Instrumentalität für wichtige Bedürfnisse zu erklären sind. Dieser Bezug kann aber durch eigendynamische Weiterentwicklungen der Planstruktur oder durch Veränderungen in der Umwelt verloren gehen. Beispiele dafür sind die Vermeidung bestimmter negativer Emotionen oder die Aufrechterhaltung eines bestimmten Selbstbildes. (S. 53)

Diskordanz bzw. motivationale Konflikte sind demnach keine Folge an sich konkurrierender Bedürfnisse, sondern Nebenwirkungen von Plänen, die der Befriedigung von Bedürfnissen dienen sollen. Solche Nebenwirkungen sind in Planstrukturen als *Plankonflikte* erkennbar, das heißt als „*Effekte*, die konkrete Pläne mit ihren Unterplänen und Verhaltensweisen unter ganz bestimmten Umständen – real oder in der Vorstellung – *auf andere Pläne* haben“ (S. 211).

Wie Nebenwirkungen von Plänen Konflikte herbeiführen, verdeutlicht Caspar am Beispiel einer Frau, deren Pläne „erfülle Mutterpflichten“ und „gehe Beruf nach“ in Widerstreit geraten. Hierzu stellt er fest, dass „der Konflikt sicher potentiell angelegt, aber nicht zwingend vorhanden oder zumindest von variabler Stärke und Relevanz ist“ (S. 213). Seine Ausprägung hängt nicht nur von den eingesetzten Mitteln, sondern auch von den äußeren Umständen ab, beispielsweise wie flexibel die Arbeitszeiten sind und ob die Frau bei der Kinderbetreuung Unterstützung durch Angehörige erfährt. Sind die Bedingungen ungünstig und die Pläne rigoros, gehen Muttersein („mach perfekten Haushalt“) und Beruf („arbeite in einem anerkannten, leistungsorientierten Beruf“) nicht zusammen. Lösen oder zumindest entschärfen ließe sich der Konflikt durch eine Relativierung der Mutterpflichten- („lass die Fünf im Haushalt gerade sein“) und/oder der beruflichen Ambitionen („wähl anspruchsloseren Beruf“).

Plankonflikte sind eine potenzielle Quelle negativer Emotionen und dysfunktionalen Vermeidungsverhaltens. Sie können wichtige Pläne und die Entwicklung von Kompetenzen behindern, die unerlässlich für psychisches Wohlbefinden und ein gutes Leben sind. Wenn Menschen nebenwirkungsarme Pläne fehlen, mit denen sie ihre Bedürfnisse befriedigen kön-

nen, kann das einen weitgehenden Verzicht auf die Befriedigung eines Bedürfnisses zur Folge haben. Angesichts der fundamentalen Bedeutung, die wir Autonomie und Bindung einräumen, sollten diesbezügliche Plankonflikte besonders gravierend sein. Vor dem Hintergrund der Bindungstheorie und der Annahme von unsicheren Bindungsrepräsentationen bei Rat-suchenden mit AgE untersuchen wir das Verhältnis von Autonomie und Bindung nun ge-nauer im plananalytischen Kontext.

12.5. Autonomie und Bindung

Wie ausführlich erörtert, stehen Autonomie und Bindung als komplementäre Grundbedürfnisse (Kap. 3.3.4) und Struktur determinanten (Kap. 3.4.1) in keinem Gegensatz. Caspar (2018) betont, „dass Bedürfnisse oder Ziele ‚an sich‘, in ihrer reinen Form sozusagen, nicht miteinander in Konflikt stehen“ (S. 211) und „dass Konflikte bei genauer Betrachtung stets auf Nebenwirkungen von Handlungen im Sinne des einen oder anderen Bedürfnisses zurückzuführen sind“ (S. 212). In Caspars Konfliktbeispiel dienen sowohl der Mutterplan als auch der Berufsplan auf der höchsten Ebene der Planstruktur dem Bedürfnis nach Sinnerfüllung („such Sinn im Leben“). Wäre der Mutterplan stattdessen auf das Bindungsbedürfnis (z. B. „erlange Liebe als aufopferungsvolle Mutter“) und der Berufsplan auf das Autonomiebedürfnis (z. B. „verwirkliche dich in leitender Position“) gerichtet, bestünde ein Plankonflikt, in dem nicht nur zwei Mittel (Mutterrolle und Berufstätigkeit), sondern auch zwei Bedürfnisse (Bindung und Autonomie) nicht unter einen Hut gehen. Aber auch in diesem Fall konfliktieren nicht die Bedürfnisse, sondern die Pläne, mit denen ihre Befriedigung erreicht werden soll.

Wenn wir im Folgenden von *Autonomieplänen* und *Bindungsplänen* sprechen, meinen wir *Annäherungspläne*, mit denen Menschen auf die Befriedigung eines der Bedürfnisse zielen, ohne damit die Erfüllung des anderen einschränken zu wollen. Idealerweise ergänzen sich Autonomiepläne (z. B. „nimm dir Zeit für deine Hobbys“) und Bindungspläne (z. B. „nimm dir Zeit für die Familie“). Mit dem Schema von Kagitcibasi (2005) wurde gezeigt, dass Autonomie und Bindung sich nur gegenseitig ausschließen, wenn man Autonomie mit Separation und Bindung mit Heteronomie gleichsetzt (Kap. 3.3.4). Das heißt nicht, dass Autonomie- und Bindungspläne keine Nebenwirkungen haben können, die *unbeabsichtigt* eine Erfüllung des jeweils anderen Bedürfnisziels mit sich bringen, wie im obigen Konflikt zwischen Mutterrolle und Berufstätigkeit. Entscheidend für die Bestimmung eines Plans als Autonomie- oder Bindungsplan ist, dass zur Erreichung eines der Bedürfnisziele nicht die Vermeidung des jeweils anderen als ein Mittel dient. Das wäre der Fall, wenn beispielsweise die Rolle als Mutter und Ehefrau nicht nur dem Bindungsbedürfnis, sondern insbesondere auch der Versorgung durch den Ehemann und damit einer Vermeidung von Selbstständigkeit dient.

12.5.1 Vermeidungspläne

Aufgrund der Gegensatzverhältnisse werden mit Autonomieplänen (z. B. „lebe selbstbestimmt“), im Sinne einer positiven Nebenwirkung, automatisch Heteronomie, und mit Bindungsplänen („z. B. lebe in Gemeinschaft“) automatisch Separation vermieden. Umgekehrt implizieren *Heteronomie-Vermeidungspläne* eine Annäherung an Autonomie (z. B. „vermeide Fremdbestimmung“) und *Separations-Vermeidungspläne* eine Annäherung an Bindung (z. B. „vermeide soziale Isolation“). Ob Menschen ihre Bedürfnisse über Annäherungspläne oder Vermeidungspläne erfüllen, macht allerdings einen gewichtigen Unterschied. „Vermeidungspläne sind Pläne, welche verhindern, dass ein Mensch einfach unkompliziert der Realisierung seiner wichtigsten Bedürfnisse nachgeht“ (Caspar, 2018, S. 131). Im Folgenden beschäftigen wir uns mit Vermeidungsplänen, die Einschränkungen von Autonomie und Bindung mit sich bringen und von zentraler Bedeutung für die Fragestellungen der plananalytischen Fallstudien sind.

Dominieren in einer Planstruktur Heteronomie-Vermeidungspläne oder Separations-Vermeidungspläne, zeugt das von einer unsicheren Bindungsrepräsentation und der permanenten Wahrnehmung einer Bedrohung von Autonomie bzw. Bindung. Beispielsweise lässt sich aus Unterplänen wie „halte Distanz“, „wahre Kontrolle“, „vermeide Abhängigkeit“ und „sei auf der Hut“ ein Heteronomie-Vermeidungsplan „vermeide Ausgeliefertsein“ ableiten. Im Falle von Unterplänen wie „ordne dich unter“, „erfülle Erwartungen“, „vermeide Konflikte“ und „sei fürsorglich“ könnte zum Beispiel ein Separations-Vermeidungsplan „vermeide Verlassenwerden“ formuliert werden. Die genannten Unterpläne können natürlich auch anderen Zwecken und Bedürfnissen dienen. Ihre konkrete Bedeutung ergibt sich erst im Zusammenhang. Je nach Planstruktur können „wahre Kontrolle“ (des Partners) auch mit Separations-Vermeidungsplänen und „sei fürsorglich“ (in Helferrolle) mit Heteronomie-Vermeidungsplänen verknüpft sein.

Unter Umständen scheint es so, dass Menschen nicht Separation oder Heteronomie, sondern Autonomie bzw. Bindung vermeiden. Pläne zur Vermeidung der Erfüllung von psychologischen Grundbedürfnissen widersprechen der Konsistenztheorie und dem plananalytischen Prinzip, „Bedürfnisse als *oberste*, (bei der Plananalyse) *nicht weiter hinterfragte Motive* anzusehen“ (Caspar, 2018, S. 40). Eine Plananalyse wird zeigen, dass die Vermeidung von Autonomie oder Bindung nie der eigentliche Zweck, sondern aus der Not geborene *Mittel* von Plänen zur Vermeidung von Separation bzw. Heteronomie sind. Dass keine anderen Wege gefunden werden, als ein Bedürfnis auf Kosten des anderen zu schützen, lässt sich mit äußeren Umständen und rigiden Planstrukturen erklären, die verhindern, dass nebenwirkungsärmere Pläne eingesetzt werden können. Insbesondere bei Menschen mit einer unsicheren Bin-

dungsrepräsentation sind solche Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Autonomie und Bindung zu erwarten.

Da die Verletzung eines Grundbedürfnisses nicht ihr Ziel, sondern ihre Nebenwirkung ist, sprechen wir bei solchen Plänen nicht von Autonomie-Vermeidungsplänen oder Bindungs-Vermeidungsplänen. Konsistenztheoretisch wäre es paradox, wenn Menschen ihre Grundbedürfnisse zu Vermeidungszielen machen würden. Es handelt sich vielmehr um radikale Separations-Vermeidungspläne bzw. Heteronomie-Vermeidungspläne, die sozusagen das Kind mit dem Bade ausschütten und angesichts ihrer Konsequenzen eine eigene Kategorie von Plänen darstellen. Eine Annäherung an Heteronomie zur Vermeidung von Separation impliziert die Vermeidung von Autonomie. Deshalb nennen wir einen Plan, der die Vermeidung oder Aufgabe von Autonomie als Mittel zum Sichern oder zum Erreichen von Bindung einsetzt, einen *Heteronomieplan*. Und da Annäherung an Separation zur Vermeidung von Heteronomie eine Vermeidung von Bindung impliziert, bezeichnen wir einen Plan, der die Vermeidung oder die Auflösung von Bindung als Mittel zum Sichern oder zum Erreichen von Autonomie einsetzt, als *Separationsplan*.

Aufgrund der Gegensatzverhältnisse lassen sich Heteronomiepläne als Vermeidung von Autonomie (z. B. „vermeide Eigenständigkeit“) oder Annäherung an Heteronomie (z. B. „ordne dich unter“), und Separationspläne als Vermeidung von Bindung (z. B. „vermeide Kontakte“) oder Annäherung an Separation („schotte dich ab“) formulieren. Da außerdem ein Gegensatz zwischen Separation und Heteronomie besteht,³⁴ vermeiden Heteronomiepläne zugleich Separation und Separationspläne vermeiden zugleich Heteronomie. Die Vermeidung von Separation impliziert wiederum eine Annäherung an Bindung und die Vermeidung von Heteronomie eine Annäherung an Autonomie. Daher macht es keinen Unterschied, ob Separations- und Heteronomiepläne als Annäherungs- oder Vermeidungspläne formuliert sind, denn sie vermeiden immer ein Bedürfnisziel, indem sie sich dem anderen annähern, und umgekehrt.

Tabelle 95 bringt einen Vergleich der verschiedenen Planarten mit ihren expliziten und impliziten Zielen. Sie zeigt, dass mit Autonomie- und Bindungsplänen aufgrund der Gegensatzverhältnisse implizit zugleich Heteronomie bzw. Separation vermieden werden. Die Tabelle zeigt ferner, dass Separations-Vermeidungspläne eine Annäherung an Bindung ohne Heteronomie implizieren und dass Heteronomie-Vermeidungspläne eine Annäherung an Auto-

³⁴ Separation und Heteronomie sind in Kagitcibasis (2005) Schema kein Gegensatz, weil die Begriffe dort aus einer Dritte-Person-Perspektive auf Individuen im sozialen Kontext angewendet werden (Kap. 3.3.4). Bei einer Gefängnisinhaftung kann von „heteronomer Separation“ gesprochen werden. In einer Planstruktur konfliktieren Heteronomiepläne (Bindung mittels Vermeidung von Autonomie) und Separationspläne (Autonomie mittels Vermeidung von Bindung) prinzipiell.

nomie ohne Separation implizieren. Negative Nebenwirkungen sind wie bei allen Vermeidungsplänen nicht ausgeschlossen, aber anders als bei allgemeinen Separations- und Heteronomieplänen nicht unbedingt zu erwarten.

Wenn Autonomiepläne und Bindungspläne in Konflikt geraten, heißt das, wie eingangs erläutert, nicht unbedingt, dass der Konflikt im Zusammenhang mit Separation oder Heteronomie induziert wird. Formulierungen können nahelegen, dass Pläne auf Separation oder Heteronomie zielen, aber bei genauerer Betrachtung anderes bedeuten. Beispielsweise können eine Trennungsabsicht („lass dich scheiden“) auf die Erfüllung eines Bindungswunsches („steh zu deiner neuen Partnerin“), und das gehorsame Befolgen von Geboten („gehörche ärztlichen Weisungen“) auf die Wiedererlangung von Autonomie („tu alles dafür, dass du wieder auf die Beine kommst“) gerichtet sein. Solche Verknüpfungen, bei denen Autonomie- und Bindungspläne sich ergänzen und füreinander dienen, verweisen auf das komplementaristische Prinzip. Alle Systeme halten ihre Selbstorganisation bzw. Autonomie durch strukturelle Kopplung bzw. Bindung aufrecht, und umgekehrt stellen alle Systeme ihre Bindung mittels ihrer Autonomie her. Hingegen schränkt Heteronomie die *Bindungsfähigkeit* ein und Separation reduziert den *Autonomieradius*.

Tab. 95: Autonomie- und bindungsbezogene Arten von Plänen

Pläne	Ziele			
	explizit		x	implizit/Nebenwirkung
autonomieorientiert	Annäherung	Vermeidung	Annäherung	Vermeidung
Autonomieplan	Autonomie	-	-	Heteronomie
Heteronomie-Vermeidungsplan	-	Heteronomie	Autonomie	-
Separationsplan	Separation	Heteronomie	Autonomie	Bindung
bindungsorientiert				
Bindungsplan	Bindung	-	-	Separation
Separations-Vermeidungsplan	-	Separation	Bindung	-
Heteronomieplan	Heteronomie	Separation	Bindung	Autonomie

Anmerkungen. Explizite Ziele gehen unmittelbar aus der Formulierung von Plänen hervor. Implizite Ziele sind durch ihr Gegensatzverhältnis zu expliziten Zielen gegeben. Separations- und Heteronomiepläne können als Annäherungs- oder Vermeidungspläne formuliert sein, sie sind aber explizit immer beides zugleich, da die Vermeidung eines Ziels durch die Annäherung an den Gegensatz erfolgt und umgekehrt. Insbesondere wenn es sich um generelle Separations- oder Heteronomiepläne handelt, impliziert die Vermeidung, dass als Nebenwirkung die Erfüllung des Grundbedürfnisses nach Bindung oder Autonomie verhindert wird.

Zuverlässig lassen sich Separations- und Heteronomiepläne nur im Kontext thematischer Teilstrukturen bestimmen, in die sie in der Planstruktur eingebettet sind (dazu Kap. 13.4.3). Zum Beispiel kann der Plan „erfülle Wünsche deines Partners“ mit einem Oberplan „erlange Zuwendung“ als Bindungsplan interpretiert werden. Die Verknüpfung mit weiteren Plänen wie „ordne dich unter“ und „tu alles für Erhalt der Beziehung“ macht aber deutlich, dass es sich um einen Heteronomieplan handelt. Ein Plan „ziehe dich zurück“ mit einem Oberplan „bewahre Unabhängigkeit“ kann als Autonomieplan gelten, aber in Verbindung mit Plänen wie „schütze dich vor Nähe“ und „vermeide Auslieferung“ ist er als Separationsplan zu identifizieren.

Grundsätzlich ist zu beachten, dass das Vermeiden von Heteronomie aus systemtheoretischer Sicht ganz allgemein auf die Erhaltung von Selbstorganisation und Selbstbestimmung gerichtet ist. Heteronomie-Vermeidungspläne beschränken sich nicht auf zwischenmenschliche Beziehungen, sondern dienen, wie Bindungspläne auch, generell dem Überleben. Man kann daher alle Vermeidungspläne zum Schutz von Autonomie als Heteronomie-Vermeidungspläne betrachten. Beispielsweise sind Vermeidungspläne im Zusammenhang mit Angststörungen, die dazu dienen, den Verlust von Selbst- und Handlungskontrolle zu verhindern, im weitesten Sinn Heteronomie-Vermeidungspläne. Die Vermeidung solcher Art Heteronomie geht häufig mit Bindungsplänen einher, denn andere Menschen spielen eine wichtige Rolle für Betroffene bei der Regulierung und Bewältigung ihrer Angstzustände. Möglicherweise können Heteronomie-Vermeidungspläne in bestimmten Konstellationen sogar gerade deshalb nicht aufgegeben werden, weil die Angst im Sinne eines sekundären Krankheitsgewinns für die Inanspruchnahme von Versorgung und Hilfe benötigt wird.

Für das Vermeiden von Separation gilt also ebenfalls, dass es dem Überleben dient. Jedes biologische System braucht Anschluss an eine geeignete Umwelt, die sein Überleben ermöglicht. Biologische Grundbedürfnisse müssen erfüllt werden und viele Lebewesen sind in bestimmten Lebensphasen oder über ihr ganzes Leben auf soziale Kontakte bzw. eine Zugehörigkeit zu sozialen Systemen angewiesen, um langfristig existieren zu können. Separation kann ebenso tödlich sein wie Heteronomie. Vor dem Hintergrund des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas können Separations-Vermeidungspläne in bestimmten Konstellationen auch als Pläne zur Erhaltung von Autonomie betrachtet werden. In systemtheoretischer Hinsicht erfordert Selbstorganisation (Autonomie) immer strukturelle Kopplung (Bindung) und umgekehrt (Kap 3.3.4).

12.5.2 Kompensationspläne

In Abbildung 40 sind Beziehungen zwischen den verschiedenen Planarten dargestellt (hervorgehobene Linien). Grundsätzlich sind die oberen Pläne ohne die jeweils unteren Pläne

denkbar. Zum Beispiel setzen Autonomiepläne keine Heteronomie-Vermeidungspläne und diese wiederum keine Separationspläne voraus. Liegen Separationspläne vor, dienen diese Heteronomie-Vermeidungsplänen sowie Autonomieplänen und konfliktieren mit Heteronomieplänen, Separations-Vermeidungsplänen und Bindungsplänen (dünne, gestrichelte Linien). Heteronomiepläne dienen hingegen Separations-Vermeidungsplänen sowie Bindungsplänen und konfliktieren mit Separations-, Heteronomie-Vermeidungsplänen und Autonomieplänen. Des Weiteren geht aus der Abbildung hervor, dass Autonomie- und Bindungspläne sowie Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne ebenso wie das Autonomie- und Bindungsbedürfnis, auf deren Erhalt und Schutz sie zielen, grundsätzlich miteinander kompatibel sind (dünne, durchgezogene Linien). In der Abbildung ist außerdem eine Kategorie von Plänen dargestellt, die bisher noch nicht eingeführt wurde und die wir als *Kompensationspläne* bezeichnen.

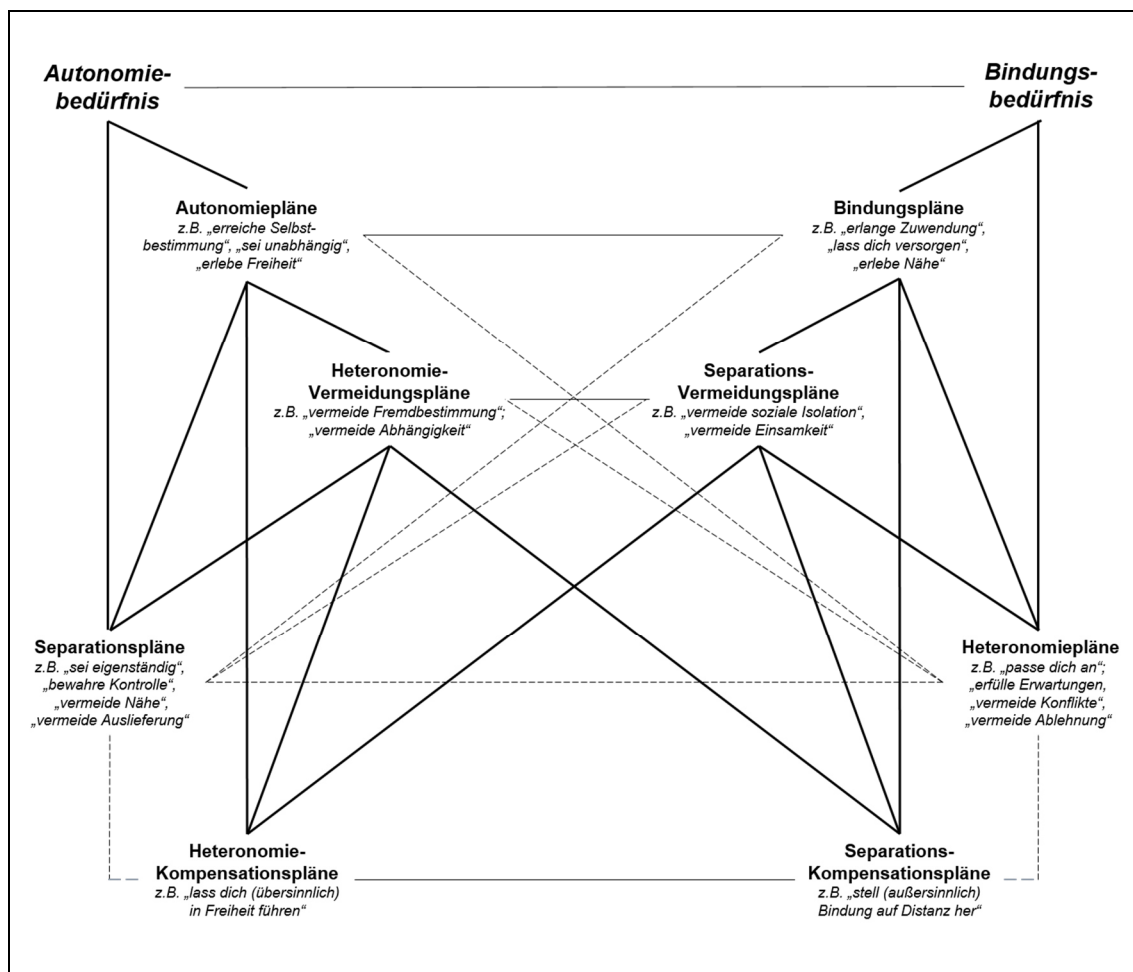


Abb. 40: Zusammenhänge und Kompatibilitäten von Plänen

Anmerkungen. Die oberen Autonomie- und Bindungspläne zielen direkt auf die Erfüllung des jeweiligen Grundbedürfnisses, ohne das andere zu vermeiden. Sie sind auch ohne die angegebenen Unterpläne denkbar. Dünne durchgezogene Linien zeigen an, dass Pläne kompatibel sind. Dünne gestrichelte Linien zeigen an, dass Pläne inkompatibel sind.

Kompensationspläne wirken einer Bedrohung von Autonomie oder Bindung entgegen, die potenziell durch Separations-Vermeidungspläne bzw. Heteronomie-Vermeidungspläne oder unmittelbar durch Heteronomie bzw. Separationspläne gegeben ist. Sie erlauben eine Annäherung an Bindung oder Autonomie, indem sie den Grad der Notwendigkeit von Heteronomie- oder Separationsvermeidung verringern. Kompensationspläne sind Annäherungs- und Vermeidungspläne in einem.

Wie in der Abbildung veranschaulicht, zielt ein *Separations-Kompensationsplan* auf Bindung und bedient zugleich Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne. In der Praxis kann man sich beispielsweise eine Helferrolle als Mittel eines solchen Plans vorstellen. Die Helferrolle ermöglicht eine asymmetrische Beziehungsgestaltung und damit eine Art von Bindung, bei der Kontrolle und Unabhängigkeit durch eine gewisse Distanz gewahrt bleiben. Das heißt, durch ein Verhalten, das die Vermeidung von Heteronomie erlaubt, wird die Notwendigkeit von Separation vermieden und damit Bindung möglich. Unter Berücksichtigung ihres Bindungsstils (Kap. 12.2.3) und ihrer Grundkonflikte (Abb. 38; Kap. 12.3.5) legen insbesondere die AgE des ASW-Klienteltypen Separations-Kompensationspläne nahe. Wie im Falle einer dominanten Helferrolle lassen außersinnliche Wahrnehmungen auf einen Plan „schaffe Nähe auf Distanz“ schließen. ASW ist so gesehen ein Mittel, um sowohl Separation als auch Heteronomie zu vermeiden. Letzteres wird jedoch nur so lange gelingen, wie perzeptive Phänomene nicht in Beeinflussungserlebnisse umschlagen, was bei den Ratsuchenden im Allgemeinen der Fall ist, wie beispielsweise die AgE-Berichte 27 und 28 (Kap. 4.5.3) zeigen. Wenn AgP zu Mitteln werden, ist zwischen einer *subjektzentrierten* und einer *systemzentrierten* Kompensation zu differenzieren. Auf die Unterschiede zwischen einer subjekt- und einer systemzentrierten Perspektive wird noch ausführlich eingegangen (Kap. 12.6). Hier sei nur festgestellt, dass *spontane* Phänomene für sich genommen Repräsentationen von Zuständen eines Organismus oder wie beim SPK-Formenkreis eines sozialen Systems sind. ASW-Phänomene kann man systemzentriert als Zusammenhänge zwischen internal und external repräsentierten Zuständen betrachten, aber auch subjektzentriert als Zusammenhänge, die Subjekte kognitiv herstellen, unabhängig davon, ob sie ohnedies existieren.

Heteronomie-Kompensationspläne zielen auf Autonomie und bedienen ebenfalls Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne. Wenn man das Erleben von Fremdbestimmung und gleichzeitig Selbstständigkeit vermeiden will, kann das Wirgefühls einer Gruppe, die Unabhängigkeit repräsentiert, ein Mittel sein. Eine Gruppenidentität basiert auf Haltungen und Überzeugungen, mit denen sich eine Gruppe von anderen Menschen, Gemeinschaften und Werten abgrenzt. Die Teilhabe an einer Gruppenidentität gestattet ein externalisiertes Erleben von Autonomie. Ein solches Muster ist auch erkennbar, wenn Ratsuchende mit AgE des SIN-Formenkreises ihr Schicksal „in die Hände Gottes“ legen und

sich an sinnvollen Fügungen oder Zeichen einer höheren Macht orientieren. Ein Beispiel dafür liefert der AgE-Bericht 36 (Kap. 4.5.4), in dem eine Frau ihren Umgang mit Orakel-techniken schildert. Sie will ihre eigenen Entscheidungen treffen, befragt sicherheitshalber aber eine höhere Ordnung, von der sie immer abhängiger wird, weil „die es besser weiß“. Wenn man aus diesem Verhalten einen Plan erschließt, könnte er „delegiere Autonomie“ lauten. Auch hier wird deutlich, dass Kompensationspläne nur provisorisch funktionieren und letztlich keine Lösung sind. Kompensationspläne können ein durch Heteronomie- oder Separationspläne vermiedenes Grundbedürfnis nicht vollständig erfüllen und als Kompromisse zwischen Vermeidung und Annäherung erzeugen sie zwangsläufig Spannung, wobei die Inkonsistenz aber geringer ist als bei vollständiger Separation oder Heteronomie.

12.5.3 Pläne und Bindungsstile

Das Merkmal einer sicheren Bindungsrepräsentation ist *Autonomie in Verbundenheit* (Kap. 12.1.4). Wie Autonomie und Bindung als Grundbedürfnisse im Verhalten einer Person zur Geltung kommen, zeigt die Betrachtung ihrer Planstruktur im Ganzen. Unseren systemtheoretischen Überlegungen (Kap. 3.4.1) und dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) zufolge sollten wir erwarten, dass Menschen gleichermaßen Autonomie- und Bindungspläne verfolgen und auf diese Weise eine Gefährdung ihrer Grundbedürfnisse durch Heteronomie oder Separation vermeiden. Autonomie- („genehmige dir öfter Zeit für dich“) und Bindungspläne („verbringe mehr Zeit mit deiner Familie“) wirken implizit Heteronomie bzw. Separation entgegen, ohne Vermeidungspläne zu sein. Dass die Planstrukturen vieler Menschen und vermutlich insbesondere von Ratsuchenden mit AgE durch explizite Heteronomie-Vermeidungspläne („vermeide Verbindlichkeit“) und Separations-Vermeidungspläne („vermeide Widerstand“) dominiert werden, lässt sich mit negativen Bindungserfahrungen erklären. Autonomie oder Bindung werden dann als eine *potenzielle* Gefährdung des jeweils anderen Bedürfnisses wahrgenommen.

Mit Separationsplänen (z. B. „lass niemanden an dich ran“) ist bei Personen mit unsicher-distanzierter und mit Heteronomieplänen (z. B. „tu alles für Zuwendung“) bei Personen mit unsicher-verstrickter Bindungsrepräsentation zu rechnen. Die Radikalität der Vermeidung erklärt sich dadurch, dass Bindung für Personen mit einer unsicher-distanzierten Bindungsrepräsentation in etwa gleichbedeutend mit Heteronomie ist und dass Autonomie für Personen mit einer unsicher-verstrickten Bindungsrepräsentation mehr oder weniger Separation impliziert. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang Grawes (2004) Konzept der „Konfliktschemata“. In einem Konfliktschema sind Annäherungs- und Vermeidungspläne stabil miteinander verbunden. Bei einer Annäherung an ein Ziel (z. B. Bindung) entstehen negative Emotionen (Furcht vor Heteronomie), die zu einem Abbruch des Verhaltens führen (Separation), das später aber wieder erneut aufgenommen wird, weil die Nichterreicherung des Ziels

(Befriedigung des Bindungsbedürfnisses) ebenfalls negative Emotionen auslöst. Übertragen auf Heteronomie und Separation als Annäherungsziele, kann beispielsweise Heteronomie negative Emotionen reduzieren und positive Emotionen erzeugen (Schutz und Befriedigung des Bindungsbedürfnisses), zwangsläufig zieht sie jedoch negative Zustände nach sich (Nichterfüllung des Autonomiebedürfnisses), die ein Annährungsverhalten anregen (Schutz und Befriedigung von Autonomie), das wiederum negative Emotionen auslöst (Furcht vor Separation), die durch Heteronomie bewältigt werden müssen.

Bei unsicheren Bindungsrepräsentationen kann man von Autonomie-Bindungs-Konfliktschemata ausgehen, denn das Streben nach Erfüllung seiner Grundbedürfnisse kann der Mensch nicht aufgeben, und so wird er immer wieder Pläne zu ihrer Erfüllung aktivieren. Im Falle einer unsicher-distanzierten Bindungsrepräsentation gibt es Separationspläne gerade deshalb, weil das Bindungsbedürfnis mit bedrohlichen Konsequenzen assoziiert wird und unter Kontrolle gehalten werden muss. Ein entsprechendes Konfliktschema findet sich beispielsweise bei Frau A, die zu den zwölf Fällen gehört, die weiter unten (Kap. 14.1) biografisch und plananalytisch untersucht werden. Ihr gelingt es nicht, gute und stabile Partnerschaften herzustellen. Ihre wiederholten Bindungsversuche enden letztlich immer mit Separation. Die Plananalyse legt nahe, dass Frau A stabile Beziehungen von vornherein durch die Wahl von ungeeigneten Partnern vermeidet.

Je mehr Vermeidungspläne Planstrukturen enthalten, desto problematischer und dysfunktionaler wird das Verhalten in vielen Situationen sein (Caspar, 2018). Bei den unsicheren Bindungsstilen gehen wir von Planstrukturen aus, die durch Separationspläne (Individuation) oder Heteronomiepläne (Abhängigkeit) bzw. durch Heteronomie-Vermeidungspläne (Kontrolle/Autarkie) oder Separations-Vermeidungspläne (Unterwerfung/Versorgung) dominiert werden. Durch Separation und Heteronomie werden Autonomie und Bindung teuer erkauft und sie liefern nicht die Ergebnisse, die man mit unkomplizierten Autonomie- und Bindungsplänen erreichen würde. Separations- und Heteronomiepläne können ihr Ziel letztendlich nie erreichen, weil sich das, was durch sie vermieden werden soll, durch Vermeidung nicht aus der Welt schaffen lässt. Carver und Scheier (2001) sprechen von „Antizielen“ und Grawe (2004) liefert dafür eine gute Illustration:

Bei Vermeidungszielen muss man immer auf der Hut sein. Wenn ein kleines Kind Mutters Nähe anstrebt, weiß es, was es dafür tun kann, und kann entspannen, wenn das Ziel erreicht ist. Wenn das Kind das Ziel hat „Vermeide den Verlust von Mutters Nähe“, muss es ständig alles im Auge haben, was geschieht. Immer könnte drohen, dass Mutter geht, zu sehr anderweitig beschäftigt ist usw. Wenn das Kind sich intrinsisch motiviert in ein Spiel vertieft, könnte Mutter plötzlich weg sein. Es muss also immer einen Teil seiner Aufmerksamkeit darauf richten, was mit Mutter ist. Aktivierte Vermeidungsziele binden Aufmerksamkeit und sind von ängstlicher Anspannung begleitet. (S. 278)

Das Beispiel macht deutlich, dass Heteronomiepläne die Verlustangst, durch die sie aktiviert werden, nicht beseitigen können, denn es bleibt ja immer möglich, dass die Partnerin sich trennt. Umgekehrt reduziert die Vermeidung von Beziehungen durch Separationspläne nicht die Bindungsangst, die zur Vermeidung führt.

An dieser Stelle muss auf die Notwendigkeit einer Differenzierung hingewiesen werden, nämlich die Unterscheidung zwischen *allgemeinen* und *spezifischen* Plänen. In Planstrukturen wird man selten nur Heteronomiepläne zur Befriedigung des Bindungsbedürfnisses finden, und für Autonomie werden selten nur Separationspläne sorgen. Unter gewissen Umständen können Menschen Nähe zulassen und unter anderen Umständen werden sie sich bedroht fühlen. Sie können sich vielleicht auf eine feste Beziehung einlassen, aber nicht mit dem Partner oder der Partnerin zusammenwohnen. Die Kontexte sind immer zu berücksichtigen. Da es sich um verschiedene Lebensbereiche handelt, kann beispielsweise auch jemand, der im Berufsleben unabhängig ist, in der Partnerschaft abhängig sein und umgekehrt. Von Separations- oder Heteronomieplänen, die sich nur auf eine bestimmte Person (z. B. „entziehe dich dem Einfluss deines Vaters“ oder „unterwerfe dich dem Willen deiner Mutter“) oder einen bestimmten Kontext (z. B. „meide spießige Familienfeste“; „sei kein Spielverderber im Heimatverein“) beziehen, kann man keinen generellen Bindungsstil ableiten. Eine grundsätzliche Einordnung erlauben entweder viele spezifische Pläne, die sich auf verschiedene Personen und Situationen beziehen, oder allgemeine Separations- (z. B. „vermeide Nähe“ oder „lebe als Einsiedler“) oder Heteronomiepläne (z. B. „vermeide, selbst entscheiden zu müssen“ oder „lebe in Gemeinschaft mit festen Regeln“), die auf einen generell distanzierten oder verstrickten Bindungsstil schließen lassen.

Separation vs. Bindung sowie Heteronomie vs. Autonomie sind keine diskreten Gegensätze, sondern jeweils Pole eines Kontinuums: Bindung wird in dem Maße reduziert, wie Separation zunimmt, und Autonomie wird in dem Maße reduziert, wie Heteronomie zunimmt.

12.5.4 Pläne und Grundkonflikte

Unterschiedliche Gewichtungen von Annäherung und Vermeidung bei Heteronomie- und Separationsplänen lassen sich an den Grundkonfliktverarbeitungsmodi (Kap. 12.3.1) veranschaulichen: Das Entweder-oder von Individuation vs. Abhängigkeit entspricht dem Verhältnis von Separation vs. Heteronomie. Individuation zielt auf das Erreichen bzw. Erhalten von Autonomie durch Vermeidung von Bindung. Abhängigkeit zielt auf das Erreichen oder Erhalten von Bindung durch Vermeidung von Autonomie. Separations- und Heteronomiepläne, wie sie in Abbildung 40 formuliert sind, könnte man daher auch als Individuations- bzw. Abhängigkeitspläne bezeichnen. Der Grundkonflikt „Individuation vs. Abhängigkeit“ ist in unserer Terminologie ein Separations-Heteronomie-Konflikt.

Die anderen Grundkonfliktverarbeitungsmodi setzen Bindung voraus, um ins Spiel zu kommen. Kontrolle/Autarkie bzw. entsprechende Pläne (z. B. „gib den Ton an“; „wahre Unabhängigkeit“) können Bindung einschränken, zielen aber auf den Schutz von Autonomie *in* Bindungen. Reziprok richten sich Pläne, die Unterwerfung/Versorgung repräsentieren (z. B. „passe dich an“; „zeige Bedürftigkeit“) primär auf Sicherung von Bindung und nicht gegen Autonomie. Kontrolle/Autarkie und Unterwerfung/Versorgung schließen Bindung oder Autonomie nicht vollständig aus, wie es bei Individuation vs. Abhängigkeit der Fall ist. Autonomie vs. Heteronomie sowie Bindung vs. Separation sind polare Gegensätze, bei denen ein Mehr auf der einen Seite weniger auf der anderen bedeutet. Deshalb sind Pläne, die auf Kontrolle/Autarkie („vermeide Fremdbestimmung in Beziehungen“) bzw. Unterwerfung/Versorgung („vermeide Vernachlässigung in Beziehungen“) gerichtet sind, keine „starken“ Separations- bzw. Heteronomiepläne, sondern Heteronomie-Vermeidungspläne bzw. Separations-Vermeidungspläne (Kap. 12.5.1).

12.6 Plananalytische Perspektiven

Laut Caspar kann man bei der Plananalyse unterschiedliche Blickwinkel einnehmen, „zum Beispiel somatisch – intrapsychisch – interaktionell – systemisch, und diese Perspektiven sich gegenseitig ergänzen lassen“ (S. 218). Alle genannten Perspektiven haben gemeinsam, dass sie auf einem *subjektzentrierten* Standpunkt basieren: „Der Plananalyse-Ansatz geht zwar von einem interaktionellen theoretischen Hintergrund aus, stellt praktisch aber ein Individuum in den Vordergrund und betrachtet die Zusammenhänge von diesem aus“ (S. 61). Plananalytische Bezüge werden ausgehend vom Selbstmodell von der intrapsychischen zur somatischen und von der interaktionellen zur systemischen Ebene hergestellt. Wir sprechen deshalb von einer *subjektzentrierten Perspektive* der Plananalyse und erläutern diese im Folgenden genauer. Im Anschluss daran schlagen wir ergänzend eine *systemzentrierte Perspektive* zur besseren Einbettung von AgE in den plananalytischen Kontext vor. Aus dieser wird das Selbstmodell als Element im Wirkungsgefüge des menschlichen Organismus und dieser wiederum als Teil sozialer Systeme in den Blick genommen. Abschließend werden der Organismus und seine soziale Umwelt in einem *somatosystemischen* Zusammenhang beleuchtet.

12.6.1 Subjektzentrierung

Psychologie kann man nach Metzinger (2000) „in ihrem methodologischen Kern auf heuristisch sehr fruchtbare Weise als *Selbstmodellforschung* analysieren: Sie ist eine wissenschaftliche Disziplin, die sich mit dem repräsentationalen Gehalt, dem funktionalen Profil und der neurobiologischen Realisierung des menschlichen Selbstmodells beschäftigt“ (S. 321). Mit Subjektzentrierung ist im Kontext der Theorie der mentalen Repräsentation gemeint, dass das

mentale Geschehen „um oder ‚auf‘ ein einziges kohärentes und zeitlich stabiles Selbst zentriert ist, d. h. um ein Modell des Systems *als erlebend*“ (S. 322).

Der Begriff des „Selbst“ bezeichnet in der Plananalyse und in Anlehnung an Grawes (1987) Schematheorie laut Caspar „ein übergeordnetes Ganzes, die Gesamtheit der Schemata eines Individuums“. Zu unterscheiden sind dabei „das *regulierende Selbst*, das ‚in Wirklichkeit‘ – also unabhängig von Bewusstheit – Handeln und Erleben steuert, und das „*Selbstkonzept*, das Bild, das ein Individuum sich von sich selber in Form von verfügbaren Bewusstseinsinhalten macht“ (2018, S. 256). Mit dieser Definition des Selbstkonzeptes sind zwei Bewusstseinsaspekte angesprochen, nämlich erstens das phänomenale *Erleben* der Bewusstseinsinhalte und zweitens ihre kognitive Verarbeitung als *Erfahrung*. Vor dem Hintergrund der Theorie der mentalen Repräsentation unterscheiden wir entsprechend zwischen einem phänomenalen und einem kognitiven Selbstmodell. (Kap. 2.2.3). Metzinger verwendet den Begriff des kognitiven Realitätsmodells nicht, macht den Unterschied zwischen den beiden Selbstmodellen aber deutlich, wenn er Tiere und Menschen vergleicht: „Unser in der Evolution entstandener Typ von bewusstem Selbstmodell ist einzigartig und für das menschliche Gehirn spezifisch, und zwar deshalb, weil wir den Vorgang des Repräsentierens an sich noch einmal repräsentieren“ (Metzinger, 2014, S. 21).

Durch diesen Vorgang, der an anderer Stelle (Kap. 2.2.1, Abb. 2) als Bidirektionalität zwischen phänomenalem Selbstmodell und Zuständen des Organismus dargestellt wurde, entwickelt sich, was Metzinger als „Ego“ und wir als „kognitives Selbstmodell“ (Kap. 2.3.3, Abb. 3) bezeichnen. Subjektzentrierung meint im Folgenden nicht nur die Phänomenalität, die Menschen und Tiere als *erlebende* Wesen gemein haben, sondern die Zentrierung auf ein Selbstkonzept. Zwar können auch Tiere Denkfähigkeit, Formen von Rationalität und Selbstmodelle besitzen (Kap. 4.3.3) aber auf jeden Fall „gibt es einen Unterschied zwischen der menschlichen Intelligenz und der Intelligenz anderer Lebewesen, der darin besteht, dass wir uns in Sinnfeldern [s. Kap. 1.2.1] bewegen, die anderen verschlossen sind. [...] Wir sind vermutlich die einzigen Lebewesen auf unserem Planeten, die überhaupt wissen, dass sie Lebewesen sind, die sich auf einem Planeten befinden“, so Gabriel (2018, S. 310).

Laut Caspar (2018) wird das, „was im Selbstkonzept repräsentiert ist, [...] ebenfalls vom regulierenden Selbst bestimmt“ (S. 256). Zwar mag all das, was *spontan* im phänomenalen Selbstmodell repräsentiert wird, durch Selbstorganisation determiniert sein, aber ob Selbstorganisation auch die Gegebenheiten und bewussten Operationen des kognitiven Selbstmodells erklärt, ist eine andere Sache. Caspar argumentiert, „dass es gerade das *Zusammenspiel* von Prozessen im Sinne klassischerer Regelmodelle [...] und Selbstorganisationsmodelle ist, auf das es ankommt“ (S. 27), und außerdem, „dass man selbstorganisierte Prozesse, wenn man Pläne als Grundelement instrumentell-hierarchischer Organisation und nicht als etwas

Bewusstes versteht, ebenfalls aus plananalytischer Sicht betrachten kann“ (S. 28). Hier sehen wir uns wieder mit den ungeklärten Zusammenhängen zwischen den Informationsverarbeitungsmodi der Zwei-Prozess-Theorien (Kap. 3.1.3) und dem Graben zwischen Kognitivismus und Konnektionismus (Kap. 3.1.2) konfrontiert. Aber unabhängig davon, wie sie sich hierzu positionieren, nehmen Anwender der Plananalyse gewöhnlich eine *subjektzentrierte Perspektive* auf das Individuum ein. Die Plananalyse ist ein konstruktivistischer Prozess, das heißt, Pläne sind nicht „an sich“ subjektzentriert. Subjektzentrierte Pläne werden als intrapsychische und interaktionelle Pläne im Hinblick auf Selbstkonzepte und psychologische Bedürfnisse erschlossen, wobei die subjektzentrierte Perspektive ausdrücklich unbewusste Pläne einschließt:

Die automatisierten und selbstorganisierten Teile [...] des interaktionellen und intrapsychischen Verhaltens gehen selten in die subjektiven Erklärungen ein, die sich ein Individuum von sich und insbesondere für seine Probleme macht. Für einen klinisch-psychologischen Ansatz, der das Funktionieren eines Menschen ganzheitlich erfassen und ihm helfen will, sich in einer befriedigenden Weise weiterzuentwickeln, ist ein guter Zugang zu den unbewussteren Teilen der Verhaltenssteuerung daher besonders wichtig. (S. 55)

Subjektzentrierte Pläne sind *individuelle* Pläne. Damit sind sie erstens zu unterscheiden von Plänen bzw. Verhaltensprogrammen, die dem menschlichen Organismus angeboren sind und in allgemeiner Weise von ihm ausgeprägt werden, und zweitens zu unterscheiden von Plänen, die nicht einem Individuum, sondern einem sozialen System zugeschrieben werden. Insofern sich die Psychotherapie gewöhnlich mit subjektzentrierten Plänen, Konflikten und Störungen von Individuen beschäftigt, können wir in der Terminologie der psychologischen Konsistenztheorie (Kap. 3.1.7) genau genommen von *subjektzentrierter Konsistenz* sprechen. Bei einer guten Passung von Plänen im Selbstmodell und erreichbaren Zielen im Weltmodell liegt subjektzentrierte Kongruenz vor und bei einem konfliktfreien Verhältnis von Plänen im Selbstmodell subjektzentrierte Konkordanz. Subjektzentrierte Inkongruenz liegt vor, wenn sich für Pläne des Selbstmodells keine geeigneten Ziele im Weltmodell finden, und subjektzentrierte Diskordanz, wenn Pläne im Selbstmodell nicht kompatibel miteinander sind.

Es wurde schon erläutert, dass ein Streben nach Konsistenz unter Einsatz von Vermeidungsplänen und Konsistenzsicherungsmechanismen (Kap. 3.1.8) erhebliche Nebenwirkungen haben kann. Das heißt, eine Diskrepanz ist möglich zwischen einer auf das Selbstmodell bezogenen, subjektzentrierten Konsistenz und einer ganzheitlichen, *organismischen Konsistenz*. Mit dem Begriff der organismischen Konsistenz sind *psychosomatische* Verbindungen angesprochen, wie sie Caspar (2018) in Beispiel-Planstrukturen formuliert, wenn intrapsychische Pläne somatische Symptome induzieren: Ein Patient „entwickelt nur somatische Symptome“ mit dem Plan „kontrolliere depressive Gefühle“ (S. 107; Abb. 9) oder „produziert Kopf-

schmerzen“ mit dem Plan „brauche Energie auf“ (S. 241; Abb. 39). Wenn wir davon ausgehen, dass alle Organismen nach einer strukturdeterministischen Konsistenz von Autonomie und Bindung streben, dann können wir vermuten, dass somatoforme Störungen und psychosomatische Erkrankungen durch subjektzentrierte Pläne, die mit organismischer Konsistenz konfliktieren, induziert werden.

12.6.2 Organismische Pläne

Alle Organismen verfügen über angeborene Verhaltensprogramme, mit denen sie die strukturelle Kopplung ihrer Selbstorganisation mit der Umwelt koordinieren. Als Pläne, die auf der biologischen Ebene des Organismus angesiedelt sind, nennen wir sie *organismische Pläne*. Organismische Pläne haben vor allem, aber nicht ausschließlich mit physiologischen Grundbedürfnissen zu tun. Die Selbstorganisation des menschlichen Organismus erzeugt auch das Selbstmodell, mit dem der Organismus Aspekte von sich selbst für sich selbst mental repräsentiert. Das entspricht exakt der im vorhergehenden Kapitel zitierten Aussage von Caspar (2018), dass das, was im Selbstkonzept repräsentiert ist, ebenfalls vom regulierenden Selbst bestimmt wird. Im Prinzip sind demnach alle Pläne organismisch, aber nur eine Teilmenge subjektzentriert und noch viel weniger davon im Selbstmodell repräsentiert. Wenn man spezifischer unterscheiden möchte, gibt es organismische Pläne, die man als *ontogenetische Pläne* bezeichnen kann. Der Mensch wird nicht mit einem kognitiven Selbstmodell geboren und sein regulierendes Selbst basiert auf motivationalen Schemata, die sich nach Grawe, „zunächst um die grundlegenden Bedürfnisse herum, die jeder Mensch mit auf die Welt bringt“, entwickeln. Mit Verweis auf die Biosemiotik (Uexküll, 1980) und die Evolutionspsychologie stellt Kriz heraus, dass „der Organismus Bedeutungszuweisungen in seiner (von außen gesehenen) ‚Umgebung‘ vornimmt, um daraus seine (subjektive) Lebenswelt zu kreieren“ (2018, S. 41). Selbst frühe Verhaltensweisen sind demnach von Plänen geleitet:

Das Baby sucht in den Erfahrungen mit frühen Bezugspersonen in Stresssituationen nach Mustern verlässlicher Unterstützung, um daraus innere Arbeitsmodelle über „sinnvolles“ Bindungsverhalten (Bowlby 1988) zu generieren. Es sucht die Lautwelt nach Phonemen ab, um daraus die Grammatik seiner Sprachkultur zu parametrisieren (Chomsky 1968). Und es sucht die soziale „Welt“ sogar dahingehend ab, welche Erwartungen andere an sein Verhalten richten – wobei die auf diese Weise entstehenden Strukturen von Erwartungs-Erwartungen (Mead 1924/1987) sowohl für die Herausbildung des „Selbst“ als auch für Sozialsysteme auf allen Komplexitätsebenen (Paare, Familien, Institutionen, Gesellschaft) relevant sind. (Kriz, 2018, S. 40)

Wir wissen von der Bindungsforschung, dass Säuglinge aktiv Bindung suchen und ihr Umfeld explorieren, um Erfahrungen zu machen und zu lernen. Die Selbstbestimmungstheorie vertritt eine organismische Dialektik und postuliert „that humans are active, growth-oriented organisms“ (Deci & Ryan, 2000, S. 229). Mit ihr können wir davon ausgehen, dass es onto-

genetische Pläne gibt, die den menschlichen Organismus von Anfang an dazu anregen, mit seiner Umwelt zu interagieren und mittels dieser Interaktionen ein phänomenales und kognitives Selbstmodell auszuprägen. So werden organismische Zustände schließlich zu „meinen“ Erlebnissen und Erfahrungen, auf die sich die subjektzentrierten Pläne und Planstrukturen des Menschen gründen:

Our concept of self, because of its organismic basis, begins with intrinsic activity and the organismic integration process – that is, with the innate tendencies of human beings to engage in interesting activities and to elaborate and refine their inner representation of themselves and their world. The activity and integrative tendency move the organism toward a more unified set of cognitive, affective, and behavioral processes and structures [...]. (Deci & Ryan, 2000, S. 248)

Im Kontext von Epsteins (2014) Informationsverarbeitungstheorie (Kap. 1.5.1) können angeborene organismische Pläne im primären System und organismische Lernprozesse bzw. auf ihnen basierende Pläne im experientiellen System (Kap. 1.5.2) verortet werden. Im Zuge des organismisch-experientiellen Erlebens und Lernens entsteht mit zunehmend stabiler Subjektzentrierung ein kognitives Selbstmodell, das kategoriale Pläne ausbilden kann. Mit Blick auf das integrale Bewusstseinspektrum (Kap. 4.3.1, Abb. 12) sind organismische Pläne hingegen präkategorial oder, wenn sie tief im primären System bzw. in biophysischen Prozessen gegründet sind, auch nichtkategorial. Die meisten Lebewesen differenzieren angeborene organismische Pläne weiter aus ohne elaborierte kognitive Selbstmodelle auszubilden, man denke an Spinnen, die ihre Netze unter variablen und komplizierten Bedingungen bauen (Kap. 12.4.1) oder hochkomplexe soziale Systeme wie beispielsweise Ameisenstaaten, für die Wheeler (1911) treffend den Begriff des „Superorganismus“ einführte.

Angeborene organismische Pläne, die man aus Verhalten erschließen kann, sind artspezifisch, aber je näher sie an der Basis des organischen Lebens liegen, desto universeller und allgemeingültiger sind sie für alles Lebendige, bis man zuletzt auf die *strukturdeterministische* Komplementarität von Autonomie und Bindung trafe. Wollte man hier Pläne formulieren, hießen sie etwa „organisiere dich selbst“ und „organisiere ausreichend Energie“. In ihrer Abstraktheit ähneln organismische Pläne sogenannten Metaplänen: „*Metapläne* sind Pläne, die dazu dienen, *andere Pläne zu bilden*. Es handelt sich dabei meist um sehr allgemeine Pläne, die an der Konstruktion einer Vielzahl von inhaltlich sehr unterschiedlichen Plänen beteiligt sind und sich dadurch von ‚normalen Oberplänen‘ unterscheiden“, so Caspar (2018, S. 214).

Orientiert man sich am Spannungsparadigma (Kap. 3.1.10) und dem Konzept der pragmatischen Information (Kap. 3.1.12), könnte man von organismischen Prozessen ontogenetische Metapläne ableiten, etwa „suche Erstmaligkeit erhöhe Spannung“ und „finde Bestätigung/reduziere Spannung“, die der Bildung subjektzentrierter Autonomie- bzw. Bindungspläne zugrunde liegen. Während organismische Pläne komplementär sind und durch das Zu-

sammenspiel von Erstmaligkeit und Bestätigung die psychische Entwicklung voranbringen, können subjektzentrierte Pläne und Metapläne *organismische Inkonsistenz* induzieren. So nennt Caspar Beispiele für Metapläne wie „entscheide dich immer für die risikoärmere Variante“ oder „vermeide Veränderungen, bevor du ganz sicher bist, dass sie nötig sind“ (2018, S. 215; Abb. 35), die auf eine rigide Planstruktur und eine allgemeine Tendenz hindeuten, Herausforderungen, ungewohnte Situationen und neue Erfahrungen zu meiden. Wenn solche Pläne zu gravierender Heteronomie führen, konfliktieren sie im Sinne der Selbstbestimmungstheorie als einer „organismic-dialectical metatheory in which humans are assumed to be active, growth-oriented organisms“ (Deci & Ryan, 2000, S. 262) mit dem organismischen Autonomiestreben.

Wenn Spannungserhöhung bzw. Erstmaligkeit vermieden und Spannung nach Möglichkeit durch Bestätigung reduziert wird, stagniert die Entwicklung eines Menschen und sein Grundbedürfnis nach Autonomie bleibt unerfüllt: „Autonomy refers to volition – the organismic desire to self-organize experience and behavior and to have activity be concordant with one’s integrated sense of self“ (Deci & Ryan, 2000, S. 231). Man kann hier auf die konnektionistische Sicht (Kap. 3.1.10) rekurrieren, die mit einer plananalytischen grundsätzlich vereinbar ist. Demnach lernt das Individuum größtenteils unbewusst, dass bestimmte Verhaltensweisen intrapsychisch oder in der Umwelt Veränderungen herbeiführen, die Spannung reduzieren, und diese werden in der Folge selbstorganisiert als Mittel zur Spannungsreduktion und Selbstregulation eingesetzt (Caspar, 2016). In der Terminologie des Selbstregulationsansatzes von Carver und Scheier (2001) kann man sagen, dass der Komparator intrapsychisch und auch in Bezug auf die Umwelt die Übereinstimmung von Ist- und Sollzustand selbsttätig prüft und dann bei Abweichungen absichtsvolle oder selbstorganisierte Maßnahmen zur Diskrepanzreduktion startet.

Wie sich die Einschränkung des organismischen Autonomiestrebens auswirken kann, wurde am Beispiel typischer Spukfälle illustriert (Kap. 3.4.3). Hier treten externale Phänomene in Familien auf, deren Angehörige voneinander abhängig und durch Separations-Vermeidungspläne und Heteronomiepläne gebunden sind. Diese Pläne sind nicht kompatibel mit dem hinzutretenden Autonomiestreben eines pubertierenden Familienmitglieds, das gewöhnlich dessen emotionale Ablösung von den Eltern und den Weg in neue soziale Bindungen und Partnerschaften einleitet. Die Adoleszenten zeigen kein entsprechendes Verhalten und die gewöhnlich mit der Pubertät verbundenen familiären Auseinandersetzungen finden in Spukfamilien nicht statt. Das Autonomiebedürfnis wird im Familiensystem sowohl auf interaktionaler Ebene als auch intrapsychisch von den Jugendlichen selbst unterdrückt.

Durch die Bidirektionalität organismischer und subjektzentrierter Prozesse können Konsistenzsicherungsmechanismen des Selbstmodells auf das primäre System und die biologische

Basis des Organismus, in der die Pubertät ihren Ausgang nimmt, zurückwirken. Nach dem Komplementäre-Aspekte-Paradigma verschiebt sich die mentale Repräsentation von Autonomie, die im Selbstmodell verhindert wird, über die organismische Ebene als holistisches Fundament des phänomenalen Realitätsmodells ins Weltmodell. Über die strukturdeterministische Komplementarität von Autonomie und Bindung kann die organismische Inkonsistenz AgP auslösen.

12.6.3 Systemische Pläne

Planstrukturen sind nach Caspar (2018) „als Teil von größeren funktionalen Systemen zu verstehen, zum Beispiel von Zweierbeziehungen, Familien, Arbeitsgruppen oder größeren sozialen Gebilden“ (S. 216). Die Plananalyse ist „in ihrem strikt funktionalen Denken ohne weiteres kompatibel mit Ansätzen, die das System als Analyseeinheit wählen“ (S. 61), wie Caspar mit Bezug auf Arbeiten von Schiepek (1986; Schiepek & Kaimer, 1987, 1996) feststellt. Prinzipiell sollte sich die Plananalyse eines sozialen Systems seines Erachtens nicht wesentlich von der eines Ein-Personen-Systems unterscheiden:

Die Schwierigkeit, sich hier das *System als Handelnden* vorzustellen, beruht wahrscheinlich zum größten Teil auf *fehlender Vertrautheit* mit dieser Perspektive. Es macht uns ja – als Gegenbeispiel – normalerweise keine Mühe zu sagen, „Das Außenministerium handelt so und so“, obwohl es sich auch hierbei um ein ganzes System von Personen und Gruppen mit teils gemeinsamen, teils gegenläufigen Zielen handelt. Vielleicht wäre es – zumindest im Forschungskontext – interessant, einmal zu versuchen, diese Schwierigkeit zu überwinden. (S. 217)

An einer Beispielplanstruktur zeigt Caspar (2018), wie vom „Ineinandergreifen der Pläne verschiedener Personen in einem System“ (S. 127; Abb. 36) auf ein System als handelnde Einheit geschlossen wird. „Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt bei der Plananalyse aber eindeutig auf dem Individuum“ (S. 216), wie sich auch hier zeigt: Ausgehend von Verhaltensbeobachtungen an Familienmitgliedern (z. B. „Patient: entwickelt Störung“, „Mutter: fördert Unselbstständigkeit von Patient“) werden subjektzentrierte Pläne erschlossen, die als Unterpläne (z. B. „Mutter: erhalte dir Kind“, „Patient: erhalte Ehe von Mutter und Vater“) Pläne des Familiensystems (z. B. „erhalte nützliche Systemmitglieder“, „erhalte dein Gleichgewicht“) als Oberpläne bedienen. Auch wenn diese Art der Planstruktur *systemorientiert* erschlossen wurde, bildet sie Handlungen und Pläne ab, die von Individuen ausgehen und in ihrem Interesse darauf zielen, das System, dessen Teil sie sind, zu erhalten und gestalten. Bei solchen Plananalysen wird also aus einer subjektzentrierten Perspektive auf ein soziales System geschaut. Ein terminologisches Problem besteht nun darin, dass man unter systemischen Plänen sowohl Pläne von Individuen verstehen kann, die man erschließt, um das Verhalten

des sozialen Systems erklären, als auch Pläne des sozialen Systems, die man erschließt, um das Verhalten der Individuen erklären.

In beiden Fällen ergeben sich ähnliche Schwierigkeiten wie bei psychophysischen Zusammenhängen. „Systembezogene Pläne sind wohl immer aus ganz ‚normalen‘ interaktionellen Plänen entstanden, wie – bei Kindern – die lebenswichtige Zuwendung der Eltern nicht zu verlieren oder – bei Eltern – die Kontrolle über andere Menschen nicht zu verlieren“ (Caspar, 2018, S. 216–217). Damit stellt sich das bottom-up-Problem: Wie geht aus interagierenden Individuen *ein handelndes System* hervor? Das entspricht in etwa der Frage, wie Bewusstsein aus feuernden Neuronen entstehen kann (Kap. 3.2.3). Wenn man alle Pläne, die man einem Familiensystem zuschreibt (z. B. „erhalte dein Gleichgewicht“), aus den Planstrukturen der Familienmitglieder erschließt, wäre das System nicht mehr als die Summe seiner Teile. Will man das Familiensystem als Handlungsträger definieren, müsste man das Verhalten der Mitglieder in einem Top-Down-Ansatz als Ausdruck von Plänen des Systems *an sich* interpretieren. Statt auf der Verhaltensebene von individuellen Plänen auszugehen, würde es dann beispielsweise nicht „Patient entwickelt Störung“ heißen, sondern etwa „System prägt Störung am Patienten aus“. Der daran geknüpfte Plan „erhalte Ehe von Vater und Mutter“ wäre dann wie der Oberplan „erhalte nützliche Systemmitglieder“ im System verankert. Mit diesem Paradigma hätten wir dann wieder das bottom-up-Problem, denn irgendwo muss das System ja herkommen.

Gewöhnlich ist das Individuum nach Caspar „als Teil größerer Systeme zu sehen, in denen es interagiert. Interaktion ist dabei nicht linear-kausal, sondern zirkulär zu betrachten“ (2018, S. 60). Nun scheint es aber so, dass Individuen nicht nur als Teile eines größeren Systems miteinander interagieren, sondern auch *mit dem* größeren System. Wir haben es hier sozusagen mit einer Meta-Zirkularität zu tun, die darin besteht, dass Individuen einerseits als Teile eines handelnden Systems betrachtet werden, und andererseits das handelnde System durch die handelnden Individuen konstituiert wird. Das entspricht in etwa der Schwierigkeit der Emergenztheorien (Kap. 3.2.3), überzeugend zu erklären wie mentale Eigenschaften aus feuernden Neuronen entstehen und wieder auf diese zurückwirken sollen. Systemtheoretisch müssen wir im Hinblick auf die Plananalyse fragen, wie aus Plänen von Einzelindividuen eine Systemebene mit kollektiven Plänen hervorgehen kann, die wiederum Einfluss auf die Pläne und das Verhalten der Individuen nimmt. Auf dieses Thema werden wir später noch eingehen (Kap. 12.6.6, 12.6.7).

Hier bleibt zunächst festzuhalten, dass zu unterscheiden ist zwischen einer Planstruktur, die das Verhalten eines sozialen Systems als ein Mehr der Summe der individuellen Pläne von Personen, die diesem angehören, beschreibt, und einer Planstruktur, die das Verhalten von Personen als Mittel der Pläne eines sozialen Systems, dem diese angehören, darstellt. Da der

Begriff „systemisch“ auf jedes Wirkungsgefüge angewendet werden kann, und um hier klar zu differenzieren, nennen wir nur solche Pläne *systemische Pläne*, die auf einer subjektzentrierten Basis *im Hinblick* auf ein soziales System erschlossen wurden. Dagegen heißen Pläne, die ausgehend vom sozialen System das Verhalten von Individuen determinieren, *soziosystemische Pläne*. Bei der systemzentrierten Betrachtung eines einzelnen Organismus sprechen wir von organismischen Plänen. Im Folgenden arbeiten wir die Beziehungen zwischen subjektzentrierten und systemzentrierten Plänen genauer heraus.

12.6.4 Systemzentrierung

Der Systemtheoretiker Kriz beschreibt, dass „wir als Menschen ständig mit zwei bedeutunggebenden Systemen unterwegs sind [...]: Zum einen das System organismischer Bedeutungszuweisungen [...], zum anderen das System intersubjektiver Symbolwelten“ (2018, S. 42). Unwillkürlich muss man hier an Freuds (2010) Unterscheidung der Instanzen „Es“, „Ich“ und „Über-Ich“ denken, denn aus subjektzentrierter Sicht bewegt sich der Mensch mit seinen intrapsychischen und interaktionellen Plänen in einem Spannungsfeld zwischen organismischen und soziosystemischen Plänen. So gesehen erscheint das Subjekt im Zentrum und als Bindeglied zwischen dem Organismus und der sozialen Umwelt. Entsprechend fokussiert die subjektzentrierte Perspektive der Plananalyse auf das Selbstmodell des Menschen. Vom Standpunkt des Subjekts schaut man beim Erschließen von intrapsychischen und interaktionellen Plänen in zwei entgegengesetzte Richtungen, internal ist das Verhältnis zum Organismus angesprochen und external das Verhältnis zur Umwelt.

Nach der Theorie der mentalen Repräsentation stellen sich die Zusammenhänge jedoch anders dar: Zwar *erlebt* sich der Mensch in unmittelbarem Kontakt mit der Welt, aber dieses Erleben hat seinen Ort im phänomenalen Realitätsmodell, während in Wirklichkeit der Organismus mit der Außenwelt interagiert. Das Selbstmodell ist eine funktionale Komponente des mentalen Systems, das in den Organismus eingebettet ist und dessen Zustände repräsentiert. Wenn man mit einer *systemzentrierten Perspektive* den Organismus in den Mittelpunkt rückt, bleibt die Umwelt das Systemäußere, aber das Subjekt wird zum Systeminneren. Die systemzentrierte Perspektive lässt sich auch mit dem Enaktivismus (Kap. 3.2.2) verknüpfen. Der Organismus hat dann einen inneren Aspekt als „erlebter Körper“ bzw. Leib und einen externalen Aspekt, nämlich den „gelebten Körper“, der mit der Außenwelt interagiert.

Interaktion ein sehr allgemeiner Begriff von Wechselwirkung. So ist eine Interaktion zwischen Menschen nicht automatisch gleichzusetzen mit *Intersubjektivität* als einer *wechselseitigen Beziehung zwischen mentalen Zuständen* mindestens zweier Individuen (Lailach-Henrich, 2011). Mit der Phänomenologie des Leibes und Konzepten wie Zwischenleiblichkeit, wechselseitiger Einleibung und Verschränkung (Kap. 3.2.6) sowie der Synchronie in der Embodiment-

forschung (Kap. 3.2.2) wurde dargelegt, dass Individuen ihr Verhalten allein auf der Basis von leiblicher Resonanz abstimmen können. „Wenn zwei ‚Leiber‘ sich begegnen, bildet sich zwischen ihnen ein Kräftefeld der Interaktion: In diesem findet unmittelbar ein gegenseitiges Abtasten, ein wechselseitiges Aufeinanderabstimmen, eine regelrechte Synchronisation statt“ wie Wehrle (2013, S. 229) es formuliert. Organismen können daher auch unabhängig davon, ob sie Selbstmodelle besitzen oder nicht, soziale Systeme bilden:

So sind zum Beispiel bestimmte Formen tierischer Kooperation und Kommunikation wie etwa der Informationsaustausch bei staatenbildenden Insekten oder in Schwärmen deshalb nicht intersubjektiv, weil sich die einzelnen Subjekte eben nicht *intentional* auf die psychischen Zustände der jeweils anderen beziehen. Hinzu kommt, dass es Kooperationen gibt, die auf instinktiven Verhaltensabläufen basieren [...] wie das gemeinsame Jagen oder die Fellpflege bei Primaten. Obwohl die Subjekte mit anderen Individuen interagieren, tun sie dies nicht auf intersubjektive Weise, weil der intentionale Bezug auf die mentalen Zustände des jeweils anderen Wesens für das soziale Verhalten keine Rolle spielt. (Lailach-Hennrich, 2011, S. 3)

Grundsätzlich macht es natürlich einen Unterschied, ob ein Organismus auf Grundlage organismischer Pläne mit seiner Umwelt interagiert oder ob er dank eines Selbstmodells auch subjektzentrierte Pläne verfolgt. Tierische Spezies sind primär an organismische Vorgaben gebunden und verhalten sich dementsprechend in artspezifischer Weise und vorhersagbarer als Menschen. Ameisen gehen mit ihren Verhaltensprogrammen und Aufgaben im Ameisenstaat auf, Menschen entwickeln individuelle Lebensentwürfe, sie rebellieren gegen Unterdrückung und Ausbeutung, verändern soziale Systeme oder „steigen aus“. Auf der anderen Seite lassen sich Menschen auch von „Massenbewegungen“, den Begriff prägte schon 1895 Le Bon (2009), ergreifen, die aus der Perspektive einer „Massenpsychologie“ (Mitscherlich, 1972) beschrieben werden können. Nicht zuletzt muss man dabei auch an Hakens (1990) systemtheoretisches Konzept der „Versklavung“ (Kap. 3.2.4) denken.

Für kollektive Phänomene, die ohne zentrale Steuerung ablaufen, ist aus Sicht des Enaktivismus die strukturelle Kopplung des Organismus mit seiner Umwelt verantwortlich. Angesichts der Frage, „wie kommt die Gesellschaft in den Körper, wie kommt der Körper in die Gesellschaft?“, problematisiert Luger (2019) „die Körper- oder Leibvergessenheit systemischer Zugänge“ und plädiert für eine „relationale Zusammenschau“, die er „mit dem Neologismus *somatosystemisch* etikettiert, womit unterschiedliche Begriffe der Leib- und Körperlichkeit und damit einhergehende Lebens- und Weltbezüge beschrieben werden können“ (2019, S. 20). Lugers Begriff lässt sich gut auf eine systemzentrierte Perspektive anwenden, die über den Organismus hinaus die Leiblichkeit als notwendig für die Bildung von kollektiven Wirkungsgefügen einbezieht und die Beziehung von organismischen und soziosystemischen Plänen in den Blick nimmt.

Die subjektzentrierte Perspektive der Plananalyse berücksichtigt den menschlichen Organismus zwar intrapsychisch-somatisch und körpersprachlich-interaktionell, aber als *Leibkörper* (Kap. 3.2.2) und „Leib in der Welt“ (Merleau-Ponty, 1966) wird er nicht thematisiert. Dabei ist das Verhalten, aus dem die Plananalyse Pläne erschließt, auch wenn es körperlich sichtbar wird, ein leibliches Geschehen:

Das Erklärungsbedürftige des Leibkörpers tritt erst dann auf, wenn es Verhalten gibt. Weil das Verhalten sich an einem Körper zeigt, sich mit ihm und in ihm vollzieht, gibt es überhaupt auslegungsbedürftige Ausdrucksphänomene. Die Körperseite, als bloß physische Erscheinung, ist deshalb nicht auslegungsbedürftig, weil sie sich stets so zeigt, wie sie als Naturbeschaffenheit ist. Erst durch die Wechselwirkung und die Parallelität von Körpererscheinung und leiblichem Verhalten entsteht die Notwendigkeit der korrelativen Betrachtung und des Abgleichs zwischen physischem und psychischem Aspekt. (Breyer, 2012, S. 15)

Von einem Körper, der kein Verhalten zeigt, lassen sich ebenso wenig wie von einem toten Körper Pläne ableiten. „Nur die dem Menschen nach seiner Auffassung und Zielsetzung vorbehaltenen Arten des Verhaltens, Sprechen, Handeln, Gestalten, Lachen und Weinen, machen den menschlichen Körper verständlich, vervollständigen seine Anatomie“, so Plessner (2003a, S. 208).

Mit der subjektzentrierten Fokussierung auf das Selbstmodell, der systemzentrierten Fokussierung auf Organismen und soziale Systeme sowie der somatosystemischen Betrachtung der Ganzheit von Organismus und Umwelt ergibt sich ein integrales Spektrum von Perspektiven und Plänen, das in der Abbildung 41 in Anlehnung an die grafische Darstellung des integralen Bewusstseinsspektrums im konzeptuellen Teil dieser Arbeit (Kap. 4.3.1, Abb. 12) gestaltet ist. So wie dort kann man auch hier vom Zentrum nach außen oder von den äußeren Rändern nach innen schauen. Von innen ausgehend, aus einer subjektzentrierten Perspektive, interagiert das Selbstmodell intrapsychisch mit dem Organismus und interaktionell mit der sozialen Umwelt. Die systemzentrierte Perspektive geht vom Organismus aus und schließt die von Caspar (2018) genannten subjektzentrierten Bezüge ein (somatisch – intrapsychisch – interaktionell – systemisch) ein. Als Leibkörper steht der Organismus auf der psychosomatischen Ebene internal mit dem Selbstmodell und auf der psychosozialen Ebene external mit der Umwelt in Verbindung. Über die Betrachtung eines einzelnen Organismus hinaus kann die systemzentrierte Perspektive auf soziale Systeme mit einer Vielzahl von Organismen, ihre Selbstmodelle einschließend, erweitert werden. Die systemzentrierte Perspektive nimmt soziale Systeme quasi als „Superorganismen“ (Kap. 12.6.2) mit kollektiv-organismischen und soziosystemischen Plänen in den Blick.

Systemzentrierte Pläne, also organismische und soziosystemische Pläne, unterscheiden sich von *systemischen Plänen*. Systemische Pläne werden, wie bereits erläutert (Kap. 12.6.3), aus subjekt-

zentrierten Plänen bzw. intrapsychischen und interaktionellen Plänen der Individuen eines sozialen Systems erschlossen. Damit entspricht die systemische Betrachtung keiner zentrierten Perspektive.

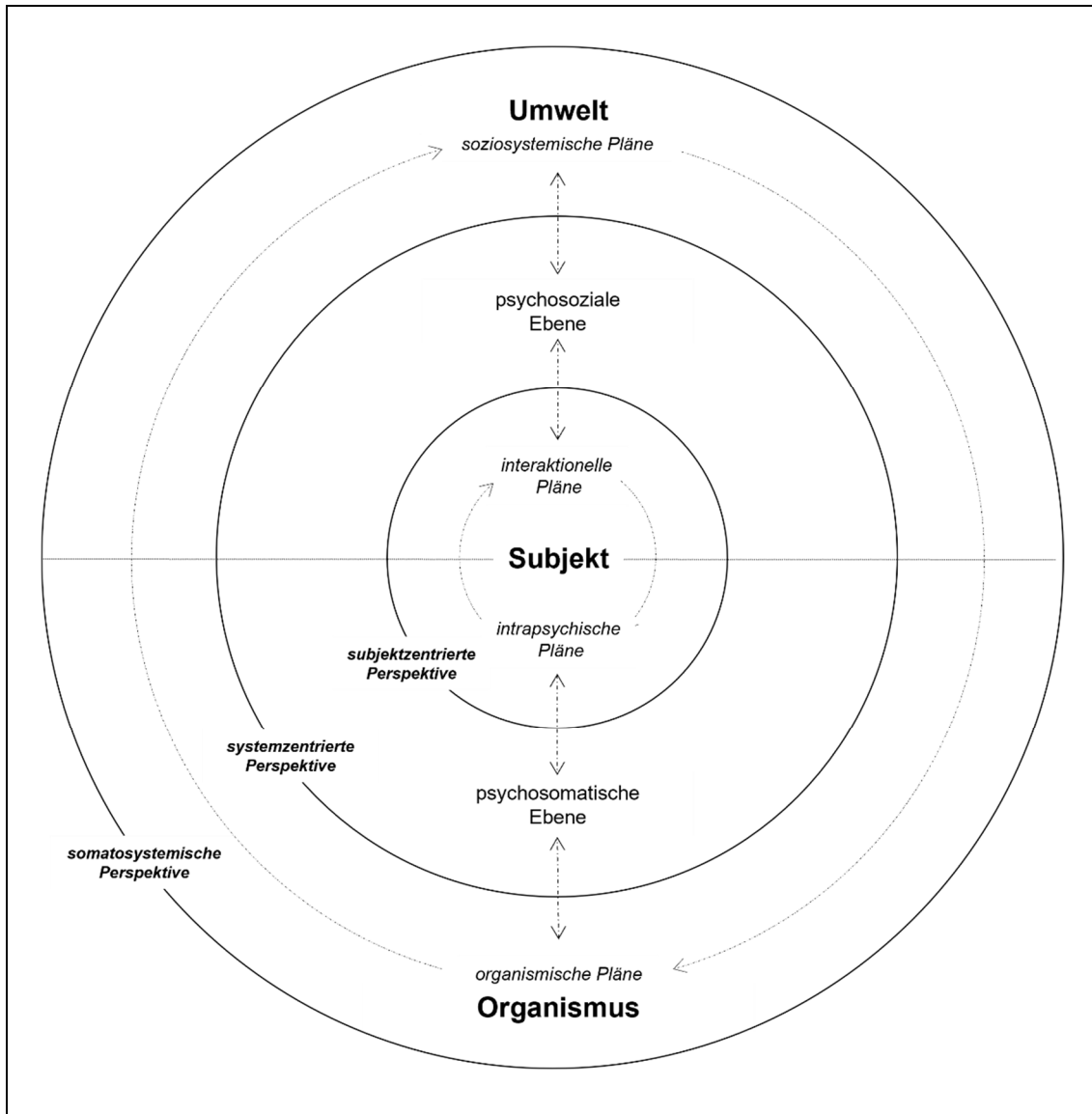


Abb. 41: Integrales Spektrum plananalytischer Perspektiven

Aus einer subjektzentrierten Perspektive werden ausgehend vom Selbstmodell intrapsychische und interaktionelle Pläne erschlossen. Aus einer systemzentrierten Perspektive werden ausgehend vom Organismus auf der psychosomatischen Ebene Beziehungen zwischen organismischen und intrapsychischen Plänen erschlossen. Ausgehend von einem sozialen System können darüber hinaus auf der psychosozialen Ebene Beziehungen zwischen soziosystemischen und interaktionellen Plänen erschlossen werden. Aus einer somatosystemischen Perspektive werden Organismen und ihre soziale Umwelt als eine Ganzheit betrachtet, in der organismische und soziosystemische Pläne unmittelbaren Einfluss aufeinander nehmen. Weitere Erläuterungen im Text.

Systemische Pläne sind nicht *einem* bestimmten Selbstmodell oder Organismus und auch keinem sozialen System *an sich* zugeordnet. Das gilt ebenfalls für die somatosystemische Perspektive, aus der wir das *reziproke Gefüge* eines Organismus und seiner sozialen Umwelt in

einem ganzheitlichen Zusammenhang jedoch nicht als *ein* System betrachten. Stattdessen begreifen wir die subjektzentrierte Innen-nach-Außen-Perspektive und die systemzentrierte Außen-nach-Innen-Perspektive als komplementäre Sichtweisen auf ein holistisches Geschehen, das keinen festlegbaren Ausgangs- oder Mittelpunkt hat, den man als beobachterunabhängig voraussetzen könnte. Idealerweise stehen die intrapsychischen und interaktionellen Pläne eines Menschen mit den organismischen Plänen, die seine Existenz und sein Selbstmodell begründen, und den soziosystemischen Plänen des sozialen Gefüges, in das er oder sie eingebettet ist, einigermaßen in Einklang. Psychosoziale Konflikte sowie psychische und psychosomatische Störungen zeigen, dass die subjektzentrierte Selbstregulation mit der organismischen Selbstorganisation und den sozialen Umständen, in die das Individuum eingebunden ist, konfliktieren kann. Insbesondere Nebenwirkungen von intrapsychischen und interaktionellen Vermeidungsplänen zur Sicherung oder Herstellung einer subjektzentrierten Konsistenz können Autonomie und Bindung so weit einschränken, dass organismische und/oder soziosystemische Inkonsistenz eintritt.

Die systemzentrierte und die somatosystemische Perspektive sind von besonderer Bedeutung für das Verständnis von AgE. Aus einer subjektzentrierten Perspektive können AgP nur unter schwierigen Voraussetzungen als instrumentelles Verhalten gedeutet werden (Kap. 13.4.4), beispielsweise indem man bei externalen Phänomenen psychokinetische Fähigkeiten ins Spiel bringt. Das erübrigt sich, wenn man nicht nur subjektzentrierte Pläne, sondern aus einer systemzentrierten Perspektive auch organismische und soziosystemische Pläne erschließen kann. Internale und externale Phänomene lassen sich auf dieser Grundlage ohne Weiteres als mentale Repräsentationen von selbstorganisierten Regulationsprozessen zur Sicherung von organismischer oder soziosystemischer Konsistenz auffassen. Es sei noch einmal ausdrücklich betont, dass somatosystemische und psychophysische Korrespondenzen hierbei im Sinne des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas (Kap. 3.4.6) und nicht als kausale Wechselwirkungen oder zirkuläre Kausalitäten (Kap. 3.2.4) zu verstehen sind.

Bevor wir uns weiter mit sozialen Systemen und Intersubjektivität befassen, beleuchten wir zunächst die verschiedenen plananalytischen Facetten, die sich durch die Unterschiede zwischen einer subjektzentrierten und systemzentrierten Betrachtung eines Individuums ergeben. Besonders aufschlussreich ist dabei die Untersuchung der Verhältnisse im phänomenalen Realitätsmodell eines träumenden Menschen. Da der schlafende Organismus Träume weitgehend unabhängig von äußeren Umweltreizen erzeugt, kann man davon ausgehen, dass das phänomenale Erleben, ganz gleich, ob im Selbst- oder Weltmodell, im Wesentlichen systemintern erzeugt und keine durch die Außenwelt angeregten Zustände des Organismus repräsentiert.

12.6.5 Intrasystemische Bidirektionalität

Trauminhalte sind nach dem Erwachen, unabhängig davon, ob sie für normal oder für außergewöhnlich gehalten werden, internale Phänomene, die im Selbstmodell verortet werden. Wenn eine Person über ihre erinnerten Träume berichtet, können aus diesem Verhalten interaktionelle (z. B. „lass Träume deuten“) und intrapsychische Pläne (z. B. „finde tieferen Sinn“) erschlossen werden. Man kann sich jedoch auch in die geschilderten Träume hineinversetzen und Pläne des in der Traumwelt handelnden Traumselbst erschließen, denn phänomenologisch haben wir es mit den gleichen Grundvoraussetzungen wie im Wachzustand zu tun:

Auf der Ebene des subjektiven Erlebens sind Träume gekennzeichnet durch ein erlebtes *Hier* und ein erlebtes *Jetzt*. Das Traumselbst – der Traumcharakter, mit dem man sich während des Traums identifiziert und den man nach dem Erwachen, im Traumbericht, als „ich“ bezeichnet – wird als Zentrum der Traumwelt erlebt. Auf einer sehr allgemeinen Ebene ähnelt die Erlebnisstruktur der Träume unserem Wachbewusstsein. Beide sind durch das Gefühl der Präsenz gekennzeichnet und werden, technischer ausgedrückt, aus einer internen Erste-Person Perspektive erlebt. (Windt, 2018, S. 240)

Man kann aber nicht nur subjektzentriert analysieren, wozu Träumende dieses oder jenes tun, sondern man kann auch systemzentriert fragen, wozu dieses oder jenes in der Traumwelt repräsentiert wird. Träume sind ein *intrasystemisches* Geschehen, in dem nicht nur das Selbstmodell, sondern anders als im Wachzustand auch das Weltmodell intern erzeugte Zustände des Organismus abbildet. So gesehen lässt sich das Träumen *an sich* als ein Selbstregulationsverhalten des Organismus interpretieren. Demnach dürfte das Traumselbst Zustände des Organismus abbilden, die mehr oder weniger in sein Selbstmodell integriert sind, während die simulierte Traumwelt, die an die Stelle des phänomenalen Weltmodells tritt, einen Raum für die Darstellung von Eigenzuständen bietet, die mit dem Selbstmodell im Wachzustand nicht kompatibel sind. So gesehen kann man annehmen, dass das Träumen eine Spannungsreduktion ermöglicht und auf die Herstellung von organismischer Konsistenz zielt. Entsprechend könnte man organismische Pläne wie „befriedige sexuelle Lust“ oder eben „reduziere Spannung“ formulieren. Im Hinblick auf das Selbstmodell erlauben Träume aber nicht nur die Befriedigung womöglich im Wachzustand problematischer oder tabuisierter Bedürfnisse. In konsistenztheoretischer Hinsicht ist es durchaus plausibel anzunehmen, dass der Organismus auf eine intrasystemische Integration blockierter, verdrängter oder dissoziierter Anteile zielt, mit denen er das Selbstmodell im Traum konfrontiert. Dass es äußerst kontroverse Theorien zur Funktion und Bedeutung des Träumens gibt, wurde im konzeptuellen Teil der Arbeit schon erörtert. Mit diesen konsistenztheoretischen Vermutungen ist noch nicht gesagt, dass es auch sinnvoll ist,

sich darüber Gedanken zu machen, ob uns ein Traum etwas sagen will über unser Leben, ob es gut ist, darauf zu hören und Konsequenzen daraus zu ziehen, die das eigene

Leben verändern können; ob man Entscheidungen darauf basieren kann [...]. Obwohl es viele gute Gründe für eine solche Einstellung gegenüber den Träumen gibt – beweisen oder aus den neurobiologischen Daten herleiten lässt sie sich nicht. “ (Wiegand, 2018, S. 231).

Für eine vollständige Traumtheorie muss laut Windt „die Verbindung von Traumgehalten zu den kognitiven Fähigkeiten, den Erinnerungen und Sorgen des Träumers im Wachzustand beleuchtet werden“ (2018, S. 245). Plananalytisch stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis die Pläne von träumenden Personen zu den Planstrukturen stehen, die man aus ihrem Verhalten im Wachzustand erschließen würde? In gewöhnlichen Träumen sind die Träumenden im Allgemeinen nicht in der Lage, konsistent im Sinne einer absichtsvollen Selbstregulation zu handeln. Üblicherweise befinden sie sich in Bewusstseinszuständen, die „nur schwach oder intermittierend zentriert sind“ und „in denen das Selbstmodell normalerweise hochgradig instabil ist“ (Metzinger, 1999, S. 194). Wir können also davon ausgehen, dass das Verhalten des Traumselbst größtenteils selbstorganisiert ist. Vor diesem Hintergrund sind nun luzide Träume interessant, denn sie zeichnen dadurch aus, dass die Träumenden (1) wissen, dass sie träumen, (2) ohne Bewusstseinstrübung sind, (3) über funktionierende fünf Sinne verfügen, (4) sich an ihr bisheriges Wach- und Klartraumleben erinnern und (5) Entscheidungsfreiheit besitzen, so Metzinger (1999). In luziden Träumen bleibt das Geschehen im *simulierten* Weltmodell unverändert „komplex, instabil, nicht selten bizarr und voller Inkonsistenzen. Das *Selbstmodell* dagegen verändert sich sehr stark, in gewissem Sinne entsteht es im Augenblick des Luzidewerdens überhaupt erst“ (S. 201–202). Luzide Träume, in denen Träumende über ein Selbstmodell wie im Wachzustand verfügen, bieten eine einzigartige Möglichkeit, das Zusammenspiel von absichtsvollen und selbstorganisierten Plänen zu untersuchen.

Tholey, ein Pionier der Klartraumforschung, hat Methoden zum Erlernen des luziden Träumens entwickelt und gelehrt, dass Klarträumende in Angsträumen prinzipiell nicht flüchten, sondern Traumfiguren, von denen sie bedrängt und verfolgt werden, konfrontieren und befragen sollen. Wie der Bericht dieses Klarträumers verdeutlicht, führt das mitunter zu überraschenden Ergebnissen:

Mitten auf der Straße griff mich plötzlich ein übel aussehender Kerl mit erhobenem Knüppel an. Ich lief sofort weg, doch der Kerl verfolgte mich. Da rief vom Bürgersteig aus ein kleines Männchen, das ich zuvor gar nicht bemerkt hatte: „Schau Dir doch den Kerl genauer an! Solche Figuren gibt es doch nur im Traum!“ Ich blickte kurz zurück. Der Verfolger sah wirklich nicht wie ein gewöhnlicher Mensch aus; er war riesengroß und erinnerte mich an Rübezahl. Mir war jetzt klar, daß ich mich im Traum befand und ich setzte mit spürbarer Erleichterung meine Flucht fort. Da fiel mir plötzlich auf, daß ich ja gar nicht zu fliehen brauchte, sondern etwas anderes tun konnte. Ich erinnerte mich daran, daß ich im Traum andere Personen ansprechen wollte. Also blieb ich stehen, ließ den Verfolger herankommen und fragte ihn, was er denn eigentlich wolle.

Seine Antwort lautete „Woher soll ich das denn das wissen?!“ Dies ist doch schließlich *dein* Traum und außerdem hast *du* doch Psychologie studiert und nicht ich“. (Tholey & Utecht, 1989, S. 97)

Zu Beginn agiert der Träumer kaum absichtsvoll im Modus der Selbstorganisation auf der Ebene der experienciellen Informationsverarbeitung. Bei seiner Flucht zeigt er ein subjektzentriertes, automatisiertes Fluchtverhalten. Mit Einsetzen der Luzidität wird das rational-analytische Informationsverarbeitungssystem zugeschaltet. Der luzide Träumer kann sich erinnern, dass er sich vorgenommen hatte, sich seinen unbewussten Ängsten zu stellen. Vermutlich wurde die Erscheinung des kleinen Männchens, das den Träumer zur Besinnung bringt, durch diesen von ihm im Wachzustand gefassten Plan induziert. Der Träumer reflektiert dann seine Situation und führt absichtsvoll einen Annäherungsplan aus. Als er seinen Verfolger konfrontiert, macht die Traumfigur deutlich, dass sie etwas darstellt, was subjektzentrierten Ursprungs ist. Die organismische Ebene führt hier im simulierten Weltmodell desintegrierte subjektzentrierte Elemente auf der Ebene des phänomenalen Traumerlebens wieder an das Selbstmodell heran, und es wird deutlich, dass der Träumer sozusagen vor sich selbst flüchtet.

Besonders anschaulich wird dieser systemzentrierte Konsistenzsicherungs- und Selbstregulationsmechanismus auch bei der folgenden Klarträumerin, die nach Anleitung von Tholey ihre regelmäßigen Albträume abstellen will. Auch sie wird auf sich selbst zurückverwiesen. Darüber hinaus zeigt ihr Beispiel aber auch, wie das vom Selbstmodell ausgehende Handeln auf die organismische Selbstregulation zurückwirkt und im Sinne der Bidirektionalität zu Effekten führt, die an Veränderungen im Weltmodell, das ja im Traum allein auf systemintern erzeugten Zuständen basiert, abgelesen werden können:

Ich bin in einem Haus, in dem ich früher als Kind gelebt habe, und das oft in meinen Träumen vorkommt. Dort stehe ich hinter der Tür unserer alten Wohnung in Erwartung einer Gruppe von Leuten, die kommen und mir Böses antun wollen. Ich möchte wegrennen, weil alles in mir vor Angst zusammenschrumpft und Abhauen die einzige Möglichkeit scheint, diese existenzielle Angst loszuwerden. Da fällt mir ein: „Tholey hat gesagt, man braucht nicht wegzurennen; man kann die Leute auch fragen, was sie von einem wollen!“ Also habe ich mich auch dazu entschlossen. Das war die schlimmste Zeit. In Erwartung der Katastrophe den Drang, sich da rauszuretten, zu unterdrücken und das Ganze auf sich zukommen zu fühlen. Dann kommen sie zur Tür herein. Der erste, ein überlebensgroßer Mann mit kaltblauem Gesicht und glühenden Augen, kommt auf mich zu. Ich nehme allen Mut und alle Angst zusammen und frage so böse, wie ich kann: „Was machen Sie hier? Was wollen Sie von mir?“ Der Mann schaut mich an, und seine Augen werden ganz traurig, und sein Blick wird hilflos, und er sagt: „Wieso? Du hast uns doch bestellt. Du brauchst uns doch für deine Angst.“ Und da schrumpft der Mann zur normalen Größe, sein Gesicht wird normal, und seine Augen glühen nicht mehr. (Tholey & Utecht, 1989, S. 53)

Gelungene Konfrontationen dieser Art führten nach Tholey und Utecht dazu, dass „sich die Traumfiguren stets in ihrem Verhalten und manches Mal auch in ihrem Äußeren veränderten. In allen Fällen verloren sie ihre Bedrohlichkeit ja wurden mitunter sogar recht zugänglich“ (1989, S. 54). Dafür, dass Albträume anschließend nicht mehr auftraten, haben Tholey und Utecht wie für das obige Beispiel eine einfache Erklärung: „Hier wurden durch den Alp lediglich Spannungen abgebaut, die im gegenwärtigen Leben der Träumerin keine Bedeutung mehr hatten. Jeder von uns trägt ja eine gehörige Menge von Ballast mit sich herum“ (S. 54). Plananalytisch kann man vermuten, dass das Traumgeschehen alte Vermeidungspläne aktiviert, deren Vermeidungsziele gar nicht mehr relevant sind (Kap. 12.4.3). Da Vermeidungspläne Autonomie allein schon dadurch einschränken, dass man ständig auf der Hut sein muss, ist eine absichtsvolle Annäherung des Selbstmodells an das Vermeidungsziel ein enormer Schritt der Selbstbehauptung und der Rückgewinnung von Autonomie. Daher ist schon allein der Wechsel vom Vermeidungs- zum Annäherungsverhalten an das in einer Traumfigur und/oder Traumsituation repräsentierte Vermeidungsziel ein wirksames Mittel. Man könnte im Prinzip von einer Variante der verhaltenstherapeutischen Technik der Exposition sprechen. Angst- und Albträume können verschiedene Ursachen haben und es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, dass Heteronomie sich systemtheoretisch nicht nur auf eine Einschränkung von Autonomie durch zwischenmenschliche Beziehungen bezieht (Kap. 12.5.1). Aus dem Fluchtverhalten in Albträumen können generell Heteronomie-Vermeidungspläne erschlossen werden, denn die existenzielle Angst vor dem, was die Träumenden verfolgt, ist letztlich die Angst vor Kontrollverlust und Ohnmacht, das heißt Verlust von Autonomie. Selbstverständlich können auch Separation oder die Angst vor Separation ein Thema sein. In diesem Fall wäre aber als Erstes an Erfahrungen mit heteronomer Separation (Abb. 8; Kap. 3.3.4) im Sinne des Schemas von Kagitcibasi (2005) zu denken.

Echte Interaktionen mit der Außenwelt erfordern einen Körper, dessen Wahrnehmungen und Aktionen im phänomenalen Weltmodell repräsentiert werden. Im Traum entfällt diese Notwendigkeit. Mentale Repräsentationen im Selbstmodell korrelieren unmittelbar mit mentalen Repräsentationen im simulierten Weltmodell, da beide Modelle unmittelbar, ohne die Zwischenschaltung von Außenweltkontakten, über die organismische Ganzheit verbunden und angeordnet sind. Daher ist es bei luziden Träumen auch möglich, dass das Traumselbst im Unterschied zum Wachzustand nicht einmal ein Körpermodell benötigt, um absichtlich mit der Traumwelt zu korrespondieren. Intrapsychische Zustände des Selbstmodells können unmittelbar über die organismische Ebene mentale Repräsentationen im Weltmodell evozieren. Allein spontane Gedanken oder Wünsche können Veränderungen in der Traumrealität hervorrufen, wobei die Träumenden auch bei absichtsvollen Manipulationsversuchen nicht die volle Kontrolle haben und nicht immer voraussehen können, ob und welche Effekte ihre Intentionen hervorrufen. Der Träumer im folgenden Bericht ist allerdings ziemlich erfolg-

reich. Bevor er sein eigentliches Anliegen in die Tat umsetzt, führt er zur Überprüfung seiner Luzidität erst einmal ein paar telepathische und psychokinetische Versuche durch, voraussetzend, dass solche Phänomene in der Realität unmöglich sind:

Ich richte meine Willenskraft auf einen vorbeieilenden Passanten. Sofort kommt er direkt auf mich zu, schaut mich freundlich an und lächelt mir zu. Kurz bevor er direkt vor mir ist, ziehe ich meine Willenskraft zurück, der Mann bleibt überrascht stehen (wie bei einer Verwechslung), das Lächeln erstirbt, der Mann wendet sich von mir ab und verschwindet im Passantenstrom. Ich kontrolliere kurz eine zweite Person; als ich bemerke, dass sie reagiert, „lasse ich sie wieder los“. Nun versuche ich die riesige Kugel, die sich auf einer Turmspitze befindet, herunterfallen zu lassen. Es gelingt nicht. [...] Nun versuche ich, den Traum aktiv sexuell zu nützen. Eine von rückwärts kommende Passantin [...] wird von mir angehalten. Ich berühre ohne zu zögern ihre Brüste, sie protestiert anfänglich, wie ich es erwartet habe, läßt dann aber willig alles über sich ergehen. Ich berühre ihre Genitalien. Mein Interesse schwindet und gleichzeitig wird sie langsam zur Mischung zwischen Mensch und Schaufensterpuppe. Mit meinem Experiment zufrieden wende ich mich von ihr ab. (Tholey & Utecht, 1989, S. 215)

Der Traumbericht demonstriert eindrücklich, wie das Selbstmodell über die Bidirektionalität auf die organismische Selbstorganisation, durch die es hervorgebracht wird, zurückwirken und mentale Repräsentationen im Weltmodell induzieren kann. Diese korrespondieren sinnvoll mit den Intentionen des Träumers. Dass es nicht eins zu eins funktioniert, liegt daran, dass das Selbstmodell nicht unmittelbar auf das Weltmodell einwirkt. Da die mentale Repräsentation im Weltmodell nicht durch Außenweltreize bestimmt wird, gelingt es dem Träumer jedoch sehr gut, den Traum zu steuern. Nachdem er sichergestellt hat, dass er träumt, verfährt er skrupellos mit den Traumfiguren. Das Traumgeschehen ist hier vollkommen solipsistisch und für den Klarträumer auch nicht außergewöhnlich.³⁵ Prinzipiell können luzide Träumerinnen und Träumer aber auch von anderen Voraussetzungen ausgehen, und genauso wie es Betroffene bei Erscheinungen und Spukphänomenen im Wachzustand tun, Kontakte mit Geistern und Verstorbenen als echte Begegnungen interpretieren, wie zum Beispiel im AgE-Bericht 2c (Kap. 2.3.6): „Es kommt einem dann vor wie eine Realität, obwohl man weiß, man liegt ja eigentlich im Bett“.

Der Erfahrungsbericht zeigt nicht nur, dass es keine scharfen Grenzen zwischen Träumen und Wachen gibt, sondern für Menschen mit AgE auch nicht unbedingt zwischen Traum und Realität. In der modernen Traumforschung etabliert sich mit der „Wach-Traum-Konti-

³⁵ Das Beispiel macht deutlich, dass luzide Träume *an sich* allenfalls ungewöhnliche, aber keine außergewöhnlichen Erfahrungen sind. Die Luzidität weicht gemäß der AgE-Definition (Kap. 1.1.5) weder während des Träumens noch beim Erinnern im Tageswachbewusstsein „von Wirklichkeitsvorstellungen der Betroffenen und/oder aus Sicht der Betroffenen von denen ihrer sozialen Umwelt und/oder von den in modernen Gesellschaften etablierten epistemologischen Konzepten und wissenschaftlichen Prinzipien und Gesetzen ab“. Die Wissenschaft zweifelt die Realität des luziden Träumens seit Langem nicht mehr an (Kap. 1.1.3).

nuitätshypothese“ (Hau, 2018) zunehmend die Auffassung, dass sich Bewusstsein fließend von unbewussten bis zu klarbewussten Prozessen erstreckt, wobei im Wachzustand auch Tagträume und im Schlafzustand luzide Träume möglich sind:

Dass die Übergänge fließend sind oder man von einer Verschränkung unterschiedlicher Bewusstseinsprozesse ausgehen muss, legen auch die Untersuchungen zum Klartraum nahe. Im Grenzland zwischen Wachzustand und Schlaf angesiedelt, weisen Klarträume in den EEG-Auswertungen in hohem Maße Merkmale auf, die dem Wachzustand zuzuordnen sind. [...] Die Klarträume sind deshalb so interessant, weil sich hier zwei verschiedene Bewusstseinszustände gleichzeitig oder verschränkt abzuspielen scheinen – ein weiterer Hinweis dafür, dass die Idee strikt abgrenzbarer unterschiedlicher Schlafstadien bzw. Bewusstseinszustände so nicht stimmen kann. (Hau, 2018, S. 282)

Träumen und Wachen werden hier in Zusammenhängen beschrieben, die wir in den unterschiedlichen Modi der mentalen Stabilität und Kategorialität des integralen Bewusstseinspektrums verorten können. Phänomenologisch lässt sich das Traumszenario damit sehr gut fassen: Vor der Luzidität des Träumers spielt sich das Geschehen mehr oder weniger komplett im präkategorialen bis maximal experienciell-kategorialen Modus unterhalb des Niveaus einer vollkategorialen, ichbewussten, rational-analytischen Informationsverarbeitung ab. Das Selbstmodell des Träumers erreicht hier eine experiencielle Zentrierung, die noch keine echte Subjektzentrierung ist. Das heißt, im normalen Traum gibt es kein kognitives, sondern nur ein phänomenales bzw. experiencielles Selbstmodell. Dass Epstein den Ursprung von Träumen im primären System verortet (Kap. 1.5.2), ist kein Widerspruch, wenn unter dem Prozess des Träumens die Verarbeitung nichtkategorialer Zustände des primären Systems auf der Ebene des präkategorialen bzw. experienciellen Systems verstanden wird.

Solange alle AgP, unabhängig davon, ob sie im Wachzustand oder in Träumen auftreten, intrasystemisch interpretiert werden, steht das vollkommen im Einklang mit der naturalistischen Theorie der mentalen Repräsentation. Das Studium luzider Träume lädt dazu ein, die Entstehung von AgP auf die gleiche Weise zu interpretieren wie die Erzeugung von Traumfiguren. Die Bidirektionalität zwischen dem phänomenalen Realitätsmodell und seiner organismischen Basis macht auch im Wachzustand „alles“ möglich. AgP sind demnach durch das Selbstmodell induzierte mentale Repräsentationen ohne realen Bezug zur Außenwelt. Beispielsweise lässt sich die Entstehung von externalen Phänomenen als eine Dislokation von Autonomie, deren Repräsentation im Selbstmodell blockiert wurde, interpretieren (Kap. 3.4.3). Schwierigkeiten bereiten intrasystemische Erklärungen aber insbesondere, wenn man es, wie es häufig beim SPK-Formenkreis der Fall ist, mit *intersubjektiven* Phänomenen zu tun hat. Das Komplementäre-Aspekte-Paradigma (Kap. 3.4.6) lässt offen, ob externe Phänomene im phänomenalen Weltmodell eines sozialen Systems oder in der Welt auftreten. Damit wechseln wir von einer systemzentrierten Betrachtung des Individuums zu einer systemzentrierten Perspektive auf soziale Systeme.

12.6.6 Systeme als Strukturen

Sobald wir uns mit sozialen Systemen befassen, haben wir es nicht nur mit dem psychophysischen Problem in Bezug auf das Verhältnis von Körper und Geist zu tun. Wir müssen uns auch fragen, wie Intersubjektivität möglich ist, das heißt, wie mentale Systeme verschiedener Organismen in Beziehung stehen können. Die Phänomenologie des Leibes und der Enaktivismus geben eine Antwort mit Konzepten wie Zwischenleiblichkeit (Kap. 3.2.6). Der Leib „stellt sich somit als ‚*Medium* unseres Bezuges zur Welt‘ (Waldenfels, 2010, S. 210) dar und wird als Bindeglied zwischen Geist und Natur, sowie als ‚Umschlagstelle‘ zwischen Innen und Außen, Subjekt und Welt definiert“ (Wehrle, 2013, S. 221).

Soziale Systeme stehen mit ihren Teilen in einem anderen Verhältnis als physische oder biophysische Systeme. Organismen können nicht ohne ihre lebenswichtigen Organe existieren, und ihre Organe können allenfalls kurzzeitig (man denke an Organtransplantationen) ohne Organismus existieren. Zwar gehören zu einem Familiensystem immer Familienmitglieder, aber diese sind im Erwachsenenalter nicht mehr zwangsläufig auf ihre Familie angewiesen. Sie können eine eigene Familie gründen oder auch alleine leben. Je nachdem, auf welchen Ebenen (physikalisch, biologisch, psychologisch, soziologisch) und in welchen Zusammenhängen (psychophysisch, psychosozial) man Systeme betrachtet, zeigen sich unterschiedliche Verhältnisse und Abhängigkeiten hinsichtlich ihrer Ganzheit als Ansammlung von Teilen und ihrer Struktur als Relationen dieser Teile.

So können Ameisen, wenn sie von ihrer Kolonie, das heißt ihrem Ursprungssystem, getrennt werden, unter Umständen, die sogar ausgesprochen ungünstig sein können, überlebensfähige Gemeinschaften bilden. Czechowski et al. (2016) berichten über eine „Notfallkolonie“ aus regelmäßig und ohne Entrinnen in den tiefen Schacht eines alten Atombunkers fallenden Arbeiterinnen, die dort isoliert von ihrem Nest und ohne Königin, Männchen, Nahrungsreserven, Wärme und Tageslicht über Jahre überleben. Angesichts der Separation dieser Individuen und ihres Überlebens in organisatorischer Geschlossenheit haben wir es mit einem neuen, eigenständigen sozialen System zu tun. In der Selbstorganisation dieses Systems interagieren die Ameisen sowohl nach organismischen Ameisenarbeiterinnenplänen als auch nach soziosystemischen Ameisenkolonieplänen, durch die sie das artspezifische System ihres ursprünglichen Ameisenstaates, so gut es unter den gegebenen Umständen möglich ist, in angepasster Struktur replizieren.

Uns fällt spätestens jetzt auf, dass wir es mit zwei Konnotationen des Systembegriffs zu tun haben: Zum einen sprechen wir von einer von ihrer Umwelt abgegrenzten Einheit und zum anderen von einem funktionalen Zusammenhang, etwa so wie von Staaten im Unterschied zu Staatssystemen: Ameisen und Menschen organisieren sich in Staaten, jedoch entwickeln Menschen im Gegensatz zu Ameisen unterschiedliche Staatssysteme, die sie ebenso wie

Staatsangehörigkeiten verändern bzw. wechseln können. Man kann Systeme sowohl hinsichtlich der Art und Beschaffenheit ihrer Teile als auch hinsichtlich der Organisation ihrer Teile, das heißt ihrer Struktur, betrachten. Die Struktur eines sozialen Systems ist, anders als seine Teile, etwas Unanschauliches, das man aus deren Interaktionen erschließen muss, wie man Pläne aus dem Verhalten eines Individuums erschließt. Anders als bei einem Individuum, das physisch existiert, kann man sich fragen, ob ein soziales System überhaupt als etwas anderes als ein strukturelles Wirkungsgefüge existiert. Und wenn dem so sein sollte, kann man weiter fragen, ob eine systemzentrierte Planstruktur Aspekte dieses Wirkungsgefüges beschreibt.

Die eingangs von Caspar formulierte Schwierigkeit, soziale Systeme als Handlungsträger zu begreifen, dürfte nicht nur auf einer mangelnden Vertrautheit mit einer solchen Perspektive zu tun haben. Soziale Systeme sind im Unterschied zu konkreten Individuen, die man ihnen zuordnet, abstrakt und unanschaulich. In seiner Eigenschaft als ein soziales System hat ein Außenministerium keinen Ort und keine Zeit, an dem es eindeutig zu lokalisieren wäre. In diesem Sinne ist ein soziales System ein Konstrukt und gewöhnlich gehen wir nicht davon aus, dass Konstrukte handeln bzw. Pläne haben können. Damit wird die Beziehung zwischen einer Planstruktur und dem System, dessen strukturelle Merkmale sie beschreiben soll, prekär. Planstrukturen sind laut Caspar „nicht als etwas real Existierendes aufzufassen“, sondern als „nützliche Fiktionen“, um „Ordnung in ein komplexes ‚Wozu‘ zu bringen, während umgekehrt die ‚Wozu-Frage‘ ein nützliches *Strukturierungsmerkmal* für fiktive Strukturen ist“ (2018, S. 89).

Wenn sowohl Planstrukturen als auch soziale Systeme epistemische Konstrukte sind, wissen wir nicht, worauf Planstrukturen über das Verhalten einer Person hinaus, von dem wir die Pläne ableiten, ontologisch bezogen sein sollen. Wer oder was ist Träger einer Struktur, die eine fiktive Planstruktur repräsentieren soll? Selbst wenn „Pläne Konstruktionen im Kopf des Analysierenden sind und nichts real beim Patienten Vorhandenes“ (Caspar, 2018, S. 161), so sollen Planstrukturen doch *etwas Strukturelles repräsentieren*, das unabhängig vom Analysierenden das Verhalten einer Person oder eines Systems determiniert und in dieser Hinsicht eigenständig existiert. Etwa so, wie man davon ausgeht, dass mentale Repräsentationen sich auf etwas Wirkliches beziehen, das beobachterunabhängig existiert und nicht nur reine Fantasie ist. Damit stellt sich generell die Frage, welchen ontologischen Status Strukturen von Systemen haben. Sie steht unmittelbar in Zusammenhang mit unseren Überlegungen zu psychophysischen Ansätzen in ersten Teil der Arbeit (Kap. 3.2), insbesondere den Konzepten der zirkulären Kausalität (Kap. 3.2.4) und der nichtlokalen Verschränkung (Kap. 3.3.5).

Nach Schwegler (1992) sind Strukturen „Eigenschaften ohne Substanz“. Zu einem gegebenen Zeitpunkt besteht die Struktur eines Systems aus „Komponenten, die nicht notwendi-

gerweise stofflich sein müssen, [...] zusammen mit all den Relatoren [...], welche die Komponenten *unmittelbar* verknüpfen“ (Schwegler, 1992, S. 38). Nachdem wir schon Ameisenstaaten ins Spiel brachten, wollen wir diese Aussage am Beispiel von Schwärmen als „einer zugleich sehr spezifischen und gänzlich abstrakten Organisationsstruktur [...], die im gleichzeitigen, koordinierten, selbstgesteuerten Zusammen-Handeln von Einzelindividuen besteht“ (Horn, 2009, S. 8), verdeutlichen. Beispielsweise kann ein Vogelschwarm einen Raubvogel, der ihn bedroht, einschließen und sich so verdichten, dass dieser sich nach unten fallen lassen muss. Ein Schwarm ist ein „Kollektiv ohne Zentrum“ und das unterscheidet ihn ausdrücklich von sozialen Systemen, in denen das Verhalten der Individuen nicht durch das abstrakte System, sondern durch Pläne einer konkreten, zentralen und übergeordneten Instanz bestimmt wird, beispielsweise dem Kompanieführer, der seinen Soldaten Befehle erteilt. Das heißt nicht, dass eine Kompanie unter Umständen nicht auch führerlos und selbstorganisiert agieren kann.

In einem Interview (Simeoni, 2015) verdeutlicht von Lucadou das am Beispiel von Fußballmannschaften. Deren Zusammenspiel kann man zunächst einmal mit Anweisungen des Trainers, den Einflüssen von „Spielmachern“ und gewöhnlichen Interaktionen zwischen Spielern erklären. Aber „Mannschaften im Sport sind zum Beispiel Systeme, die sich verschränken können [...], dann weiß jeder, wie die anderen spielen [...]. Ich habe mit Fußballspielern gesprochen [...]. Weil sie diese Phänomene der Selbstorganisation nicht kausal erklären können [...] sagen sie, das sei übersinnlich“ (2015, S. 2). Wenn man dieser Vorstellung folgt, dann würde durch die Verschränkung der Individuen eines sozialen Systems, das man mit subjektzentrierten Plänen beschreiben kann, ein „Schwarm“, dessen Verhalten eine Ableitung von systemzentrierten Plänen erfordert. Eine solche „Schwarmintelligenz“ wirft laut Horn (2009) erkenntnistheoretische und ontologische Fragen auf, die uns in der Vermutung bestärken, dass ein Schwarm per se eine trägerlose Struktur ist:

Zunächst stellt sich die ontologische Frage nach dem „Sein“ des Schwarms. Was ist ein Schwarm, wenn er einzig in der ständigen Bewegung, im gemeinsamen Operieren, in der Relationalität, im plötzlichen Akt des Zusammenströmens existiert? [...] Zweitens stellt sich die Frage nach dem Operationsmodus des Schwarms. Worin genau besteht die Koordination seiner Einzelemente? Welche Eigenschaften oder Handlungstypen der Individuen spielen dabei eine Rolle – und wie verbinden sie sich zu einem übergreifenden Ordnungszusammenhang? Was ist die Dynamik dieser Selbstorganisation, was ist ihr ‚Zweck‘ und in welche Richtung geht sie? [...] Und drittens stellt sich die Frage nach der Darstellbarkeit des Schwarms. Es geht dabei um die Schwierigkeit einer Darstellung des Gestaltlosen oder der Ungestalt, eines „Körpers ohne Oberfläche“ dessen Vierdimensionalität (seine räumliche und zeitliche Struktur) in die Darstellung mit eingehen muss. (Horn, 2009, S. 14)

Wenn man sagt, man beobachte einen Schwarm, dann meint und sieht man eine Formation, die Individuen durch ihr koordiniertes Verhalten bilden. Schwärme sind Systeme bzw. Struk-

turen, die dauerhaft, wie Insektenvölker, oder nur zeitweilig bestehen können, wie etwa Vogelschwärme. Man kann hier zwischen einem System und einer Formation als seiner Struktur bzw. Funktion, die ihrerseits als Strukturelement zu betrachten ist (Wolze, 2015), kaum unterscheiden (Kap. 3.4.6). Der springende Punkt, auf den Horn (2009) hinaus will, ist nun der, in Schwärmen nicht nur eine biologische Erscheinungsform, sondern ein allgemeines Strukturmodell zu erkennen. „Denn Schwärme sind Modelle alternativer Steuerungslogiken – sei es von Menschen- oder Tier-Gruppen [...]. Die Logik des Schwarms ist eine Logik der Selbstorganisation und der Selbststeuerung. Sie impliziert damit andere Begriffe der Einheit, andere Formen der Kohäsion, andere Modi der Kontrolle und andere Formen der Teleologie“ (S. 10).

Hier deutet sich wie bei den Synchroniephänomenen in der Embodiment-Forschung an, dass wir es mit Korrelationen zu tun haben, die nicht auf kausaler Wechselwirkung basieren. Wie wir es auch beim Enaktivismus (Kap. 3.2.2) beobachten können, werden aber noch nicht die letzten Konsequenzen gezogen, sondern Begriffe wie „zirkuläre Kausalität“ (Kap. 3.2.4) bemüht.

12.6.7 Struktur als Verschränkung

Strukturelle Zusammenhänge, die reliabel sind, aber kausal nicht befriedigend erklärt werden können, sind uns in vielen Varianten des psychophysischen Problems vertraut. Nur spontane, flüchtige psychophysische Korrelationen, die nicht replizierbar sind und von den „gewöhnlichen“ Anomalien abweichen, bezeichnen wir als außergewöhnlich. Würde man das unter den psychophysischen Ansätzen diskutierte Konzept der Verschränkung (Kap. 3.2.6) ernst nehmen, ließen sich gruppendynamische Selbstorganisationsprozesse, man denke an Vorkommnisse beim Umgang mit okkulten Praktiken (Kap. 1.4.5, AgE-Ber. 4), besser verstehen. Vor diesem Hintergrund sind auch sogenannte Struktur- (Daimler et al., 2008; Sparrer et al., 2010), System- (Hartung & Spitta, 2020; Müller-Christ & Pijetlovic, 2018) oder Familienaufstellungen (Hunger-Schoppe, 2020; Mahr, 1998; Schneider, 2020) aufschlussreich. Dabei handelt es sich um Einzelinterventionen im therapeutischen Gruppensetting, bei denen Personen aus der Gruppe als Stellvertreter in einer räumlichen Aufstellung Familienangehörige einer Klientin oder eines Klienten repräsentieren. Es kann sich bei ihnen auch um Verstorbene und Personen aus früheren Generationen handeln. Hierbei treten regelmäßig Wahrnehmungen und Verhaltensimpulse bei Teilnehmenden und „eine Rückkopplung zwischen dem aufgestellten System und dem realen äußeren Bezugssystem auf, die sich die Aufstellenden oft nicht erklären können“, so „scheint der Vater zu Hause eine Wandlung zu erfahren, wenn die Tochter etwas mit dem Stellvertreter des Vaters in ihrer Aufstellungsarbeit verändert hat“ (Stadler & Kress, 2020, S. 15).

Bei solchen Dynamiken stellt sich die Frage, in welchem Zusammenhang die Stellvertreter und das durch sie in einer Aufstellung dargestellte System stehen. „Klassische Familienaufstellungen setzen voraus, dass eine repräsentierende Wahrnehmung möglich ist und Familiensysteme mit ihrer Repräsentation durch Stellvertreter in den infrage kommenden Dynamiken gewissermaßen ‚korreliert‘. Dafür gibt es bisher eine Fülle überzeugender Erfahrungen, aber keine wissenschaftlich gesicherte Erklärung“, so Schneider (2020, S. 99). Ersatzweise werden Begriffe wie „Intuition“, „wissendes Feld“ (Mahr, 1998), „morphisches Feld“ (Sheldrake, 2001) oder „repräsentierende Wahrnehmung“ (Sparrer et al., 2010) verwendet. Behelfsmäßig „sprechen die meisten Aufsteller von einem ‚Aufstellungssystem‘, das von ‚Feldphänomenen‘ getragen wird, die wiederum mit der bewussten und unbewussten Teilhabe eines Klienten an seinem Familiensystem korrelieren“ (Schneider, 2020, S. 111).

Man mag die Vorstellung, in sozialen Systemen könnten nichtkausale und nichtlokale psychophysische Korrelationen bzw. AgP auftreten, abwegig finden. Ihre Richtigkeit wäre aber aus Sicht der Philosophie des Geistes kaum rätselhafter als die uns vertraute psychophysische „Binnenanomalie“ (Kap. 1.1.3), dass eine Absicht einen Arm bewegen, oder eine heiße Herdplatte einen Schmerz auslösen kann. Gehlert (2020) versucht die AgP bei Familienaufstellungen „die darauf beruhen, dass nicht sichtbare Informationen beliebiger Systeme und deren Kontext zugänglich gemacht werden, sowie nicht-lokal korrelieren“ (S. 133), mit Anleihen an von Lucadous (1995) Modell der pragmatischen Information (Kap. 3.1.12) und an die Verallgemeinerte Quantentheorie (Kap. 3.2.6) von Atmanspacher et al. (2002) *naturwissenschaftlich* zu erklären. Doch mit dem Diktum „ohne eine physikalische Interaktion keine Wahrnehmung!“ (S. 589) und damit, dass Gehlert den Menschen als einen „Homo Physicus“ definiert, laufen seine Bemühungen beiden Ansätzen zuwider, denn diese sind ausdrücklich keine physikalischen, sondern allgemeine und psychophysisch neutrale Systemtheorien.

Für Daimler, Sparrer und Varga von Kibéd (2008), die von „Systemischen Strukturaufstellungen“ sprechen, ist „die Idee, wir stellten Systeme in den Raum [...] nicht wirklich zutreffend. Denn eigentlich stellen wir die Struktur von Systemen auf“ (S. 33). Mit der Verwendung des Strukturbegriffs heben sie hervor, dass die Aufstellung einer Familie zu einem gegebenen Zeitpunkt mittels Stellvertretenden nicht das Familiensystem repräsentiert, sondern dessen Struktur. Das heißt, die Struktur ist nicht an dieses eine System gebunden:

Wer jedoch meint, durch das Aufstellen von RepräsentantInnen sei das konkrete System, um das es dem Klienten geht, aufgestellt worden, fasst dies meistens so auf, als sei *nur dieses* System dargestellt worden und nicht ebenso gut ein anderes, konkretes, ihn angehendes System mit analoger Struktur. (S. 34)

Die Sichtweise, dass eine Struktur nicht an einen festen Träger gebunden ist, ermöglicht eine neue Betrachtung außergewöhnlicher Phänomene, insbesondere solcher, wie sie bei Spukfällen in sozialen Systemen auftreten. Aus einer solchen Perspektive drängt sich eine Frage

nach der Verbindung von AgP und der Struktur eines Systems auf, die wir so noch nicht gestellt haben: Ist das, worauf wir uns mit der Planstruktur eines sozialen Systems beziehen, nicht nur ein unanschauliches, sondern auch ein *substanzengebundenes Wirkungsgefüge*?

Mit einer Definition, die auf Shapiro (2000) beruht, ist ein System nach Lyre (2012) eine „*Ansammlung von Objekten mit bestimmten Relationen*“ und eine Struktur „*die abstrakte Form des Systems, so dass die Relationen zwischen den Objekten hervorgehoben und jegliche ihrer Merkmale ignoriert werden, die nicht die Frage betreffen, wie die Objekte zu anderen Objekten im System in Beziehung stehen*“³⁶ (S. 380). Im Hinblick auf Strukturen gibt es eine erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Position nach der „unser Wissen über die theoretisch behaupteten Entitäten im Rahmen wissenschaftlicher Theoriebildung vorzugsweise oder ausschließlich struktureller und nicht gegenständlicher Natur ist“ (Lyre, 2006, S. 32). Diese Auffassung wird als *Strukturenrealismus* bezeichnet und nach Ladyman (1998) sind hier zwei Grundstandpunkte möglich, nämlich ein *epistemischer* Strukturenrealismus (ESR) oder ein *ontischer* Strukturenrealismus (OSR), wie Lyre (2006, S. 34–36) ausführt:

ESR-Vertreter können behaupten, dass sowohl gegenstandsartige Entitäten als auch die zwischen ihnen erklärten strukturellen Beziehungen existieren, dass wir aber nur Wissen über letztere besitzen, da uns die Gegenstände in ihrer wahren Natur epistemisch versperrt sind. Demgegenüber behaupten OSR-Vertreter, dass einzig und ausschließlich Strukturen existieren.

Im ESR-Fall hätten Strukturen *unanschauliche* Träger, im OSR-Fall würden Strukturen *an sich* existieren. Mit einem ontischen Strukturenrealismus können wir, wenn wir aus der Beobachtung des Verhaltens und der Interaktionen seiner Teile eine Planstruktur erschließen, annehmen, dass wir uns auf eine Struktur beziehen, die unabhängig von uns und den Teilen, die wir beobachten, existiert. Das heißt, die Struktur eines sozialen Systems ist keine Eigenschaft seiner Teile, sondern die Struktur ist ein System, „indem man die Existenz bestimmter Relationen postuliert, ohne zusätzlich einzelne Dinge anzunehmen. Darum sagen die Anhänger des ontischen Strukturenrealismus: Verzichten wir auf Dinge als etwas Fundamentales; betrachten wir die Welt als eine Gesamtheit von Strukturen oder Netzwerken von Beziehungen“ (Kuhlmann, 2014, S. 52). Damit lässt der ontologische Strukturenrealismus an den Holismus der Quantenwelt, an Nichtlokalität, Verschränkung (Kap. 3.2.6) und an den Duale-Aspekte-Monismus (Kap. 3.2.8) denken:

Ein weiteres Argument für den Strukturenrealismus liefert die Quantenverschränkung. Sie ist ein holistischer Effekt. [...] Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Das atomistische Weltbild – alles wird durch die Eigenschaften der elementarsten Bausteine

³⁶ Es sei noch einmal angemerkt, dass Hervorhebungen in Zitaten kommentarlos übernommen werden (vgl. Kap. 1.1.1, Fußnote 5). Auf Hervorhebungen, die im Stil vom Original abweichen oder vom Verfasser stammen, wird hingewiesen.

und ihre raumzeitlichen Relationen bestimmt – bricht zusammen. Statt Teilchen für primär und Verschränkung für sekundär zu halten, sollten wir die Sache vielleicht umgekehrt betrachten. Man mag es seltsam finden, dass es Zusammenhänge ohne zusammenhängende Objekte geben soll. Das klingt wie eine Heirat ohne Brautleute. [...] Niemand bestreitet, dass Objekte Beziehungen haben. Interessant und neuartig ist erst der Standpunkt, dass alles nur aus Relationen hervorgeht. (Kuhlmann, 2014, S. 52–53)

Wir wollen uns hier nicht auf den ontologischen Status von Dingen, Organismen und Individuen festlegen. An anderer Stelle wurde das Konzept der ontologischen Relativität (Kap. 3.2.9) erörtert. Wir halten es jedoch für plausibel, soziale Systeme als reale, aber abstrakte und *trägerlose* Strukturen bzw. Wirkungsgefüge zu verstehen, die sich beobachtbar in Interaktionen und Verhaltensweisen von Individuen manifestieren, denen sie sich quasi aufstülpen. Ähnlich wie organismische Metapläne (Kap. 12.6.2) erst durch individuelles Verhalten konkretisiert und anschaulich werden, kann man sich soziosystemische Pläne vielleicht als „überindividuelle“ Metapläne bzw. Metaplanstrukturen vorstellen, die in kollektiven Verhaltensformen zum Ausdruck kommen. Im Modell des integralen Bewusstseinsspektrums (Kap. 4.3.1) wären soziosystemische Pläne im transkategorialen und akategorialen Bereich zu verorten, wobei im Sinne der komplementären Induktion transkategoriale Pläne mit präkategorialen und akategoriale mit nichtkategorialen Plänen in Beziehung stünden.

12.7 Planstrukturen und AgE

Nachdem wir uns eingehend mit plananalytischen Perspektiven beschäftigt haben, untersuchen wir nun, in welcher Weise wir sie für die AgE-Forschung fruchtbar machen können. Im Folgenden werden wir sehen, dass plananalytische Studien durch eine Einbeziehung organismischer und soziosystemischer Aspekte noch bereichert und sinnvoll ergänzt werden können. Wir stellen zunächst die Vorgehensweisen der wenigen Studien vor, die bisher im Zusammenhang mit AgE durchgeführt wurden. Sie zielten im Wesentlichen darauf ab, prototypische Pläne von Menschen mit AgE zu erschließen. Vor dem Hintergrund unserer phänomenologischen Erkenntnisse und der empirischen Ergebnisse zu den AgE-Formenkreisen werden wir argumentieren, dass man prototypische Pläne spezifisch für AgE-Formenkreise erschließen sollte, da AgE zu heterogen sind, um sie adäquat in einer Sammelkategorie unterzubringen. Schließlich diskutieren wir die Schwierigkeiten und Komplikationen, die entstehen, wenn man AgP in eine Planstruktur einbringen will.

12.7.1 Plananalytische AgE-Studien

In einer Reihe von Studien (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a) wurde mittels Videoaufzeichnungen, die am IGPP von Beratungsgesprächen gemacht wurden, plananaly-

tisch untersucht, welche Motive in besonderem Maße das Verhalten von Ratsuchenden mit AgE bestimmen. Die Planstrukturen sprechen dafür, dass Ratsuchende ihre AgE zur Befriedigung wichtiger Bedürfnisse wie Kontrolle, Anerkennung, Sinnfindung oder soziale Bindung einsetzen und AgE häufig in Lebenssituationen mit hohem Inkonsistenzniveau eingebettet sind. So fand Tölle (2003a), die zehn Beratungsfälle des IGPP untersuchte, unabhängig von der Einteilung in AgE-Formenkreise und dem Vorliegen psychischer Auffälligkeit, dass Ratsuchende ihre AgE offensichtlich in den Dienst von Plänen stellen, die der Spannungsreduktion, der Vermeidung belastender Situationen und negativer Emotionen dienen. Diesbezüglich zählt sie neun Kategorien auf: (1) Selbstwerterhöhung, (2) Externalisierung (3) Erklärung von Problemen, (4) Delegation von Verantwortung, (5) Selbstviktimsierung, (6) Emotionsregulation, (6) Realitätsflucht, (7) Vermeidung negativer Emotionen, (8) Orientierung und Sinnfindung sowie (9) Spannungsreduktion. AgE nehmen in den Planstrukturen eine herausragende Stellung als Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen ein, für deren Erreichen sonst kein Verhaltensrepertoire zur Verfügung zu stehen scheint. Sowohl aktuell wie in der Lebensgeschichte der Ratsuchenden fanden sich krisenhafte Ereignisse und traumatische Erfahrungen. Tölle kommt zu dem Ergebnis, dass Planstrukturen bei Menschen mit AgE Merkmale aufweisen, die nach Caspar (2018) typisch für störungsanfällige Planstrukturen sind, nämlich viele Vermeidungspläne und wenig Annäherungspläne in einer veränderungsresistenten Struktur:

Die außergewöhnliche Erfahrung bedient Pläne, die eine Veränderung der Struktur verhindern, z. B. „bestätige dir Opfer zu sein“, „entziehe dich der Verantwortung für die Realität“, „mache außergewöhnliche Erfahrung für dein Leiden verantwortlich“, „fliehe vor den Anforderungen der Realität“, „erhalte dein Beliefsystem“. Man kann davon ausgehen, dass die Merkmale störungsanfälliger Planstrukturen für eine Inkonsistenzspannung im psychischen System von Menschen mit einer außergewöhnlichen Erfahrung sprechen. (Tölle, 2003a, S. 169)

Spitz (2005a) hat plananalytisch die Emotionsregulation bei sechs IGPP-Ratsuchenden mit AgE untersucht. Aus den Planstrukturen wurden zentrale Pläne, das heißt Pläne, die das Erleben und Verhalten der Ratsuchenden in vielen Verhaltensbereichen bestimmen (Kap. 13.4.2), extrahiert und mit Ergebnissen des Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventars (PSSI) von Kuhl (1997) verglichen. Dabei zeigte sich wie bei Tölle eine auffällige Vermeidung schwieriger bzw. negativ besetzter Themen durch Ausweichen, Bagatellisieren und Diffus-Bleiben. Die Ratsuchenden verfolgen häufig Pläne, die dazu dienen, positive emotionale Zustände zu demonstrieren oder herbeizuführen. Diese Vermeidungsstrategie wird von Kuhl (2001) als „Flucht in den positiven Affekt“ bezeichnet. Gewöhnlich lenken die Betroffenen, wenn belastende Themen angesprochen werden, das Gespräch schnell wieder auf ihre AgE zurück und paranormale Überzeugungen übernehmen eine wichtige Funktion für

die Emotionsregulation, indem negativ konnotierte Erinnerungen und Erfahrungen mittels AgE und AgÜ externalisiert oder positiv umgedeutet werden.

Belz und Berger (2008), die ebenfalls IGPP-Beratungsgespräche mit Plananalysen untersuchten, bestätigen, dass Ratsuchende mit AgE in besonderer Weise dazu neigen, schwierigen Themen und den damit verbundenen Emotionen ausweichen. Entsprechende Pläne lauten etwa „bleibe konfus“, „lenke Aufmerksamkeit weg von schwierigen Themen“, „bagatellisiere außergewöhnlich schweres familiäres Schicksal“, „kontrolliere das Gespräch“ und so weiter. Mit Bezug zu Kuhl (2001) heben Belz und Berger hervor, „dass diese Form der Bewältigung gehäuft zu erwarten ist, wenn diskrepante Wahrnehmungen in weiteren Verarbeitungsprozessen nicht in das bestehende Erfahrungswissen integriert werden können“ (2008, S. 131). Wenn die Selbstregulationsmöglichkeiten, insbesondere wenn AgE im Zusammenhang mit traumatischen Erfahrungen stehen, zur Bewältigung negativer Emotionen nicht ausreichen, werden stattdessen positive Zustände aufgesucht und gut gebahnte Verhaltensmuster aktiviert. Das geschieht beispielsweise durch Abschweifen und abrupten Themenwechsel, Lächeln oder Lachen beim Berichten eigentlich belastender Erfahrungen oder eine eingespielt wirkende, rationale und emotionslose Erzählweise. Auch wenn die beschriebenen Pläne kurzfristig zur psychischen Stabilisierung beitragen und einzelne Grundbedürfnisse befriedigen können, ist zu erwarten, dass sich das Inkonsistenzniveau der Betroffenen langfristig erhöht. Insbesondere das Externalisieren von Problemen und das Vermeiden einer Auseinandersetzung mit belastenden Themen können schwerwiegende Nebenwirkungen haben. Wichtige Lebensaufgaben werden nicht angegangen, diskrepante Wahrnehmungen und negative Emotionen werden nicht verarbeitet und integriert.

12.7.2 Prototypische Pläne bei AgE

Unter Berücksichtigung der genannten Studien definiert Belz (2009a) fünf prototypische Pläne, durch die sich Planstrukturen bei AgE-Ratsuchenden unabhängig von der Art der berichteten Phänomene und gegebenenfalls dem Vorliegen einer psychischen Auffälligkeit auszeichnen. Mit zugehörigen Unterplänen lassen sich diese kurz wie folgt charakterisieren:

1. *Zeige, dass deine Wahrnehmungen echt sind:* „berichte möglichst viele AgE“; „überzeuge, dass AgE kein Zufall sein können“; „sorge dafür, dass du ernstgenommen wirst“; „beweise, dass du nicht verrückt bist“; „beweise Echtheit deiner AgE“.
2. *Zeige, dass du etwas Besonderes bist:* „überzeuge, dass du über außergewöhnliche Fähigkeiten und Erfahrungen verfügst“; „erlange Aufmerksamkeit mit AgE“; „beeindrucke mit AgE“; „zeige, dass du Experte bzw. Expertin in Sachen AgE bist“.
3. *Vermeide belastende Emotionen:* „blende anderes durch Beschäftigung mit AgE aus“; „bagatellisiere belastende Lebensereignisse“; „wechsle zu positiven Emotionen“;

„zeige, dass du gut zurechtkommst“; „verdränge beschämende oder traumatische Erfahrungen“.

4. *Externalisiere Probleme.* „erkläre Ereignisse paranormal“; „mache höhere Mächte für Misserfolge verantwortlich“ (z. B. Schicksal, Fluch); führe deine Probleme auf Beeinflussung zurück“ (z. B. Telepathie, schwarze Magie); „zeige, dass du ein Opfer bist“.
5. *Suche nach Sinn und Bedeutung:* „finde heraus, warum du AgE hast“; „suche Bedeutung in Lebensereignissen“; „deute AgE als spirituelle Entwicklung“; „entwickle mediale Fähigkeiten“; „finde höhere Mission“ (z. B. neue Lebensperspektive als Medium).

In einer späteren Publikation formulieren Belz und Fach (2015) ebenfalls fünf prototypische Pläne, verzichteten dabei auf Plan 1 und komplettieren das Quintett mit einem Plan, der auf das Bedürfnis nach Kontrolle fokussiert:

6. *Halte dein Leben kontrollierbar und vorhersagbar.* „erkläre Unverständliches paranormal“; „vermeide Informationen, die deine Überzeugungen infrage stellen“; „kontrolliere die Umwelt und die Zukunft (z. B. mit ASW).

In den bisherigen plananalytischen Studien zu AgE (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a) wurden mehrheitlich Personen mit internalen AgE untersucht, wobei es sich in erster Linie um den ASW- (Außersinnliche Wahrnehmung) sowie den IPR-Formenkreis (Internale Präsenz und Beeinflussung) und nur selten um den MED-Formenkreis (Mediumismus und Automatismen) handelte. Das externale Kontinuum war deutlich unterrepräsentiert. Phänomene des SIN-Formenkreises (Sinnvolle Fügungen) wurden häufiger berichtet, aber der SPK- (Spuk und Erscheinungen) und der NAM-Formenkreis (Nachtmahr und Schlafparalyse) fanden kaum Berücksichtigung. Vor diesem Hintergrund ist nicht klar, ob die genannten Pläne vergleichbare Relevanz für alle AgE-Formenkreise haben. Allerdings lassen sich auch unabhängig von Studien einige Überlegungen zu dieser Frage anstellen. So wird der Plan „zeige, dass deine Wahrnehmungen echt sind“ bei Menschen mit AgE sicherlich immer von Bedeutung sein. Unabhängig vom Formenkreis werden Ratsuchende, wie einige der AgE-Berichte in dieser Arbeit beispielhaft zeigen, sich bemühen, die Beratenden davon zu überzeugen, dass ihre Erlebnisse keine Einbildung sind (z. B. AgE-Ber. 11; Kap. 1.6.4), nicht auf blindem Zufall beruhen (z. B. AgE-Ber. 36; Kap. 4.5.4) oder gewöhnlichen Ursachen (z. B. AgE-Ber. 4; Kap. 1.4.5) zuzuschreiben sind. Wie wichtig der Plan ist und wie viel Raum entsprechende Anstrengungen der Ratsuchenden einnehmen, wird mit davon abhängen, wie sehr sie, gegebenenfalls aufgrund von Vorerfahrungen, fürchten, nicht ernst genommen oder pathologisiert zu werden.

Es ist naheliegend, vom Plan „zeige, dass du etwas Besonderes bist“ auf das Selbstwertbedürfnis zu schließen. AgE aus dem ASW- (z. B. Kap. 4.5.3, AgE-Ber. 27) und dem MED-Formenkreis (z. B. Kap. 1.5.6, AgE-Ber. 5) lassen sich als Ausdruck einer besonderen Bega-

bung interpretieren und somit zur Selbstwerterhöhung nutzen. Bei ichfremd und negativ erlebten Phänomenen des IPR-Formenkreises ist das aber schlecht möglich. Hier können sich die Betroffenen allenfalls als besonderes Opfer in ihrem Kampf gegen böse Mächte aufwerten. Externale Phänomene, die nicht im Selbstmodell angesiedelt sind, lassen sich nur auf Fähigkeiten zurückführen, wenn Ratsuchende sich psychokinetische Kräfte zuschreiben. Betroffene ziehen aber nur selten in Betracht, dass sie selbst die Auslöser von externalen AgP sind (z. B. Kap. 4.5.4, AgE-Ber. 39a). Wenn man das Hervorheben von Besonderheit nicht nur dem Zweck der Selbstwerterhöhung unterordnet, kann es bei allen Formenkreisen eine Rolle spielen. Ratsuchende halten nicht nur ihre AgE für außergewöhnlich, sondern in der Regel auch den Umstand, dass (ausgerechnet) *sie* davon betroffen sind. Zudem können sie sich veranlasst sehen, diese Besonderheit hervorzuheben, um so *die besondere Hilfe* zu bekommen, die sie glauben zu benötigen (Kap. 1.1.2, AgE-Ber. 2a). Ein entsprechendes Verhalten korrespondiert auch mit dem vorherigen Plan „zeige, dass deine Wahrnehmungen echt sind“.

Den prototypischen Plan „externalisiere Probleme“ kann man auf alle Formenkreise beziehen, wenn man damit meint, dass Ratsuchende ihre AgE als Ursache und Rechtfertigung für sonstige Probleme und Misserfolge anführen. Externalisierung wurde als Konsistenzsicherungsmechanismus diskutiert (Kap. 3.1.9), und davon ausgehend, dass externale Phänomene durch eine vom Selbstmodell ausgehende Vermeidung von Autonomie induziert werden (Kap. 3.4.3), kann man im Unterschied zu einer kognitiven auch noch von einer phänomenalen Externalisierung sprechen. Wenn man außerdem den Begriff der Externalisierung nicht nur auf die Dichotomie des phänomenalen Realitätsmodells (Kap. 2.2) und die Dislokation von Gegebenheiten des Selbstmodells in das Weltmodell anwendet, sondern auch auf die Ichfremdheit internaler Phänomene, dann passt der Externalisierungsplan in jede Planstruktur von AgE-Ratsuchenden.

Der Plan „vermeide belastende Emotionen“ korrespondiert insbesondere mit dem Konsistenzsicherungsmechanismus der Externalisierung. Externalisierung dient der Spannungsreduktion und angesichts des allgemein-menschlichen Bedürfnisses nach Lust und Unlustvermeidung kann man sich fragen, ob Pläne zum Vermeiden von negativen Emotionen überhaupt ein spezifisches Merkmal von AgE-Ratsuchenden sind. Im psychotherapeutischen Kontext ist die Vermeidung negativer Emotionen immer ein zentrales Thema. Entsprechende Pläne sind daher allenfalls prototypisch für Ratsuchende mit AgE, insofern sie ihre AgE zur Vermeidung von belastenden Emotionen instrumentalisieren. Daher sollten wir den Plan etwas konkreter als „vermeide belastende Emotionen mittels AgE“ formulieren. Da Vermeidungspläne sehr nebenwirkungsreich sind, ist auch verständlich, warum AgE in dieser Funktion die Inkonsistenz langfristig immer weiter erhöhen.

Der Plan „suche nach Sinn und Bedeutung“ ist je nach Phänomenologie der AgE und je nachdem, ob die AgE mit Realitätsüberzeugungen bzw. AgÜ der Ratsuchenden kompatibel sind, von unterschiedlicher Relevanz. Für Menschen mit internalen Phänomenen des IPR-Formenkreises steht meist außer Frage, dass eine konkrete Person über paranormale Kräfte verfügt und ihnen aus bestimmten Gründen übel mitspielt (z. B. Kap. 4.5.3, AgE-Ber. 29a). Eine Aufklärung, welches Wesen (Kap. 4.5.3, AgE-Ber. 33) oder welche Kraft (Kap. 4.5.3, AgE-Ber. 35) mit welchem Ziel von ihnen Besitz ergreift, suchen eher Personen, die vom MED-Formenkreis betroffen sind. Bei Koinzidenzphänomenen des ASW- und besonders des SIN-Formenkreises fragen Ratsuchende, was Träume (z. B. Kap. 1.6.2, AgE-Ber. 9), Vorahnungen (z. B. Kap. 2.3.4, AgE-Ber. 17a), sinnvolle Zufälle (z. B. Kap. 4.5.4, AgE-Ber. 37) oder Unglücksserien (z. B. Kap. 4.5.4, AgE-Ber. 38) bedeuten könnten. Das Gleiche gilt bei SPK-Phänomenen, denn selbst wenn Geister verantwortlich gemacht werden (z. B. Kap. 1.1.1, AgE-Ber. 1), haben die Betroffenen meist keine Idee, warum sie von ihnen heimgesucht werden. Das gilt auch für die Opfer von nächtlichen Attacken aus dem NAM-Formenkreis (z. B. Kap. 4.5.4, AgE-Ber. 44).

Der Plan „halte dein Leben kontrollierbar und vorhersagbar“ ist im Hinblick auf das Bedürfnis nach Kontrolle und Orientierung universell und selbstverständlich. Um von einem prototypischen Plan von Menschen mit AgE zu sprechen, müsste man konkreter „halte dein Leben mittels AgE kontrollierbar und vorhersagbar“ formulieren. Wohlgermerkt geht es nicht um AgÜ, die bei allen AgE einen Sinn stiften und dem Orientierungsbedürfnis dienen. Bezogen auf AgE ist dieser Plan der formenkreisspezifischste der prototypischen Pläne. Als ein Mittel zur Orientierung und Kontrolle können vielleicht, wie beim vorherigen Plan „suche nach Sinn und Bedeutung“, die Koinzidenzphänomene des ASW- und des SIN-Formenkreises sowie Automatismen des MED-Formenkreises dienen. Beeinflussungserlebnisse, Spukphänomene und psychophysische Dissoziationen sind dagegen keine Mittel, sondern eine eklatante Bedrohung für das Bedürfnis nach Kontrolle und Vorhersagbarkeit. Letztlich lässt sich die Inanspruchnahme der Beratung auf dieses verletzte Bedürfnis zurückführen.

Die kurze Besprechung der sechs prototypischen Pläne macht deutlich, dass sie wenig zu einer motivorientierten Differenzierung der AgE-Formenkreise beitragen können. Abbildung 42 zeigt eine prototypische Planstruktur, die Tölle (2003a) auf Grundlage aller von ihr untersuchten IGPP-Beratungsfälle erarbeitet hat. Es lassen sich leicht Pläne ausmachen, die den sechs prototypischen Plänen sinngemäß entsprechen. Sie wurden in Hervorhebung an entsprechenden Stellen in die Planstruktur eingefügt. Tölle formulierte sogenannte Referenzpläne, mit denen sie vergleichbare zentrale Pläne, die in vielen Planstrukturen vorkamen, auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Auf dieser Basis wurde von ihr ein Metaplan erschlossen:

Der Referenzplan *reduziere innere Spannungen* kann als Metaplan betrachtet werden, der in allen zehn Planstrukturen vorhanden ist. Nur in vereinzelt Fällen wird er direkt be-

dient, z. B. durch Pläne wie „verschaffe dir Erleichterung“ oder „sorge für dich“. Man kann davon ausgehen, dass durch Bedienen nahezu aller Referenzpläne eine Spannungsreduktion des psychischen Systems zu erreichen ist. (Tölle, 2003a, S. 158)

Hier wird dem psychischen Geschehen, dem Selbstorganisationsparadigma und dem Konnektionismus entsprechend, ein universelles Streben nach Spannungsreduktion zugrunde gelegt. Die Gesamtspannung, in der sich ein Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt befindet, „ergibt sich aus dem besseren oder schlechteren Zusammenpassen aller in diesem Moment aktivierten Elemente. Es kann sich dabei um Spannungen zwischen Kognitionen, Emotionen, Verhalten, physiologischen Zuständen, Umweltreaktionen und anderes mehr handeln“ (Caspar, 2018, S. 67). Mit dem Spannungsparadigma (Kap. 3.1.10) wird davon ausgegangen, dass alle Pläne auf Spannungsreduktion zielen und Spannungserhöhung allenfalls kurzfristig zur Erreichung einer Spannungsreduktion angestrebt wird (z. B. „stelle dich deiner Angst“ als Unterplan von „überwinde deine Angst“).

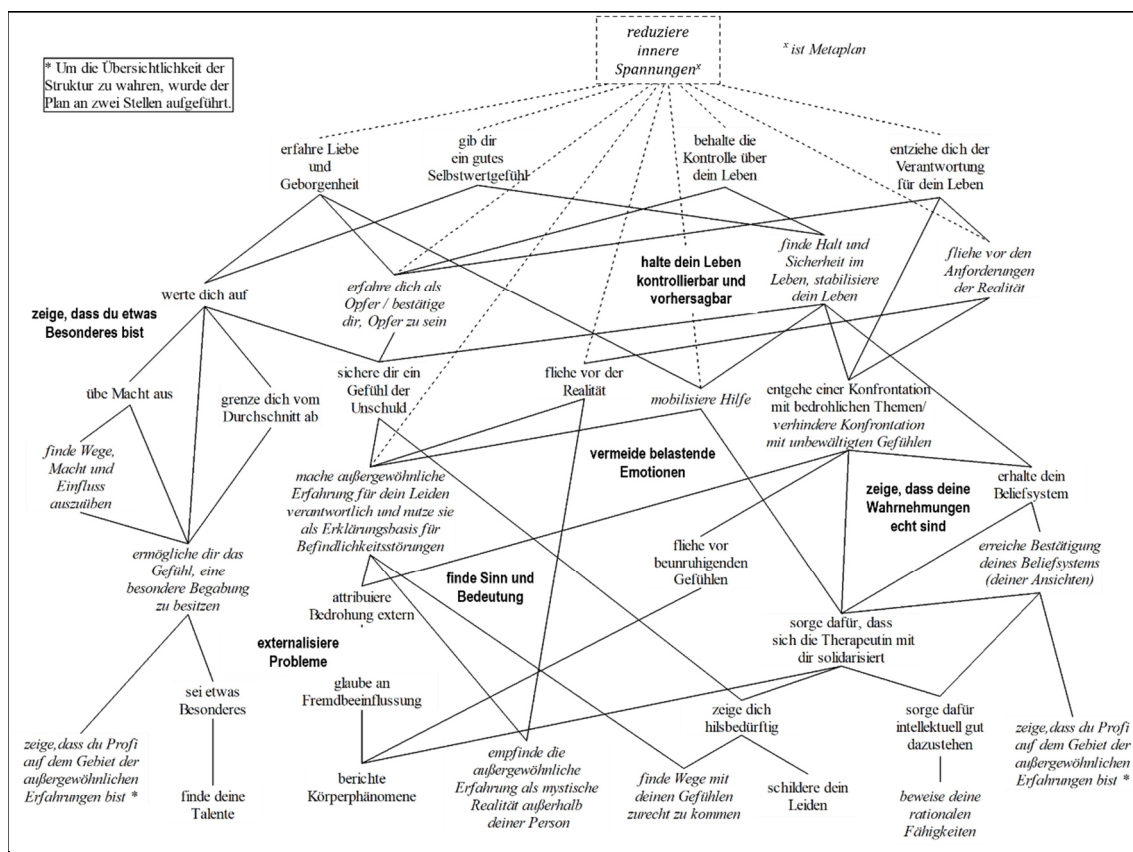


Abb. 42: Prototypische Planstruktur von Ratsuchenden mit AgE

Planstruktur mit prototypischen Plänen von AgE-Ratsuchenden und einem Metaplan „reduziere innere Spannungen“. Adaptiert aus Tölle (2003a, S. 164) mit Genehmigung der Autorin. Die kursiv markierten Pläne symbolisieren einen direkten Bezug zu AgE. Die fett hervorgehobenen sechs prototypischen Pläne nach Belz (2009a) sowie Belz und Fach (2015) wurden an thematisch entsprechenden Stellen in die Planstruktur eingefügt.

Im konzeptuellen Teil der Arbeit haben wir uns ausführlich mit verschiedenen Spannungsbegriffen (Kap. 3.1.11) befasst und für eine komplementaristische Sicht plädiert, die in Rechnung stellt, dass Entwicklung und Evolution systemtheoretisch ohne Spannungserhöhung nicht möglich sind. Entsprechend wurde argumentiert, dass es nicht plausibel ist, autopoietische Systeme nur als reagierend auf induzierte Spannung und im Prinzip als spannungsvermeidend zu begreifen (Kap. 3.1.10; Kap. 3.1.12). In der Konsistenztheorie ist laut Grawe die Inkongruenzspannung, die aus einer „Unvereinbarkeit von gleichzeitig aktivierten Prozessen, von denen einer die Wahrnehmung der Realität beinhaltet“ (2004, S. 239) resultiert, „gewissermaßen der Motor der psychischen Entwicklung, der Antrieb dazu, die eigenen Möglichkeiten immer weiter über den jeweils erreichten Stand hinaus zu entwickeln, das Potenzial, das einem die Natur mitgegeben hat, so gut wie möglich auszuschöpfen“ (2004, S. 242). Wesentlich ist dabei, dass Inkongruenzspannung kontrolliert und bewältigt werden kann. Es ist anzunehmen, dass Menschen mit *belastenden* AgE und psychischer Auffälligkeit hier große Schwierigkeiten haben und dass sich ihre Planstrukturen durch Pläne zur Vermeidung und Reduktion von Spannung auszeichnen.

12.7.3 Formenkreisspezifische Pläne

Bei den oben genannten prototypischen Plänen fällt auf, dass keiner von ihnen explizit ein Streben nach Autonomie oder Bindung thematisiert. Prototypische Pläne werden aus zentralen Plänen abgeleitet, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie in einer Planstruktur viele Unter- und Oberpläne miteinander verknüpfen. Wenn Autonomie und Bindung weit oben in einer Planstruktur als allgemeine Grundbedürfnisse angesprochen werden, sind die Pläne zwangsläufig sehr allgemein und wenig aussagekräftig, da sie alle Menschen gleichermaßen betreffen. Individuelles instrumentelles Verhalten im Hinblick auf Autonomie oder Bindung ist bei unterschiedlichen AgE-Formenkreisen womöglich zu unterschiedlich, um daraus allgemeingültige Pläne für alle Ratsuchenden mit AgE erschließen zu können. Die unterschiedlichen Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi der Klienteltypen lassen schließlich sehr unterschiedliche Pläne in Bezug auf Autonomie und Bindung vermuten.

Am Anfang des AgE-Spektrums bzw. des internalen und externalen Formenkreiskontinuums stehen die beiden Koinzidentzypen mit ihren unterschiedlichen Wahrnehmungsorientierungen. Mit dem Kontrolle-Unterwerfungs-Konflikt geht es bei den Koinzidentzypen primär um die Steuerung von Autonomie oder Bindung durch den jeweils anderen Aspekt. Beim unsicher-distanzierten ASW-Typ manifestiert sich der aktive Konfliktverarbeitungsmodus demnach in einer Betonung von Autonomie, die einer Herstellung von Bindung nicht entgegensteht, aber ihrer Kontrolle dient. Man kann hier Heteronomie-Vermeidungspläne erwarten, die auf asymmetrische Beziehungen zielen („übernehme die Führung“, „geh in eine Helferrolle“, „sorge dafür, dass du gebraucht wirst“ etc.) und, wie es auch die außersinnlichen

Wahrnehmungen tun, als Separations-Kompensationspläne zwischen Schutz von Autonomie und Herstellen von Bindung vermitteln („stelle Nähe auf Distanz her“). Der unsicher-verstrickte SIN-Typ wird hingegen, um sich selbst, das heißt seine Autonomie, regulieren zu können, Halt, Orientierung und Entscheidungshilfen in Bindungen suchen und sich anderen Personen mit Separations-Vermeidungsplänen unterordnen („geh auf Nummer sicher“, „suche Bestätigung“, „erfülle Erwartungen“ etc.). In diesem Sinne kommen ihm auch sinnvolle Fügungen entgegen, die zugleich Heteronomie-Kompensationspläne bedienen können („vertrau auf höhere Mächte“, „geh deinen eigenen Weg mit Gottes Segen“).

Bei den Koinzidenztypen sind die Konfliktverarbeitung und die Pläne vermutlich noch bewusstseinsnäher als bei den intrusiven IPR- und SPK-Typen, die wir mit klassischen psychodynamischen Konsistenzsicherungsmechanismen in Verbindung gebracht haben (Kap. 3.4.3) und bei denen man einen ausgeprägten Versorgungs-Autarkie-Konflikt oder einen Individuations-Abhängigkeits-Konflikt erwarten kann. So wurde beim IPR-Typ eine Abwehr von bedrohlichen Bindungswünschen durch Projektion und beim SPK-Typ eine Verdrängung von bedrohlichem Autonomiestreben vermutet. Der aktive Konfliktverarbeitungsmodus des IPR-Typs (Internale Präsenz und Beeinflussung) sollte sich in einer Planstruktur an Heteronomie-Vermeidungsplänen („vermeide, dich auszuliefern“, „sei unabhängig“) und Separationsplänen („vermeide Nähe“, „zieh dich zurück“) ablesen lassen. Beim externalen SPK-Typ (Spuk und Erscheinungen) wird man umgekehrt mit Separations-Vermeidungsplänen („vermeide Konflikte“, „sorge für Harmonie“) und mit Heteronomieplänen („passe dich an“, „erlange Zuwendung“) rechnen.

Im Formenkreisspektrum stellen die dissoziativen Typen das Ende einer kontinuierlichen Entwicklung dar. Bei den dissoziativen Typen gehen wir davon aus, dass Konsistenzsicherungsmechanismen und Grundkonfliktverarbeitungsmodi nicht mehr richtig greifen, sodass es zu Desorganisation kommt. Beim distanzierten oder desorganisierten MED-Typ, der auf Versorgung bzw. Bindung angewiesen ist, obwohl dadurch gleichzeitig seine Autonomie verletzt wird, müssten sich in der Planstruktur widersprüchliche Pläne finden, die zum einen auf Bindung („stelle die Beziehung nicht infrage“, „vermeide Auseinandersetzungen“, „vermeide Verantwortung“) und zum anderen auf Autonomie („grenze dich ab“, „zeige, dass du Medium bist“, „beeinflusse dein Umfeld“) zielen. Die Autonomiepläne dürften eher unbewusst sein wie auch die selbstorganisierten Automatismen, die der MED-Typ produziert. Zumindest indirekt kann er von seinen dissoziativen Äußerungen profitieren und damit das soziale Umfeld beeindrucken und lenken, ohne unmittelbar Verantwortung übernehmen zu müssen. Bestenfalls kann der MED-Typ durch seine „Besessenheit“ mehr Versorgung und Unterstützung erhalten als zuvor.

Beim NAM-Typ, der einerseits nach Autonomie strebt und andererseits nicht auf Bindung verzichten kann, konkurrieren vermutlich Pläne zur Vermeidung von Kränkungen und Verletzungen, die zum Vermeiden oder zum Rückzug aus Beziehungen führen („lass dich nicht demütigen“, „erlange Unabhängigkeit“, „lebe eigenes Leben“ etc.), mit Plänen, die auf eine Erhaltung bzw. (Wieder-)Herstellung ambivalenter Bindungen drängen (z. B. „finde Zuwendung“, „bemühe dich um Anerkennung“, „vermeide Ausgrenzung“). Da die dissoziativen AgP des NAM-Typs nicht in die soziale Umwelt, sondern vielmehr in schlafnahen Zuständen vom Weltmodell her in die Betroffenen hineinwirken und sie paralisieren, lassen sie sich nicht wie beim MED-Typ instrumentalisieren. Sie motivieren die Betroffenen allenfalls dazu, Hilfe und Unterstützung zu suchen und so eine Form der Fürsorge zu finden.

Die Zuschreibungen von Plänen zu Klienteltypen und ihren AgE-Formenkreisen sind hypothetisch und müssen noch durch systematische Plananalysen bestätigt werden. Damit kommen wir zurück zur Frage, welche Rolle AgP in Plananalysen spielen und wie sie in Planstrukturen integriert werden können.

12.7.4 AgE und AgP in Planstrukturen

Wir gehen im Allgemeinen nicht davon aus, dass AgE von den Ratsuchenden „erfunden“ werden, sondern dass sich die berichteten Phänomene spontan im phänomenalen Realitätsmodell manifestieren. Mit der strukturdeterministischen Theorie (Kap. 3.4.5) nehmen wir eine ganzheitliche Perspektive ein. Unabhängig von der subjektzentrierten Instrumentalisierung von AgE in bewussten (z. B. „zeige, dass du etwas Besonderes bist“) oder unbewussten Plänen („vermeide negative Emotionen“), vermuten wir, dass AgP eine systemzentrierte Funktion (Kap. 12.6.4) haben. Mit „System“ meinen wir hier vor dem Hintergrund des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas (Kap. 3.4.6) die Ganzheit des Wirkungsgefüges, das dem phänomenalen Erleben zugrunde liegt und in die das Subjekt als Komponente eingebettet ist. In Unterscheidung vom Begriff des „regulierenden Selbst“ (Kap. 12.6.1) können wir vom *regulierenden System* sprechen. In der Theorie der mentalen Repräsentation ist „das System“ der sich selbst in einem phänomenalen Realitätsmodell repräsentierende Organismus und im Duale-Aspekte-Monismus die sich in psychophysischen Korrelationen manifestierende psychophysisch-neutrale Wirklichkeit. Der strukturdeterministische Ansatz ist mit beiden Deutungen kompatibel.

Abgesehen davon, dass AgE von Betroffenen instrumentell genutzt werden und ihren subjektzentrierten Plänen dienen, wurde argumentiert, dass die AgP, die den Erfahrungen zugrunde liegen, zunächst einmal mentale Repräsentationen von Konsistenzsicherungsvorgängen auf organismischer Ebene sind (Kap. 3.3.3). Das heißt, dass AgP sowohl mit subjektzentrierten als auch mit systemzentrierten Plänen in Verbindung stehen und dass immer

beide Aspekte zu berücksichtigen sind. Auch ohne den theoretischen Hintergrund, den wir hier entwickelt haben, sah Tölle (2003a) das in den Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE, die sie in ihrer Studie erschlossen hatte:

In den meisten Fällen liegt eine funktionale Einbettung bis auf die höchste Ebene der Grundbedürfnisse vor. Dies spricht dafür, dass die außergewöhnliche Erfahrung intensive instrumentelle Nutzung erfährt und durch sie elementare Bedürfnisse befriedigt werden können. Die außergewöhnliche Erfahrung ist nicht als Randerscheinung im Leben der Klienten zu betrachten, sondern als zentrales, ordnendes Prinzip. Erwähnenswert ist dabei, dass die außergewöhnliche Erfahrung einerseits durch Verunsicherung zu Spannungen im psychischen System führt, andererseits aber als Attraktor zur Stabilisierung des psychischen Systems beiträgt. Beide Merkmale existieren parallel. [...] Die außergewöhnliche Erfahrung ist destabilisierend und ordnend zugleich. (Tölle, 2003a, S. 170)

Analog zu psychosomatischen Kopfschmerzen könnte man auch internale und dissoziative Phänomene als instrumentelles Verhalten interpretieren (z. B. „produziert ichfremde Gedanken“, „erzeugt innere Stimmen“, „führt automatische Bewegungen aus“). Bei außergewöhnlichen Phänomenen schreckt man davor offensichtlich aber zurück, denn in den bisherigen Studien mit Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE (Spitz, 2005b; Tölle, 2003b) finden sich keine Formulierungen, in denen internale Phänomene als Mittel in Plänen fungieren. Eine Ratsuchende bei Tölle (2003b) beispielsweise „sagt, dass es ein Kollege geschafft hat, sie so zu manipulieren, dass sie körperlich erregt wurde“ (S. 135), eine andere Klientin „schildert ein Fremdkörpergefühl“ (S. 233) oder „intensiviert durch Channeling die Beziehung zur Freundin“ (S. 275). Ein Ratsuchender bei Spitz (2005b) „sagt, er fühle, dass die Gedanken nicht von ihm seien“ (S. 11), oder „berichtet über Kontakt zur heiligen Maria“ (S. 75) und so weiter. Die AgP sind da, sie werden beobachtet, berichtet und instrumentalisiert, aber aus ihrem (selbstorganisierten) Erscheinen *an sich* werden keine Pläne erschlossen. Zumindest bei internalen Phänomenen besteht aber kein Grund, vollständig darauf zu verzichten, denn psychischen Störungen und selbst psychotischen Symptomen wird ja auch eine Funktionalität zugestanden (Caspar, 2018). Verständlich ist die Beschränkung eigentlich nur mit dem Bemühen um weltanschauliche Neutralität, denn in vielen Fällen würde man den Überzeugungen der Ratsuchenden widersprechen, wenn man die Ursache ihrer AgE nicht in einer von ihnen unabhängigen Realität, sondern in ihrer Selbstorganisation verorten würde.

Einer konventionellen, plausibel bzw. glaubwürdig berichteten externalen Begebenheit, zum Beispiel einer Scheidung, wird üblicherweise Faktizität zugesprochen. In Plananalysen kann sowohl das Berichten darüber („berichtet über drei Scheidungen“) als auch das Berichtete selbst als instrumentelles Verhalten gelten („ließ sich dreimal scheiden“). In bisherigen Plananalysen (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a, 2005b; Tölle, 2003a, 2003b) werden externe Phänomene dagegen weder als Verhaltensäußerungen noch als reale Ereignisse, sondern al-

lenfalls als *Wahrnehmungen* (fragwürdiger Genese) in die Planstruktur eingebracht. Zwar können auch Wahrnehmungsorientierungen („achtet auf Zahlenkombinationen“) und Deutungsbereitschaften („beschäftigt sich mit Numerologie“) als instrumentelles Verhalten interpretiert und daraus Pläne erschlossen werden (z. B. „suche eine höhere Ordnung“), aber üblicherweise wird das *Berichten über* wahrgenommene Phänomene (z. B. „schildert außersinnliche Wahrnehmungen“) instrumentell interpretiert, um dann Pläne davon abzuleiten (z. B. „mache telepathische Einflüsse verantwortlich“, „lenke von anderen Problemen ab“).

Besonders schwierig ist die Wahrung von ontologischer Neutralität im Umgang mit AgP aus dem externalen Formenkreiskontinuum, da diese im Unterschied zu Kopfschmerzen oder fremden Gedanken im Weltmodell repräsentiert sind. Legt man sich hier auf eine Ursache im Betroffenen fest, unterstellt man entweder Halluzinationen oder Psychokinese. Daher werden keine kausalen Zusammenhänge auf der Verhaltensebene, beispielsweise „erzeugt eine unsichtbare Anwesenheit“, sondern Pläne mit anderer Instrumentalität formuliert, etwa „berichtet von einer negativen Energie, die von hinten auf ihn zukommt“ (Tölle, 2003b, S. 29). Um Neutralität werden sich Analysierende vermutlich ebenso bemühen, wenn Ratsuchende beispielsweise für sich in Anspruch nehmen, über psychokinetische Fähigkeiten zu verfügen. In solchen Fällen werden sie sich ihrer Überzeugung vermutlich nicht anschließen und Pläne formulieren, die „erzeugt psychokinetische Phänomene“ oder „bringt Glühbirnen zum Platzen“ lauten, obwohl die Plananalyse es mit einem Kommentar der Analysierenden, dass man nicht wisse, wie es zustande komme, vielleicht zuließe. Vermutlich wird es heißen, dass die oder der Ratsuchende „berichtet“ oder „fantasiert“, sie oder er „habe Glühbirnen platzen lassen“, wird sich dann auch kein Oberplan „reduziere psychische Spannung durch physische Entladung“ anschließen, sondern beispielsweise „zeige, dass du etwas Besonderes bist“.

Da AgE als Abweichungen von kognitiven Realitätsmodellen, die durch kognitive Selbstmodelle generiert werden (Kap. 2.2.3), definiert sind, können wir von subjektzentrierter Instrumentalisierung sprechen. Subjektzentrierte Pläne können absichtsvoll oder selbstorganisiert zur Ausführung kommen, aber ihre Genese findet in beiden Fällen unter Beteiligung des Selbstmodells statt. So erklärt sich bewusst erlerntes und später automatisiertes Verhalten. Es wurde schon thematisiert, dass subjektzentrierte Selbstregulation mit systemzentrierter Selbstorganisation in Konflikt geraten kann (Kap. 12.6.3). Wenn man wie bei internal-somatischen AgP, aus denen man organismische Pläne erschließen kann, auch bei external-physischen AgP eine instrumentelle Deutung zulässt, dann lassen sich systemzentrierte Pläne unter Einbezug der Umwelt erschließen. Der prototypische Metaplan (Kap. 12.6.2) aller selbstorganisierenden Systeme wird vor dem Hintergrund des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas (Kap. 3.4.6) etwa lauten: „erhalte die Symmetrie von Autonomie und Bindung“. Gemäß den Überlegungen zu AgE und induzierter Inkonsistenz (Kap. 3.4.3) interpretieren wir AgP

als psychophysische Korrelationen, die subjektzentriert induziert worden sind und durch systemzentrierte Selbstorganisation im phänomenalen Realitätsmodell repräsentiert werden. Für die Formulierung von systemzentrierten Plänen, die in externalen Phänomenen zum Ausdruck kommen, bedarf es keiner Entitäten oder Geister. Man muss lediglich annehmen, dass organismische oder soziosystemische Inkonsistenzen strukturdeterministisch reguliert werden und sich in AgP niederschlagen, so wie beispielsweise unterdrückte Aggressionen in gewalttätigen Träumen. Die Mechanismen der intrasystemischen Bidirektionalität beim luziden Träumen (Kap. 12.6.5) lassen sich mit der Theorie der mentalen Repräsentation ohne Weiteres auf die Genese von externalen AgP im Wachzustand übertragen.

Die subjektzentrierte Kontextualisierung und Instrumentalisierung von AgE durch die Rat-suchenden kann sich wiederum gegen die Ziele systemzentrierter Pläne richten, deren Ausdruck die AgP sind. Beispielsweise treten bei Spukfällen in sozialen Systemen mit starker interpersonaler Bindung bzw. Heteronomie externe Phänomene auf (Kap. 3.4.3), die phänomenologisch desintegrierte Autonomie repräsentieren. Sie können dazu führen, dass die Familienbindung im gemeinsamen Kampf gegen die „unheimlichen Geister“ noch enger wird und die Phänomene weiter angeheizt werden. Umgekehrt können internale Phänomene als Repräsentation von Bindung die ausgeprägte Tendenz zu Separation, deren Folge sie sind, noch weiter verstärken. Andererseits bindet die Dynamik dieser „Teufelskreise“ pragmatische Information (Kap. 3.1.12; Kap. 3.4.3). Gelingt deren Freisetzung, das heißt, wird mittels geeigneter Interventionen auf der subjektzentrierten Ebene systemverändernde Bedeutung freigesetzt, kann der Kreislauf unterbrochen werden.

Wir sehen, dass eine systemzentrierte Berücksichtigung von AgP in Planstrukturen gewinnbringend für das Verständnis der Genese und Dynamik von AgE sein könnte. Möglichkeiten der Einbeziehung von AgP in die Plananalyse werden noch vorgestellt (Kap. 13.4.4).

13 Forschungsziele und Methodik

Gemäß bisherigen Analysen und Überlegungen gehen wir davon aus, dass sich Ratsuchende, die anhaltend bzw. wiederholt durch AgE belastet sind, durch unsichere Bindungsstile auszeichnen. Im Folgenden werden die sich aus dem konzeptuellen I. Teil und dem empirischen II. Teil für den qualitativen III. Teil dieser Arbeit ergebenden Hypothesen sowie die Methodik zu ihrer Untersuchung erläutert. In Kapitel 13.1 werden die Fragestellungen behandelt und in Kapitel 13.2 das verwendete Datenmaterial. Kapitel 13.3 beschreibt das Vorgehen bei bindungsbiografischen Analysen und Kapitel 13.4 die Durchführung der Plananalysen. In Kapitel 13.5 wird der Ablauf einer Reliabilitätsüberprüfung im Hinblick auf das Erschließen der Planstrukturen dargestellt und in Kapitel 13.6 deren Ergebnisse.

13.1 Explorative Hypothesen

Ausgehend von konzeptuellen Überlegungen zu Autonomie und Bindung und zur mentalen Repräsentation von AgE im ersten Teil, den empirischen Befunden bei Ratsuchenden mit AgE im zweiten Teil und den bindungstheoretischen und plananalytischen Überlegungen, die wir in diesem dritten Teil der Arbeit angestellt haben, lassen sich Annahmen über die sechs formenkreisspezifischen AgE-Klienteltypen formulieren, die wir an ausgewählten Fällen aus der IGPP-Beratung überprüfen wollen. Da wir uns noch in einem spekulativen Stadium befinden, sprechen wir von „explorativen Hypothesen“ die wir hinsichtlich der (1) Bindungsstile, der (2) Grundkonfliktverarbeitung und der (3) Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE formulieren. Zunächst werden jeweils allgemeine Grundannahmen zusammengefasst und dann differenzierte Angaben zu den sechs AgE-Klienteltypen gemacht.

13.1.1 Bindungsstile

Die übergeordnete Fragestellung lautet: *Gibt es systematische Zusammenhänge zwischen Bindungsstilen und AgE?* Auf Grundlage der Bindungsforschung wurden vier prototypische Bindungsrepräsentationen (Kap. 12.1.3) bzw. Bindungsstile (Kap. 12.2.1) beschrieben, und basierend auf soziodemografischen Daten wurden hypothetische Zusammenhänge zwischen unsicherer Bindung und den grundklassenbasierten (Kap. 12.2.3) sowie den formenkreisbasierten (Kap. 12.3.3) AgE-Klienteltypen hergestellt. Der unsichere Bindungsstil wird bei Ratsuchenden mit koinzidenten AgP als organisiert-gemischt vorausgesetzt. Die Konfliktverarbeitung weist dabei jeweils eine Präzedenz in Richtung des Bindungsstils der intrusiven Typen auf. Auf dem internalen Kontinuum ist er unsicher-distanziert und auf dem externalen Kontinuum unsicher-verstrickt. Am Ende der Kontinua bei den dissoziativen Typen sind Bin-

dungsstile im Zuge von Aktualkonflikten desorganisiert. Wenn diese Annahmen richtig sind, müssten sich in den untersuchten Beratungsfällen biografische und lebenssituative Belege für die postulierten Bindungsstile finden lassen:

Internales Kontinuum, Präzedenz von Distanzierung

- ASW-Typ: unsicher-gemischt
- IPR-Typ: unsicher-distanziert
- MED-Typ: unsicher-desorganisiert

Externales Kontinuum, Präzedenz von Verstrickung

- SIN-Typ: unsicher-gemischt
- SPK-Typ: unsicher-verstrickt
- NAM-Typ: unsicher-desorganisiert

13.1.2 Grundkonflikte

In einem weiteren Schritt wurden Verbindungen zwischen unsicheren Bindungsstilen und OPD-Grundkonfliktverarbeitungsmodi hergestellt (Kap. 12.3). Die aktiven Modi Kontrolle/Autarkie und Individuation korrespondieren mit einem unsicher-distanzierten Bindungsstil, die passiven Modi Unterwerfung/Versorgung und Abhängigkeit mit einem unsicher-verstrickten Bindungsstil. Es wird davon ausgegangen, dass die aktiven Konfliktverarbeitungsmodi das internale Kontinuum und die passiven Konfliktverarbeitungsmodi das externe Kontinuum bestimmen. Bei gemischten Stilen und bei einer Desorganisation gehen wir von einer entsprechenden Präzedenz aus, das heißt einer Vorrangigkeit der jeweiligen Modi. Bei den Ratsuchenden mit dissoziativen Phänomenen führt ein Aktualkonflikt, der die Vermeidung von Heteronomie oder Separation entsprechend der Grundveranlagung nicht zulässt, zur (psychophysischen) Desorganisation der Konfliktverarbeitung, sodass konkurrierend aktive und passive Konfliktverarbeitungsmodi zu beobachten sind. Wir ordnen den Klienteltypen hypothetisch folgende Konfliktverarbeitungsmodi zu:

Internales Kontinuum, Präzedenz von aktiver Konfliktverarbeitung

- ASW-Typ: Kontrolle/Autarkie
- IPR-Typ: Individuation
- MED-Typ: aktive vs. passive Modi

Externales Kontinuum, Präzedenz von passiver Konfliktverarbeitung

- SIN-Typ: Unterwerfung/Versorgung
- SPK-Typ: Abhängigkeit
- NAM-Typ: passive vs. aktive Modi

13.1.3 Planstrukturen

Sollten die Annahmen zu den Bindungsstilen und Grundkonfliktverarbeitungsmodi bei Ratsuchenden mit AgE richtig sein, müssten sich dafür Bestätigungen in Planstrukturen der formenkreisspezifischen Klienteltypen finden lassen. Wir gehen davon aus, dass das Vorkommen oder Nichtvorkommen „gewöhnlicher“ Autonomie- und Bindungspläne nicht kennzeichnend für bestimmte AgE-Formenkreise ist. Es ist aber naheliegend, dass eine Konfliktverarbeitung in den Modi Kontrolle/Autarkie an Heteronomie-Vermeidungspläne geknüpft ist, und eine Konfliktverarbeitung in den Modi Unterwerfung/Versorgung an Separations-Vermeidungspläne. Ferner werden ein ausgeprägt unsicher-distanzierter Bindungsstil und der Individuationsmodus mit Separationsplänen und ein ausgeprägt unsicher-verstrickter Bindungsstil und der Abhängigkeitsmodus mit Heteronomieplänen verbunden sein. Es wird also davon ausgegangen, dass Ratsuchende mit AgE sich im Hinblick auf die Erfüllung ihrer Grundbedürfnisse vor allem durch Vermeidungspläne zum Schutz von Autonomie und Bindung auszeichnen, weil sie diese durch ihre unsicheren Bindungsrepräsentationen grundsätzlich als bedroht ansehen. Im Hinblick auf die AgE-Formenkreise wird vorausgesetzt, dass Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums durch Heteronomie-Vermeidungspläne und Separationspläne dominiert werden, und die Planstrukturen von Ratsuchenden mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums durch Separations-Vermeidungspläne und Heteronomiepläne.

Grundsätzlich können unabhängig vom Bindungsstil Pläne aller Kategorien in einer Planstruktur auftauchen, da es viele Kontexte gibt, in die Pläne eingebettet sind. Uns geht es hier um repräsentative Pläne und Plangefüge, die in einer Planstruktur im Hinblick auf die Fragestellungen dieser Arbeit relevant sind, das heißt um Pläne, die das Bindungsverhalten einer Person maßgeblich prägen. Wir erwarten bei den AgE-Klienteltypen entsprechend, dass Pläne bzw. Teilstrukturen (Kap. 13.4.3) mit folgenden Zielen im Hinblick auf Autonomie besonders einflussreich und repräsentativ sind:

Internales Kontinuum, Präzedenz von Separation

- ASW-Typ: Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne
- IPR-Typ: Heteronomie-Vermeidungspläne und Separationspläne
- MED-Typ: Heteronomie-Vermeidungspläne vs. Separations-Vermeidungspläne

Externales Kontinuum, Präzedenz von Heteronomie

- SIN-Typ: Separations-Vermeidungspläne und Heteronomie-Vermeidungspläne
- SPK-Typ: Separations-Vermeidungspläne und Heteronomiepläne
- NAM-Typ: Separations-Vermeidungspläne vs. Heteronomie-Vermeidungspläne

Bei den Zuordnungen ist zu beachten, dass Separationspläne bzw. Separationsstrukturen immer Heteronomie-Vermeidungspläne voraussetzen, sonst könnten sie nicht zuverlässig bestimmt werden. Genauso gilt, dass bei Heteronomieplänen bzw. Heteronomiestrukturen immer auch Separations-Vermeidungspläne vorliegen. Die Verknüpfung „und“ bedeutet zwar, dass Pläne der jeweiligen Kategorien grundsätzlich kompatibel sind, aber sie können auch durch Nebenwirkungen konfliktieren. „Versus“ bedeutet, dass in jedem Fall Konflikte angenommen werden. Es sei auch noch darauf hingewiesen, dass bei einer Vermeidung von Heteronomie oder Separation und ganz besonders im Falle von bestehender Heteronomie oder Separation immer mit Kompensationsplänen zu rechnen ist.

Damit haben wir die Fragestellungen und Hypothesen, die sich auf Grundlage der phänomenologischen und empirischen Ergebnisse sowie der bindungstheoretischen und plananalytischen Überlegungen ergeben, soweit formuliert. Wir dürfen dabei nicht außer Acht lassen, dass wir uns trotz bestimmter Erwartungen noch immer in einem explorativen Stadium befinden und dass unsere Vorannahmen in erster Linie dazu dienen, den folgenden Untersuchungen eine konkrete Ausrichtung zu geben. Wir kommen nun zum Datenmaterial, das uns hierbei zur Verfügung steht.

13.2 Datenmaterial

Seit 2001 werden in der IGPP-Beratung neben der routinemäßigen Erfassung der Beratungsfälle mit dem DOKU zusätzlich telefonische Erstgespräche sowie Beratungsgespräche zu Supervisions-, Forschungs- und Lehrzwecken mit Audio- bzw. Videoaufzeichnungen dokumentiert. Dieses geschieht selbstverständlich nur mit ausdrücklicher Einwilligung der Ratsuchenden, die zuvor über die Schweigepflicht des Beratungspersonals und gemäß den gesetzlichen Datenschutzbestimmungen (inzwischen DSGVO) über die Verwendung der Aufnahmen und die Datenschutzmaßnahmen des IGPP aufgeklärt wurden. Die Ratsuchenden können Audio- und Videoaufzeichnungen generell ablehnen oder in Aufnahmen für bestimmte Verwendungszwecke, die einzeln benannt werden, einwilligen. Sie haben das Recht, ihre Einwilligung jederzeit zurückzunehmen und eine Löschung der Aufnahmen zu verlangen. Als Psychologischer Psychotherapeut und Mitarbeiter im beratungspsychologischen Bereich des IGPP konnte der Autor zusätzlich zu den schriftlichen Materialien der Falldokumentation (DOKU) auch auf solche Audio- und Videoaufnahmen zugreifen.

Im Folgenden werden das Vorgehen bei der Fallauswahl und die resultierende Stichprobe beschrieben.

13.2.1 Fallauswahl

Für die Untersuchungen im dritten und qualitativen Teil der vorliegenden Arbeit wurden zwölf IGPP-Beratungsfälle aus den Jahren 2004 bis 2011 ausgewählt, in denen Beratungsgespräche per Video dokumentiert wurden. Die Beratungsgespräche wurden im IGPP geführt und mit schriftlicher Einwilligung der Ratsuchenden zu wissenschaftlichen Forschungszwecken aufgezeichnet. In elf Fällen handelt es sich um Klientinnen und Klienten, die eigens zu eineinhalbtägigen Kompaktberatungen nach Freiburg angereist waren. Die Beratung war kostenlos und die Kosten für Anreise und Hotelübernachtung in Freiburg trugen die Ratsuchenden. Das vorliegende Videomaterial beträgt hier jeweils etwa neun Stunden. Im zwölften Fall liegt Videomaterial eines zweistündigen Beratungsgespräches vor.

Ausgangspunkt des Auswahlverfahrens war eine Vorselektion von Fällen anhand von Angaben im Dokumentationssystem im Hinblick darauf, ob die berichteten Phänomene repräsentativ für die AgE-Formenkreise sind und gegebenenfalls genügend biografische Informationen zur Untersuchung der Fragestellungen vorliegen. Schließlich folgte eine genaue Begutachtung von 88 Video-Fällen. Sie wurden auf die Erfüllung der folgenden Kriterien geprüft:

- Die Aufnahmen sind von ausreichender Qualität, sodass die Gesprächsinhalte verständlich sowie Körpersprache und Mimik gut beobachtbar sind.
- Die berichteten AgE sind zum Zeitpunkt der Beratung aktuell und werden als belastend empfunden.
- Die AgE werden hinreichend ausführlich geschildert und lassen sich mindestens einem der sechs AgE-Formenkreise zuordnen.
- Die AgE sind weitgehend spontan aufgetreten und insbesondere nicht durch psychoaktive Substanzen induziert worden.
- Die Betroffenen können als psychisch unauffällig oder auffällig eingeschätzt worden sein, weisen zum Zeitpunkt der Beratung aber keine psychotischen Symptome auf.
- Die Videos und Dokumente enthalten ausreichend Information, um Zusammenhänge der AgE mit der Biografie und der Lebenssituation herstellen zu können.
- Die Beratenden explorieren konfliktorientiert, d. h., sie klammern schwierige Themen und Konflikte nicht aus und sprechen Vermeidungsverhalten an.

Insbesondere das letzte Kriterium war häufiger nicht erfüllt. In vielen Beratungsgesprächen standen allgemeine Informationen und wissenschaftliche Aufklärung über AgE im Vordergrund, sodass persönliche Aspekte und Motive nur oberflächlich bzw. nicht in einer Tiefe exploriert wurden, die genügend Aufschluss im Hinblick auf unsere Fragestellungen geben könnte. Schließlich kamen 23 Videofälle, die alle oben genannten Kriterien erfüllen und besonders geeignet erschienen, in die engere Wahl, um aus ihnen eine möglichst repräsentative

Stichprobe zu bilden, die das Spektrum der AgE-Formenkreise anders als die bisherigen plananalytischen Studien (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a) vollständig abdeckt. Letztlich wurden 12 Fälle ausgewählt, die in Abbildung 43 im Grundklassenschema angeordnet sind.³⁷

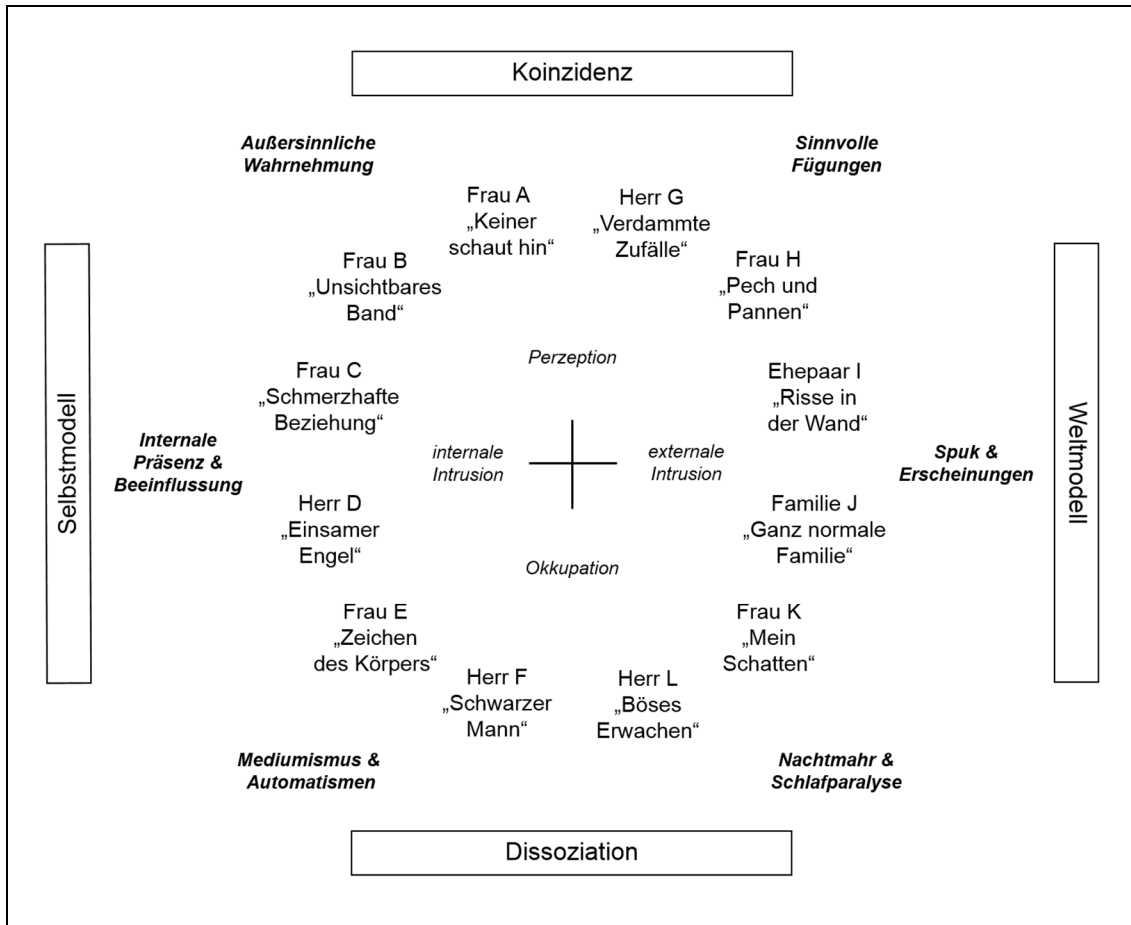


Abb. 43: Zuordnung der für Plananalysen ausgewählten Fälle im Grundklassenschema

Jeder der sechs AgE-Formenkreise wird durch jeweils zwei Fälle vertreten. Die mit A bis F bezeichneten Ratsuchenden befinden sich auf dem internalen, die Ratsuchenden von G bis L auf dem externalen Formenkreiskontinuum. Der SPK-Formenkreis wird durch ein Ehepaar I sowie eine Familie J repräsentiert. Die Fälle wurden jeweils mit einprägsamen Titeln, die die AgE-Thematik charakterisieren, überschrieben. Das Geschlechterverhältnis der Stichprobe spiegelt in etwa das durchschnittliche Beratungsaufkommen mit zwei Dritteln weiblicher und einem Drittel männlicher Ratsuchender wider.

³⁷ Bereits in früheren Veröffentlichungen des Verfassers wurden, ohne bindungstheoretischen oder plananalytischen Bezug, die Fälle B (Belz & Fach, 2015; Fach, 2014a; Fach & Belz, 2015, 2017) und J (Fach, 2011a) thematisiert. Die Fälle A, C, E, H und L fanden vor dem Hintergrund der in dieser Arbeit durchgeführten biografischen Analysen als kurze Vignetten Eingang in eine Publikation des Verfassers (Fach, 2022).

Wie ausführlich dargestellt (Kap. 4.3) sind die Formenkreise nicht diskret voneinander unterschieden. Sie gehen innerhalb der Kontinua, die wiederum im koinzidenten Bereich der Perzeption und im dissoziativen Bereich der Okkupation miteinander verbunden sind, ineinander über. Diese Kontinuitäten betreffen ebenso die ausgewählten Fälle. Die Zuweisung der Ratsuchenden zu den Klienteltypen bedeutet nicht, dass sie nur von AgE des Formenkreises, durch den sie clusteranalytisch charakterisiert wurden, betroffen sind. Im Folgenden wird die Stichprobe, bestehend aus sechs Frauen, vier Männern, einem Ehepaar und einer Familie, bestehend aus Eltern und zwei Söhnen, kurz vorgestellt.

13.2.2 Stichprobe

Die ausführliche Beschreibung der Ratsuchenden erfolgt im Ergebnisteil (Kap. 14). An dieser Stelle werden lediglich einige soziodemografische Eckdaten, die clusteranalytische Zuordnung der Betroffenen zu den DOKU-Klienteltypen und eine knappe Einordnung der beratungsrelevanten AgE gegeben. In sechs Fällen (B, C, G, H, I, K), in denen auch PAGE-Daten vorliegen, wird zudem der zugewiesene PAGE-Klienteltyp genannt.

Frau A ist Mitte 30, geschieden, alleinerziehende Mutter und derzeit nicht berufstätig. Sie und ihr jetziger Partner wohnen getrennt voneinander. Frau A ist ein ASW-Typ (DOKU) und fühlt sich insbesondere durch außersinnliche Wahrnehmungen von Menschen, die sich in innerer Not befinden, belastet.

Frau B ist Ende 40, geschieden, lebt mit ihrem Ex-Mann in häuslicher Gemeinschaft, hat erwachsene Kinder und ist berufstätig. Sie und ihr fester Partner wohnen getrennt voneinander. Als ASW-Typ (DOKU) bzw. koinzidenter Typ (PAGE) fühlt sich Frau B mit einer Internetbekanntschaft „telepathisch“ verbunden (IPR).

Frau C ist Ende 40, ledig, alleinstehend, kinderlos und berufstätig. Sie ist ein IPR-Typ (DOKU) bzw. ein internaler Typ (PAGE) und fühlt sich insbesondere durch somatische Phänomene beeinträchtigt, die sie auf den Einfluss einer ihr bekannten Person zurückführt. Zudem berichtet sie über außersinnliche Wahrnehmungen (ASW).

Herr D ist Mitte 40, geschieden, alleinlebend, kinderlos und berufstätig. Er ist ein IPR-Typ (DOKU) und sein Beeinflussungserleben ist mit dem Hören einer inneren Stimme verbunden, die er einer höheren Macht zuschreibt, sowie mit außersinnlichen, insbesondere präkognitiven Wahrnehmungen (ASW).

Frau E ist Ende 40, einmal geschieden, hat ein erwachsenes Kind aus erster Ehe, ist nicht berufstätig und lebt mit ihrem zweiten Ehemann zusammen. Sie ist ein MED-Typ (DOKU),

fühlt sich von einer fremden Macht besessen und berichtet insbesondere über somatische Phänomene und körperliche Automatismen.

Herr F ist Anfang 30, geschieden, kinderlos, alleinlebend und arbeitslos. Er ist ein IPR-Typ (DOKU), dessen Beeinflussungserleben mit außersinnlichen Wahrnehmungen durch Gedankeneingebung (ASW), spontanen Handlungsimpulsen (MED) und gelegentlichen kinetischen Phänomenen (SPK), die er einer bösen Macht zuschreibt, einhergeht.

Herr G ist Anfang 30, ledig, kinderlos, lebt mit seiner Freundin zusammen und ist berufstätig. Er ist ein SIN-Typ (DOKU) und Unterscorer (PAGE), der sinnvolle Korrespondenzen zwischen religiösen Themen, die ihn innerlich beschäftigen, und äußeren Ereignissen beobachtet und diese als Zeichen Gottes interpretiert.

Frau H ist Mitte 40, ledig, kinderlos, lebt mit ihrem festen Partner zusammen und ist berufstätig. Sie ist ein SIN-Typ (DOKU) bzw. koinzidenter Typ (PAGE) und berichtet unzählige Vorfälle, darunter auch kinetische Phänomene (SPK), die insbesondere ihr berufliches Vorankommen verhindern und die sie als übernatürliches Pech interpretiert.

Herr und Frau I sind beide Mitte 40. Frau I hat ein erwachsenes Kind aus einer ersten Ehe und arbeitet in Teilzeit. Herr I hat keine leiblichen Kinder und ist berufstätig. Beide sind SPK-Typen (DOKU) bzw. ist Frau I ein externaler Typ und Herr I ein Unterscorer (PAGE). Das Ehepaar schildert insbesondere kinetische Phänomene. Frau I berichtet zudem über ASW-Phänomene, die sie seit ihrer Kindheit habe.

Familie J kommt mit Herrn und Frau J, beide Anfang 40, sowie den Söhnen E und Z in die Beratung. Herr J arbeitet in Vollzeit, Frau J ist Hausfrau und arbeitet zusätzlich in Teilzeit. Sohn E, Anfang 20, ist in Berufsausbildung und Sohn Z geht noch zur Schule. Alle Familienmitglieder sind SPK-Typen (DOKU), die akustische und kinetische Phänomene in der gemeinsamen Wohnung bezeugen.

Frau K ist Mitte 20, ledig, alleinlebend mit einem kleinen Kind und in Elternzeit. Sie ist ein SPK-Typ (DOKU) bzw. externaler Typ (PAGE) und berichtet über akustische, kinetische und optische Phänomene in ihrer Wohnung, die auch ihr Kind wahrzunehmen scheint, sowie über Schlafparalysen und taktile Phänomene (NAM).

Herr L ist Ende 20, ledig, kinderlos, alleinlebend und berufstätig. Er ist ein NAM-Typ (DOKU) und berichtet über Schlafparalysen, nächtliche Erscheinungen und Attacken auf seinen Körper, die ihn befürchten lassen, eine fremde Kraft wolle in ihn eindringen und aus seinem Körper verdrängen.

Abgesehen von dem Beratungsgespräch mit Herrn L, das von nur einer Beraterin geführt wurde, der Beratung von Frau B unter Mitwirkung von zwei Beraterinnen und einem Berater sowie der Beratung von Familie J unter Beteiligung von insgesamt fünf beratenden Personen, wurden alle ausgewerteten Videogespräche von jeweils zwei Personen aus dem Beratungsteam geführt. Bei den Beratenden handelte es sich neben Frau Dr. Martina Belz, die zudem als Forschungs Koordinatorin und Supervisorin des Beratungsteams fungierte, um am IGPP angestellte Diplompsychologen und Diplompsychologinnen, nämlich: Eberhard Bauer, Cäcilia Schupp-Ihle, Ruth Fangmeier, Thomas Gilbrich, Annette Wiedemer und den Autor dieser Arbeit. Bis auf Eberhard Bauer hatten alle Beratenden im Zeitraum, in dem die analysierten Gespräche geführt wurden, eine psychotherapeutische Ausbildung abgeschlossen oder befanden sich in einer fortgeschrittenen Ausbildung.

13.2.3 Datenschutz

Alle Ratsuchenden haben dem IGPP ihre schriftliche Einwilligung gegeben, dass die Audio- und Videoaufzeichnungen der Beratungsgespräche für wissenschaftliche Forschungszwecke verwendet werden dürfen. Die in *Kurzbiografien* zusammengefassten Informationen, auf denen die Einschätzungen der Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi beruhen, lassen sich trotz Anonymisierung nicht so verfremden, dass ausgeschlossen werden kann, dass Dritte, denen die Ratsuchenden bekannt sind, auf deren Identität schließen können. Das gilt insbesondere für die *Extensionen* (Kap. 13.4.1) von Videoaufzeichnungen, die den *Plananalysen* und den ausgearbeiteten *Planstrukturen* zugrunde liegen. Die Teile mit sensiblen Daten, auf denen die im Folgenden dargestellten Ergebnisse basieren, befinden sich in einem nichtöffentlichen Anhang, in den, bei berechtigtem Interesse und unter Sicherstellung des Datenschutzes, über den Verfasser Einblick gewährt werden kann.³⁸

Um die Anonymität der Ratsuchenden in der öffentlichen Ergebnisdarstellung zu wahren, werden in den Fallbeschreibungen Personen nur mit Buchstaben („Frau B“) und/oder Umschreibungen ihrer Rolle (z. B. „Sohn A“, „Vorgesetzte“) bezeichnet. Es werden nur grobe Altersangaben gemacht („Mitte 20“), die zudem nicht konkreter einzuordnen sind, da die berichteten Fälle sich über den Zeitraum von 2004 bis 2011 erstrecken. Ist von Kindern oder Geschwistern die Rede, wird nicht die genaue Zahl genannt. Berufsbezeichnungen werden verallgemeinert oder verfremdet, sodass sie keinen Rückschluss auf die Person zulassen, aber den Grundcharakter ihrer Tätigkeit oder Ausbildung widerspiegeln. Insofern Orte oder die Herkunft der Ratsuchenden von Relevanz sind, werden diese nur grob lokalisiert (z. B. „Stadt in Ostdeutschland“, „Südeuropa“ oder ähnlich). Spielen Zugehörigkeiten zu besonderen Religionsgemeinschaften oder weltanschaulichen Gruppen eine Rolle, werden diese allgemein

³⁸ Anfragen können per E-Mail mit detaillierter Begründung des Anliegens an fach@igpp.de gerichtet werden.

umschrieben (z. B. „neureligiöse Bewegung“, „Freikirche“ etc.). Dem Datenschutz sollte zusätzlich zugutekommen, dass alle Beratungsfälle dreizehn bis zwanzig Jahre zurückliegen, sodass die heutige Lebenssituation der Ratsuchenden vermutlich nicht mehr der hier geschilderten entspricht.

13.3 Bindungsbiografische Analysen

Da keine Daten aus der Anwendung eines standardisierten Verfahrens wie dem AAI vorliegen, kann lediglich auf Grundlage der aufgezeichneten Beratungsgespräche sowie dokumentierter soziodemografischer und biografischer Angaben und teilweise vorliegender Fragebogendaten (dazu Kap. 13.3.3) auf Bindungsstile der Ratsuchenden geschlossen werden. Neben den Kriterien des AAI zur Einschätzung von Bindungsrepräsentationen und deren Charakterisierung (Kap. 12.1.3) orientieren wir uns bei der Auswertung des vorhandenen Materials noch an einem weiteren Instrument, nämlich dem Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating (EBPR) von Strauß und Lobo-Drost (1999). Bei der Durchführung des EBPR wird mittels eines sogenannten Beziehungsinterviews die Bindungsgeschichte von der Vergangenheit bis zur Gegenwart und zum aktuellen Beziehungsverhalten exploriert. Auf dieser Grundlage wird sowohl eine Einteilung der Befragten in Bindungsstile entsprechend den klassischen Bindungsrepräsentationen und darüber hinaus ein spezielles Rating durchgeführt, um sie noch spezifischeren Subtypen zuzuordnen.

Nachfolgend gehen wir noch etwas genauer auf das EBPR ein, um abschließend auf dem AAI und dem EBPR basierende Kriterien für die, zugegeben provisorische, Einschätzung der Bindungsstile der untersuchten Ratsuchenden zusammenzufassen. Unter Berücksichtigung der frühen Bindungserfahrungen bis zur aktuellen Lebens- und Partnerschaftssituation sowie des interaktionellen Verhaltens in der Beratung wird eine Einschätzung des Bindungsstils vorgenommen. Diese lässt zumindest auch hypothetische Rückschlüsse auf die Bindungsrepräsentation zu. Des Weiteren wird auf Grundkonflikte und Grundkonfliktverarbeitungsmodi nach OPD geschlossen. Im Ergebnisteil werden die Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi mit biografischen Kurzzusammenfassungen und Planstrukturen erläutert.

13.3.1 Einschätzung von Bindungsstilen

Vergleichsstudien mit dem AAI und dem EBPR zeigen, dass die konvergente Validität allenfalls moderat ist (Kirchmann et al., 2007; Strauß et al., 1999). Allein aus konzeptuellen Gründen ist hier wohl auch kein größerer Zusammenhang zu erwarten, da „mit den AAI-Kriterien erklärtermaßen Bindungsrepräsentanzen, mit dem Prototypenrating dagegen eher deren ver-

haltensbezogene Ausformungen erfaßt werden. Dies würde dafür sprechen, beide Methoden parallel einzusetzen“, so Strauß et al. (1999, S. 361). Dass zwischen Bindungsrepräsentationen und Bindungsstilen zu unterscheiden ist, und diese zwar mit gewisser Wahrscheinlichkeit, aber nicht zwingend übereinstimmen, haben wir schon mit Ross (2004) thematisiert (Kap. 12.2.1). Eine Diskrepanz zwischen Bindungsrepräsentation und Bindungsstil haben wir auch als mögliche Erklärung dafür in Betracht gezogen, dass die Ausprägungen der Bindungsvariablen bei den beiden dissoziativen Klienteltypen jeweils dem Bindungsstil widersprechen, der mit dem jeweiligen Formenkreiskontinuum assoziiert ist (Kap. 12.3.5, Abb. 38). Mit Blick auf die Grundkonflikte nach OPD (Arbeitskreis OPD, 2014) ist bemerkenswert, dass Strauß et al. schon zu Anfang mit der Einführung des EBPR in Betracht zogen, „daß auf dessen Basis eine operationalisierte Beschreibung von bindungsbezogenen Merkmalen entwickelt werden könnte, die in Zukunft beispielsweise eine Ergänzung zur Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik [...] darstellen könnte“ (1999, S. 362).

Die zentralen Aspekte, die mit dem Beziehungsinterview des EBPR erfasst werden sollen, eignen sich als Leitfaden für die Analyse der aufgezeichneten Beratungsgespräche und des sonst noch dokumentierten Materials. Folgende Punkte, die hier anhand einer Liste des EBPR-Manuals (Strauß & Lobo-Drost, 1999, S. 6–7) zusammengefasst sind, sollten im Interview angesprochen werden:

- Gefühle und Einstellungen gegenüber anderen und der eigenen Person;
- Bedürfnis nach Nähe, Angst vor Nähe;
- Wertschätzung durch andere bzw. die Bedeutung anderer Menschen;
- Vorstellungen, wie die interviewte Person von anderen erlebt wird;
- Wunschvorstellungen bezüglich Beziehungen;
- Bedeutung von Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit;
- Maß an „Berührtheit“ durch andere und die Bereitschaft, anderen gegenüber Bedürfnisse zu zeigen;
- Vertrauen bzw. Misstrauen gegenüber anderen Menschen;
- Gefühle und Verhaltensweisen in Trennungssituationen;
- Fähigkeit, sich anderen gegenüber abzugrenzen;
- Bedeutung von Freundschaften und Beziehungen und die Bereitschaft, anderen gegenüber Verpflichtungen einzugehen;
- Beschreibung wichtiger Bezugspersonen.

Nachfolgend fassen wir die Merkmalskriterien des EBPR (Strauß & Lobo-Drost, 1999, S. 17–18) zur Zuordnung von unsicheren Bindungsstilen mit denen des AAI, die schon ausführlicher dargelegt wurden (Kap. 12.1.3), zusammen:

- *Unsicher-distanzierter Bindungsstil:* Ein typischer Indikator für einen distanzierten Bindungsstil ist die Ablehnung der Eltern, die in der Kindheit als lieblos oder missbräuchlich beschrieben werden. Als Erwachsene vermeiden solche Menschen enge Beziehungen und emotionale Abhängigkeit. Sie streben nach Kontrolle, zum Beispiel in Helferrollen, sowohl um ihr Bedürfnis nach Bindung zu befriedigen als auch um ihre Autonomie zu schützen. Sie betonen ihre Unabhängigkeit, vertrauen sich anderen nicht an und reagieren mit Rückzug, wenn Konflikte entstehen. Nach dem EBPR fällt beim distanzierten Bindungsstil wie beim AAI die inkohärente Darstellung von Beziehungserfahrungen auf. Berichte sind unvollständig, Aussagen können nicht belegt werden, es fehlen Erinnerungen, sodass sich Interviewer insgesamt nur ein lückenhaftes Bild machen können. Hinzu kommen Rationalisierung und ein verringerter emotionaler Ausdruck. Beziehungserfahrungen werden unrealistisch idealisiert oder global abgewertet. Trennungserlebnisse werden bagatellisiert. Es kann Hinweise auf geringes Einfühlungsvermögen geben und häufiger findet sich eine negative Sicht auf andere Menschen.
- *Unsicher-verstrickter Bindungsstil:* Bei Ratsuchenden mit einem verstrickten Bindungsstil ist zu erwarten, dass sie eine ambivalente Einstellung zu ihren Eltern haben, die sie als streng, fordernd und empathielos beschreiben. Die emotionale Bindung an sie hält an und als Erwachsene tragen sie ihr kindliches Bedürfnis nach Fürsorge in andere Beziehungen. Dabei sind sie hin- und hergerissen zwischen forderndem und unterwürfigem Verhalten. Um Zuneigung und Anerkennung zu erhalten, passen sie sich den Erwartungen anderer an und versuchen häufig, durch Leistung zu überzeugen. Sie vermeiden direkte Konflikte und Konfrontationen aus Angst vor Ablehnung und Trennung, kämpfen aber innerlich mit ihrer Abhängigkeit. Nach dem EBPR trifft man auch hier eine inkohärente Darstellung von Beziehungserfahrungen an, die die Interviewer durch ungeordnete Darstellung, irrelevante oder ausufernde Schilderungen, Verschwimmen von Zeitebenen und Überflutungen durch Erinnerungen verwirren können. Beziehungserfahrungen werden stark betont, wobei Schilderungen affektgeladen sind. Es finden sich Hinweise auf übermäßige Abhängigkeit und Verlustangst, unverarbeitete Trennungserlebnisse und auf eine Verstrickung in problematische Beziehungsgeschichten. Das Selbstbild ist eher negativ, die Sicht auf andere kann eher positiv sein.
- *Unsicher-gemischter Bindungsstil:* Bei Ratsuchenden mit einem unsicher-gemischtem Bindungsstil treten Verhaltenskomponenten des distanzierten und verstrickten Bindungsstils in einer eingespielten und organisierten Weise auf.
- *Desorganisierter Bindungsstil:* Bei einem desorganisierten Bindungsstil stehen die vorhandenen Verhaltenskomponenten des distanzierten und verstrickten Bindungsstils, anders als beim gemischten Bindungsstil, in keinem organisierten Zusammenhang. Verhaltensweisen wirken kontradiktorisch und chaotisch.

13.3.2 Einschätzung von Konfliktverarbeitungsmodi

Wir gehen davon aus, dass der distanzierte Bindungsstil mit den aktiven Konfliktverarbeitungsmodi „Kontrolle“, „Autarkie“ und „Individuation“ korrespondiert und der verstrickte Stil mit den passiven Konfliktverarbeitungsmodi „Unterwerfung“, „Versorgung“ und „Abhängigkeit“. Autonomie und Bindung münden im Individuations-Abhängigkeits-Konflikt in den Gegensatz von Separation vs. Heteronomie. In Anlehnung an eine Übersicht, die anhand verschiedener Quellen (Arbeitskreis OPD, 2014; Leichsenring, 2006; Remmers & Boessmann, 2016; Wöller & Kruse, 2010) von Mackenthun (2018, S. 70–77) erstellt wurde, fassen wir die zentralen Merkmale der OPD-Konflikttypen, die schon an anderer Stelle (Kap. 12.3.1) grob charakterisiert wurden, hier wie folgt zusammen:

Individuation versus Abhängigkeit

- Personen im *aktiven Individuationsmodus* zeichnen sich durch „übersteigerte emotionale und existenzielle Unabhängigkeit, Kampf in allen Lebensbereichen um Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, Unterdrückung eigener Bedürfnisse nach Anlehnung und Nähe, Selbstwahrnehmung von großer Stärke und Nicht-Angewiesensein-auf-Andere“ sowie durch eine „existenzielle Angst vor Nähe, Vereinnahmung und Verschmelzung“ aus.
- Personen im *passiven Abhängigkeitsmodus* zeichnen sich durch „enge und dauerhafte Beziehungen (fast) um jeden Preis, Vermeiden von Verantwortung und Eigenständigkeit, Unterordnung unter die Wünsche und Interessen der Beziehungspersonen, Verleugnung, Bagatellisierung oder Rationalisierung von Konflikten in Beziehungen, Selbstwahrnehmung von Hilflosigkeit, Schwäche und Angewiesensein-auf-Andere“ sowie durch eine „existenzielle Angst bei Verlust, Trennung und Einsamkeit“ aus.

Autarkie versus Versorgung

- Eine Person im *aktiven Autarkiemodus* hat eine „selbstversorgende, anspruchslose Grundhaltung mit erheblichem altruistischem Einsatz für andere“. „Wünsche nach Versorgung und Geborgenheit [...] werden als Selbstgenügsamkeit und Anspruchslosigkeit abgewehrt“ und „die Versorgung, nach der er sich selbst unbewusst sehnt“ wird anderen gegeben.
- Eine Person im *passiven Versorgungsmodus* hat eine „passive Neigung, sich versorgen zu lassen“, zeigt ein „anklammerndes Verhalten“, will „etwas bekommen“, hat „Angst, den anderen zu verlieren“ und ihre „Wünsche nach Versorgung und Geborgenheit führen zu starker Abhängigkeit“.

Kontrolle versus Unterwerfung

- Eine Person im *aktiven Kontrollmodus* hat „Angst, fremdbestimmt zu werden“, „Kontrolle und Auflehnung (Bekämpfen) [...] bestimmen die interpersonellen Beziehun-

gen und das innere Erleben“, und sie zeigt eine „übermäßige Tendenz zur Dominanz“ sowie „trotzige Aggressivität, Machtlust, Wut, Ärger“.

- Eine Person im *passiven Unterwerfungsmodus* hat eine „übermäßige Tendenz zur Unterwerfung“, nimmt „Gegebenheiten hin als Schicksal“, ist „geprägt von Gehorsam“. Dabei zeigt sie eine „passiv-aggressive Unterwerfung“, „ohnmächtige Wut“ und eine „untergründig spürbare Verärgerung bei gefügigem Verhalten“.

Bei der Erfassung der aktiven Modi Kontrolle und Autarkie führen die obigen Konzeptualisierungen zu Problemen, die sich besonders deutlich am OPD-Konfliktfragebogen (OPD-KF) von Benecke et al. (2018) aufzeigen lassen. Der OPD-KF umfasst 13 Skalen mit 66 Items bzw. vier bis sieben Items pro Skala, mit denen die aktiven und passiven Bewältigungsmodi der sechs Grundkonflikte und außerdem eine abgewehrte Konflikt- und Gefühlswahrnehmung erfasst werden sollen. Angesichts unbefriedigender psychometrischer Kennwerte handelt es sich laut Autoren nur um eine erste, vorläufige Version, die weiterentwickelt und validiert werden muss, bevor ein Einsatz in der Praxis empfohlen werden kann.

Die Untersuchung der Faktorenstruktur der OPD-KF-Skalen zeigte, dass die passiven Konfliktverarbeitungsmodi Versorgung, Unterwerfung und Abhängigkeit durch einen soliden Faktor repräsentiert werden, der Personen beschreibt, die wir auf dem externalen Formenkreiskontinuum verorten würden (Kap. 12.3.5, Abb. 38). Die aktiven Modi wurden indessen auf unterschiedlichen Faktoren abgebildet. Individuation trat als spezifischer und eigenständiger Faktor auf. Kontrolle fand sich auf einem Faktor mit aktiver Bewältigung des Selbstwertkonflikts. Die entsprechende Skala hat nur geringe interne Konsistenz. Die Autoren führen das darauf zurück, dass Kontrolle in der OPD sowohl durch ein Kontrollbedürfnis als auch durch Dominanz- und Machtstreben definiert wird und beide Aspekte vermutlich unabhängig voneinander sind. Eine Betrachtung der Items der Kontrollskala (u. a. „ich habe einen starken Willen und gehe körperlich über meine Leistungsgrenzen hinaus“; „Geld ist Macht“ – ich nutze meine eigenen Finanzmittel gerne auch mal dazu, um die Dinge nach meinen Vorstellungen zu beeinflussen“; „Kontrolle zu haben, ist für mich sehr wichtig“) und der Selbstwertskala (u. a. „ich glaube, dass ich vieles besser kann als die meisten anderen“; „andere beneiden mich um meine sexuelle Ausstrahlung/Potenz“; „mein Körper ist leistungsfähiger als der von anderen“) untermauert diese Einschätzung.

Im Kontext der vorliegenden Arbeit operationalisieren wir Kontrolle in etwa so wie im FAMOS („die Situation im Griff zu haben“; „mich selbst unter Kontrolle zu haben“; „die Übersicht zu behalten“; „mich selbst zu beherrschen“). Das heißt, Kontrolle meint zum einen Selbstkontrolle, die insbesondere auch durch AgE mit internalen Phänomenen verletzt wird, und zum anderen interaktionelle Kontrolle, die auf vielfältige Weise ausgeübt werden kann und nicht an Machtausübung oder Aggression gebunden ist.

Autarkie lud auf einem Faktor gemeinsam mit Selbstwert im passiven Modus (u. a. „oft schäme ich mich, weil ich so bin wie ich bin“; „ich denke oft, dass ich irgendwie nicht so viel wert bin, wie viele andere“; „ich habe das Gefühl, als Mensch nicht viel zu gelten“). Dass Autarkie hier keinen Zusammenhang mit Individuation und Kontrolle aufweist, ist angesichts der ebenfalls eher passiv formulierten Items der Autarkieskala (u. a. „für mich selbst brauche ich eigentlich nicht viel“; „mir ist sehr wichtig, dass es den anderen gut geht – ich selbst bin eher anspruchslos“; „für mich selbst etwas bei anderen einzufordern, fällt mir sehr schwer“; „ich achte auf die Bedürfnisse von anderen mehr als auf meine eigenen“) verständlich. So wundert es auch nicht, dass dieser Faktor zu .48 mit dem erstgenannten Faktor, das heißt mit den passiven Modi, korreliert.

Auch hier orientieren wir uns mehr am FAMOS, insbesondere an der Skala Altruismus („anderen zu helfen“, „andere zu unterstützen“, „mich für Schwächere einzusetzen“, „andere zu beschützen“), die den Aspekt des Helfens in einer deutlich aktiveren und selbstbewussteren Weise operationalisiert und damit auch eine Nähe zu Kontrolle aufweist, man denke an Kontrolle und Dominanz in einer Helferrolle. An anderer Stelle (Kap. 12.3.5) wurde schon darauf hingewiesen, dass eine Abgrenzung von Kontrolle und Autarkie in unserem Forschungskontext schwierig und auch unnötig ist, weshalb wir die aktiven Konfliktverarbeitungsmodi Kontrolle/Autarkie zusammenfassen. Für die Zusammenfassung der passiven Modi Unterwerfung/Versorgung gibt uns zudem die Faktorenanalyse von Benecke et al. eine Berechtigung.

13.3.3 Fragebogendaten

In acht der zwölf untersuchten Fälle (Frau A, Frau B, Frau C, Herr D, Herr G, Frau H, Ehepaar I, Frau K) liegen Fragebogendaten vor. Von besonderem Interesse sind zwei Instrumente mit konsistenztheoretischem Hintergrund, die Informationen im Hinblick auf wichtige Vermeidungspläne und Annäherungspläne geben, aber damit auch Anhaltspunkte für die Einschätzung von Bindungsstilen und Konfliktverarbeitungsmodi liefern. Es handelt sich um den „Fragebogen zur Analyse Motivationaler Schemata“ (FAMOS; Grosse Holtforth & Grawe, 2002; Holtforth & Grawe, 2000) und den „Inkongruenzfragebogen“ (INK; Grosse Holtforth et al., 2004; Grosse Holtforth & Grawe, 2003).

FAMOS

Der FAMOS wurde zur Einschätzung der Wichtigkeit von Annäherungszielen und der Aversivität von Vermeidungszielen entwickelt und besteht aus 94 Items, von denen jeweils drei bis fünf Items insgesamt 23 Skalen konstituieren. 14 Skalen bilden Annäherungsziele auf fünfstufigen Likertskalen als „überhaupt nicht“, „weniger“, „mittelmäßig“, „ziemlich“ bis „außerordentlich wichtig“ ab und 9 Skalen Vermeidungsziele entsprechend als „überhaupt

nicht schlimm“, „weniger“, „mittelmäßig“, „ziemlich“ bis „außerordentlich schlimm“. Bei der Auswertung werden Mittelwerte für jede Skala sowie jeweils zusammenfassend für die Annäherungs- und die Vermeidungszielskalen berechnet. Skalen, die Anhaltspunkte für Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi sein könnten, sind im Folgenden mit den Items aufgezählt.

INK

Der INK basiert auf dem FAMOS und umfasst die gleichen Skalen, wobei die FAMOS-Items so umformuliert wurden, dass sie den Grad der gelingenden Erreichung oder Vermeidung der motivationalen Ziele erfasst. Damit misst der INK die Intensität von motivationaler Inkongruenz, definiert als „wahrgenommene Diskrepanz zwischen den motivationalen Zielen und der Realität“ wobei „motivationale Ziele als potentiell anzustrebende oder zu vermeidende Transaktionen der Person mit der Umwelt oder sich selbst“ (Grosse Holtforth & Grawe, 2003, S. 316) zu verstehen sind. Wie beim FAMOS werden bei der Auswertung für alle Skalen Mittelwerte gebildet. Die fünfstufige Skala für die Annäherungsziele reicht von „viel zu wenig“ bis „völlig ausreichend“, bei den Vermeidungszielen wird das aktuelle Zutreffen der zu vermeidenden Transaktionen mit „trifft überhaupt nicht zu“ bis „trifft sehr stark zu“ angegeben. Auch die INK-Skalenmittelwerte können anschaulich in einem Profil abgebildet werden.

Skalenbezüge

Während der FAMOS stärker überdauernde motivationale Ziele abbildet und damit eher auf Stile bezogen werden kann, lassen sich die INK-Werte auf Aktualkonflikte beziehen, da sie gegenwärtig verletzte Bedürfnisse anzeigen können. Von den 23 Skalen des FAMOS und INK lassen sich jeweils sechs Skalen bei Betrachtung ihrer Items eher dem Autonomiebedürfnis und einer aktiven Konfliktverarbeitung oder dem Bindungsbedürfnis und einer passiven Konfliktverarbeitung zuordnen. In beiden Fällen handelt es sich jeweils um drei Annäherungs- und drei Vermeidungsskalen.

Die folgenden Skalen lassen auf *Autonomie/aktive Konfliktverarbeitung* schließen:

- Annäherungsziele

Autonomie: „unabhängig zu sein“; „eigenständig zu sein“; „selber über mich zu bestimmen“; „meinen Freiraum zu haben“.

Kontrolle: „die Situation im Griff zu haben“; „mich selbst unter Kontrolle zu haben“; „die Übersicht zu behalten“; „mich selbst zu beherrschen“.

Altruismus: „anderen zu helfen“; „andere zu unterstützen“; „mich für Schwächere einzusetzen“; „andere zu beschützen“.

- Vermeidungsziele

Abhängigkeit/ Autonomieverlust: „abhängig zu sein“; „nicht selbst bestimmen zu können“; „fremdbestimmt zu werden“; „meine Eigenständigkeit zu verlieren“; „eingeeengt zu werden“.

Schwäche/ Kontrollverlust: „von Gefühlen überwältigt zu werden“; „meine eigenen Bedürfnisse zu zeigen“; „eigene Schwächen zu zeigen“.

Hilflosigkeit: „einer Situation ausgeliefert zu sein“; „machtlos zu sein“; „hilflos zu sein“; „etwas Wichtiges nicht zu verstehen“.

Die folgenden Skalen lassen auf *Bindung/passive Konfliktverarbeitung* schließen:

- Annäherungsziele

Intimität/ Bindung: „eine verlässliche Paarbeziehung zu haben“; „mit jemandem zärtlich zu sein“; „einsam zu sein“; „nicht genug Liebe und Zuwendung zu erhalten“; „eine intime Beziehung zu haben“; „Liebe zu erfahren“; „meine Sexualität zu leben“.

Affiliation/ Geselligkeit: „einen großen Bekanntenkreis zu haben“; „viele Freunde zu haben“; „viele Kontakte zu haben“; „viel mit anderen zusammen unternehmen“.

Hilfe: „Hilfe zu bekommen“; „umsorgt zu werden“; „beschützt zu werden“; „entlastet zu werden“.

- Vermeidungsziele

Alleinsein/ Trennung: „einsam zu sein“; „nicht genug Liebe und Zuwendung zu erhalten“; „andere zu verlieren“; „von anderen getrennt zu sein“; „verlassen zu werden“.

Vorwürfe/ Kritik: „angegriffen zu werden“; „Vorwürfen ausgesetzt zu sein“; „kritisiert zu werden“.

Verletzungen/ Spannungen: „andere aggressiv zu behandeln“; „andere zu verärgern“; „andere zu verletzen“; „mich mit anderen zu streiten“.

Die mit den Annäherungszielen Anerkennung/Bestätigung, Status, Leistung, Bildung/Verstehen, Glauben/Sinn, Abwechslung, Selbstvertrauen, Selbstbelohnung und den Vermeidungszielen Geringschätzung, Erniedrigung/Blamage, Versagen verknüpften Skalen sind zu unspezifisch, um sie im Vorhinein ohne eine individuelle Kontextualisierung spezifisch auf Autonomie oder Bindung beziehen zu können. Wenn diese Skalen bei den untersuchten Ratsuchenden wichtige Hinweise liefern, werden sie im Ergebnisteil berücksichtigt.

Anders als beim FAMOS sind beim INK nur die Extremausprägungen am Anfang und Ende der Skalen verbalisiert. Um die drei Zwischenstufen der INK-Skalen im Ergebnisteil verbalisieren zu können, werden sie dort in Anlehnung an den FAMOS bezüglich der Annäherungszielskalen mit „viel zu wenig“, „zu wenig“, „mittelmäßig“, „ziemlich“ bis „völlig ausreichend“, und bezüglich der Vermeidungsziele mit „trifft überhaupt nicht zu“, „trifft wenig zu“, „trifft mittelmäßig zu“, „trifft ziemlich zu“ bis „trifft sehr stark zu“ angegeben.

13.4 Durchführung der Plananalysen

Während die Plananalyse in der Praxis ohne größere Umstände als ein hilfreiches Mittel zur Entwicklung eines besseren Verständnisses der Klientinnen und Klienten und ihrer Probleme sowie zur Optimierung des beraterischen oder therapeutischen Vorgehens eingesetzt werden kann, ist das Erstellen von Plananalysen für Forschungszwecke deutlich aufwendiger. Das Vorgehen muss hier selbstverständlich für Außenstehende in allen Schritten transparent, nachvollziehbar und hinterfragbar sein. Deshalb ist der Prozess des Interpretierens von Verhalten und des Erschließens von Plänen im Forschungskontext expliziter darzustellen und es sind umfangreichere Planstrukturen anzufertigen. In einem ersten Schritt werden sogenannte Extensionen der ausgewählten Videoausschnitte von Beratungsgesprächen erstellt. Im Unterschied zu einem sehr zeitaufwendigen Transkript liefert eine Extension keine detaillierte wörtliche Wiedergabe, sondern eine ausführliche Zusammenfassung des Gesprächsverlaufs. Nachdem zunächst Grundsätzliches zur Erstellung einer Extension erläutert wurde, (Kap. 13.4.1), wird auf das Erschließen von Plänen im Kontext unserer Fragestellungen eingegangen (Kap. 13.4.2). Nach Caspar kann das Interesse „je nach Forschungsfragestellung auf ganz bestimmte Aspekte *konzentriert* sein. Diese werden dann in der Analyse entsprechend differenzierter herausgearbeitet, andere eher in den Hintergrund gestellt“ (2018, S. 271). In der vorliegenden Arbeit stehen die Aspekte Autonomie und Bindung im Vordergrund.

Die Plananalysen und Planstrukturen der zwölf untersuchten Fälle wurden vom Autor nach den konventionellen Vorgaben und Regeln von Caspar (2018) erschlossen. Zuvor wurde das Vorgehen mit drei Kolleginnen aus der IGPP-Beratung (Ruth Fangmeier, Cäcilia Schupp-Ihle, Annette Wiedemer, alle Diplom-Psychologinnen und psychologische Psychotherapeutinnen), die wie der Autor bereits über Vorerfahrungen in der Plananalyse verfügten, vertiefend geübt und reflektiert. An die gemeinsame Lern- und Trainingsphase schloss sich eine Übereinstimmungsprüfung anhand von zwei AgE-Beratungsfällen an, die die Reliabilität der Plananalysen des Autors absichern sollte und weiter unten ausführlich dargestellt wird (Kap. 13.5).

13.4.1 Erstellung von Extensionen

In der therapeutischen Praxis werden Planstrukturen, wie bereits dargelegt (Kap. 12.4.1), direkt aus Verhaltensbeobachtungen, aus Berichten von Klientinnen und Klienten, über Emotionen und Handlungsimpulse, die sie bei Therapeutinnen und Therapeuten auslösen, und anhand von anderen Quellen, wie Fragebogen, Auskünften von Angehörigen usw. erschlossen. Im Forschungskontext muss das interpretative Vorgehen jedoch so expliziert werden, dass die Interpretationen der Analysierenden nachzuvollziehen sind. Zu diesem Zweck wird

in einem Zwischenschritt von der Beobachtung bis zum Erschließen einer Planstruktur eine *Extension* angefertigt. „Der Begriff ‚Extension‘ (im Unterschied etwa zu ‚Exzerpt‘) soll darauf aufmerksam machen, dass es sich bei diesem Schritt um einen zwar noch relativ wenig, aber doch schon deutlich interpretativen Schritt handelt“ (Caspar, 2018, S. 272). Mit einer Extension wird das Geschehen in der auf Video aufgezeichneten Beratungssitzung, aus der Pläne der Ratsuchenden erschlossen werden sollen, in kompakter Form verschriftlicht. Es handelt sich um eine chronologische Zusammenfassung des Gesprächsverlaufs und des interaktiven Verhaltens. Dazu zählen auch nonverbale Kommunikation und Signale, die über Mimik, Gestik, Körperhaltung, Sprache, Stimmlage oder Kleidung zum Ausdruck kommen.

Die Länge einer Extension sollte etwa ein Viertel bis ein Drittel eines gewöhnlichen Transkriptes ausmachen (Caspar, 2018). Mehr oder weniger selbstverständliche und im Beratungskontext erwartbare Interaktionen und Gesprächsinhalte, die wenig Aufschluss über besondere Merkmale und individuelle Pläne der Ratsuchenden geben, werden vernachlässigt, während Sequenzen mit wichtigen Informationen und auffälligem Verhalten ausführlicher wiedergegeben werden und in den Vordergrund treten. Im Fokus stehen damit Berichte und Situationen, in denen individuelles und eigentümliches Erleben und Verhalten zum Ausdruck kommen. „Dabei impliziert ein Festhalten als ‚auffällig‘ nicht bereits eine Beurteilung als ‚problematisch‘ und schon gar nicht als ‚instrumentell‘, sondern heißt nur ‚besonderer Beachtung wert‘“ (Caspar, 2018, S. 154). „Auffälligkeit“ schließt psychische Störungen ein, bedeutet beim Erstellen der Extensionen zunächst einmal aber nur, dass ein beobachtetes oder berichtetes Verhalten die Ratsuchenden in besonderer Weise kennzeichnet und dass es potenziell relevant für das Erschließen ihrer individuellen Planstruktur ist. Neben konkreten Verhaltensweisen in der Beratung und ihren Berichten über ihr Verhalten und Erleben können insbesondere auch die Wirkungen ihres Verhaltens auf die Beratenden und gegebenenfalls auf weitere Personen (Angehörige, Freunde etc.) wichtige Hinweise auf Pläne der Ratsuchenden geben.

Zu den zentralen Problemen und Lebensereignissen der Ratsuchenden gehören selbstverständlich ihre AgE, die sowohl in den ausgewählten Videosequenzen als auch in den Extensionen entsprechenden Raum einnehmen, wenn die Betroffenen darüber berichten. Eine Besonderheit der AgE-Beratung liegt darin, dass auf Wunsch der Ratsuchenden von Seiten der Beratenden auch ausführlichere Informationen zum Stand der wissenschaftlichen Forschung auf den Grenzgebieten der Psychologie sowie theoretische Erklärungen zu AgP und AgE gegeben werden. In der Extension wird auf entsprechende Einheiten und die behandelten Themen nur knapp hingewiesen. Von Interesse ist allerdings, wie die Ratsuchenden darauf reagieren – insbesondere, wenn Erläuterungen und Erklärungsansätze möglicherweise ihre eigenen Überzeugungen relativieren oder infrage stellen.

Auch wenn nur Beobachtungen wiedergegeben werden und eine Extension rein deskriptiv bleiben soll, ist das Selektieren und Zusammenfassen von Informationen bereits ein interpretativer Schritt. Allerdings bleibt das Vorgehen nachvollziehbar, denn Extensionen sind in überschaubare Abschnitte mit Zeitangaben unterteilt. Videosequenzen können leicht aufgefunden und mit der Extension abgeglichen werden. In der vorliegenden Arbeit umfassen die Zeitfenster, abhängig vom Umfang der als relevant erachteten und wiedergegebenen Inhalte, jeweils eine Gesprächsdauer von etwa ein bis drei Minuten. Die Sequenzen sind tabellarisch in einer zweiseitigen Extension wiedergegeben. Tabelle 96 gibt exemplarisch einen Auszug aus einer Extension wieder. Die Zeitangaben befinden sich in der schmalen linken Spalte und rechts davon der Text. Die Gliederung ergibt sich vor allem durch Wechsel von Themen und Sprechenden.

Tab. 96: Auszug aus einer Extension

Zeit	Gesprächsverlauf
00:03:17	Berater fragt, ob die Klientin unabhängig von der Astrologie in ihrem konkreten Leben etwas damit anfangen könne, dass nähere Bezugspersonen ihr zuschrieben, dass sie Chaos veranstalte (nickt bekräftigend und bejaht) und ob sie Dinge veranstalte, die chaotisch seien. Das verneint die Klientin ausdrücklich, sie frage sich immer wieder, ob sie etwas dafür könne, ob sie es hätte verhindern können: Nein, sie habe einfach viel Pech. Als Beispiel könne sie ihr ganzes Leben erzählen.
00:03:54	Berater führt aus, er habe sie so verstanden, dass sie zurzeit wenig soziale Kontakte und Beziehungen habe, weil es anderen zu viel Chaos sei und diese sich von ihr zurückzögen. Berater fragt, ob das Chaos darin bestehe, dass bei der Klientin immer wieder Sachen und Geräte kaputtgingen. Klientin bestätigt. Berater erwidert, dass dieses doch für andere Leute nicht tragisch sei. Sie erwidert, dass die Leute ihr dann ja helfen müssten. Wenn das fünfte, sechste oder siebte Auto kaputtgehe und Motorschaden habe, egal ob es neu oder alt sei, müsse es ja abgeschleppt werden und ihr jemand beim Organisieren helfen. Es sei permanent so, dass sie „irgendwo reinrattele“ und diese Probleme lösen müsse.
00:04:53	Berater fragt, ob die Phänomene auch Kontakte zu anderen Menschen behinderten. Klientin bestätigt, dass es bei einem Freundespaar so gewesen sei. Die hätten definitiv gesagt, sie packten das jetzt nicht mehr, da müsse sie Verständnis dafür haben. Wobei es ja so sei, dass, wenn man wirklich gut Freund sei, ja dann dazu stehe, auch wenn der andere das zehnte Mal „irgendwo reinrattele“.
00:05:27	Berater fragt, ob sie immer noch Verständnis für solche Freunde habe, ob sie das traurig oder wütend mache. Klientin antwortet, es mache sie (betont) „furchtbar traurig“, sie habe aber trotzdem Verständnis. Sie habe mehrere solcher Fälle, in denen ihr Leute sehr nahegestanden hätten (unterbricht sich) – „mein Gott“, wenn man solche Eltern habe, dann verzeihe man alles Mögliche auch den Freunden. Sie müsse immer wieder aufpassen, dass sie nicht richtig sauer werde auf jemanden, der ihr wieder mal so etwas angetan habe.

Die Extensionen wurden in drei Schritten angefertigt. In einem ersten Arbeitsgang wurden vom Autor aus dem verfügbaren Videomaterial jeweils ein oder zwei durchgehende Passagen von insgesamt 60 bis 75 Minuten Dauer für jeden Fall ausgewählt. Die Auszüge sollten im Hinblick auf die AgE und die mit ihnen verbundenen Umstände aussagekräftig sein und sich durch eine konfliktorientierte Exploration der Lebenssituation und Biografie auszeichnen. In einem zweiten Schritt wurden von wissenschaftlichen Hilfskräften (Psychologiestudierende) nach vorheriger Anleitung erste Rohfassungen von Extensionen erstellt. Im dritten Arbeitsgang wurden die meist noch sehr ausführlichen Zusammenfassungen vom Autor mit dem Videomaterial abgeglichen und inhaltlich sowie sprachlich ausgearbeitet. Nach der Fertigstellung betrug die Textmenge durchschnittlich 12–13 Seiten pro Fall und entsprach damit in etwa der Vorgabe Caspars (2018), der für 45 Minuten ca. 8 Seiten veranschlagt.

13.4.2 Erschließen der Planstrukturen

Die Planstrukturen wurden nach den ausführlichen Vorgaben und Empfehlungen von Caspar (2018, S. 143–218) erschlossen. Es wurden alle verfügbaren Informationsquellen genutzt, um ein bestmögliches Verständnis der Ratsuchenden zu gewinnen. Zusätzlich zu den Extensionen der ausgewählten Videoauszüge wurden weitere Video- und Audioaufzeichnungen, E-Mails, Briefe, Protokolle, Fragebogen oder Schilderungen dritter Personen (Angehörige, Freunde etc.) berücksichtigt. Alle Informationen, die nicht aus den Extensionen stammen und Eingang in die Planstrukturen fanden, wurden in die Fallbeschreibungen und biografischen Zusammenfassungen aufgenommen. Konkret wurde so vorgegangen, dass anhand der vorhandenen Quellen auffällige Verhaltensweisen bestimmt, im Indikativ formuliert und schriftlich protokolliert wurden. Der Schwerpunkt lag dabei auf den individuell hervorstechenden intrapsychischen und interaktionellen Verhaltensweisen der Ratsuchenden. Gelegentlich wurde auch die somatische Ebene („erzeugt somatoformen Herzschmerz“) miteinbezogen und bei Ehepaar I und Familie J wurde auch das dyadische (z. B. „Ehepaar hält Händchen“) bzw. das soziale System („Familie flüchtet aus Wohnung“) berücksichtigt. Auf Möglichkeiten der Einbettung von AgP und AgE in die Planstrukturen werden wir im nächsten Kapitel genauer eingehen.

Zum Erschließen von Plänen gibt es nach Caspar (2018, S. 161–162) fünf grundsätzliche Vorgehensweisen. *Erstens* kann man von bestimmten *Leitfragen* ausgehen und untersuchen (1) welche Gefühle und Eindrücke die Ratsuchenden bei den Beratenden oder anderen Personen auslösen, (2) welches Verhalten sie bei anderen auslösen wollen, (3) welches Bild sie von sich zu vermitteln versuchen, (4) welches Bild von sich selbst sie aufrechterhalten wollen und (5) welches Verhalten anderer sie zu verhindern versuchen. *Zweitens* kann man Bottom-up direkt von einer *Verhaltensweise* auf einen Plan schließen. *Drittens* kann man den *gemeinsamen Nenner* mehrerer Verhaltensaspekte suchen und daraus einen Plan erschließen. Bei diesen

Vorgehensweisen ist zu prüfen, ob weitere Verhaltensbeobachtungen die Planhypothesen stützen können. *Viertens* können Pläne von *Emotionen* her erschlossen werden, wenn man bei ihnen annehmen kann, dass sie auf die Blockierung eines bestimmten Planes zurückzuführen sind. Und *fünftens* können Pläne *top-down* erschlossen werden, indem man beispielsweise fragt, wie eine Person ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt. Im Wesentlichen werden Planstrukturen zwar induktiv „von unten nach oben“ bzw. von der Verhaltensebene abgeleitet, dieses Vorgehen sollte aber durch ein deduktives, heuristisches Suchen „von oben nach unten“ ergänzt werden: „Ein Erschließen ‚von oben‘ ist insbesondere wichtig, um auf solche Pläne zu kommen, bei denen nicht ihre hypothetische Existenz, sondern ihr *Fehlen* ein bemerkenswertes Merkmal für einen Patienten ist“ (Caspar, 2018, S. 165).

In der vorliegenden Arbeit wurden Pläne primär Bottom-up erschlossen, aber das zusätzliche Top-Down-Erschließen ist im Hinblick auf die Konzepte, Fragestellungen und Hypothesen zu Autonomie und Bindung, die wir plananalytisch untersuchen wollen, von besonderer Relevanz. Caspar hebt hervor, dass man bei Analysen „von oben“ Theorien und Normen haben muss. Wir gehen davon aus, dass das Wohlbefinden und die psychische Gesundheit des Menschen von der Befriedigung der Grundbedürfnisse nach Autonomie und Bindung bzw. der Bewältigung von potenziell mit diesen Bedürfnissen verbundenen Grundkonflikten abhängt: „Durch Abweichung von solchen expliziten oder impliziten Normen wird man unter Umständen auf Vermeidungsverhalten, Pläne, die der Ablenkung und dem Ersatz dienen, usw. aufmerksam“ (Caspar, 2018, S. 166).

Um eine individuelle und charakteristische Struktur zu erarbeiten, werden bei der Benennung von Plänen möglichst Redeweisen (z. B. „lass dich nicht zum Sündenbock machen“) und Begriffe (z. B. „zeige, dass du der ‚Nierenstein‘ der Familie bist“) eingesetzt, die von den Ratsuchenden selbst verwendet werden. Bei der Formulierung der Pläne wurde auf sprachliche Nuancen geachtet, die auch beim Lesen und im Hinblick auf das richtige Verständnis zu berücksichtigen sind. Beispielsweise weist ein Plan „zeige dich strebsam“ eher auf ein interaktionelles Ziel hin, nämlich einen bestimmten Eindruck bei anderen zu erwecken. Mit diesem Plan muss eine Person nicht zwangsläufig wirklich strebsam sein. Stärker auf das Selbstkonzept und das Erreichen eines Leistungsziels bezogen wäre die Formulierung „sei strebsam“.

Von der Verhaltensebene her werden die Planstrukturen netzwerkartig erschlossen. Pläne, die inhaltlich und funktional zusammenhängen, sollten in räumlicher Nähe angeordnet werden. Das Strukturierungskriterium folgt dem hierarchischen Prinzip: Untergeordnete Pläne werden als Mittel für übergeordnete Pläne aufgefasst, übergeordnete Pläne als Zielkomponente der untergeordneten Pläne. Je höher ein Plan steht, desto mehr Pläne sind ihm untergeordnet. Je höher ein Plan lokalisiert wird, desto abstrakter ist sein Inhalt. Eine absolute

unterste oder oberste Ebene existiert jedoch nicht. Auf der obersten Ebene finden sich gewöhnlich die Bedürfnisse. Wir haben schon erläutert, dass Caspar (2018) nichts davon hält, sich auf bestimmte Bedürfnisse als Grundbedürfnisse festzulegen (Kap. 3.3.1), und er weist darauf hin, dass man etwa mit den Grundbedürfnissen, die Grawe (2000, 2004) postuliert, nicht zwingend an das Ende einer Planstruktur stößt: „Höchste Ebene bedeutet [...] streng genommen nur, dass man da in der Regel nicht weiterfragt, obwohl man das durchaus tun könnte“ (S. 57). Die Höhe von Plänen repräsentiert zudem auch nicht ihre Wichtigkeit, „sondern das jeweilige Gewicht, mit dem ein Plan die Konstruktion von Verhalten-in-Situationen bestimmt, wechselt mit Aspekten der Situation und mit der Aktivierung der Schemata, deren Teil der Plan ist“ (S. 171).

Im Hinblick auf das praktische Vorgehen folgten wir Caspar (2018, S. 162–163), der empfiehlt, damit zu beginnen, den offensichtlichsten, noch relativ verhaltensnahen Plan einzutragen, ihm die ihn stützenden Verhaltensweisen zuzuordnen und dann etwas nach oben zu spekulieren, welchen weiteren Plänen der Plan dienen könnte. So wird mit weiteren Plänen verfahren, bis alle verhaltensnahen Pläne berücksichtigt sind. Verhaltensweisen können im Sinne der Mehrfachbestimmtheit mit mehreren Plänen, für die sie jeweils instrumentell sind, verbunden sein. Von den verhaltensnahen Plänen werden dann weitere Pläne nach oben erschlossen und am Ende wird kontrolliert, ob alle wichtigen Verhaltensweisen eingetragen und mit Plänen verbunden sind. Mit dem Anliegen, die Planstrukturen auf ein breites Verhaltensspektrum zu stützen, dabei aber übersichtlich und vergleichbar zu halten, wurde die Anzahl der anzugebenden Verhaltensweisen auf mindestens 25 bis etwa 30 festgelegt. Von diesen sollten mindestens 30 bis etwa 35 Pläne erschlossen werden.

Pläne werden in der vorliegenden Arbeit hinsichtlich ihrer Relevanz für die Forschungsfragen bestimmt. Es geht hier nicht um Fallkonzeptionen wie in der Psychotherapie, bei der man andere Schwerpunkte setzen würde. Die Analyse fokussiert auf Verhaltensweisen und Pläne, die in Zusammenhang mit Autonomie und Bindung und außergewöhnlichen Erfahrungen stehen. Das heißt, dass wir die Pläne der Ratsuchenden besonders hinsichtlich ihrer Gerichtetheit auf Autonomie und Bindung bzw. Heteronomie und Separation untersuchen und kontextualisieren (Kap. 12.5).

13.4.3 Pläne und Teilstrukturen

Bei der später ausführlich dargestellten Reliabilitätsprüfung (Kap. 13.5), die unter Verwendung von zwei Fällen durchgeführt wurde, hatten die Analysierenden in von ihnen erstellten Planstrukturen jeweils *zentrale Pläne* zu bestimmen. Die Kennzeichnung eines Planes als zentral bedeutet nach Caspar (2018), „dass dieser Plan Verhalten und Erleben in einer Vielzahl von Situationen stark bestimmt“ (S. 217). Bei einer Anwendung der Plananalyse im For-

schungskontext weist Caspar auf die Möglichkeit des Gliederns von Strukturen hin, mit der „Absicht, eine Beziehung zwischen Plänen und Kategorien herzustellen, die in Theorien begründet ist, welche man für relevant hält“ (S. 210). Man könne beispielsweise dichotome Kategorien unterscheiden und er nennt unter verschiedenen Beispielen auch Abhängigkeit vs. Autonomie. Uns interessieren hier vor allem vier Kategorien, nämlich Autonomie *und* Bindung sowie Heteronomie *versus* Separation (Kap. 12.5.1). Abbildung 44 zeigt einen vereinfachten und reduzierten Ausschnitt aus einer Planstruktur mit fett markierten zentralen Plänen und vier Bereichen, in denen als zentral erachtete Pläne mit weiteren Plänen in ihrem Umfeld thematische *Teilstrukturen* bilden.

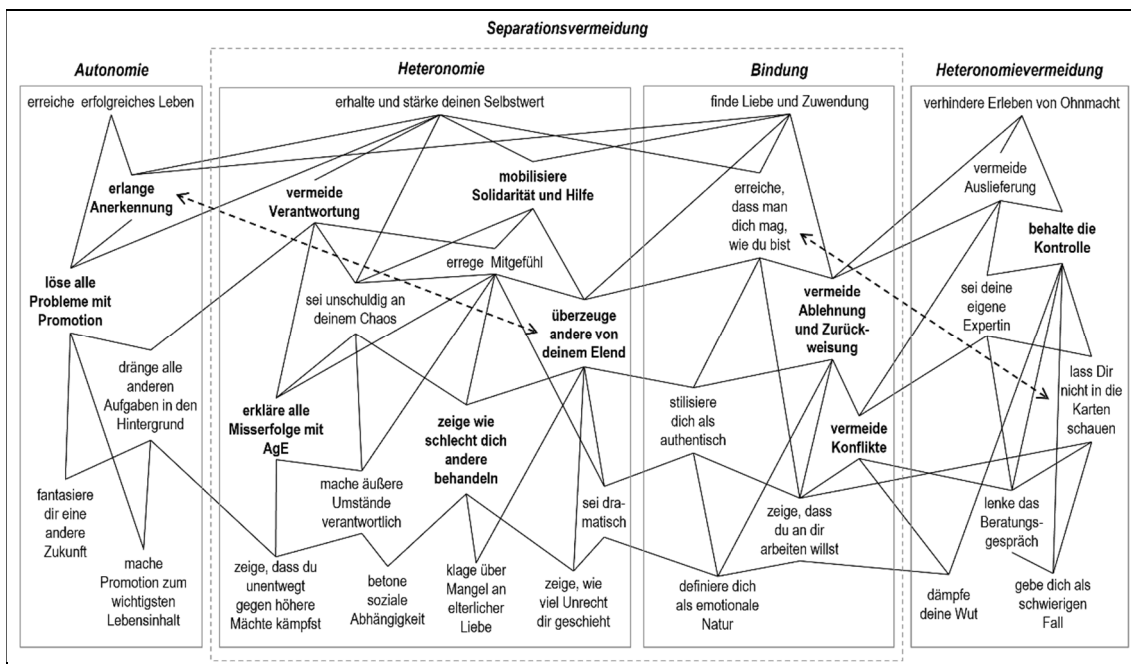


Abb. 44: Planstruktur mit zentralen Plänen und Teilstrukturen

Vereinfachte Planstruktur mit zentralen Plänen (fett), die vom Autor in der Reliabilitätsprüfung (Kap. 13.5) erstellt wurde. Thematische Teilstrukturen sind eingerahmt und Plankonflikte durch gestrichelte Doppelpfeile gekennzeichnet.

Die Pläne „löse alle Probleme mit Promotion“ sowie „erlange Anerkennung“ im linken Feld „Autonomie“ zielen auf ein erfolgreiches Leben und Selbstverwirklichung. Rechts davon schließt sich eine Heteronomiestruktur an, die den größten Raum in der Planstruktur einnimmt und deren Pläne („erkläre alle Misserfolge mit AgE“, „vermeide Verantwortung“) insbesondere auf den Schutz des Selbstwertbedürfnisses gerichtet sind. Daneben gibt es eine Sektion mit Bindungsplänen („vermeide Ablehnung“), die man auch mit der Heteronomiestruktur in einer Separations-Vermeidungsstruktur zusammenfassen kann („überzeuge andere von deinem Elend“, „mobilisiere Solidarität und Hilfe“). Ganz rechts gibt es noch eine Heteronomie-Vermeidungsstruktur („behalte die Kontrolle“).

Bei der Bestimmung von Teilstrukturen handelt sich um ein heuristisches Vorgehen, das durch die zu untersuchende Thematik und die Fragestellungen bestimmt ist. Natürlich wären andere Ein- und Aufteilungen möglich. Zudem gibt es Pläne, die nicht nur einer Teilstruktur zugerechnet werden können. Beispielsweise dient der Plan „zeige, dass du unentwegt gegen höhere Mächte kämpfst“ in der Autonomiestruktur dazu, andere Probleme auszublenden („dränge alle anderen Aufgaben in den Hintergrund“) und in der Heteronomiestruktur zur Externalisierung der Ursachen des persönlichen Scheiterns („erkläre alle Misserfolge mit AgE“). Der Plan „dämpfe deine Wut“ dient in der Heteronomie-Vermeidungsstruktur zur Vermeidung von Konflikten und in der Bindungsstruktur zum Bewahren von Kontrolle. Der wichtige Plan „vermeide Konflikte“ dient nicht nur der Anpassung und Vermeidung von Separation („vermeide Ablehnung“), sondern auch der Vermeidung von Heteronomie („vermeide Auslieferung“).

Zwischen der Heteronomie- und der Bindungsstruktur besteht kein Gegensatz, deshalb können beide auch in einer Separations-Vermeidungsstruktur zusammengefasst werden. Separationsvermeidung und Heteronomievermeidung schließen sich ebenfalls nicht aus (Kap. 12.5.1). Allerdings ist der Heteronomie-Vermeidungsplan „lass dir nicht in die Karten schauen“ nicht kompatibel mit dem Bindungsplan „erreiche, dass man dich mag, wie du bist“. Der gravierende *Hauptkonflikt* besteht zwischen der Autonomie- und Heteronomiestruktur. Er lässt sich gut anhand der nicht miteinander zu vereinbarenden Pläne „erlange Anerkennung“ vs. „überzeuge andere von deinem Elend“ in der Planstruktur markieren.

Im Unterschied zur Reliabilitätsprüfung wurde bei den zwölf Planstrukturen, wie sie in die abschließende Auswertung und den Ergebnisteil eingehen, auf eine Festlegung von zentralen Plänen in den Planstrukturen verzichtet. Nach längerem Herumprobieren kommt der Autor zum gleichen Schluss wie Caspar (2018):

Selbstverständlich kann man sagen, ein Plan sei von zentraler Bedeutung für ein Individuum. [...] Man sollte sich aber bewusst bleiben, dass diese Art von Wichtigkeitseinschätzung eine Abstraktion aus vielen Faktoren ist und nicht einfach aus der hierarchischen Höhe abgeleitet werden kann. Weil ein explizites Festhalten einer allgemeinen Wichtigkeit im Allgemeinen mehr Probleme schafft als löst, sind wir nach einigen Versuchen davon abgekommen. (S. 171)

Statt komplette Planstrukturen durch zentrale Pläne zu beschreiben, werden in der Ergebnisdarstellung Teilstrukturen, deren Pläne in ihrer Gesamtheit auf die Erfüllung von Autonomie, Bindung, die Vermeidung, die Kompensation oder auch die Herstellung von Heteronomie oder Separation zielen, bestimmt. Wie ausführlich erläutert (Kap. 12.5.1), lassen sich insbesondere Heteronomie- oder Separationspläne oft nur eindeutig über ihre Verknüpfungen mit Unter- und Oberplänen, das heißt in Plangefügen, erschließen. Identifizierte Teilstrukturen werden durch einen besonders repräsentativen *Markierplan* gekennzeichnet, etwa

so wie in der Faktorenanalyse hochladende Items als Markiertvariablen fungieren, um die inhaltliche Bedeutung eines Faktors auszudrücken. Dabei wird auch darauf verzichtet, Bereiche wie im obigen Beispiel optisch streng voneinander abzugrenzen, denn „meistens sind Pläne verschiedener Kategorien in der hierarchischen Struktur eng miteinander verwoben. [...] Das spricht nicht gegen die Verwendung von Gliederungen, nur darf man sich nicht wundern, wenn sie bei genauerer Betrachtung schwerlich in strikter Form aufrechtzuerhalten sind“ (Caspar, 2018, S. 210–211). Wie schon angemerkt, kann es auch wichtige Pläne geben, die mit mehreren Teilstrukturen korrespondieren und die so gesehen auch als für sich stehend behandelt werden können.

13.4.4 Integration und Analyse von AgP

Außergewöhnliche Phänomene und Erfahrungen werden zunächst einmal entsprechend der konventionellen und in Kapitel 13.4.2 beschriebenen Weise in Bezug auf beobachtetes und berichtetes Verhalten erschlossen. Das heißt, Inhalte von AgE werden so erfasst, wie sie von *den Ratsuchenden* aus der Erste-Person-Perspektive wahrgenommen, interpretiert und berichtet werden. AgE lassen sich nur als Erlebthaben von Phänomenen auf die Verhaltensebene der Planstruktur bringen, zum Beispiel intrapsychisch „fantasiert Jenseitskontakte“ oder interaktionell „berichtet außersinnliche Fähigkeiten“. Auf diese Weise finden AgE auch nur in *instrumentalisierter* Form Eingang in Pläne der Ratsuchenden, etwa „zeige, dass du besondere Fähigkeiten hast“.

AgP können dagegen (zumindest hypothetisch) auch als Verhaltensäußerungen, das heißt instrumentell, gedeutet werden. AgP aus den internalen Formenkreisen lassen sich analog zu somatoformen, psychosomatischen und psychischen Symptomen als *intrapsychisch generiert* interpretieren. Mit einem Verhalten wie „erzeugt innere Stimme“ wird nur ausgesagt, dass die Selbstorganisation im phänomenalen Selbstmodell mittels einer Stimme einen Aspekt ich-fremd repräsentiert. Wenn man im Rahmen der Theorie der mentalen Repräsentation eine innere Stimme als selbstorganisierte Verhaltensäußerung in eine Planstruktur einbringt und davon Pläne ableitet, postuliert man damit, dass das mentale System einem physischen Zustand des Organismus mit dem Ziel der Selbstregulation im Selbstmodell eine Stimme verleiht. Ob das tatsächliche Repräsentandum, das durch die Stimme mental repräsentiert wird, innerhalb des Organismus generiert oder von außen angeregt wurde (so wie von den Ratsuchenden gedeutet), kann offenbleiben.

Formulierungen wie „erzeugt“ oder „produziert“, wie man sie auch in Beispielen bei Caspar (2018) findet, beziehen sich auf die Selbstorganisation. Auch wenn sie vom Analysierenden subjektzentriert gemeint sind, sagen sie explizit nichts darüber aus, *von welcher Quelle* die Selbstorganisation zur Produktion der (mutmaßlich somatoformen) Schmerzen angeregt wird. Mit

der Theorie der mentalen Repräsentation gehen wir lediglich davon aus, dass ein Schmerz, für den keine körperliche Ursache angenommen wird, etwas anderes repräsentiert als einen physischen Zustand, der gewöhnlich Schmerzen auslösen würde. Implizit ist zwar gemeint, dass vom Selbstmodell ausgehende Konsistenzsicherungsmechanismen verantwortlich sind, aber andere Interpretationen, etwa die Hypothese der Betroffenen, es handle sich bei ihren Schmerzen um außersinnliche Wahrnehmungen, werden nicht explizit ausgeschlossen.

Im Umgang mit externalen Phänomenen ist diese weltanschauliche Neutralität nicht mehr ganz aufrechtzuerhalten. Ein „ließ den Tisch schweben“ legt sich zwar nicht darauf fest, ob es sich dabei um Psychokinese oder eine Halluzination handelt, aber im Unterschied zu „berichtet, dass ein Tisch schwebte“ wird ausgeschlossen, dass der Tisch von sich aus bzw. durch eine externale Ursache schwebte. Die Möglichkeit, dass das, was im Weltmodell wahrgenommen wird, sich auf etwas bezieht, das nicht auf die erlebende Person zurückgeführt werden kann, wird mit einer *subjektzentrierten* instrumentellen Äußerung ausgeschlossen (z. B. „lässt psychokinetisch Glühbirnen platzen“). Anders stellt sich die Sache dar, wenn man ein externales Phänomen nicht als Verhalten der Ratsuchenden formuliert, sondern als Verhalten *eines* Systems beschreibt, dem sowohl die Person als auch die Umwelt angehören (z. B. „es lässt Glühbirnen im Weltmodell platzen“).

Außergewöhnliche Phänomene deuten aus einer systemzentrierten Sicht auf komplementäre, ergänzende, ausgleichende Funktionen des psychophysischen Gesamtsystems. Systembezogen reduzieren sie Spannung, subjektzentriert erhöhen sie die Spannung jedoch. AgP lassen sich als Repräsentationen systemzentrierter Pläne interpretieren, die darauf zielen, abgewehrte Autonomie- und Bindungsaspekte in das phänomenale Realitätsmodell zurückzuführen. Wir gehen davon aus, dass die Manifestationen von AgP und die Rolle von AgE nur angemessen zu verstehen sind, wenn das System als Ganzes in den Blick genommen wird. Mit einer systemzentrierten Plananalyse werden AgP als instrumentell für den Organismus (im Sinne der Theorie der mentalen Repräsentation) oder für eine psychophysisch neutrale Realität (im Sinne des Duale-Aspekte-Monismus) betrachtet.

Systemzentrierte Pläne lassen sich indirekt erschließen, wenn man unabhängig davon, wie die Betroffenen ihre AgE interpretieren und bewusst oder unbewusst instrumentalisieren, analysiert, wie die berichteten AgP mit wichtigen Plänen in der Planstruktur korrespondieren. Abbildung 45 vermittelt einen Eindruck davon, wie beispielsweise in einem Spukfall externale Phänomene in ihrer Metaphorik Plänen von Personen in einem Familiensystem zugeordnet werden können. In der in ihrer Komplexität reduzierten und pointiert gestalteten Planstruktur wurden einige der berichteten kinetischen Phänomene implementiert. Man erkennt, dass die AgP insgesamt die Autorität des Vaters untergraben und ihn auch attackieren. Wenn Ketchup auf den Vater spritzt, kommt das den Gefühlen des Sohnes gegen den Vater

entgegen. Insgesamt spielt das System nicht mehr mit. Sicherungen fliegen raus und beispielsweise spielt der Küchenherd verrückt. Das passt dazu, dass die Mutter sich überfordert fühlt und nicht mehr so weitermachen will. Das Aushängen einer Kinderzimmertür und ein Flaschenflug richten sich gegen den Sohn. Die Mutter wünscht sich, dass der „Nesthocker“ endlich selbstständiger wird.

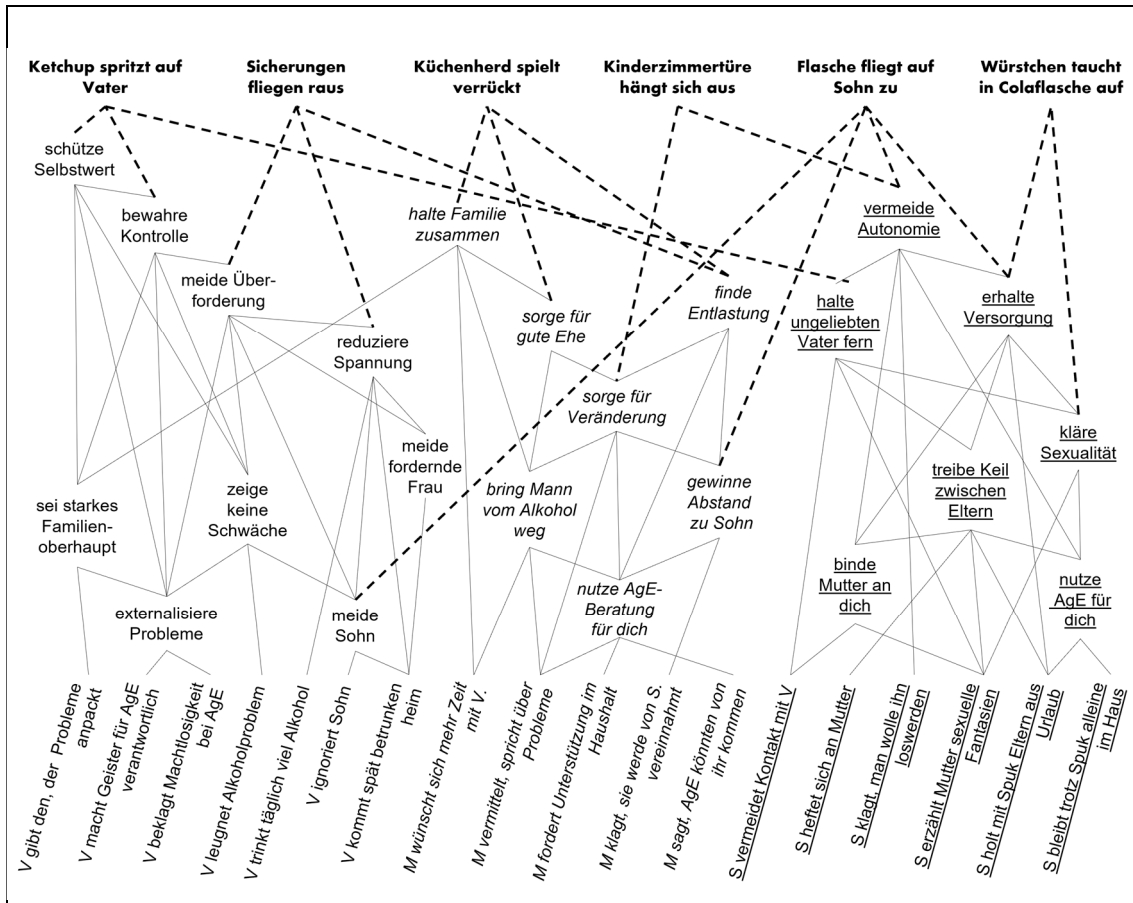


Abb. 45: AgP und metaphorische Verbindungen zu Plänen in einem Familiensystem
 Auszug aus der Planstruktur einer „Spukfamilie“ in vereinfachter Darstellung: V = Vater, M = Mutter (kursiv), S = Sohn (unterstrichen). Die auf der obersten Ebene eingetragenen AgP sind durch hervorgehobene gestrichelte Linien mit Plänen von Familienmitgliedern verbunden, die sie hypothetisch stützen oder bedrohen.

Wenn man so vorgeht, fragt man, welche subjektzentrierten Pläne durch die AgP unterstützt und welche attackiert werden. Systemzentrierte Pläne werden nicht willkürlich in Phänomene hineininterpretiert oder Geistern zugeschrieben, sondern über die Art ihrer Korrespondenz mit subjektzentrierten Plänen erschlossen. Die AgE-Dynamik entsteht aus einem komplexen Wechselspiel subjektzentrierter und systemzentrierter Pläne. Subjektzentrierte Pläne, die organismische oder soziosystemische Inkonsistenz hervorrufen, aktivieren Mechanismen der systemzentrierten Konsistenzsicherung (Kap. 12.6.4). Diese Prozesse führen zur mentalen Repräsentation von AgP, die wiederum auf die subjektzentrierten Pläne zurückwirken, durch die sie induziert wurden. Bestenfalls werden AgE im Sinne der subjektzentrierten Pläne in-

strumentalisiert, oder sie müssen abgewehrt werden, wodurch die subjektzentrierte Inkonsistenz weiter zunimmt. Bei der systemzentrierten Interpretation von AgE handelt es sich um ein heuristisches und hypothesengenerierendes Vorgehen, das bei allen zwölf Plananalysen angewendet, aber nicht explizit in der Planstruktur dargestellt wird. Auf diese Weise gewonnene Rückschlüsse werden im Ergebnisteil jeweils für jeden Fall dargestellt und diskutiert.

13.5 Reliabilität der Planstrukturen

Das Erschließen von Plänen aus Verhaltensbeobachtungen ist ein konstruktivistischer Prozess. Die Plananalyse eröffnet Deutungsspielräume, in denen – durchaus erwünscht – individuelle Ausrichtungen und Stärken der Analysierenden zur Geltung kommen können. Die Konstruktion von Planstrukturen ist mitbestimmt von der Persönlichkeit, den Interessen, Wahrnehmungsgewohnheiten der Analysierenden, und auch von der Therapieschule, an der sie sich orientieren. Doch auch wenn Unterschiede zwischen mehreren Analysierenden völlig normal sind, sollten ihre Plananalysen im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen bei derselben Person zu vergleichbaren Schlüssen kommen. Beim Erschließen von Plänen sind Regeln zu befolgen, denn eine Planstruktur soll „in einer vernünftigen individuellen Beziehung zu den ‚wirklichen‘ Zusammenhängen bei einem Patienten stehen, also in diesem Sinn valide sein, und man kann sich schlecht vorstellen, wie das möglich sein sollte, wenn jeder völlig Beliebiges in einen Patienten hineininterpretieren kann“ (Caspar, 2018, S. 116).

Anders als bei Anwendung der Plananalyse in der beraterischen oder therapeutischen Praxis ist beim Erschließen von Planstrukturen zu wissenschaftlichen Forschungszwecken eine Absicherung ihrer Reliabilität gefordert. Daher wurde *im Vorfeld* der an den eigentlichen Fragestellungen dieser Arbeit orientierten Erstellung und Interpretation von Planstrukturen eine Reliabilitätsprüfung mit zwei in dieser Arbeit verwendeten Fällen durchgeführt. Mit einigen Modifikationen wurde dafür auf das Verfahren der Übereinstimmungsprüfung auf Grundlage von zehn Referenzelementen nach Benkert (1997) zurückgegriffen. Das Vorgehen und die Ergebnisse bei der Reliabilitätsprüfung werden nachfolgend beschrieben.

13.5.1 Vorbereitung

Um sicherzustellen, dass die Planstrukturen, die der Autor (FW) in dieser Arbeit erschließt, „repräsentativ“ sind und im Ergebnis nicht unverhältnismäßig von denen anderer Analysierender abweichen, wurde ihre Reliabilität anhand von zwei Fällen aus der Stichprobe untersucht. Zwei Fälle machen knapp 17 % der Stichprobe aus und entsprechen damit dem üblichen Anteil von 10 % bis 20 %, an deren Überprüfung auch in anderen Studien

(Gangl, 1998; Hamann, 1999; Hellener, 1998; Schmutz Held, 2012; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a; Wöhrle, 2001) die Reliabilität der Planstrukturen in der Gesamtstichprobe festgemacht wird. Am Prozedere nahmen außer FW von Anfang bis Ende zwei IGPP-Kolleginnen, die psychologischen Psychotherapeutinnen Cécilia Schupp-Ihle (SC) und Annette Wiedemer (WA) teil, und außerdem zu Beginn in einer Trainingsphase auch Ruth Fangmeier, ebenfalls IGPP-Kollegin und psychologische Psychotherapeutin. Alle Beteiligten hatten im Rahmen der Beratung bereits Erfahrung mit plananalytischen Fallkonzeptionen. Auf die aufwendigere Anfertigung von Planstrukturen im wissenschaftlichen Forschungskontext bzw. zur Reliabilitätsüberprüfung bereiteten sich alle Beteiligten in einem von FW initiierten gemeinsamen Training vor. Mit Bezug auf die Arbeiten von Tölle (2003a) und Spitz (2005a) wurden anhand der Extension eines Falls, der sich durch eine komplexe AgE-Phänomenologie mit internalen und externalen Phänomenen auszeichnete und sich somit gut zur Übung eignete, gemeinsam Pläne erschlossen und Fragen zu den Regeln ihres Erschließens und Benennens geklärt. Insbesondere wurden auch die Möglichkeiten der Einbettung von AgE in Planstrukturen diskutiert.

Aus den 12 Beratungsfällen der Stichprobe wurden schließlich zwei Fälle ausgewählt, die mit Beteiligung von FW aber ohne Mitwirken von SC und WA am IGPP beraten wurden. Zur Übereinstimmungsprüfung wurde SC der Fall „FW/SC“ und WA der Fall „FW/WA“ mit jeweils einer etwa einstündigen Videosequenz und der dazugehörigen Extension zugewiesen. Aus ökonomischen Gründen kam es nicht in Betracht, dass die Analysandinnen eigene Extensionen erstellten. Insoweit zum Fallverständnis erforderlich und nicht aus der Videosequenz bzw. der Extension und dem DOKU hervorgehend, bekamen SC und WA noch zusätzliche Hintergrundinformationen zur Biografie, den Lebensumständen und den AgE der Ratsuchenden. Die Planstrukturen wurden dann unabhängig voneinander Ende 2015 / Anfang 2016 von FW, SC und WA nach den konventionellen Regeln der Plananalyse und den seinerzeit aktuellen Empfehlungen (Caspar, 2007) erschlossen. Zum Zeitpunkt der Übereinstimmungsprüfungen lagen weder die empirischen Ergebnisse des zweiten Teils noch die Fragestellungen des dritten Teils dieser Arbeit vor. Daher dürften Unterschiede in den Voraussetzungen zwischen den Analysierenden, die bereits viele Jahre zusammenarbeiteten, im Hinblick auf konzeptuelle Vorannahmen und das Verständnis von Ratsuchenden mit AgE zu vernachlässigen sein. Zu berücksichtigen ist aber, dass FW im Unterschied zu den Kolleginnen in die Beratung der analysierten Klientinnen involviert war und daher über unmittelbare persönliche Eindrücke und umfangreichere Kontextinformationen verfügte.

13.5.2 Zentrale Pläne

Die von Benkert adaptierte Methode wurde in dieser Arbeit so umgesetzt, dass sich FW und SC im Fall FW/SC sowie FW und WA im Fall FW/WA nach der Erstellung ihrer Planstruk-

turen gemeinsam auf die besten paarweisen Zuordnungen der jeweils von ihnen markierten zentralen Pläne einigten. Zu jeder Paarung formulierten sie einen Referenzplan im Infinitiv, der ihre Gemeinsamkeit zum Ausdruck bringen sollte, zum Beispiel (s. Tab. 95) im Fall FW/SC „negative Emotionen vermeiden“ für die zentralen Pläne „vermeide negative Emotionen“ (SC) und „distanziere dich von negativen Erfahrungen“ (FW).

Nach dieser Prozedur erstellte FW jeweils einen Beurteilungsbogen mit tabellarischer Anordnung der gepaarten zentralen Pläne und ihrer jeweiligen Unter- und Oberpläne für Fall FW/SC und Fall FW/WA. Anhand dieser Beurteilungsbogen nahmen FW, SC und WA dann unabhängig voneinander ein Übereinstimmungsrating nach einem im Folgenden beschriebenen Punktesystem vor. Insbesondere bei größeren Abweichungen zwischen zwei Analysierenden kann eine dritte Einschätzung hilfreich sein, um relevante Unterschiede in der Punktvergabe beurteilen zu können. Daher wurde die jeweils nicht an der Erstellung der Planstruktur beteiligte Kollegin, das heißt SC im Fall FW/WA und WA im Fall FW/SC, gebeten, ohne Kenntnis der Extension und des Videos allein anhand der im Beurteilungsbogen gepaarten Pläne ebenfalls Punkte zu vergeben.

13.5.3 Punktvergabe

Planstrukturen lassen sich nicht so einfach wie beispielsweise Fragebogen vergleichen, bei denen man Korrelationen der Werte auf Antwortskalen und damit die Reliabilität berechnen kann (Wirtz & Caspar, 2002). „Bei Planstrukturen geht es darum, Elemente zu vergleichen, bei denen leicht *unterschiedliche* Benennungen dennoch *Identisches* bedeuten können, aber auch umgekehrt, und es geht um die Beurteilung der funktionalen *Bezüge*“ (Caspar, 2018, S. 111). Ein Vergleich verschiedener Verfahren zur Berechnung der Reliabilität von Plananalysen findet sich bei Caspar et al. (2005). In ihren plananalytischen Arbeiten zum Thema AgE verwendeten Tölle (2003a) und Spitz (2005a) die von Benkert (1997) vorgeschlagene Methode, die sie ebenso wie andere Autoren (z. B. Hellener, 1998; Schmutz Held, 2012; Wöhrle, 2001) mit Veränderungen für ihre Zwecke adaptierten.

Benkert nahm einen Abgleich von Planstrukturen, die zu identischen Fällen von unterschiedlichen Analysierenden erschlossen wurden, mit von ihm definierten Referenzplänen vor. In anderen Studien wurde die Reliabilität über einen Vergleich von jeweils zehn zentralen Plänen bestimmt, die von den Analysierenden in den von ihnen erstellten Planstrukturen markiert wurden. Anschließend wurden die Pläne aus beiden Strukturen nach größter gemeinsamer Entsprechung paarweise zugeordnet und die gepaarten Pläne im Grad ihrer Übereinstimmung bewertet. Nach dem System von Benkert werden dazu für jede Paarung Punkte zur Berechnung von Übereinstimmungswerten (ÜW) vergeben. Einen Punkt gibt es für eine sinngemäß gleiche Benennung der zentralen Pläne. Ein ÜW für die instrumentelle Funktion

und Einbettung der zentralen Pläne in die Planstruktur wird anhand der Vergabe von jeweils maximal zwei Punkten im Hinblick auf die Übereinstimmung ihrer Oberpläne und ihrer Unterpläne ermittelt. Nach einer Analyse der Punktvergabe in den Arbeiten von Spitz (2005b) und Tölle (2003b) wurden vom FW einige Kriterien und Leitlinien formuliert, in ihrer Anwendung an Beispielen aufgezeigt und SC und WA vor der Übereinstimmungsbeurteilung als Ratinghinweise ausgehändigt.³⁹

Die ÜW für die Benennung und die Funktion werden dann zu einem *Gesamtübereinstimmungswert* ($\Sigma \ddot{U}W$) addiert, und dieser ergibt dividiert durch 5 den *Übereinstimmungsquotienten* ($\ddot{U}Q$) der verglichenen zentralen Pläne. Volle 5 Punkte ergeben einen $\ddot{U}Q = 1$ bzw. eine Übereinstimmung von 100 %. Die Summe aller $\ddot{U}Q$ ($\Sigma \ddot{U}Q$), dividiert durch die Zahl der verglichenen Paare, ergibt dann den *durchschnittlichen* Übereinstimmungsquotienten ($\emptyset \ddot{U}Q$) aller zentralen Pläne:

$$\emptyset \ddot{U}Q = \frac{\Sigma \ddot{U}Q}{\text{gemeinsame zentrale Pläne}}$$

Aus dem Mittelwert der $\emptyset \ddot{U}Q$ der Analysierenden, beispielsweise im Fall FW/WA für FW und SC, wird schließlich der Gesamt- bzw. *Planübereinstimmungsquotient* ($P\ddot{U}Q$) aller zentralen Pläne mit gemeinsamer Entsprechung ermittelt:

$$P\ddot{U}Q_{(FW, SC)} = \frac{\emptyset \ddot{U}Q_{FW} + \emptyset \ddot{U}Q_{SC}}{2}$$

Sollten nicht alle zentralen Pläne aus einer Planstruktur eine Entsprechung in der anderen finden, ist der $P\ddot{U}Q$ nicht repräsentativ für die kompletten Planstrukturen. Tölle (2003a), Spitz (2005a) und andere Autoren (Wöhrle, 2001) haben deshalb zusätzlich einen *Strukturübereinstimmungsquotienten* für die Planstrukturen unter Berücksichtigung nicht korrespondierender Pläne berechnet. Dieser fällt bei fehlenden gemeinsamen Plänen niedriger aus als der $P\ddot{U}Q$. Wir bezeichnen ihn hier als $S\ddot{U}Q$:

$$S\ddot{U}Q_{(FW, SC)} = \frac{\frac{\text{gemeinsame Pläne FW}}{10} + \frac{\text{gemeinsame Pläne SC}}{10}}{2} \times \emptyset \ddot{U}Q_{(FW, SC)}$$

Schmutz Held (2012) weist darauf hin, dass die in vielen Arbeiten, einschließlich der bislang genannten (Gangl, 1998; Hamann, 1999; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a; Wöhrle, 2001), nach Benkert (1997) praktizierte additive Zusammenfassung der ÜW für die Benennung und die

³⁹ Die Hinweise mit Anwendungsbeispielen sind im unveröffentlichten Anhang dokumentiert.

Funktion von Plänen nicht zulässig ist,⁴⁰ und berechnet deshalb separate Übereinstimmungsquotienten. Wir folgen Schmutz Held hier und führen die Punktvergabe zwar nach Benkert, die oben genannten Rechenschritte aber unabhängig für die Benennung ($\ddot{U}Q_B$) und die Funktion ($\ddot{U}Q_F$) durch. Der $\ddot{U}Q_B$ entspricht damit einfach der Summe der Übereinstimmungswerte für die Benennung ($\Sigma \ddot{U}W_B$):

$$\ddot{U}Q_B = \frac{\Sigma \ddot{U}W_B}{1}$$

Die Übereinstimmungswerte für die Unter- und Oberpläne werden in zulässiger Weise addiert. Der $\ddot{U}Q_F$ ergibt sich damit aus der Summe der Übereinstimmungswerte ($\Sigma \ddot{U}W_F$) für die Entsprechungen der Oberpläne und der Unterpläne, dividiert durch den maximal erreichbaren Übereinstimmungswert, der für jeden Vergleich von zwei zentralen Plänen 4 Punkte beträgt:

$$\ddot{U}Q_F = \frac{\Sigma \ddot{U}W_F}{4}$$

Auf der Basis des $\ddot{U}Q_B$ und des $\ddot{U}Q_F$ werden dann die durchschnittlichen Übereinstimmungsquotienten für die Benennung ($\emptyset \ddot{U}Q_B$) und die Funktion ($\emptyset \ddot{U}Q_F$) getrennt berechnet.

In Tabelle 97 ist exemplarisch ein Ausschnitt aus dem Beurteilungsbogen von SC zum Fall FW/SC zur Punktvergabe und Berechnung von Übereinstimmungswerten dargestellt. Wir gehen von zwei Vergleichen von zentralen Plänen mit den Referenzen „negative Emotionen vermeiden“ bzw. „unschuldiges Opfer sein“ mit $\Sigma \ddot{U}W_B = 1,5$ und $\Sigma \ddot{U}W_F = 5,5$ aus. Daraus resultieren ein $\ddot{U}Q_B = 1,5$ und ein $\ddot{U}Q_F = 1,38$. Dividiert durch die Zahl der Vergleiche ergeben diese einen $\emptyset \ddot{U}Q_B = 0,75$ und einen $\emptyset \ddot{U}Q_F = 0,69$. Das bedeutet eine durchschnittliche Übereinstimmung von 77 % in der Benennung und von 69 % in der Funktion.

⁴⁰ Schmutz Held bezieht sich auf eine Veröffentlichung von Caspar, Spiegelhalder und Wirtz, die in Vorbereitung gewesen sein sollte. Diese ist nach Kenntnis des Autors ebenso wie eine von Caspar (2018) angekündigte gemeinsame Arbeit mit Brodbeck, Spiegelhalder und Wirtz zum Thema bislang nicht erschienen.

Tab. 97: Auszug mit zwei Vergleichen aus einer Ratingtabelle zur Reliabilitätsprüfung

Nr.	Position	Pläne	Übereinstimmung	
8		<i>Referenz: Negative Emotionen vermeiden</i>	UW _B	ÜW _F
	zentral	SC: vermeide negative Emotionen FW: distanzier dich von negativen Erfahrungen	1	
	oben	SC: vermeide Konfrontation – externalisiere Probleme – stelle dich positiv dar FW: passe dich an und vermeide Konflikte – suche Probleme weit weg von dir – vermeide schmerzhaft Erfahrungen und Gefühle – lehne normal-psychologische Hilfe ab		2
	unten	SC: konfrontiere verdeckt – zeige, die Paarbeziehung ist in Ordnung – vermeide es, negative Dinge konkret zu benennen – beteuere deine Unschuld – vermeide familiäre Konflikte FW: führe alle Probleme auf AgE zurück – relativiere Grenzverletzungen und Übergriffe – sei eine gute Frau, die alles mitmacht – nutze AgE-Beratung zur Bestätigung als Medium – erkläre Vergangenheit als bewältigt – blende belastende Wahrnehmungen aus – zeige, dass du stark bist und dich zu wehren weißt		1
9		<i>Referenz: Unschuldiges Opfer sein</i>	UW _B	ÜW _F
	zentral	SC: zeige, dass du Opfer bist FW: sei unschuldig an deinem Verhalten	0,5	
	oben	SC: stelle dich positiv dar – schaffe ein positives Selbstbild – suche Hilfe – kämpfe darum, gesehen zu werden – sichere dir Unterstützung FW: vermeide Ehe infrage zu stellen – erhalte Versorgung und Zuwendung – bringe deinen Mann dazu, sich um dich zu kümmern		1,5
	unten	SC: beteuere deine Unschuld – zeige, dass es mit der geistigen Welt zu tun hat FW: führe dein Verhalten auf höhere externale Mächte zurück – stelle die Beziehung nicht direkt infrage		1
Vergleiche 8 und 9 gesamt			UW _B	ÜW _F
			Σ	5,5
			ÜQ	1,38
			Ø ÜQ	0,69

Anmerkungen. Punktvergabe von SC für zwei Vergleiche von zentralen Plänen, die von FW und SC im Fall FW/SC erschlossen wurden. Die Summe (Σ) der Benennungspunkte (ÜW_B) dividiert durch 1 und der Funktionspunkte (ÜW_F) für Ober- und Unterpläne dividiert durch 4 ergibt die jeweiligen Übereinstimmungsquotienten (ÜQ). Die ÜQ dividiert durch 2 (Zahl der Vergleiche) ergeben die durchschnittlichen Übereinstimmungsquotienten (Ø ÜQ) und eine Entsprechung für Ø ÜQ_B von 75 % und für Ø ÜQ_F von 69 %.

13.5.4 Berechnung

Aus den jeweiligen \emptyset ÜQ der beiden Analysierenden wird schließlich der Planübereinstimmungsquotient (PÜQ) für die Gesamtübereinstimmung aller Pläne mit gemeinsamer Entsprechung gebildet. Während in den Arbeiten von Tölle (2003a), Spitz (2005a) und anderen Autoren (z. B. Gangl, 1998; Hamann, 1999; Hellener, 1998; Wöhrle, 2001) mit additiver Zusammenfassung von Benennung und Funktion nur *ein* PÜQ berechnet wurde, erfolgt bei unserer Vorgehensweise wie bei Schmutz Held (2012) entsprechend der obigen Formel eine getrennte Berechnung für die Benennung (PÜQ_B) und die Funktion (PÜQ_F). Im Fall FW/WA, der von FW und SC analysiert wurde, lautet die Formel exemplarisch für die Benennung also:

$$\text{PÜQ}_{\text{B(FW, SC)}} = \frac{\emptyset \text{ ÜQ}_{\text{B(FW)}} + \emptyset \text{ ÜQ}_{\text{B(SC)}}}{2}$$

Ebenfalls getrennt für Benennung und Funktion werden anschließend die SÜQ berechnet.

$$\text{SÜQ}_{\text{B(FW, SC)}} = \frac{\frac{\text{gemeinsame Pläne}_{\text{(FW)}}}{10} + \frac{\text{gemeinsame Pläne}_{\text{(SC)}}}{10}}{2} \times \emptyset \text{ ÜQ}_{\text{B(FW, SC)}}$$

Da die PÜQ eher zu einer Überschätzung und die SÜQ eher zu einer Unterschätzung der Übereinstimmung von Benennung und Funktion tendieren, wird die Reliabilität wie bei Wöhrle (2001) und Spitz (2005a) abschließend mittels eines *Gesamtübereinstimmungsquotienten* (GÜQ) aus beiden Werten bestimmt, der hier wiederum getrennt für die Benennung (GÜQ_B) und die Funktion (GÜQ_F) berechnet wird:

$$\text{GÜQ}_{\text{B(FW, SC)}} = \frac{\text{PÜQ}_{\text{B(FW)}} + \text{SÜQ}_{\text{B(SC)}}}{2}$$

13.5.5 Bewertung

Benkert (1997) kam in seiner Arbeit, indem er Gesamtübereinstimmungswerte für Vergleiche von Planstrukturen in zwei Plananalyseseminaren berechnete, auf mittlere Übereinstimmungen von 37 % im ersten und 49 % im zweiten Seminar. Im Rahmen seines Systems bezeichnet er Werte ≤ 25 % als *unbefriedigend*, Werte > 25 % und ≤ 50 % als *befriedigend*, Werte > 50 % und ≤ 75 % als *gut* sowie Werte > 75 % und ≤ 100 % als *sehr gut*.

Nach Caspar (2018, S. 111) liegen Übereinstimmungswerte bei Plananalysen „je nach Arbeit, Aspekten und Voraussetzungen zwischen 60 und über 90 Prozent, was als knapp ausreichend bis sehr gut angesehen werden kann“. Damit formuliert Caspar deutlich höhere Anforderungen an eine Reliabilität von Plananalysen, denen viele Studien nur gerade so oder

gar nicht gerecht werden können. In früheren Arbeiten mit additiver Zusammenfassung von Benennung und Funktion ergab sich beispielsweise in Helleners (1998) Untersuchung zu typischen Plänen von Schizophrenen ein PÜQ von 62 % und ein SÜQ von 45 %. Wöhrle kommt bei zwei Reliabilitätsvergleichen in ihrer Studie zu Zusammenhängen zwischen Planstrukturen von Eltern und ihren Kindern immerhin auf 75 % bzw. 66 % sowie 64 % bzw. 47,5 %. Tölle (2003a) kam in ihrer Arbeit zu Planstrukturen bei Menschen mit AgE auf einen PÜQ von 63 % und einen SÜQ von 52 %. Spitz (2005a) erreichte in seiner plananalytischen Studie zur Emotionsregulation von Menschen mit AgE Übereinstimmungen von 65 % bzw. 58,5 % und bei einem zusätzlichen Vergleich von zwei für einen Sexualstraftäter angefertigten Planstrukturen 72,5 % bzw. 54,4 %. Bei Gangl (1998) und Hamann (1999), die ebenfalls Benkerts Methode anwendeten, liegen die Werte in ähnlichen Bereichen.

Während die Reliabilitäten der genannten Arbeiten nach Benkert als befriedigend bis gut einzustufen sind, sind sie nach Caspar nur knapp oder gar nicht ausreichend. Bei Schmutz Held, die in ihrer Arbeit Planstrukturen von 18 Fällen bei getrennter Verrechnung von Benennung und Funktion verglich, sieht es nicht besser aus. Zusammengenommen für alle Planstrukturen kommt sie auf einen Gesamtmittelwert von 70,5 % für die Benennung und einen Gesamtmittelwert von 56,7 % für die Funktionalität. Da ihre Vorgehensweise bei der Berechnung nicht explizit dargestellt ist, bleibt unklar, ob die Werte einen PÜQ und/oder SÜQ wiedergeben.

Wir können festhalten, dass die Reliabilität von Planstrukturen in Arbeiten, die nicht von „Plananalyse-Profis“ durchgeführt werden, nach Caspar bestenfalls als ausreichend bis befriedigend gelten kann. Angesichts dessen, dass die Plananalyse ein qualitativ-konstruktivistisches Verfahren ist, kann es sich hier aber nur um ungefähre Richtwerte handeln. Und da der plananalytische Teil dieser Arbeit, obwohl von Hypothesen ausgehend, insgesamt explorativen Charakter hat, dürften Werte ab 60 % für die Benennung und Funktion in jedem Fall genügen.

13.6. Überprüfung der Reliabilität

Im Folgenden wird nun die Berechnung der Reliabilität der Plananalysen anhand der Fälle FW/SC und FW/WA in Einzelschritten dargestellt.

13.6.1 Ergebnisse im Fall FW/SC

Im Fall FW/SC fanden alle zehn von SC markierten Pläne eine Entsprechung in der Struktur von FW, wobei allerdings zwei Pläne von SC einem identischen Plan von FW zugeordnet wurden. Der verbleibende Plan von FW korrespondiert am ehesten mit einem nicht als zent-

ral markierten Plan in der von SC erschlossenen Planstruktur. Er geht daher nicht in die Reliabilitätsberechnung ein. Im Fall FW/SC ergeben sich damit auf der Basis der Summe der Übereinstimmungswerte von 6 (FW) und 6,5 (SC) für die Benennung ($\Sigma \ddot{U}W_B$) und jeweils von 6,5 für die Funktionalität ($\Sigma \ddot{U}W_F$) die folgenden durchschnittlichen Übereinstimmungsquotienten ($\emptyset \ddot{U}Q$):

$$\emptyset \ddot{U}Q_{B(FW)} = \frac{6}{9} = 0,666$$

$$\emptyset \ddot{U}Q_{F(FW)} = \frac{6,5}{9} = 0,722$$

$$\emptyset \ddot{U}Q_{B(SC)} = \frac{6,5}{10} = 0,650$$

$$\emptyset \ddot{U}Q_{F(SC)} = \frac{6,5}{10} = 0,650$$

Insgesamt ist die Höhe der Ratings von FW und SC in etwa vergleichbar. Zusätzlich wurden die $\emptyset \ddot{U}Q$ für die Benennung und Funktion auch von WA eingeschätzt. Der Zuordnung von SC folgend gingen 10 Pläne in die Berechnung ein:

$$\emptyset \ddot{U}Q_{B(WA)} = \frac{4,000}{10} = 0,400$$

$$\emptyset \ddot{U}Q_{F(WA)} = \frac{5,375}{10} = 0,538$$

Wir sehen, dass WA, ohne Kenntnis der Extension und Videos von Fall FW/SC, zu deutlich niedrigeren $\emptyset \ddot{U}Q$ als FW und SC kommt. Würde man ihre Werte einrechnen, was aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen nicht vorgesehen ist, käme man bei der Benennung auf 57 % und bei der Funktion auf 65 %.

Mit den $\emptyset \ddot{U}Q$ werden die Übereinstimmungsquotienten für die zentralen Pläne mit gemeinsamer Entsprechung (P $\ddot{U}Q$) von FW und SC berechnet:

$$P\ddot{U}Q_{B(FW, SC)} = \frac{0,666 + 0,650}{2} = 0,658$$

$$P\ddot{U}Q_{F(FW, SC)} = \frac{0,722 + 0,650}{2} = 0,686$$

Anschließend werden die Strukturübereinstimmungsquotienten (S $\ddot{U}Q$) unter Berücksichtigung der Pläne ohne gegenseitige Entsprechung berechnet:

$$\text{SÜQ}_{\text{B(FW, SC)}} = \frac{\frac{9 \text{ (FW)}}{10} + \frac{10 \text{ (SC)}}{10}}{2} \times 0,658 = 0,625$$

$$\text{SÜQ}_{\text{F(FW, SC)}} = \frac{\frac{9 \text{ (FW)}}{10} + \frac{10 \text{ (SC)}}{10}}{2} \times 0,686 = 0,652$$

Abschließend berechnen wir als Maß für die Reliabilität der verglichenen Planstrukturen die Gesamtübereinstimmungsquotienten für die Benennung (GÜQ_{B}) und die Funktion (GÜQ_{F}) als Mittelwerte der jeweiligen PÜQ und SÜQ:

$$\text{GÜQ}_{\text{B(FW, SC)}} = \frac{0,658 + 0,625}{2} = 0,642$$

$$\text{GÜQ}_{\text{F(FW, SC)}} = \frac{0,686 + 0,652}{2} = 0,669$$

Angesichts der oben genannten Vergleichs- und Richtwerte sind ein GÜQ_{B} von 64 % sowie ein GÜQ_{F} von 67 % mindestens als ausreichend anzusehen.

13.6.2 Ergebnisse im Fall FW/WA

Mit dem von FW und WA analysierten Fall FW/WA wurde in gleicher Weise wie Fall FW/SC verfahren. Hier fanden jeweils 8 von 10 zentralen Plänen gemeinsame Entsprechungen. Auf der Basis der Summe ihrer Übereinstimmungswerte von 6,5 (FW) und 5 (WA) für die Benennung ($\Sigma \text{ÜW}_{\text{B}}$) und jeweils von 5,75 (FW) sowie 4,76 (WA) für die Funktion ($\Sigma \text{ÜW}_{\text{F}}$) ergeben sich die folgenden durchschnittlichen Übereinstimmungsquotienten ($\emptyset \text{ÜQ}$):

$$\emptyset \text{ÜQ}_{\text{B(FW)}} = \frac{6,50}{8} = 0,813$$

$$\emptyset \text{ÜQ}_{\text{F(FW)}} = \frac{5,75}{8} = 0,719$$

$$\emptyset \text{ÜQ}_{\text{B(WA)}} = \frac{5,00}{8} = 0,625$$

$$\emptyset \text{ÜQ}_{\text{F(WA)}} = \frac{4,75}{8} = 0,594$$

Während die Werte von FW und WA stark differieren, erzielte SC (ohne Kenntnis von Extension und Videoaufnahme) deutlich höhere $\emptyset \text{ÜQ}$ als WA:

$$\emptyset \ddot{U}Q_{B(SC)} = \frac{7,0}{8} = 0,875$$

$$\emptyset \ddot{U}Q_{F(SC)} = \frac{5,5}{8} = 0,688$$

Da WA auch bei Fall FW/SC mit starker Abweichung die niedrigsten $\emptyset \ddot{U}Q$ lieferte, kann man bei ihr eine generelle Tendenz zu zurückhaltender Punktevergabe vermuten. Würde man die Werte von SC mit einrechnen, kämen wir bei der Benennung auf eine Übereinstimmung von 77 % und bei der Funktion auf 67 %.

Mit den $\emptyset \ddot{U}Q$ werden die Übereinstimmungsquotienten für die zentralen Pläne mit gemeinsamer Entsprechung (P $\ddot{U}Q$) von FW und WA berechnet:

$$P\ddot{U}Q_{B(FW, WA)} = \frac{0,813 + 0,625}{2} = 0,719$$

$$P\ddot{U}Q_{F(FW, WA)} = \frac{0,719 + 0,594}{2} = 0,657$$

Anschließend werden die Strukturübereinstimmungsquotienten (S $\ddot{U}Q$) unter Berücksichtigung der Pläne ohne gegenseitige Entsprechung berechnet:

$$S\ddot{U}Q_{B(FW, WA)} = \frac{\frac{8(FW)}{10} + \frac{8(WA)}{10}}{2} \times 0,719 = 0,575$$

$$S\ddot{U}Q_{F(FW, WA)} = \frac{\frac{8(FW)}{10} + \frac{8(WA)}{10}}{2} \times 0,657 = 0,526$$

Die niedrigen S $\ddot{U}Q$ können relativiert werden, wenn man berücksichtigt, dass die zwei jeweils nicht berücksichtigten Pläne von FW und WA in Plänen der anderen Planstruktur, die nicht als zentrale Pläne markiert wurden, Entsprechungen finden. Gingen diese Gemeinsamkeiten in die Berechnungen ein, würden sich jeweils S $\ddot{U}Q$ von 68 % für die Benennung und die Funktion ergeben.

Abschließend berechnen wir als Maß für die Reliabilität der verglichenen Planstrukturen die Gesamtübereinstimmungsquotienten für die Benennung (G $\ddot{U}Q_B$) und die Funktion (G $\ddot{U}Q_F$) als Mittelwerte der jeweiligen P $\ddot{U}Q$ und S $\ddot{U}Q$:

$$G\ddot{U}Q_{B(FW, WA)} = \frac{0,719 + 0,575}{2} = 0,647$$

$$G\ddot{U}Q_{F(FW, WA)} = \frac{0,657 + 0,562}{2} = 0,610$$

Angesichts der oben genannten Vergleichs- und Richtwerte sind ein $GÜQ_B$ von 65 % und ein $GÜQ_F$ von 61 % mindestens als ausreichend anzusehen.

13.6.3 Gesamteinschätzung

Insgesamt bewerten wir die Reliabilität in den verglichenen Fällen als befriedigend, mindestens jedoch als ausreichend. Berechnet man die Reliabilität aus einer Zusammenfassung der Endergebnisse beider Fälle, wie beispielsweise Spitz (2005a) vorgegangen ist, erreichen wir einen $\bar{\emptyset} GÜQ_B$ von 65 % und einen $\bar{\emptyset} GÜQ_F$ von 64 %. Die Resultate lassen nicht erwarten, dass der Autor beim Erschließen von Plänen und Planstrukturen in unangemessener bzw. „eigensinniger“ Weise von anderen Analysierenden abweicht. Wir können davon ausgehen, dass die restlichen Planstrukturen der Stichprobe, die von ihm erschlossen wurden, ausreichend reliabel und repräsentativ sind. Die Planstrukturen der Fälle FW/SC und FW/WA wurden, auch angeregt durch die Vergleiche mit den Kolleginnen, im weiteren Verlauf der Arbeit noch modifiziert und um einige Pläne und Verhaltensbeobachtungen erweitert.⁴¹

⁴¹ Die Planstrukturen und die Beurteilungsbogen der Übereinstimmungsprüfungen befinden sich im nichtöffentlichen Anhang (Kap. 13.2.3).

14 Ergebnisse der Fallstudien

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich die Untersuchungen dieses dritten Teils der Arbeit trotz einer Formulierung von Hypothesen, die auf Grundlage der zuvor entwickelten Konzepte und der empirischen Ergebnisse aufgestellt wurden, noch in einem spekulativen Rahmen bewegen. Die Hypothesen werden nicht getestet, sondern dienen einer Fokussierung der explorativen Fragestellungen. Die Ergebnisse, mit denen sie beantwortet werden, sind so zu verstehen, dass die vorliegenden biografischen Informationen, das dokumentierte Beratungsgeschehen sowie die Plananalysen eine Zuordnung bestimmter Bindungsstile, Konfliktverarbeitungsmodi und Plangefüge nahelegen und rechtfertigen. Dabei ist es selbstverständlich nicht ausgeschlossen, dass auch andere Deutungen möglich und plausibel sind. Im Folgenden geht es darum, zunächst einmal zu prüfen, ob die Daten *hypothesekonforme Interpretationen zulassen*.

Im Folgenden werden die zwölf Fälle in Einzelbetrachtungen vorgestellt und hinsichtlich der vorangegangenen explorativen Hypothesen (Kap. 13.1) untersucht. Für jeden Fall wird eine Kurzbeschreibung (1) der *Lebensumstände und AgE*, (2) ein Überblick über die *AgE-Dynamik* und (3) eine *Konklusion* der Ergebnisse im Hinblick auf die Hypothesen gegeben. In der Konklusion werden die wichtigsten Erkenntnisse aus den biografischen Analysen und den Plananalysen zusammengefasst.⁴² Für jeden Fall werden die jeweils zugeordneten *Bindungsstile* (Kap. 13.3.1) und *Konfliktverarbeitungsmodi* (Kap. 13.3.2), gegebenenfalls relevante Informationen zu *Annäherungs-* und *Vermeidungszielen* aus dem FAMOS und INK (Kap. 13.3.3) sowie die in den Planstrukturen gefundenen und für die Beantwortung der Hypothesen relevanten *Teilstrukturen* mit ihren *Markierplänen* angegeben.

Bei qualitativer Forschung ist zu berücksichtigen, dass sie sich auf Interpretationen stützt, die begründet und gerechtfertigt werden müssen. Daher lässt sich die Ergebnisdarstellung nicht von Ausführungen und Überlegungen trennen, die man in einer quantitativen Studie erst nachträglich in einer separaten Diskussion anstellen würde.

⁴² Die Maßnahmen zur Gewährleistung des Datenschutzes wurden bereits dargelegt (Kap. 13.2.3). Die ausführlichen biografischen Analysen und Plananalysen, auf denen die im Folgenden dargestellten Ergebnisse basieren, befinden sich im nichtöffentlichen Anhang. Bei berechtigtem Interesse und unter Sicherstellung des Datenschutzes kann über den Verfasser Einblick gewährt werden (Kontakt: fach@igpp.de).

14.1 Fall A: „Keiner schaut hin“

14.1.1 Lebensumstände und AgE

Frau A ist Mitte 30, geschieden, Hausfrau und alleinerziehende Mutter. Es gibt finanzielle Engpässe und Auseinandersetzungen mit dem Ex-Mann um den Unterhalt ihrer Kinder. Nach erfolgloser Eheberatung und Paartherapie kam es vor drei Jahren zur Trennung. Frau A entwickelte eine Depression und wurde in einer psychosomatischen Tagesklinik behandelt. Vor sechs Monaten hat sie eine ambulante Therapie beendet und seither geht es ihr besser. Sie und ihr jetziger Partner, mit dem sie seit einem Jahr zusammen ist, wohnen getrennt. Es sei schwierig mit ihm, da er sich besitzergreifend verhalte.

Frau A fühlt sich stark durch AgE aus dem ASW-Formenkreis belastet, die schon in früher Jugend aufgetreten seien und sich in den letzten Jahren sehr häuften. Sie nehme negative Zustände anderer Menschen wahr, auch von Personen, die sie nicht näher kenne oder die ihr unbekannt seien, und spüre deren Stimmungen von starker Traurigkeit und Lebensüberdruß. Besonders belastend seien Wahrnehmungen und Vorahnungen, sowohl im Wachzustand als auch in Träumen, die sich auf Todesfälle bezögen. Manchmal habe sie den Betroffenen helfen können. In den meisten Fällen könne sie aber nichts unternehmen und sei machtlos. Sie frage sich, ob sie deswegen vielleicht eine Schuld trage, und sie wolle, dass das alles aufhöre.

14.1.2 AgE-Dynamik

Frau A fühlt sich außersinnlich mit Menschen verbunden, die sich in einer inneren, ungesehenen Notlage befinden. Es handelt sich dabei um eine Situation, die sie aus ihrer eigenen Kindheit kennt. Sie, ihre Schwester und insbesondere die Mutter wurden vom alkoholabhängigen Vater misshandelt. Frau A berichtet, dass die Mutter ohnmächtig gewesen und tatenlos geblieben sei, wenn der Vater sie und ihre jüngere Schwester bedroht habe. Sie habe dann versucht, diese zu schützen, indem sie die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich gezogen habe. Mit dreizehn Jahren habe sie einen Suizidversuch mit Tabletten unternommen, von dem niemand wisse. Mit sechzehn Jahren zog Frau A aus und fand Zuflucht im Elternhaus eines Freundes. In dieser Zeit hätten die AgE ihren Anfang damit genommen, dass sie telepathisch die Suizidgedanken ihrer jüngeren Schwester wahrgenommen habe. Ein Telefonanruf habe das bestätigt und sie habe ihr diese Absicht dann ausreden können. In Frau A's ASW-Erlebnissen spiegelt sich die Distanz wider, die sie einerseits zum Geschehen zu Hause herstellen musste, um sich selbst zu schützen, aus der sie aber dennoch versuchte zu helfen, indem sie Aufmerksamkeit auf sich zog. Frau A berichtet über einen Vorfall, der das gut illustriert: Sie habe abends Fernsehen geschaut und sei, wie schon einige Male zuvor, plötzlich in einen

merkwürdigen Zustand geraten. Sie sei, ohne zu wissen warum, aufgestanden und mit dem Auto losgefahren. Nach ein paar Kilometern habe sie ein Auto am Straßenrand gesehen und angehalten. Dem darinsitzenden Fahrer habe sie ausreden können, sich das Leben zu nehmen.

Die Koinzidenzphänomene lassen sich mit dem AgE-Konsistenzsicherungsmodell nach Belz und Tölle (Belz, 2009a; Belz-Merk et al., 2002; Tölle, 2003a) als Externalisierungen und Reinszenierungen traumatischer Erfahrungen interpretieren (Kap. 3.1.9). Demnach verhindern subjektzentrierte Konsistenzsicherungsmechanismen die mentale Repräsentation der mit den Kindheitserlebnissen verknüpften negativen Emotionen und Ohnmachtsgefühle im Selbstmodell. Die dadurch induzierte organismische Inkonsistenz wird systemzentriert durch eine Repräsentation der nicht verarbeiteten und integrierten Aspekte im Weltmodell reduziert. Auf diese Weise treten sie external und ichfremd wieder an das Selbstmodell heran. Diese Dynamik lässt sich mit einer Abwandlung und Kombination des IPR- und des SPK-Modells (Kap. 3.4.3, Abb. 10) darstellen: Zum einen dislozieren verdrängte Erlebnisinhalte und Emotionen wie beim SPK-Formenkreis ins Weltmodell. Zum anderen führen sie jedoch nicht zu externalen Phänomenen, sondern knüpfen sich an Personen mit inneren Zuständen, die den eigenen abgewehrten Zuständen entsprechen. Anders als beim typischen IPR-Szenario werden keine eigenen Anteile unmittelbar auf andere Personen projiziert, sondern in anderen Personen wahrgenommen, die diese repräsentieren.

14.1.3 Konklusion

Als Repräsentantin des ASW-Typs lässt sich bei Frau A anhand biografischer Informationen und Verhaltensbeobachtungen in der Beratung hypothesenkonform ein *unsicher-gemischter Bindungsstil* feststellen. Die auf dem internalen Formenkreiskontinuum erwartete *Präzedenz von Distanzierung* zeigt sich unter anderem darin, dass Frau A sich bei der Zuspitzung von Konflikten in ihren Partnerschaften letztendlich immer für Separation entscheidet. Die Bevorzugung einer aktiven Konfliktverarbeitung in den Modi *Kontrolle/Autarkie* wird durch Angaben im FAMOS belegt: *Autonomie, Kontrolle* und *Selbstvertrauen* sind „ziemlich wichtig“. Dass Frau A zugleich ein starkes Bindungsbedürfnis hat, zeigen ihre Bemühungen, die Ehe durch Inanspruchnahme von Eheberatung und Paartherapie zu retten. Laut FAMOS sind sowohl *Alleinsein/Trennung* als auch *Abhängigkeit/Autonomieverlust* „ziemlich schlimm“ und Frau A's wichtigste Vermeidungsziele.

In ihrer Planstruktur findet sich eine ausgeprägte *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*vermeide dich auszuliefern*“. Frau A erklärt, dass es Menschen guttue, mit ihrem Leid gesehen zu werden. Wenn sie mittels ihrer AgE die Trauer, Verzweiflung und Suizidalität anderer Menschen schildert, spricht sie über sich selbst („zeige dich indirekt mit deinem

Leid“). Frau A nutzt ihre AgE als Mittel einer *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*erzähle deine Geschichte mit AgE*“. Die Pläne der Struktur zielen darauf, das unmittelbare Erleben negativer Emotionen zu vermeiden, und erlebte Ohnmacht nicht als Opfer („behalte Kontrolle“), sondern als „hilflose Helferin“ zu artikulieren. Der gemischte Bindungsstil mit distanzierten und verstrickten Anteilen manifestiert sich besonders im Verhältnis zur Mutter. Hier gibt es einerseits eine spezifische *Separationsstruktur* mit dem Markierplan „*sei ganz anders als Mutter*“, die sie wegen ihrer unterlassenen Hilfeleistung verurteilt. Andererseits berichtet sie, dass die Mutter ein „ähnliches Schicksal“ erlitten habe wie sie selbst („zeige, dass du Mutter ähnlich bist“). Vor dem Hintergrund dieser ambivalenten Bindung kommt eine *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*reinszeniere Kindheit*“ zum Tragen. Frau A stellt eine Familienkonstellation her, die mit der ihrer eigenen Kindheit vergleichbar ist: Sie sucht sich schwierige Männer, mit denen Beziehungen trotz aller Bemühungen zum Scheitern verurteilt sind. Frau A berichtet, dass sie Schuldgefühle habe, wenn es ihr besser ginge als ihrer Mutter („lass Mutter nicht in Stich“), und ist im gemeinsamen Schicksal mit ihr gefangen. Basierend auf einer weiteren *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*überwinde deine und Mutters Ohnmacht*“ versucht Frau A in ihrer Mutterrolle sowohl ihre eigene Hilflosigkeit als Kind als auch die Tatenlosigkeit der Mutter zu bewältigen („schütze deine Kinder“; „trenne dich von schlechten Männern“). Die Mutter lebt bis heute mit dem Vater zusammen, wodurch die Beziehung zu ihr für Frau A verstellt ist. Ihr Verhalten kann als demonstrativer Appell an die Mutter verstanden werden, sich doch noch vom Vater zu trennen („erhalte Liebesbeweis“).

14.2 Fall B: „Unsichtbares Band“

14.2.1 Lebensumstände und AgE

Frau B ist Ende 40, arbeitet in einem Frisiersalon, hat erwachsene Kinder und ist geschieden. Zu ihrem Ex-Mann, mit dem sie weiterhin in häuslicher Gemeinschaft lebt, habe sie ein freundschaftliches, „platonisches Verhältnis“. Ihr jetziger Partner, mit dem sie seit langer Zeit eine feste und intime Beziehung hat, lebt in einer eigenen Wohnung. Frau B war vor Jahren wegen Stresssymptomen, hohem Blutdruck und Essstörungen in psychologischer Beratung und hat etwa ein Jahr lang sporadisch psychotherapeutische Sitzungen in Anspruch genommen. Gesundheitlich geht es ihr insgesamt inzwischen gut, aber sie fühle sich sehr belastet durch eine außergewöhnliche Verbindung mit einer anderen Person.

Frau B berichtet über AgE, die dem ASW-Formenkreis zuzuordnen sind. Sie könne seit ihrer Kindheit spüren, was in anderen Menschen vor sich gehe, und habe auch immer wieder Vorahnungen in Bezug auf bestimmte Ereignisse im persönlichen Umfeld gehabt. Das sei

immer normal für sie gewesen, aber mit einem Mann, den sie in einem Internetforum kennengelernt habe, hätten die Phänomene überhandgenommen. Gemeinsame Experimente hätten ihre außersinnliche Verbindung bestätigt. Zum Beispiel habe sie zutreffende Aussagen über Ereignisse in seiner Jugend machen können. Sie hätten fast jeden Abend mehrere Stunden via Chat, Telefon und E-Mail miteinander verbracht und dabei habe sich eine „Wahnsinnsnähe“ zwischen ihnen entwickelt. Sie habe gewusst, wie es ihm gehe und was er tue, er habe sie ebenfalls körperlich gespürt, und sie hätten sich gegenseitig telepathisch rufen können. Als sie ihren jetzigen Freund kennengelernt und ihrem Internetpartner davon erzählt habe, habe er mit einem Kontaktabbruch reagiert, was völlig unverständlich für sie sei. Das „Energieband“ zwischen ihnen bestehe jedoch weiter und sie könne Groll und negative Gefühle von ihm spüren. Sie habe ihm E-Mails geschrieben, aber er verweigere eine Aussprache und beschuldige sie, „die Verbindung zu machen“ und verlange, dass sie damit aufhöre. Sie wolle sich nicht länger als „böse Hexe abstempeln“ lassen und brauche dringend Hilfe, um „das unsichtbare Band“ zu durchtrennen.

14.2.2 AgE-Dynamik

Frau A berichtet, dass die Verbindung zwischen ihr und ihrer Internetbekanntschaft immer stärker geworden und so für sie gewesen sei, als ob sie in ihm einen „verlorenen Teil“, den sie immer vermisst habe, wiedergefunden habe. Frau B wuchs als Einzelkind auf und ihre Kindheit sei durch ein intensives Gefühl der Verlassenheit geprägt gewesen. Eine Therapeutin habe ihr erklärt, dass es vorkäme, dass in den ersten Schwangerschaftswochen unbemerkte Zwillingstöten stürben. Vielleicht könne das erklären, dass sie das Gefühl habe, dass ein Teil von ihr fehle. Hier liegt der Ausgangspunkt für eine Interpretation der AgE-Dynamik: Frau A entwickelte die Vorstellung, ihre Internetbekanntschaft, Herr Z, könne ihr „verlorener Teil“ sein und projiziert⁴³ die Rolle eines Zwillingbruders auf ihn. Herr Z interpretiert die Wahnsinnsnähe anders, aber Frau B weicht seinen Annäherungsversuchen aus, die auf ein persönliches Treffen zielen. Um die Projektion der Bruderrolle und die Wahnsinnsnähe aufrechterhalten zu können, verhindert sie, dass es zu einer persönlichen Begegnung

⁴³ Der Begriff der Projektion ist hier ebenso wie der Begriff der Verdrängung im Hinblick auf mentale Repräsentationen im phänomenalen Realitätsmodell zu verstehen und nicht klassisch-psychoanalytisch. Man könnte sich trotzdem fragen, ob im Fall von Frau B der Begriff der Übertragung angebracht wäre. Übertragung meint aber, es werden „unbewusste Gefühle, Wünsche, Sinnesempfindungen oder Verhaltensmuster aus wichtigen vergangenen Beziehungen [...] in gegenwärtigen Beziehungen aktualisiert“ (Wirtz, 2021, S. 1879). Der Begriff der Projektion als „Übertragen von eigenen Gedanken und Gefühlen, aber auch Eigenschaften auf andere Personen“ (Wirtz, 2021, S. 1442) passt besser, da es keine Erfahrungen mit einem Bruder gibt, und das, was Frau B überträgt, ihre Fantasie ist. Außerdem ist Projektion im Unterschied zur Übertragung ein Abwehrmechanismus und Frau B wehrt mit ihrer Bruderprojektion ihr eigenes als auch das Begehren von Herrn Z ab.

kommt. Je mehr Herr Z sich bemüht, Frau B näherzukommen und daran scheitert, das Hindernis der Bruderrolle zu überwinden, desto mehr fühlt er sich getäuscht. Er formuliert jedoch weder seine zunehmende Frustration noch seine Bedürfnisse.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die AgE als eine Kombination der externalen und internalen Dynamik der beiden Kreismodelle (Kap. 3.4.3, Abb. 10) in einem dyadischen System verstehen. Anders als im SPK-Kreismodell verlagern sich statt blockierter Autonomiestrebungen verdrängte Bindungsbedürfnisse von Frau B ins Weltmodell. Sie spaltet diese ab, indem sie jegliches Interesse verdrängt, das zu einer echten Begegnung und sinnlicher Nähe führen könnte. Die verdrängten Anteile werden von Herrn Z wahrgenommen und verstärken sein Begehren. Frau B erlebt das als Bestätigung ihrer Zwillingsvorstellung, und indem sie dabei seine Bedürfnisse ausblendet, erzeugt sie wiederum Unmut bei Herrn Z, den dieser seinerseits verdrängt. In der Zirkularität von bewussten und unbewussten Anteilen beider Personen treten nicht nur Koinzidenzphänomene auf. Aus Frau B's Schilderungen geht hervor, dass Herr Z in einer Phase, als er die aufoktroierte Bruderrolle zunehmend unerträglich empfunden haben muss, über externale Phänomene und das Spüren einer Anwesenheit in seinem Haus berichtet hat. Insofern lassen sich die AgP als Ausdruck von blockierter Autonomie oder verdrängter Aggression mit dem SPK-Modell verstehen. Als Frau B ihn eines Tages mit ihrem neuen Partner vor vollendete Tatsachen stellt, wendet sich Herr Z unvermittelt von ihr ab. Mit dem Kontaktabbruch kippt ihre AgE-Dynamik vom ASW- in den IPR-Formenkreis. Die Projektion ins Weltmodell ist nicht mehr kompatibel, sodass es wie im IPR-Modell zu einer ichfremden Repräsentation von Bindung im Selbstmodell kommt.

14.2.3 Konklusion

Biografische Informationen und Fragebogendaten bestätigen bei Frau B die Hypothese, dass sich der ASW-Typ durch einen *unsicher-gemischten Bindungsstil* auszeichnet. Autonomie und Bindung sind starke Bedürfnisse und gleichzeitig potenzielle Bedrohungen, die sie unter Kontrolle halten muss. Die *Präzedenz von Distanzierung* unterstreicht der FAMOS, denn hier gibt Frau B *Autonomie, Kontrolle* und *Selbstvertrauen* als wichtigste Annäherungsziele und *Verletzungen/Spannungen* sowie *Hilflosigkeit* als wichtigste Vermeidungsziele an. Die beim ASW-Typ erwartete *Präzedenz von Distanzierung* und aktiver Konfliktverarbeitung in den Modi *Kontrolle/Autarkie* manifestiert sich deutlich in ihrer Beziehungsgestaltung. Frau B teilt die Befriedigung unterschiedlicher Aspekte ihres Bindungsbedürfnisses, nämlich Sicherheit, Sexualität und Emotionalität, auf verschiedene Männer auf. Mit ihrem Ex-Mann lebt sie in einer „Wohngemeinschaft“ und „platonischen“ Beziehung. Von ihrem festen Partner, mit dem sie eine intime Beziehung hat, lebt sie getrennt. Mit Herrn Z, den sie nie persönlich traf, erlebt sie eine „Wahnsinnsnähe“, und so gesehen nimmt die Intensität ihrer Gefühle mit der räumlichen Distanz zu.

Plananalytisch ist der unsicher-gemischte Bindungsstil an einer *Heteronomie-Vermeidungsstruktur*, die mit dem Plan „*vermeide Ausgeliefertsein*“ markiert wurde (wie bei Frau A), sowie einer *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*vermeide Verlassenheit*“ festzumachen. Frau B berichtet, dass ihre Mutter sie als Kind, wenn sie trotzig gewesen sei, oftmals in einen dunklen Keller gesperrt habe. Die Mutter sei unberechenbar und heftig in ihren Reaktionen gewesen und sie habe kaum Nähe zu ihr gespürt. Der Vater sei zwar liebevoll, aber aus beruflichen Gründen häufig abwesend gewesen, sodass sie sich der Mutter ausgeliefert gefühlt habe. Die beiden Vermeidungsstrukturen haben einen gemeinsamen Oberplan „*vermeide dunklen Keller*“, den man auch als Markierplan *einer* Struktur betrachten kann. In ihr spiegelt sich sowohl Frau B's unsicher-gemischter Bindungsstil wider, als auch die Konstellation, in der die Mutter Frau B's Autonomie- und Bindungsbedürfnis zugleich verletzte. Die Situation entsprach der „heteronomen Separation“, die im Schema von Kagitcibasi (2005) dargestellt ist (Kap. 3.3.4, Abb. 8). Vor diesem Hintergrund agiert Frau B mit einer *Separations-Kompensationsstruktur* und dem Markierplan „*stell Wahnsinnsnähe auf Distanz her*“. Als es zum Beziehungsabbruch durch Herrn Z kommt, erlebt Frau B zugleich Separation und Heteronomie und findet sich damit in dem „dunklen Keller“ ihrer Kindheit wieder. Laut INK trifft das Vermeidungsziel *Hilflosigkeit* zum Zeitpunkt der Beratung „ziemlich“ zu.

14.3 Fall C: „Schmerzhaftes Beziehung“

14.3.1 Lebensumstände und AgE

Frau C ist Ende 40, ledig, alleinstehend und kinderlos. Sie war viele Jahre Mitglied und Bürokräftin in einer neu-religiösen Bewegung. Frau C berichtet, dass sie von Kindheit an sehr schüchtern und gehemmt sei und mit ihrem Eintritt in die Organisation die Hoffnung verbunden habe, sich durch die angebotenen Schulungen geistig „höherentwickeln“ zu können. Sie habe gehofft, soziale Kompetenz und Selbstvertrauen zu erlangen und irgendwann auch eine richtige Partnerschaft eingehen zu können. Sie habe ihr ganzes Leben und ihre Arbeitskraft in den Dienst der Organisation gestellt. Um die Ausbildungskurse bezahlen zu können, habe sie erhebliche Schulden gemacht, die sie noch über Jahre zurückzahlen müsse. Als ihre frühere Vorgesetzte, die über außergewöhnliche Fähigkeiten verfüge, damit angefangen habe, mittels telepathischer Fernbeeinflussung auf sie einzuwirken, habe sie sich kritisch mit der Organisation auseinandergesetzt. Vor zwei Jahren sei sie schließlich ausgestiegen und habe damit ihr bisheriges soziales Umfeld aufgegeben. Ihre Situation habe sich jedoch nicht verbessert. Sie arbeite jetzt in einem Unternehmen mit hoher Arbeitsbelastung und einem Betriebsklima, das durch Angst, Misstrauen und Konkurrenz geprägt sei. Sie habe keine privaten Kontakte, sei sozial isoliert und leide unter chronischen Rückenschmerzen.

Am schlimmsten sei die fortdauernde Fernbeeinflussung durch ihre ehemalige Vorgesetzte, Frau V. Frau C berichtet über Phänomene aus dem ASW- und IPR-Formenkreis. Wenn Frau V Kontakt herstelle, spüre sie das so, als ob sie mit einem Fühler ihren Körper berühre und in sie eindringe. Frau C könne nie länger als drei bis vier Stunden schlafen und Schlafmittel würden nicht helfen. Sie hoffe, dass die Beratung ihr helfe, die Fernbeeinflussungen endlich abzustellen.

14.3.2 AgE-Dynamik

Frau C berichtet, dass Frau V als ihre Vorgesetzte, die in der Hierarchie der Organisation weit oben stehe, ihr Idol gewesen sei. Für Frau C wurde sie zur wichtigsten Bezugsperson, unter deren Leitung sie sich intensiv in der Organisation engagierte und von der sie Aufmerksamkeit und Wertschätzung für ihre Leistungen bekam. Frau C fühlt sich von Frau V gesehen und bevorzugt. Ihre Beziehung sei anfangs von starker gegenseitiger Sympathie geprägt gewesen und zwischen ihnen sei eine außersinnliche Verbindung entstanden. Sie hätten sich oft ohne Worte miteinander verständigen können und sie habe häufig schon vorher gewusst, welchen Auftrag Frau V ihr erteilen werde. Nach der Versetzung von Frau V habe Frau C weiterhin wahrnehmen können, wenn diese an sie gedacht habe. Das sei zunächst sehr angenehm gewesen und habe sie stolz gemacht. Es sei jedoch gekippt, als Frau V sie jede Nacht aus dem Schlaf gerissen habe. Als sie ihr geschrieben habe, dass sie damit aufhören solle, habe Frau V ihr bitterböse geantwortet, aber zugesagt, dass sie es in Zukunft unterlassen werde. Es sei dann ein halbes Jahr Ruhe gewesen, aber dann sei sie wieder aufgetaucht und habe weitergemacht. Seitdem reagiere Frau V weder auf weitere Schreiben noch auf Anrufe. Sie mache ihr Kopfschmerzen, übe Druck auf die Brust aus, sodass sie kaum Luft bekomme, verursache Magenschmerzen und Übelkeit und wirke auf Schmerzpunkte im Rücken und auf den Genitalbereich ein.

Die somatischen AgP lassen sich als somatoforme „Trennungsschmerzen“ interpretieren. Deren Verursachung schreibt Frau C nicht ganz unrichtig Frau V zu, verkehrt aber den Bedingungs-zusammenhang. Die Genese der internalen Phänomene lässt sich mit dem IPR-Modell (Kap. 3.4.3, Abb. 10b) beschreiben. Frau C berichtet in der Beratung, sich immer mehr an ihre Mutter erinnert gefühlt zu haben. Sie könne sich nicht entsinnen, jemals von der als unterkühlt und unnahbar beschriebenen Mutter in den Arm genommen worden zu sein oder irgendeine Form von liebevoller Zuneigung erfahren zu haben. Nach der Versetzung von Frau V kann die außersinnliche Verbundenheit das Erleben von Separation und unerfüllter Sehnsucht nach Zuwendung nicht dauerhaft kompensieren. Es entsteht ein Gefühl der Abhängigkeit, das aufgrund ihrer Biografie toxisch für Frau C ist. Wie im IPR-Modell (Kap. 3.4.3, Abb. 10b) beschrieben, projiziert Frau C ihr fortbestehendes Bindungsbedürfnis und damit die Ursache ihrer Schmerzen auf Frau V. Die zuvor idealisierte Vorge-

setzte wandelte sich damit zur bösen Mutter ihrer Kindheit. Die ins Weltmodell abgewehrte Bindung knüpft sich über den Holismus ichfremd wieder an das Selbstmodell, was wiederum Frau C's Beeinflussungsüberzeugungen bestätigt.

14.3.3 Konklusion

Frau C beschreibt sich als von jeher schüchtern und gehemmt. Sie zeigte in früher Kindheit ein unsicher-vermeidendes Bindungsverhalten, das sich, wie beim IPR-Typ erwartet, eindeutig in einem *unsicher-distanzierten Bindungsstil* fortsetzt. Frau C lebte nie in Partnerschaft und meidet außerhalb ihrer beruflichen Tätigkeit soziale Kontakte. Ihre Konfliktverarbeitung im Modus der *Individuation* macht es für sie unmöglich, enge Beziehungen und intime Nähe zuzulassen. Untypisch für den distanzierten Bindungsstil ist, dass Frau C authentisch über die Lieblosigkeit ihrer Eltern spricht und ihre Angst vor Nähe problematisiert. Durch eine „geistige Höherentwicklung“ und Karriere in der neu-religiösen Gemeinschaft soziale Kompetenz zu erlangen und beziehungsfähig zu werden, zeugt von der Vorstellung, ihr Bindungsbedürfnis eines Tages in den Konfliktverarbeitungsmodi Kontrolle/Autarkie befriedigen zu können. Laut INK sind *Intimität/Bindung*, *Affiliation/Geselligkeit* und *Hilfe* „viel zu wenig“ gegeben, aber Frau C wünscht sich Bindung, die kontrollierbar ist. Im FAMOS sind *Autonomie* und *Kontrolle* „ziemlich wichtige“ Annäherungsziele und *Hilflosigkeit* ist für Frau C „ziemlich schlimm“. Dass zum Zeitpunkt der Beratung „ziemlich wenig“ *Autonomie* gegeben ist und ihre Vermeidungsziele *Abhängigkeit/Autonomieverletzung* und *Hilflosigkeit* „ziemlich stark“ zutreffen, lässt sich auf Frau C's Fremdbeeinflussungserleben zurückführen.

Frau C's distanzierter Bindungsstil schlägt sich in ihrer Planstruktur in einer *Separationsstruktur* nieder, die mit dem Plan „*schließe dich bei Nähe wie eine Muschel*“ markiert wurde. Die zugehörigen Pläne zielen auf eine generelle Vermeidung von Nähe und Intimität zum Schutz der eigenen Integrität. Um ihr Bedürfnis nach Zuwendung durch Anerkennung befriedigen zu können, hat sie eine *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* entwickelt, die mit dem Plan „*zeige dich durch Leistung*“ markiert ist. Frau C strahlt durch ihre Haltung und Körpersprache eine kindlich anmutende Bedürftigkeit aus und überlässt den Beratenden die Führung des Gesprächs. Aus ihrem Verhalten lassen sich Pläne einer *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*hol dir elterliche Zuwendung*“ erschließen. Frau C sucht nach Bindung, die im Sinne einer positiven Heteronomie ihre Entwicklung fördern kann („mach Karriere in der Organisation“; „werde beziehungsfähig“). Diese Bindung realisiert Frau C unter Wahrung ihrer Separationsstruktur durch die telepathische Verbindung mit ihrer Vorgesetzten („schaff Nähe auf Distanz“). Als sich mit dem Verlust des sinnlichen Kontaktes die internalen Phänomene und die negative Empfindungen einstellen, wird eine spezifische *Separationsstruktur* mit dem Markierplan „*mach V zur bösen Mutter*“ aktiviert. Die negative Bindung („erhalte dir lieber eine schlechte Mutter als gar keine Mutter“) kann Frau C nicht auflösen.

14.4 Fall D: „Einsamer Engel“

14.4.1 Lebensumstände und AgE

Herr D ist Mitte 40, alleinstehend, kinderlos und geschieden. Er ist Lagerarbeiter in einem Versandhandel, aber wegen Problemen mit der Schulter in ärztlicher Behandlung und seit vier Monaten krankgeschrieben. Er habe schon seit Längerem Schlafstörungen und Depressionen. Um abschalten und schlafen zu können, trinke er moderate Mengen Alkohol. Die Hauptursache seines Leidens sei eine innere Stimme, die ihn seit der Kindheit begleite und beeinflusse. Aus Angst, dass andere Menschen ihn für verrückt halten könnten, habe er bisher kaum darüber gesprochen. Er fühle sich einsam und sei am Ende. Er merke, dass er jetzt Hilfe brauche.

Herr D berichtet über Phänomene aus dem ASW- und IPR-Formenkreis. Er höre seit seiner Kindheit klar und deutlich eine männliche Stimme in seinem Kopf. Anfangs sei sie selten aufgetaucht, dann zunehmend häufiger und bis Ende 20 sei sie immer stärker geworden. Sie mache immer wieder zutreffende Voraussagen über andere Menschen, zukünftige Entwicklungen und Todesfälle. Er sehe seine Aufgabe darin, anderen Menschen zu helfen und sie vor Gefahren zu schützen. Meistens könne er sie aber allenfalls warnen, denn ohne eine „Freigabe von oben“ sei er machtlos. Die Stimme bürde ihm viel auf und nehme mehr, als sie gebe. Manchmal habe er einige Monate Ruhe, aber dann gehe es wieder los. Er habe sein ganzes Leben versucht, eine Balance zwischen seiner eigenen Persönlichkeit und der Stimme aufrechtzuhalten. Inzwischen frage er sich, wo sein eigenes Leben geblieben sei. Die letzten 30 Jahre sei er in „seiner kleinen Kugel“ gewesen. Aus Angst, dass die Leute ihn für verrückt hielten, habe er nicht darüber gesprochen, aber jetzt müsse das raus. Er wolle mithilfe der Beratung klären, ob die Stimme von Gott käme oder ob es der Teufel sei. Entweder sei er ein Engel oder krank.

14.4.2 AgE-Dynamik

Herr D berichtet, dass er trotz seiner Geschwister am liebsten immer allein gespielt habe. Er gibt keine äußeren Gründe für sein Rückzugsverhalten an und gibt nur auf Nachfrage und widerstrebend Auskunft über seine Familie. Er könne sich nicht an viel erinnern, aber seine Eltern seien „fast normal“ gewesen. Den strengen Vater habe er nicht viel gesehen. Er sei die meiste Zeit als Handwerker auf Montage gewesen und habe alles für die Familie getan. Er habe jedoch mitbekommen, dass sein Vater krankhaft eifersüchtig gewesen sei und es zwischen ihm und der Mutter „Szenen gegeben“ habe. Die Mutter sei ein guter Mensch und immer für die Kinder da gewesen.

Die „allwissende“, männliche Stimme, die Herr D seit seiner Kindheit wahrnimmt, ersetzt vermutlich Funktionen, die der meist abwesende Vater nicht erfüllte. Herr D hörte die innere Stimme zum ersten Mal im Alter von dreizehn Jahren. Beispielsweise habe sie ihm korrekt das Todesjahr des Vaters vorausgesagt. Die Botschaften kämen immer in knappen Worten und Sätzen. Die Stimme gebe ihm eine „geistliche Führung“, auf die er sich verlasse. Er vermute, dass er so etwas wie ein Engel sei. Die Stimme lässt sich als Repräsentation einer nicht ins Selbstmodell integrierten Autonomie interpretieren, die sich selbstorganisiert als sinn- und ordnungsstiftender Attraktor im mentalen Geschehen ausgebildet hat. Ebenso wie der Vater ist die imaginäre „geistliche Führung“ nicht fassbar und ambivalent. Schon als Kind habe Herr D sich gefragt, ob er es mit Gott (gute Heteronomie) oder dem Teufel (schlechte Heteronomie) zu tun habe. Die AgE-Dynamik lässt sich wie bei Frau A in einer Kombination des SPK- und IPR-Modells (Kap. 3.4.3, Abb. 10) auf eine Externalisierung von negativen Erlebnissen und Emotionen zurückführen, die im Weltmodell an anderen Menschen wahrgenommen werden. Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass Herr D sich nie direkt mit anderen Personen verbunden fühlt, sondern dass ihm außersinnliches Wissen durch seine innere Stimme vermittelt wird.

14.4.3 Konklusion

Das Rückzugsverhalten, fehlende, inkonsistente oder beschönigende Kindheits Erinnerungen gelten als typische Merkmale eines *unsicher-distanzierten Bindungsstils*. Das Vermeiden von Kontakten in der Kindheit setzt sich bei Herrn D im Erwachsenenalter im Fehlen enger Freundschaften und partnerschaftlicher Beziehungen fort. Die Konfliktverarbeitung entspricht hypothesenkonform dem Modus der *Individuation*. Im INK gibt Herr D an, „zu wenig“ *Kontrolle* und „zu wenig“ *Autonomie* zu besitzen, was auf die intrapsychisch erlebte Heteronomie durch die innere Stimme zurückgeführt werden kann. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch verstehen, dass er die Items der Annäherungszielskala *Autonomie* und der Vermeidungszielskala *Abhängigkeit/Autonomieverlust* im FAMOS größtenteils nicht beantwortet und mit Fragezeichen versehen hat. *Abhängigkeit/Autonomieverlust* sind für Herrn D keine interaktionellen, sondern intrapsychische Vermeidungsziele. Im FAMOS zeigt sich das unerfüllte Bindungsbedürfnis in den „ziemlich wichtigen“ Annäherungszielen *Intimität/Bindung* und *Hilfe*. Der soziale Rückzug schlägt sich mit „viel zu wenig“ *Intimität/Bindung* im INK nieder. Zudem trifft das Vermeidungsziel *Alleinsein/Trennung* „ziemlich stark“ zu. Dass Herr D bei der Suche nach Bindung keinesfalls in Abhängigkeit geraten will, zeigen im FAMOS seine „ziemlich wichtigen“ Annäherungsziele *Kontrolle* und *Altruismus*, die den Konfliktverarbeitungsmodi *Kontrolle/Autarkie* entsprechen. Herr D kritisiert Anpassung, betont immer wieder, in der falschen Gesellschaft zu leben, und klagt über eine schlechte und ungerechte Welt.

Plananalytisch spiegelt sich diese Haltung in einer *Separationsstruktur* mit dem Markierplan „*schaff dir deine eigene Welt*“ wider. Den Auswirkungen des innerlichen Rückzugs und der fehlenden Zuwendung wirkt eine *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*imaginiere Vaterfigur*“ entgegen. Die innere Stimme fungiert sowohl als Mittel einer intrapsychisch wirksamen, systemzentrierten *Heteronomiestruktur* mit dem Markierplan „*lass dich geistlich führen*“ als auch einer interaktionell ausgerichteten *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*schaffe asymmetrische Beziehungen*“. Letztere zielt darauf ab, kontrollierbare Bindung in der Rolle eines weisen Ratgebers oder „Schutzengels“ herzustellen („zeige, dass du auserwählt bist“; „stell Nähe in Lehrer- oder Helferrolle her“). Diese Versuche misslingen allerdings weitgehend und Herr D fühlt sich von anderen nicht ernst genommen. Die innere Stimme verliert somit zunehmend ihren kompensatorischen Wert und wandelt sich in negativ erlebte Heteronomie. Zum Zeitpunkt der Beratung hat er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen eingesehen: Er habe lernen müssen, nur eingreifen oder helfen zu können, wenn die höhere Macht dies zuließe („sei unschuldig an Misserfolgen“). Vor diesem Hintergrund kommt eine *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*diene deinem Herrn wie ein Samurai*“ zum Tragen („sei einsamer Krieger“). Herr D gibt an, sich als Kind vorgestellt zu haben, einmal wie sein Vater Soldat zu werden. Die Pläne dieser Struktur zielen darauf ab, das eigene Scheitern zu bewältigen („zeige, dass du gegen höhere Mächte machtlos bist“) und Hilfe ohne Selbstwertverlust in Anspruch nehmen zu können.

14.5 Fall E: „Zeichen des Körpers“

14.5.1 Lebensumstände und AgE

Frau E, Ende 40, ist zum zweiten Mal verheiratet und hat eine erwachsene Tochter aus erster Ehe. Ihre Berufstätigkeit als Buchhalterin hat Frau E wegen gesundheitlicher Probleme aufgegeben. Sie ist finanziell abhängig von ihrem Ehemann, mit dem sie seit zwei Jahren weit entfernt von ihrem vorherigen Wohnort in dessen Haus lebt. Bereits sechs Monate nach dem Einzug seien Hals-, Schluck- und Atembeschwerden und „energetische“ Probleme bei ihr aufgetreten. Verschiedene Ärzte sowie auch Heiler und Schamanen hätten ihr nicht helfen können. Durch die Phänomene falle es ihr schwer, den Haushalt zu bewältigen. Sie traue sich fast nicht aus der Wohnung und habe kaum soziale Kontakte. Die Beziehung zu ihrem Mann sei gut, aber aufgrund ihrer AgE gebe es Probleme in der Sexualität.

Frau E schildert Phänomene aus dem IPR- und MED-Formenkreis. Sie berichtet, dass sich ihre Wahrnehmung verändert habe, als sie vor Jahren angefangen habe, esoterische Bücher zu lesen. Sie spüre seitdem, wenn es anderen Menschen schlecht ginge, und sie könne ihnen helfen, indem sie sie in Licht einhülle. Ihr sei mehrfach bestätigt worden, dass sie heilerische

Kräfte habe. Sie könne Verstorbene wahrnehmen und sei dabei auch negativen Einflüssen aus dem Jenseits ausgesetzt. Nun sei etwas Fremdes in ihr, sie fühle sich besessen und fremdgesteuert. Frau E berichtet über Verkrampfungen ihrer Muskulatur und Automatismen, unter anderem unwillkürliche Bewegungsimpulse und automatisches Schreiben. Sie sei eigentlich ein kreativer Mensch, der gerne male und tanze, aber sie habe nicht mehr die Kontrolle über ihre Bewegungen und lasse es deshalb lieber. Sie hoffe, dass die Beratung ihr bei der Überwindung der negativen Einflüsse helfe und sie in der Entwicklung ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten unterstütze.

14.5.2 AgE-Dynamik

Als Frau E in das Haus ihres Mannes zog, verlor sie ihr bisheriges soziales Umfeld und die Nähe zur Tochter. Dadurch kam zu der finanziellen noch eine verstärkte emotionale Abhängigkeit von ihrem Mann hinzu. Ihr Mann zeichnet sich durch ein starkes sexuelles Verlangen aus, das bei ihr negative Emotionen und Assoziationen im Zusammenhang mit Missbrauchsversuchen hervorruft, die sie als Jugendliche seitens ihres Vaters und eines Onkels erlebte. Daraufhin traten die IPR- und MED-Phänomene auf. Frau E hat Impulse, die sie automatisch schreiben lassen. Es kämen dabei viele schlechte Dinge. Frau E berichtet, dass zum Beispiel ihr toter Vater, von dem nur Schlechtes komme, geschrieben habe, dass ihr Mann nicht gut sei. Frau E betont, dass sie ihren Mann liebe, aber keinen Sex mit ihm haben könne, wenn sie nicht frei sei.

Die AgE-Dynamik lässt sich gut nachvollziehen, wenn man davon ausgeht, dass Frau E extrem negative Emotionen verdrängt und offenen Widerstand vermeidet, der ihre Ehe infrage stellen würde. Die internalen Beeinflussungsphänomene repräsentieren demnach abgewehrte Gefühle ichfremd im Selbstmodell. Ein subjektzentrierter Konsistenzsicherungsmechanismus, den man als Verleugnung⁴⁴ bezeichnen kann, verhindert, dass sie ihren Mann als Quelle der aversiven Empfindungen realisiert. Frau E nimmt die von ihm ausgehende Heteronomie nicht wahr, um die Bindung aufrechterhalten zu können. Das heißt, dass ihre Aversionen weder vom Mann ausgelöst noch ihre eigenen sein dürfen, denn beides würde ihre Ehe und Versorgung gefährden. Die leiblichen Missempfindungen und „Zeichen des Körpers“, die sich in dieser Konstellation einstellen, lassen sich als Ausdruck einer organismischen Inkonsistenzreduktion (Kap. 3.4.3) verstehen. Die Automatismen setzen blockierte Autonomie im Weltmodell frei, die sich im Unterschied zum SPK-Modell (Abb. 10a) nicht an externalen

⁴⁴ Verleugnung ist in der Psychoanalyse ein Abwehrmechanismus, „der die Wahrnehmung schwer erträglicher äußerer Realitätseindrücke verhindern soll. Die Verleugnung steht i. Ggs. zu anderen Mechanismen, die sich gegen eine bedrohliche innere Realität wenden (wie z. B. die Verdrängung verbotener Wünsche)“ (Wirtz, 2021, S. 1932).

Objekten, sondern am eigenen Körper manifestiert. Wie beim IPR-Modell (Abb. 10b) wird die Heteronomie fremden Kräften zugeschrieben, diese werden aber nicht in einer konkreten lebenden Person, sondern im Jenseits und im verstorbenen Vater verortet.

14.5.3 Konklusion

Frau E bestätigt die Hypothese, dass sich der MED-Typ durch einen *unsicher-gemischten Bindungsstil* auszeichnet. Für die vorausgesetzte *Präzedenz von Distanzierung* spricht eine frühe Ablösung von der Familie mit Anfang 20, die sie mittels der Beziehung zu ihrem ersten Mann vollzog, den sie gleich nach dem Kennenlernen heiratete. Einiges deutet darauf hin, dass Frau E sich mit ihrem ersten Mann einen Partner suchte, der ihr einerseits Sicherheit und Versorgung bot, aber dessen häufige berufliche Abwesenheit ihr entgegenkam. Verstrickte Elemente zeigen sich vor allem in ihrer zweiten Ehe. So habe es bereits vor der Heirat viele Konflikte gegeben, aber alle Trennungsversuche seien „vergeblich“ gewesen.

Plananalytisch zeigt sich die Präzedenz von Distanzierung bei Frau E in einer *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*mach Liebe nur, wenn du dich frei fühlst*“. Zugleich gibt es eine *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*vermeide Ehe offen infrage zu stellen*“. Ihre „Besessenheit“ und die Diskrepanz zwischen beiden Strukturen drückt sich durch Automatismen als Mittel einer systemzentrierten *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*gebe Zeichen mit deinem Körper*“ aus. Durch die Pläne einer *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*führe alle Probleme auf Besessenheit zurück*“, gelingt es ihr, die „Zeichen des Körpers“ im Sinne der Modi *Kontrolle/ Autarkie* zur Abgrenzung und zur Einflussnahme auf den Mann einzusetzen („bring Mann dazu, sich um dich zu kümmern“). Frau E betont immer wieder, dass all ihre Probleme von jenseitigen Kräften herrührten und nichts mit Erfahrungen in ihrer Vergangenheit zu tun hätten („suche Lösungen im Jenseits“). In der Beratung weist Frau E die Notwendigkeit von psychologischer Hilfe zurück („lass dich nicht zum Opfer machen“). Sie äußert die Überzeugung, dass sie mediale Fähigkeiten habe und über heilende Kräfte verfüge („sei etwas Besonderes“) und dass Verstorbene ihre Hilfe suchten („geh in Helferrolle“). Damit erschließt sich für Frau E eine neue Perspektive im Hinblick auf mehr Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung: Sie hat eine weitere *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*suche dein Heil als Medium und Heilerin*“ entwickelt und bittet die Beratenden um Unterstützung („mache aus AgE eine Mission“).

14.6 Fall F: „Schwarzer Mann“

14.6.1 Lebensumstände und AgE

Herr F ist Anfang 30, seit zwei Jahren geschieden, kinderlos, alleinlebend und arbeitslos. Er befindet sich zum Zeitpunkt der Beratung wegen posttraumatischer Symptome und Depressionen in ambulanter Psychotherapie. Herr F war Soldat und berichtet, dass er bei einem Auslandseinsatz schlimme Dinge erlebt habe. Er leidet unter einer posttraumatischen Belastungsstörung mit Appetit- und Schlaflosigkeit, Unruhezuständen und sozialer Angst. Er könne das Haus nicht mehr alleine verlassen und habe schreckliche Träume. Er nehme keine Medikamente, trinke abends aber „kontrolliert“ Alkohol, um sich beruhigen und schlafen zu können. Er bekäme kaum Hilfe. Zu seinen Angehörigen habe er bereits als junger Erwachsener jeden Kontakt abgebrochen. Seine Frau habe sich von ihm scheiden lassen, weil sich seine Persönlichkeit verändert habe. Bis auf einen „Kumpel“ hätten sich alle von ihm abgewendet.

Der Beratungsanlass seien außergewöhnliche Phänomene, über die er mit seinem Therapeuten nicht reden könne. Herr F berichtet vornehmlich über AgP des ASW-, des IPR- und insbesondere des MED-Formenkreises. In ihm sei eine fremde Macht, die ihn zwingt, „das Negative“ in anderen Menschen zu sehen. Er spüre einen fremden, „abgrundtiefen Hass“ in sich und habe dazu das innere Bild eines schwarzen Mannes. Dieser nehme die negativen Dinge außersinnlich wahr und zwingt ihn dazu, sie auszusprechen. Die Betroffenen würden dann mit starker Ablehnung oder Aggressionen auf ihn reagieren. Herr F berichtet außerdem über externale Phänomene, die aufträten, wenn er sich in einem emotionalen Tief befände. Es gebe in seiner Wohnung elektrische Störungen, Glühbirnen flackerten und Geräte gingen kaputt. Er kämpfe innerlich mit dieser fremden Macht und versuche, sie niederzuringen. Er wolle sich endlich wieder frei fühlen und hoffe auf Hilfe.

14.6.2 AgE-Dynamik

Herr F berichtet, dass er in einer streng-religiösen Familie aufgewachsen sei, in der er sich extrem unterordnen müsse. Der Vater sei sehr gewalttätig und strafend gewesen. Er sei als „schwarzes Schaf“ der Familie nicht geliebt worden und habe sich daher von den Eltern, seinen Geschwistern und auch von anderen Kindern zurückgezogen. Stattdessen habe er zwei imaginäre Spielkameraden gehabt, die völlig reale Erscheinungen für ihn gewesen seien. Sie hätten ihn überall hin begleitet und mit ihnen habe er erste außersinnliche Wahrnehmungen erlebt. Sie hätten in die Zukunft sehen können und ihn vor bestimmten Ereignissen und Gefahren gewarnt, beispielsweise vor einem Autounfall mit den Eltern. Die

Kameraden seien verschwunden, als er mit sechzehn Jahren seine spätere Ehefrau kennengelernt habe.

Der innere Rückzug in eine eigene Welt lässt an Herrn D denken, weist aber relevante Unterschiede auf. Herr F interagiert mit imaginären Spielgefährten im Weltmodell, während sich bei Herrn D eine fremde innere Stimme im Selbstmodell manifestierte. Anders als Herr D konnte Herr F eine Repräsentation von selbstbestimmter Autonomie entwickeln und mit der Beziehung zur späteren Ehefrau verschwanden die imaginären Freunde. In dieser Zeit beehrte Herr F innerlich gegen den Vater auf. Er habe ihm beim Sägen im Garten in Gedanken ein Unglück gewünscht und es sei tatsächlich ein Baum auf ihn gefallen. Herr F habe da zum ersten Mal festgestellt, dass er durch Gedanken etwas bewirken könne. Mit seinem Eintritt in die Bundeswehr brach er den Kontakt zur Familie ab. Als er bei einem Auslandseinsatz die Ausführung eines Befehls verweigerte, der seines Erachtens unschuldige Zivilisten gefährdet hätte, hatte das seine Entlassung zur Folge. Anders als bei seinem Rückzug als Kind und seiner Trennung von der Familie erlebt Herr F jetzt eine heteronome Separation (Kap. 3.3.4, Abb. 8). Er fühlt sich wie in der Familie ungeliebt und ausgestoßen. Die Bundeswehr erinnere ihn an das ungerechte Verhalten seines Vaters. Herr F habe immer das Gute gewollt und werde dafür bestraft. Den „abgrundtiefen Hass“, den er in sich spürt, nimmt Herr F nicht als seinen eigenen, sondern ichfremd und externalisiert im Bild eines „schwarzen Mannes“ wahr, von dem er sich besessen fühlt. Die resultierende AgE-Dynamik lässt sich vom Ansatz her (im Prinzip wie im Fall A und D) mit einer abgewandelten SPK-IPR-Dynamik (Kap. 3.4.3, Abb. 10) als ein Zusammenspiel von Verdrängung und Projektion interpretieren. Die verdrängte Aggression „heftet“ sich im Weltmodell an „geeignete“ Personen, mittels derer sie repräsentiert wird. Seine eigene externalisierte „Negativität“ nimmt Herr F an Menschen wahr, die selbst zu Opfern wurden. Das zeigt sich mitunter in Automatismen, wenn er sich fremdgesteuert fühlt und Personen verbal attackiert. Er berichtet unter anderem, dass er einer Frau ins Gesicht gesagt habe: „Was kann ich denn dafür, dass du als Kind missbraucht wurdest?“, was sich nachher auch bestätigt habe. Herr F berichtet außerdem über externale Phänomene, die ebenfalls andere Menschen attackieren. Beispielsweise hätten sich in der Kaserne Tische verschoben, Betten hätten gewackelt und ein Kamerad habe einen Bierkrug an den Kopf gekriegt. Generell fühlten sich Personen, die sich mit ihm in einem Raum befänden, nach kurzer Zeit ausgelaugt und reagierten aversiv auf ihn.

14.6.3 Konklusion

Herr F zeigt ebenso wie Frau E und wie beim MED-Typ erwartet zum Zeitpunkt der Beratung einen *desorganisierten Bindungsstil*, der von der Anlage in der Kindheit ausgehend distanziert sein könnte. Im Erwachsenenalter bis zum Zeitpunkt seiner posttraumatischen Belastungsstörung deutet bei Herrn F aber vieles auf einen *unsicher-gemischten* Stil mit *Präzedenz* von

Distanzierung hin. Eine frühe Konfliktverarbeitung im Modus der Individuation hat sich offensichtlich in der Jugend seiner Beziehung zur jetzigen Ex-Frau gewandelt. Ein Übergang in die Modi *Kontrolle/Autarkie* ist daran abzulesen, dass Herr F in seiner Ehe als Fürsorger agierte und zugleich durch freiwillige Auslandseinsätze eine Fernbeziehung herstellte. In der Beratung zeigt sich Herr F insgesamt eher distanziert, lässt aber ein Hin- und Herpendeln zwischen passiver und aktiver Konfliktverarbeitung erkennen. Einerseits teilt er dem Berater mit, dass dieser ihm unsympathisch sei. Andererseits relativiert Herr F die Aussage: Er wisse nicht warum, es sei der schwarze Mann. Er habe den Berater nur im Sinne eines „Fair-Play“ aufklären wollen und wirklich zum ersten Mal das Gefühl, dass man ihm richtig zuhöre. Herr F zeigt Bindungsbedürftigkeit und spricht immer wieder über seine Ex-Frau, die er sehr liebe und die ihm fehle. Verstrickte Elemente zeigen sich darin, dass er immer wieder über seinen Vater und die schlechte Behandlung in der Familie redet. Herr F befindet sich hypothesenkongform in einem Aktualkonflikt, der durch die Abhängigkeit von Versorgung und einem aversiven Erleben der damit verbundenen Heteronomie gekennzeichnet ist. Die *Desorganisation* zeigt sich beispielsweise in der Interaktion mit dem Berater sowie in widersprüchlichen Aussagen über Personen, auf deren Hilfe er angewiesen ist, darunter sein Therapeut.

Plananalytisch zeigt sich die Präzedenz von Distanzierung in einer früh in der Kindheit angelegten *Separationsstruktur* mit dem Markierplan „vermeide toxische Nähe“. Der mit dieser Struktur verbundene Rückzug innerhalb des Familiensystems („schaff dir eine eigene Welt“) wurde durch eine *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „imaginiere Spielkameraden“ bewältigt. Der vollständige Bruch mit der Familie erfolgte auf Grundlage einer *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „spreng pazifistische Fesseln“. Die Struktur zielt auf die Befreiung von einer streng-religiösen und pazifistischen Familie, die ihn zum wehrlosen Opfer eines gewalttätigen Vaters machte, für den das Credo, dass Gewalt Sünde sei, nicht zählte. Die Separation wurde im Sinne seiner Separations-Kompensationsstruktur diesmal mit dem Eintritt ins Militär durch „echte“ Kameraden kompensiert („schaff dir eine Ersatzfamilie“). Die Hierarchie und Heteronomie des Militärs erlebte Herr F zunächst als etwas Positives („schaffe dir Halt und Sicherheit“). Die Bundeswehr ermöglichte ihm im Sinne einer *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „finde legitimen Ausdruck von Aggression“ eine Delegation seiner Autonomie. Als „guter Soldat“ und Befehlsempfänger kann Herr F einerseits Macht empfinden („überwinde Vater“) und andererseits innere Distanz zum verhassten, gewalttätigen Vater bewahren („sei anders als Vater“). Die Entlassung aus dem Militär blockiert sowohl die Pläne der Separations-Kompensationsstruktur als auch der Heteronomie-Kompensationsstruktur. Vor diesem Hintergrund entwickelt Herr F eine zweite *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „externalisiere Hass“. Mit ihr wird notgedrungen der „abgrundtiefe Hass“ abgewehrt („mach schwarzen Mann verantwortlich“) und externalisiert („sei unschuldig an deinem Hass“). Die desintegrierte Aggression wird

durch außersinnliche Wahrnehmung an anderen wahrgenommen und mittels Automatismen und externalen Phänomenen abreagiert („reduziere Spannung“).

14.7 Fall G: „Verdammte Zufälle“

14.7.1 Lebensumstände und AgE

Herr G, Anfang 30, ledig, lebt mit seiner Partnerin zusammen und hat keine Kinder. Mit seiner Arbeit als Techniker ist er zufrieden. Es gebe aber Konflikte in der Partnerschaft und er sträube sich gegen den Heiratswunsch seiner Freundin. Bereits vor Jahren sei es ihm schlecht gegangen und ein Arzt habe ihm Medikamente gegen Depressionen verschrieben. Er lese seit seiner Jugend in der Bibel und versuche, den christlichen Geboten zu folgen. Er sei ein guter Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tun könne, aber er wisse, dass Sex vor der Ehe eine schwere Sünde sei. Daher sei er zu der Überzeugung gekommen, dass er seine Freundin entweder heiraten oder sich von ihr trennen müsse. Er könne sich aber nicht entscheiden. Er habe Seelsorger und Priester zurate gezogen und so Unterschiedliches von ihnen gehört, das ihn das noch mehr verunsichere. Seit längerer Zeit häuften sich Ereignisse, die kein Zufall sein könnten. Er glaube, dass Gott ihn damit auf die Probe stelle und habe eine Riesenangst zu versagen und dafür mit „ewiger Verdammnis“ bestraft zu werden.

Herr G berichtet über Phänomene aus dem SIN-Formenkreis bzw. über sinnvolle Fügungen, die er als Zeichen Gottes interpretiert. Zum Beispiel habe ihn einmal den ganzen Tag der Gedanke beschäftigt, dass Gott ihm vielleicht noch einmal eine Chance geben wolle, und da habe eine ihm im Zug gegenüber sitzende Person ein Buch mit dem Titel „Unsere zweite Chance im Erlösungsplan“ aufgeschlagen. Einmal habe er am Abend Sport gemacht und gedacht, es werde Muskelkater und Bauchschmerzen geben, und sich dann auch vorgestellt, dass man in der Hölle Bauchschmerzen haben werde. Am nächsten Morgen habe er eine Zeitung aufgeschlagen und lesen müssen, dass ein Star wegen höllischer Bauchschmerzen ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. So gebe es immer wieder Zeichen, die ihn damit konfrontierten, dass er entweder sein Leben ändern müsse oder von Gott verdammt werde.

14.7.2 AgE-Dynamik

Herr G wuchs mit Eltern auf, die lieblos und sehr streng gewesen seien. Bei Herrn G wurde Autonomie zum Problem, weil er mangels sicherer Bindung kein echtes Selbstvertrauen und keine Selbstbestimmung entwickeln konnte. Er habe sich immer bemüht, alles richtig zu machen, aber trotzdem nie Zuwendung und Wertschätzung von den Eltern bekommen. Als er schließlich auch in seiner Berufsausbildung vom Lehrmeister gedemütigt worden sei, habe

er sich an Gott gewandt und angefangen zu beten. Herr G sucht die ersehnte Liebe und Anerkennung einer väterlichen Bezugsperson, was an das Szenario der „geistlichen Führung“ bei Herrn D denken lässt. Gott zeigt sich Herrn G allerdings nicht als Stimme im Selbstmodell, sondern mittels sinnvoller Fügungen im Weltmodell. Autonomie wird hier wie im Modell der SPK-Formenkreisdynamik (Kap. 3.4.3, Abb. 10a) externalisiert, aber sie manifestiert sich nicht durch externale Spukphänomene. Die mit dem Wunsch nach Halt und Orientierung an Gott delegierte Autonomie wird durch Koinzidenzphänomene repräsentiert, in denen externale Ereignisse als sinnvoll angeordnete Zeichen erscheinen. Dabei wird nicht nur Handlungsmacht externalisiert und auf Gott übertragen, sondern auch das Bindungsstreben auf die Gottesvorstellung gerichtet. In einem Zusammenspiel verknüpfen sich verdrängte Autonomie und projizierte Bindung im Weltmodell. Die Projektion funktioniert wie beim IPR-Modell (Kap. 3.4.3, Abb. 10b), beruht aber nicht auf einer Abwehr von Bindung, sondern auf einer Sehnsucht danach. Die Koinzidenzen geben Herrn G zwar die Gewissheit, dass Gott da ist und dass er ein Auge auf ihn hat, aber sie können seinen Wunsch nach Geborgenheit nicht befriedigen. Gottes Botschaften lösen im Gegenteil nur Unsicherheit und immer größer werdende Ängste aus: Herr G kann sich nie sicher sein, ob er Gottes Botschaften richtig versteht. Mangels der Fähigkeit zur Selbstbestimmung stellt sich nie ein inneres Gefühl von Entscheidungssicherheit ein, sodass er ständig nach verlässlichen Antworten suchen muss. Diese findet er aber weder in der Bibel noch in esoterischen und spirituellen Schriften oder bei den Seelsorgern, die er in großer Zahl aufsucht.

14.7.3 Konklusion

Wie beim SIN-Typ vorausgesetzt, lässt Herr G's Bindungsverhalten auf einen *unsicher-gemischten Bindungsstil* schließen. Die *Präzedenz von Verstrickung* und die entsprechende Konfliktverarbeitung in den Modi *Unterwerfung/Versorgung* werden in seinen Bemühungen deutlich, als Kind und Jugendlicher um jeden Preis die Erwartungen der Eltern zu erfüllen. Distanzierte Elemente, die in der Partnerschaft hervortreten, werden ebenfalls von verstrickten Anteilen dominiert. Die Optionen sind Heirat oder Trennung, aber Herr G kann sich ebenso wenig lösen wie sich richtig einlassen. Sein gemischter Bindungsstil zeigt sich im FAMOS: Zum einen sind *Intimität/Bindung* „ziemlich wichtig“ und *Verletzungen/Spannungen* „ziemlich schlimm“, zum anderen sind *Autonomie* und *Kontrolle* „ziemlich“ und „außerordentlich wichtig“ sowie *Hilflosigkeit* und *Abhängigkeit/Autonomieverlust* „ziemlich“ und „außerordentlich schlimm“. Die Präzedenz von Verstrickung wird im INK durch „viel zu wenig“ Selbstvertrauen und ein „ziemlich starkes“ Zutreffen von *Schwäche/Kontrollverlust* und *Hilflosigkeit* deutlich. Herr G, der sich in Bezug auf Gott mit einer ähnlich ambivalenten Heteronomie wie Herr D auseinandersetzt, lässt wie dieser mehrere Items der Skala *Autonomie* und *Kontrolle* im INK unbeantwortet.

Plananalytisch zeigen sich der Bindungsstil und die passive Konfliktverarbeitung in einer ausgeprägten *Heteronomiestruktur* mit dem Markierplan „*mach alles richtig*“, die vergeblich auf Zuwendung und Wertschätzung der Eltern zielt („sei artiger Sohn“). Eine *Separations-Struktur* mit dem Markierplan „*löse dich aus Knechtschaft*“ wurde Motor für seine Ablösung von den Eltern. Die Konsequenzen der Trennung versuchte er zugleich mit einer *Separations-Kompensationsstruktur*, die mit dem Plan „*suche Zuflucht bei Gottvater*“ markiert wurde, aufzufangen („vermeide auf dich selbst gestellt zu sein“). Da Herr G durch die erzwungene Anpassung und Unterwerfung in der Kindheit und Jugend kein echtes Selbstvertrauen entwickeln konnte, wird sein Handeln durch eine *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „*delegiere Autonomie*“ bestimmt („geh auf Nummer sicher“). Die Struktur zielt auf eine positive Heteronomie, die er bei Gott zu finden hofft („lass dich führen“). In den Koinzidenzphänomenen erkennt er jedoch keine Zeichen und Botschaften eines liebenden Gottvaters, sondern Forderungen, sich seinen strengen Geboten zu unterwerfen. Wie schon bei seinen Eltern sieht sich Herr G mit einer extrem negativen Heteronomie konfrontiert, was zum einen seine Separationsstruktur aktiviert und zum anderen zu einer neuen *Separations-Kompensationsstruktur* führt. Deren Markierplan „*suche freie Liebe*“ entwickelte Herr G nach der Lektüre entsprechender Schriften und Bücher über Polyamorie. In der Partnerschaft führt das allerdings zu keiner Lösung und in der Beziehung zu Gott zu einer „Höllenangst“ vor „ewiger Verdammnis“. Zum Beratungszeitpunkt konfliktieren die Separationsstruktur und die Separations-Kompensationsstruktur mit der hartnäckigen Heteronomiestruktur. Der Widerstreit zwischen Auflehnung und Angst vor ewiger Verdammnis bzw. zwischen aktiven und passiven Konfliktverarbeitungsmodi lässt sich als Konfliktschema begreifen.

14.8 Fall H: „Pech und Pannen“

14.8.1 Lebensumstände und AgE

Frau H ist Mitte 40, ledig und kinderlos. Sie lebt mit ihrem Partner zusammen, den sie bald heiraten möchte, und arbeitet als Biologin im Gesundheitssektor. Frau H versucht seit mehreren Jahren vergeblich, eine Doktorarbeit fertigzustellen. Sie glaube, dass der Dokortitel wesentlich für ihre berufliche Reputation sei. Sie habe jedoch nur Pech und sei schon mit mehreren Anläufen gescheitert. Immer wieder verhinderten unerklärliche äußere Umstände ihr Weiterkommen. Es käme überhaupt keine Ruhe in ihr Leben und in ihrem Alltag ginge alles schief. Vor drei Jahren habe sie deswegen „einen Burn-out“ gehabt und sei ein halbes Jahr wegen reaktiver Depression in Verhaltenstherapie gewesen. Diverse Medikamente hätten nicht richtig angeschlagen. Auch jetzt gebe es fast nur Unerfreuliches in ihrem Leben. Außer ihrem Partner sei nun auch ihre Mutter lebensgefährlich erkrankt, die Praxis laufe nicht gut und sie befände sich in einem Rechtsstreit.

Frau H kommt mit typischen Phänomenen des SIN-Formenkreises in die Beratung. Alles sei wie verhext. Sie werde ihr ganzes Leben vom Pech verfolgt und ziehe ständig Chaos und Unglück an. Besonders schlimm sei, dass sie mit ihrer Doktorarbeit nicht vorankomme. Computer und Drucker versagten ihren Dienst, Systemzugänge in der Universität funktionierten nicht und immer wieder müsse sie vergeblich auf Unterlagen warten, die aus unerfindlichen Gründen nicht kämen. Frau H erklärt, sie sei zu der Überzeugung gelangt, dass irgendein „übergeordnetes System“ für ihr Pech verantwortlich sei. Von der Beratung erhoffe sie sich Hilfe, zu verstehen, warum sie so vom Unglück verfolgt werde und was sie dagegen tun könne.

14.8.2 AgE-Dynamik

Frau H berichtet über negative Ereignisse und Pechsträhnen, die ihres Erachtens in ihrer Häufigkeit und Dauer kein Zufall sein können und ihre Absichten und Ziele torpedieren. Ständig träten elektrische und technische Störungen auf. Geräte gingen unerklärlicherweise kaputt und Dinge verschwänden, um woanders wieder aufzutauchen. Es handelt sich häufig um externale bzw. kinetische Phänomene, die typisch für den SPK-Formenkreis sind. Sie können als Koinzidenzphänomene des SIN-Formenkreises aufgefasst werden, weil für Frau H kein Zweifel besteht, dass ihre Versuche, eine Dissertation abzuschließen, scheitern, weil eine höhere Macht sie ausbremst. Oberflächlich betrachtet sabotieren die Phänomene ihre Autonomie- und Selbstverwirklichungsbestrebungen, aber vor dem Hintergrund der Beziehung zu ihren Eltern kann man die sinnvollen Fügungen wie bei Herrn G als Repräsentationen von desintegrierter Autonomie interpretieren. Zu ihrer Mutter habe Frau H keine emotionale Beziehung aufbauen können. Sie sei nie ein Vorbild für sie gewesen. Sie sei zwar nicht geschlagen worden, aber die Mutter habe Liebesentzug als Strafe eingesetzt. Ihren Vater beschreibt Frau H als sehr unnahbar und als einen Patriarchen, der „total ungerecht“ gewesen sei. Sie habe sich immer um seine Zuwendung und Anerkennung bemüht, ihm aber nie etwas recht machen können. Er habe sie nie gelobt.

Anders im Fall Herr G distanziert sich Frau H nicht von ihren Eltern. In den Fügungen sieht sie auch keine Zeichen oder Botschaften, die an sie gerichtet sind, sondern anonyme und schicksalhafte Kräfte, die einfach nur ihr Leben ruinieren wollen. Frau H externalisiert negative Emotionen, die ihre Bindung an die Eltern bedrohen könnten, indem sie diese auf die SIN-Phänomene projiziert. Die Externalisierung dient insbesondere dazu, die Bindung zum Vater aufrechterhalten zu können, von dem sie nicht nur emotional, sondern auch finanziell abhängig ist. Mit der Selbstbestimmungstheorie (Kap. 3.3.3) lässt sich die Situation so deuten, dass ihr Ziel einer Promotion korrumpiert ist und Frau H es nicht aus intrinsischer Motivation verfolgt. Die ständigen Pannen, die Fortschreibung der Vaterproblematik in der Beziehung zum Doktorvater und die AgP, die Frau H's Anstrengungen boykottieren, kann man

als Externalisierung von Wut und Widerstand betrachten. In den AgP manifestiert sich „abgegebene“ Autonomie. Mit der Zuschreibung eines bösen Schicksals als Verursacher der Phänomene wehrt Frau H eine Einsicht in ihren unbewussten Widerstand gegen die Unterwerfung unter die Erwartungen der Eltern ab. Die AgE-Dynamik „schreit“ sozusagen nach Selbstbestimmung durch Aufgabe ihrer erfolglosen Promotionspläne, die Frau H fortwährend in Abhängigkeit halten.

14.8.3 Konklusion

Frau H bestätigt insgesamt die Hypothesen zum SIN-Typ. Ihr Bindungsstil ist *unsicher-gemischt* und die *Präzedenz von Verstrickung* lässt sich in ihrem fortgesetzten Bemühen um wertschätzende Zuwendung von den Eltern, insbesondere vom Vater, erkennen. Trotz ihres Unmuts und innerer Auflehnung stehen die passiven Konfliktverarbeitungsmodi *Unterwerfung/Versorgung* im Vordergrund. Der FAMOS bestätigt die passiven Konfliktverarbeitungsmodi insbesondere damit, dass *Vorwürfe/Kritik*, *Verletzungen/Spannungen* und *Versagen* „sehr schlimme“ Vermeidungsziele sind. Im FAMOS nennt Frau H als „außerordentlich“ wichtiges Annäherungsziel *Hilfe* zu bekommen. *Alleinsein/Trennung* ist „ziemlich schlimm“ für sie. Laut INK treffen sowohl *Hilflosigkeit* als auch *Alleinsein/Trennung* stark zu. Die Verstrickung mit dem Vater spiegelt sich in der Abhängigkeit vom Doktorvater wider. Aber es regt sich auch Widerstand. Die Ansätze einer aktiven Konfliktverarbeitung zeigen sich im FAMOS mit „ziemlich wichtiger“ *Kontrolle* und *Autonomie*, wobei Frau H laut INK „zu wenig“ *Kontrolle* erlebt.

Plananalytisch zeigt sich die verstrickte Bindung in einer *Heteronomiestruktur*, die mit dem Plan „erlange väterliche Zuwendung“ markiert wurde und eine Übertragung auf den Doktorvater einschließt. Das Verlangen, mit dem Erreichen des Dokortitels die ersehnte Anerkennung und Wertschätzung zu bekommen („sorge dafür, dass du gesehen wirst“), wird durch Pläne einer *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „löse alle Probleme mit Dokortitel“ angetrieben, die auf die Erreichung eines erfolgreichen Lebens („erlange Anerkennung“; „gib dir Gefühl, etwas wert zu sein“) und auf Zuwendung zielen. Ihr Scheitern und das Erleben von Machtlosigkeit versucht Frau H, die sich ihr ganzes Leben von Pech und Unglück verfolgt fühlt, mit einer *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „mach höhere Mächte verantwortlich“ zu bewältigen. Sie erklärt ihre Misserfolge mit ihrer Abhängigkeit von anderen Menschen („zeige, dass du am kürzeren Hebel sitzt“) und höheren Mächten, die alle ihre Anstrengungen sabotieren („sei unschuldig an deinem Chaos“). Die Struktur korrespondiert mit einer *Separations-Kompensationsstruktur*, die mit dem Markierplan „mobilisiere Solidarität und Hilfe“ darauf abzielt, auf „legitime“ Weise („überzeuge andere von deinem Elend“) Hilfe zu bekommen („vermeide Ablehnung“). Dabei wird in der Beratung eine *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „sei deine eigene Expertin“ deutlich. Frau H redet in der Beratung fast ununterbrochen („behalte Kontrolle“) und betont immer wieder, dass sie an sich

arbeite („vermeide Ohnmachtserleben“). Damit wehrt sie, wie mit der Externalisierung ihrer negativen Emotionen, eine Einsicht in ihre verstrickte Bindung („vermeide Konflikte“) und notwendige Konsequenzen ab.

14.9 Fall I: „Risse in der Wand“

14.9.1 Lebensumstände und AgE

Frau und Herr I, beide Mitte 40, sind seit 10 Jahren verheiratet. Frau I hat eine kaufmännische Ausbildung, arbeitet in Teilzeit in einem Einzelhandelsgeschäft und hat einen Sohn aus erster Ehe. Herr I ist in der technischen Abteilung einer Gesundheitsversorgungseinrichtung tätig und hat keine leiblichen Kinder. Frau I berichtet, dass sie immer noch unter dem frühen Tod ihrer Mutter und unter ihrer Vergangenheit leide. Sie habe sich erst nach einer längeren Duldung von Demütigungen, die sie schon in früheren Beziehungen, teilweise auch mit Gewalttätigkeit, erlebt habe, von ihrem Ex-Mann scheiden lassen. Sie sei zwischenzeitig wegen Depressionen in ambulanter Behandlung gewesen und habe Medikamente bekommen. Eine empfohlene Psychotherapie habe sie nicht begonnen, weil ein Umzug in eine andere Stadt ihr Hoffnung auf positive Veränderungen gemacht habe. Tatsächlich sei alles viel schlimmer geworden.

Aktueller Beratungsanlass sind akute externale Phänomene aus dem SPK-Formenkreis, die erstmals nach dem kürzlichen Auszug des Sohnes und dem anschließenden Umzug des Ehepaars in eine neue Wohnung aufgetreten seien. Trotz fachmännischer Sanierung seien dort Risse in Wänden und Decken entstanden, für die es keinerlei natürliche Erklärung gebe. Sie seien deshalb wieder zurück in ihre alte und frisch renovierte Wohnung gezogen. Aber auch dort hätten sich plötzlich Risse in den Wänden gezeigt. Zunehmend seien dann auch noch unerklärliche elektrische und kinetische Phänomene aufgetreten. Zum Beispiel hätten sich beim Radio autonom die Sender verstellt. Ständig platzten Glühbirnen. Frau I vermutet, dass die externalen Phänomene mit ihr zusammenhängen. Sie habe immer wieder erlebt, dass sie besonders dann aufträten, wenn sie gerade starke negative Emotionen wie Wut oder Verzweiflung empfinde.

14.9.2 AgE-Dynamik

Die AgE-Dynamik ist mit dem SPK-Formenkreismodell (Kap. 3.4.3, Abb. 10a) als eine Dislokation von Autonomie ins Weltmodell verstehbar. Die Einschränkung von Autonomie beruht hier auf der Interaktion von zwei Personen in einem dyadischen System. Anders als in Spukfällen, bei denen Phänomene des SPK-Formenkreises in einer asymmetrischen Kons-

tellation in Familien mit Eltern und Jugendlichen auftreten, ist die unterdrückte Autonomie nicht in einer pubertierenden Fokusperson zu suchen. Dass die Phänomene erstmals nach Auszug des Sohnes aufgetreten sind, deutet darauf hin, dass Bedürfnisse, die im Ehesystem unter dessen Anwesenheit noch ausreichend befriedigt wurden, nun nicht mehr ausreichend erfüllt werden können. Die Beziehungsdynamik ist dadurch gekennzeichnet, dass Frau I von ihrem Mann mehr Nähe fordert. Dieser ist ihr sehr zugewandt, bleibt aber innerlich verschlossen. Frau I berichtet, seit ihrer Kindheit immer wieder AgE des ASW-Formenkreises gemacht zu haben. Sie schildert ASW im Zusammenhang mit Herrn I, die dieser bezeugt. Sie habe unter anderem den Tod seines Vaters vorausgesehen und gewusst, dass Herr I eine innere Erkrankung habe, bevor diese diagnostiziert worden sei. Sie könne Gefühle anderer Menschen spüren, als wären es ihre eigenen. Sie habe nun aber keine Lust mehr ständig in ihren Mann „hineinzukriechen“ um zu wissen, wie es ihm gehe und was er fühle. Herr I demonstriert eine extreme Bedürfnislosigkeit und betont immer wieder, dass es für ihn das Wichtigste sei, dass es seiner Frau gut gehe. Er wolle sie nicht mit unwichtigen Problemen belasten und ganz für sie da sein. Auch wenn Frau I die externalen Phänomene quasi für sich in Anspruch nimmt und als möglichen Ausdruck ihrer Wut deklariert, lässt sich eine wechselseitige Abhängigkeitsbeziehung zwischen den Ehepartnern konstatieren (siehe Konklusion). Die AgE-Dynamik lässt sich mit dem SPK-Modell als ein komplexes dyadisches Geschehen begreifen, indem Frau I und Herr I ihre Autonomie sowohl selbst als auch gegenseitig erheblich einschränken, um Konflikte und Auseinandersetzungen zu vermeiden. Gerade dadurch ist keine Entwicklung möglich und das Ehesystem droht auseinanderzubrechen. Externale Phänomene wie Risse in der Wand sprechen als Repräsentationen der unterschwelligsten Beziehungsdynamik eine sehr bildliche Sprache. Als besonders verstörend hebt Frau I ein Ereignis hervor, das vom Mann bezeugt wird: Und zwar sei ihr Ehering, nachdem sie ihn beim Kochen abgelegt habe, erst unerklärlicherweise verschwunden und später „schwebend“ auf einer in einem Zeitungsständer steckenden Klarsichthülle wieder aufgetaucht.

14.9.3 Konklusion

Bei Frau I liegen genügend biografische Informationen vor, die auf einen *unsicher-gemischten Bindungsstil* mit *Präzedenz von Verstrickung* schließen lassen. Laut FAMOS sind für Frau I *Vorwürfe/Kritik*, *Verletzungen/Spannungen* und *Versagen* „außerordentlich“ und *Alleinsein/Trennung* „ziemlich schlimm“. Ihr Bindungsverhalten enthält distanzierte Elemente, die sie sich nach Abhängigkeit und Gewalterfahrungen in früheren Beziehungen angeeignet hat. Aus ihren „außerordentlich wichtigen“ Annäherungszielen *Autonomie*, *Kontrolle* und *Selbstvertrauen*, und den „ziemlich“ oder „außerordentlich schlimmen“ Vermeidungszeilen *Abhängigkeit/Autonomieverlust*, *Schwäche/Kontrollverlust* und *Hilflosigkeit* lässt sich zugleich ein starkes Streben nach

Kontrolle/Autarkie ableiten. In der Beratung zeigt Frau I ihrem Mann gegenüber ein konfrontierendes Verhalten, aus dem ihre starke Bedürftigkeit spricht. Durch seine Zurückhaltung löst Herr I bei ihr Gefühle von Ohnmacht, die sich im FAMOS als „außerordentlich schlimme“ *Abhängigkeit/Autonomieverletzung* niederschlagen.

Herr I zeigt ebenfalls einen *unsicher-gemischten Bindungsstil* mit *Präzedenz von Verstrickung*. Sie zeigt sich bei Her I darin, dass er das dominante Verhalten seiner Frau duldet und ihm dabei ihre mütterliche Fürsorgerolle, die durch seine Zurückhaltung noch angestachelt wird, entgegenkommt. Laut FAMOS sind *Intimität/Bindung* für Herrn I „ziemlich wichtig“ und *Alleinsein/Trennung* „außerordentlich schlimm“ sowie *Verletzungen/Spannungen* und *Versagen* „ziemlich schlimm“. Für seine distanzierten Anteile sprechen die „ziemlich“ wichtigen Annäherungsziele *Autonomie* und *Kontrolle* und die „außerordentlich“ und „ziemlich“ schlimmen Vermeidungsziele *Abhängigkeit/Autonomieverlust* bzw. *Hilflosigkeit*. Sie kommen in einer Vermeidung des Zeigens von Gefühlen und Bedürfnissen sowie einer Versorgerrolle zum Ausdruck. Es ist eine komplexe Wechselwirkung von zwei unsicher-gemischten Bindungsstilen mit Präzedenz von Verstrickung in einem dyadischen System zu beobachten. Das Bindungsverhalten der Eheleute ist reziprok: Frau I, in einer fordernden, mütterlich-emotionalen Rolle, und Herr I, in einer rationalen, väterlich-fürsorgenden Rolle, sind in gegenseitiger Abhängigkeit verstrickt. Die Rollenverteilung deutet dabei nicht nur auf gemischte Bindungsstile, sondern auch auf eine gemischte Konfliktverarbeitung hin: In der Beziehungsdynamik agieren Frau I in den Modi *Kontrolle* (Mutterrolle) und *Versorgung* (kindliche Bedürftigkeit) und Herr I in den Modi *Unterwerfung* (kindliche Bedürftigkeit) und *Autarkie* (Vaterrolle). Frau A fordert (Kontrolle) emotionale Zuwendung (Versorgung), womit ihr Mann überfordert ist. Er versucht seiner Frau in allem gerecht zu werden (Unterwerfung) und zugleich seine Autonomie zu wahren (Autarkie).

In der Planstruktur zeigen sich die aktiven Konfliktverarbeitungsmodi in *Heteronomie-Vermeidungsstrukturen*, die bei Frau I (Kontrolle) mit dem Plan „vermeide Ohnmacht“ und bei Herrn I (Autarkie) mit dem Plan „vermeide Auslieferung“ markiert sind. Die passive Konfliktverarbeitung geht individuell auf *Separations-Vermeidungsstrukturen* zurück, die bei Frau I (Versorgung) durch den Markierplan „vermeide Ausgeschlossenheit“ und bei Herrn I (Unterwerfung) durch den Markierplan „vermeide Zurückweisung“ gekennzeichnet sind. Die Ehepartner zeigen sich in der Beratung sehr zugewandt und demonstrieren eine innige Verbundenheit, wenn sie einmütig und liebevoll in detaillierter Weise über ihr erstes Kennenlernen und die Entwicklung ihrer Beziehung berichten. Das lässt auf Pläne einer systemischen *Bindungsstruktur* mit dem Markierplan „erhalte Versorgung“ schließen. Diese Pläne können aber nicht aufgehen, solange sich Herr I mit einer *Heteronomie-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „schaff ihr das Negative weg“ vermeidet, sich selbst zu öffnen („vermeide negative Emotionen“), und Frau I ihren Mann mit einer *Separations-Kompensationsstruktur* mit dem Markierplan „entlocke ihm Gefühle“

unter Druck setzt („hol ihm das Negative raus“). Auf diese Weise blockieren sich die Partner gegenseitig. Der systemische Konflikt besteht darin, dass Frau I und Herr I durch ihre Kompensationsstrukturen nicht nur ihre individuelle, sondern die Autonomie des Systems an sich einschränken. Externale AgP wie Risse in der Wand und ein schwebender Ehering sprechen hier eine deutliche Sprache und können als Ausdruck einer systemischen *Autonomiestruktur* mit dem Markierplan „*ermöglichte Entwicklung*“ verstanden werden.

14.10 Fall J: „Ganz normale Familie“

14.10.1 Lebensumstände und AgE

Herr und Frau J, beide Anfang 40, seit gut 20 Jahren verheiratet, kommen mit ihren Söhnen E, Anfang 20, und dem noch nicht volljährigen Z in die Beratung. Herr J führt eine kleine Gaststätte. Frau J arbeitet in Teilzeit im Einzelhandel und kümmert sich um den Haushalt. Sohn E absolviert eine kaufmännische Ausbildung, und Sohn Z geht noch zur Schule. Die Familie lebt in schwierigen finanziellen Verhältnissen. Herr J betont, dass es auf jeden Cent ankomme. Er verbringt die meiste Zeit in der Gaststätte und kommt erst spät abends nach Hause. Frau J klagt unter anderem über Erschöpfungszustände und Schwindelgefühle. Sie sei überfordert und ihr fehle Unterstützung im Haushalt. Sie gehe nie aus, gönne sich nichts und vermisse soziale Kontakte. Zudem Sorge sie sich um Sohn E, der keine sozialen Kontakte habe und wie sie die meiste Zeit zu Hause verbringe. Sohn Z sei hingegen ein unkomplizierter Junge, der eine Freundin und einen großen Freundeskreis habe.

Aus Sicht von Herrn J liegt das Hauptproblem der Familie einzig und allein in den Phänomenen, vor denen sie aus der Wohnung geflüchtet seien. Alle Familienmitglieder bezeugen ein breites Spektrum externaler, insbesondere kinetischer Phänomene aus dem SPK-Formenkreis. Ein Pfarrer sei schon da gewesen, bis jetzt habe aber nichts geholfen. Herr und Frau J wohnen derzeit bei einem Bekannten und Sohn Z bei der Familie seiner Freundin. Nur Sohn E, der sich laut seinen Eltern am wenigsten fürchte, wohne wieder zu Hause. In unregelmäßigen Abständen treffe sich die Familie in der Gaststätte des Vaters. Frau J klagt, dass sie ohne ihre Wohnung „wie wilde Tiere“ seien. Nun sei ein größeres Zuhause mit mehr Platz für alle in Sicht. Man hoffe nur, dass die Phänomene nicht mit in die neue Wohnung zögen.

14.10.2 AgE-Dynamik

Familie J lebt unter schwierigen finanziellen Verhältnissen, alle leiden unter gesundheitlichen Problemen und die Wohnverhältnisse sind beengt. In Familie J lässt sich wie bei typischen

Spukfällen (Kap. 3.5.4) eine starke Bindungskomponente ausmachen. Die ersten AgP seien in Form elektrischer Störungen aufgetreten, als Frau J wieder einmal alleine mit Sohn E zu Hause gewesen sei. Nachdem Sohn Z und später auch Herr J nach Hause gekommen und fortlaufend weitere Stromausfälle aufgetreten seien, habe man spätabends per Notruf einen Techniker der Elektrizitätswerke geholt. Dieser bestätigte dem IGPP-Beratungsteam, Zeuge geworden zu sein, dass sich der Elektroherd in der Küche sowie Lampen und Sicherungen selbsttätig an- und ausgeschaltet hätten. Ein weiterer Kollege bezeugte, dass „aus dem Nichts“ eine Flasche aufgetaucht und mit hoher Geschwindigkeit auf die ihm im Wohnungsflur entgegenkommenden Söhne zugeflogen sei. Der erste habe ausweichen können und bevor sie den zweiten getroffen hätte, sei die Flasche „in einem unmöglichen Winkel“ scharf nach links abgedreht und mit lautem Knall an der Wand zerschellt. Diese Ereignisse hätten dann alle Personen zur Flucht aus der Wohnung veranlasst.

Herr und Frau J beschreiben ihre Familie als „ganz normal“ und Herr J weist entschieden zurück, dass es besondere Konflikte und Probleme gebe. Frau J thematisiert hingegen im Einzelgespräch eine ganze Reihe von Problemen und Tabuthemen, über die in der Familie nicht geredet werden könne. Ihr Mann und Sohn E hätten nie eine richtige Beziehung aufgebaut und würden kaum miteinander reden. Ihr Mann habe ein Alkoholproblem, und Sohn E sei ein Nesthocker, der verspätet in die Pubertät käme. Frau J zieht, nachdem sie erfahren hat, dass externale Phänomene häufig im Zusammenhang mit familiären Spannungen und Konflikten berichtet werden, in Betracht, dass die Phänomene von ihr selbst ausgehen könnten. Angesichts einer engen und von Sohn E ausgehend fast symbiotischen Bindung an die Mutter, aus der Frau J sich bisher vergeblich zu lösen suchte, ist ihre Hypothese nicht abwegig. Statt von *einer* Fokusperson, könnte man von einer „Fokusdyade“ sprechen. Während Frau J ihren Sohn gerne abnabeln würde, wünscht sich Sohn E lediglich eine längere Nabelschnur, die ihm mehr Bewegungsspielraum erlaubt, aber weiterhin Sicherheit bietet. Diesen Kompromiss ermöglicht der Spuk, indem er die Familie in die Flucht schlägt und er allein wieder in die Wohnung zurückkehrt. Wie bei Ehepaar I handelt es sich um ein soziales System mit einer starken Bindungskomponente und Einschränkung von Autonomie durch gegenseitige Abhängigkeit (siehe Konklusion). Auch hier lässt sich die AgE-Dynamik mit einer etwas komplexeren Variante des SPK-Modells (Kap. 3.4.3, Abb. 10) erklären.

14.10.3 Konklusion

Bei den Mitgliedern von Familie J konnten, abgesehen von Sohn E mit einem eindeutig *unsicher-verstrickten Bindungsstil*, mangels Hintergrundinformationen keine individuellen Zuweisungen biografisch verankerter Bindungsstile erfolgen. Frau J übernimmt in der Beratung mit aktiven Lösungsversuchen und der Thematisierung von Konflikten Verantwortung für die ganze Familie, deren Versorgung sie ihrem eigenen Wohl unterordnet. Gegenüber ihrem

Mann, der insgesamt distanziert agiert, verhält sich Frau I eher verstrickt. Während sie sich um mehr Nähe bemüht, entzieht er sich durch die Arbeit in der Kneipe. Es ist aber offensichtlich, dass alle Personen innerhalb des Familiensystems stark gebunden sind und *unsicher-verstrickt* oder *unsicher gemischt* mit einer *Präzedenz von Verstrickung* in passiven Konfliktverarbeitungsmodi interagieren.

Hinsichtlich der Hypothesen zu den Grundkonflikten lässt sich die Konfliktverarbeitung im Familiensystem als passiv und vor allem über den Modus der *Versorgung* definieren, der sich in einer systemischen *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*erhalte Versorgung aufrecht*“ abbildet, die bottom-up vom Verhalten aller Familienmitglieder abgeleitet werden kann. Bei Sohn E lässt sich darüber hinaus der Abhängigkeitsmodus und eine entsprechende *Heteronomiestruktur* mit dem Markierplan „*halte Bindung an Mutter aufrecht*“ konstatieren, die dazu dient, weiter im Sinne einer positiven Heteronomie von der Mutter behütet und beelert zu werden. Wenn wir uns auf die Dynamik der Ehepartner fokussieren, dann finden wir bei beiden individuelle *Separations-Vermeidungsstrukturen*, die mit den Plänen „*vermeide Auseinandersetzungen*“ markiert sind. Außerdem gibt es eine *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*vermeide Überforderung durch zu viel Verantwortung*“ von Herrn J sowie eine *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*vermeide Überforderung durch zu viel Vereinnahmung*“ von Frau J. Die Bindungskomponente des sozialen Systems ist sehr stark ausgeprägt und die Heteronomie-Vermeidungspläne bedrohen eine *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*halte Familie zusammen*“, die insbesondere mit Plänen der Eltern und von Sohn Z verknüpft ist. Sohn E, der in seiner engen Bindung an die Mutter zwischen den Eltern steht, versucht ausgehend von einer individuellen *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*treibe Keil zwischen die Eltern*“, die Mutter an sich zu binden und den Vater auf Distanz zu halten.

Wenn man auf die Dynamik der Ehepartner fokussiert, zeigt sich, dass Herr J seine Autonomie durch Wünsche und Forderungen von Frau J bedroht sieht, und dass Frau J ihre Autonomie durch Herrn J's Vermeidungsverhalten, das ihr ein Gefühl der Ohnmacht vermittelt, als eingeschränkt erlebt. Da die Separations-Vermeidungspläne keine konstruktive Auseinandersetzung zulassen, wird nicht nur die individuelle, sondern insgesamt die systemische Autonomie eingeschränkt. Vor diesem Hintergrund können die externalen Phänomene als Ausdruck einer *systemzentrierten Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*integriere Autonomiestrebungen*“ interpretiert werden. Für Frau J gibt es einen positiven Aspekt des Spuks, denn seit der Flucht aus der Wohnung werde nun wieder mehr miteinander geredet, auch darüber, „was einem nicht passe“.

14.11 Fall K: „Mein Schatten“

14.11.1 Lebensumstände und AgE

Frau K ist Mitte 20, hat eine kaufmännische Ausbildung und ist als alleinerziehende Mutter eines kleinen Kindes in Elternzeit. Nachdem sie zunächst den Wohnort der Eltern verlassen hatte, kehrte sie nach der Geburt ihres Kindes, dessen Vater sie im zweiten Schwangerschaftsmonat sitzen ließ, wieder dorthin zurück. Sie habe sich Unterstützung von den Eltern erhofft, aber inzwischen sei die Lage sehr angespannt. Die Mutter habe zum Zeitpunkt ihrer Rückkehr eine außereheliche Beziehung geführt und von ihr verlangt, dem Vater nichts davon zu erzählen. Vor drei Monaten habe die Mutter sich dann vom Vater getrennt, und seit er wisse, dass sie ihm das Fremdgehen der Mutter verschwiegen habe, zürne er ihr. Sie sitze zwischen den Stühlen und sei schon wieder wie früher das „schwarze Schaf“ der Familie.

Frau K berichtet typische SPK- und NAM-Phänomene, die in ihrer Wohnung auftraten, seit sie wieder im Umfeld ihrer Eltern lebe. Frau K berichtet außerdem, dass sie im Alter von sechs Jahren zum ersten Mal einen „Schatten“ gesehen habe, der seither immer wieder auftauche und sich in letzter Zeit ständig in ihrer Nähe befände. Sie stellt fest, dass sich die Phänomene vor allem abends und nachts ereigneten und dass vermehrt Schlafparalysen aufgetreten seien, in denen ihr Schatten an ihrem Bett gewesen sei und sie berührt habe. Sie habe Angst, da sich die Phänomene immer mehr zuspitzten, und sie mache sich deshalb auch große Sorgen um ihr Kind.

14.11.2 AgE-Dynamik

Frau K's AgE stellen phänomenologisch auf dem externalen Kontinuum einen Übergang vom SPK- zum NAM-Formenkreis dar. Die Voraussetzungen entsprechen jedoch weitgehend denen, die für den NAM-Typ formuliert wurden. Die AgP treten auf, als Frau K als alleinerziehende Mutter mit dem Wunsch nach Unterstützung und Zuwendung eine nicht weit von den Eltern entfernte Wohnung bezieht und in das „affektive Feld“ ihrer Familie zurückkehrt. Sie findet sich dort bald in der Rolle des „schwarzen Schafes“ wieder, der sie mit ihrem Auszug vor der Schwangerschaft zu entrinnen suchte. Die Verletzung ihrer zwischenzeitlich erlangten Autonomie und die Vermeidung von Konflikten lösen einen quasi „verspäteten“ Spuk aus. Sie habe zunächst akustische Phänomene wahrgenommen und Schrittgeräusche gehört. Später seien Gegenstände verschwunden und elektrische Störungen sowie unerklärliche Temperaturschwankungen aufgetreten.

Mit den vorwiegend externalen Phänomenen liegt sie im Übergangsbereich vom SPK- zum NAM-Formenkreis. Frau K ist keine typische Fokusperson, denn ihr Autonomiebedürfnis

ist als Annäherungsziel, wie wir es beim NAM-Typ erwarten, bewusstseinsnäher im Selbstmodell repräsentiert. Das Maß der Verdrängung ist deutlich geringer und es kommt zu einer Konfliktspannung, die beim SPK-Formenkreis in dieser Form nicht auftritt. Frau K vermeidet, obwohl sie innerlich gegen die Eltern und die von ihr empfundene Heteronomie aufbegehrt, eine Auseinandersetzung. Sie ist sich ihrer unterdrückten Wut bewusst und glaubt, möglicherweise die externalen Phänomene auszulösen. Frau K erlebt eine Situation, in der Autonomie und Bindung unvereinbar sind und sieht nur die Wahl zwischen Separation, das heißt Autonomie ohne Familie, oder Heteronomie, das heißt, schwarzes Schaf bleiben. Die Zuspitzung dieses Konfliktes führt in die beim NAM-Typ erwartete psychophysische Desorganisation, die sich bei Frau K in gelegentlichen Schlafparalysen manifestiert. Auch sonst handelt es sich um einen untypischen Spuk, denn die Phänomene ereignen sich nicht im Wohnraum einer Familie, sondern zu Hause bei Frau K., die lediglich durch räumliche Nähe und ständige Kontakte mit ihren Eltern verbunden ist. Die eigentliche NAM-Dynamik korrespondiert mit dem Phänomen des schwarzen Schattens, den Frau K seit ihrem sechsten Lebensjahr immer wieder sah und den sie in der aktuellen Situation permanent wahrnimmt. Im Unterschied zu den SPK-Phänomenen trägt die sichtbare Anwesenheit des Schattens wesenhafte Züge. Es liegt nahe, den Schatten sinnbildlich als mentale Repräsentation einer abgespalteten Erfahrung oder Bedrohung zu sehen. Frau K sagt, sie habe das Gefühl, dass es irgendein Geheimnis in der Familie gebe, von dem sie nicht wisse. Der Schatten kann auch ein Hinweis auf die Externalisierung von unterdrückter Aggression sein (siehe Fall L). Dafür, dass desintegrierte persönlichkeitsnähere Anteile durch eine Repräsentation im Weltmodell wieder an das Selbstmodell herangetragen werden, sprechen insbesondere die taktilen Phänomene bei den Schlafparalysen. Unabhängig davon, ob man sie eher dem SPK- oder dem NAM-Formenkreis zuordnet, lässt sich die Genese aller AgP inklusive der NAM-Phänomene mit dem SPK-Modell (Kap. 3.4.3, Abb. 10a) beschreiben.

14.11.3 Konklusion

Frau K, die mit Mitte 20 versucht, sich von den Eltern zu distanzieren, zeigt einen *gemischten Bindungsstil* mit *Präzedenz von Verstrickung*. Frau K sträubte sich zwar gegen die Einflussnahme ihrer dominanten Mutter, zu der sie ein enges und vertrautes Verhältnis hatte, fügte sich aber in den Konfliktverarbeitungsmodi *Unterwerfung/Versorgung* ihrem Willen. Ihre passive Konfliktverarbeitung wird durch den FAMOS mit den „ziemlich“ bis „außerordentlich“ schlimmen Vermeidungszielen *Vorwürfe/Kritik* und *Hilflosigkeit* unterstrichen, mit denen sie sich laut INK aktuell stark konfrontiert sieht. In der aktuellen Beratungssituation sind als Reaktion deutliche Autonomiebestrebungen zu beobachten. Frau K will sich erneut durch einen Wegzug von den Eltern lösen. Mit ihrem Kind hat sie jetzt die Möglichkeit, ihr Bindungsbedürfnis aktiv in den Modi *Kontrolle/Autarkie* zu befriedigen. Ihre laut FAMOS „außerordentlich

wichtigen“ Annäherungsziele *Autonomie, Kontrolle* und *Selbstvertrauen* gibt sie im INK als „völlig ausreichend“ erfüllt an, und *Abhängigkeit/Autonomieverletzung* trafen „überhaupt nicht zu“.

Die passive Konfliktverarbeitung bildet sich plananalytisch bei Frau K in einer in der Kindheit entwickelten *Separations-Vermeidungsstruktur* ab, die mit dem Plan „*vermeide schwarzes Schaf zu sein*“ markiert wurde. Pläne dieser Struktur zielen im Sinne ihrer verstrickten Bindungsanteile auf Anpassung („mach es allen recht“; „vermeide Streit“). Die Struktur manifestiert sich auch in ihren Versuchen mit dem Trennungskonflikt der Eltern umzugehen („füge dich Mutter“; „besänftige zornigen Vater“). Als sich die SPK-Phänomene einstellen, wird Frau K mit der Thematisierung ihrer AgE in der Familie nicht ernstgenommen. Sie kann nichts ausrichten und sieht sich noch mehr in die Rolle des schwarzen Schafs gedrängt. In der Folge entwickelt sie eine *Heteronomie-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*kebre der Familie den Rücken*“. Eine Trennung konfligiert jedoch mit ihrer Separations-Vermeidungsstruktur. Überdies erfüllt sie mit ihrer Abwendung von der Familie wiederum die Rolle des schwarzen Schafes. Hierdurch konstatiert über die SPK-Phänomene hinaus der Aktualkonflikt mit den Schlafparalysen und der Schattenproblematik („externalisiere negative Emotionen“). Dieser begegnet Frau K mit einer *Separations-Kompensationsstruktur*, die mit dem Plan „*mobilisiere Hilfe mit AgE*“ gekennzeichnet ist. Die Pläne dieser Struktur zielen auf Bindungen, die ihr Halt und Sicherheit bieten, um sich von der Familie lösen zu können, aber nicht erneut ihre Autonomie gefährden („erhalte Bindung auf Distanz“). Über das Internet vernetzt sich Frau K intensiv über Foren, die sich mit paranormalen Phänomenen beschäftigen, mit Personen, von denen „ein sehr lieber Freund“, den sie gewonnen habe, als Anlaufstelle für den Umzug in eine weit entfernte Stadt fungiert. Zur Absicherung gehört auch, dass sich Frau K noch länger nach dem Wegzug von einem IGPP-Berater telefonisch und per E-Mail begleiten lässt. In diesem Kontext kommt eine weitere *Separations-Kompensationsstruktur* zum Tragen, die mit dem Plan „*benutze AgE als Sprachrohr*“ markiert wurde. Die Pläne dieser Struktur zielen auf eine Aufarbeitung ihrer Konflikte („sprich über deine Gefühle“), ihre Rolle im Familiensystem („erkläre dir dein Anderssein“) und eine Befreiung aus ihrer Verstrickung („erreiche Selbstbestimmung“).

14.12 Fall L: „Böses Erwachen“

14.12.1 Lebensumstände und AgE

Herr L ist Ende 20, ledig, kinderlos und alleinlebend. Er hat ein Studium im sozialen Bereich absolviert und betreut Jugendliche in seinem „Traumberuf“, der ihm sehr viel Freude mache. Zu schaffen machten ihm seine Eltern, unter denen er seit seiner Kindheit leide. Sie zeigten ihm gegenüber absolut kein wertschätzendes Verhalten. Er wolle nun ein Zeichen setzen

und habe den Kontakt zu ihnen abgebrochen, was ihm jedoch auch Angst und ein schlechtes Gewissen bereite. Er sei ein sensibler und beeinflussbarer Mensch und neige seit seiner Kindheit zu selbstverletzendem Verhalten, das sich jetzt wieder verstärke. Er habe sich einem Psychotherapeuten anvertraut und gerade liefen probatorische Sitzungen.

Die IGPP-Beratung suche er wegen beängstigender Phänomene auf, die ihn seit dem Kontaktabbruch nächtlich heimsuchen und dem NAM-Formenkreis zuzurechnen sind. Er habe in immer kürzeren Abständen sehr negative Träume, an die er sich später gut erinnern könne. In ihnen nehme er ein Vibrieren wahr und eine Energie oder Kraft, die versuche, in seinen Körper einzudringen oder ihn irgendwie rauszuziehen. Besser könne er es nicht beschreiben. Das mache ihm alles große Angst und wenn ihm dann bewusst werde, dass er aufwachen müsse, sei er wie gelähmt und völlig hilflos. Mittlerweile sehe er Schatten im Raum umherschwirren, die er versuche, wegzuscheuchen. Aus Angst schlafe er nur noch bei Licht.

14.12.2 AgE-Dynamik

Herr L schildert ein immer gleiches und typisches NAM-Szenario: Er wird aus dem Schlaf gerissen und ist handlungsunfähig, während er erlebt, dass „etwas Böses“ in seinen Körper einzudringen versucht. In diesem Zusammenhang ist sein großes Schlafbedürfnis bemerkenswert. Herr L berichtet, dass er ein starker Träumer und „quasi traumsüchtig“ sei. Träume, die angenehm seien, könne er einfach weiterträumen. Während er sich im Alltag den Eltern unterwerfen musste, konnte er in seiner Traumwelt frei sein. Diese Bewältigungsstrategie funktioniert nicht mehr, seit Herr L in Folge eines eskalierenden Streites, in dem er sich wieder sehr gedemütigt fühlte, den Kontakt zu den Eltern abgebrochen hat. Früher hätte er das nicht gewagt, aber durch die Verwirklichung in seinem „Traumberuf“ hat er mehr Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen erlangt. Herr L beschließt auf der Ebene der absichtsvollen Selbstregulation, den Kontakt abubrechen, denn er wolle sich nicht mehr „gegen das Schienbein treten“ lassen. Zugleich fühle er jedoch Verlustangst und Schuld, was sich im Wiederaufleben seines selbstverletzenden Verhaltens äußert.

Die AgE-Phänomenologie lässt sich als metaphorische Inszenierung seiner gegenwärtigen Situation lesen. So, wie er den Eltern gegenüber ohnmächtig und trotz seiner Distanzierung nicht in der Lage ist, sich von ihrem Einfluss zu lösen, kann er sich nicht von dem „Bösen“ befreien, das nun im Schlaf heimsucht. „Der Teufel“ der in Herrn L eindringen will, kann mit dem SPK-Modell (Kap. 3.4.3, Abb. 10a) als eine Externalisierung seiner eigenen Aggression interpretiert werden. Das Spüren der mit dieser Aggression verbundenen Emotionen wäre eigentlich notwendig für eine echte Ablösung von den Eltern. Durch die Abwehr, die verhindert, dass Aggression im Selbstmodell repräsentiert werden kann, kommt es systemzentriert zu einer Dislokation von negativ erlebter Autonomie und ihrer Repräsentation im

Weltmodell. Dass Herr L gelähmt ist, während er attackiert wird, zeigt die fehlende Handlungskontrolle durch den Verlust von Autonomie, der gleichbedeutend mit einem Verlust von Bindung des Selbstmodells an das Körpermodell ist. Dass Herr L die externalisierte Autonomie als so böse und ungemein bedrohlich empfindet, ist seiner strengen Erziehung geschuldet, die keinen Widerspruch und keine negativen Emotionen wie Ärger oder Wut duldet. Jegliches Aufbegehren und jede Aggression wurden hart bestraft. Herr L muss seine negativen Affekte gegen die Eltern und seine eigene Autonomie, die nach Selbstbehauptung strebt, aus erlernter Hilflosigkeit abwehren. So kommt zur Verdrängung und zur Dissoziation noch eine Projektion im Sinne des IPR-Modells (Kap. 3.4.3, Abb. 10b) hinzu, mit der die externalisierte Autonomie als etwas Böses gesehen wird (s. Kap. 14.3.4), wie er es von den Eltern gelernt hat.

14.12.3 Konklusion

Als NAM-Typ zeigt Herr L wie Frau K einen *gemischten Bindungsstil* mit *Präzedenz von Verstrickung*. Seine Konfliktverarbeitung als Kind in den passiven Konfliktverarbeitungsmodi *Unterwerfung/Versorgung* war im Vergleich zu Frau K extrem. Herr L sei mit eigenen Worten „sehr eng gehalten“ worden und habe immer das „liebe Kind“ spielen müssen. Er zeigte eine extrem ausgeprägte Anpassung, um Ablehnung und Strafe zu vermeiden. Diese zeigt sich plananalytisch in einer ausgeprägten *Heteronomiestruktur*, die mit dem Markierplan „*sei liebes Kind*“ darauf zielt, Zuwendung und Wertschätzung von den Eltern zu bekommen. Sie schließt zahlreiche Pläne ein, die heute noch sein Verhältnis zu den Eltern bestimmen („passe dich an“; „erfülle alle Erwartungen“). Gegen einen rein verstrickten Bindungsstil und eine Konfliktverarbeitung im Modus der Abhängigkeit sprechen sein eigenständiges Leben als Single und seine Selbstverwirklichung im „Traumberuf“. Mit seiner Fürsorgerolle in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen verwirklichte Herr L einen Gegenentwurf zu den Verhältnissen, denen er zu Hause ausgesetzt war, und kann im Modus von *Kontrolle/Autarkie* agieren. Durch Leistungen in seinem „Traumberuf“ konnte Herr L sich ein Selbstwertgefühl aufbauen und ist offenbar nicht mehr bereit, weiter die Demütigungen durch seine Eltern zu ertragen. Hier gibt es eine spezifische *Separationsstruktur* mit dem Markierplan „*distanziere dich von deinen Eltern*“. Diese aktive Konfliktverarbeitung ist der verstrickten Präzedenz entgegengesetzt („bekomme doch noch Liebe, die verwehrt wurde“). Herr L gerät hypothesenkonform in einen massiven Aktuale Konflikt mit psychophysischer Desorganisation (Kap. 12.3.5). Der Kontaktabbruch ist so beängstigend („vermeide endgültigen Bruch“), dass Herr L sogleich Pläne einer *Separations-Vermeidungsstruktur* mit dem Markierplan „*ermögliche Aussöhnung*“ aktiviert. Er wolle sich nicht mehr länger „gegen das Schienbein treten lassen“ und ein Zeichen setzen („bring Eltern zum Einlenken“). Die Türen seien aber weiter offen.

14.13 Ergebnisdiskussion

Die zwölf Fallstudien untermauern die Grundannahme, dass sich Menschen, die anhaltend bzw. wiederholt durch AgE belastet sind, durch unsichere Bindungsstile auszeichnen. Die Wahrscheinlichkeit für dieses Ergebnis war von vornherein hoch, wenn man bedenkt, dass der Anteil unsicherer Bindungsrepräsentationen in der Normalbevölkerung bei etwa 45 % liegt und in klinischen Stichproben, denen die hier untersuchte Auswahl der AgE-Klientel mehr oder weniger zugerechnet werden kann, bei über 75 %. Alle Ratsuchenden waren zum Zeitpunkt der Beratungskontakte nicht nur durch ihre AgE, sondern auch durch ihre allgemeinen Lebensumstände belastet. In der Mehrzahl wurden sie vor und/oder während der Beratung therapeutisch und/oder medikamentös wegen psychischer Störungen, insbesondere Depressionen, behandelt. Auch diejenigen, die noch keine psychologische oder ärztlich-psychiatrische Hilfe in Anspruch genommen hatten (Frau C, Herr I, Eheleute J, Frau K), litten zum Zeitpunkt der Beratung unter Ängsten, Schlaflosigkeit, Erschöpfung und psychosomatischen Beschwerden.

14.13.1 Allgemeine Zusammenfassung

Die biografischen Analysen zeigten bei allen Ratsuchenden einen ausgesprochenen Mangel an liebevoller, verlässlicher Zuwendung in der Kindheit und Jugend. In der Hälfte der Fälle spielte die Nichtverfügbarkeit, die Trennung oder der Verlust von Elternteilen eine zentrale Rolle (Frau A, Frau B, Herr D, Herr G, Frau I, Herr I, Herr G). In vier Fällen kam es zu traumatischen Erfahrungen von körperlicher (Frau A, Herr F, Herr L) und sexueller Gewalt (Frau E). In den plananalytisch untersuchten Beratungssitzungen wurden ungelöste bzw. nicht aufgearbeitete negative und/oder ambivalente Bindungen in Bezug auf beide Elternteile (Frau A, Frau C, Herr D, Herr G, Frau H, Frau I, Herr L) und/oder fokussiert auf die Mutter (Frau A, Frau B, Frau C, Frau I, Herr I, Frau K) oder den Vater (Herr F, Frau E, Frau H, Sohn E, Herr L) deutlich erkennbar. Die negativen Bindungserfahrungen mit den primären Bezugspersonen schlugen sich im Beziehungserleben und -verhalten der Ratsuchenden nieder. Bei Inanspruchnahme der IGPP-Beratung waren die Hälfte der Ratsuchenden schon einmal geschieden (Frau A, Frau B, Herr D, Herr F, Frau E, Frau I) und/oder Singles (Frau C, Herr D, Herr F, Frau K, Herr L). Die Ratsuchenden in bestehender Ehe (Frau E, Frau H, Ehepaar I und J) oder Partnerschaft (Frau B, Herr G) schilderten gravierende Probleme. Die in allen Fällen festgestellte unsichere Bindung ist vor diesem Hintergrund völlig unabhängig von den berichteten AgE zu erwarten und bringt für sich genommen noch keinen großen Erkenntnisgewinn.

Die übergeordnete Fragestellung lautete: Gibt es *systematische* Zusammenhänge zwischen *bestimmten* Bindungsstilen und den *formenkreispezifischen* AgE-Klienteltypen? Diesbezüglich

können die Klienteltypen und ihre AgE-Formenkreise in zwei Hinsichten verglichen werden. Man kann sie, wie wir es unten ausführlicher tun, in ihrer Anordnungsabfolge auf dem internalen und externalen Kontinuum betrachten. Man kann aber auch die sich im Spektrum auf den Kontinua gegenüberliegenden Klienteltypen vergleichen. So gesehen zeigten die koinzidenten Typen wie vermutet unsicher-gemischte Bindungsstile mit einer entgegengesetzten Präzedenz der Konfliktverarbeitung. Der ASW-Typ (Frau A, Frau B) agiert demnach primär in den Modi Kontrolle/Autarkie und der SIN-Typ (Herr G, Frau H) primär in den Modi Unterwerfung/Versorgung. Die Ratsuchenden mit AgE der intrusiven Formenkreise unterschieden sich, wie erwartet, eindeutig in ihrem Bindungsstil. Demnach hat der IPR-Typ (Frau C und Herr D) einen unsicher-distanzierten Bindungsstil und eine Konfliktverarbeitung im Modus der Individuation. Der SPK-Typ wurde in einem dyadischen System (Ehepaar I) und in einem Familiensystem (Familie J) untersucht. Die jeweils beteiligten Personen zeigten in ihrem systemischen Kontext weitgehend eindeutig einen unsicher-verstrickten Bindungsstil mit passiver Konfliktverarbeitung im Modus der Abhängigkeit. Die dissoziativen Typen befanden sich zum Zeitpunkt der Beratung, wie angenommen, in einem Aktualkonflikt mit einer Desorganisation des Bindungsstils und der Konfliktverarbeitung. Sie bestand darin, dass entweder die passive oder aktive Form der Konfliktverarbeitung absichtsvoll eingesetzt wurde und die jeweils andere unbewusst und selbstorganisiert zum Ausdruck kam. Die selbstorganisierte Konfliktverarbeitung entsprach dabei immer der Präzedenz des Bindungsstils, der dem Kontinuum zugeordnet ist. Auf der absichtsvollen Ebene agiert der MED-Typ (Frau E, Herr F) demnach absichtsvoll in passiven Modi, obwohl er ursprünglich einen Bindungsstil mit Präzedenz von Distanzierung hat, und der NAM-Typ (Frau K, Herr L) in den aktiven Modi, obwohl er ursprünglich einen Bindungsstil mit Präzedenz von Verstrickung hat. Insgesamt spiegelt sich im entgegengesetzten Bindungsverhalten der Klienteltypen hypothesenkonform die phänomenologische Komplementarität der AgE-Formenkreise wider.

Nun folgt eine vergleichende Betrachtung der Klienteltypen im Kontinuum der AgE-Formenkreise.

14.13.2 Beschreibung der Kontinua

Die als explorative Hypothesen formulierten Annahmen (Kap. 13.1) ließen sich weitgehend stützen. Es konnte bestätigt werden, dass das internale Kontinuum durch eine Präzedenz von Distanzierung und das externale Kontinuum durch Präzedenz von Verstrickung gekennzeichnet ist. Die entsprechenden Zuordnungen der Konfliktverarbeitungsmodi konnten ebenfalls gefunden werden. Die aktiven Modi Kontrolle/Autarkie und Individuation dominieren bei Ratsuchenden mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums und die passiven

Modi Unterwerfung/Versorgung und Abhängigkeit bei Ratsuchenden mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums.

Im Folgenden werden die Einzelergebnisse zu den zwölf Fällen zusammenfassend noch einmal kontinuumsspezifisch charakterisiert. Natürlich können jeweils zwei untersuchte Fälle keine Repräsentativität für einen AgE-Formenkreis beanspruchen, aber es kann zumindest festgestellt werden, ob sich die hypothetischen Annahmen bekräftigen lassen.

Typen des internalen Kontinuums

Außersinnliche Wahrnehmung (ASW-Typ)

Frau A und Frau B zeigten als Repräsentanten des ASW-Typs hypothesenkonform einen unsicher-gemischten Bindungsstil mit Präzedenz von Distanzierung. Die verstrickten Anteile des Bindungsstils waren insbesondere an eine belastete Beziehung zur Mutter gekoppelt. Beide Frauen haben Kinder und sind zum Zeitpunkt der Beratung geschieden. Sie haben jeweils Partner, die getrennt von ihnen wohnen. Beide Frauen zeigen eine aktive Konfliktverarbeitung in den Modi Kontrolle/Autarkie. Plananalytisch ließ diese sich an dominanten Heteronomie-Vermeidungsstrukturen festmachen. Zudem fanden sich jeweils eine spezifische Separationsstruktur und eine Separations-Kompensationsstruktur mit Bezug auf einen zentralen Konflikt mit einer wichtigen Bezugsperson bei Frau A (Mutter) und bei Frau B (Herr Z). Entsprechend ihrer distanzierten Präzedenz fungierten die außersinnlichen Wahrnehmungen bei beiden Frauen als Mittel, um „Nähe auf Distanz“ herzustellen.

Internale Präsenz und Beeinflussung (IPR-Typ)

Bei den Repräsentanten des IPR-Typs ließen sich eindeutig der distanzierte Bindungsstil und eine entsprechende Konfliktverarbeitung im Individuationsmodus feststellen. Frau C und Herr D konnten keine Nähe zu ihren Eltern aufbauen. Die Väter waren nicht verfügbar und die Mütter gaben keine Zuwendung. In ihrer Kindheit zogen sich Frau C und Herr D von Eltern und Geschwistern zurück und mieden den Umgang mit anderen Kindern. Sie hatten in ihrem Leben noch keine Partnerschaft (Frau C) oder nur sehr diffuse Beziehungen (Herr D) und außerhalb ihres Berufs keine (Frau C) oder nur wenige (Herr D) soziale Kontakte. Plananalytisch ließ sich die Konfliktverarbeitung im Individuationsmodus hypothesenkonform an Separationsstrukturen festmachen. Entsprechend ihrem distanzierten Bindungsstil dienen außersinnliche Wahrnehmungen als Mittel von Separations-Kompensationsstrukturen, wobei die ASW-Phänomene zum Zeitpunkt der Beratung als Heteronomie und Fremdbeeinflussung erlebt werden.

Mediumismus und Automatismen (MED-Typ)

Frau E und Herr F als Repräsentanten des MED-Typs erlebten Übergriffe und Gewalt in kinderreichen Familien, von denen sie sich als junge Erwachsene distanzieren. Die Ablösung ging jeweils mit einer frühen Eheschließung einher. Die Beziehungsgestaltung deutet in beiden Fällen auf einen unsicher-gemischten Bindungsstil mit Präzedenz von Distanzierung hin. Zum Zeitpunkt der Beratung sind Frau E verheiratet und Herr F geschieden. Beide vermeiden soziale Kontakte, sind gesundheitlich sehr angeschlagen, erwerbsunfähig und von Versorgung durch andere abhängig. Hypothesenkonform befinden sie sich zum Beratungszeitpunkt in einem Aktualkonflikt, da ihre Lebenssituation nicht mit ihrer Bindungsrepräsentation vereinbar ist. Plananalytisch lässt sich eine desorganisierte Konfliktverarbeitung an gleichzeitig aktivierten und inkompatiblen Teilstrukturen zur Vermeidung von Heteronomie und Separation festmachen. Es treten psychophysische Dissoziationen auf, wobei durch heteronome Bindung, die als Fernbeeinflussung erlebt wird, blockierte und desintegrierte Autonomie durch Automatismen freigesetzt werden.

Typen des externalen Kontinuums*Sinnvolle Fügungen (SIN-Typ)*

Als Repräsentanten des SIN-Typs zeichnen sich Herr G und Frau H hypothesenkonform durch einen unsicher-gemischten Bindungsstil mit verstrickter Präzedenz aus. Trotz unterschiedlicher Voraussetzungen im Hinblick auf die frühe familiäre Situation gibt es Parallelen in der Konfliktverarbeitung. Beide zeigten in der Kindheit ein erfolgloses Bemühen um die Aufmerksamkeit und Zuwendung ihrer Eltern, die sie als Erwachsene auf stellvertretende Vaterfiguren (Gottvater, Herr G; Doktorvater, Frau H) übertragen. Die passiven Konfliktverarbeitungsmodi Unterwerfung/Versorgung zeigen sich plananalytisch in früh angelegten Heteronomiestrukturen. In beiden Fällen sabotieren die SIN-Phänomene die Pläne der subjektzentrierten Heteronomiestrukturen, die darauf abzielen, Erwartungen zu erfüllen und Leistungen zu bringen, um Zuwendung zu erhalten. Entsprechend lassen sich die AgP als Ausdruck von Heteronomie-Kompensationsstrukturen verstehen, die sich plananalytisch identifizieren ließen. In den sinnvollen Fügungen treffen verdrängte und desintegrierte Autonomie mit projizierten Bindungsvorstellungen (Herr G) oder durch Projektion abgewehrten Bindungsaversionen (Frau H) im Weltmodell zusammen.

Spuk und Erscheinungen (SPK-Typ)

Bei den Repräsentanten des SPK-Typs, Ehepaar I und Familie J wurden die Bindungsstile nicht auf der Grundlage individueller Biografien, sondern anhand des interaktionellen Verhaltens in den sozialen Systemen erschlossen. Insgesamt agieren die Personen innerhalb der Ehe bzw. Familie in einem verstrickten Bindungsstil, dabei aber in reziproken Rollen. Die

Konfliktverarbeitung ist dabei hypothesenkonform deutlich durch den Modus der Abhängigkeit gekennzeichnet. So agieren Frau I in einer mütterlich, emotional-fordernden Rolle und Herr I in einer väterlich, rational-fürsorglichen Rolle und schränken dabei gegenseitig ihre Autonomie ein. Die Eheleute J weisen Parallelen in der Beziehungsdynamik auf. Generell lässt sich sagen, dass die Frauen mehr Nähe zu ihren Männern suchen, während die Männer emotional verschlossen bleiben. Wollte man individuelle Bindungsstile konstatieren, würde man unsicher-gemischte Bindungsstile und den Frauen eine verstrickte sowie den Männern eine distanzierte Präzedenz zuschreiben, und das Zusammenspiel ergibt dann den verstrickten Bindungsstil des Gesamtsystems. In der Planstruktur manifestieren sich die aktiven Konfliktverarbeitungsmodi in Heteronomie-Vermeidungsstrukturen. Die passive Konfliktverarbeitung geht auf Separations-Vermeidungsstrukturen zurück. Ehepaar I und Familie J sind Systeme mit rigiden und wenig wandlungsfähigen Planstrukturen. Die Personen als Teile des Systems sichern dessen Bindung durch Vermeidungspläne, die nicht nur ihre individuelle, sondern die Autonomie des ganzen Systems einschränken. Die externalen AgP lassen sich als Ausdruck desintegrierter Autonomie und einer systemzentrierten Inkonsistenzreduktion verstehen.

Nachtmahr und Schlafparalysen (NAM-Typ)

Als Repräsentanten des NAM-Typs versuchen sich Frau K und Herr L zum Beratungszeitpunkt von ihren Eltern zu distanzieren. Beide zeigen einen gemischten Bindungsstil mit Präzedenz von Verstrickung. Bei Frau K ist die passive Konfliktverarbeitung vor allem Ausdruck einer Separations-Vermeidungsstruktur, mit der sie Ausgrenzung und die Rolle eines „schwarzen Schafes“ in der Familie vermeiden will. Frau K, die als Alleinerziehende wieder in die unmittelbare Nähe der Eltern zog, um Unterstützung zu finden, fand sich sofort in dieser Rolle wieder, sodass sie der Familie „den Rücken kehren will“. Der Modus der Versorgung/Unterwerfung ist besonders ausgeprägt bei Herrn L, der sich in seiner Kindheit und Jugend aus Angst vor Strafe und Liebesentzug extrem anpasste und unterordnete. Als er die Beratung in Anspruch nahm, hatte er gerade den Kontakt zu den Eltern abgebrochen. Sowohl bei Frau K als auch bei Herrn L kam es hypothesenkonform zu einem Aktualkonflikt und desorganisierter Konfliktverarbeitung. Die psychophysische Dissoziation zeigte sich bei Frau K moderat in gelegentlichen Schlafparalysen. Mit vorwiegend externalen Phänomenen liegt sie phänomenologisch am Übergang vom SPK-Typ zum NAM-Typ. Bei Herrn L fiel die psychophysische Dissoziation wesentlich drastischer aus. Plananalytisch fanden sich jeweils konfligierende Heteronomie-Vermeidungsstrukturen und Separations-Vermeidungsstrukturen. Der Aktualkonflikt wurde jeweils durch hinzutretende Pläne einer situativ aktivierten und auf die Eltern bezogenen Separationsstruktur ausgelöst. Die NAM-Phänomene repräsentieren sowohl desintegrierte Autonomie (externale AgP) als auch dissoziierte Bindung (Schlafparalyse).

14.13.3 Formenkreisspezifische Pläne

Die im ersten Schritt auf biografischen Analysen, Beobachtungen in der Beratung und, soweit vorhanden, auf Fragebogendaten (FAMOS, INK) basierenden Einschätzungen der Bindungsstile und Konfliktverarbeitungsmodi konnten mittels der durchgeführten Plananalysen fundiert werden. Die funktionale Einbettung von AgE im psychischen Geschehen ließ sich ebenfalls gut herausarbeiten. Die vermuteten Verhältnisse von Separation und Heteronomie wurden durch die Planstrukturen weitgehend bestätigt. Es wurde davon ausgegangen, dass Bindung für Klienteltypen mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums mit bedrohlicher Heteronomie assoziiert ist, und sie sich daher durch Separationspläne zum Schutz ihres Autonomiebedürfnisses auszeichnen. Umgekehrt wurde für Klienteltypen mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums erwartet, dass sie Autonomie mit bedrohlicher Separation assoziieren und sich daher durch Heteronomiepläne zum Schutz ihres Bindungsbedürfnisses auszeichnen. Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne finden sich auf beiden Kontinua, was nicht verwundert, denn sie dienen dem Schutz von Grundbedürfnissen von Ratsuchenden mit unsicheren Bindungsrepräsentationen. Die den Klienteltypen hypothetisch zugeordneten Vermeidungspläne, die in der untersuchten Stichprobe Bestätigung gefunden haben, können allerdings nur grob als *kontinuumspezifisch* bezeichnet werden. Demnach sind Heteronomie-Vermeidungspläne und Separationspläne das vorherrschende Merkmal der Klienteltypen mit AgE des internalen Formenkreiskontinuums („vermeide an erster Stelle Heteronomie“), und Separations-Vermeidungspläne und Heteronomiepläne kennzeichnen primär die Klienteltypen mit AgE des externalen Formenkreiskontinuums („vermeide an erster Stelle Separation“). Nachfolgend werden die verschiedenen Plankategorien genauer charakterisiert.

Autonomiebezogene Pläne

Heteronomie-Vermeidungspläne

In allen untersuchten Fällen des internalen Kontinuums finden wir Heteronomie-Vermeidungsstrukturen mit Plänen wie „vermeide dich zu offenbaren“; „vermeide negative Emotionen“; „vermeide dich auszuliefern“; „vermeide Verletzung“; „vermeide Demütigung“; „vermeide Kontrollverlust“; „vermeide Ohnmacht“; „vermeide Opferrolle“; „vermeide Vereinnahmung“; „vermeide Besitz zu sein“; „vermeide Verantwortung“; „vermeide Überforderung“ und so weiter.

Pläne von Heteronomie-Vermeidungsstrukturen können auch als Annäherungspläne formuliert sein, die auf den Schutz von Autonomie und ein Erreichen von Unabhängigkeit zielen: „erhalte Kontrolle“; „zeige dich durch Leistung“; „befreie dich aus Sündenbockrolle“; „mach Liebe nur, wenn du dich frei fühlst“.

Eine spezielle Variante von Heteronomie-Vermeidungsplänen geht mit einer Instrumentalisierung von AgE zur Vermeidung einer Opferrolle und negativer Emotionen einher: „verbirg innere Not“; „zeige dich indirekt mit deinem Leid“; „externalisiere dein Leid“; „benutze AgE als Sprachrohr“; „erzähle deine Geschichte mit AgE“; „sei deine eigene Expertin“; „finde Hilfe als hilflose/r Helfer/in“; „mobilisiere Solidarität und Hilfe mit AgE“; „such Heil als Medium und Heiler/in“.

Heteronomie-Vermeidungspläne sind offensichtlich nicht formenkreisspezifisch, sondern typisch für alle Ratsuchenden mit AgE. Das wird verständlich, wenn man bedenkt, dass für Menschen mit einer unsicheren Bindungsrepräsentation jede Bindung eine potenzielle Bedrohung ihrer Autonomie darstellt. Beim unsicher-distanzierten Bindungsstil ist das offensichtlich. Personen mit einem unsicher-verstrickten Bindungsstil meiden zwar keine Bindung, aber ihre passive Konfliktverarbeitung setzt sie immer der Gefahr von negativer Heteronomie aus. Alle Ratsuchenden mit AgE des externalen Kontinuums leiden in ihren Partnerschaften oder ihrer Familie zum Zeitpunkt der Beratung akut unter Verletzungen ihrer Integrität und ihres Selbstwertgefühls und unter Einschränkungen ihrer Autonomie durch Abhängigkeit in ihrer Partnerschaft oder ihrer Familie.

Heteronomie-Vermeidungspläne sind die Pläne mit der geringsten Spezifität für einen bestimmten AgE-Formenkreis. Heteronomievermeidung wird bei unsicherer Bindung und damit bei allen Klienteltypen immer eine wichtige Rolle spielen, weil der Schutz von Autonomie ein Grundbedürfnis ist, das im distanzierten Bindungsstil bedroht und im verstrickten Bindungsstil verletzt ist. Alle Heteronomie-Vermeidungspläne können Teil von Separationsstrukturen sein. Separationsstrukturen beinhalten immer Heteronomie-Vermeidungspläne und sind gegebenenfalls mit weiteren Heteronomie-Vermeidungsstrukturen verknüpft.

Separationspläne

Separationspläne sind allgemein oder spezifisch. Spezifische Separationspläne zielen auf eine Vermeidung bzw. den Abbruch einer konkreten Beziehung, die zu einer bestimmten Person oder Personengruppe besteht. Sie lauten beispielsweise: „löse dich von Eltern“; „kehre Familie den Rücken“; „halt dir deinen Mann vom Leib“; „sei ganz anders als Mutter/Vater“; „überwinde Mutter/Vater“; „mach Person X zur bösen Mutter/zum bösen Vater“; „löse dich aus deiner Knechtschaft“. Spezifische Separationspläne fanden sich bei allen Klienteltypen außer bei den SPK-Fällen. Das ist hypothesenkonform, weil beim SPK-Typ ein verstrickter Bindungsstil mit einer Konfliktverarbeitung im Modus der Abhängigkeit erwartet wurde.

Letztendlich erweisen sich *allgemeine* Separationspläne als formenkreisspezifisch, während sie in *spezifischer* Form bei allen Klienteltypen vorkommen können. Allgemeine Separationsstruk-

turen, die zum Schutz vor Heteronomie generell auf eine Vermeidung von Bindung zielen, fanden sich nur in den beiden IPR-Fällen. Pläne sind oder heißen allgemein, wenn sie das Verhalten grundsätzlich bestimmen und nicht nur auf bestimmte Personen oder Situationen bezogen sind. Frau C und Herr D zeigten hypothesenkonform einen distanzierten Bindungsstil und eine aktive Konfliktvermeidung im Individuationsmodus. Für den IPR-Klienteltyp könnte man einen prototypischen Separationsplan „vermeide Nähe und Intimität“ formulieren.

Heteronomie-Kompensationspläne

Heteronomie-Kompensationsstrukturen und ihre Pläne zielen ihrer Definition (Kap. 12.5.2) gemäß auf Autonomie, wobei sie zugleich Heteronomie-Vermeidungspläne und Separations-Vermeidungspläne bedienen und Formen von positiver Heteronomie zulassen. Das heißt, die betreffenden Personen nehmen eine Art von Fürsorge, Unterstützung und Führung in Anspruch, die ihnen zu mehr Unabhängigkeit und Autonomie verhelfen soll. Entsprechende Pläne lauten beispielsweise: „folge Gottes Zeichen und Geboten“; „lass dich geistlich führen“; „delegiere Autonomie“; „lass dich zum Erfolg geleiten“; „lass dich befreien“.

Ratsuchende, die sich mit Heteronomie-Kompensationsplänen auf eine Bindung an höhere Mächte berufen, können dadurch ihr Selbstwertgefühl erhöhen und Einfluss auf ihre soziale Umwelt gewinnen. Das verdeutlichen autonomieorientierte Pläne wie zum Beispiel: „sei etwas Besonderes“; „zeige, dass du außergewöhnliche Fähigkeiten hast“; „schaffe asymmetrische Beziehungen“; „geh in Helferrolle“; „partizipiere an höherer Macht“; „erfülle höhere Mission“; „finde legitimen Ausdruck von Aggression“; „gib dir Machtgefühl“; „kompensiere fehlendes Urvertrauen“.

Andererseits erlaubt die Bindung an höhere und fremde Mächte auch die Abgabe von Verantwortung für das eigene Handeln oder Versagen und auf diesem Wege auch eine Vermeidung von Konflikten, wie zum Beispiel folgende Pläne verdeutlichen: „gebe Zeichen mit deinem Körper“; „zeige, dass du besessen bist“; „mach höhere Mächte verantwortlich“; „zeige, dass du machtlos gegen höhere Mächte bist“; „erkläre alle Misserfolge mit AgE“; „sei unschuldig an deinem Chaos“ und so weiter.

Heteronomie-Kompensationsstrukturen finden sich auf dem internalen Kontinuum bei Herrn D am Übergang vom IPR- zum MED-Formenkreis, bei Frau E und Herrn F als MED-Typen sowie bei Herrn G und Frau H als SIN-Typen. Die Kompensation von Heteronomie spielt demnach überall dort eine Rolle, wo höhere Kräfte und Mächte entweder internal das Handeln oder external das Schicksal bestimmen. In dieser Hinsicht können Heteronomie-Kompensationspläne jeweils einmal separat für das internale und das externale Kontinuum als formenkreisspezifisch bezeichnet werden.

Bindungsbezogene Pläne

Separations-Vermeidungspläne

Separations-Vermeidungsstrukturen wurden bei Ratsuchenden mit AgE des externalen Kontinuums erwartet. Abgesehen vom IPR-Klienteltyp (Frau C, Frau D), der dominante Separationsstrukturen aufweist, traten sie allerdings in Verbindung mit allen AgE-Formenkreisen auf. Entsprechend vielfältig sind die Formulierungen. Es lassen sich grob drei Arten von Separations-Vermeidungsplänen unterscheiden. Zum einen gibt es Pläne, in denen sich unmittelbar die Vermeidung von Ablehnung und Separation artikuliert: „vermeide Zurückweisung“; „vermeide Verlassenheit“; „vermeide Ausgeschlossenheit“; „vermeide dunklen Keller“; „vermeide schwarzes Schaf zu sein“; „vermeide Trennung“.

Des Weiteren gibt es Pläne, die den Schutz von Bindung durch die Vermeidung von Konflikten erreichen wollen: „vermeide Ehe infrage zu stellen“; „vermeide Konflikte“; „vermeide Auseinandersetzungen“. Pläne zur Vermeidung von Konflikten sind für sich genommen allerdings überhaupt nicht formenkreisspezifisch, wie wir unten noch erörtern werden (Kap. 14.13.4).

Die dritte Kategorie sind Pläne, die im Kontext von Separations-Vermeidungsstrukturen als Annäherungspläne formuliert sind: „bewahre Ehe“; „halte Familie zusammen“; „halte Bindung an Mutter/Vater aufrecht“; „erhalte Versorgung“; „ermögliche Aussöhnung mit Eltern“; „erhalte Liebesbeweis“.

Bei Separations-Vermeidungsplänen ist immer zu prüfen, ob sie nicht zu Heteronomiestrukturen gehören bzw. mit solchen verbunden sind.

Heteronomiepläne

Wir erkennen Heteronomiestrukturen insbesondere an Plänen, in denen zusätzlich zu den oben formulierten Separations-Vermeidungsplänen eine passive Konfliktverarbeitung mit starker Unterwerfung und Abhängigkeit zum Ausdruck kommt: „mach alles richtig“; „passe dich an, „ordne dich unter“; „tu alles für väterliche/mütterliche Zuwendung“; „erfülle alle Erwartungen“; „sei guter Sohn/gute Tochter“; „sei liebes Kind“; „erfülle alle Erwartungen“ und so weiter. Heteronomiestrukturen sind erwartungsgemäß kennzeichnend und prototypisch für die Klienteltypen des externalen Formenkreiskontinuums mit einem unsicher-verstrickten Bindungsstil. Bei den unsicher-distanzierten Klienteltypen auf dem internalen Kontinuum fanden sie sich nicht.

Separations-Kompensationspläne

Separations-Kompensationsstrukturen sind zu erwarten, wenn allgemeine oder spezifische Separationspläne und Separationsstrukturen vorliegen. Das ist im Prinzip bei allen Klienteltypen der Fall. Bei den Typen des internalen Kontinuums mit einem unsicher-distanzierten Bindungsstil bzw. einer distanzierten Präferenz steht die frühe Separation von primären oder sonstigen Bezugspersonen im Hintergrund. Bei den Typen des externalen Kontinuums mit einem unsicher-verstrickten Bindungsstil bzw. einer Präzedenz von Verstrickung steht Separation im Zuge aktueller Konflikte im Raum. In allen Fällen muss eine irgendwie geartete Bedrohung durch Separation kompensiert werden. Dazu finden sich Pläne wie zum Beispiel: „stell Nähe auf Distanz her“; „such Ersatzfamilie“; „such Zuflucht bei Gott“; „imaginiere/projiziere Vater/Mutterfigur“; „imaginiere Spielkameraden“; „finde verlorenen Teil“; „such freie Liebe“.

Aus all diesen Varianten ableiten und als prototypisch bezeichnen lässt sich der Plan „schaffe Nähe auf Distanz“. Er dient der Kompensation von Separation, der Erfüllung des Bindungsbedürfnisses und dem Schutz vor Heteronomie. Der Plan kann subjektzentriert und auch absichtsvoll zum Einsatz kommen. Im Zusammenhang mit Koinzidenzphänomenen kann er auch systemzentriert aufgefasst werden. Außersinnliche Wahrnehmungen stellen eine Nähe auf Distanz zu anderen Personen her und sinnvolle Fügungen stellen Beziehungen zu höheren Mächten her. Hier besteht eine Verbindung zu den Heteronomie-Kompensationsplänen. Wie aus Abbildung 40 (Kap. 12.5.2) ersichtlich ist, schließen sich die beiden Arten von Kompensationsplänen nicht aus. Ganz im Gegenteil können ergänzen sie sich, wenn beispielsweise wie bei Herrn der Separations-Kompensationsplan „imaginiere Vaterfigur“ mit dem Heteronomie-Kompensationsplan „diene deinem Herrn als einsamer Krieger“ kombiniert wird und damit sowohl auf Bindung als auch auf Autonomie zielt.

14.13.4 Selbstbestimmung und Aggression

Im Zusammenhang mit Separations-Vermeidungsstrukturen wurde schon angesprochen, dass die damit verbundene Konfliktvermeidung ein allgemeines Merkmal von Ratsuchenden mit AgE ist. Insgesamt lässt sich in allen Fällen eine Tendenz zur Vermeidung von Konflikten und eine Hemmung im Ausdruck von Ärger, Wut und Aggression oder auch eine völlig fehlende Wahrnehmung solcher Gefühle und Handlungsimpulse feststellen. Ganz allgemein gilt, dass die Ratsuchenden, wenn sie sich vor Heteronomie schützen wollen, dieses durch Rückzug und Vermeidung und nicht durch aktive Gegenwehr und Aggression tun. Bei einem unsicher verstrickten Bindungsstil und den passiven Konfliktverarbeitungsmodi Unterwerfung, Versorgung und Abhängigkeit, die wir den Klienteltypen mit externalen Formenkreisen zuordnen, ist das zu erwarten. Wenn man hingegen von einem unsicher-distanzierten Bin-

dungsstil, also von den Klienteltypen mit internalen Formenkreisen und einer aktiven Konfliktverarbeitung in den Modi Kontrolle, Autarkie und Individuation ausgeht, dann könnten wir durchaus auch offensives Abwehrverhalten oder Aggression erwarten. Wie bereits erläutert (Kap. 13.3.3), wird der aktive Kontrollmodus im Allgemeinen durch „trotzige Aggressivität, Machtlust, Wut, Ärger“ (Mackenthun, 2018) charakterisiert. In dieser Form tritt Kontrolle auf der absichtsvollen Ebene allerdings bei den untersuchten AgE-Ratsuchenden nicht auf. Tatsächlich zeigt sich Kontrolle im Wesentlichen so, wie sie im FAMOS als intrapsychische Selbstkontrolle und interaktionelle Kontrolle im Sinne von „die Situation im Griff zu haben“ und „die Übersicht zu behalten“ definiert ist. In den Planstrukturen spiegelte sich das interaktionelle Kontrollbedürfnis in Plänen wie „behalte Kontrolle“ oder „erlange Kontrolle“ wider. Pläne in dieser Bedeutung sind von dem als prototypisch für Ratsuchende mit AgE bezeichneten Plan „halte dein Leben kontrollierbar und vorhersagbar“ (Kap. 12.7.3) zu unterscheiden. Interaktionelle Kontrollpläne finden sich vor allem bei den Klienteltypen des internalen Kontinuums und hier insbesondere beim ASW-Typ, der Beziehung mittels „Nähe auf Distanz“ herzustellen sucht.

Wie werden negative Emotionen wie Ärger, Wut und aggressive Impulse reguliert bzw. zur Spannungsreduktion abgebaut? Die AgE-Berichte legen nahe, dass besonders im MED- (Kap. 4.5.3, AgE-Ber. 33, 34) und im NAM-Formenkreis (Kap. 4.5.4, AgE-Ber. 43–46) phänomenologisch Aggression zum Ausdruck kommt. Beim MED-Formenkreis fühlen sich Betroffene internal von einer böartigen Macht besetzt. Beim NAM-Formenkreis fühlen sie sich external von einer dämonischen Anwesenheit attackiert, die Besitz von ihrem Körper ergreift und Automatismen freisetzt. Autonomie und Bindung erscheinen bei beiden Typen als unvereinbare Gegensätze von Heteronomie versus Separation (Kap. 3.3.4), und die Befriedigung des einen Bedürfnisses führt unumgänglich zur Verletzung des anderen Bedürfnisses (Kap. 12.3.5, Abb. 38): Die lebenssituative Heteronomie des MED-Typs aktiviert ein Autonomiestreben, das wiederum die Bindung gefährdet, die er aufgrund der notwendigen Abhängigkeit nicht aufgeben kann. Die lebenssituative Separation des NAM-Typs aktiviert ein Bindungsstreben, das wiederum die Autonomie gefährdet, die er aufgrund der notwendigen Individuation nicht aufgeben kann. Mentzos beschreibt diese Dynamik treffend als eine

Erstarrung des Konflikts in dem Sinn, daß entweder Autonomie oder Bindung einseitig und rigide bevorzugt werden. Die daraus resultierende Frustration einer der gegensätzlichen Strebungen mobilisiert das aggressive Reaktionsmuster, und zwar auf Dauer, chronisch. Gleich in welcher Richtung man sich festfährt, es fehlt entweder an Freiheit und Autonomie oder an Bindung und Liebe. In beiden Fällen erzeugt die Frustration Aggression. (Mentzos, 2002, S. 95)

Insbesondere bei Ratsuchenden des SIN-Formenkreises und des NAM-Formenkreises sind negative Affekte aufgrund von Frustration und Versagung naheliegend. Sie treten aber nicht offen in Erscheinung, sondern stattdessen lassen sich AgP im Weltmodell als systemzentrierte Repräsentationen bzw. Externalisierungen solcher Affektlagen interpretieren. Bei Herrn G und Frau H sind sinnvolle Fügungen destruktiv und bremsen ihre Anstrengungen aus, Wertschätzung und Zuwendung durch Anpassung, Unterordnung und Leistung zu erlangen. Bei Frau K und insbesondere bei Herrn L, dessen ausgeprägte Heteronomiestruktur mit Selbstverletzungen einhergeht, manifestieren sich negative Emotionen und Aggression in externalen Phänomenen und wesenhaften Schatten. Diesen Szenarien kann man die Botschaft abgewinnen, dass die Pläne, mit denen die Betroffenen die Anerkennung und Liebe wichtiger Bezugspersonen gewinnen wollen, im Sinne der Selbstbestimmungstheorie (Kap. 3.3.3) korrumpiert sind.

Besonders offensichtlich ist die Abwehr von Aggression bei Herrn L und Herrn F. Beide liegen sich am Ende der beiden Formenkreiskontinua gegenüber. Herrn F als MED-Typ auf dem internalen Kontinuum fühlt sich innerlich von ichfremdem Hass besessen, der hinaus ins Weltmodell drängt. Herr L sieht sich von bösen Kräften attackiert, die in ihn eindringen wollen. Auf beide Fälle passt eine Beschreibung von Bakan (1966). Er spricht von einem „Satanbild“ als einer Projektion bzw. Externalisierung der menschlichen Autonomie, für die er den Begriff „agentic“ (abgeleitet von „agency“) verwendet. Autonomie wird laut Bakan aus „Verzweiflung“ externalisiert, wenn das Vermögen, Handlungen ausführen, Kontrolle ausüben und Ziele erreichen zu können, an seine Grenzen kommt, wenn sich das eigene Handeln also als zwecklos erweist und weitere Anstrengungen nur das Ohnmachtsgefühl steigern:

A major condition for the *projection* of the image of Satan is the agentic reaching is limit of effectiveness and coming to despair. The projection of the figure of Satan as being “other” than the person who entertains the image stems from the individual’s effort to cope with his despair by ejecting the agentic from himself. It is for this reason that the figure of Satan, when it appears in human history, characteristically has associated with an exaggerated phenomenological “objectivity” and “reality”. However, we need to recognize that what is associated with this severe separation of the self from the Satanic image which it creates is the agency feature. This is one of the major paradoxes associated with all of the thought in connection with the image of Satan: that the repugnance toward the Satanic entails the very agentic function which is involved in the creation of the image. As long as the Satanic image is not real, not projected, it exists simply as the agentic in man’s psyche. (Bakan, 1966, S. 39–40)

Bakan bezeichnet es als ein Paradox, dass sich Autonomie als das handelnde Prinzip selbst externalisiert. Das ist aber kein Widerspruch, wenn zwischen absichtsvoller Autonomie auf der Ebene des Selbstmodells und selbstorganisierter Autonomie auf organismischer Ebene

unterschieden wird (Kap. 3.1.5). Die Externalisierung der Autonomie führen wir nicht wie Bakan auf eine Projektion, sondern auf eine Dissoziation durch Verdrängung aus dem Selbstmodell zurück. (Kap. 3.1.9). Die Repräsentation von Autonomie und Aggression kann, wie im Kreismodell des SPK-Formenkreises dargestellt (Kap. 3.4.3, Abb. 10a), selbstorganisiert ins Weltmodell dislozieren. Auf die externale Repräsentation der Autonomie im Weltmodell wird dann das „Böse“ projiziert. Aus therapeutischer Sicht scheint es geboten, dass die Betroffenen lernen, negative Emotionen, Wut und Aggression, die sich in ihren AgP artikulieren, anzunehmen und deren Ursachen anzuerkennen. Der Widerstand der Ratsuchenden gegen Versuche, sie an die Bedeutung ihrer AgE heranzuführen, ist besonders bemerkenswert, wenn diese so offensichtlich ist, wie beispielsweise im Fall von Frau E. Sie sagt, sie könne Liebe nur machen, wenn sie frei sei, verschließt jedoch die Augen davor, dass ihre „Besessenheit“ Ausdruck davon sein könnte, sich als Besitz ihres Mannes zu empfinden.

14.13.5 Allgemeintypische Pläne

Im Folgenden werfen wir noch einmal einen Blick auf die sogenannten prototypischen Pläne (Kap. 12.7.2), die in früheren Studien herausgearbeitet wurden. Diese finden sich selbstverständlich auch in unserer Stichprobe wieder:

Zeige, dass deine Wahrnehmungen echt sind

Es wurde bereits erörtert, dass AgE-Ratsuchende *selbstverständlich* versuchen, die Beratenden von der Realität der von ihnen wahrgenommenen AgP zu überzeugen. Die Anstrengungen, die sie dabei aufwenden, werden davon abhängen, inwieweit sie sich ernst genommen fühlen und den Eindruck haben, dass man ihnen Glauben schenkt. Es ist viel bemerkenswerter, wenn Ratsuchende unumwunden über ihre AgE sprechen und davon ausgehen, dass die Beratenden ihnen ohne Weiteres folgen können und alle geschilderten AgP selbstverständlich paranormal halten. Am ehesten ist ein solches Verhalten bei der IPR-Klientel zu beobachten, vor allem dann, wenn psychotische Symptome vorliegen (Kap. 1.6.5, AgE-Ber. 15). Grundsätzlich ist dieser prototypische Plan unspezifisch im Hinblick auf die AgE-Formenkreise.

Zeige, dass du etwas Besonderes bist

Dieser Plan ist etwas spezifischer. So wollen insbesondere Herr D und Frau E, die versuchen ihre AgE in Helferrollen zu instrumentalisieren, zeigen, dass sie etwas Besonderes sind. Während Frau A, Frau B und Frau C sowie Herr F insgesamt ihre Belastung in den Vordergrund stellen, wird diese bei Herrn D und Frau E zum Hintergrund, vor dem die eigene Besonderheit thematisiert wird. Beide suchen in der Beratung des IGPP explizit Bestätigung und Anerkennung sowie konkrete Unterstützung, um ihre „Mission“ erfüllen zu können. Die Be-

sonderheit kann auch wie bei Herrn F darin bestehen, heldenhaft mit dem „schwarzen Mann“ zu ringen. Ein ähnliches Motiv findet sich auch bei Fällen des externalen Kontinuums bei Herrn G, der von Gott geprüft wird, und Frau H, die sich gegen ein ungerechtes Schicksal stemmt. Der Plan, etwas Besonderes zu sein, kann auch der Bewältigung von Ängsten dienen, wenn etwa Herr L sich fragt, ob er vielleicht ein Medium sei, und die bedrohlichen Anwesenheiten möglicherweise Seelen von Verstorbenen seien, die seine Hilfe suchen. Ansonsten gibt es zwar gewisse „Aneignungen“ von Phänomenen wie bei Frau I, Frau J oder Frau K, die alle in Betracht ziehen, dass Spukphänomene ein Ausdruck ihrer Gefühle sein könnten. Dabei schreiben sie sich jedoch, abgesehen von Frau I, die trotz Spuk eigentlich ein ASW-Typ ist, keine außergewöhnlichen Fähigkeiten zu.

Vermeide belastende Emotionen

Die in den wenigen bisherigen plananalytischen Studien (Belz & Berger, 2008; Spitz, 2005a; Tölle, 2003a) festgestellte Vermeidung schwieriger bzw. negativ besetzter Themen durch Ausweichen, Bagatellisieren und Diffus-Bleiben usw. (Kap. 12.7.1) konnte in unterschiedlichen Graden beobachtet werden. Ein solches Verhalten erschien angesichts eines normalen Bedürfnisses, aversive Gefühle und Zustände zu vermeiden, in den hier untersuchten Fällen häufig nicht besonders auffällig. Insbesondere bei einer unsicher-distanzierten Bindungsrepräsentation ist *grundsätzlich* mit einer Vermeidung und Beschönigung negativer Kindheitserinnerungen zu rechnen. Es geht also mehr um die Frage, ob schwierige Themen dadurch vermieden werden, dass auf ein Berichten von AgE ausgewichen wird. Das gilt insbesondere für Herrn D, Frau E und Herrn J. In den anderen Fällen wurde die Beratung sogar mehr oder weniger aktiv genutzt, *um* über Probleme und Konflikte zu reden. Das lässt sich bei Frau A, Frau B, Herrn F, Herrn G, Frau H, Frau I, Frau J, Frau K und Herrn L beobachten. Es könnte natürlich einen Bias durch die Auswahl der Fälle geben, die danach ausgesucht wurden, ob konfliktorientierte Explorationen stattfanden bzw. möglich waren. Eine „Flucht in den positiven Affekt“ (Kuhl, 2001) als regelrechtes Abwehrverhalten wurde in der Beratung nur bei Herrn D und Frau E beobachtet, die ihren AgE in höherem Maße einen positiven Sinn abgewinnen konnten. Die anderen Ratsuchenden litten primär unter ihren AgE und konnten zum Zeitpunkt der Beratung wenig Bereicherung und kaum Vorteile in ihnen sehen.

Es bleibt die Frage, ob man das Vermeiden von belastenden Emotionen überhaupt als einen prototypischen Plan von AgE-Ratsuchenden kennzeichnen sollte. Sinnvoller erscheint die bereits (Kap. 12.7.2) vorgeschlagene Konkretisierung „vermeide belastende Emotionen mittels AgE“. Sie stimmt zumindest auf der systemzentrierten Ebene immer, wenn man zugrunde legt, dass AgP durch subjektzentrierte Konsistenzsicherungsmechanismen induziert werden. Vielleicht wäre noch besser der Plan „vermeide Konflikte“ als prototypisch zu be-

zeichnen. Er wurde in allen Planstrukturen formuliert, entweder als Unterplan eines Oberplans zur Vermeidung negativer Emotionen, oder als Oberplan, dem ein Unterplan zur Vermeidung negativer Emotionen dienen soll. Man könnte die Vermeidung negativer Emotionen und Konflikte aber auch in Anlehnung an Tölle (2003a) unter einen Metaplan „*reduziere Spannung*“ (Kap. 12.5.1) subsumieren, der überdies auch für die systemzentrierte Ebene gilt, die ihrerseits auf die Vermeidung reagiert.

Externalisiere Probleme

In Bezug auf die jeweiligen AgE liegt in allen Fällen eine *kognitive* Externalisierung „von Problemen“ vor, denn die Ursachen der Phänomene, unter denen sie leiden, verorten die Betroffenen immer außerhalb ihrer Person bzw. ihrer Kontrolle. Eine Externalisierung von Problemen geschieht darüber hinaus, wenn AgE instrumentalisiert werden, um sie als Ursache bzw. Rechtfertigung für alle möglichen Probleme und Misserfolge anzuführen. Das trifft allerdings nur in einigen Fällen eindeutig zu, nämlich auf dem internalen Kontinuum bei Herrn D, Frau E sowie Herrn F und auf dem externalen Kontinuum bei Herrn G und Frau H. Ansonsten werden AgE und andere Probleme durchaus eigenständig betrachtet, und insbesondere ziehen Frau A, Frau B, Frau I, Frau J, Frau K und Herr L in Betracht, dass allgemeine Probleme und Lebenskonflikte ihre AgE induzieren könnten. Auf der subjektzentrierten Ebene sollte man also differenzieren zwischen einer Externalisierung der Ursachen von AgE und einer Externalisierung von Ursachen mittels AgE. Wenn man den Begriff auf der Ebene des phänomenalen Erlebens anwendet und nicht auf das Weltmodell beschränkt, sondern die Ichfremdheit von internalen Phänomenen dazuzählt, dann liegen bei AgE immer Externalisierungen als Dislokationen von Autonomie oder Bindung vor. Diese Art von Externalisierung ist eine systemzentrierte, die von der subjektzentrierten zu unterscheiden ist. Alles zusammengenommen trifft der Externalisierungsplan auf alle Ratsuchenden mit AgE zu.

Suche nach Sinn und Bedeutung

Dieser Plan hat in Abhängigkeit davon, inwieweit AgE mit eigenen Überzeugungen kompatibel sind, unterschiedliche Relevanz. Zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme mit der Beratung war es bei den untersuchten Fällen, abgesehen von Herrn I, Familie J und Herrn L, nicht (mehr) so, dass die AgE in ihrer „subjektiven Erlebnisqualität so außergewöhnlich sind und von den Wirklichkeitsvorstellungen der Betroffenen so deutlich abweichen“ wie Belz (2009a, S. 5) das bei einer Definition von AgE hervorhebt. Für Frau A stellt sich nur die Frage, welchen Sinn ihre ASW haben, wenn sie sie zumeist nicht nutzen kann. Für Frau B stellt sich gar keine Sinnfrage, sondern das Problem, wie sie die negative Verbindung mit Herrn Z lösen kann. Auch Frau C muss nicht nach Bedeutung suchen, denn die internalen Phänomene werden aus ihrer Sicht fraglos von ihrer Vorgesetzten hervorgerufen. Herr D

und Frau E suchen vor allem Bestätigung und Unterstützung in ihren Rollen als „Engel“ bzw. Medium. Herr F vermutet ein Tabuthema in der Familie, aber ihm geht es mehr darum, den „schwarzen Mann“ wieder loszuwerden als dessen Identität aufzuklären. Für Herrn G ist klar, dass Gott ihn prüfen will, er muss nur sehen, wie er eine „ewige Verdammnis“ verhindern kann. Frau H weiß, dass sie das Unglück gepachtet hat, und nur nicht, womit sie es verdient hat. Frau I und Frau J vermuten zumindest, dass die Spukphänomene ihre unterdrückten Gefühle ausdrücken könnten. Für Frau K ist nach der Lektüre parapsychologischer Literatur klar, dass der Spuk mit ihr und mit einem Familiengeheimnis, das sie gerne lüften würde, zu tun hat. Nicht einmal Herr L ist völlig ahnungslos, was ihn nächtlich attackiert, denn immerhin lassen ihn die Phänomene an die Eltern denken und erinnern ihn an die „Indoktrination“, die er durch sie erfahren habe. Der Plan „suche nach Sinn und Bedeutung“ kommt in sinngemäßer Formulierung, aber in unterschiedlicher Bedeutung in den Planstrukturen von Frau A, Herrn F, Ehepaar I, Familie J, Frau K und Herrn L vor.

Halte dein Leben kontrollierbar und vorhersagbar

In den Beispielen (Kap. 12.7.2) wurde dieser prototypische Plan auf AgE im Sinne einer Funktion des Erklärens von Unverständlichem und eines Vermeidens von Information, die die eigenen Überzeugungen infrage stellen könnte, bezogen. Das hat natürlich mit dem vorgehenden Plan und der Suche nach Sinn und Bedeutung zu tun. Abgesehen davon, dass alle Ratsuchenden darauf bestehen, dass die AgP real sind, findet sich vor allem bei Herrn D, Frau E, Herrn F, Herrn G und Frau H ein Beharren auf den eigenen Interpretationen. Dazu ist anzumerken, dass die Beratenden die Konzepte der Ratsuchenden nur infrage gestellt haben (was gegebenenfalls behutsam geschah), wenn sie ihnen im Hinblick auf eine Problembewältigung dysfunktional erschienen. Frau A, Frau B, Frau J, Frau K und Herr L zeigten sich offen und dankbar für verschiedene Sichtweisen und Perspektiven auf ihre AgE. Wenn man den Kontrollplan speziell im Hinblick auf die Funktion von AgP formulieren will, dann denkt man an den ASW- und den SIN-Formenkreis. Unmittelbar auf die Mittel bezogen, ist er der formenkreisspezifischste der von Belz (2009a; Belz & Fach, 2015) formulierten prototypischen Pläne, denn während Koinzidenzphänomene ihm dienen können, werden ihn internale Beeinflussungserlebnisse, externale Spukphänomene und psychophysische Dissoziationen bedrohen.

Fazit

Wie schon an anderer Stelle (Kap. 12.7.2) inhaltlich aufgezeigt wurde, ist keiner der prototypischen Pläne formenkreisspezifisch. Anders ist es bei den Plankategorien im Hinblick auf Autonomie und Bindung. Hier sind Heteronomie- und Separationspläne als „radikale“ Pläne, die zu Verletzungen von Grundbedürfnissen führen, kontinuumsspezifisch und im Fall von

allgemeinen Separationsplänen typisch für den IPR-Formenkreis. Ein allgemeiner prototypischer Plan, der in früheren Arbeiten noch nicht benannt wurde, ist der interaktionelle Plan „*vermeide Konflikte*“, in dem sich ein Mangel an der Bereitschaft und Fähigkeit zu aggressiver Selbstbehauptung kundtut. Vielleicht lässt er sich als ein Metaplan wie „*reduziere Spannung*“ (Kap. 12.7.2) auffassen. Dieser Plan, der sich in allen zwölf Planstrukturen findet, weist auf eine gehemmte oder eingeschränkte Autonomie hin und er lässt sich nicht unter andere Pläne subsumieren.

Damit stützen die Plananalysen auch die Interpretation der PAGE-Ergebnisse im Hinblick auf die Zusammenhänge von Bindungsindex, Dispositionsindex und Alter (Kap. 12.2.6). So fand sich ja, dass der Bindungsindex der Normalbevölkerung, repräsentiert durch Studierende und die Stichprobe der Schweizer Bevölkerung, signifikant positiv mit dem Alter und signifikant negativ mit der AgE-Disposition korreliert. Bei den Ratsuchenden mit AgE weichen die Zusammenhänge stark von diesem Gefüge ab. Hier zeigt sich nämlich ein signifikant negativer Zusammenhang zwischen Alter und Bindung. Die Negativkorrelation zwischen Bindung und Disposition ist fast null, und die signifikante negative Korrelation zwischen Alter und Disposition ist dreimal höher als bei den Studierenden und fünfmal höher als in der Schweizer Bevölkerung. Das heißt, dass der negative Zusammenhang zwischen Alter und AgE-Disposition, welche ein Maß der Kontinuität und Häufigkeit von AgE über die Lebensspanne ist, bei den Ratsuchenden durch das Alter, das als unabhängige Variable betrachtet werden muss, und nicht durch Bindung beeinflusst wird. Wir haben daraus geschlossen, dass der Rückgang von AgE mit dem Alter, der sich in allen vier untersuchten Stichproben findet und auch durch andere Studien belegt ist (Kap. 10.3.), bei den Ratsuchenden nicht auf eine mit dem Alter zunehmende Bindung, sondern auf eine zunehmende Autonomie zurückzuführen ist. Wenn diese Schlussfolgerungen stimmen, würde das bedeuten, dass es unabhängig von den AgE-Formenkreisen immer darauf ankommen wird, im therapeutischen Kontext nicht nur die unsichere oder fehlende Bindung der Ratsuchenden zu sehen, sondern insbesondere ihre vulnerable Autonomie, die gestärkt werden muss. Das heißt, dass es nicht ausreichend ist oder kontraproduktiv sein kann, Bindung zu forcieren, wenn nicht darauf geachtet wird, dass Autonomie ausreichend entwickelt und integriert ist, um sich angemessen vor dem Erleben von negativer Heteronomie schützen zu können.

14.3.6 Abschließende Bewertung

Die auf Grundlage der im ersten Teil entwickelten Konzepte und der empirischen Ergebnisse im zweiten Teil der Arbeit aufgestellten Hypothesen betreffs der Bindungsstile, der Konfliktverarbeitungsmodi und der Planstrukturen bewegen sich in einem spekulativen Rahmen und sind *explorativ*. Sie wurden nicht getestet, sondern zur Fokussierung der Fragestellungen formuliert. Die Plananalysen dienen weniger als Beweismittel, sondern vielmehr

dazu, die motivationalen Strukturen von Ratsuchenden anschaulich und verständlich zu machen und mit diesem Verständnis zu prüfen, ob die Planstrukturen im Kontext der biographischen Analysen zu den Bindungsstilen eine hypothesenkonforme Interpretation zulassen. So betrachtet fanden die Hypothesen weitgehend Bestätigung. Auch wenn andere Deutungen nicht ausgeschlossen sind, erscheint eine grundsätzliche Widerlegung der Hypothesen durch divergierende Interpretationen unwahrscheinlich. Die Menschen, die im Mittelpunkt der Untersuchung standen, waren nicht nur durch ihre AgE, sondern auch durch ihre Lebensgeschichte und Lebenssituation stark belastet. Viele Studien und Metaanalysen (Bakermans-Kranenburg & van IJzendoorn, 2009) belegen, dass sich unabhängig von bestimmten Störungsbildern generell mehr als zwei Drittel der Personen in klinischen Stichproben durch unsichere Bindungsrepräsentationen auszeichnen.

Ende und Ausblick

Wenn wir die Arbeit abschließend noch einmal Revue passieren lassen, erkennen wir, dass das Thema *Autonomie und Bindung* im konzeptuellen Teil implizit bereits mit der Beziehung von Selbst und Welt und der Theorie der mentalen Repräsentation eingeführt wurde. Explizit haben wir es dann im systemtheoretischen Kontext mit den Begriffen der Selbstorganisation und der strukturellen Kopplung von Organismus und Umwelt behandelt, und von da an wurde es zum roten Faden, der sich bis zum Ende durchzieht. Autonomie und Bindung wurden nicht nur als lebensbestimmende Grundbedürfnisse des Menschen, sondern auch als Struktur determinanten des phänomenalen Erlebens und der mentalen Repräsentation von AgE identifiziert. AgE basieren demnach auf Wahrnehmungen von abweichender Autonomie und Bindung im phänomenalen Realitätsmodell. Die phänomenologische Definition des AgE-Konstrukts und die Beschreibung von AgE-Formenkreisen auf einem internalen Kontinuum im Selbstmodell und einem externalen Kontinuum im Weltmodell, die gemeinsam ein Spektrum bilden, ist etwas Neues. Im konzeptuellen Teil wurde White mit ihrer Vermutung zitiert (Kap. 4.5.5), dass die verschiedenen Manifestationen von AgE „may be points on a continuum, or else there may be connections between some if not all of them, which we would not see if we only looked at them as discrete experiences“ (1999, S. 1). Wir glauben, die bislang ungesehene Verbindung mit der Komplementarität von Autonomie und Bindung als Struktur determinanten der mentalen Repräsentation von AgE gefunden zu haben.

Zu Beginn der Arbeit haben wir uns mit Basiskonzepten zum Verständnis von AgE befasst und kamen mit Irwin (2009) zu dem Schluss, dass keine der klassischen Hypothesen wie soziale Marginalität, kognitive Defizite, die Suche nach Sinn und Orientierung (Weltbildhypothese) oder psychodynamische Funktionen für sich genommen eine befriedigende Erklärung für die Genese und Funktion von AgE liefern kann. Das Gleiche gilt für die korrelativen Beziehungen zwischen AgE und verschiedenen Persönlichkeitsvariablen, die in einer Fülle von Studien gefunden wurden. Insgesamt schienen sich die Ergebnisse trotz ihrer Widersprüche eher zu ergänzen als miteinander zu konkurrieren, aber es fehlte ein gemeinsamer Nenner, auf den man sie bringen konnte. Bei der Fülle von Konstrukten, die in Betracht gezogen wurden, wundert es im Nachhinein doch sehr, dass nicht auch nach Zusammenhängen mit Bindungsstilen gesucht wurde, wenn man bedenkt, welchen Stellenwert die Bindungsforschung in der Psychotherapieforschung hat und welchen Einfluss unsichere Bindung auf die Persönlichkeitsentwicklung und die Wahrscheinlichkeit psychischer Störungen nimmt. In der vorliegenden Arbeit erscheinen Autonomie und Bindung jedenfalls unübersehbar als die signifikantesten Korrelate von AgE. Als Grundbedürfnisse und fundamentale,

komplementäre Struktur determinanten bilden Autonomie und Bindung ein Fundament, in dem sich Zusammenhänge zwischen anderen Konstrukten und AgE verankern und bisherige Widersprüche auflösen lassen.

Die im konzeptuellen Teil theoretisch aus den Eigenschaften des phänomenalen Realitätsmodells abgeleitete Dimensionalität der mentalen Repräsentation bei AgE mit den vier Phänomengrundklassen konnte im empirischen zweiten Teil nicht nur anhand der DOKU-Daten bei IGPP-Ratsuchenden, sondern auch mit dem PAGE-R-Fragebogen an vier Stichproben, darunter die Schweizer Bevölkerung, verifiziert werden. Nach einer Reduktion des Itempools durch Selektion schwacher und problematischer Items erwies sich eine Lösung mit vier Faktoren als das robusteste und am besten verallgemeinerbare Modell, bei dem die Faktoren die Phänomengrundklassen theoriekonform als Subdimensionen eines globalen AgE-Faktors abbilden. Entsprechend wurden Skalen mit je 5 Items für *Externalität*, *Internalität*, *Koinzidenz* und *Dissoziation* und eine Globalskala mit allen 20 Items konstruiert, die für die weiteren Analysen im zweiten Teil verwendet wurden.

Vor diesem Hintergrund wurde aus dem PAGE-R der PAgE-II. Die neue Fragebogenversion enthält nicht nur die revidierten Skalen, es wurden außerdem Änderungen hinsichtlich der Anordnung der Items und des Antwortformats vorgenommen: Die Items zur Erfassung der Phänomengrundklassen werden nicht mehr wie zuvor in separaten Blöcken, sondern innerhalb eines Blocks in randomisierter Reihenfolge präsentiert. Zudem wurde die fünfstufige Antwortskala durch eine Verschiebung der Skalenmitte in Richtung des Medians modifiziert, um die mit der Nichtnormalverteilung von AgE gegebene Schiefe etwas zu kompensieren. Die Konstruktvalidität und Reliabilität des PAgE-II wurde inzwischen an einer Sammelstichprobe von AgE-Ratsuchenden ($n = 193$) des IGPP und der Parapsychologischen Beratungsstelle der WGFP in Freiburg (Zwickel, 2019), einer Sammelstichprobe von Studierenden ($n = 450$) der Universitäten Bielefeld (Krischke, 2018), Gießen und Hagen (Szkotnicki, 2018) und Teilnehmenden einer Online-Befragung ($n = 380$) zu Schlafparalysen (Mayer & Fuhrmann, 2022) erfolgreich repliziert. Die sehr selten berichteten Dissoziationen bilden in den Stichproben der Ratsuchenden und Studierenden keinen eigenen Faktor, sondern laden theoriekonform auf dem internalen und/oder externalen Faktor. Simulationsstudien, die der Verfasser durchgeführt hat, haben gezeigt, dass in der Normalbevölkerung mit ihrer geringen AgE-Ausprägung unter $n \geq 600$ keine stabilen 4-Faktoren-Lösungen zu erwarten sind. Für Ratsuchende mit AgE reichen im Regelfall $n \geq 300$ aus.

Im Rahmen der Studie von Zwickel (2019) wurden bei der Befragung von AgE-Ratsuchenden unter anderem auch die *Psychotizismus* Skalen des Persönlichkeitsinventars für DSM-5 (PID-5, Zimmermann et al., 2015b) eingesetzt. Im Sinne der diskriminanten Validität wurde geprüft, inwieweit sich das AgE-Konstrukt von subklinischen und klinischen Symptomen eines Psychosekontinuums als charakteristische Merkmale der Schizotypie und Schizophre-

nie unterscheiden lässt. *Psychotizismus* im PID-5 umfasst die Skalen *Denk- und Wahrnehmungsstörungen*, *Exzentrizität* sowie *Ungewöhnliche Überzeugungen und inneres Erleben*. Eine Faktorenanalyse mit den kombinierten PAgE-II- und PID-5 Items zeigte, dass die Items der PAgE-II-Skalen *Externalität*, *Internalität* und *Koinzidenz* drei eigene Faktoren bildeten wobei die Items Skala *Dissoziation* theoriekonform auf den Faktoren *Externalität* und *Internalität* luden. Die PID-5-Skalen *Exzentrizität* und *Denk- und Wahrnehmungsstörungen* bildeten ebenfalls eigene Faktoren, während sich die Items der Skala *Ungewöhnliche Überzeugungen und inneres Erleben*, die vergleichbare Inhalte wie der PAgE-II erfassen, überwiegend auf dessen Faktoren *Externalität* und *Koinzidenz* verteilen. Das AgE-Konstrukt erfasst demnach, wie schon aufgrund der Ergebnisse der vorliegenden Arbeit angenommen, bis auf zwangsläufige Überlappungen mit AgE, die von vornherein dem Psychotizismus-Konstrukt zugeschlagen werden, etwas anderes als Psychotizismus.

Nicht nur die Dimensionalität und die diskriminante Validität des AgE-Konstrukts wurden schon vor Fertigstellung der vorliegenden Arbeit bestätigt. Inzwischen gibt es auch weitere Evidenz für die postulierten Zusammenhänge zwischen Autonomie und Bindung und den Phänomengrundklassen. Zwickel hat auch Daten mit dem Fragebogen für Lebensbedeutungen und Lebenssinn (LEBE) erhoben. Der LEBE erfasst 26 Lebensbedeutungen, von denen 14 Rückschlüsse auf autonomie- oder bindungsbezogene Orientierungen zulassen. Die Ergebnisse zeigen, dass *Externalität* hochsignifikant positiv mit der Bedeutsamkeit von *Liebe* (Bindung), die als partnerschaftliche Liebe operationalisiert ist, korreliert. *Internalität* korreliert hochsignifikant positiv mit der Bedeutsamkeit von *sozialem Engagement* und *Entwicklung* (Autonomie) und auch mit der Bedeutsamkeit von *Harmonie* (Bindung). Es bestätigte sich das Ergebnis der plananalytischen Untersuchungen, dass sich die aktive Konfliktverarbeitung mit den Modi Kontrolle/Autarkie bei den Klienteltypen mit AgE des externalen Kontinuums *nicht* durch Selbstbehauptung und Aggressivität auszeichnet. Zwickel fand, dass bei ihnen nicht Lebensbedeutungen wie *Individualismus*, Streben nach *Macht*, *Leistung* und persönlicher *Freiheit* im Vordergrund stehen, sondern Lebensbedeutungen, die neben der Autonomie ein gewisses Maß an Bindung gewährleisten, wie *soziales Engagement* und *Fürsorge*.

Die Interpretation der Planstrukturen sind im Kontext der biografischen Analysen zu den Bindungsstilen zu sehen. Da hier nur zwei Fälle pro AgE-Formenkreis untersucht wurden, kann keine Repräsentativität beansprucht werden. Sie konnten trotz der weitgehend hypothesenkonformen Befunde weniger als Beweismittel fungieren, sondern vielmehr als Mittel, die motivationalen Strukturen von Ratsuchenden mit AgE anschaulich und verständlich zu machen. Interessant wäre eine Studie, in denen geübte Analysierende mit den hier entwickelten Plankategorien vertraut gemacht werden und dann Planstrukturen von Ratsuchenden, die ohne Wissen der Analysierenden die AgE-Klienteltypen repräsentieren, anfertigen und im Hinblick auf Autonomie und Bindung interpretieren. Um die hier gemutmaßten Zusam-

menhänge zwischen Bindungsrepräsentationen, Bindungsstilen und AgE letztlich empirisch zu fundieren, müssten Untersuchungen mit größeren Stichproben aller sechs AgE-Formenkreise und mit validen Instrumenten der Bindungsforschung durchgeführt werden. Ausgehend von den hier entwickelten Konzepten und Hypothesen ist am IGPP bereits eine Pilotstudie mit dem Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating (EBPR; Strauß & Lobo-Drost, 1999) in Planung. Der Verfasser und weitere Mitarbeitende des IGPP nehmen derzeit an einem zertifizierten Training für die Durchführung von EBPR-Interviews und deren Auswertung teil.

Abschließend lässt sich festhalten, dass mit der vorliegenden Arbeit neue Konzepte entwickelt, neue Erkenntnisse gewonnen und neue Perspektiven eröffnet wurden. Es ist zu hoffen, dass weitere Forschung die Integration von AgE in die akademische Psychologie und eine angemessene psychologische Versorgung von Menschen, die durch AgE belastet sind, ermöglichen wird.

Literaturverzeichnis

- Aarnio, K. & Lindeman, M. (2005). Paranormal beliefs, education, and thinking styles. *Personality and Individual Differences*, 39(7), 1227–1236.
<https://doi.org/10.1016/j.jpaid.2005.04.009>
- Adam, K. S. (1994). Suicidal behaviour and attachment. In M. B. Sperling (Hrsg.), *Attachment in adults: Clinical and developmental perspectives* (S. 275–298). Guilford.
- Ainsworth, M. D., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S. (1978). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. Erlbaum.
- Alcock, J. E. (1981). *Parapsychology: Science or magic? A psychological perspective*. Pergamon.
- Alcock, J. E. & Otis, L. P. (1980). Critical thinking and belief in the paranormal. *Psychological Reports*, 46, 479–482.
- Allen, J. & Lester, D. (1994). Belief in paranormal phenomena and an external locus of control. *Perceptual and Motor Skills*, 79, 226.
- Allport, G. W. (1961). *Pattern and growth in personality*. Holt, Rinehart & Winston.
- Alminhana, L. O., Farias, M., Claridge, G. S., Cloninger, C. R. & Moreira-Almeida, A. (2017). How to tell a happy from an unhappy schizotype: Personality factors and mental health outcomes in individuals with psychotic experiences. *Revista Brasileira de Psiquiatria*, 39(2), 126–132. <https://doi.org/10.1590/1516-4446-2016-1944>
- Altmeyer, S. (2015). Die Weisheit des Körpers nutzen - Zapfen, eine Embodiment-Methode zum Sich-Wohlfühlen. *Kontext*, 46(3), 210–226.
<https://doi.org/10.13109/kont.2015.46.3.210>
- Alvarado, K. A., Templer, D. I., Bresler, C. & Thomas-Dobson, S. (1995). The relationship of religious variables to death depression and death anxiety. *Journal of Clinical Psychology*, 51, 202–204.
- American Psychiatric Association. (2013a). *Diagnostic and statistical manual of mental disorders: DSM-5* (5. Aufl.). American Psychiatric Publishing.
- American Psychiatric Association. (2013b). *The personality-inventory-for-DSM-5-brief-form-adult.pdf*. <https://www.psychiatry.org/home/search-results?k=PID-5>
- An der Heiden, U. (1992). Selbstorganisation in dynamischen Systemen. In W. Krohn & G. Küppers (Hrsg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung* (S. 57–88). Suhrkamp.
- Andritzky, W. (1997). *Alternative Gesundheitskultur: Eine Bestandsaufnahme mit Teilnehmerbefragung*. VWB.
- Angst, J., Gamma, A., Clarke, D., Ajdacic-Gross, V., Rössler, W. & Regier, D. (2010). Subjective distress predicts treatment seeking for depression, bipolar, anxiety, panic, neurasthenia and insomnia severity spectra. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 122(6), 488–498. <https://doi.org/10.1111/j.1600-0447.2010.01580.x>
- Angst, J., Gamma, A., Neuenschwander, M., Ajdacic-Gross, V., Eich, D., Rössler, W. & Merikangas, K. R. (2005). Prevalence of mental disorders in the Zurich Cohort Study: a twenty year prospective study. *Epidemiology and Psychiatric Sciences*, 14(2), 68–76. <https://doi.org/10.1017/S1121189X00006278>

- Appelle, S., Lynn, S. J., Newman, L. & Malaktaris, A. (2014). Alien abduction experiences. In E. Cardaña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 213–240). American Psychological Association. <https://doi.org/10.1037/14258-008>
- Arbeitskreis OPD. (2014). *Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik OPD-2: Das Manual für Diagnostik und Therapieplanung* (3. Aufl.). Huber.
- Ashton, M. C. & Lee, K. (2012). Oddity, schizotypy/dissociation, and personality. *Journal of Personality*, 80(1), 113–134. <https://doi.org/10.1111/j.1467-6494.2011.00735.x>
- Atkinson, R. P. (1994). Relationships of hypnosis susceptibility to paranormal beliefs and claimed experiences: implications for hypnotic absorption. *American Journal of Clinical Hypnosis*, 37, 34–40.
- Atmanspacher, H. (1993). *Die Vernunft der Metis: Theorie und Praxis einer integralen Wirklichkeit*. J.B. Metzler.
- Atmanspacher, H. (1996). Erkenntnistheoretische Aspekte physikalischer Vorstellungen von Ganzheit. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 38(1/2), 20–45.
- Atmanspacher, H. (2009). Wissenschaftliche Forschung zwischen Orthodoxie und Anomalie. In H. Yusufi & C. Dick (Hrsg.), *Das Wagnis des Neuen: Kontexte und Restriktionen der Wissenschaft : Festschrift für Klaus Fischer zum 60. Geburtstag* (S. 129–159).
- Atmanspacher, H. (2012). Dual-aspect monism à la Pauli and Jung. *Journal of Consciousness Studies*, 19(9/10), 96–120.
- Atmanspacher, H. (2014a). 20th century variants of dual-aspect thinking. *Mind and Matter*, 12(2), 245–288.
- Atmanspacher, H. (2014b). Notes on psychophysical phenomena. In H. Atmanspacher & C. A. Fuchs (Hrsg.), *The Pauli-Jung conjecture and its impact today* (S. 181–199). Springer.
- Atmanspacher, H. (2020). Konzeptuelle und formale Modelle zum psychophysischen Problem. In D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen unseres Wissens: Von der Faszination des Paranormalen* (S. 126–152). Herder.
- Atmanspacher, H. & beim Graben, P. (2007). Contextual emergence of mental states from neurodynamics. *Chaos and Complexity Letters*, 2(2-3), 151–186.
- Atmanspacher, H. & Bishop, R. C. (2007). Stability conditions in contextual emergence. *Chaos and Complexity Letters*, 2, 139–150.
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2005a). Acategoriality as mental instability. *The Journal of Mind and Behaviour*, 26(3), 181–205.
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2005b). Akategorialität als mentale Instabilität. In W. Beltschner, H. Piron & H. Walach (Hrsg.), *Bewusstseins transformation als individuelles und gesellschaftliches Ziel* (S. 74–115). Lit.
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2007). Acategoriality as mental instability. A dynamical system approach to James's account of mental activity. In S. Franzese & F. Krämer (Hrsg.), *Fringes of religious experience: Cross-perspectives on William James's "The varieties of religious experience"* (S. 39–68). Ontos.
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2013). A structural-phenomenological typology of mind-matter correlations. *Journal of Analytical Psychology*, 58(2), 219–244. <https://doi.org/10.1111/1468-5922.12005>
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2015). Mind-matter correlations in dual-aspect monism according to Pauli and Jung. In E. F. Kelly, A. Crabtree & P. Marshall (Hrsg.), *Beyond*

- physicalism: Toward reconciliation of science and spirituality* (S. 195–226). Rowman & Littlefield.
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2016). Synchronistic mind-matter correlations in therapeutic practice: a commentary on Connolly (2015). *Journal of Analytical Psychology*, *61*(1), 79–85. <https://doi.org/10.1111/1468-5922.12196>
- Atmanspacher, H. & Fach, W. (2019). Exceptional experiences of stable and unstable mental states, understood from a dual-aspect point of view. *Philosophies*, *4*(1), 1–21. <https://doi.org/10.3390/philosophies4010007>
- Atmanspacher, H. & Fuchs, C. A. (Hrsg.). (2014). *The Pauli-Jung conjecture and its impact today*. Springer.
- Atmanspacher, H. & Kronz, F. (1999). Relative onticity. In H. Atmanspacher, A. Amann & U. Müller-Herold (Hrsg.), *On quanta, mind, and matter: Hans Primas in context* (S. 273–294). Kluwer Academic.
- Atmanspacher, H., Primas, H. & Wertenschlag-Birkhäuser, E. (Hrsg.). (1995). *Der Pauli-Jung-Dialog und seine Bedeutung für die moderne Wissenschaft*. Springer.
- Atmanspacher, H. & Rickles, D. (2022). *Dual-aspect monism and the deep structure of meaning*. Taylor & Francis.
- Atmanspacher, H., Römer, H. & Walach, H. (2002). Weak quantum theory: Complementarity and entanglement in physics and beyond. *Foundations of Physics*, *32*, 379–406.
- Auton, H. R., Pope, J. & Seeger, G. (2003). Isn't it strange: Paranormal belief and personality traits. *Social Behavior and Personality*, *31*, 711–713.
- Aviram, L. & Soffer-Dudek, N. (2018). Lucid dreaming: Intensity, but not frequency, is inversely related to psychopathology. *Frontiers in Psychology*, *9*, 63. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2018.00384>
- Ayeroff, F. & Abelson, R. P. (1976). ESP and ESB: belief in personal success at mental telepathy. *Journal of Personality and Social Psychology*, *34*, 240–247.
- Bacher, J. (1986). *Faktorenanalyse und Modelle des Antwortverhaltens. Dissertationen der Johannes-Kepler-Universität Linz: Bd. 57*. VWGÖ.
- Bacher, J., Pöge, A. & Wenzig, K. (2010). *Clusteranalyse: Anwendungsorientierte Einführung in Klassifikationsverfahren* (3. Aufl.). Oldenbourg.
- Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2013). *Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung*. Springer.
- Bainbridge, W. S. (2004). After the New Age. *Journal for the Scientific Study of Religion*, *43*, 381–394.
- Bainbridge, W. S. & Stark, R. (1980). Superstitions: Old and new. *Skeptical Inquirer*, *4*, 18–31.
- Baird, B., Mota-Rolim, S. A. & Dresler, M. (2019). The cognitive neuroscience of lucid dreaming. *Neuroscience & Biobehavioral Reviews*, *100*, 305–323. <https://doi.org/10.1016/j.neubiorev.2019.03.008>
- Bakan, D. (1966). *The duality of human existence: An essay on psychology and religion*. Beacon Press.
- Bakermans-Kranenburg, M. J. & van IJzendoorn, M. H. (2009). The first 10,000 adult attachment interviews: Distributions of adult attachment representations in clinical and non-clinical groups. *Attachment & Human Development*, *11*(3), 223–263. <https://doi.org/10.1080/14616730902814762>
- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy: The exercise of control*. W.H. Freeman and Company.
- Barrett, G. V. & Franke, R. H. (1970). "Psychogenic" death: A reappraisal. *Science*, *167*(3916), 304–306.

- Barsky, A. J., Saintfort, R., Rogers, M. P. & Borus, J. F. (2002). Nonspecific medication side effects and the nocebo phenomenon. *JAMA Psychiatry*, 287(5), 622–627.
- Bauer, E. (1992). „Okkultpraktiken bei Jugendlichen“: Suche nach Thrill, Suche nach Sinn oder Mittel zur Selbstverwirklichung? In A. Resch (Hrsg.), *Aspekte der Paranormologie* (S. 445–468). Resch.
- Bauer, E. (2021). Parapsychologie. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 1342–1343). Hogrefe.
- Bauer, E. & Belz, M. (2012). Counseling at the IGPP: An overview. In C. Simmonds-Moore (Hrsg.), *Exceptional experience and health: Essays on mind, body and human potential* (S. 210–222). McFarland.
- Bauer, E., Belz, M., Fach, W., Fangmeier, R., Schupp-Ihle, C. & Wiedemer, A. (2008). *Arbeitsbericht der Abteilung Beratung und Information*. Freiburg i. Br. Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Bauer, E., Belz, M., Fach, W., Fangmeier, R., Schupp-Ihle, C. & Wiedemer, A. (2012). Counseling at the IGPP - An overview. In W. H. Kramer, E. Bauer & G. H. Hövelmann (Hrsg.), *Perspectives of clinical parapsychology* (S. 149–167). Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Bauer, E., Belz, M., Fach, W., Fangmeier, R., Schupp-Ihle, C. & Wiedemer, A. (2017). Arbeitsbericht der IGPP-Abteilung „Beratung und Information“ - eine Dokumentation (2008). *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 50, 141–211.
- Bauer, E. & Fach, W. (2020). Beratungspsychologie am IGPP. In D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen unseres Wissens: Von der Faszination des Paranormalen* (S. 393–419). Herder.
- Bauer, E., Fach, W., Fangmeier, R., Schupp, C. & Wiedemer, A. (2002). Beratung. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2000-2001* (S. 43–46). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Bauer, E. & Lucadou, W. von (Hrsg.). (1984). *Psi - was verbirgt sich dahinter: Wissenschaftler untersuchen parapsychologische Erscheinungen*. Herder.
- Beauducel, A. & Leue, A. (2014). *Psychologische Diagnostik*. Hogrefe.
- Beck, R. & Miller, J. P. (2001). Erosion of belief and disbelief: effects of religiosity and negative affect on beliefs in the paranormal and supernatural. *Journal of Social Psychology*, 141, 277–287.
- Becker-Beck, U. (1997). *Soziale Interaktion in Gruppen: Struktur- und Prozessanalyse*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-91680-8>
- Becker-Carus, C. (2021). Traum, träumen. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 1862–1863). Hogrefe.
- Beckermann, A. (2008). *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes* (3. Aufl.). De Gruyter.
- Beischel, J. & Zingrone, N. L. (2014). Mental mediumship. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 301–313). American Psychological Association.
- Belschner, W., Piron, H. & Walach, H. (Hrsg.). (2005). *Bewusstseinstransformation als individuelles und gesellschaftliches Ziel*. Lit.
- Belz, M. (2009a). *Außergewöhnliche Erfahrungen*. Hogrefe.
- Belz, M. (2009b). Clinical parapsychology: Today's implications, tomorrow's applications. In C. A. Roe, W. H. Kramer & L. Coly (Hrsg.), *Utrecht II: Charting the future of parapsychology: Proceedings of an international conference* (S. 326–362). Parapsychology Foundation.

- Belz, M. (2012). Clinical psychology for people with exceptional experiences. In C. Simmonds-Moore (Hrsg.), *Exceptional experience and health: Essays on mind, body and human potential* (S. 223–243). McFarland.
- Belz, M. & Berger, T. (2008). Psychisches Wohlbefinden, Außergewöhnliche Erfahrungen und Emotionsregulation. *Zeitschrift für Anomalistik*, 8, 118–134.
- Belz, M. & Fach, W. (2012). Theoretical reflections on counseling and therapy for individuals reporting ExE. In W. H. Kramer, E. Bauer & G. H. Hövelmann (Hrsg.), *Perspectives of clinical parapsychology* (S. 168–189). Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Belz, M. & Fach, W. (2015). Exceptional experiences (ExE) in clinical psychology. In E. Cardeña, J. Palmer & D. Marcusson-Clavertz (Hrsg.), *Parapsychology: A handbook for the 21st century* (S. 364–379). McFarland.
- Belz-Merk, M. & Fach, W. (2005). Beratung und Hilfe für Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen. *Psychotherapie - Psychosomatik - Medizinische Psychologie*, 55(5), 256–265. <https://doi.org/10.1055/s-2004-834682>
- Belz-Merk, M., Fach, W., Fangmeier, R., Hahn, D., Kühn, S., Schupp, C. & Wiedemer, A. (2002). *Beratung und Hilfe für Menschen mit Außergewöhnlichen Erfahrungen: Abschlussbericht*. Unveröffentlichter Abschlussbericht. Psychologisches Institut der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- Belz-Merk, M., Fach, W. & Wiedemer, A. (1998). *Beratung und Hilfe für Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen an der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg: Zwischenbericht 1998*. Unveröffentlichter Zwischenbericht. Psychologisches Institut der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- Belz-Merk, M., Fach, W. & Wiedemer, A. (1999). *Beratung und Hilfe für Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen an der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg: Zwischenbericht 1999*. Unveröffentlichter Zwischenbericht. Psychologisches Institut der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- Bem, D. J. (2011). Feeling the future: Experimental evidence for anomalous retroactive influences on cognition and affect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 100(3), 407–425. <https://doi.org/10.1037/a0021524>
- Bem, D. J. & Honorton, C. (1994). Does psi exist? Replicable evidence for an anomalous process of information transfer. *Psychological Bulletin*, 115, 4–18.
- Bem, D. J., Tressoldi, P., Rabeyron, T. & Duggan, M. (2015). Feeling the future: A meta-analysis of 90 experiments on the anomalous anticipation of random future events. *F1000Research*, 4, 1188. <https://doi.org/10.12688/f1000research.7177.2>
- Benassi, V. A., Sweeney, P. D. & Drevno, G. E. (1979). Mind over matter: Perceived success at psychokinesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1377–1386.
- Bender, H. (1958). Mediumistische Psychosen.: Ein Beitrag zur Pathologie spiritistischer Praktiken. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 2, 173–201.
- Bender, H. (1966). Parapsychologie und Tiefenpsychologie: Einführung. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 387–389). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bender, H. (1972). *Unser sechster Sinn: Telepathie, Hellsehen, Spuk*. Rowohlt.
- Bender, H. (1976). *Parapsychologie: Ihre Ergebnisse und Probleme*. Fischer.
- Bender, H. (1980). Moderne Spukforschung - ein Plädoyer für eine vorurteilsfreie Forschung. In J. Beloff (Hrsg.), *Neue Wege der Parapsychologie* (S. 175–199). Walter.
- Benecke, C., Henkel, M., Doering, S., Jakobsen, T., Stasch, M., Dahlbender, R., Alhabbo, S. & Zimmermann, J. (2018). Der OPD-Konfliktfragebogen. *Zeitschrift für Psychosomati-*

- sche Medizin und Psychotherapie*, 64(4), 380–393.
<https://doi.org/10.13109/zptm.2018.64.4.380>
- Benedetti, F., Pollo, A., Lopiano, L., Lanotte, M., Vighetti, S. & Rainero, I. (2003). Conscious expectation and unconscious conditioning in analgesic, motor, and hormonal placebo/nocebo responses. *The Journal of Neuroscience*, 23(10), 4315–4323.
- Bengel, J. & Mischo, J. (1998). *Beratung und Hilfe für Menschen mit Außergewöhnlichen Erfahrungen an der Ambulanz des Psychologischen Instituts der Universität Freiburg*. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Freiburg i. Br. Psychologisches Institut der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- Benkert, F. (1997). *Prüfung der Übereinstimmung bei Plananalysen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Eberhard-Karls-Universität, Tübingen.
- Benson, H. (1997). The nocebo effect: History and physiology. *Preventive Medicine*, 26, 612–615. <https://doi.org/10.1006/pmed.1997.0228>
- Bentall, R. P. (1990). The illusion of reality: A review and integration of psychological research on hallucinations. *Psychological Bulletin*, 107, 82–95.
- Bentall, R. P. (2000). Research into psychotic symptoms: Are there implications for parapsychologists? *European Journal of Parapsychology*, 15, 79–88.
- Bentall, R. P. (2014). Hallucinatory experiences. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 109–143). American Psychological Association.
- Berenbaum, H. (1999). Peculiarity and reported childhood maltreatment. *Psychiatry*, 62(1), 21–35.
- Berenbaum, H., Kerns, J. G. & Raghavan, C. (2000). Anomalous experiences, peculiarity, and psychopathology. In E. Cardeña, S. J. Lynn & S. Krippner (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (S. 25–46). American Psychological Association.
- Berger, T. (2005). *Die Dynamik psychischer Störungen: Strukturen und Prozesse aus der Perspektive konnektionistischer Modelle* [Dissertation]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br. <https://freidok.uni-freiburg.de/data/1968>
- Berk, L. E. (2005). *Entwicklungspsychologie* (3. Aufl.). Pearson.
- Bermúdez, J. & Cahen, A. (2020). Nonconceptual mental content. In Zalta, Edward, N. (Hrsg.), *Stanford Encyclopedia of Philosophy*. <https://plato.stanford.edu/entries/content-nonconceptual/#Int>
- Bernecker, S. (2009). Die Kausaltheorie der Wahrnehmung und der direkte Realismus. In R. Schantz (Hrsg.), *Wahrnehmung und Wirklichkeit* (S. 155–181). De Gruyter.
- Bieri, P. (2005). Was macht Bewußtsein zu einem Rätsel? In T. Metzinger (Hrsg.), *Bewusstsein: Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie* (5. Aufl., S. 61–77). Mentis.
- Billows, H. & Storm, L. (2015). Believe it or not: a confirmatory study on predictors of paranormal belief, and a psi test. *Australian Journal of Parapsychology*, 15(1), 7–35.
- Bishop, R. C. & Atmanspacher, H. (2006). Contextual emergence in the description of properties. *Foundations of Physics*, 36(12), 1753–1777. <https://doi.org/10.1007/s10701-006-9082-8>
- Bittrich, U. (2017). *Traum - Mantik - Allegorie: Die Hieroi Logoi des Aelius Aristides im weiteren Kontext der griechisch-römischen Traumliteratur*. De Gruyter.
- Blackmore, S. J. (1984). A postal survey of OBEs and other experiences. *Journal of the Society for Psychical Research*, 796(52), 225–244.

- Blackmore, S. J. (1997). Probability misjudgement and belief in the paranormal: A newspaper survey. *British Journal of Psychology*, 88, 683–689.
- Blackmore, S. J. (Hrsg.). (2012). *Gespräche über Bewusstsein*. Suhrkamp.
- Blackmore, S. J. & Moore, R. (1994). Seeing things: visual recognition and belief in the paranormal. *European Journal of Parapsychology*, 10, 91–103.
- Blackmore, S. J. & Troscianko, T. (1985). Belief in the paranormal: Probability judgements, illusory control, and the "chance baseline shift". *British Journal of Psychology*, 76, 459–468.
- Blais, M. A. (1997). Clinician ratings of the five-factor model of personality and the DSM-IV personality disorders. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 185(6), 388–394. <https://doi.org/10.1097/00005053-199706000-00005>
- Blanke, O. (2004). Out of body experiences and their neural basis. *BMJ*, 329(7480), 1414–1415. <https://doi.org/10.1136/bmj.329.7480.1414>
- Blanke, O. & Arzy, S. (2005). The out-of-body experience: Disturbed self-processing at the temporo-parietal junction. *The Neuroscientist : a review journal bringing neurobiology, neurology and psychiatry*, 11(1), 16–24. <https://doi.org/10.1177/1073858404270885>
- Blanke, O. & Metzinger, T. (2009). Full-body illusions and minimal phenomenal selfhood. *Trends in Cognitive Sciences*, 13(1), 7–13. <https://doi.org/10.1016/j.tics.2008.10.003>
- Blanke, O. & Mohr, C. (2005). Out-of-body experience, heautoscopy, and autoscopic hallucination of neurological origin. Implications for neurocognitive mechanisms of corporeal awareness and self-consciousness. *Brain Research Reviews*, 50(1), 184–199. <https://doi.org/10.1016/j.brainresrev.2005.05.008>
- Blume, T. (2004). Realismus und Repräsentation. In C. Halbig & C. Suhm (Hrsg.), *Was ist wirklich? Neuere Beiträge zu Realismusdebatten in der Philosophie* (S. 97–116). De Gruyter.
- Bohr, N. (1985). *Atomphysik und menschliche Erkenntnis: Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1930-1961*. Vieweg.
- Bolten, M. (2019). Klinische Bindungsforschung. In S. Schneider & J. Margraf (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie, Band 3: Psychologische Therapie bei Indikationen im Kindes- und Jugendalter* (S. 51–72). Springer.
- Boorstein, S. (1980). *Transpersonal psychotherapy*. Science and Behavior.
- Borkenau, P. & Ostendorf, F. (2008). *NEO-Fünf-Faktoren Inventar nach Costa und McCrae (NEO-FFI)* (2. Aufl.). Hogrefe.
- Bortz, J. & Schuster, C. (2010). *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler* (7. Aufl.). Springer.
- Bowlby, J. (1969). *Attachment and loss: Vol. 1: Attachment*. Basic Books.
- Bowlby, J. (1973). *Attachment and loss: Vol 2: Separation, anxiety and anger*. Basic Books.
- Bowlby, J. (1980). *Attachment and loss: Vol. 3: Loss, sadness and depression*. Basic Books.
- Bowlby, J. (1988). *A secure base* (Vol 2). Basic Books.
- Boyce, T. E. & Geller, E. S. (2002). Using the Barnum effect to teach psychological research methods. *Teaching of Psychology*, 29, 316–318.
- Braithwaite, J. J., Samson, D., Apperly, I., Brogna, E. & Hulleman, J. (2011). Cognitive correlates of the spontaneous out-of-body experience (OBE) in the psychologically normal population: Evidence for an increased role of temporal-lobe instability, body-distortion processing, and impairments in own-body transformations. *Cortex*, 47(7), 839–853. <https://doi.org/10.1016/j.cortex.2010.05.002>
- Braud, W. (2012). Health and well-being benefits of exceptional human experiences. In C. D. Murray (Hrsg.), *Mental health and anomalous experience* (S. 107–124). Nova Science.

- Braud, W. & Anderson, R. (Hrsg.). (1998). *Transpersonal research methods for the social sciences: Honoring human experience*. Sage.
- Brauer, J. (2021). Psychose. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 1484). Hogrefe.
- Bräuer, J. (2014). *Klüger als wir denken: Wozu Tiere fähig sind*. Springer.
- Breidert, M. & Hofbauer, K. (2009). Placebo: Misunderstandings and prejudices. *Deutsches Ärzteblatt international*, 106(46), 751–755. <https://doi.org/10.3238/arztebl.2009.0751>
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkte*. Duncker & Humblot.
- Bressan, P. (2002). The connection between random sequences, everyday coincidences and belief in the paranormal. *Applied Cognitive Psychology*, 16, 17–34.
- Bressan, P., Kramer, P. & Germani, M. (2008). Visual attentional capture predicts belief in a meaningful world. *Cortex*, 44, 1299–1306.
- Breyer, T. (2012). Helmuth Plessner und die Phänomenologie der Intersubjektivität. *Bulletin d'Analyse Phénoménologique*, 8(4), 1–18. <https://popups.uliege.be/1782-2041/index.php?id=572&file=1&pid=571>
- Briere, J. (2006). Dissociative symptoms and trauma exposure: Specificity, affect dysregulation, and posttraumatic stress. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 194(2), 78–82. <https://doi.org/10.1097/01.nmd.0000198139.47371.54>
- Broad, C. D. (1953). The relevance of psychical research to philosophy. In J. Ludwig (Hrsg.), *Philosophy and parapsychology* (S. 43–64). Prometheus.
- Brody, H. (2000). The placebo response. Recent research and implications for family medicine. *The Journal of Family Practice*, 49(7), 649–654.
- Brugger, P., Regard, M. & Landis, T. (1991). Belief in extrasensory perception and illusory control: A replication. *Journal of Psychology*, 125, 501–502.
- Brugger, P., Regard, M. & Landis, T. (2010). Illusory reduplication of one's own body: Phenomenology and classification of autoscopic phenomena. *Cognitive Neuropsychiatry*, 2(1), 19–38. <https://doi.org/10.1080/135468097396397>
- Brugger, P., Regard, M., Landis, T., Cook, N., Krebs, D. & Niederberger, J. (1993). 'Meaningful' patterns in visual noise: effects of lateral stimulation and the observer's belief in ESP. *Psychopathology*, 26, 261–265.
- Brugger, P., Regard, M., Landis, T. & Graves, R. E. (1995). The roots of meaningful coincidence. *Lancet*, 345(8960), 1306–1307.
- Brunnhuber, S. & Wagner, R. (2006). Zur Differentialdiagnostik spiritueller Krisen (ICD10: F44.3; DSM IV: V 62.89). *Transpersonale Psychologie und Psychotherapie*, 1, 34–44.
- Buchheim, A. & George, C. (2012). Das Adult Attachment Interview (AAI) und das Adult Attachment Projective Picture System (AAP). In S. Doering & S. Hörz (Hrsg.), *Handbuch der Strukturdiagnostik: Konzepte, Instrumente, Praxis* (S. 182–218). Schattauer.
- Bühner, M. (2011). *Einführung in die Test- und Fragebogenkonstruktion* (3. Aufl.). Pearson.
- Bühner, M. & Ziegler, M. (2009). *Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. Pearson.
- Bundesamt für Statistik (Hrsg.). (2012). *BFS Aktuell: Arbeitsmarktindikatoren 2012. Kommentierte Ergebnisse für die Periode 2006-2012*. Neuchâtel. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/publikationen.assetdetail.348424.html>
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). (2019). *Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte – Älterwerden im sozialen Wandel.: Zentrale Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS) 1996 bis 2017*. <https://www.bmfsfj.de/re->

source/blob/135038/62670d8da500ebd1548deb1da31a01c0/frauen-und-maenner-in-der-zweiten-lebenshaelfte-data.pdf

- Bunge, M. (1967). *Scientific research II: The search for truth*. Springer.
- Bünning, S. & Blanke, O. (2005). The out-of body experience: Precipitating factors and neural correlates. *Progress in Brain Research*, 150, 331–350.
[https://doi.org/10.1016/S0079-6123\(05\)50024-4](https://doi.org/10.1016/S0079-6123(05)50024-4)
- Büssing, A. (Hrsg.). (2011). *Spiritualität transdisziplinär: Wissenschaftliche Grundlagen im Zusammenhang mit Gesundheit und Krankheit*. Springer.
- Callaghan, A. & Irwin, H. J. (2003). Paranormal belief as a psychological coping mechanism. *Journal of the Society for Psychical Research*, 67, 200–207.
- Camisa, K. M., Bockbrader, M. A., Lysaker, P., Rae, L. L., Brenner, C. A. & O'Donnell, B. F. (2005). Personality traits in schizophrenia and related personality disorders. *Psychiatry Research*, 133(1), 23–33. <https://doi.org/10.1016/j.psychres.2004.09.002>
- Canetti D. & Pedahzur (2002). The effects of contextual and psychological variables on extreme right-wing sentiments. *Social Behavior and Personality*, 30, 317–334.
- Cangas, A. J., Langer, A. I. & Moriana, J. A. (2011). Hallucinations and related perceptual disturbance in a non-clinical Spanish population. *The International Journal of Social Psychiatry*, 57(2), 120–131. <https://doi.org/10.1177/0020764009102413>
- Cannon, W. B. (1942). "Voodoo" death. *American Anthropologist*, 44(10), 169–181.
- Cardeña, E. & Alvarado, C. S. (2014). Anomalous self and identity experiences. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 175–212). American Psychological Association.
- Cardeña, E., Krippner, S. & Lynn, S. J. (2014a). Anomalous experiences: An integrative summary. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 409–426). American Psychological Association.
- Cardeña, E., Lynn, S. J. & Krippner, S. (2014b). Introduction: Anomalous experiences in perspective. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 3–20). American Psychological Association.
- Cardeña, E., Lynn, S. J., Krippner, S. & Achterberg, J. (Hrsg.). (2014c). *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl.). American Psychological Association.
- Cardeña, E., Palmer, J. & Marcusson-Clavertz, D. (Hrsg.). (2015). *Parapsychology: A handbook for the 21st century*. McFarland.
- Carver, C. S. & Scheier, M. F. (2001). *On the self-regulation of behavior*. Cambridge University Press.
- Carver, C. S. & Scheier, M. F. (2002). Control processes and self-organization as complementary principles underlying behavior. *Personality and Social Psychology Review*, 6(4), 304–315.
- Caspar, F. (1984). *Analyse interaktioneller Pläne* [Unveröffentlichte Dissertation]. Universität Bern.
- Caspar, F. (1989). *Beziehungen und Probleme verstehen: Eine Einführung in die psychotherapeutische Plananalyse*. Huber.

- Caspar, F. (1997). What goes on in a psychotherapist's mind? *Psychotherapy Research*, 7(2), 105–125.
- Caspar, F. (1998). A connectionist view of psychotherapy. In D. J. Stein & J. Ludik (Hrsg.), *Neural networks and psychopathology: Connectionist models in practice and research* (S. 88–131). Cambridge University Press.
- Caspar, F. (2002). Ätiologie und Therapie psychischer Störungen aus der Sicht eines integrativen Modells. In S. Ahrens & W. Schneider (Hrsg.), *Lehrbuch der Psychotherapie und psychosomatischen Medizin* (S. 569–580). Schattauer.
- Caspar, F. (2007). *Beziehungen und Probleme verstehen: Eine Einführung in die psychotherapeutische Plananalyse* (3. Aufl.). Huber.
- Caspar, F. (2008a). Diagnostik motivorientierter Beziehungsgestaltung in der Psychotherapie. *Klinische Diagnostik und Evaluation*, 1, 328–342.
- Caspar, F. (2008b). Prozess der klinisch-psychologischen Diagnostik. In B. Röhrle, F. Caspar & P. F. Schlottke (Hrsg.), *Lehrbuch der klinisch-psychologischen Diagnostik* (S. 30–73). Kohlhammer.
- Caspar, F. (2012). Clinical parapsychology in relation to clinical psychology. In W. H. Kramer, E. Bauer & G. H. Hövelmann (Hrsg.), *Perspectives of clinical parapsychology* (S. 30–34). Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Caspar, F. (2016). Selbstregulation. In S. Herpertz, F. Caspar & K. Lieb (Hrsg.), *Psychotherapie: Funktions- und störungsorientiertes Vorgehen* (S. 245–255). Urban & Fischer.
- Caspar, F. (2018). *Beziehungen und Probleme verstehen: Eine Einführung in die psychotherapeutische Plananalyse* (4. überarb. Aufl.). Hogrefe.
- Caspar, F. & Belz, M. (2017). Motivorientierte Beziehungsgestaltung. In E.-L. Brakemeier & F. Jacobi (Hrsg.), *Verhaltenstherapie in der Praxis* (S. 54–65). Beltz.
- Caspar, F. & Berger, T. (2007). Insight and cognitive psychology. In L. G. Castonguay & C. E. Hill (Hrsg.), *Insight in psychotherapy* (S. 375–399). American Psychological Association.
- Caspar, F., Berger, T., Fingerle, H. & Werner, M. (2016). Das deutsche IMI. *PiD - Psychotherapie im Dialog*, 17(4), 1–10. <https://doi.org/10.1055/s-0042-105981>
- Caspar, F. & Grawe, K. (1982). *Vertikale Verhaltensanalyse: Analyse des Interaktionsverhaltens als Grundlage für die Problemdefinition und Therapieplanung. Forschungsbericht 1982-5*. Psychologisches Institut der Universität Bern.
- Caspar, F. & Grosse Holtforth, M. (2009). Responsiveness – Eine entscheidende Prozessvariable in der Psychotherapie. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 38(1), 61–69. <https://doi.org/10.1026/1616-3443.38.1.61>
- Caspar, F., Grossmann, C., Unmüssig, C. & Schramm, E. (2005). Complementary therapeutic relationship: Therapist behavior, interpersonal patterns, and therapeutic effects. *Psychotherapy Research*, 15(1-2), 91–102. <https://doi.org/10.1080/10503300512331327074>
- Caspar, F., Pjanic, I. & Westermann, S. (2018). *Klinische Psychologie*. Springer.
- Caspar, F., Rothenfluh, T. & Segal, Z. (1992). The appeal of connectionism for clinical psychology. *Clinical Psychology Review*, 12(7), 719–762.
- Cella, M., Vellante, M. & Preti, A. (2012). How psychotic-like are paranormal beliefs? *Journal of Behavior Therapy and Experimental Psychiatry*, 43(3), 897–900.
- Chalmers, D. J. (1996). *The conscious mind: In search of a fundamental theory*. Oxford University Press.

- Chalmers, D. J. (1997). *The conscious mind: In search of a fundamental theory. Philosophy of mind series*. Oxford Univ. Press.
- Chalmers, D. J. (2010). *The character of consciousness*. University Press.
- Chapman, L. J. & Chapman, J. P. (1980). Scales for rating psychotic and psychotic-like experiences as continua. *Schizophrenia Bulletin*, 6(3), 477–489.
- Charumathy, P. J. & Anantharaman, R. N. (1983). Personality and superstition. *Indian Journal of Clinical Psychology*, 10, 61–62.
- Cheyne, J. A. & Girard, T. A. (2009). The body unbound: Vestibular-motor hallucinations and out-of-body experiences. *Cortex*, 45(2), 201–215.
- Chmielewski, M., Bagby, R. M., Markon, K. E., Ring, A. J. & Ryder, A. G. (2014). Openness to experience, intellect, schizotypal personality disorder, and psychoticism: Resolving the controversy. *Journal of personality disorders*, 28(4), 483–499.
https://doi.org/10.1521/pedi_2014_28_128
- Chmielewski, M. & Watson, D. (2008). The heterogeneous structure of schizotypal personality disorder: Item-level factors of the Schizotypal Personality Questionnaire and their associations with obsessive-compulsive disorder symptoms, dissociative tendencies, and normal personality. *Journal of Abnormal Psychology*, 117(2), 364–376.
<https://doi.org/10.1037/0021-843X.117.2.364>
- Chomsky, N. (1968). *Language and mind*. Harcourt Brace & World.
- Cicero, D. C. & Kerns, J. G. (2010). Can disorganized and positive schizotypy be discriminated from dissociation? *Journal of Personality*, 78(4), 1239–1270.
<https://doi.org/10.1111/j.1467-6494.2010.00649.x>
- Claridge, G. S. (1972). The schizophrenias as nervous types. *British Journal of Psychiatry*, 112, 1–17.
- Claridge, G. S. (1985). *Origins of mental illness: Temperament, deviance and disorder*. Basil Blackwell.
- Claridge, G. S. (1987). 'The schizophrenias as nervous types' revisited. *British Journal of Psychiatry*, 151, 735–743.
- Claridge, G. S. (Hrsg.). (1997). *Schizotypy: Implications for illness and health*. Oxford University Press.
- Claridge, G. S., McCreery, C., Mason, O., Bentall, R. P., Boyle, G. J., Slade, P. D. & Poppellwell, D. (1996). The factor structure of 'schizotypal' traits: A large replication study. *British Journal of Clinical Psychology*, 35(1), 103–115.
<https://doi.org/10.1111/j.2044-8260.1996.tb01166.x>
- Clarke, D. (1991). Belief in the paranormal: a New Zealand survey. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 57, 412–425.
- Cohen, J. (1992). A power primer. *Psychological Bulletin*, 122(1), 155–159.
- Cohen, J. W. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences* (2. Aufl.). Erlbaum.
- Connolly, A. (2015). Bridging the reductive and the synthetic: Some reflections on the clinical implications of synchronicity. *The Journal of Analytical Psychology*, 60(2), 159–178.
<https://doi.org/10.1111/1468-5922.12142>
- Cook, S. W. & Heppner, P. P. (1997). A psychometric study of three coping measures. *Educational and Psychological Measurement*, 57, 906–923.
- Coolidge, F. L., Becker, L. A., DiRito, D. C., Durham, R. L., Kinlaw, M. M. & Philbrick, P. B. (1994). On the relationship of the five-factor personality model to personality disorders: Four reservations. *Psychological Reports*, 75(1 Pt 1), 11–21.
<https://doi.org/10.2466/pr0.1994.75.1.11>

- Coreth, E. (1984a). Erscheinung/Schein/Phänomen. In F. Ricken (Hrsg.), *Lexikon der Erkenntnistheorie und Metaphysik* (S. 58–59). C.H. Beck.
- Coreth, E. (1984b). Phänomenologie. In F. Ricken (Hrsg.), *Lexikon der Erkenntnistheorie und Metaphysik* (S. 141–144). C.H. Beck.
- Costa, P. T. & McCrae, R. R. (1992). *Revised NEO Personality Inventory (NEO-PI-R) and NEO Five-Factor Inventory (NEO-FFI) professional manual*. Psychological Assessment Resources.
- Csikszentmihalyi, M. (1999). *Das Flow-Erlebnis: Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen* (7. Aufl.). Klett-Cotta.
- Czechowski, W., Rutkowski, T., Stephen, W. & Vepsäläinen, K. (2016). Living beyond the limits of survival: Wood ants trapped in a gigantic pitfall. *Journal of Hymenoptera Research*, 51(2183), 227–239. <https://doi.org/10.3897/jhr.51.9096>
- Dag, I. (1999). The relationships among paranormal beliefs, locus of control and psychopathology in a Turkish college sample. *Personality and Individual Differences*, 26(4), 723–737. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(98\)00184-6](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(98)00184-6)
- Dagnall, N., Denovan, A., Drinkwater, K., Parker, A. & Clough, P. (2016). Toward a better understanding of the relationship between belief in the paranormal and statistical bias: The potential role of schizotypy. *Frontiers in Psychology*, 7, 1045. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2016.01045>
- Dagnall, N., Parker, A. & Munley, G. (2007). Paranormal belief and reasoning. *Personality and Individual Differences*, 43, 1406–1415.
- Dagnall, N., Parker, A., Munley, G. & Drinkwater, K. (2010). Common paranormal belief dimensions. *Journal of Scientific Exploration*, 24(3), 431–447.
- Dahlbender, R. W. & Tritt, K. (2011). Einführung in die Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik (OPD). *Psychotherapie*, 16(1), 28–39.
- Daimler, R., Sparrer, I. & Varga von Kibéd, M. (2008). *Basics der Systemischen Strukturaufstellungen: Eine Anleitung für Einsteiger und Fortgeschrittene*. Kösel.
- Dalenberg, C. J., Brand, B. L., Gleaves, D. H., Dorahy, M. J., Loewenstein, R. J., Cardena, E., Frewen, P. A., Carlson, E. B. & Spiegel, D. (2012). Evaluation of the evidence for the trauma and fantasy models of dissociation. *Psychological Bulletin*, 138(3), 550–588. <https://doi.org/10.1037/a0027447>
- Dalenberg, C. J. & Paulson, K. (2009). The case for the study of "normal" dissociation processes. In J. A. O'Neil & P. F. Dell (Hrsg.), *Dissociation and the dissociative disorders: DSM-V and beyond* (S. 145–154). Routledge.
- David, A. S. (2010). Why we need more debate on whether psychotic symptoms lie on a continuum with normality. *Psychological Medicine*, 40(12), 1935–1942. <https://doi.org/10.1017/S0033291710000188>
- Davis, G. A., Peterson, J. M. & Farley, F. H. (1974). Attitudes, motivation, sensation seeking and belief in ESP as predictors of real creative behavior. *Journal of Creative Behavior*, 8, 31–39.
- Deci, E. L. (1972a). The effects of contingent and noncontingent rewards and controls on intrinsic motivation. *Organizational Behavior and Human Performance*, 8(2), 217–229.
- Deci, E. L. (1972b). Intrinsic motivation, extrinsic reinforcement, and inequity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 22(1), 113–120.
- Deci, E. L. (1975). *Intrinsic motivation*. Plenum.

- Deci, E. L., Koestner, R. & Ryan, R. M. (1999). A meta-analytic review of experiments examining the effects of extrinsic rewards on intrinsic motivation. *Psychological Bulletin*, 125(6), 627-68.
- Deci, E. L. & Ryan, R. M. (2000). The "what" and "why" of goal pursuits: Human needs and the self-determination of behavior. *Psychological Inquiry*, 11(4), 227–268. https://doi.org/10.1207/S15327965PLI1104_01
- Dein, S. (2012). Mental health and the paranormal. *International Journal of Transpersonal Studies*, 31, 61–74.
- Demling, J. H. & Thierauf, P. (2010). Zur ärztlichen Einschätzung von „dämonischer Besessenheit“. *Wege zum Menschen*, 62(4), 332–349. <https://doi.org/10.13109/weme.2010.62.4.332>
- Demmerling, C. (2004). Realismus und Antirealismus. Anatomie einer Debatte. In C. Halbig & C. Suhm (Hrsg.), *Was ist wirklich? Neuere Beiträge zu Realismusdebatten in der Philosophie* (S. 29–48). De Gruyter.
- Denes-Raj, V. & Epstein, S. (1994). Conflict between intuitive and rational processing: When people behave against their better judgment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 66(5), 819–829.
- Dennert, E. (1908). *Weltbild und Weltanschauung: Zur Verständigung über das Verhältnis der freien Naturforschung zum Glauben* (14. Aufl.). Schloessmann.
- Dessoir, M. (1889). Die Parapsychologie.: Eine Entgegnung auf den Artikel: „Der Prophet“. *Sphinx*, 4, 341–344.
- Deutscher Bundestag (Hrsg.). (1998). *Endbericht der Enquete-Kommission „Sogenannte Sekten und Psychogruppen“: Drucksache 13/10950*. Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft.
- DeYoung, C. G. (2015). Openness/Intellect: A dimension of personality reflecting cognitive exploration. In M. Mikulincer & P. R. Shaver (Hrsg.), *APA handbook of personality and social psychology* (Bd. 4, S. 369–399). American Psychological Association.
- DeYoung, C. G., Grazioplene, R. G. & Peterson, J. B. (2012). From madness to genius: The openness/intellect trait domain as a paradoxical simplex. *Journal of Research in Personality*, 46(1), 63–78. <https://doi.org/10.1016/j.jrp.2011.12.003>
- DeYoung, C. G., Quilty, L. C., Peterson, J. B. & Gray, J. R. (2014). Openness to experience, intellect, and cognitive ability. *Journal of Personality Assessment*, 96(1), 46–52. <https://doi.org/10.1080/00223891.2013.806327>
- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M. H. (2015). *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10 Kapitel V (F): Klinisch-diagnostische Leitlinien* (10. Aufl.). Huber.
- Dilthey, W. (2014). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1894). In W. Dilthey & G. Misch (Hrsg.), *Die geistige Welt: Einleitung in die Philosophie des Lebens* (8. Aufl., S. 139–240). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dobmeier, P. & Kapfhammer, H.-P. (2001). Konzept und Geschichte der Dissoziation. *Psychotherapie*, 6, 98–104.
- Donahue, M. J. (1993). Prevalence and correlates of New Age beliefs in six protestant denominations. *Journal for the Scientific Study of Religion*, 32, 177–184.
- Donovan, M. (1998). Reinterpreting telepathy as unusual experiences of empathy and charisma. *Perceptual and Motor Skills*, 87, 131–146.
- Dönt, E. (Hrsg.). (1997). *Aristoteles: Kleine naturwissenschaftliche Schriften: (Parva naturalia)*. Reclam.
- Döring, N., Bortz, J. & Poschl, S. (2016). *Forschungsmethoden und Evaluation: In den Sozial- und Humanwissenschaften* (5. Aufl.). Springer.

- Dörner, D. (1984). Denken, Problemlösen und Intelligenz. *Psychologische Rundschau*, 35(1), 10–20.
- Dozier, M., Chase Stovall-McClough, K. & Albus, K. E. (2008). Attachment and psychopathology in adulthood. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Hrsg.), *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (2. Aufl., S. 718–744). Guilford.
- Dretske, F. I. (2000). *Perception, knowledge, and belief: Selected essays*. University Press.
- Driesch, H. (1932). *Parapsychologie. Die Wissenschaft von den okkulten Erscheinungen*. Bruckmann.
- Drinkwater, K., Dagnall, N., Denovan, A. & Williams, C. (2021). Paranormal belief, thinking style and delusion formation: A latent profile analysis of within-individual variations in experience-based paranormal facets. *Frontiers in Psychology*, 12, 670959. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.670959>
- Drinkwater, K., Denovan, A., Dagnall, N. & Parker, A. (2017). An assessment of the dimensionality and factorial structure of the revised Paranormal Belief Scale. *Frontiers in Psychology*, 8, 1693. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.01693>
- Dudenredaktion. (o. J.). „Synonyme zu an-o-mal“ in Duden online. <https://www.duden.de/node/268143/revision/272113>
- Duncan, D. F., Donnelly, J. W. & Nicholson, T. (1992). Belief in the paranormal and religious belief among American college students. *Psychological Reports*, 70, 15–18.
- Dyce, J. A. & O'Connor, B. P. (1998). Personality disorders and the five-factor model: A test of facet-level predictions. *Journal of personality disorders*, 12(1), 31–45.
- Eckblad, M. & Chapman, L. J. (1983). Magical ideation as an indicator of schizotypy. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 51(2), 215–225. <https://doi.org/10.1037/0022-006X.51.2.215>
- Eckhardt-Henn, A. & Spitzer, C. (2017). *Dissoziative Bewusstseinsstörungen: Grundlagen, Klinik, Therapie* (2. Aufl.). Schattauer.
- Edmundson, M., Lynam, D. R., Miller, J. D., Gore, W. L. & Widiger, T. A. (2011). A five-factor measure of schizotypal personality traits. *Assessment*, 18(3), 321–334. <https://doi.org/10.1177/1073191111408228>
- Egan, V., Auty, J., Miller, R., Ahmadi, S., Richardson, C. & Gargan, I. (1999). Sensational interests and general personality traits. *Journal of Forensic Psychiatry*, 10, 567–582.
- Eid, M. (1995). *Modelle der Messung von Personen in Situationen*. Beltz PVU.
- Eid, M., Gollwitzer, M. & Schmitt, M. (2011). *Statistik und Forschungsmethoden: Lehrbuch ; mit Online-Materialien* (2. Aufl.). Beltz.
- Eidemüller, D. (2017). *Quanten – Evolution – Geist: Eine Abhandlung über Natur, Wissenschaft und Wirklichkeit*. Springer.
- Eisenbud, J. (1974). *Psychologie mit Psi*. Scherz.
- Emmons, C. F. & Sobal, J. (1981a). Paranormal beliefs: functional alternatives to mainstream religion? *Review of Religious Research*, 22, 301–312.
- Emmons, C. F. & Sobal, J. (1981b). Paranormal beliefs: Testing the marginality hypothesis. *Sociological Focus*, 14, 49–56.
- Endler, N. S. & Parker, J. D. A. (1994). Assessment of multidimensional coping: task, emotion and avoidance strategies. *Psychological Assessment*, 6, 50–60.
- Enste, D. & Ewers, M. (2014). Lebenszufriedenheit in Deutschland: Entwicklung und Einflussfaktoren. *IW-Trends*, 41(2), 43–58. <https://doi.org/10.2373/1864-810X.14-02-04>
- Epstein, S. (1990). Cognitive-experiential self-theory. In L. A. Pervin (Hrsg.), *Handbook of personality: Theory and research* (S. 165–192). Guilford.

- Epstein, S. (1994). Integration of the cognitive and the psychodynamic unconscious. *The American Psychologist*, 49(8), 709–724.
- Epstein, S. (2003). Cognitive-experiential self-theory of personality. In T. Millon, M. J. Lerner & I. B. Weiner (Hrsg.), *Handbook of psychology, personality and social psychology* (S. 159–184). Wiley.
- Epstein, S. (2012). Cognitive-experiential self-theory: An integrative theory of personality. In I. Weiner, H. A. Tennen & J. M. Suls (Hrsg.), *Handbook of psychology: Personality and social psychology* (2. Aufl., Bd. 5, S. 93–118). Wiley.
- Epstein, S. (2014). *Cognitive-experiential theory: An integrative theory of personality*. Oxford University Press.
- Epstein, S. & Meier, P. (1989). Constructive thinking: A broad coping variable with specific components. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57(2), 332–350. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.57.2.332>
- Epstein, S., Pacini, R., Denes-Raj, V. & Heier, H. (1996). Individual differences in intuitive-experiential and analytical-rational thinking styles. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71(2), 390–405. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.71.2.390>
- Erikson, E. H. (1959). *Identity and the life cycle*. International University Press.
- Escher, S., Romme, M. A. & Buiks, A. (1998). Small talk: Voice hearing in children. *Open Mind*, 92, 12–14.
- Escolà-Gascón, Á. (2020a). Researching unexplained phenomena II: new evidences for anomalous experiences supported by the Multivariable Multiaxial Suggestibility Inventory-2 (MMSI-2). *Current Research in Behavioral Sciences*, 1, 100005. <https://doi.org/10.1016/j.crbeha.2020.100005>
- Escolà-Gascón, Á. (2020b). Researching unexplained phenomena: empirical-statistical validity and reliability of the Multivariable Multiaxial Suggestibility Inventory-2 (MMSI-2). *Heliyon*, 6(7), e04291. <https://doi.org/10.1016/j.heliyon.2020.e04291>
- Escolà-Gascón, Á., Houran, J., Dagnall, N., Drinkwater, K. & Denovan, A. (2023). Follow-up on the U.S. Central Intelligence Agency's (CIA) remote viewing experiments. *Brain and behavior*, 1-20. <https://doi.org/10.1002/brb3.3026>
- Esfeld, M. (2004). Wie direkt soll ein Realismus sein? In C. Halbig & C. Suhm (Hrsg.), *Was ist wirklich? Neuere Beiträge zu Realismusebatten in der Philosophie* (S. 81–96). De Gruyter.
- Esgate, A. E. & Groome, D. (2001). Probability and coincidence. In A. E. Esgate & D. Groome (Hrsg.), *Parapsychology: the science of unusual experience* (S. 19–34). Arnold.
- Eudell, E. & Campbell, J. B. (2007). Openness to experience and belief in the paranormal: a modified replication of Zingrone, Alvarado and Dalton (1998–1999). *European Journal of Parapsychology*, 22, 166–174.
- Evans, G. (1982). *The Varieties of reference*. Clarendon.
- Evans, J. S. B. T. & Stanovich, K. E. (2013). Dual-process theories of higher cognition: Advancing the debate. *Perspectives on Psychological Science*, 8(3), 223–241.
- Evrard, R. (2014). Sind außergewöhnliche Erfahrungen lediglich Spontanfälle? Eine Antwort an Michael Tremmel. *Zeitschrift für Anomalistik*, 14(2/3), 292–299.
- Eysenck, H. J. (1966). Telepathie und Hellsehen. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 710–733). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Eysenck, H. J. & Eysenck, S. B. G. (1976). *Psychoticism as a dimension of personality*. Hodder and Stoughton.

- Fach, W. (2000/2001). Sinn, Selbst und Seelenheil im Angebot: Eine empirische Standortbestimmung der Psychoszene. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 42/43, 168–195.
- Fach, W. (2004). Beratung und Information. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2002-2003* (S. 59–62). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2006a). Formenkreise außergewöhnlicher Erfahrungen. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2004-2005* (S. 50–51). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2006b). Über 300 Ratsuchende im Jahr: Die Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen. *Report Psychologie*, 31(3), 109–110.
- Fach, W. (2008). Forschung zu außergewöhnlichen Erfahrungen. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2006-2007* (S. 51–53). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2010). Forschung zu außergewöhnlichen Erfahrungen. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2008-2009* (S. 33–34). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2011a). „Wir sind eine ganz normale Familie“: Ansätze zur Untersuchung und zum Verständnis außergewöhnlicher Erfahrungen am Beispiel eines Spukfalles. In G. Mayer & M. Schetsche (Hrsg.), *„N gleich 1“: Methodologie und Methodik anomalistischer Einzelfallstudien* (S. 251–289). Gesellschaft für Anomalistik.
- Fach, W. (2011b). Phenomenological aspects of complementarity and entanglement in exceptional human experiences (ExE). *Axiomathes*, 21(2), 233–247.
<https://doi.org/10.1007/s10516-010-9143-7>
- Fach, W. (2014a). Complementary aspects of mind-matter correlations in exceptional human experiences. In H. Atmanspacher & C. A. Fuchs (Hrsg.), *The Pauli-Jung conjecture and its impact today* (S. 255–273). Springer.
- Fach, W. (2014b). Fragebogen zur Erfassung der Phänomenologie Außergewöhnlicher Erfahrungen (PAGE-R). In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2012-2013* (S. 35–36). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2016). Empirische Studien mit dem revidierten Fragebogen zur Erfassung der Phänomenologie außergewöhnlicher Erfahrungen. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht 2014-2015* (S. 41–42). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fach, W. (2017). Ein psychophysischer Modellansatz zum Verständnis außergewöhnlicher Erfahrungen. In L. Hofmann & P. Heise (Hrsg.), *Spiritualität und spirituelle Krisen: Handbuch zu Theorie, Forschung und Praxis* (S. 124–138). Schattauer.
- Fach, W. (2022). Exceptional Experiences (ExE) and bonding styles: Autonomy and bonding as basic human needs and as structural determinants of ExE. *Psychotherapy Section Review*(67), 12–41. <https://doi.org/10.53841/bpspsr.2022.1.67.12>
- Fach, W., Atmanspacher, H., Landolt, K., Wyss, T. A. & Rössler, W. (2013). A comparative study of exceptional experiences of clients seeking advice and of subjects in an ordinary population. *Frontiers in Psychology*, 4, 1–10.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2013.00065>

- Fach, W. & Bauer, E. (2020). Beratungspsychologische Begleitforschung. In D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen unseres Wissens: Von der Faszination des Paranormalen* (S. 420–433). Herder.
- Fach, W. & Belz, M. (2015). Klinische Zugänge zur Anomalistik. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 466–479). Schattauer.
- Fach, W. & Belz, M. (2017). Beratung und Psychotherapie für Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen. In L. Hofmann & P. Heise (Hrsg.), *Spiritualität und spirituelle Krisen: Handbuch zu Theorie, Forschung und Praxis* (S. 382–395). Schattauer.
- Fach, W., Lehmann, V. & IGPP-Beratungsteam. (2011). *Revidierter Fragebogen zur Phänomenologie Außergewöhnlicher Erfahrungen (PAgE-R)*. Unveröffentlichter Fragebogen. Freiburg i. Br. Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Fahrenberg, J. (1979). Das Komplementaritätsprinzip in der psychosomatischen Forschung und psychosomatischen Medizin. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 151–167.
- Fahrenberg, J. (1992). Komplementarität in der psychophysiologischen Forschung: Grundsätze und Forschungspraxis. In E. P. Fischer, H. S. Hertzka & K. Reich (Hrsg.), *Widersprüchliche Wirklichkeit: Neues Denken in Wissenschaft und Alltag ; Komplementarität und Dialogik* (S. 43–77). Piper.
- Fahrenberg, J. (2009). *Konstruktion und methodenbewusste Anwendung von Persönlichkeitsfragebogen*. http://www.jochen-fahrenberg.de/uploads/media/Methodenkritik_an_Fragebogen.pdf
- Fahrenberg, J. (2013). *Zur Kategorienlehre der Psychologie: Komplementaritätsprinzip, Perspektiven und Perspektiven-Wechsel*. Pabst Science.
- Fahrenberg, J. (2014). *Annahmen über den Menschen: Menschenbilder aus psychologischer, biologischer, religiöser und interkultureller Sicht* (4. Aufl.). Asanger.
- Fahrenberg, J. (2021). Komplementarität. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 997). Hogrefe.
- Fahrenberg, J., Hampel, R. & Selg, H. (2010). *FPI-R: Freiburger Persönlichkeitsinventar* (8. erweiterte Aufl.). Hogrefe.
- Falkai, P. & Wittchen, H.-U. (Hrsg.). (2015). *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-5*. Hogrefe.
- Fangmeier, R. (2000). *Entwicklung eines Konzepts für die telefonische Beratung im Bereich der Beratung für Menschen mit Außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Farha, B. & Steward, G. (2006). Paranormal beliefs: an analysis of college students. *Skeptical Inquirer*, 30(1), 37–40.
- Fechner, G. T. (1873). *Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen*. Breitkopf und Härtel.
- Feil, D. & Atmanspacher, H. (2010). Acategoryal states in a representational theory of mental processes. *Journal of Consciousness Studies*, 17(5-6), 72–101.
- Felbermayr, G., Battisti, M. & Suchta, J.-P. (2017). Lebenszufriedenheit und ihre Verteilung in Deutschland: Eine Bestandsaufnahme. *ifo Schnelldienst*, 70(9), 19–30. <https://www.ifo.de/publikationen/2017/aufsatz-zeitschrift/lebenszufriedenheit-und-ihre-verteilung-deutschland-eine>

- Fichten, C. S. & Sunerton, B. (1983). Popular horoscopes and the 'Barnum effect'. *Journal of Psychology*, 114, 123–134.
- Fiedler, P. (2008). *Dissoziative Störungen und Konversion: Trauma und Traumabehandlung* (3. Aufl.). Beltz PVU.
- Fiedler, P. (2013). *Dissoziative Störungen* (2. Aufl.). Hogrefe.
- Filk, T. & Römer, H. (2011). Generalized quantum theory: Overview and latest developments. *Axiomathes*, 21(2), 211–220. <https://doi.org/10.1007/s10516-010-9136-6>
- Firth, R. (1949). Sense-data and the percept theory. *Mind*, 58(232), 434–465.
- Fitzpatrick, O. D. & Shook, S. L. (1994). Belief in the paranormal: Does identity development during the college years make a difference? An initial investigation. *Journal of Parapsychology*, 58, 315–329.
- Flournoy, T. (1900). *Des Indes à la planète Mars: Étude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie*. Alcan.
- Fodor, J. A. (1979). *The language of thought*. Harvard University Press.
- Fodor, J. A. & Pylyshyn, Z. W. (1988). Connectionism and cognitive architecture: A critical analysis. *Cognition*, 28(1-2), 3–71. [https://doi.org/10.1016/0010-0277\(88\)90031-5](https://doi.org/10.1016/0010-0277(88)90031-5)
- Foerster, H. von. (2003). *Einführung in den Konstruktivismus* (7. Aufl.). Piper.
- Folley, B. S. & Park, S. (2005). Verbal creativity and schizotypal personality in relation to prefrontal hemispheric laterality: A behavioral and near-infrared optical imaging study. *Schizophrenia Research*, 80(2-3), 271–282. <https://doi.org/10.1016/j.schres.2005.06.016>
- Fonagy, P., Steele, M., Steele, H., Leigh, T., Kennedy, R., Matton, G. & Target, M. (2000). Attachment, the reflective self, and borderline states: The predictive specificity of the Adult Attachment Interview and pathological emotional development. In S. Goldberg (Hrsg.), *Attachment theory: Social, developmental, and clinical perspectives* (S. 233–278). Analytic Press.
- Foppa, K. (1984). Operationalisierung und der empirische Gehalt psychologischer Theorien. *Psychologische Beiträge*, 26, 539–551.
- Forbus, K. D., Liang, C. & Rabkina, I. (2017). Representation and computation in cognitive models. *Topics in Cognitive Science*, 9(3), 694–718.
- Fox, J. & Williams C. (2000). Paranormal belief, experience and the Keirsey Temperament Sorter. *Psychological Reports*, 86, 1104–1106.
- Fraley, C. R. (2002). Attachment stability from infancy to adulthood: Meta-analysis and dynamic modeling of developmental mechanisms. *Personality and Social Psychology Review*, 6(2), 123–151. https://doi.org/10.1207/S15327957PSPR0602_03
- Franke, G. H. & Stäcker, K. H. (1995). Reliabilität und Validität der Symptom-Check-Liste (SCL-90-R; Derogatis, 1986) bei der Standardreihenfolge versus inhaltshomogener Itemblockbildung. *Diagnostica*, 41, 349–373.
- French, C. C. (1992). Factors underlying belief in the paranormal: Do sheep and goats think differently? *The Psychologist*, 5, 295–299.
- French, C. C., Santomauro, J., Hamilton, V., Fox, R. & Thalbourne, M. A. (2008). Psychological aspects of the alien contact experience. *Cortex*, 44, 1387–1395.
- French, C. C. & Stone, A. (2013). *Anomalistic psychology: Exploring paranormal belief and experience*. Palgrave Macmillan.
- Freud, S. (1900/1953). *The interpretation of dreams. The standard edition: Vols. 4 and 5*. Hogarth.
- Freud, S. (Hrsg.). (2010). *Gesammelte Werke: Jenseits des Lustprinzips. Massenpsychologie und Ich-Analyse. Das Ich und das Es* (11. Aufl., Bd. 13). Fischer.

- Frey, D. (2005). Vorwort zur ersten Auflage. In A. Hergovich (Hrsg.), *Der Glaube an Psi: Die Psychologie der paranormalen Überzeugungen* (2. Aufl., S. 6–8). Hans Huber.
- Friedman, H. & Hartelius, G. (Hrsg.). (2013). *The Wiley-Blackwell handbook of transpersonal psychology*. Wiley Blackwell.
- Frischholz, E. J., Lipman, L. S., Braun, B. G. & Sachs, R. G. (1992). Psychopathology, hypnotizability, and dissociation. *The American Journal of Psychiatry*, 149(11), 1521–1525.
- Fromm, E. (1977). *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Rowohlt.
- Fuchs, T. (2009). *Das Gehirn - ein Beziehungsorgan: Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption* (2. Aufl.). Kohlhammer.
- Fuchs, T. (2020). The circularity of the embodied mind. *Frontiers in Psychology*, 11, 1–13. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2020.01707>
- Fuhrmann, M. & Mayer, G. (2016). Schlafparalyse: Phänomenologie - Deutung - Coping. *Zeitschrift für Anomalistik*, 16(3), 275–306.
- Gabriel, M. (2012). *Die Erkenntnis der Welt: Eine Einführung in die Erkenntnistheorie*. Alber.
- Gabriel, M. (2013). *Warum es die Welt nicht gibt*. Ullstein.
- Gabriel, M. (Hrsg.). (2015). *Der neue Realismus* (2. Aufl.). Suhrkamp.
- Gabriel, M. (2016). *Sinn und Existenz: eine realistische Ontologie*. Suhrkamp.
- Gabriel, M. (2018). *Der Sinn des Denkens*. Ullstein.
- Gackenbach, J. & LaBerge, S. (Hrsg.). (1988). *Conscious mind, sleeping brain: Perspectives on lucid dreaming*. Plenum.
- Gadenne, V., Esfeld, M., Sollberger, M., Schantz, R. & Willaschek, M. (2006). Repräsentationaler oder direkter Realismus? Stellungnahmen von Volker Gadenne, Michael Esfeld, /Michael Sollberger, Richard Schantz und Marcus Willascheko. *Information Philosophie*, 3, 32–43.
- Gallagher, C., Kumar, V. K. & Pekala, R. J. (1994). The anomalous experiences inventory: Reliability and validity. *Journal of Parapsychology*, 58, 402–428.
- Gallagher, S. (2018). Decentering the brain: Embodied cognition and the critique of neurocentrism and narrow-minded philosophy of mind. *Constructivist Foundations*, 14(1), 8–21.
- Gallagher, S. (2019). *Enactivist interventions: Rethinking the mind*. Oxford University Press.
- Gallup, G. H. & Newport, F. (1991). Belief in paranormal phenomena among adult Americans. *Skeptical Inquirer*, 137–146.
- Gangl, U. (1998). *Typische Pläne bei Patienten mit Borderline – Persönlichkeitsstörung* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Universität Tübingen.
- Garety, P. A. & Hemsley, D. R. (1987). Characteristics of delusional experience. *European Archives of Psychiatry and Neurological Sciences*, 236(5), 294–298.
- Gärtner, K. & Clowes, R. W. (2017). Enactivism, radical enactivism and predictive processing: What is radical in cognitive science? *Kairos. Journal of Philosophy & Science*, 18(1), 54–83. <https://doi.org/10.1515/kjps-2017-0003>
- Gasiet, S. (1981). *Menschliche Bedürfnisse: Eine theoretische Synthese*. Campus.
- Gebhardt, C. (2000). *Brief und E-Mail als Medium von Beratung und Therapie: Analyse der Briefe und E-Mails von ratsuchenden Menschen mit Außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Gebser, J. (1992). *Ursprung und Gegenwart* (4. Aufl.). Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Gehlert, T. (2020). *System-Aufstellungen und ihre naturwissenschaftliche Begründung*. Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-29167-9>

- Gendlin, E. T. (1996). *Focusing-Oriented Psychotherapy: A Manual of the Experiential Method*. Guilford Publications.
- Genovese, J. (2005). Paranormal beliefs, schizotypy and thinking styles among teachers and future teachers. *Personality and Individual Differences*, 39, 93–102.
- George, C., Kaplan, N. & Main, M. (1985–1996). *Adult Attachment Interview* [Unpublished manuscript]. University of California, Berkeley.
- George, C., Kaplan, N. & Main, M. (2016). Adult Attachment Interview. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 419–439). Hogrefe.
- Gerhardt, V. (2008). Metaphysik. In P. Precht & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 373–376). J.B. Metzler.
- Gianotti, L. R. R., Mohr, C., Pizzagalli, D., Lehmann, D. & Brugger, P. (2001). Associative processing and paranormal belief. *Psychiatry and Clinical Neurosciences*, 55(6), 595–603. <https://doi.org/10.1046/j.1440-1819.2001.00911.x>
- Giesbrecht, T. & Merckelbach, H. (2005). Über die kausale Beziehung zwischen Dissoziation und Trauma. Ein kritischer Überblick. *Der Nervenarzt*, 76(1), 20–27. <https://doi.org/10.1007/s00115-004-1704-9>
- Gilles, E. & Szodorai, E. T. (2016). Effect size guidelines for individual differences researchers. *Personality and Individual Differences*, 102, 74–78. <https://doi.org/10.1016/j.paid.2016.06.069>
- Glaserfeld, E. (1991). Strategien des Scheins. In F. Rötzer & P. Weibel (Hrsg.), *Strategien des Scheins: Kunst, Computer, Medien* (S. 161–175). Boer.
- Glaserfeld, E. (2002). „Was im Kopf eines anderen vorgeht, können wir nie wissen“. In B. Pörksen (Hrsg.), *Die Gewissheit der Ungewissheit: Gespräche zum Konstruktivismus* (S. 46–69). Carl-Auer.
- Glaserfeld, E. (2008). *Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Suhrkamp.
- Glicksohn, J. & Barrett, T. R. (2003). Absorption and hallucinatory experience. *Applied Cognitive Psychology*, 17(7), 833–849. <https://doi.org/10.1002/acp.913>
- Gloger-Tippelt, G. (2016). Unsicher-distanzierte mentale Bindungsmodelle. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 173–199). Hogrefe.
- Goethe, J. W. v. (2010). *Dichtung und Wahrheit*. Fischer.
- Goldberg, L. R. (1999). The Curious Experiences Survey, a revised version of the Dissociative Experiences Scale: Factor structure, reliability, and relations to demographic and personality variables. *Psychological Assessment*, 11(2), 134–145. <https://doi.org/10.1037/1040-3590.11.2.134>
- Gomille, B. (2016). Unsicher präokkupierte mentale Bindungsmodelle. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 201–225). Hogrefe.
- Goode, E. (2002). Education, scientific knowledge, and belief in the paranormal. *The Skeptical Inquirer*, 26, 24–27.
- Görnitz, A. S. & Schumacher, J. (2000). The WWW as a research medium: An illustrative survey on paranormal belief. *Perceptual and Motor Skills*, 90, 1195–1206.
- Gorsuch, R. L. (1983). *Factor analysis* (2. Aufl.). Erlbaum.
- Goulding, A. (2004). Schizotypy models in relation to subjective health and paranormal beliefs and experiences. *Personality and Individual Differences*, 37(1), 157–167.

- Goulding, A. (2005). Healthy schizotypy in a population of paranormal believers and experi-
ents. *Personality and Individual Differences*, *38*, 1069–1083.
- Goulding, A. & Parker, A. (2001). Finding psi in the paranormal: Psychometric measures
used in research on paranormal beliefs/experiences and in research on psi-ability.
European Journal of Parapsychology, *16*, 73–101.
- Gow, K., Lang, T. & Chant, D. (2004). Fantasy proneness, paranormal beliefs and persona-
lity features in out-of-body experiences. *Contemporary Hypnosis*, *21*(3), 107–125.
<https://doi.org/10.1002/ch.296>
- Grant, P. (2015). Is schizotypy per se a suitable endophenotype of schizophrenia? - Do not
forget to distinguish positive from negative facets. *Frontiers in Psychiatry*, *6*, 1–4.
<https://doi.org/10.3389/fpsy.2015.00143>
- Grawe, K. (1987). Psychotherapie als Entwicklungsstimulation von Schemata. Ein Prozess
mit nichtvoraussehbarem Ausgang. In F. Caspar (Hrsg.), *Problemanalyse in der Psycho-
therapie: Bestandsaufnahme und Perspektiven* (S. 72–87). dgvt-Verlag.
- Grawe, K. (1995). Grundriß einer Allgemeinen Psychotherapie. *Psychotherapeut*, *40*, 130–145.
- Grawe, K. (2000). *Psychologische Therapie* (2. Aufl.). Hogrefe.
- Grawe, K. (2004). *Neuropsychotherapie*. Hogrefe.
- Grawe, K. & Caspar, F. (1984). Die Plananalyse als Konzept und Instrument für die Psy-
chotherapieforschung. In U. Baumann (Hrsg.), *Psychotherapie: Makro- und Mikroper-
spektiven* (S. 177–197). Hogrefe.
- Grawe, K., Donati, R. & Bernauer, F. (1994). *Psychotherapie im Wandel: Von der Konfession zur
Profession*. Hogrefe.
- Grawe, K. & Dzięwas, H. (1977). Interaktionelle Verhaltenstherapie. *Partnerberatung*, *14*(4),
188–204.
- Gray, T. & Mill, D. (1990). Critical abilities, graduate education (Biology vs. English) and
belief in unsubstantiated phenomena. *Canadian Journal of Behavioural Science*, *22*, 162–
172.
- Greaves, G. B. (1980). Multiple Personality. 165 years after Mary Reynolds. *Journal of Ner-
vous and Mental Disease*, *168*, 577–596.
- Greeley, A. M. (1975). *The sociology of the paranormal. A reconnaissance*. Sage.
- Greeley, A. M. (1987). Mysticism goes mainstream. *American Health*, *6*(1), 47–49.
- Greeley, A. M. (1991). The paranormal is normal: A sociologist looks at parapsychology.
Journal of the American Society for Psychical Research, *85*, 367–374.
- Green, M. J., Boyle, G. J. & Raine, A. (2008). Schizotypal personality models. In G. J.
Boyle, G. Matthews & D. H. Saklofske (Hrsg.), *The SAGE handbook of personality the-
ory and assessment, Vol. 1 personality theories and models* (S. 399–419). Sage.
- Greenberg, J., Pyszczynski, T. A. & Solomon, S. (1986). The causes and consequences of a
need for self-esteem: A terror management theory. In R. F. Baumeister (Hrsg.),
Public self and private self (S. 189–212). Springer.
- Greenberg, L. S. (2002). *Emotion-focused therapy: Coaching clients to work through their feelings*.
American Psychological Association.
- Greenberg, L. S. (2011). *Emotionsfokussierte Therapie*. Ernst-Reinhardt.
- Greenberg, L. S. & Kloosterziel, R. (2016). *Emotionsfokussierte Therapie* (2. Aufl.). Ernst Rein-
hardt.
- Greyson, B. (1983). The Near-Death Experiences Scale: Construction, reliability and vali-
dity. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, *171*(6), 369–375.

- Grof, S. & Grof, C. (Hrsg.). (1989). *Spiritual emergency: When personal transformation becomes a crisis*. J.P. Tarcher.
- Grosse Holtforth, M. & Grawe, K. (2002). *Fragebogen zur Analyse motivationaler Schemata (FAMOS)*. Hogrefe.
- Grosse Holtforth, M. & Grawe, K. (2003). Der Inkongruenzfragebogen (INK). *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 32(4), 315–323.
<https://doi.org/10.1026/0084-5345.32.4.315>
- Grosse Holtforth, M., Grawe, K. & Tamcan, Ö. (2004). *Inkongruenzfragebogen: INK*. Hogrefe.
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2012). *Bindungen: Das Gefüge psychischer Sicherheit* (5. Aufl.). Klett-Cotta.
- Grossmann, K. E., Grossmann, K., Winter, M. & Zimmermann, P. (2002). Attachment relationships and appraisal of partnership: From early experience of sensitive support to later relationship representation. In L. Pulkkinen & A. Caspi (Hrsg.), *Paths to successful development* (S. 73–105). Cambridge University Press.
- Groth-Marnat, G. & Pegden, J. A. (1998). Personality correlates of paranormal belief: Locus of control and sensation seeking. *Social Behavior and Personality*, 26(3), 291–296.
<https://doi.org/10.2224/sbp.1998.26.3.291>
- Gurney, E., Myers, F. W. H. & Podmore, F. (1886). *Phantasms of the living*. Trübner.
- Gurrera, R. J., Dickey, C. C., Niznikiewicz, M. A., Voglmaier, M. M., Shenton, M. E. & McCarley, R. W. (2005). The five-factor model in schizotypal personality disorder. *Schizophrenia Research*, 80(2-3), 243–251. <https://doi.org/10.1016/j.schres.2005.08.002>
- Hahn, R. A. (1997). The placebo phenomenon: Concept, evidence, and implications for public health. *Preventive Medicine*, 26(5 Pt 1), 607–611.
<https://doi.org/10.1006/pmed.1996.0124>
- Haight, J. (1979). Spontaneous psi cases: A survey and preliminary study of ESP, attitude, and personality relationship. *Journal of Parapsychology*, 43, 179–204.
- Haken, H. (1981). *Erfolgsgeheimnisse der Natur: Synergetik: die Lehre vom Zusammenwirken*. Deutsche Verlagsanstalt.
- Haken, H. (1990). *Synergetik: Eine Einführung Nichtgleichgewichts-Phasenübergänge und Selbstorganisation in Physik, Chemie und Biologie* (3. Aufl.). Springer.
- Haken, H. & Haken-Krell, M. (1997). *Gehirn und Verhalten: Unser Kopf arbeitet anders, als wir denken*. Deutsche Verlagsanstalt.
- Haken, H. & Schiepek, G. (2010). *Synergetik in der Psychologie: Selbstorganisation verstehen und gestalten* (2. korrig. Aufl.). Hogrefe.
- Halbig, C. & Suhm, C. (Hrsg.). (2004). *Was ist wirklich? Neuere Beiträge zu Realismusdebatten in der Philosophie*. De Gruyter.
- Hamann, K. (1999). *Typische Pläne bei depressiven Patienten* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Universität Tübingen.
- Hanna, R. & Thompson, E. (2003). The mind-body-body problem. *Theoria et Historia Scientiarum*, 7(1), 23. <https://doi.org/10.12775/ths.2003.002>
- Haraldsson, E. (1985a). Interrogative suggestibility and its relationship with personality, perceptual defensiveness and extraordinary beliefs. *Personality and Individual Differences*, 6, 765–767.
- Haraldsson, E. (1985b). Representative national survey of psychic phenomena: Iceland, GB, Sweden, USA & Gallup's multinational survey. *Journal of the Society for Psychological Research*, 53, 145–158.

- Haraldsson, E. & Houtkooper, J. M. (1991). Psychic experiences in the multi-national human values study: Who reports them? *Journal of the American Society for Psychical Research*, 85(2), 145–165.
- Harari, D., Bakermans-Kranenburg, M. J. & van IJzendoorn, M. H. (2007). Attachment and dissociation. In E. Vermetten, M. J. Dorahy & D. Spiegel (Hrsg.), *Traumatic dissociation: Neurobiology and treatment* (S. 31–54). American Psychiatric Publishing.
- Hardt, J. & Rutter, M. (2004). Validity of adult retrospective reports of adverse childhood experiences: review of the evidence. *Journal of child psychology and psychiatry, and allied disciplines*, 45(2), 260–273. <https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.2004.00218.x>
- Harris Poll. (2013). *Americans' belief in God, miracles and heaven declines: Belief in Darwin's theory of evolution rises*. December 16. http://www.theharrispoll.com/health-and-life/Americans_Belief_in_God_Miracles_and_Heaven_Declines.html
- Hartmann, E. (1991). *Boundaries in the mind: A new psychology of personality*. Basic Books.
- Hartmann, P. A. (1976). Social dimensions of occult participation: the Gnostica study. *British Journal of Sociology*, 27, 169–183.
- Hartung, S. & Spitta, W. (2020). *Lehrbuch der Systemaufstellungen: Grundlagen, Methoden, Anwendung*. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-61192-0>
- Hasan, A., Falkai, P. & Scherk, H. (2014). Schizophrenie, schizotype und wahnhaftige Störungen. In S. Kasper & H.-P. Volz (Hrsg.), *Psychiatrie und Psychotherapie compact: Das gesamte Facharztwissen* (3. Aufl., S. 118–135). Thieme.
- Hau, S. (2018). Experimentelle Schlaf- und Traumforschung. In A. Krovoza & C. Walde (Hrsg.), *Traum und Schlaf: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 275–286). J.B. Metzler.
- Heard, K. V. & Vyse, S. A. (1998). Authoritarianism and paranormal beliefs. *Imagination, Cognition and Personality*, 18, 121–126.
- Hebb, D. O. (1949). *The organization of behavior*. Wiley.
- Heckhausen, J. & Heckhausen, H. (2011). *Motivation und Handeln*. Springer.
- Heintz, L. M. & Baruss, I. (2001). Spirituality in late adulthood. *Psychological Reports*, 88(651–654).
- Hellener, D. (1998). *Typische Pläne bei Schizophrenen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Eberhard-Karls-Universität, Tübingen.
- Hellmann, K. U. (2008). Weltanschauung. In P. Prechtel & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 673–674). J.B. Metzler.
- Hellmeister, G. & Fach, W. (1998). Anbieter und Verbraucher auf dem Psychomarkt: Eine empirische Analyse. In Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission "Sogenannte Sekten und Psychogruppen" (Hrsg.), *Neue religiöse und ideologische Gemeinschaften und Psychogruppen: Forschungsprojekte und Gutachten der Enquete-Kommission „Sogenannte Sekten und Psychogruppen“* (S. 356–399). Hoheneck.
- Helm, G. (1991). *Symbolische und konnektionistische Modelle der menschlichen Informationsverarbeitung: Eine kritische Gegenüberstellung*. Springer.
- Hergovich, A. (2003). Field dependence, suggestibility and belief in paranormal phenomena. *Personality and Individual Differences*, 34, 195–209.
- Hergovich, A. (2005). *Der Glaube an Psi: Die Psychologie der paranormalen Überzeugungen* (A. Hergovich, Hg.) (2. vollst. überarb. Aufl.). Hans Huber.
- Hergovich, A. & Arendasy, M. (2005). Critical thinking ability and belief in the paranormal. *Personality and Individual Differences*, 38, 1805–1812.
- Hergovich, A., Schott, R. & Arendasy, M. (2005). Paranormal belief and religiosity. *Journal of Parapsychology*, 69, 293–303.

- Hesse, E. (2008). The Adult Attachment Interview: Protocol, method of analysis, and empirical studies. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Hrsg.), *Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications* (2. Aufl., S. 552–598). Guilford.
- Hilgard, J. R. (1970). *Personality and hypnosis: A study of imaginative involvement*. University of Chicago Press.
- Hilgard, J. R. (1974). Imaginative involvement: Some characteristics of the highly hypnotizable and non-hypnotizable. *International Journal of Clinical and Experimental Hypnosis*, 22, 138–156.
- Hillstrom, A. & Strachan, M. (2000). Strong commitment to traditional Protestant religious beliefs is negatively related to beliefs in paranormal phenomena. *Psychological Reports*, 86, 183–189.
- Hinterbuchinger, B., Litvan, Z., Meyer, E. L., Friedrich, F., Kaltenboeck, A., Gruber, M., König, D., Sueßenbacher, S. & Mossaheb, N. (2017). Psychotic-like experiences in esoterism: A twilight zone? *Schizophrenia Research*. Vorab-Onlinepublikation. <https://doi.org/10.1016/j.schres.2017.08.009>
- Hobson, J. A. & McCarley, R. W. (1977). The brain as a dream state generator: An activation-synthesis hypothesis of the dream process. *American Journal of Psychiatry*, 134(12), 1335–1348.
- Hobson, J. A., Pace-Schott, E. F. & Stickgold, R. (2000). Dreaming and the brain: Toward a cognitive neuroscience of conscious states. *Behavioral and Brain Sciences*, 23(6), 793–842. <https://doi.org/10.1017/S0140525X00003976>
- Hofmann, L. (2009). *Spiritualität und Religiosität in der psychotherapeutischen Praxis. Eine bundesweite Befragung von Psychologischen Psychotherapeuten* [Unveröffentlichte Dissertation]. Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg.
- Hofmann, L. (2012). Nun sag, wie hältst Du's mit Spiritualität und Religiosität? In M. Schetsche & K. Krebber (Hrsg.), *Grenzpatrouillen: Sozialwissenschaftliche Forschung zu außergewöhnlichen Erfahrungen und Phänomenen* (S. 223–259). Logos.
- Hofmann, L. & Heise, P. (Hrsg.). (2017). *Spiritualität und spirituelle Krisen: Handbuch zu Theorie, Forschung und Praxis*. Schattauer.
- Hofmann, L., Heise, P. & Tremmel, M. (2017). Empirische Forschung zu spirituellen Krisen. In L. Hofmann & P. Heise (Hrsg.), *Spiritualität und spirituelle Krisen: Handbuch zu Theorie, Forschung und Praxis*. Schattauer.
- Hofmann, L. & Wiedemer, A. (1997). Ein Dokumentationssystem für Außergewöhnliche Erfahrungen (DAE). *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 39, 147–182.
- Hofmann, L. & Wiedemer, A. (1998). *Projekt zur Aufarbeitung und Entwicklung der Informations- und Beratungstätigkeit am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. Freiburg*. Unveröffentlichter Abschlussbericht. Freiburg i. Br. Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Hofmann, L. & Wiedemer, A. (1999). *DAE: Dokumentationssystem für Außergewöhnliche Erfahrungen*. Freiburg i. Br. Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Hofmann, V. (2016). Psychometrische Qualitäten des Adult Attachment Interview - Stand der Forschung. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 113–149). Hogrefe.
- Hohl, K. (2008). *Umgang mit fehlenden Werten: Ersetzungsmethoden für fehlende Werte kategorialer Variablen in klinischen Datensätzen*. VDM.

- Holtforth, M. G. & Grawe, K. (2000). Fragebogen zur Analyse Motivationaler Schemata (FAMOS). *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 29(3), 170–179.
<https://doi.org/10.1026//0084-5345.29.3.170>
- Honig, A., Romme, M. A., Ensik, B. J., Escher, S., Pennings, M. & Devires, W. M. (1998). Auditory hallucinations: A comparison between patients and non-patients. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 186, 646–651.
- Horn, E. (2009). Schwärme – Kollektive ohne Zentrum. Einleitung. In E. Horn & L. M. Gisi (Hrsg.), *Schwärme - Kollektive ohne Zentrum: Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information* (S. 7–26). transcript.
- Horn, E. & Gisi, L. M. (Hrsg.). (2009). *Schwärme - Kollektive ohne Zentrum: Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information*. transcript.
- Houran, J., Kumar, V. K., Thalbourne, M. A. & Lavertue, N. E. (2002). Hounded by somatic tendencies: Spirit infestation as psychogenic illness. *Mental Health, Religion and Culture*, 5, 119–133.
- Houran, J., Lange, R. & Hooper, D. (2018). Cross-examining the case for precognition: Comment on Mossbridge and Radin (2018). *Psychology of Consciousness: Theory, Research, and Practice*, 5(1), 98–109. <https://doi.org/10.1037/cns0000126>
- Houran, J., Lynn, S. J. & Lange, R. (2017). Commentary on Stokes' (2017) quest for "white crows" in spontaneous cases of psi. *Australian Journal of Parapsychology*, 17, 61–88.
- Houran, J. & Williams C. (1998). Relation of tolerance of ambiguity to global and specific paranormal experiences. *Psychological Reports*, 83, 807–818.
- Hövelmann, G. H. (2015). Anomalistik: Geschichte und wissenschaftstheoretische Fragen. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 15–30). Schattauer.
- Howes, O. D. & Kapur, S. (2009). The dopamine hypothesis of schizophrenia: Version III - the final common pathway. *Schizophrenia Bulletin*, 35(3), 549–562.
<https://doi.org/10.1093/schbul/sbp006>
- Huber, S. (2008). *Der Religiositäts-Struktur-Test (R-S-T) Kernkonzepte und Anwendungsperspektiven*. <https://doi.org/10.7892/boris.73445>
- Huesmann, M. & Schriever, F. (1989). Steckbrief des Spuks. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 31(1/2), 52–107.
- Hull, C. L. (1943). *Principles of behavior*. Appleton-Century.
- Hull, C. L. (1952). *A behavior system*. Yale University Press.
- Hunger-Schoppe, C. (2020). Familienaufstellung als Einzelintervention im Gruppensetting bei chronisch-psychozialen Konflikten: Kurz-, mittel- und langfristige Wirksamkeit. *Zeitschrift für Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie*, 68(4), 263–273.
<https://doi.org/10.1024/1661-4747/a000424>
- Hurley, S. & Nudds, M. (Hrsg.). (2006). *Rational animals?* Oxford University Press.
- Husserl, E. (1901). *Logische Untersuchungen. Zweiter Teil: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Niemayer.
- Husserl, E. (1950). *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Nijhof.
- Husserl, E. (2009). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*. Felix Meiner.
- Huttunen, J., Heinimaa, M., Svirskis, T., Nyman, M., Kajander, J., Forsback, S., Solin, O., Ilonen, T., Korkeila, J., Ristkari, T., McGlashan, T. H., Salokangas, R. K. R. & Hietala, J. (2008). Striatal dopamine synthesis in first-degree relatives of patients with

- schizophrenia. *Biological Psychiatry*, 63(1), 114–117. <https://doi.org/10.1016/j.biopsych.2007.04.017>
- Hyman, R. (1986). Parapsychological research: A tutorial review and critical appraisal. *Proceedings of the IEEE*, 74(6), 823–849. <https://doi.org/10.1109/PROC.1986.13557>
- Irwin, H. J. (1985). A study of measurement and the correlates of paranormal belief. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 79, 301–326.
- Irwin, H. J. (1986). The relationship between locus of control and belief in the paranormal. *Parapsychological Journal of South Africa*, 7, 1–23.
- Irwin, H. J. (1988). Out-of-the-body experiences and dream lucidity: Empirical perspectives. In J. Gackenbach & S. LaBerge (Hrsg.), *Conscious mind, sleeping brain: Perspectives on lucid dreaming* (S. 353–371). Plenum.
- Irwin, H. J. (1990). Phantasy proneness and paranormal beliefs. *Psychological Reports*, 66, 655–658.
- Irwin, H. J. (1991a). The reasoning skills of paranormal believers. *Journal of Parapsychology*, 55, 281–300.
- Irwin, H. J. (1991b). A study of paranormal belief, psychological adjustment and fantasy proneness. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 85, 317–331.
- Irwin, H. J. (1992). Origins and functions of paranormal belief: The role of childhood trauma and interpersonal control. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 86, 199–208.
- Irwin, H. J. (1994a). Childhood trauma and the origins of paranormal belief: A constructive replication. *Psychological Reports*, 74(1), 107–111.
- Irwin, H. J. (1994b). Proneness to dissociation and traumatic childhood events. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 182, 456–460.
- Irwin, H. J. (1999a). Paranormal belief, dissociative tendencies and parental encouragement of imagination in childhood. *The American Society for Psychical Research*, 93(3), 233–247.
- Irwin, H. J. (1999b). Pathological and nonpathological dissociation: The relevance of childhood trauma. *Journal of Psychology: Interdisciplinary and Applied*, 133, 157–164.
- Irwin, H. J. (2001). The relationship between dissociative tendencies and schizotypy: An artefact of childhood trauma. *Journal of Clinical Psychology*, 57, 331–342.
- Irwin, H. J. (2003). Reality testing and the formation of paranormal beliefs. *European Journal of Parapsychology*, 18, 15–27.
- Irwin, H. J. (2004). Reality testing and the formation of paranormal beliefs: a constructive replication. *Journal of the Society for Psychical Research*, 68, 143–152.
- Irwin, H. J. (2009). *The psychology of paranormal belief: A researcher's handbook*. University of Hertfordshire Press.
- Irwin, H. J. (2015). Der Glaube an das Paranormale. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 51–62). Schattauer.
- Irwin, H. J., Dagnall, N. & Drinkwater, K. (2012a). Paranormal belief and biases in reasoning underlying the formation of delusions. *Australian Journal of Parapsychology*, 12(1), 7–21.
- Irwin, H. J., Dagnall, N. & Drinkwater, K. (2012b). Paranormal beliefs and cognitive processes underlying the formation of delusions. *Australian Journal of Parapsychology*, 12(2), 107–126.

- Irwin, H. J. & Green, M. J. (1998). Schizotypal processes and belief in the paranormal: A multidimensional study. *European Journal of Parapsychology*, *14*, 1–15.
- Irwin, H. J. & Young, J. M. (2002). Intuitive versus reflective processes in the formation of paranormal beliefs. *European Journal of Parapsychology*, *17*, 45–53.
- Jackendoff, R. (1987). *Consciousness and the computational mind*. MIT.
- Jackson, M. (1997). Benign schizotypy? The case of spiritual experience. In G. S. Claridge (Hrsg.), *Schizotypy: Implications for illness and health* (S. 227–250). Oxford University Press.
- Jacobi, F., Höfler, M., Strehle, J., Mack, S., Gerschler, A., Scholl, L., Busch, M. A., Maske, U., Hapke, U., Gaebel, W., Maier, W., Wagner, M., Zielasek, J. & Wittchen, H.-U. (2014). Psychische Störungen in der Allgemeinbevölkerung: Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland und ihr Zusatzmodul Psychische Gesundheit (DEGS1-MH) [Mental disorders in the general population : Study on the health of adults in Germany and the additional module mental health (DEGS1-MH)]. *Der Nervenarzt*, *85*(1), 77–87. <https://doi.org/10.1007/s00115-013-3961-y>
- Jacobowitz, S. (2014). *Spannungsfeld Spiritualität - Wissenschaft: Hintergrundanalysen zum problematischen Stand von Spiritualität in den Humannwissenschaften*. Verlag Wissenschaft & Praxis.
- Jaffé, A. (1978). *Geistererscheinungen und Vorzeichen: Eine psychologische Deutung*. Walter.
- James, W. (1902). *The varieties of religious experience: A study in human nature*. Dover.
- James, W. (1950a). *The principles of psychology: Volume one*. Dover.
- James, W. (1950b). *The principles of psychology: Volume two*. Dover.
- James, W. (1997). *Die Vielfalt religiöser Erfahrung: Eine Studie über die menschliche Natur*. Insel.
- Jamison, K. R. (2000). *Wenn es dunkel wird: Zum Verständnis des Selbstmordes*. Siedler.
- Janet, P. (1894). *Der Geisteszustand der Hysterischen*. Franz Deuticke.
- Jantsch, E. (1992). *Die Selbstorganisation des Universums: Vom Urknall zum menschlichen Geist*. Hanser.
- Jaspers, K. (1959). *Allgemeine Psychopathologie* (7. Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-49689-9>
- Jawer, M. (2006). Environmental Sensitivity: Inquiry into a possible link with Apparitional Experience. *Journal of the Society for Psychical Research*, *70*(882), 25–47.
- Joesting, J. & Joesting, R. (1969). Torrance's Creative Motivation Inventory and its relationship to several personality variables. *Psychological Reports*, *24*, 30.
- Johns, L. C., Cannon, M., Singleton, N., Murray, R. M., Farrell, M., Brugha, T., Bebbington, P., Jenkins, R. & Meltzer, H. (2004). Prevalence and correlates of self-reported psychotic symptoms in the British population. *The British Journal of Psychiatry*, *185*, 298–305. <https://doi.org/10.1192/bjp.185.4.298>
- Johns, L. C. & van Os, J. (2001). The continuity of psychotic experiences in the general population. *Clinical Psychology Review*, *21*(8). [https://doi.org/10.1016/S0272-7358\(01](https://doi.org/10.1016/S0272-7358(01)
- Johnson, G. (2017). *Schädel-Kopf [Abbildung]*. <https://pixabay.com/de/vectors/schädel-kopf-optische-täuschung-2858764/>
- Jones, W. H., Russell, D. W. & Nickel, T. W. (1977). Belief in the Paranormal Scale: An objective instrument to belief in magical phenomena. *Journal Supplement Abstract Service, Catalog of Selected Documents in Psychology*, *7*(4), 100 (MS 1577).
- Jongsma, H. E., Gayer-Anderson, C., Lasalvia, A., Quattrone, D., Mulè, A., Szöke, A., Seltén, J.-P., Turner, C., Arango, C., Tarricone, I., Berardi, D., Tortelli, A., Llorca, P.-M., Haan, L. de, Bobes, J., Bernardo, M., Sanjuán, J., Santos, J. L., Ar-

- rojo, M., . . . Kirkbride, J. B. (2018). Treated incidence of psychotic disorders in the Multinational EU-GEI Study. *JAMA Psychiatry*, *75*(1), 36–46.
<https://doi.org/10.1001/jamapsychiatry.2017.3554>
- Joukhaider, J., Blaszczyński, A. & MacCallum, F. (2004). Superstitious beliefs in gambling among problem and non-problem gamblers: Preliminary data. *Journal of Gambling Studies*, *20*, 171–180.
- Jung, C. G. (1902). *Zur Psychologie und Pathologie sogenannter occulter Phänomene: Eine psychiatrische Studie*. O. Mutze.
- Jung, C. G. (1952). Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge. In C. G. Jung & W. Pauli (Hrsg.), *Naturerklärung und Psyche*. Rascher.
- Jung, C. G. (1984a). *Grundfragen zur Praxis. Grundwerk: Bd. 1*. Walter.
- Jung, C. G. (1984b). *Archetyp und Unbewusstes. Grundwerk: Bd. 2*. Walter.
- Jung, C. G. (1984c). *Grundwerk: In 9 Bänden*. Walter.
- Jung, C. G. (1995). *Psychologische Typen. Gesammelte Werke: Bd. 6*. Walter.
- Jung, C. G. & Pauli, W. (Hrsg.). (1952). *Naturerklärung und Psyche*. Rascher.
- Jupp, J. (2008). Belief and disbelief in Australia. *Dialogue: Journal of the Academy of the Social Sciences in Australia*, *27*(2), 6–15.
- Kagitcibasi, C. (2005). Autonomy and relatedness in cultural context. Implications for self and family. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, *36*(4), 403–422.
<https://doi.org/10.1177/0022022105275959>
- Katz, D. (1960). The functional approach to the study of attitudes. *Public Opinion Quarterly*, *24*, 163–204.
- Kelleher, I. & Cannon, M. (2011). Psychotic-like experiences in the general population: Characterizing a high-risk group for psychosis. *Psychological Medicine*, *41*(1), 1–6.
<https://doi.org/10.1017/S0033291710001005>
- Keller, H. (2019). *Mythos Bindungstheorie: Konzept - Methode - Bilanz*.
- Kellogg, S. (2004). Dialogical encounters: Contemporary perspectives on "chairwork" in psychotherapy. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training*, *41*(3), 310–320.
<https://doi.org/10.1037/0033-3204.41.3.310>
- Kelly, E. W. & Arcangel, D. (2011). An investigation of mediums who claim to give information about deceased persons. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, *199*(1), 11–17.
- Kennedy, J. E. (2003). The capricious, actively evasive, unsustainable nature of psi: A summary and hypotheses. *Journal of Parapsychology*, *67*, 53–74.
- Kennedy, J. E. & Kanthamani, H. (1995). An exploratory study of the effects of paranormal and spiritual experiences on people's lives and well-being. *Journal of the American Society for Psychical Research*, *89*, 249–265.
- Kerns, J. G., Karcher, N., Raghavan, C. & Berenbaum, H. (2015). Anomalous experiences, peculiarity, and psychopathology. In E. Cardeña, J. Palmer & D. Marcusson-Clavertz (Hrsg.), *Parapsychology: A handbook for the 21st century* (S. 57–76). McFarland.
- Kessler, R. C., Berglund, P., Demler, O., Jin, R., Merikangas, K. R. & Walters, E. E. (2005). Lifetime prevalence and age-of-onset distributions of DSM-IV disorders in the National Comorbidity Survey Replication. *Archives of General Psychiatry*, *62*(6), 593–602.
<https://doi.org/10.1001/archpsyc.62.6.593>
- Kiesler, D. J. (1983). The 1982 Interpersonal Circle: A taxonomy for complementarity in human transactions. *Psychological Review*, *90*(3), 185–214.
<https://doi.org/10.1037/0033-295X.90.3.185>

- Kihlstrom, J. F. (1994). One hundred years of hysteria. In S. J. Lynn & J. W. Rhue (Hrsg.), *Dissociation. Clinical and theoretical perspectives* (S. 365–394). Guilford.
- Kihlstrom, J. F., Glisky, M. L. & Angiulo, M. J. (1994). Dissociative tendencies and dissociative disorders. *Journal of Abnormal Psychology*, *103*(1), 117–124.
- Kirchmann, H., Fenner, A. & Strauß, B. (2007). Konvergenz des Erwachsenen-Bindungsprototypen-Ratings (EBPR) mit verschiedenen Selbstbeschreibungsinstrumenten zur Erfassung von Bindungsmerkmalen. *Psychotherapie - Psychosomatik - Medizinische Psychologie*, *57*(8), 334–342. <https://doi.org/10.1055/s-2007-970797>
- Kirchmann, H. & Strauß, B. (2008). Methoden zur Erhebung von Bindungsmerkmalen. *Klinische Diagnostik und Evaluation*, *1*, 239–327.
- Kjellgren, A. & Westman, J. (2014). Beneficial effects of treatment with sensory isolation in flotation-tank as a preventive health-care intervention – a randomized controlled pilot trial. *BMC Complementary and Alternative Medicine*, *14*(1), 383. <https://doi.org/10.1186/1472-6882-14-417>
- Klein, C., Andresen, B. & Jahn, T. (1997). Erfassung der schizotypen Persönlichkeit nach DSM-III-R: Psychometrische Eigenschaften einer autorisierten deutschsprachigen Übersetzung des „Schizotypal Personality Questionnaire“ (SPQ) von Raine. *Diagnostica*, *43*(4), 347–369.
- Kluge, F. & Seebold, E. (1995). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (23. Aufl.). De Gruyter.
- Koch, D. & Bort, K. (Hrsg.). (1990). *Kategorie und Kategorialität: Historisch-systematische Untersuchungen zum Begriff der Kategorie im philosophischen Denken*. Königshausen & Neumann.
- Koestler, A. (1974). *Die Wurzeln des Zufalls*. Suhrkamp.
- Koestler, A. (1978). *Der Mensch - Irrläufer der Evolution: Die Kluft zwischen unserem Denken und Handeln - eine Anatomie der menschlichen Vernunft und Unvernunft*. Scherz.
- Kohls, N. B. (2004). *Außergewöhnliche Erfahrungen - blinder Fleck der Psychologie? Eine Auseinandersetzung mit außergewöhnlichen Erfahrungen und ihrem Zusammenhang mit geistiger Gesundheit*. Lit.
- Kohut, H. (1971). *The analysis of the self*. International University Press.
- Kolenikov, S. & Bollen, K. A. (2012). Testing negative error variances. *Sociological Methods & Research*, *41*(1), 124–167. <https://doi.org/10.1177/0049124112442138>
- Kornmeier, J., Bach, M. & Atmanspacher, H. (2004). Correlates of perceptive instabilities in event-related potentials. *International Journal of Bifurcation and Chaos*, *14*, 727–736.
- Kornmeier, J., Friedel, E., Wittmann, M. & Atmanspacher, H. (2017). EEG correlates of cognitive time scales in the Necker-Zeno model for bistable perception. *Consciousness and Cognition*, *53*, 136–150. <https://doi.org/10.1016/j.concog.2017.04.011>
- Koßler, M. (2008). Leib, Leiblichkeit. In P. Precht & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 333–334). J.B. Metzler.
- Kramer, W. H. (1993). Recent experiences with PSI counseling in Holland. In L. Coly & J. D. S. McMahon (Hrsg.), *Psi and clinical practice. Proceedings of a international conference* (S. 124–145). Parapsychology Foundation.
- Kramer, W. H., Bauer, E. & Hövelmann, G. H. (Hrsg.). (2012). *Perspectives of clinical parapsychology*. Stichting Het Johan Borgman Fonds.
- Krampen, G., Hense, H. & Schneider, J. F. (1992). Reliabilität und Validität von Fragebogenskalen bei Standardreihenfolge versus inhaltshomogener Blockbildung ihrer Items. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, *39*, 229–248.

- Krischke, R. (2018). *Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitseigenschaften und Außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Masterarbeit]. Universität Bielefeld.
- Kriz, J. (2018). Über das Unbewusste in der systemischen Therapie. *Systeme*, 32(1), 28–52.
- Krohn, W. & Küppers, G. (Hrsg.). (1990). *Selbstorganisation: Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution*. Vieweg & Teubner.
- Krohn, W. & Küppers, G. (Hrsg.). (1992). *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Suhrkamp.
- Krovoza, A. & Walde, C. (Hrsg.). (2018). *Traum und Schlaf: Ein interdisziplinäres Handbuch*. J.B. Metzler.
- Krueger, R. F., Derringer, J., Markon, K. E., Watson, D. & Skodol, A. E. (2012). Initial construction of a maladaptive personality trait model and inventory for DSM-5. *Psychological Medicine*, 42(9), 1879–1890. <https://doi.org/10.1017/S0033291711002674>
- Krummenacher, P., Mohr, C., Haker, H. & Brugger, P. (2010). Dopamine, paranormal belief, and the detection of meaningful stimuli. *Journal of Cognitive Neuroscience*, 22(8), 1670–1681. <https://doi.org/10.1162/jocn.2009.21313>
- Kuhl, J. (2001). *Motivation und Persönlichkeit: Interaktionen psychischer Systeme*. Hogrefe.
- Kuhl, J. & Kazén, M. (1997). *Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventar (PSSI)*. Hogrefe.
- Kuhlmann, M. (2014). Was ist real? *Spektrum der Wissenschaft*, 7, 46–53.
- Kuhn, T. S. (2014). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (24. Aufl.). Suhrkamp.
- Kühn, S. (2001). *Entwicklung eines Erhebungsinstrumentes zur Evaluation psychologischer Beratung aus Sicht der Klienten* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Kühnel, S.-M. & Krebs, D. (2004). *Statistik für die Sozialwissenschaften: Grundlagen, Methoden, Anwendungen* (2. Aufl.). Rowohlt.
- Kumar, V. K., Pekala, R. J. & Cummings, J. (1993). Sensation seeking, drug use and reported paranormal beliefs and experiences. *Personality and Individual Differences*, 14, 685–691.
- Küppers, G. & Krohn, W. (1992). Selbstorganisation: Zum Stand einer Theorie in den Wissenschaften. In W. Krohn & G. Küppers (Hrsg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung* (S. 7–25). Suhrkamp.
- Kyselo, M. (2013). Enaktivismus. In A. Stephan & S. Walter (Hrsg.), *Handbuch Kognitionswissenschaft* (S. 197–201). J.B. Metzler.
- LaBerge, S. (1990). Lucid dreaming: Psychophysiological studies of consciousness during REM sleep. In R. R. Bootzin, J. F. Kihlstrom & D. L. Schacter (Hrsg.), *Sleep and cognition* (S. 109–126). American Psychological Association.
- LaBerge, S. (2014). Lucid dreaming: Paradoxes of dreaming consciousness. In E. Cardena, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 145–173). American Psychological Association.
- Ladyman, J. (1998). What is structural realism? *Studies in History and Philosophy of Science*, 29(3), 409–424.
- Lailach-Henrich, A. (2011). *Der Begriff „Intersubjektivität“: Ein Begriffsmerkmal* [Konferenzbeitrag]. XXII. Deutscher Kongress für Philosophie, 11.-15. September 2011, Ludwig-Maximilians-Universität München. <https://doi.org/10.5282/UBM/E-PUB.12617>
- Lammers, C.-H. (2015). *Emotionsfokussierte Methoden*. Beltz.

- Lammers, C.-H. (2021). Stuhldialoge. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 1777). Hogrefe.
- Lammers, C.-H. & Schömig, T. (2010). Die schizotype Persönlichkeitsstörung. *Psychiatrie und Psychotherapie up2date*, 4(05), 333–347. <https://doi.org/10.1055/s-0030-1248514>
- Landolt, K., Wittwer, A., Wyss, T. A., Unterrassner, L., Fach, W., Krummenacher, P., Brugger, P., Haker, H., Kawohl, W., Schubiger, P. A., Folkers, G. & Rössler, W. (2014). Help-seeking in people with exceptional experiences: Results from a general population sample. *Frontiers in Public Health*, 2, 1–9. <https://doi.org/10.3389/fpubh.2014.00051>
- Lange, R. & Houran, J. (1997). Death anxiety and the paranormal: The primacy of belief over experience. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 185, 584–586.
- Lange, R., Irwin, H. J. & Houran, J. (2000). Top-down purification of Tobacyk's Revised Paranormal Belief Scale. *Personality and Individual Differences*, 29, 131–156.
- Lange, R., Ross, R. M., Dagnall, N., Irwin, H. J., Houran, J. & Drinkwater, K. (2019). Anomalous experiences and paranormal attributions: Psychometric challenges in studying their measurement and relationship. *Psychology of Consciousness: Theory, Research, and Practice*, 6(4), 346–358. <https://doi.org/10.1037/cns0000187>
- Larøi, F., van der Linden, M., DeFruyt, F., van Os, J. & Aleman, A. (2006). Associations between delusion proneness and personality structure in non-clinical participants: Comparison between young and elderly samples. *Psychopathology*, 39(5), 218–226. <https://doi.org/10.1159/000093922>
- Lawrence, A. R. (1995). How many factors of paranormal belief are there? A critique of the paranormal belief scale. *Journal of Parapsychology*, 59(1), 231–241.
- Lawrence, A. R. (1998). *Modelling the causes and consequences of paranormal belief and experiences*. University of Edinburgh.
- Lawrence, A. R., Edwards, C., Barraclough, N., Church, S. & Hetherington, F. (1995). Modelling childhood causes of paranormal belief and experience: Childhood trauma and childhood fantasy. *Personality and Individual Differences*, 19, 209–215.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal and coping*.
- Le Bon, G. (2009). *Psychologie der Massen*. Nikol.
- Leary, T. (1957). *Interpersonal diagnosis of personality: A functional theory and methodology for personality evaluation*. Ronald.
- Lee, K.-W., Chan, K.-W., Chang, W.-C., Lee, E. H.-M., Hui, C. L.-M. & Chen, E. Y.-H. (2016). A systematic review on definitions and assessments of psychotic-like experiences. *Early Intervention in Psychiatry*, 10(1), 3–16. <https://doi.org/10.1111/eip.12228>
- Lehmann, V. (2008). *Entwicklung eines Fragebogens zur Erfassung der Phänomenologie Außergewöhnlicher Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität.
- Leichsenring, F. (Hrsg.). (2006). *Psychoanalytische und tiefenpsychologisch fundierte Therapie* (3. Aufl., Bd. 2). CIP-Medien.
- Lenzenweger, M. F., Clarkin, J. F., Kernberg, O. F. & Foelsch, P. A. (2001). The Inventory of Personality Organization: Psychometric properties, factorial composition, and criterion relations with affect, aggressive dyscontrol, psychosis proneness, and self-domains in a nonclinical sample. *Psychological Assessment*, 13(4), 577–591.
- Leonhart, R. (2013). *Lehrbuch Statistik: Einstieg und Vertiefung* (3. Aufl.). Huber.
- Lequerica, A. (1996). Lucid dreaming and the mind-body relationship: A model for the cognitive and physiological variations in rapid eye movement sleep. *Perceptual and Motor Skills*, 83(1), 331–336. <https://doi.org/10.2466/pms.1996.83.1.331>

- Lester, D. (2009). Voodoo death. *Omega*, 59(1), 1–18. <https://doi.org/10.2190/OM.59.1.a>
- Lester, D. & Monaghan, K. (1995). Belief in paranormal phenomena and personality. *Perceptual and Motor Skills*, 81, 114.
- Levitan, L., LaBerge, S., DeGracia, D. J. & Zimbardo, P. G. (1999). Out-of-body experiences, dreams, and REM sleep. *Sleep and Hypnosis*, 1(3), 186–196.
- Lienert, G. A. & Raatz, U. (1998). *Testaufbau und Testanalyse* (6. Aufl.). Beltz PVU.
- Lindeman, M. (1998). Motivation, cognition and pseudoscience. *Scandinavian Journal of Psychology*, 39(4), 257–265. <https://doi.org/10.1111/1467-9450.00085>
- Lindeman, M. & Aarnio, K. (2006). Paranormal beliefs: Their dimensionality and correlates. *European Journal of Personality*, 20(7), 585–602. <https://doi.org/10.1002/per.608>
- Lindeman, M. & Aarnio, K. (2007). Superstitious, magical, and paranormal beliefs: An integrative model. *Journal of Research in Personality*, 41(4), 731–744. <https://doi.org/10.1016/j.jrp.2006.06.009>
- Lindeman, M. & Saher, M. (2007). Vitalism, purpose and superstition. *British Journal of Psychology*, 98(1), 33–44. <https://doi.org/10.1348/000712606X101808>
- Lindeman, M. & Svedholm, A. M. (2012). What's in a term? Paranormal, superstitious, magical and supernatural beliefs by any other name would mean the same. *Review of General Psychology*, 16(3), 241–255. <https://doi.org/10.1037/a0027158>
- Linscott, R. J. & van Os, J. (2010). Systematic reviews of categorical versus continuum models in psychosis: Evidence for discontinuous subpopulations underlying a psychometric continuum: Implications for DSM-V, DSM-VI, and DSM-VII. *Annual Review of Clinical Psychology*, 6, 391–419. <https://doi.org/10.1146/annurev.clinpsy.032408.153506>
- Linscott, R. J. & van Os, J. (2013). An updated and conservative systematic review and meta-analysis of epidemiological evidence on psychotic experiences in children and adults: On the pathway from proneness to persistence to dimensional expression across mental disorders. *Psychological Medicine*, 43(6), 1133–1149. <https://doi.org/10.1017/S0033291712001626>
- Loidolt, S. (2017). Ein Kippbild? Realismus, Idealismus und Husserls transzendente Phänomenologie. *Metodo. International Studies in Phenomenology and Philosophy*, 83–121. <https://doi.org/10.19079/metodo.s1.2.83>
- Loughland, C. M. & Williams, L. M. (1997). A cluster analytic study of schizotypal trait dimensions. *Personality and Individual Differences*, 23(877–883).
- Lucadou, W. von. (1995). *Psyche und Chaos: Theorien der Parapsychologie*. Insel.
- Lucadou, W. von. (2003). Verhexung: Erfahrungen einer parapsychologischen Beratungsstelle. In W. Bruchhausen & M. Knipper (Hrsg.), *Hexerei und Krankheit: Historische und ethnologische Perspektiven* (S. 195–218). Lit.
- Lucadou, W. von & Römer, H. (2011). Schuld, Person und Gesellschaft: Systemische Perspektiven. In H. A. Kick (Hrsg.), *Schuld: Bearbeitung, Bewältigung, Lösung. Strukturelle und prozessdynamische Aspekte* (S. 79–97). Lit.
- Lucadou, W. von, Römer, H. & Walach, H. (2005/2006/2007). Synchronistische Phänomene als Verschränkungskorrelationen in der Verallgemeinerten Quantentheorie. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 47/48/49, 89–110.
- Lucadou, W. von, Römer, H. & Walach, H. (2007). Synchronistic Phenomena as Entanglement Correlations in Generalized Quantum Theory. *Journal of Consciousness Studies*, 14(4), 50–74.

- Luger, M. (2019). Körperpolitik, Körpertechnik, Habitus, Zwischenleiblichkeit und andere somatosystemische Anhaltspunkte. *Systemische Notizen*, 3, 20–26.
- Lukassek, A. (2016). „Nur Unwissende halten dämonische Kräfte für Märchen“: Kölner Prälat Helmut Moll über Exorzismus in Deutschland und weltweit. <https://www.katholisch.de/artikel/8644-nur-unwissende-halten-daemonische-kraefte-fuer-maerchen>
- Lynn, S. J. & Rhue, J. W. (1986). The fantasy-prone person: Hypnosis, imagination and creativity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 404–408.
- Lynn, S. J. & Rhue, J. W. (1987). Hypnosis, imagination and fantasy. *Journal of Mental Imagery*, 11(2), 101–111.
- Lynn, S. J. & Rhue, J. W. (1988). Fantasy proneness: Hypnosis, developmental antecedents and psychopathology. *American Psychologist*, 43(1), 35–44.
- Lynn, S. J. & Sivec, H. (1992). Hypnotizable subject as creative problem-solving agent. In E. Fromm & M. R. Nash (Hrsg.), *Contemporary hypnosis research* (S. 292–333). Guilford.
- Lyons, L. (2005). *Paranormal beliefs come (super)naturally to some*. November 1. <http://news.gallup.com/poll/19558/Paranormal-Beliefs-Come-SuperNaturally-Some.aspx>
- Lyre, H. (2006). Strukturenrealismus. *Information Philosophie*, 4, 32–37.
- Lyre, H. (2012). Symmetrien, Strukturen, Realismus. In M. Esfeld (Hrsg.), *Philosophie der Physik* (S. 368–389). Suhrkamp.
- MacDonald, D. A. (2000). Spirituality: description, measurement and relation to the Five Factor Model of personality. *Journal of Personality*, 68, 153–197.
- Mackenthun, G. (2018). *Diagnostik und Diagnose in tiefenpsychologischen und psychoanalytischen Verfahren*. vta Verlag.
- Maercker, A., Forstmeier, S., Wagner, B., Glaesmer, H. & Brähler, E. (2008). Posttraumatische Belastungsstörungen in Deutschland. Ergebnisse einer gesamtdeutschen epidemiologischen Untersuchung [Post-traumatic stress disorder in Germany. Results of a nationwide epidemiological study]. *Der Nervenarzt*, 79(5), 577–586. <https://doi.org/10.1007/s00115-008-2467-5>
- Maher, B. A. (1988). Anomalous experience and delusional thinking: The logic of explanations. In T. F. Oltmanns & B. A. Maher (Hrsg.), *Delusional beliefs* (S. 15–33). Wiley.
- Mahr, A. (1998). Die Weisheit kommt nicht zu den Faulen – von Geführtwerden und Technik. In G. Weber (Hrsg.), *Praxis des Familien-Stellens: Beiträge zu systemischen Lösungen nach Bert Hellinger* (S. 30–39). Carl-Auer.
- Main, M. (2016). Aktuelle Studien zur Bindung. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 17–64). Hogrefe.
- Main, M. & Goldwyn, R. (1985–1998). *Adult attachment scoring and classification system, Version 6.0* [Unpublished manuscript]. University of California, Berkeley.
- Maksovski, T. & Irwin, H. J. (1999). Paranormal belief, dissociative tendencies and parental encouragement of imagination in childhood. *Journal of the American Society for Psychological Research*, 93, 233–247.
- Marks, A. D., Hine, D. W., Blore, R. L. & Phillips, W. J. (2008). Assessing individual differences in adolescents' preference for rational and experiential cognition. *Personality and Individual Differences*, 44(1), 42–52. <https://doi.org/10.1016/j.paid.2007.07.006>
- Maslow, A. H. (1970). *Motivation and personality* (2. Aufl.). Harper & Row.

- Mathijsen, F. P. (2009). Empirical research and paranormal beliefs: Going beyond the epistemological debate in favour of the individual. *Archives of the Psychology of Religion*, 31, 19–33.
- Maturana, H. R. (2002). „Das Erkennen des Erkennens verpflichtet“. In B. Pörksen (Hrsg.), *Die Gewissheit der Ungewissheit: Gespräche zum Konstruktivismus* (S. 70–111). Carl-Auer.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1987). *The tree of knowledge: The biological roots of human understanding*. Shambhala.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1990). *Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Goldmann.
- Mayer, G. & Bauer, E. (2015). Spukphänomene. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 202–214). Schattauer.
- Mayer, G. & Fuhrmann, M. (2022). Sleep paralysis and extraordinary experiences. *Journal of Anomalous Experience and Cognition*, 2(1), 111–143. <https://doi.org/10.31156/jaex.23534>
- Mayer, G. & Schetsche, M. (2012). Die Beobachtung anomalistischer Phänomene in Lebenswelt und Labor. In W. Ambach (Hrsg.), *Experimentelle Psychophysikologie in Grenzgebieten* (S. 273–292). Ergon.
- Mayer, G., Schetsche, M., Schmied-Knittel, I. & Vaitl, D. (Hrsg.). (2015a). *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik*. Schattauer.
- Mayer, G., Schetsche, M., Schmied-Knittel, I. & Vaitl, D. (2015b). Wissenschaftliche Anomalistik: eine Einführung. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 1–11). Schattauer.
- McClenon, J. (1993). Surveys of anomalous experience in Chinese, Japanese, and American samples. *Sociology of Religion*, 54, 295–302.
- McClenon, J. (1994). Surveys of anomalous experience. A cross-cultural analysis. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 117–135.
- McCrae, R. R. & John, O. P. (1992). An introduction to the five-factor model and its applications. *Journal of Personality*, 60(2), 175–215. <https://doi.org/10.1111/j.1467-6494.1992.tb00970.x>
- McCreery, C. (1993). *Schizotypy and out-of-the-body experiences* [Unpublished D.Phil. thesis]. University of Oxford.
- McCreery, C. & Claridge, G. S. (2002). Healthy schizotypy: The case of out-of-the-body experiences. *Personality and Individual Differences*, 32, 141–154.
- McCulloch, W. S. & Pitts, W. (1943). A logical calculus of the ideas immanent in nervous activity. *The Bulletin of Mathematical Biophysics*, 5(4), 115–133. <https://doi.org/10.1007/BF02478259>
- McDowell, J. H. (2009). *Geist und Welt*. Suhrkamp.
- McGarry, J. J. & Newberry, B. H. (1981). Beliefs in paranormal phenomena and locus of control: A field study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 41, 725–736.
- McGrath, J. J., Saha, S., Al-Hamzawi, A., Alonso, J., Bromet, E. J., Bruffaerts, R., Caldas-de-Almeida, J. M., Chiu, W. T., Jonge, P. de, Fayyad, J., Florescu, S., Gureje, O., Haro, J. M., Hu, C., Kovess-Masfety, V., Lepine, J. P., Lim, C. C. W., Mora, M. E. M., Navarro-Mateu, F., . . . Kessler, R. C. (2015). Psychotic experiences in the general population: A cross-national analysis based on 31,261 respon-

- dents from 18 countries. *JAMA Psychiatry*, 72(7), 697–705.
<https://doi.org/10.1001/jamapsychiatry.2015.0575>
- Mead, G. H. (Hrsg.). (1987). *Gesammelte Aufsätze* (Bd. 1). Suhrkamp.
- Meador, C. K. (1992). Hex death: Voodoo magic or persuasion? *Southern Medical Journal*, 85(3), 244–247.
- Medin, D. L. & Aguilar, C. (1999). Categorization. In R. A. Wilson & F. C. Keil (Hrsg.), *The MIT encyclopedia of the cognitive sciences* (S. 104–106). MIT Press.
- Meehl, P. E. (1962). Schizotaxia, schizotypy, schizophrenia. *American Psychologist*, 17(12), 827–838. <https://doi.org/10.1037/h0041029>
- Meier, B. & Rothen, N. (2013). Synaesthesia and memory. In J. Simner & E. M. Hubbard (Hrsg.), *The Oxford handbook of synesthesia* (S. 692–706). Oxford University Press.
- Meier, B., Rothen, N. & Walter, S. (2014). Developmental aspects of synaesthesia across the adult lifespan. *Frontiers in Human Neuroscience*, 8, 129.
<https://doi.org/10.3389/fnhum.2014.00129>
- Menezes, A., JR. & Moreira-Almeida, A. (2010). Religion, spirituality and psychosis. *Current Psychiatry Reports*, 12, 174–179.
- Mentzos, S. (2002). *Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen* (2. Aufl., Neufassung). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mentzos, S. (2011). *Lehrbuch der Psychodynamik: Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen* (4. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Merckelbach, H. & Giesbrecht, T. (2006). Subclinical dissociation, schizotypy, and traumatic distress. *Personality and Individual Differences*, 40(2), 365–374.
<https://doi.org/10.1016/j.paid.2005.07.007>
- Merckelbach, H., Horselenberg, R. & Muris, P. (2001). The Creative Experiences Questionnaire (CEQ): A brief self-report measure of fantasy proneness. *Personality and Individual Differences*, 31(6), 987–995. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(00\)00201-4](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(00)00201-4)
- Merckelbach, H., Horselenberg, R. & Schmidt, H. (2002). Modeling the connection between self-reported trauma and dissociation in a student sample. *Personality and Individual Differences*, 32(4), 695–705. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(01\)00070-8](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(01)00070-8)
- Merckelbach, H., Muris, P., Horselenberg, R. & Stougie, S. (2000a). Dissociative experiences, response bias, and fantasy proneness in college students. *Personality and Individual Differences*, 28(1), 49–58. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(99\)00079-3](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(99)00079-3)
- Merckelbach, H., Rassin, E. & Muris, P. (2000b). Dissociation, schizotypy, and fantasy proneness in undergraduate students. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 188(7), 428–431.
- Merleau-Ponty, M. (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. De Gruyter.
- Merleau-Ponty, M. (1994). *Das Sichtbare und das Unsichtbare* (2. Aufl.). Wilhelm Fink.
- Merritt, R. D. & Waldo, T. G. (2000). MMPI code types and the fantasy prone personality. *Assessment*, 7(1), 87–95. <https://doi.org/10.1177/107319110000700108>
- Merskey, H. (1995). Multiple personality disorder and false memory syndrome. *The British journal of psychiatry : the journal of mental science*, 166(3), 281–283.
<https://doi.org/10.1192/bjp.166.3.281>
- Metz-Göckel, H. (2021). Bedürfnis. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 273–274). Hogrefe.
- Metzinger, T. (1993). Mentale Repräsentation, Phantomglieder und halluzinierte Selbste. Die Phänomenologie außerkörperlicher Erfahrungen aus der Perspektive einer am

- Modell der Informationsverarbeitung orientierten Theorie des Geistes. In A. Dittrich (Hrsg.), *Welten des Bewusstseins* (S. 13–35). VWB.
- Metzinger, T. (1999). *Subjekt und Selbstmodell: Die Perspektivität phänomenalen Bewusstseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation* (2. Aufl.). Mentis.
- Metzinger, T. (2000). Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität: Eine Kurzdarstellung für Nicht-Philosophen in fünf Schritten. In W. Greve (Hrsg.), *Psychologie des Selbst* (S. 317–336). Beltz PVU.
- Metzinger, T. (2003). *Being no one: The self-model theory of subjectivity*. MIT.
- Metzinger, T. (2005). Out-of-body experiences as the origin of the concept of a "soul". *Mind and Matter*, 3, 57–84.
- Metzinger, T. (2013). The myth of cognitive agency: Subpersonal thinking as a cyclically recurring loss of mental autonomy. *Frontiers in Psychology*, 4, 1–19. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2013.00931>
- Metzinger, T. (2014). *Der Ego-Tunnel: Eine neue Philosophie des Selbst: von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik*. Piper.
- Meyer, T., Schäfer, I., Matthis, C., Kohlmann, T. & Mittag, O. (2006). Missing data due to a 'checklist misconception-effect'. *Sozial- und Präventivmedizin*, 51(1), 34–42. <https://doi.org/10.1007/s00038-005-0005-9>
- Miller, G. A., Galanter, E. & Pribram, K. H. (1960). *Plans and the structure of behavior*. Henry Holt.
- Miller, W. B. & Rodgers, J. L. (2001). *The ontogeny of human bonding systems: Evolutionary origins, neural bases, and psychological manifestations*. Springer.
- Mills, A. & Tucker, J. B. (2014). Past-life experiences. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 303–332). American Psychological Association. <https://doi.org/10.1037/14258-011>
- Milton, J. (1992). Effects of 'paranormal' experiences on people's lives: An unusual survey of spontaneous cases. *Journal of the Society for Psychical Research*, 58, 314–323.
- Mischo, J. (1994). Parapsychische Phänomene.: Schizotypische Muster im Denken und Verhalten? *Therapiewoche*, 44, 1858–1863.
- Mischo, J. (1996). Der Glaube an parapsychische Phänomene.: Schizotypische Muster im Denken und Verhalten? *TW Neurologie Psychiatrie*, 10, 266–272.
- Mitchell, T. W. (1922). *Medical psychology and psychical research*. E.P. Dutton and Co.
- Mitscherlich, A. (1972). *Massenpsychologie ohne Ressentiment: Sozialpsychologische Betrachtungen*. Suhrkamp.
- Mitterer, J. (1999). Realismus oder Konstruktivismus? Wahrheit oder Beliebigkeit? *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 2, 485–498.
- Mohr, C. & Ettinger, U. (2014). An overview of the association between schizotypy and dopamine. *Frontiers in Psychiatry*, 5, 184. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2014.00184>
- Moore, D. M. (2005). *Three in four Americans believe in paranormal*. Gallop Poll News Service, June 16. www.gallup.com/poll/16915/three-four-americans-believe-paranormal.aspx
- Moore, G. E. (1914). The status of sense-data. *Proceedings of the Aristotelian Society*, 14(1), 355–406. <https://doi.org/10.1093/aristotelian/14.1.355>
- Moosbrugger, H. & Kelava, A. (2012). *Testtheorie und Fragebogenkonstruktion* (2. Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-20072-4>

- Morey, L. C., Gunderson, J. G., Quigley, B. D., Shea, M. T., Skodol, A. E., McGlashan, T. H., Stout, R. L. & Zanarini, M. C. (2002). The representation of borderline, avoidant, obsessive-compulsive, and schizotypal personality disorders by the five-factor model. *Journal of personality disorders*, 16(3), 215–234.
- Moser, F. (1977). *Spuk: Ein Rätsel der Menschheit*. Walter.
- Moskowitz, A. K., Barker-Collo, S. & Ellson, L. (2005). Replication of dissociation-psychosis link in New Zealand students and inmates. *The Journal of Nervous and Mental Disease*, 193(11), 722–727.
- Mota-Rolim, S. A., Almondes, K. M. de & Kirov, R. (2021). Editorial: “Is this a dream?” – evolutionary, neurobiological and psychopathological perspectives on lucid dreaming. *Frontiers in Psychology*, 12, 17798.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.635183>
- Mozer, M. C. (1991). *The perception of multiple objects: A connectionist approach*. MIT Press.
- Müller, E. (1999). *Zusammenhänge zwischen inadäquaten Verarbeitungsformen unbewusster Konflikte und unsicheren Bindungsstilen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Katholische Universität, Eichstätt.
- Müller, K. E. (2015). Anthropologische Grundfragen und Probleme. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 31–39). Schattauer.
- Müller-Christ, G. & Pijetlovic, D. (2018). *Komplexe Systeme lesen: Das Potential von Systemaufstellungen in Wissenschaft und Praxis*. Springer.
- Müller-Herold, U. (1992). Selbstordnungsvorgänge in der späten Präbiotik. In W. Krohn & G. Küppers (Hrsg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung* (S. 89–103). Suhrkamp.
- Mundfrom, D. J., Shaw, D. G. & Ke, T. L. (2005). Minimum sample size recommendations for conducting factor analyses. *International Journal of Testing*, 5(2), 159–168.
- Munro, G. D. & Munro, J. E. (2000). Using daily horoscopes to demonstrate expectancy confirmation. *Teaching of Psychology*, 27, 114–116.
- Murphy, G. (1966). Eine qualitative Studie telepathischer Phänomene. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 664–682). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Murray, C. D. (Hrsg.). (2009). *Psychological scientific perspectives on out-of-body and near-death experiences*. Nova Science.
- Murray, C. D. (Hrsg.). (2012). *Mental health and anomalous experience*. Nova Science.
- Musch, J. & Ehrenberg, K. (2002). Probability misjudgment, cognitive ability and belief in the paranormal. *British Journal of Psychology*, 93, 169–177.
- Nagel, T. (2013). *Geist und Kosmos: Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist*. Suhrkamp.
- Nahm, M. (2014). The development and phenomena of a circle for physical mediumship. *Journal of Scientific Exploration*, 28(2), 229–283.
- Nahm, M. (2015). Außerkörperliche Erfahrungen. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 151–163). Schattauer.
- Nash, M. R. (1987). What, if anything, is regressed about hypnotic age regression? A review of the empirical literature. *Psychological Bulletin*, 102(1), 42–52.
<https://doi.org/10.1037/0033-2909.102.1.42>

- Nash, M. R., Drake, S. D., Wiley, S., Khalsa, S. & Lynn, S. J. (1986). Accuracy of recall by hypnotically age-regressed subjects. *Journal of Abnormal Psychology*, 95(3), 298–300. <https://doi.org/10.1037//0021-843x.95.3.298>
- Nash, R. A. & Ost, J. (Hrsg.). (2017). *Current issues in memory. False and distorted memories*. Routledge Taylor & Francis Group.
- Neppe, V. M. (1988). Psychopathology of psi: II. A new classification system for psi experience. *Parapsychology Review*, 19(6), 8–11.
- Neuhäusler, A. (1966). Praekognition, Zeit und Freiheit. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 797–809). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Newport, F. & Strausberg, M. (2001). *Americans' belief in psychic and paranormal phenomena is up over last decade*. Gallop Poll News Service, June 8. <http://news.gallup.com/poll/4483/americans-belief-psychic-paranormal-phenomena-over-last-decade.aspx>
- Nicolis, G. & Prigogine, I. (1977). *Self-organization in nonequilibrium systems: From dissipative structures to order through fluctuations*. Wiley.
- Noetzel, T. (2008). System. In P. Precht & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 599–601). J.B. Metzler.
- Nyanaponika. (2000). *Geistestraining durch Achtsamkeit: Die buddhistische Satipaṭṭhāna-Methode* (8. Aufl.). Beyerlein und Steinschulte.
- Oken, B. S. (2008). Placebo effects: Clinical aspects and neurobiology. *Brain*, 131(Pt 11), 2812–2823. <https://doi.org/10.1093/brain/awn116>
- Orenstein, A. (2002). Religion and paranormal belief. *Journal for the Scientific Study of Religion*, 41, 301–311.
- Osten, P. (1995). *Die Anamnese in der Psychotherapie: Ein integratives Konzept*. Reinhardt.
- Ostendorf, F. & Angleitner, A. (2004). *NEO-Persönlichkeitsinventar nach Costa und McCrae. Revidierte Fassung (NEO-PI-R)*. Hogrefe.
- Otgaar, H., Howe, M. L., Patihis, L., Merckelbach, H., Lynn, S. J., Lilienfeld, S. O. & Loftus, E. F. (2019). The Return of the repressed: The persistent and problematic claims of long-forgotten trauma. *Perspectives on psychological science : a journal of the Association for Psychological Science*, 14(6), 1072–1095. <https://doi.org/10.1177/1745691619862306>
- Otis, L. P. & Alcock, J. E. (1982). Factors affecting extraordinary belief. *Journal of Social Psychology*, 118, 77–85.
- Pacini, R. & Epstein, S. (1999a). The interaction of three facets of concrete thinking in a game of chance. *Thinking & Reasoning*, 5(4), 303–325. <https://doi.org/10.1080/135467899393959>
- Pacini, R. & Epstein, S. (1999b). The relation of rational and experiential information processing styles to personality, basic beliefs, and the ratio-bias phenomenon. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76(6), 972–987.
- Pacini, R., Muir, F. & Epstein, S. (1998). Depressive realism from the perspective of cognitive-experiential self-theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74(4), 1056–1068.
- Palmer, G. & Braud, W. (2002). Exceptional human experiences, disclosure, and a more inclusive view of physical, psychological and spiritual well-being. *Journal of Transpersonal Psychology*, 34(1).

- Palmer, J. (1979). A community mail survey of psychic experiences. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 73(3), 221–251.
- Pascual-Leone. (1990). An essay on wisdom: Toward organismic processes that make it possible. In R. J. Sternberg (Hrsg.), *Wisdom: Its nature, origins, and development* (S. 244–278). Cambridge University Press.
- Paslack, R. (1991). *Urgeschichte der Selbstorganisation: Zur Archäologie eines wissenschaftlichen Paradigmas*. Vieweg & Teubner.
- Pauen, M. (2001). *Grundprobleme der Philosophie des Geistes: Eine Einführung* (2. Aufl.). Fischer.
- Pauli, W. (1993). Brief an M. Fierz vom 7. Januar 1948. In K. v. Meyenn (Hrsg.), *Wolfgang Pauli: Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Bohr, Einstein, Heisenberg u.a. / Scientific Correspondence with Bohr, Einstein, Heisenberg, a.o.* (S. 495–497). Springer.
- Pekala, R. J., Kumar, V. K. & Cummings, J. (1992). Types of high hypnotically-susceptible individuals and reported attitudes and experiences of the paranormal and the anomalous. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 86, 135–150.
- Peltzer, K. (2002). Paranormal beliefs and personality among black South African students. *Social Behavior and Personality*, 30, 391–397.
- Peltzer, K. (2003). Magical thinking and paranormal beliefs among secondary and university students in South Africa. *Personality and Individual Differences*, 35, 1419–1426.
- Pepperberg, I. M. (1994). Numerical competence in an African gray parrot (*Psittacus erithacus*). *Journal of Comparative Psychology*, 108(1), 36–44.
<https://doi.org/10.1037/0735-7036.108.1.36>
- Pepperberg, I. M. (2006). Intelligence and rationality in parrots. In S. Hurley & M. Nudds (Hrsg.), *Rational animals?* (S. 469–488). Oxford University Press.
<https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198528272.003.0021>
- Pepperberg, I. M. (2012). Further evidence for addition and numerical competence by a Grey parrot (*Psittacus erithacus*). *Animal Cognition*, 15(4), 711–717.
<https://doi.org/10.1007/s10071-012-0470-5>
- Perkins, S. L. & Allen, R. (2006). Childhood physical abuse and differential development of paranormal belief systems. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 194, 349–355.
- Peters, E. (2001). Are delusions on a continuum? The case of religious and delusional beliefs. In I. Clarke (Hrsg.), *Psychosis and spirituality: Exploring the new frontier* (S. 191–208). Whurr.
- Petzold, H. G. (1993). *Integrative Therapie: Modelle, Theorien und Methoden für eine schulübergreifende Psychotherapie* (Bd. 1). Junfermann.
- Petzold, H. G. (1996). *Integrative Bewegungs- und Leibtherapie: Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie* (3. Aufl.). *Integrative Therapie: Bd. 1*. Junfermann.
- Petzold, H. G. (2009). Körper-Seele-Geist-Welt-Verhältnisse in der Integrativen Therapie. Der „Informierteinformierte Leib“, das „psychophysische Problem“ und die Praxis. *Psychologische Medizin*, 20(1), 20–33.
- Pew Research Center. (2009). *Many Americans mix multiple faiths*. December 9.
<http://www.pewforum.org/2009/12/09/many-americans-mix-multiple-faiths/>
- Pilkonis, P. A. (1988). Personality prototypes among depressives: Themes of dependency and autonomy. *Journal of personality disorders*, 2(2), 144–152.
<https://doi.org/10.1521/pedi.1988.2.2.144>
- Pind, J. (2014). *Edgar Rubin and psychology in Denmark: Figure and ground*. Springer.
- Plaxco, K. W. & Groß, M. (2012). *Astrobiologie für Einsteiger*. Wiley-VCH.

- Plessner, H. (2003a). Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In G. Dux, O. Marquard, E. Ströker, R. W. Schmidt, A. Wetterer & M.-J. Zemlin (Hrsg.), *Helmuth Plessner. Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften VII*. (2. Aufl., S. 201–389). Suhrkamp.
- Plessner, H. (2003b). *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Suhrkamp.
- Pohl, S. (2021). *Einführung in die Beratung von Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen: Vom Grundlagenwissen bis zur praktischen Arbeit*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Pöppel, E. (1997). *Grenzen des Bewußtseins: Wie kommen wir zur Zeit, und wie entsteht Wirklichkeit?* Insel.
- Pörksen, B. (Hrsg.). (2002). *Die Gewissheit der Ungewissheit: Gespräche zum Konstruktivismus*. Carl-Auer.
- Pospeschill, M. (2004). *Konnektionismus und Kognition: Eine Einführung*. Kohlhammer.
- Powers, W. T. (1973). *Behavior: The control of perception*. Aldine.
- Prauss, G. (1988). *Einführung in die Erkenntnistheorie*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Preece, P. & Baxter, J. H. (2000). Scepticism and gullibility: the superstitious and pseudo-scientific beliefs of secondary school students. *International Journal of Science Education*, 22, 1147–1156.
- Priebe, K., Schmahl, C. & Stiglmayr, C. (2014). *Dissoziation: Theorie und Therapie*. Springer.
- Primas, H. (1996). Synchronizität und Zufall. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 38(1/2), 61–91.
- Prince, W. F. (1915). The Doris case of multiple personality, Part 1. *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, 9, 23–700.
- Prince, W. F. (1916). The Doris case of multiple personality, Part 2. *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, 10, 701–1419.
- Putnam, H. (1987). *The many faces of realism. The Paul Carus lectures: Bd. 16*. Open Court.
- Putnam, H. (1999). *The threefold cord: Mind, body, and world*. Columbia University Press.
- Quine, W. V. (1969). *Ontological relativity and other essays*. Columbia University Press.
- Rabeyron, T. & Loose, T. (2015). Anomalous experiences, trauma, and symbolization processes at the frontiers between psychoanalysis and cognitive neurosciences. *Frontiers in Psychology*, 6, 1926. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2015.01926>
- Rabeyron, T. & Watt, C. (2010). Paranormal experiences, mental health and mental boundaries, and psi. *Personality and Individual Differences*, 48, 487–492.
- Radin, D. I. (2009). *The conscious universe: The scientific truth of psychic phenomena*. HarperOne.
- Rado, S. (1953). Dynamics and classification of disordered behaviour. *American Journal of Psychiatry*, 110, 406–416.
- Raine, A. (1991). The SPQ: A Scale for the assessment of Schizotypal Personality based on DSM-III-R criteria. *Schizophrenia Bulletin*, 17(4), 555–564. <https://doi.org/10.1093/schbul/17.4.555>
- Raine, A. (2006). Schizotypal personality: Neurodevelopmental and psychosocial trajectories. *Annual Review of Clinical Psychology*, 2, 291–326. <https://doi.org/10.1146/annurev.clinpsy.2.022305.095318>
- Raine, A., Reynolds, C. A., Lencz, T., Scerbo, A., Triphon, N. & Kim, D. (1994). Cognitive-perceptual, interpersonal, and disorganized features of schizotypal personality. *Schizophrenia Bulletin*, 20(1), 191–201.

- Ramseyer, F. & Tschacher, W. (2011). Nonverbal synchrony in psychotherapy: Coordinated body movement reflects relationship quality and outcome. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 79*(3), 284–295. <https://doi.org/10.1037/a0023419>
- Ramseyer, F. & Tschacher, W. (2014). Nonverbal synchrony of head- and body-movement in psychotherapy: Different signals have different associations with outcome. *Frontiers in Psychology, 5*, 979. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2014.00979>
- Randall, T. M. (1990). Belief in the paranormal declines: 1977-87. *Psychological Reports, 66*, 1347–1351.
- Randall, T. M. (1991). Is supernaturalism a part of authoritarianism? *Psychological Reports, 68*, 685–686.
- Randall, T. M. (1997). Paranormal Short Inventory. *Perceptual and Motor Skills, 84*, 1265–1266.
- Randall, T. M. & Desrosiers, M. (1980). Measurement of supernatural belief: Sex differences and locus of control. *Journal of Personality Assessment, 44*, 493–498.
- Rao, P. & Krishna, V. (1992). Fantasy proneness, reports of paranormal experiences and ESP test performance. *Journal of Indian Psychology, 10*, 27–34.
- Raters, M.-L. & Willaschek, M. (2002). Einleitung: Hilary Putnam und die Tradition des Pragmatismus. In M.-L. Raters & M. Willaschek (Hrsg.), *Hilary Putnam und die Tradition des Pragmatismus* (S. 9–29). Suhrkamp.
- Rattet, S. L. & Bursik, K. (2001). Investigating the personality correlates of paranormal belief and precognitive experience. *Personality and Individual Differences, 31*(3), 433–444. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(00\)00148-3](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(00)00148-3)
- Reber, A. S. (1995). *The Penguin dictionary of psychology* (2. Aufl.). Penguin.
- Reese, H. W. & Overton, W. F. (1979). Modelle der Entwicklung und Theorien der Entwicklung. In P. B. Baltes (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne* (S. 55–86). Klett-Cotta.
- Regier, D. A., Narrow, W. E., Rae, D. S., Manderscheid, R. W., Locke, B. Z. & Goodwin, F. K. (1993). The de facto US mental and addictive disorders service system. Epidemiologic catchment area prospective 1-year prevalence rates of disorders and services. *Archives of General Psychiatry, 50*(2), 85–94.
- Reich, K. (1998a). *Beobachtung und die Unschärfen der Erkenntnis*. Luchterhand.
- Reich, K. (1998b). *Die Ordnung der Blicke: Perspektiven des interaktionistischen Konstruktivismus*. Luchterhand.
- Reiner, T. W. & Wilson A.M. (2015). Assessing belief in the paranormal: An exploratory and confirmatory factor analysis. *Journal of Scientific Psychology, 11*–24.
- Reisinger, C.-M., Svecnik, E. & Schwetz, H. (Hrsg.). (2012). *Fehlende Werte und keine Normalverteilung? Tipps und Abhilfen für das quantitativ orientierte Forschen*. Facultas.
- Remmers, A. & Boessmann, U. (2016). *Praktischer Leitfaden der tiefenpsychologisch fundierten Richtlinientherapie: Wissenschaftliche Grundlagen, Psychodynamische Grundbegriffe, Diagnostik und Therapietechniken*. Deutscher Psychologen Verlag.
- Rentsch, T. (1995). Husserl, Edmund. In B. Lutz (Hrsg.), *Metzler Philosophen Lexikon* (2. Aufl., S. 412–419). J.B. Metzler.
- Resch, A. (1968). Immanenz oder „Außersinnliche Wahrnehmung“. In A. Resch (Hrsg.), *Im Kraftfeld des christlichen Menschenbildes* (S. 75–87). Schöningh.
- Reynolds, C. A., Raine, A., Mellingen, K., Venables, P. H. & Mednick, S. A. (2000). Three-factor model of schizotypal personality: Invariance across culture, gender, religious

- affiliation, family adversity, and psychopathology. *Schizophrenia Bulletin*, 26(3), 603–618.
- Rhine, J. B. (1934). *Extra-sensory perception*. Bruce Humphries.
- Rhine, J. B. (1966). Einführung in die Parapsychologie. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 315–338). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rhine, J. B., Pratt, J. G., Stuart, C. E., Smith, B. M. & Greenwood, J. A. (1940). *Extra-sensory perception after sixty years*. Henry Holt.
- Rhine, L. E. (1953). Subjective forms of spontaneous PSI experiences. *The Journal of Parapsychology*, 33, 228–266.
- Rhine, L. E. (1969). Case study review. *The Journal of Parapsychology*, 33, 228–266.
- Rhine, L. E. (1975). *Psi: What is it? Who has it? What does it mean? How to test it?* Harper & Row.
- Rhine, L. E. (1979). *Verborgene Wege des Geistes*.
- Rhine, L. E. (1981). *The invisible picture: A study of psychic experiences*. McFarland.
- Rice, T. W. (2003). Believe it or not: Religious and other paranormal beliefs in the United States. *Journal for the Scientific Study of Religion*, 42, 95–10.
- Richard, M. & Freund, H. (2012). Religiosität und Spiritualität in der Psychotherapie. *Psychotherapeutenjournal*, 11(3), 202–209.
- Richards, D. G. (1991). A study of the correlations between subjective psychic experiences and dissociative experiences. *Dissociation: Progress in the Dissociative Disorders*, 4, 83–91.
- Ritter, J., Gründer, K. & Gottfried, G. (Hrsg.). (2004). *W-Z: Bd. 12. Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Roberts, G. (1991). Delusional belief systems and meaning in life: A preferred reality? *British Journal of Psychiatry*, 159(14), 19–28.
- Roberts, M. J. & Seager, P. B. (1999). Predicting belief in paranormal phenomena: A comparison of conditional and probabilistic reasoning. *Applied Cognitive Psychology*, 13, 443–450.
- Roccas, S., Sagiv, L., Schwartz, S. H. & Knafo, A. (2002). The Big Five personality factors and personal values. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 28, 789–801.
- Roe, C. A. (1999). Critical thinking and belief in the paranormal: A re-evaluation. *British Journal of Psychology*, 90, 85–98.
- Roe, C. A. (2015). Die Erforschung anomalistischer Träume. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 137–150). Schattauer.
- Roe, C. A. & Morgan, C. L. (2002). Narcissism and belief in the paranormal. *Psychological Reports*, 90, 405–411.
- Roesler, C. (2016). *Das Archetypenkonzept C.G. Jungs: Theorie, Forschung und Anwendung*. Kohlhammer.
- Roff, L. L., Butkeviciene, R. & Klemmack, D. L. (2002). Death anxiety and religiosity among Lithuanian health and social service professionals. *Death Studies*, 26, 731–742.
- Rogers, C. R. (1951). *Client-centered therapy: Its current practice, applications, and theory*. Houghton-Mifflin.
- Rogers, P. (2007). The mediating and moderating effects of loneliness and attachment style on belief in the paranormal. *European Journal of Parapsychology*, 22, 138–165.

- Rogers, P., Davis, T. & Fisk, J. (2009). Paranormal belief and susceptibility to the conjunction fallacy. *Applied Cognitive Psychology*, 23(4), 524–542.
<https://doi.org/10.1002/acp.1472>
- Roll, W. G. (1976). *Der Poltergeist*. Aurum.
- Römer, H. (2002). Wolfgang Pauli als philosophischer Denker: Kausalordnung, Sinnordnung, Komplementarität. *Philosophisches Jahrbuch*, 109(2), 354–364.
- Römer, H. (2011). Verschränkung. In M. Knaup (Hrsg.), *Post-Physikalismus* (S. 87–121). Alber.
- Römer, H. (2017). Emergenz und Evolution. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 50, 68–98.
- Romme, M. A. & Escher, S. (1989). Hearing voices. *Schizophrenia Bulletin*, 15, 209–216.
- Roney-Dougal, S. M. (1987). A comparison of psi and subliminal perception: Exploratory and follow-up studies. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 81, 141–181.
- Ross, C. A. (1997). *Dissociative identity disorder: Diagnosis, clinical features, and treatment of multiple personality* (2. Aufl.). J. Wiley & Sons.
- Ross, C. A. & Shaun, J. (1992). Paranormal experiences in the general population. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 180, 357–361.
- Ross, S. R., Lutz, C. J. & Bailley, S. E. (2002). Positive and negative symptoms of schizotypy and the Five-factor model: A domain and facet level analysis. *Journal of Personality Assessment*, 79(1), 53–72. https://doi.org/10.1207/S15327752JPA7901_04
- Ross, T. (2004). Attachment representation, attachment style or attachment pattern? Usage of terminology in attachment theory. In F. Pfäfflin & G. Adshead (Hrsg.), *A matter of security: The application of attachment theory to forensic psychiatry and psychotherapy* (S. 57–84). Jessica Kingsley.
- Rossiter, J. R. (2008). Content validity of measures of abstract constructs in management and organizational research. *British Journal of Management*, 19(4), 380–388.
<https://doi.org/10.1111/j.1467-8551.2008.00587.x>
- Rössler, J., Unterrassner, L., Wyss, T. A., Haker, H., Brugger, P., Rössler, W. & Wotruba, D. (2017). L-dopa modulates striatal functional connectivity in adults with psychotic-like experiences: A randomized double-blind placebo-controlled study. *European Psychiatry*, 41, S99. <https://doi.org/10.1016/j.eurpsy.2017.01.306>
- Rössler, W. (2011). Epidemiologie der Schizophrenie. *Swiss Medical Forum – Schweizerisches Medizin-Forum*, 11(48). <https://doi.org/10.4414/smf.2011.07694>
- Rost, D. H. & Hoberg, K. (1997). Itempositionsveränderungen in Persönlichkeitsfragebogen: Methodischer Kunstfehler oder tolerierbare Praxis? *Diagnostica*, 43(2), 97–112.
- Roth, G. (2002). „Wir selbst sind Konstrukte“. In B. Pörksen (Hrsg.), *Die Gewissheit der Ungewissheit: Gespräche zum Konstruktivismus* (S. 139–165). Carl-Auer.
- Rothbaum, F., Pott, M., Azuma, H., Miyake, K. & Weisz, J. (2000). The development of close relationships in Japan and the United States: Paths of symbiotic harmony and generative tension. *Child Development*, 71(5), 1121–1142.
- Rotter, J. B. (1966). Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement. *Psychological Monographs*, 80(1), 1–28.
- Rotter, J. B. (1975). Some problems and misconceptions related to the construct of internal versus external control of reinforcement. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 43(1), 56–67. <https://doi.org/10.1037/h0076301>
- Ruiz-Mirazo, K. & Moreno, A. (2004). Basic autonomy as a fundamental step in the synthesis of life. *Artificial life*, 10(3), 235–259.

- Rumelhart, D. E. & McClelland, J. L. (1986). *Parallel distributed processing: Explorations in the microstructure of cognition*. MIT.
- Ruschmann, E. (2012). *Weltanschauungen und Gottesbilder: Reflexionen für (und von) Laienphilosophen*. tao.de.
- Russell, B. (1914). The relation of sense-data to physics. *Scientia*, 16, 1–27.
- Ryan, R. M. & Deci, E. L. (2000). Self-determination theory and the facilitation of intrinsic motivation, social development, and well-being. *The American Psychologist*, 55(1), 68–78.
- Ryan, R. M. & Deci, E. L. (2017). *Self-determination theory: Basic psychological needs in motivation, development, and wellness*. Guilford.
- Saha, S., Scott, J. G., Varghese, D. & McGrath, J. J. (2011). The association between general psychological distress and delusional-like experiences: A large population-based study. *Schizophrenia Research*, 127(1-3), 246–251. <https://doi.org/10.1016/j.schres.2010.12.012>
- Salkind, N. J. (Hrsg.). (2010). *Encyclopedia of research design*. Sage.
- Sanders, B., McRoberts, G. & Tollefson, C. (1989). Childhood stress and dissociation in a college population. *Dissociation*, 2, 17–23.
- Sandkühler, H. J. (1999). Repräsentation. In H. J. Sandkühler (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie* (S. 1384–1389). Meiner.
- Sannwald, G. (1966). Zur Psychologie parapsychischer Spontanphänomene. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 148–164). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Saucer, P. R., Cahoon, D. D. & Edmonds, E. M. (1992). The Paranormal Belief Scale and the Atheistic Ideation Reference Scale as predictors of hypnotic suggestibility. *Psychology: A Journal of Human Behavior*, 29, 44–46.
- Saucier, G. (1994). Trapnell versus the lexical factor: More ado about nothing? *European Journal of Personality*, 8(4), 291–298. <https://doi.org/10.1002/per.2410080406>
- Saunders, D. T., Roe, C. A., Smith, G. & Clegg, H. (2016). Lucid dreaming incidence: A quality effects meta-analysis of 50 years of research. *Consciousness and Cognition*, 43(1), 197–215. <https://doi.org/10.1016/j.concog.2016.06.002>
- Saxe, G. N., Chinman, G., Berkowitz, R., Hall, K., Lieberg, G., Schwartz, J. & van der Kolk, B. A. (1994). Somatization in patients with dissociative disorders. *The American Journal of Psychiatry*, 151(9), 1329–1334.
- Schafer, J. L. & Graham, J. W. (2002). Missing data: Our view of the state of the art. *Psychological Methods*, 7(2), 147–177. <https://doi.org/10.1037//1082-989X.7.2.147>
- Schäfer, C. S. (2008). *Außergewöhnliche Erfahrungen: Konstruktion von Identität und Veränderung in autobiographischen Erzählungen* [Unveröffentlichte Dissertation]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Scharfetter, C. (1997). *Der spirituelle Weg und seine Gefahren* (4. Aufl.). Enke.
- Scharfetter, C. (1999). *Dissoziation - Split - Fragmentation: Nachdenken über ein Modell*. Huber.
- Scharfetter, C. (2008). *Das Ich auf dem spirituellen Weg: Vom Egozentrismus zum Kosmozentrismus* (2. Aufl.). Verlag Wissenschaft & Praxis.
- Scharfetter, C. (2010). *Allgemeine Psychopathologie* (6. Aufl.). Thieme.
- Scheidt, R. J. (1973). Belief in supernatural phenomena and locus of control. *Psychological Reports*, 32(3), 1159–1162. <https://doi.org/10.2466/pr0.1973.32.3c.1159>
- Schendera, C. F. G. (2010). *Clusteranalyse mit SPSS: Mit Faktorenanalyse*. Oldenbourg. www.gbv.de/dms/zbw/56296892X.pdf

- Schetsche, M. (2003). Soziale Kontrolle durch Pathologisierung? Konstruktion und Dekonstruktion 'außergewöhnlicher Erfahrungen' in der Psychologie. In B. Menzel & K. Ratzke (Hrsg.), *Grenzenlose Konstruktivität? Standortbestimmung und Zukunftsperspektiven konstruktivistischer Theorien abweichenden Verhaltens* (S. 141–160). Leske + Budrich.
- Schetsche, M. (2015). Anomalien im medialen Diskurs. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 63–73). Schattauer.
- Schetsche, M. & Schmied-Knittel, I. (2012). Zur Einleitung: Krisen der Wirklichkeit. In M. Schetsche & K. Krebber (Hrsg.), *Grenzpatrouillen: Sozialwissenschaftliche Forschung zu außergewöhnlichen Erfahrungen und Phänomenen* (S. 13–25). Logos.
- Schiepek, G. (1986). *Systemische Diagnostik in der klinischen Psychologie*. Beltz PVU.
- Schiepek, G. & Kaimer, P. (1987). Von der Verhaltensanalyse zur systemischen Diagnostik. In F. Caspar (Hrsg.), *Problemanalyse in der Psychotherapie: Bestandsaufnahme und Perspektiven* (S. 108–132). dgvt-Verlag.
- Schiepek, G. & Kaimer, P. (1996). Systemische Diagnostik im Fluss praktischer Erfahrungen. In F. Caspar (Hrsg.), *Psychotherapeutische Problemanalyse* (S. 269–288). dgvt-Verlag.
- Schlicht, T. (2008). Ein Stufenmodell der Intentionalität. In P. Spät (Hrsg.), *Zur Zukunft der Philosophie des Geistes* (S. 59–91). Mentis.
- Schlink, B. (1995). *Der Vorleser*. Diogenes.
- Schmid, G. B. (2010). *Tod durch Vorstellungskraft: Das Geheimnis psychogener Todesfälle* (2. Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-211-89869-7>
- Schmidt, H. & Schischkoff, G. (1991). *Philosophisches Wörterbuch* (22. Aufl.). Kröner.
- Schmidt, S. J. (2003). Was wir vom Lernen zu wissen glauben. In N. von Rein, E. Schiersmann & H. Siebert (Hrsg.), *Gehirn und Lernen* (S. 40–50). Bertelsmann.
- Schmidt, S. (2014). *Experimentelle Parapsychologie: Eine Einführung*. Ergon.
- Schmidt-Salomon, M. (2010). *Jenseits von Gut und Böse: Warum wir ohne Moral die besseren Menschen sind* (4. Aufl.). Pendo.
- Schmied-Knittel, I. (2015a). Nahttod-Erfahrungen. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 164–176). Schattauer.
- Schmied-Knittel, I. (2015b). Verbreitung außergewöhnlicher Erfahrungen. In G. Mayer, M. Schetsche, I. Schmied-Knittel & D. Vaitl (Hrsg.), *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 40–50). Schattauer.
- Schmied-Knittel, I. & Schetsche, M. (2011). Psi-Report Deutschland: Eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zu außergewöhnlichen Erfahrungen. In E. Bauer & M. Schetsche (Hrsg.), *Alltägliche Wunder: Erfahrungen mit dem Übersinnlichen - wissenschaftliche Befunde* (2. Aufl., S. 13–38). Ergon.
- Schmied-Knittel, I. & Schetsche, M. (2013). Everyday miracles results of a representative survey in Germany. *Mind and Matter*, 10(2), 169–184.
- Schmitt, M. (2021). Interaktionismus. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20. Aufl., S. 879–880). Hogrefe.
- Schmitz, H. (1985). Phänomenologie der Leiblichkeit. In H. G. Petzold (Hrsg.), *Leiblichkeit: Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven* (S. 71–106). Junfermann.
- Schmitz, H. (1989). *Leib und Gefühl: Materialien zu einer philosophischen Therapeutik* (2. Aufl.). Junfermann.
- Schmitz, H. (1995). *Der unerschöpfliche Gegenstand: Grundzüge der Philosophie*. Bouvier.

- Schmitz, H. (2005). *Der Leib. System der Philosophie: Bd. 2, Teil 1*. Bouvier.
- Schmutz Held, I. (2012). *Motivorientierte Beziehungsgestaltung: Zusammenhang mit dem Therapieerfolg und differenzielle Wirkung nach interpersonalen, störungsdiagnostischen und geschlechtsspezifischen Merkmalen* [Unveröffentlichte Dissertation]. Universität Bern.
- Schneider, B., Wolfersdorf, M. & Wurst, F. (2017). Suizid und Suizidprävention im psychiatrischen Krankenhaus. *PSYCH up2date*, 11(05), 445–462.
<https://doi.org/10.1055/s-0043-112228>
- Schneider, J. R. (2020). Aufstellungsarbeit beim klassischen Familienstellen nach Bert Hellinger. In C. Stadler & B. Kress (Hrsg.), *Praxishandbuch Aufstellungsarbeit: Grundlagen, Methodik und Anwendungsgebiete* (S. 97–114). Springer.
- Schneider, N. F., Sulak, H. & Panova, R. (2019). *Was kommt nach der Rushhour? Lebenslagen und Lebensverläufe von Frauen und Männern in der Lebensmitte*. Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. <https://www.bib.bund.de/Publikation/2019/Was-kommt-nach-der-Rushhour.html?nn=9751912>
- Schnell, R., Hill, P. B. & Esser, E. (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (8. Aufl.). Oldenbourg.
- Schouten, S. A. (1983). Quantitative Analysen paranormalen Spontanberichte. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 25(1/2), 1–27.
- Schriesheim, C. A. & DeNisi, A. S. (1980). Item presentation as an influence on questionnaire validity: A field experiment. *Educational and Psychological Measurement*, 40, 175–182.
- Schriever, F. (1998a). *Grenzbereiche der Realitätserfassung: Ein Erklärungsmodell auf der Basis individueller Lebenserfahrungen*. Retriever.
- Schriever, F. (1998b). Die Skala zur Erfassung paranormalen Überzeugungen (SEPÜ). *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 40/41, 95–133.
- Schrödinger, E. (1946). *Was ist Leben? Die lebende Zelle mit den Augen des Physikers betrachtet*. Francke.
- Schröer, C. (2008). Causa. In P. Prechtl & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 89). J.B. Metzler.
- Schulter, G. & Papousek, I. (2008). Believing in paranormal phenomena. *Cortex*, 44, 1326–1335.
- Schumaker, J. F. (1990). *Wings of illusion: The origin, nature and future of paranormal belief*. Prometheus.
- Schwegler, H. (1992). Systemtheorie als Weg zur Vereinheitlichung der Wissenschaften? In W. Krohn & G. Küppers (Hrsg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung* (S. 27–56). Suhrkamp.
- Schweizer, K. (1993). Struktur und Ausprägung magisch-irrationaler Glaubensinhalte. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 35(3/4), 212–220.
- Schwenke, H. (2005/2006/2007). Außersinnliche Wahrnehmung als Erleben - Warum die Wissenschaft außersinnliche Wahrnehmung nicht erreichen und eigene Erfahrungen nicht ersetzen kann. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 47/48/49, 111–128.
- Schwenke, H. (2014). *Transzendente Begegnungen: Phänomenologie und Metakritik*. Schwabe.
- Scoboria, A., Wade, K. A., Lindsay, D. S., Azad, T., Strange, D., Ost, J. & Hyman, I. E. (2017). A mega-analysis of memory reports from eight peer-reviewed false memory implantation studies. *Memory (Hove, England)*, 25(2), 146–163.
<https://doi.org/10.1080/09658211.2016.1260747>

- Searle, J. R. (1997). *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit: Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Rowohlt.
- Sedmak, C. (2008). Weltbild. In P. Prechtel & F.-P. Burkard (Hrsg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen* (3. Aufl., S. 674). J.B. Metzler.
- Shapin, B. & Coly, L. (Hrsg.). (1992). *Spontaneous psi, depth psychology and parapsychology*. Parapsychology Foundation.
- Shapiro, L. A. (Hrsg.). (2014). *The Routledge handbook of embodied cognition*. Routledge.
- Shapiro, S. (2000). *Philosophy of mathematics: Structure and ontology*. Oxford University Press.
- Sharpless, B. A. & Barber, J. P. (2011). Lifetime prevalence rates of sleep paralysis: A systematic review. *Sleep Medicine Reviews, 15*(5), 311–315.
- Sharps, M. J., Matthews, J. & Asten, J. (2006). Cognition and belief in paranormal phenomena: Gestalt/feature-intensive processing theory and tendencies toward ADHD, depression, and dissociation. *The Journal of Psychology, 140*(6), 579–590.
<https://doi.org/10.3200/JRLP.140.6.579-590>
- Sheldrake, R. (2001). Das morphische Feld sozialer Systeme. In G. Weber (Hrsg.), *Derselbe Wind lässt viele Drachen steigen: Systemische Lösungen im Einklang* (S. 29–42). Carl-Auer.
- Sherwood, S. & Milner, M. (2004). The relationship between transliminality and boundary structure subscales. *Imagination, Cognition and Personality, 24*(4), 369–378.
- Shevlin, M., Dorahy, M. J. & Adamson, G. (2007). Childhood traumas and hallucinations: An analysis of the National Comorbidity Survey. *Journal of psychiatric research, 41*(3-4), 222–228. <https://doi.org/10.1016/j.jpsychires.2006.03.004>
- Shusterman, R. (2011). Soma und Psyche. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 59*(4), 539–552.
- Sica, C., Novara, C. & Sanavio, E. (2002). Culture and psychopathology: Superstition and obsessive-compulsive cognitions and symptoms in a non-clinical Italian sample. *Personality and Individual Differences, 32*, 1001–1012.
- Sidgwick, E. M. (1924). On hindrances and complications in telepathic communication. *Proceedings of the American Society for Psychical Research, 34*(28-69).
- Siller, A. & Ambach, W. (2016). Presentiment bei der Aufdeckung verheimlichter Wissens. In D. Vaitl (Hrsg.), *Tätigkeitsbericht 2014-2015* (S. 17–18). Freiburg i. Br.: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP).
- Siller, A., Ambach, W. & Vaitl, D. (2015). Investigating expectation effects using multiple physiological measures. *Frontiers in Psychology, 6*, 1553.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2015.01553>
- Simeoni, E. (2015). *Parapsychologie im Sport: „Eine Katze zu verbuddeln ist blöd“*. Frankfurter Allgemeine Zeitung. <https://www.faz.net/aktuell/sport/mehr-sport/wie-parapsychologie-den-sport-sieht-13969829.html>
- Simmonds-Moore, C. (2012). Exploring ways of manipulating anomalous experiences for mental health and transcendence. In C. Simmonds-Moore (Hrsg.), *Exceptional experience and health: Essays on mind, body and human potential* (S. 171–195). McFarland.
- Simmonds-Moore, C. (2014). *Take part in a survey on exceptional experiences!* The Parapsychological Association. http://www.parapsych.org/blogs/simmonc/entry/66/2014/6/take_part_in_a_survey_on.aspx
- Sjöberg, L. & Wahlberg, A. (2002). Risk perception and New Age beliefs. *Risk Analysis, 22*, 751–764.
- Smith, C. L., Johnson, J. L. & Hathaway, W. (2009). Personality contributions to belief in paranormal phenomena. *Individual Differences Research, 7*(2), 85–96.

- Smith, J. C. & Karmin, A. D. (2002). Idiosyncratic reality claims, relaxation dispositions and ABC relaxation theory: happiness, literal Christianity, miraculous powers, metaphysics and the paranormal. *Perceptual and Motor Skills*, 95, 1119–1128.
- Smith, M. D., Foster, C. L. & Stovin, G. (1998). Intelligence and paranormal belief: Examining the role of context. *Journal of Parapsychology*, 62, 65–77.
- Smolensky, P. (1988). On the proper treatment of connectionism. *Behavioral and Brain Sciences*, 11(1), 1–23. <https://doi.org/10.1017/S0140525X00052432>
- Snel, F. J. J., van der Sijde, P. C. & Wiegant, F. A. (1995). Cognitive styles of believers and disbelievers in paranormal phenomena. *Journal of the Society for Psychical Research*, 60, 251–257.
- Sobal, J. & Emmons, C. F. (1982). Patterns of belief in religious, psychic, and other paranormal phenomena. *Zetetic Scholar*, 9, 7–17.
- Solomon, S., Greenberg, J. & Pyszczynski, T. A. (2016). *Der Wurm in unserem Herzen: Wie das Wissen um die Sterblichkeit unser Leben beeinflusst*.
- Sommer, I. E. C., Daalman, K., Rietkerk, T., Diederens, K. M., Bakker, S., Wijkstra, J. & Boks, M. P. M. (2010). Healthy individuals with auditory verbal hallucinations; who are they? Psychiatric assessments of a selected sample of 103 subjects. *Schizophrenia Bulletin*, 36(3), 633–641. <https://doi.org/10.1093/schbul/sbn130>
- Spanos, N. P., Cross, P. A., Dickson, K. & Dubreuil, S. C. (1993). Close encounters: An examination of UFO experiences. *Journal of Abnormal Psychology*, 102, 624–632.
- Sparfeldt, J. R., Schilling, S. R., Rost, D. H. & Thiel, A. (2006). Blocked versus randomized format of questionnaires: A confirmatory multigroup analysis. *Educational and Psychological Measurement*, 66(6), 961–974. <https://doi.org/10.1177/0013164405285906>
- Sparks, G. G. (2001). The relationship between paranormal beliefs and religious beliefs. *Skeptical Inquirer*, 25(5), 50–56.
- Sparrer, I., Varga von Kibéd, M. & Simon, F. B. (2010). *Klare Sicht im Blindflug: Schriften zur Systemischen Strukturaufstellung*. Carl-Auer.
- Spät, P. (2008). Einleitung. In P. Spät (Hrsg.), *Zur Zukunft der Philosophie des Geistes* (S. 9–23). Mentis.
- Spiegel, D. & Cardena, E. (1991). Disintegrated experience: The dissociative disorders revisited. *Journal of Abnormal Psychology*, 100, 366–378.
- Spitz, H. (2005a). *Emotionsregulation bei außergewöhnlichen Erfahrungen. Eine Fallstudie über Ratsuchende mit außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Spitz, H. (2005b). *Unveröffentlichter Anhang: Emotionsregulation bei außergewöhnlichen Erfahrungen. Eine Fallstudie über Ratsuchende mit außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Stace, W. T. (1960). *Mysticism and philosophy*. J.B. Lippincott.
- Stadler, C. & Kress, B. (2020). Aufstellungsarbeit – was ist das? Definition, Bedeutung und Methodik. In C. Stadler & B. Kress (Hrsg.), *Praxishandbuch Aufstellungsarbeit: Grundlagen, Methodik und Anwendungsgebiete* (S. 3–32). Springer.
- Stadler, M. & Kruse, P. (1992). Zur Emergenz psychischer Qualitäten: Das psychophysische Problem im Lichte der Selbstorganisationstheorie. In W. Krohn & G. Küppers (Hrsg.), *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung* (S. 134–160). Suhrkamp.

- Startup, M. (1999). Schizotypy, dissociative experiences and childhood abuse: Relationships among self-report measures. *British Journal of Clinical Psychology*, 38(4), 333–344. <https://doi.org/10.1348/014466599162908>
- Statistische Ämter des Bundes und der Länder. (2015). *Zensus 2011: Zensus Kompakt. Endgültige Ergebnisse*. Stuttgart. Statistisches Landesamt Baden-Württemberg.
- Statistisches Bundesamt. (2010). *Frauen und Männer in verschiedenen Lebensphasen*. Wiesbaden. Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt. (2012a). *Alleinlebende in Deutschland: Ergebnisse des Mikrozensus 2011*. Wiesbaden. Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt. (2012b). *Bildung und Kultur: Studierende an Hochschulen*. Wiesbaden. Statistisches Bundesamt.
- Statistisches Bundesamt. (2013). *Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland 2012*. Wiesbaden. Statistisches Bundesamt.
- Staudenmaier, L. (1912). *Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft*. Akademische Verlagsgesellschaft. <https://katalog.ub.uni-freiburg.de/link?id=037318217>
- Steinfurth, H. (1996). *Dissoziation und paranormale Überzeugung* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Universität Jena.
- Stellpflug, M. H. & Berns, I. (2006). *Musterberufsordnung für die Psychologischen Psychotherapeuten und Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten*. Psychotherapeutenverlag.
- Stephan, A. (2016). *Emergenz: Von der Unvorhersagbarkeit zur Selbstorganisation*. Mentis.
- Stokes, D. M. (1997). Spontaneous psi phenomena. *Advances in Parapsychological Research*, 8, 6–87.
- Storch, M., Cantieni, B., Hüther, G. & Tschacher, W. (2011). *Embodiment: Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen*. Hogrefe.
- Stouffer, S. A., Guttman, L., Suchman, E. A., Lazarsfeld, P. F., Star, S. A. & Clausen, J. A. (Hrsg.). (1950). *Measurement and prediction: Studies in social psychology in World War II (IV)*. University Press. <https://doi.org/10.2307/2571672>
- Strauß, B. (Hrsg.). (2008). *Bindung und Psychopathologie*. Klett-Cotta.
- Strauß, B. (2021). *Bindung* (2. Aufl.). Psychosozial-Verlag.
- Strauß, B., Kirchmann, H., Eckert, J., Lobo-Drost, A., Marquet, A., Papenhausen, R., Mosheim, R., Biebl, W., Liebler, A., Seidler, K.-P., Schreiber-Willnow, K., Mattke, D., Mestel, R., Daudert, E., Nickel, R., Schauenburg, H. & Höger, D. (2006). Attachment characteristics and treatment outcome following inpatient psychotherapy: Results of a multisite study. *Psychotherapy Research*, 16(5), 579–594. <https://doi.org/10.1080/10503300600608322>
- Strauß, B. & Lobo-Drost, A. (1999). *Erwachsenen-Bindungsprototypen-Rating (EBPR). Eine Methode zur Erfassung von Bindungsqualitäten im Erwachsenenalter basierend auf dem Adult Attachment Prototype Rating von Pilkonis: Version 1.2* [Unveröffentlichtes Manuskript]. Jena/Hamburg.
- Strauß, B. & Schauenburg, H. (Hrsg.). (2017). *Bindung in Psychologie und Medizin: Grundlagen, Klinik und Forschung - ein Handbuch*. Kohlhammer.
- Strauß, B. M., Barber, J. P. & Castonguay, L. G. (Hrsg.). (2015). *Visions in psychotherapy research and practice: Reflections from presidents of society for psychotherapy research*. Routledge.
- Strauß, B. M., Lobo-Drost, A. & Pilkonis, P. A. (1999). Einschätzung von Bindungsstilen bei Erwachsenen - erste Erfahrungen mit der deutschen Version einer Prototypenbeurteilung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 47, 347–364.

- Streubel, T. (2010). Die Leibvergessenheit in der aktuellen Gehirn-Geist-Debatte. *Perspektiven der Philosophie*, 36(1), 343–361.
- Strube, G. (Hrsg.). (1996). *Wörterbuch der Kognitionswissenschaft*. Klett-Cotta.
- Strunk, G. & Schiepek, G. (2013). *Systemische Psychologie: Eine Einführung in die komplexen Grundlagen menschlichen Verhaltens*. Elsevier.
- Stuart-Hamilton, I., Nayak, L. & Priest, L. (2006). Intelligence, belief in the paranormal, knowledge of probability and aging. *Educational Gerontology*, 32, 173–184.
- Suedfeld, P. (1990). *Restricted environmental stimulation: Theoretical and empirical developments in flotation REST*. Springer.
- Suedfeld, P. & Bow, R. A. (2007). Health and therapeutic applications of chamber and flotation restricted environmental stimulation therapy (REST). *Psychology & Health*, 14(3), 545–566. <https://doi.org/10.1080/08870449908407346>
- Sullivan, H. S. (1953). *The interpersonal theory of psychiatry*. Norton.
- Sutherland, S. (1992). *Irrationality: the enemy within*. Constable.
- Suzuki, D. T. (1980). *Die große Befreiung*. Scherz.
- Szkotnicki, N. (2018). *Zusammenhang zwischen der Absorptionsfähigkeit und verwandten Persönlichkeitsmerkmalen* [Unveröffentlichte Bachelorarbeit]. Justus-Liebig-Universität, Gießen.
- Tart, C. T. (1975). *Transpersonal psychologies*. Harper & Row.
- Tart, C. T. (Hrsg.). (1997). *Body, mind, spirit : exploring the parapsychology of spirituality*. Hampton Roads.
- Teasdale, J. D. & Barnard, P. J. (1993). *Affect, cognition and change: Re-modelling depressive thought*. Erlbaum.
- Tebartz van Elst, L. (2017). *Vom Anfang und Ende der Schizophrenie: Ein Plädoyer für die Abschaffung eines unzeitgemäßen Begriffs und Konzepts*. Kohlhammer.
- Tellegen, A. & Atkinson, G. (1974). Openness to absorbing and self-altering experiences ('absorption'), a trait related to hypnotic susceptibility. *Journal of Abnormal Psychology*, 83, 268–277.
- Terwey, M. & Baltzer, S. (2013). *ALLBUS 2012 - Variable Report*. GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. <https://www.gesis.org/allbus/inhalte-suche/studienprofile-1980-bis-2016/2012/>
- Thalbourne, M. A. (1995a). Further studies of the measurement and correlates of belief in the paranormal. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 89, 233–247.
- Thalbourne, M. A. (1995b). Psychological characteristics of believers in the paranormal: a replicative study. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 89, 153–164.
- Thalbourne, M. A. (1996). Belief in life after death: psychological origins and influences. *Personality and Individual Differences*, 21, 1043–1045.
- Thalbourne, M. A. (1998). Transliminality: further correlates and a short measure. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 92, 402–419.
- Thalbourne, M. A. (2000). Transliminality: A review. *International Journal of Parapsychology*, 11(2), 1–34.
- Thalbourne, M. A. & Delin, P. S. (1993). A new instrument for measuring the sheep-goat variable: Its psychometric properties and factor structure. *Journal of the Society for Psychical Research*, 59, 172–186.
- Thalbourne, M. A. & Delin, P. S. (1994). A common thread underlying belief in the paranormal, creative personality, mystical experience and psychopathology. *Journal of Parapsychology*, 58(1), 3–38.

- Thalbourne, M. A., Dunbar, K. A. & Delin, P. S. (1995). An investigation into correlates of belief in the paranormal. *Journal of the American Society for Psychical Research*, *89*, 215–231.
- Thalbourne, M. A. & Nofi, O. (1997). Belief in the paranormal, superstitiousness and intellectual ability. *Journal of the American Society for Psychical Research*, *61*, 365–371.
- Tholey, P. (1980). Klarträume als Gegenstand empirischer Untersuchungen. *Gestalt Theory*, *2*, 175–191.
- Tholey, P. (1981). Empirische Untersuchungen über Klarträume. *Gestalt Theory*, *3*, 21–62.
- Tholey, P. & Utecht, K. (1989). *Schöpferisch träumen: Wie Sie im Schlaf das Leben meistern; der Klartraum als Lebenshilfe* (Überarb. u. erg. Aufl.). Falken.
- Thompson, E. (2010). *Mind in life: Biology, phenomenology, and the sciences of mind*. Harvard University Press.
- Thouless, R. & Wiesner, B. P. (1946). On the nature of psi phenomena. *Journal of Parapsychology*, *10*, 107–119.
- Tien, A. Y. (1991). Distribution of hallucinations in the population. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, *26*(6), 287–292. <https://doi.org/10.1007/BF00789221>
- Tien, A. Y., Costa, P. T. & Eaton, W. W. (1992). Covariance of personality, neurocognition, and schizophrenia spectrum traits in the community. *Schizophrenia Research*, *7*(2), 149–158.
- Tischner, R. (1923). *Einführung in den Okkultismus und Spiritismus*. J.F. Bergmann.
- Tobacyk, J. J. (1982). Paranormal belief and trait anxiety. *Psychological Reports*, *51*, 861–862.
- Tobacyk, J. J. (1983a). Death threat, death concerns and paranormal belief. *Death Education*, *7*, 115–124.
- Tobacyk, J. J. (1983b). Paranormal beliefs, interpersonal trust and social interest. *Psychological Reports*, *53*, 229–230.
- Tobacyk, J. J. (1984). Paranormal belief and college grade point average. *Psychological Reports*, *54*, 217–118.
- Tobacyk, J. J. (1985a). Paranormal beliefs and identity achievement. *Psychological Reports*, *56*, 26.
- Tobacyk, J. J. (1985b). Paranormal beliefs, alienation and anomie in college students. *Psychological Reports*, *57*, 844–846.
- Tobacyk, J. J. (2004). A revised paranormal belief scale. *International Journal of Transpersonal Studies*, *23*, 94–98.
- Tobacyk, J. J. & Milford, G. (1983). Belief in paranormal phenomena: Assessment instrument development and implications for personality functioning. *Journal of Personality and Social Psychology*, *44*, 1029–1037.
- Tobacyk, J. J. & Mitchell, T. E. (1987). Out-of-body experience status as a moderator of effects of narcissism on paranormal beliefs. *Psychological Reports*, *60*, 440–442.
- Tobacyk, J. J., Nagot, E. & Miller, M. (1988a). Paranormal beliefs and locus of control: A multidimensional examination. *Journal of Personality Assessment*, *52*(2), 241–246. https://doi.org/10.1207/s15327752jpa5202_5
- Tobacyk, J. J. & Pirttilä-Backman, A. (1992). Paranormal beliefs and their implications in university students from Finland and the United States. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, *23*, 59–71.
- Tobacyk, J. J., Pritchett, G. & Mitchell, T. E. (1988b). Paranormal beliefs in late adulthood. *Psychological Reports*, *62*, 969–966.

- Tobacyk, J. J. & Tobacyk, Z. S. (1992). Comparisons of belief-based personality constructs in Polish and American university students: Paranormal beliefs, locus of control, irrational beliefs and social interest. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, *23*, 311–325.
- Tobacyk, J. J. & Wilkinson, L. V. (1990). Magical thinking and paranormal beliefs. *Journal of Social Behavior and Personality*, *5*, 255–264.
- Tobacyk, J. J. & Wilkinson, L. V. (1991). Paranormal beliefs and preference for games of chance. *Psychological Reports*, *68*, 1088–1090.
- Tölle, P. (2003a). *Typische Planstrukturen bei Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit], Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
- Tölle, P. (2003b). *Unveröffentlichter Anhang: Typische Planstrukturen von Menschen mit außergewöhnlichen Erfahrungen* [Unveröffentlichte Diplomarbeit], Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
- Tremmel, M. (2014). Zur Klärung grundlegender Begriffe und Konzepte der Parapsychologie und verwandter Disziplinen. *Zeitschrift für Anomalistik*, *14*(2/3), 248–291.
- Tressoldi, P. (2013). Does System 1 process both local and nonlocal information in intuitive judgment and decision making? Available Evidence and a Research Agenda Proposal. *Psychology*, *04*(11), 798–803.
- Trull, T. J. (1992). DSM-III—R personality disorders and the five-factor model of personality: An empirical comparison. *Journal of Abnormal Psychology*, *101*(3), 553–560.
<https://doi.org/10.1037/0021-843X.101.3.553>
- Tschacher, W. (1997). *Prozeßgestalten: Die Anwendung der Selbstorganisationstheorie und der Theorie dynamischer Systeme auf Probleme der Psychologie*. Hogrefe.
- Tschacher, W. & Haken, H. (2007). Intentionality in non-equilibrium systems? The functional aspects of self-organized pattern formation. *New Ideas in Psychology*, *25*(1), 1–15.
<https://doi.org/10.1016/j.newideapsych.2006.09.002>
- Tschacher, W. & Haken, H. (2019). *The process of psychotherapy: Causation and chance*. Springer.
- Tschacher, W., Haken, H. & Kyselo, M. (2015). Alliance: a common factor of psychotherapy modeled by structural theory. *Frontiers in Psychology*, *6*, 1–11.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2015.00421>
- Tschacher, W. & Junghan, U. (2000). Das Problem der Kognition in Psychiatrie und Psychologie. In G. Rusch & S. J. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktivismus in Psychiatrie und Psychologie* (S. 51–77). Suhrkamp.
- Tschacher, W. & Munt, M. (2013). Das Selbst als Attraktor: Das psychologische Selbst aus systemtheoretischer und achtsamkeitsbasierter Sicht. *Psychotherapie in Psychiatrie, Psychotherapeutischer Medizin und Klinischer Psychologie*, *18*(2), 18–37.
- Tschacher, W., Rees, G. M. & Ramseyer, F. (2014). Nonverbal synchrony and affect in dyadic interactions. *Frontiers in Psychology*, *5*, 1323.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2014.01323>
- Tschacher, W. & Storch, M. (2010). Embodiment und Körperpsychotherapie. In A. Künzler, C. Böttcher, R. Hartmann & M.-H. Nussbaum (Hrsg.), *Körperzentrierte Psychotherapie im Dialog* (S. 161–176). Springer.
- Tschacher, W. & Storch, M. (2012). Die Bedeutung von Embodiment für Psychologie und Psychotherapie. *Psychotherapie*, *17*(2), 259–267.
- Tschacher, W. & Storch, M. (2017). Grundlagen des Embodiment-Ansatzes in den Humanwissenschaften. *Motorik*, *40*(3), 118–126.
- Tyrrell, G. N. M. (1979). *Erscheinungen und Visionen im PSI-Feld*. Walter.

- Uexküll, T. v. (1980). Die Umweltlehre als Theorie der Zeichenprozesse. In J. v. Uexküll & T. v. Uexküll (Hrsg.), *Kompositionslehre der Natur: Biologie als undogmatische Naturwissenschaft*. Ullstein.
- Ullman, M. (1977). Psychopathology and psi phenomena. In B. B. Wolman, L. A. Dale, G. R. Schmeidler & M. Ullman (Hrsg.), *Handbook of parapsychology* (S. 557–574). McFarland.
- Unterrassner, L., Wyss, T. A., Krummenacher, P., Wotruba, D., Brugger, P., Haker, H., Folkers, G. & Rössler, W. (2014). Exceptional experiences in healthy people - early warning signals of psychosis? Poster T242. *Schizophrenia Research*, 153, 375. [https://doi.org/10.1016/S0920-9964\(14\)71058-8](https://doi.org/10.1016/S0920-9964(14)71058-8)
- Unterrassner, L., Wyss, T. A., Wotruba, D., Ajdacic-Gross, V., Haker, H. & Rössler, W. (2017a). Psychotic-like experiences at the healthy end of the psychosis continuum. *Frontiers in Psychology*, 8, 775. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.00775>
- Unterrassner, L., Wyss, T. A., Wotruba, D., Haker, H. & Rössler, W. (2017b). The intricate relationship between psychotic-like experiences and associated subclinical symptoms in healthy individuals. *Frontiers in Psychology*, 8, 1537. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.01537>
- Utsch, M., Anderssen-Reuster, U., Frick, E., Gross, W., Murken, S., Schouler-Ocak, M. & Stotz-Ingenlath, G. (2017). Empfehlungen zum Umgang mit Religiosität und Spiritualität in Psychiatrie und Psychotherapie: Positionspapier der DGPPN, 6(1), 1–6. <https://doi.org/10.1515/spircare-2016-0220>
- Utsch, M., Bonelli, R. M. & Pfeifer, S. (2014). *Psychotherapie und Spiritualität: Mit existenziellen Konflikten und Transzendenzfragen professionell umgehen*. Springer.
- Utsch, M. & Frick, E. (2015). Religiosität und Spiritualität in der Psychotherapie. *Psychotherapeut*, 60(5), 451–466. <https://doi.org/10.1007/s00278-015-0052-5>
- Vaitl, D. (2002). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2000-2001*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2000_1.pdf
- Vaitl, D. (2004). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2002-2003*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2003_1.pdf
- Vaitl, D. (2006). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2004-2005*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2006.pdf
- Vaitl, D. (2008). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2006-2007*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2008.pdf
- Vaitl, D. (2010). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2008-2009*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2010.pdf
- Vaitl, D. (2012). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2010-2011*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/report_2012.pdf
- Vaitl, D. (2014). *Tätigkeitsbericht - Biennial Report 2012-2013*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/TB20122013_D.pdf
- Vaitl, D. (2016). *Tätigkeitsbericht 2014-2015*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/IGPP_Taetigkeitsbericht_2014-2015.pdf
- Vaitl, D. (2018). *Tätigkeitsbericht 2016-2017*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/IGPP_Taetigkeitsbericht_2016-2017.pdf
- Vaitl, D. (2020). *Tätigkeitsbericht 2018-2019*. Freiburg i. Br. https://www.igpp.de/allg/Berichte/IGPP_Tb20182019_D.pdf

- van de Ven, V. & Merckelbach, H. (2003). The role of schizotypy, mental imagery, and fantasy proneness in hallucinatory reports of undergraduate students. *Personality and Individual Differences*, 35(4), 889–896. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(02\)00304-5](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(02)00304-5)
- van Dierendonck, D. & Te Nijenhuis, J. (2005). Flotation restricted environmental stimulation therapy (REST) as a stress-management tool: A meta-analysis. *Psychology & Health*, 20(3), 405–412. <https://doi.org/10.1080/08870440412331337093>
- van Eeden, F. (1913). A Study of dreams. *Proceedings of the American Society for Psychical Research*, 26, 431–461.
- van Os, J. (2003). Is there a continuum of psychotic experiences in the general population? *Epidemiologia e Psichiatria Sociale*, 12(04), 242–252. <https://doi.org/10.1017/S1121189X00003067>
- van Os, J., Hanssen, M., Bijl, R. V. & Ravelli, A. (2000). Strauss (1969) revisited: A psychosis continuum in the general population? *Schizophrenia Research*, 45, 11–20.
- van Os, J., Linscott, R. J., Myin-Germeys, I., Delespaul, P. & Krabbendam, L. (2009). A systematic review and meta-analysis of the psychosis continuum: Evidence for a psychosis proneness–persistence–impairment model of psychotic disorder. *Psychological Medicine*, 39(02), 179. <https://doi.org/10.1017/S0033291708003814>
- van Quekelberghe, R. (2017). Mystische Erfahrungen. In L. Hofmann & P. Heise (Hrsg.), *Spiritualität und spirituelle Krisen: Handbuch zu Theorie, Forschung und Praxis* (S. 180–190). Schattauer.
- Varela, F. J. (1979). *Principles of biological autonomy*. North-Holland.
- Varela, F. J. (1990). *Kognitionswissenschaft-Kognitionstechnik: Eine Skizze aktueller Perspektiven*. Suhrkamp.
- Varela, F. J. (2002). „Wahr ist, was funktioniert“. In B. Pörksen (Hrsg.), *Die Gewissheit der Ungewissheit: Gespräche zum Konstruktivismus* (S. 112–138). Carl-Auer.
- Varela, F. J., Thompson, E. & Rosch, E. (1991). *The embodied mind: Cognitive science and human experience*. MIT.
- Varela, F. J., Thompson, E. & Rosch, E. (1992). *Der mittlere Weg der Erkenntnis: Die Beziehung von Ich und Welt in der Kognitionswissenschaft - der Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Theorie und menschlicher Erfahrung*. Scherz.
- Varela, F. J., Thompson, E. & Rosch, E. (2016). *The embodied mind: Cognitive science and human experience* (Revised edition). MIT.
- Varese, F., Barkus, E. & Bentall, R. P. (2011). Dissociation mediates the relationship between childhood trauma and hallucination-proneness. *Psychological Medicine*, 1–12.
- Vecera, S. P. & O'Reilly, R. C. (1998). Figure-ground organization and object recognition processes: An interactive account. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance*, 24(2), 441–462. <https://doi.org/10.1037//0096-1523.24.2.441>
- Vogel, C., Wettstein, M. & Tesch-Römer, C. (Hrsg.). (2019). *Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte*. Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-25079-9>
- Vollema, M. G. & van den Bosch, R. J. (1995). The multidimensionality of schizotypy. *Schizophrenia Bulletin*, 21(1), 19–31.
- Vollmer, G. (1998). *Evolutionäre Erkenntnistheorie: Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie*. Hirzel.
- Vollmer, G. (2017). *Gretchenfragen an Naturalisten* (2. Aufl.). Alibri.
- Wagemann, J. (2010). *Gehirn und menschliches Bewusstsein: Neuromythos und Strukturphänomenologie*. Shaker.

- Wagner, M. W. & Ratzburg, F. H. (1987). Hypnotic suggestibility and paranormal belief. *Psychological Reports*, 60(3 Pt 2), 1069–1070. <https://doi.org/10.2466/pr0.1987.60.3c.1069>
- Walach, H. (2009). *Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte; ein Lehrbuch* (2. Aufl.). Kohlhammer.
- Walach, H. (2011a). *Spiritualität: Warum wir die Aufklärung weiterführen müssen ; mit ausführlichem Glossar*. Drachen.
- Walach, H. (2011b). *Weg mit den Pillen! Selbstheilung oder warum wir für unsere Gesundheit Verantwortung übernehmen müssen; eine Streitschrift*. Irisiana.
- Walach, H. & Stillfried, N. von (2011). Generalised Quantum Theory - basic idea and general intuition: A background story and overview. *Axiomathes*, 21(2), 185–209. <https://doi.org/10.1007/s10516-010-9145-5>
- Waldenfels, B. (2010). *Das leibliche Selbst: Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Suhrkamp.
- Wallace, J. F. & Newman, J. P. (1997). Neuroticism and the attentional mediation of dysregulatory psychopathology. *Cognitive Therapy and Research*, 21(2), 135–156. <https://doi.org/10.1023/A:1021828628571>
- Wallace, J. F. & Newman, J. P. (1998). Neuroticism and the facilitation of the automatic orienting of attention. *Personality and Individual Differences*, 24(2), 253–266. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(97\)00153-0](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(97)00153-0)
- Waller, N. G., Putnam, F. W. & Carlson, E. B. (1996). Types of dissociation and dissociative types: A taxometric analysis of dissociative experiences. *Psychological Methods*, 1, 300–321.
- Walsh, R. N. & Vaughan, F. E. (Hrsg.). (1993). *Paths beyond ego: The transpersonal vision*. J.P. Tarcher.
- Walther, G. (1966). Die Bedeutung der phänomenologischen Methode Edmund Husserls für die Parapsychologie. In H. Bender (Hrsg.), *Parapsychologie: Entwicklung, Ergebnisse, Probleme* (S. 683–697). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wang, P. S., Lane, M., Olfson, M., Pincus, H. A., Wells, K. B. & Kessler, R. C. (2005). Twelve-month use of mental health services in the United States: Results from the National Comorbidity Survey Replication. *Archives of General Psychiatry*, 62(6), 629–640. <https://doi.org/10.1001/archpsyc.62.6.629>
- Warschburger, P. (2009). *Beratungspsychologie*. Springer.
- Waters, E., Merrick, S., Treboux, D., Crowell, J. A. & Albersheim, L. (2003). Attachment security in infancy and early adulthood: A twenty-year longitudinal study. *Child Development*, 71(3), 684–689. <https://doi.org/10.1111/1467-8624.00176>
- Watson, D. (2001). Dissociations of the night: Individual differences in sleep-related experiences and their relation to dissociation and schizotypy. *Journal of Abnormal Psychology*, 110(4), 526–535. <https://doi.org/10.1037/0021-843X.110.4.526>
- Watson, D. (2003). Investigating the construct validity of the dissociative taxon: Stability analyses of normal and pathological dissociation. *Journal of Abnormal Psychology*, 112(2), 298–305. <https://doi.org/10.1037/0021-843X.112.2.298>
- Watson, D., Clark, L. A. & Chmielewski, M. (2008). Structures of personality and their relevance to psychopathology: II. Further articulation of a comprehensive unified trait structure. *Journal of Personality*, 76(6), 1545–1586. <https://doi.org/10.1111/j.1467-6494.2008.00531.x>

- Watson, D., Stasik, S. M., Ro, E. & Clark, L. A. (2013). Integrating normal and pathological personality: Relating the DSM-5 trait-dimensional model to general traits of personality. *Assessment*, 20(3), 312–326. <https://doi.org/10.1177/1073191113485810>
- Watt, C. & Tierney, I. (2014). Psi-related-experiences. In E. Cardeña, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 241–272). American Psychological Association.
- Watzlawick, P. (Hrsg.). (2002). *Die erfundene Wirklichkeit: Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. Piper.
- Watzlawick, P. (2011). *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen* (10. Aufl.). Piper.
- Wehrle, M. (2013). Medium und Grenze: Der Leib als Kategorie der Intersubjektivität. Phänomenologie und Anthropologie im Dialog. In T. Breyer (Hrsg.), *Grenzen der Empathie: Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven* (S. 217–238). Wilhelm Fink.
- Weizsäcker, E. U. v. (1974). Erstmaligkeit und Bestätigung als Komponenten der pragmatischen Information. In E. U. v. Weizsäcker (Hrsg.), *Beiträge zur Zeitstruktur von Information, Entropie und Evolution* (S. 82–113). Klett-Cotta.
- Wenninger, G. (Hrsg.). (2002). *Lexikon der Psychologie: Why bis Z* (Bd. 5). Spektrum Akademischer Verlag.
- Wettstein, M. & Spuling, S. M. (2019). Lebenszufriedenheit und depressive Symptome bei Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte. In C. Vogel, M. Wettstein & C. Tesch-Römer (Hrsg.), *Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte* (S. 53–70). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25079-9_4
- Wetzel, M. (2011). *Prinzip Subjektivität: Spezielle Theorie; ontologisch-epistemologische Komplementarität* (2. Aufl.). Königshausen & Neumann.
- Whalen, J. E. & Nash, M. R. (1996). Hypnosis and dissociation. In L. Michelson & W. J. Ray (Hrsg.), *Handbook of dissociation: Theoretical, empirical, and clinical perspectives*. Plenum.
- Wheeler, W. M. (1911). The ant-colony as an organism. *Journal of Morphology*, 22(2), 307–325. <https://doi.org/10.1002/jmor.1050220206>
- White, R. A. (1993). Working classification of EHEs. *Exceptional Human Experience: Background Papers*, 11(2), 149–150.
- White, R. A. (1997a). Dissociation, narrative, and exceptional human experiences. In S. Krippner & S. Powers (Hrsg.), *Broken images, broken selves: Dissociative narratives in clinical practice* (S. 88–121). Brunner/Mazel.
- White, R. A. (1997b). Exceptional human experiences and the experiential paradigm. In C. T. Tart (Hrsg.), *Body, mind, spirit: exploring the parapsychology of spirituality* (S. 83–100). Hampton Roads.
- White, R. A. (1997c). The human component in exceptional human experiences. *Exceptional Human Experience: Special Issue. Background Papers II*, 15(1), 33–36.
- White, R. A. (1997d). List of potential exceptional human experiences. *Exceptional Human Experience: Special Issue. Background Papers II*, 15(1), 41–43.
- White, R. A. (1997e). New terms associated with exceptional human experiences. *Exceptional Human Experience: Special Issue. Background Papers II*, 15(1), 39–41.
- White, R. A. (1997f). What are exceptional human experiences? *Exceptional Human Experience: Special Issue. Background Papers II*, 15(1), 37–39.

- White, R. A. (1998). Becoming more human as we work: The reflexive role of exceptional human experience. In W. Braud & R. Anderson (Hrsg.), *Transpersonal research methods for the social sciences: Honoring human experience* (S. 128–145). Sage.
- White, R. A. (1999). *Exceptional human experiences: A brief overview*. EHE Network, Inc. <http://www.ehe.org/display/ehe-page53e5.html?ID=5>.
- White, R. W. (1959). Motivation reconsidered: The concept of competence. *Psychological Review*, *66*, 297–333.
- Wiegand, M. H. (2018). Neurobiologie von Schlaf und Traum. In A. Krovoza & C. Walde (Hrsg.), *Traum und Schlaf: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 224–232). J.B. Metzler.
- Wierzbicki, M. (1985). Reasoning errors and belief in the paranormal. *Journal of Social Psychology*, *125*, 489–494.
- Wiggins, J. S. & Pincus, A. L. (1989). Conceptions of personality disorders and dimensions of personality. *Psychological Assessment: A Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *1*(4), 305–316. <https://doi.org/10.1037/1040-3590.1.4.305>
- Wilber, K. (1980a). *The Atman project: A transpersonal view of human development*. Quest.
- Wilber, K. (1980b). The pre/trans-fallacy. *Re-Vision*, *3*, 51–72.
- Wilber, K. (1983). *Eye to eye: The quest for the new paradigm*. Anchor.
- Willaschek, M. (2004). Realismus und Intentionalität: Eine 'disjunktive' Konzeption des Weltbezugs von Überzeugungen. In C. Halbig & C. Suhm (Hrsg.), *Was ist wirklich? Neuere Beiträge zu Realismusedebatten in der Philosophie* (S. 49–79). De Gruyter.
- Willaschek, M. (2014). *Der mentale Zugang zur Welt: Realismus, Skeptizismus und Intentionalität* (2. Aufl.). Vittorio Klostermann.
- Willging, B. T. & Lester, D. (1997). Paranormal beliefs and personality scores of high school students. *Perceptual and Motor Skills*, *85*, 938.
- Williams, E., Francis, L. J. & Robbins, M. (2007). Personality and paranormal belief: A study among adolescents. *Pastoral Psychology*, *56*, 9–14.
- Williams, L. M. (1995). Belief in the paranormal: its relationship with schizotypy and cognitive style. *Australian Parapsychological Review*, *20*, 8–10.
- Williams E., Francis, L. J. & Robbins, M. (2006). Attitude toward Christianity and paranormal belief among 13- to 16-year-old students. *Psychological Reports*, *99*, 266.
- Wilson, K. & French, C. C. (2006). The relationship between susceptibility to false memories, dissociativity and paranormal belief and experience. *Personality and Individual Differences*, *41*, 1493–1502.
- Wilson, S. C. & Barber, T. X. (1983). The fantasy-prone personality: Implications for understanding imagery, hypnosis, and parapsychological phenomena. In A. A. Sheikh (Hrsg.), *Imagery: Current theory, research, and application* (S. 340–387). Wiley.
- Windholz, G. & Diamant, L. (1974). Some personality traits of believers in extraordinary phenomena. *Bulletin of the Psychonomic Society*, *3*, 125–126.
- Windt, J. M. (2018). Kognitionswissenschaften und Philosophie des Geistes. In A. Krovoza & C. Walde (Hrsg.), *Traum und Schlaf: Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 233–247). J.B. Metzler.
- Wink, P., Ciciolla, L., Dillon, M. & Tracy, A. (2007). Religiousness, spiritual seeking and personality: findings from a longitudinal study. *Journal of Personality*, *75*, 1051–1070.
- Wirtz, M. A. (2004). Über das Problem fehlender Werte: Wie der Einfluss fehlender Informationen auf Analyseergebnisse entdeckt und reduziert werden kann [On the problem of missing data: How to identify and reduce the impact of missing data on fin-

- dings of data analysis]. *Die Rehabilitation*, 43(2), 109–115.
<https://doi.org/10.1055/s-2003-814839>
- Wirtz, M. A. (Hrsg.). (2021). *Dorsch - Lexikon der Psychologie* (20., überarb. Aufl.). Hogrefe.
- Wirtz, M. A. & Caspar, F. (1994). *Ratings - Bestimmung und Verbesserung der Übereinstimmung und der Reliabilität* (Forschungsberichte aus dem Psychologischen Institut der Universität Bern Nr. 3). Psychologisches Institut der Universität Bern.
- Wirtz, M. A. & Caspar, F. (2002). *Beurteilerübereinstimmung und Beurteilerreliabilität: Methoden zur Bestimmung und Verbesserung der Zuverlässigkeit von Einschätzungen mittels Kategoriensystemen und Ratingskalen*. Hogrefe.
- Wirtz, M. A. & Kutschmann, M. (2007). Analyse der Beurteilerübereinstimmung für kategoriale Daten mittels Cohens Kappa und alternativer Maße. *Die Rehabilitation*, 46(6), 370–377. <https://doi.org/10.1055/s-2007-976535>
- Wiseman, R. & Smith, M. D. (2002). Assessing the role of cognitive and motivational biases in belief in the paranormal. *Journal of the American Society for Psychical Research*, 66, 157–166.
- Wiseman, R. & Watt, C. (2004). Measuring superstitious belief: Why lucky charms matter. *Personality and Individual Differences*, 37(8), 1533–1541.
<https://doi.org/10.1016/j.paid.2004.02.009>
- Wittchen, H.-U. & Hoyer, J. (Hrsg.). (2011). *Klinische Psychologie & Psychotherapie* (2. Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-13018-2>
- Wittchen, H.-U., Jacobi, F., Rehm, J., Gustavsson, A., Svensson, M., Jönsson, B., Olesen, J., Allgulander, C., Alonso, J., Faravelli, C., Fratiglioni, L., Jennum, P., Lieb, R., Maercker, A., van Os, J., Preisig, M., Salvador-Carulla, L., Simon, R. & Steinhausen, H.-C. (2011). The size and burden of mental disorders and other disorders of the brain in Europe 2010. *European Neuropsychopharmacology*, 21(9), 655–679.
<https://doi.org/10.1016/j.euroneuro.2011.07.018>
- Witte, E. H. & Caspar, F. (1976). Zur Identifizierbarkeit von Schwierigkeitsfaktoren. *Diagnostica*, 22(3).
- Wittmann, M., Otten, S., Schötz, E., Sarikaya, A., Lehnen, H., Jo, H.-G., Kohls, N. B., Schmidt, S. & Meissner, K. (2014). Subjective expansion of extended time-spans in experienced meditators. *Frontiers in Psychology*, 5, 1586.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2014.01586>
- Wöhrle, A. (2001). *Zusammenhänge zwischen den Strukturen und Strategien von Eltern und ihren Kindern* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br.
- Wolf, C. (2007). *Wahrnehmung als mentale Repräsentation? Wahrnehmung in Edmund Husserls Phänomenologie und Thomas Metzingers naturalistischer Theorie mentaler Repräsentation*. Wissenschaftlicher Verlag.
- Wolfradt, U. (1997). Dissociative experiences, trait anxiety and paranormal beliefs. *Personality and Individual Differences*, 23(1), 15–19.
- Wolfradt, U. & Dorsch, S. (1995). Schizotypie und paranormale Überzeugungen bei Schülern. Eine deutsch-mongolische Untersuchung. In R. van Quekelberghe (Hrsg.), *Ethnopsychologie und Psychotherapie. Schamanistische Heilrituale und moderne Therapien im Vergleich* (S. 228–245). Universität.
- Wolfradt, U. & Guerra, S. (1997). Dissoziative Erfahrungen und paranormale Überzeugungen – eine deutsch-venezolanische Vergleichsuntersuchung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 45, 393–407.

- Wolfradt, U., Oubaid, V., Straube, E. R., Bischoff, N. & Mischo, J. (1999). Thinking styles, schizotypal traits and anomalous experiences. *Personality and Individual Differences*, 27(5), 821–830. [https://doi.org/10.1016/S0191-8869\(99\)00031-8](https://doi.org/10.1016/S0191-8869(99)00031-8)
- Wöller, W. & Kruse, J. (Hrsg.). (2010). *Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie: Basisbuch und Praxisleitfaden* (3. Aufl.). Schattauer.
- Wolze, W. T. (2015). *Komplementarität und Interaktion – Zusammenhänge in Natur und Kultur*. Zeitschrift für Interdisziplinäre Systembildung. <https://www.z-isb.com/komplementaritaet-und-interaktion/>
- Wood, J. M., Tartaryn, D. J. & Gorsuch, R. L. (1996). Effects of under- and overextraction on principal axis factor analysis with varimax rotation. *Psychological Methods*, 1, 354–365.
- Wulff, D. M. (2014). Mystical experiences. In E. Cardena, S. J. Lynn, S. Krippner & J. Achterberg (Hrsg.), *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence* (2. Aufl., S. 369–408). American Psychological Association.
- Wuthnow, R. (1976). Astrology and marginality. *Journal of the Scientific Study of Religion*, 15, 157–168.
- Wyss, T. A. (2016). *Behavioral, physiological, and subjective aspects of exceptional experiences* [Ph.D. Thesis]. ETH Zürich. <https://www.research-collection.ethz.ch/handle/20.500.11850/121332>
- Wyss, T. A., Unterrassner, L., Krummenacher, P., Wotruba, D., Brugger, P., Haker, H., Folkers, G. & Rössler, W. (2014). Increased pattern detection in meaningless noise of healthy people with exceptional experiences: Poster T264. *Schizophrenia Research*, 153, 383. [https://doi.org/10.1016/S0920-9964\(14\)71080-1](https://doi.org/10.1016/S0920-9964(14)71080-1)
- Yeung, A. S., Lyons, M. J., Waternaux, C. M., Faraone, S. V. & Tsuang, M. T. (1993). The relationship between DSM-III personality disorders and the five-factor model of personality. *Comprehensive Psychiatry*, 34(4), 227–234. [https://doi.org/10.1016/0010-440X\(93\)90003-M](https://doi.org/10.1016/0010-440X(93)90003-M)
- Yung, A. R., Nelson, B., Baker, K., Buckby, J. A., Baksheev, G. & Cosgrave, E. M. (2009). Psychotic-like experiences in a community sample of adolescents: Implications for the continuum model of psychosis and prediction of schizophrenia. *The Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 43(2), 118–128. <https://doi.org/10.1080/00048670802607188>
- Zahradnik, F. (2007). *Irritation der Wirklichkeit: Eine qualitative und quantitative Analyse der Briefsammlung der Parapsychologischen Beratungsstelle in Freiburg*. Lit.
- Ziegenhain, U. (2016). Sichere mentale Bindungsmodelle. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 151–172). Hogrefe.
- Zimmermann, J., Altenstein, D., Krieger, T., Holtforth, M. G., Pretsch, J., Alexopoulos, J., Spitzer, C., Benecke, C., Krueger, R. F., Markon, K. E. & Leising, D. (2015a). *Persönlichkeitsinventar für DSM-5 - Kurzform (PID-5-BF) - Version für Erwachsene: Deutschsprachige Version*. https://www.hogrefe.de/fileadmin/user_upload/hogrefe_de/Downloads/DSM-5_Online-Material/PID-5-BF.pdf
- Zimmermann, J., Altenstein, D., Krieger, T., Holtforth, M. G., Pretsch, J., Alexopoulos, J., Spitzer, C., Benecke, C., Krueger, R. F., Markon, K. E. & Leising, D. (2015b). *Persönlichkeitsinventar für DSM-5 (PID-5) – Version für Erwachsene: Deutschsprachige Version*. https://www.hogrefe.de/fileadmin/user_upload/hogrefe_de/Downloads/DSM-5_Online-Material/PID-5.pdf

- Zimmermann, P. & Becker-Stoll, F. (2016). Bindungsrepräsentation im Jugendalter. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter: Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (3. Aufl., S. 251–286). Hogrefe.
- Zingrone, N. L., Alvarado, C. S. & Dalton, K. (1998–1999). Psi experiences and the "big five": Relating the NEO-PI-R to the experience claims of experimental subjects. *European Journal of Parapsychology*, *14*, 31–51.
- Zöhn, R. & Pohl, S. (2021). Verhext, verflucht, besessen? Erklärungsansätze, differentialdiagnostische und therapeutische Überlegungen zum Umgang mit Menschen, die von internalen Präsenzen berichten. *Zeitschrift für Anomalistik*, *21*(1), 195–222.
- Zuckerman, M. (1971). Dimensions of sensation seeking. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *36*(1), 45–52. <https://doi.org/10.1037/h0030478>
- Zuckerman, M. (2007). *Sensation seeking and risky behavior*. American Psychological Association.
- Zuckerman, M., Bone, R. N., Neary, R. Mangelsdorff, D. & Brustmann, B. (1972). What is the sensation seeker? Personality trait and experience correlates of the Sensation-Seeking Scales. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, *39*, 308–321.
- Zuckerman, M., Kolin, E. A., Price, L. & Zoob, I. (1964). Development of a sensation-seeking scale. *Journal of Consulting Psychology*, *28*(6), 477–482.
- Zusne, L. & Jones, W. H. (1982). *Anomalistic psychology: A study of extraordinary phenomena of behaviour and experience*. Lawrence Erlbaum Associates.
- Zusne, L. & Jones, W. H. (1989). *Anomalistic psychology: A study of magical thinking* (2. Aufl.). Lawrence Erlbaum Associates.
- Zwickel, A. (2019). *Außergewöhnliche Erfahrung und Sinnerfahrung. Exploration psychodynamischer Korrelate* [Unveröffentlichte Masterarbeit]. Universität Innsbruck.

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Grundpositionen des Komplementäre-Aspekte-Paradigmas	232
Tab. 2: AgP-Items des PAGE-R, AgE-Formenkreise und Phänomengrundklassen.....	315
Tab. 3: Soziodemografie der DOKU-Teilstichproben.....	355
Tab. 4: Altersverteilungen in DOKU-Teilstichproben und deutscher Bevölkerung	357
Tab. 5: AgP-Häufigkeiten in den DOKU-Teilstichproben	360
Tab. 6: AgE-Kontextbedingungen in den DOKU-Teilstichproben.....	361
Tab. 7: Belastungsfaktoren und aktuelle Belastung in den DOKU-Teilstichproben.....	363
Tab. 8: Inanspruchnahme von Hilfe und Versorgung in den DOKU-Teilstichproben.....	364
Tab. 9: Anzeichen für psychische Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben.....	366
Tab. 10: Globaleinschätzung der psychischen Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben	367
Tab. 11: Einschätzung der psychischen Auffälligkeit in den DOKU-Teilstichproben	368
Tab. 12: Vergleich des AgP-Clusterings in den DOKU-Teilstichproben.....	370
Tab. 13: DOKU-Hauptkomponentenanalyse mit sechs Komponenten.....	375
Tab. 14: DOKU-Hauptkomponentenanalyse mit vier Komponenten	378
Tab. 15: Soziodemografie der DOKU-Klienteltypen.....	387
Tab. 16: DOKU-Klienteltypen und signifikante Unterschiede in Partnerschaft.....	388
Tab. 17: DOKU-Klienteltypen und Bindungsindizes	389
Tab. 18: DOKU-Klienteltypen mit Kontext und Valenz der AgE.....	390
Tab. 19: DOKU-Klienteltypen mit potenzieller und konkreter Belastung.....	392
Tab. 20: DOKU-Klienteltypen und Inanspruchnahme von Versorgung	394
Tab. 21: DOKU-Klienteltypen und psychische Auffälligkeit	395
Tab. 22: DOKU-Klienteltypen und zentrale Tendenzen psychischer Auffälligkeit.....	396
Tab. 23: Post-hoc-Einzelvergleiche zur psychischen Auffälligkeit der DOKU-Klienteltypen	397
Tab. 24: Soziodemografie der PAGE-Stichproben (S1–S4).....	399
Tab. 25: AgP-Häufigkeiten in den PAGE-Stichproben (S1–S4)	401
Tab. 26: AgP-Itemblock-Gesamthäufigkeiten in den PAGE-Stichproben (S1–S4).....	403
Tab. 27: Post-hoc-Einzelvergleiche zur AgP-Häufigkeit in den PAGE-Stichproben (S1–S4).....	405
Tab. 28: Letztmaliges Auftreten von AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4)	406
Tab. 29: Kontext und Valenz der AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4).....	408
Tab. 30: Aktuelle Beschäftigung mit früheren AgE in den PAGE-Stichproben (S1–S4)	410
Tab. 31: Faktorkorrelationen der PAGE-Hauptachsenanalysen mit 30 Items (S1–S4).....	412

Tab. 32: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 30 Items (S1–S4)	413
Tab. 33: Abgleich der PAGE-Itemschwierigkeiten mit unrotierten Faktorlösungen (S1–S4).....	421
Tab. 34: Häufigkeitsanteile der DOKU-Klienteltypen in der DOKU-PAGE-Stichprobe.....	423
Tab. 35: Selektierte problematische PAGE-Items auf Basis der Referenzstichprobe (S1)	425
Tab. 36: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 20 AgP-Items und 4 Faktoren (S1–S4)	427
Tab. 37: PAGE-Hauptachsenanalysen mit Pearson-Korrelationen (S1–S4).....	430
Tab. 38: PAGE-Hauptachsenanalysen mit drei Faktoren (S1–S4).....	431
Tab. 39: PAGE-Hauptachsenanalysen mit 1-Faktoren- und 2-Faktorenlösung (S1–S4).....	434
Tab. 40: Schwierigkeit und Trennschärfe der PAGE-AgP-Items (S1–S4)	437
Tab. 41: Items der Externalitätsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4).....	438
Tab. 42: Items der Internalitätsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4).....	439
Tab. 43: Items der Koinzidenzskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4).....	439
Tab. 44: Items der Dissoziationsskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)	440
Tab. 45: Items der Globalskala mit Cronbachs α für PAGE-Stichproben (S1–S4)	441
Tab. 46 Kennwerte der AgP-Grundklassenskalen bei den PAGE-Stichproben (S1–S4).....	442
Tab. 47: Interkorrelationen der AgP-Grundklassen und der AgP-Itemblöcke (S1–S4).....	443
Tab. 48: Zentrale Tendenzen der AgP-Grundklassen in den PAGE-Stichproben (S1–S4)	446
Tab. 49: Post-hoc-Einzelvergleiche zu AgP-Grundskalenwerten (S1–S4)	447
Tab. 50: AgP-Grundskalenwerte und Geschlechtszugehörigkeit (S1–S4)	448
Tab. 51: Korrelationen der Grundklassen mit Itemblöcken (S1–S4)	450
Tab. 52: Familienstand und AgP-Grundklassen bei Männern und Frauen (S1–S4).....	453
Tab. 53: Signifikante Effekte bei Familienstand und AgP-Grundklassen (S1–S4)	454
Tab. 54: Signifikante Post-hoc-Einzelvergleiche beim Familienstand (S1–S4)	455
Tab. 55: Partnersituation und AgP-Grundklassenwerte bei Männern und Frauen (S1–S4)	456
Tab. 56: Signifikante Effekte bei Partnersituation und AgP-Grundklassen (S1–S4).....	457
Tab. 57: Wohnsituation und AgP-Grundklassenwerte bei Männern und Frauen (S1–S4)	458
Tab. 58: Signifikante Effekte bei Wohnsituation und AgP-Grundklassen (S1–S4).....	459
Tab. 59: Bindungsindex und Geschlechtszugehörigkeit (S1–S4).....	461
Tab. 60: Korrelationen des Bindungsindex mit dem Alter (S1–S4)	462
Tab. 61: Korrelationen des Bindungsindex mit AgP-Grundklassen (S1–S4)	463
Tab. 62: Altersgruppen und AgP-Grundklassenwerte (S1–S4).....	465
Tab. 63: Korrelationen des Alters mit Skalenwerten (S1–S4)	466
Tab. 64: Erstes Auftreten von AgP (S1–S4)	467
Tab. 65: Zeiträume des AgP-Auftretens (S1–S4)	470
Tab. 66: Altersgruppen und AgP in den letzten 12 Monaten (S1–S4).....	473
Tab. 67: Altersgruppen und AgP vor dem 18. Lebensjahr (S1–S4)	475

Tab. 68: Gegenwärtige Relevanz von in der Vergangenheit erlebten AgP (S1–S4)	477
Tab. 69: Korrelation der Relevanzitems mit den AgP-Grundklassen (S1–S4).....	477
Tab. 70: Korrelation der Relevanz der AgP-Grundklassen mit dem Alter (S1–S4).....	478
Tab. 71: Werte des Häufigkeits-, Kontinuitäts- und Dispositionsindex (S1–S4).....	481
Tab. 72: Korrelation des Dispositionsindex mit den AgP-Grundklassen (S1–S4)	482
Tab. 73: Partialkorrelationen bei Alter, Bindungs- und Dispositionsindex (S1–S4).....	484
Tab. 74: Partialkorrelationen von Alter und Bindung mit AgP-Grundklassen (S1–S4)	485
Tab. 75: Skalenwerte und Dispositionsindizes der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4).....	489
Tab. 76: Soziodemografie der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4)	491
Tab. 77: Bindungswerte der Niedrig- und Hochscorer (S1–S4)	492
Tab. 78: Mittelwerte der Niedrig- vs. Hochscorer bei den Kontextvariablen (S1–S4)	493
Tab. 79: Signifikante Kontextunterschiede zwischen Niedrig- und Hochscorern (S1–S4).....	495
Tab. 80: Skalenwerte und Dispositionsindizes der Unter-, Mittel- und Oberscorer (S1–S4)	498
Tab. 81: Interkorrelationen der Skalen bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4).....	501
Tab. 82: Bindungsvariablen der Unter-, Mittel- und Oberscorer (S1–S4)	503
Tab. 83: Valenzen der AgE bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4).....	505
Tab. 84: Korrelation der AgP-Skalen mit Valenz bei Unter-, Mittel- und Oberscorern (S1–S4)....	506
Tab. 85: Grundklassenskalenwerte und Dispositionsindizes der PAGE-Klienteltypen (S1).....	509
Tab. 86: Soziodemografie der PAGE-Klienteltypen (S1)	511
Tab. 87: Bindungsindizes der PAGE-Klienteltypen (S1).....	512
Tab. 88: Valenz der AgE bei PAGE-Klienteltypen (S1).....	513
Tab. 89: Korrelation zwischen AgP-Grundklassen und Valenz bei PAGE-Klienteltypen (S1).....	514
Tab. 90: Korrelationen zwischen Kontext und Disposition bei PAGE-Klienteltypen (S1)	516
Tab. 91: Häufigkeit der PAGE-Itemblöcke in S1–S4 und in den USA	521
Tab. 92: Zuordnung der DOKU-Klienteltypen zu PAGE-Klienteltypen.....	551
Tab. 93: Vergleich der Bindungsindizes der DOKU- und PAGE-Klienteltypen.....	553
Tab. 94: Psychische Auffälligkeit bei PAGE-Klienteltypen (S1)	555
Tab. 95: Autonomie- und bindungsbezogene Arten von Plänen.....	617
Tab. 96: Auszug aus einer Extension.....	681
Tab. 97: Auszug mit zwei Vergleichen aus einer Ratingtabelle zur Reliabilitätsprüfung	695

Abbildungsverzeichnis


Abb. 1: Mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell	109
Abb. 2: Mentale Repräsentation im phänomenalen Realitätsmodell	112
Abb. 3: Beziehungen von phänomenalen und kognitiven Modellen im mentalen System	115
Abb. 4: Spannungslandschaft. Erläuterungen im Text.....	151
Abb. 5: Modell der Genese von AgE im konsistenztheoretischen Zusammenhang	159
Abb. 6: Rubins Vase als metaphorisches Beispiel für Komplementarität.....	193
Abb. 7: Duale-Aspekte-Monismus nach Jung und Pauli	197
Abb. 8: Interpersonale Distanz und Handlungskontrolle.....	212
Abb. 9: Autonomie und Bindung als komplementäre Strukturdeterminanten	219
Abb. 10: Autonomie und Bindung bei externalen und internalen AgP.....	225
Abb. 11: Mentale Stabilität in einer Potenziellandschaft.....	239
Abb. 12: Synopsis der Bewusstseinsmodi und Informationsverarbeitungssysteme	255
Abb. 13: Klassifizierung von AgE nach fundamentalen Bewusstseinsmodi	264
Abb. 14: Theoretisch abgeleitete AgP-Grundklassen.....	275
Abb. 15: AgE-Formenkreise und AgP-Grundklassen.....	279
Abb. 16: Bildung der sechs AgE-Formenkreise durch AgP der vier Grundklassen.	282
Abb. 17: Wahrnehmungsorientierung und Verhaltenskontrolle bei AgE-Formenkreisen.....	302
Abb. 18: Histogramme mit AgE-Mittelwerten der PAGE-Stichproben.....	336
Abb. 19: Histogramme mit AgE-Mittelwerten der DOKU-Teilstichproben.....	336
Abb. 20: Dendrogramm der variablenorientierten Clusteranalyse (DOKU).....	372
Abb. 21: Screeplot der Hauptkomponentenanalyse (DOKU).....	374
Abb. 22: Häufigkeiten der AgE-Formenkreise (DOKU)	380
Abb. 23: Dendrogramm des hierarchischen Clusterings der DOKU-Klienteltypen	382
Abb. 24: Formenkreisprofile der DOKU-Klienteltypen	384
Abb. 25: DOKU-Klienteltypen im Schema der AgP-Grundklassen	385
Abb. 26: Häufigkeit von Phänomenen der vier AgP-Itemblöcke des PAGE-R (S1–S4).....	404
Abb. 27: Screeplots der Faktorenanalysen mit 20 Items (S1–S4)	433
Abb. 28: Vergleich der AgP-Blöcke des PAGE-R mit den Grundklassenskalen (S1–S4).....	449
Abb. 29: PAGE-Formenkreisprofile von IGPP-Ratsuchenden (jeweils $n = 1$).....	451
Abb. 30: Dendrogramme der Clusteranalysen (Ward-Verfahren, S1 - S4)	487
Abb. 31: Ausprägung der Skalenmittelwerte bei Niedrig- und Hochscorern (S1 - S4).....	488
Abb. 32: χ^2 -Werte der Grundklassenskalen bei drei Clustern (S1–S4).....	497

Abb. 33: α -Werte der sechs grundklassenbasierten Klienteltypen (S1).....	508
Abb. 34: Modelle für Bedingungsgefüge von Alter, Bindung und Disposition (S1–S4)	544
Abb. 35: Bindungsindizes der DOKU- und PAGE-Klienteltypen.....	549
Abb. 36: Strukturdeterministisches AgE-Modell	566
Abb. 37: Bindungsstile und Bindungswerte der PAGE-Klienteltypen.....	591
Abb. 38: DOKU-Klienteltypen mit Bindungsstilen und Konfliktverarbeitungsmodi.....	601
Abb. 39: Prototypisch konstruierter Beispielausschnitt einer Planstruktur.	611
Abb. 40: Zusammenhänge und Kompatibilitäten von Plänen.....	619
Abb. 41: Integrales Spektrum plananalytischer Perspektiven.....	635
Abb. 42: Prototypische Planstruktur von Ratsuchenden mit AgE.....	655
Abb. 43: Zuordnung der für Plananalysen ausgewählten Fälle im Grundklassenschema.....	667
Abb. 44: Planstruktur mit zentralen Plänen und Teilstrukturen.....	685
Abb. 45: AgP und metaphorische Verbindungen zu Plänen in einem Familiensystem.....	689

Anhang

1	Schreiben der DGPs-Ethik-Kommission.....	826
2	DOKU-System	828
2.1	Modul A: Kontakte	828
2.2	Modul B: Personenangaben	830
2.3	Modul C: Screening.....	832
2.4	Modul D: AgE	834
2.5	Modul E: Protokoll	836
2.6	Fragebogen.....	837
3	PAGE-Fragebogen.....	841
3.1	Deckblatt.....	841
3.2	Einleitung.....	842
3.3	Itemblock „Phänomene in der Umwelt“	843
3.4	Itemblock „Innere Wahrnehmungen“	844
3.5	Itemblock „Formen des Wissens“	845
3.6	Itemblock „Körperliche Erfahrungen“	846
3.7	Itemblock „Allgemeine Fragen zu AgE“	847
3.8	Fragen zur Person	848

1 Schreiben der DGPs-Ethik-Kommission⁴⁵



Ethik-Kommission DGPsychologie - Universität Trier - D-54286 Trier

Herrn
Dr. Marc Wittmann


Institut für Grenzgebiete der Psychologie
und Psychohygiene e.V.

D - 79098 Freiburg

via Email: wittmann@igpp.de

Ethik-Kommission der DGPs

Vorsitz:



Sehr geehrter Herr Wittmann,

die Ethikkommission hat Ihren am 6. März 2015 gemeinsam mit S. Schmidt eingereichten Antrag zu dem Forschungsvorhaben mit dem Titel

Unterstützung meditativer Fokussierung aus der Ferne - eine multimodale Studie

sorgfältig geprüft. Bitte sehen Sie es der Kommission nach, dass Sie sich zu Ihrem Vorhaben zunächst mit eher grundsätzlichen Anmerkungen äußern möchte:

Die Kommission hat gegen die Durchführung dieser Untersuchung keine *ethischen* Bedenken im engeren Sinne formuliert, wohl aber die kritische Frage aufgeworfen, welchen Sinn der x-te verzeifelte Versuch des Nachweises außersinnlicher Beeinflussung machen soll: "*Gegenstand: Es geht darum, herauszufinden, ob die Aufmerksamkeitslenkung eines Meditierenden während einer Meditationssitzung durch intentionale Fernwirkung eines anderen Meditierenden verbessert werden kann.*" Als ethisch fragwürdig könnte Ihr Vorhaben insofern angesehen werden, weil es („eigentlich“) Probanden nicht zumutbar ist, sich für Untersuchungen zur Verfügung zu stellen, deren Erkenntnisgewinn a priori fraglich bis nichtig ist. [Die von Ihnen formulierte Fragestellung wurde schon in zig Formen empirisch untersucht wurde und so gut wie nie gestützt, sie steht zudem im Widerspruch zu aller naturwissenschaftlichen Erkenntnis und vergeudet Ressourcen, die für die Lösung wichtigerer Fragestellungen benötigt werden.]

Sollten Sie sich dieser Argumentation selbst nicht öffnen oder gar anschließen können, dann möchte die Kommission der Durchführung Ihres Vorhabens nicht gänzlich im Wege stehe, d. h. sie würde in Absehung ihrer gravierenden Vorbehalte noch ein „ethisch unbedenklich“ attestieren. Sie bittet dazu aber erst um eine Wiedervorlage, in der die folgenden Monita adressiert wurden:

1. Die Groß- oder Kleinschreibung von *Ihr, Ihnen, Sie* etc. in der Probanden-Information sollte nicht per Münzwurf bestimmt werden.
2. Zu fragen ist, ob sprachpolitische Korrektheit auch der Verständlichkeit förderlich ist: "*Der/die Unterstützer/in half in wechselnden Zeitabschnitten entweder durch eine ausgerichtete Meditation dem/der Unterstützten oder aber er/sie konnte nicht helfen, da er/sie durch eine*

⁴⁵ Laut Empfänger (M. Wittmann, persönliche Kommunikation, 3. März 2021) gibt das Schreiben das Urteil der anonymen Gutachterinnen und Gutachter wieder und nicht die Auffassung der oder des unterzeichnenden Vorsitzenden der Ethikkommission. Angaben zu dieser Person wurden unkenntlich gemacht.

Rechenaufgabe abgelenkt war.“ Wenn Ihnen die geschlechterspezifische Ansprache so wichtig ist, dann sollten Sie bitte verschiedene Versionen für jede der vier Kombinationen männlich/weiblich erstellen.

3. Unterstellt wird, dass der Ansprechpartner für eventuelle Rückfragen auf der Einwilligungserklärung jeweils namentlich genannt wird; aktuell steht hier „N.N.“
4. Ebenso wurde nicht klar, warum es noch gesondert ein Aufklärungsschreiben geben wird, das erst nach der Untersuchung ausgehändigt werden soll, da keine Täuschung vorgenommen wird. Ihre Begründung, keine Erwartungshaltung der Probanden erzeugen zu wollen, erscheint zumindest nicht schlüssig, da einen Satz zuvor das Prinzip der vollständigen Informiertheit als gewahrt gesehen wird und die allgemeine Teilnehmerinformation den Untersuchungsablauf auch für beide Beteiligten detailliert beschreibt.

Die Kommission bittet darum, dass Sie zu den oben genannten Punkten Nr. 1 bis 4 (gerne auch zu den grundsätzlichen Einwänden) Stellung nehmen resp. Ihr Vorgehen / die Unterlagen entsprechend anpassen und dies in einer Wiedervorlage Ihres Antrags dokumentieren. Bitte fügen Sie dazu alle Änderungen / Ergänzungen in die Originalfassung Ihres Antrags ein und markieren Sie diese Passagen darin in Farbe.

Mit freundlichen Grüßen



2 DOKU-System

2.1 Modul A: Kontakte

2.1.1 Version bis 2001

Fall <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Klient/in <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>
A Verzeichnis der Informations-, Beratungs- und Therapiekontakte	
Nr. _____ Berater/in: _____ Datum: _____ ggf. Zeit: _____ bis _____ Uhr	
a. Kontakt: <input type="checkbox"/> mit Person/en Nr.: _____ <input type="checkbox"/> mit anderen (z.B. Hausarzt): _____	
b. Initiant: <input type="checkbox"/> Berater/in <input type="checkbox"/> andere: _____	
c. Form: <input type="checkbox"/> Brief <input type="checkbox"/> Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Telefon / <input type="checkbox"/> AB <input type="checkbox"/> IGPP <input type="checkbox"/> Ambulanz <input type="checkbox"/> vor Ort	
d. Funktion: <input type="checkbox"/> Information, Thema: _____ <input type="checkbox"/> Beratung <input type="checkbox"/> Therapie <input type="checkbox"/> Termin: _____ <input type="checkbox"/> : _____ <input type="checkbox"/> BF	
e. Service: <input type="checkbox"/> Infomaterial <input type="checkbox"/> Literaturempfehlung <input type="checkbox"/> Adressen <input type="checkbox"/> : _____	
f. Doku: <input type="checkbox"/> B <input type="checkbox"/> C <input type="checkbox"/> D <input type="checkbox"/> E <input type="checkbox"/> Brief/Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Tape <input type="checkbox"/> Video <input type="checkbox"/> Tests: _____ <input type="checkbox"/> BF <input type="checkbox"/> AgE-Fragebogen <input type="checkbox"/> sonstiges: _____	
Anmerkungen: _____	
Nr. _____ Berater/in: _____ Datum: _____ ggf. Zeit: _____ bis _____ Uhr	
a. Kontakt: <input type="checkbox"/> mit Person/en Nr.: _____ <input type="checkbox"/> mit anderen (z.B. Hausarzt): _____	
b. Initiant: <input type="checkbox"/> Berater/in <input type="checkbox"/> andere: _____	
c. Form: <input type="checkbox"/> Brief <input type="checkbox"/> Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Telefon / <input type="checkbox"/> AB <input type="checkbox"/> IGPP <input type="checkbox"/> Ambulanz <input type="checkbox"/> vor Ort	
d. Funktion: <input type="checkbox"/> Information, Thema: _____ <input type="checkbox"/> Beratung <input type="checkbox"/> Therapie <input type="checkbox"/> Termin: _____ <input type="checkbox"/> : _____ <input type="checkbox"/> BF	
e. Service: <input type="checkbox"/> Infomaterial <input type="checkbox"/> Literaturempfehlung <input type="checkbox"/> Adressen <input type="checkbox"/> : _____	
f. Doku: <input type="checkbox"/> B <input type="checkbox"/> C <input type="checkbox"/> D <input type="checkbox"/> E <input type="checkbox"/> Brief/Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Tape <input type="checkbox"/> Video <input type="checkbox"/> Tests: _____ <input type="checkbox"/> BF <input type="checkbox"/> AgE-Fragebogen <input type="checkbox"/> sonstiges: _____	
Anmerkungen: _____	
Nr. _____ Berater/in: _____ Datum: _____ ggf. Zeit: _____ bis _____ Uhr	
a. Kontakt: <input type="checkbox"/> mit Person/en Nr.: _____ <input type="checkbox"/> mit anderen (z.B. Hausarzt): _____	
b. Initiant: <input type="checkbox"/> Berater/in <input type="checkbox"/> andere: _____	
c. Form: <input type="checkbox"/> Brief <input type="checkbox"/> Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Telefon / <input type="checkbox"/> AB <input type="checkbox"/> IGPP <input type="checkbox"/> Ambulanz <input type="checkbox"/> vor Ort	
d. Funktion: <input type="checkbox"/> Information, Thema: _____ <input type="checkbox"/> Beratung <input type="checkbox"/> Therapie <input type="checkbox"/> Termin: _____ <input type="checkbox"/> : _____ <input type="checkbox"/> BF	
e. Service: <input type="checkbox"/> Infomaterial <input type="checkbox"/> Literaturempfehlung <input type="checkbox"/> Adressen <input type="checkbox"/> : _____	
f. Doku: <input type="checkbox"/> B <input type="checkbox"/> C <input type="checkbox"/> D <input type="checkbox"/> E <input type="checkbox"/> Brief/Fax <input type="checkbox"/> Email <input type="checkbox"/> Tape <input type="checkbox"/> Video <input type="checkbox"/> Tests: _____ <input type="checkbox"/> BF <input type="checkbox"/> AgE-Fragebogen <input type="checkbox"/> sonstiges: _____	
Anmerkungen: _____	

Fall Klient/in

A Verzeichnis der Informations-, Beratungs- und Therapiekontakte

Nr. ____ Berater/in: _____ Datum: _____ Beginn: _____ Uhr Dauer: _____ Min.

1. Kontakt: mit P1 mit P__ mit Netzwerk: _____

2. Initiant und Form: Brief Fax Mail Telefon AB IGPP vor Ort
 (Einfachkodierung) Berater/in
 P1
 Gemeinsam
 P__/andere: _____

3. Funktion: Information: _____
 (Einfachkodierung) Beratung Therapie Netzwerk **Nur** (ggf. inkl. folg. Kategorien): Auskunft/Mitteilung Kontakt/Termin
 Material BF sonstiges: _____

4. Service: Infomaterial Literaturempfehlung Adressen BF sonstiges: _____
 (Mehrfachkodierung)

5. Doku: B C D E Brief Fax Mail Tape Video BF Notizen/Protokolle
 (Mehrfachkodierung) Klientenmaterial: _____ Fragebögen/Tests: _____ sonstiges: _____

Anmerkungen: _____

Nr. ____ Berater/in: _____ Datum: _____ Beginn: _____ Uhr Dauer: _____ Min.

1. Kontakt: mit P1 mit P__ mit Netzwerk: _____

2. Initiant und Form: Brief Fax Mail Telefon AB IGPP vor Ort
 (Einfachkodierung) Berater/in
 P1
 Gemeinsam
 P__/andere: _____

3. Funktion: Information: _____
 (Einfachkodierung) Beratung Therapie Netzwerk **Nur** (ggf. inkl. folg. Kategorien): Auskunft/Mitteilung Kontakt/Termin
 Material BF sonstiges: _____

4. Service: Infomaterial Literaturempfehlung Adressen BF sonstiges: _____
 (Mehrfachkodierung)

5. Doku: B C D E Brief Fax Mail Tape Video BF Notizen/Protokolle
 (Mehrfachkodierung) Klientenmaterial: _____ Fragebögen/Tests: _____ sonstiges: _____

Anmerkungen: _____

Nr. ____ Berater/in: _____ Datum: _____ Beginn: _____ Uhr Dauer: _____ Min.

1. Kontakt: mit P1 mit P__ mit Netzwerk: _____

2. Initiant und Form: Brief Fax Mail Telefon AB IGPP vor Ort
 (Einfachkodierung) Berater/in
 P1
 Gemeinsam
 P__/andere: _____

3. Funktion: Information: _____
 (Einfachkodierung) Beratung Therapie Netzwerk **Nur** (ggf. inkl. folg. Kategorien): Auskunft/Mitteilung Kontakt/Termin
 Material BF sonstiges: _____

4. Service: Infomaterial Literaturempfehlung Adressen BF sonstiges: _____
 (Mehrfachkodierung)

5. Doku: B C D E Brief Fax Mail Tape Video BF Notizen/Protokolle
 (Mehrfachkodierung) Klientenmaterial: _____ Fragebögen/Tests: _____ sonstiges: _____

Anmerkungen: _____

⁴⁶ Nach Beendigung des Ambulanzprojektes bzw. ab 2002 (Kap. 1.1) fanden Beratungsgespräche nur noch ausschließlich im IGPP statt.

2.2 Modul B: Personenangaben

2.2.1 Ba: Soziodemografie

Fall Person Kontakt Klient/in

Ba Soziodemografie

1a. Geschlecht: männlich weiblich **1b. Alter in Jahren:** _____

2. Konfession: evangelisch katholisch andere: _____
 keine, ggf. frühere Religionszugehörigkeit: _____

3. Familienstand: ledig verheiratet seit: _____
 geschieden seit: _____ verwitwet seit: _____

4. Feste Partnerschaft: ja, mit Ehepartner/in ja, mit Partner/in nein, ohne

5. Wohnsituation (abgesehen von Kindern):
 allein lebend mit (Ehe-) Partner bei Eltern bei Verwandten/Freunden/Bekanntem
 in Wohngemeinschaft ohne Wohnsitz andere: _____

6. Kinder: nein - weiter bei 7! ja : a. Anzahl: _____ b. Alter / c. Geschlecht: _____

d. Mit Kindern zusammen lebend: nein ja, alle nicht alle, nur: _____

e. Besondere Umstände (z.B. Adoptiv- oder Stiefkinder): nein ja: _____

7. Gegenwärtige Haupttätigkeit:
 Schule Wehr-/Zivildienst/FSJ in Erstausbildung in Zweitausbildung
 abhängig beschäftigt (weniger als 20 Std./Woche) abhängig beschäftigt (mehr als 20 Std./Woche)
 selbständig (weniger als 20 Std./Woche) selbständig (mehr als 20 Std./Woche) arbeitslos
 Hausmann/-frau Pension/Rente erwerbsunfähig sonstiges: _____

8. Ggf. genaue Bezeichnung der gegenwärtig, bzw. zuletzt ausgeübten Haupttätigkeit: _____

9. Ggf. Bezeichnung weiterer Nebentätigkeit: _____

10. Höchster Schulabschluss:
 Hauptschule Polytechnische Oberschule Mittlere Reife (Fach-)Hochschulreife ohne
 anderer: _____ Abschluss vorhanden, Art unbekannt

11. Höchster Berufsabschluss:
 Lehre Fachschule* Fachhochschule** Hochschule*** Promotion kein Abschluss
 anderer: _____ Abschluss vorhanden, Art unbekannt

12. Bezeichnung des Berufsabschlusses: _____

*: Einschl. Meister-/Technikerausbildung, Abschluss einer Schule des Gesundheitswesens, Verwaltungsfachhochschulabschluss
**: Einschl. Ingenieurschulabschluss, ohne Verwaltungsfachhochschulabschluss
***: Einschl. Lehrerausbildung

2.2.1 Bb: Adressangaben

Fall	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	Person	<input type="checkbox"/>	Kontakt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	Klient/in	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------	--------------------------	---------	--------------------------	--------------------------	-----------	--------------------------	--------------------------

Bb	Adresse
-----------	----------------

Name: _____

Vorname: _____

Geburtsdatum: _____

Straße, Hausnummer: _____

Postleitzahl, Wohnort: _____

Telefon priv./dienstl: _____

Fax: _____

E-Mail: _____

1. Einverständnis / Interesse

a. Personenbezogene Speicherung der Daten: ? nein ja

b. Nachbefragung: ? nein ja

c. Untersuchung: ? nein ja

2. Letzte Empfehlung / Überweisung

<input type="checkbox"/> ?	<input type="checkbox"/> Printmedien	<input type="checkbox"/> Radio/TV	<input type="checkbox"/> Internet	<input type="checkbox"/> Familie/Freunde/Bekannte
<input type="checkbox"/> Pfarrer	<input type="checkbox"/> WGFP-Ber.stelle	<input type="checkbox"/> Uni FR	<input type="checkbox"/> Arzt/Praxis	<input type="checkbox"/> Psychologe/Praxis
<input type="checkbox"/> Versorgungseinrichtung	<input type="checkbox"/> Sonstiges:			

2.3 Modul C: Screening

2.3.1 Version bis 2002

Fall	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	Person	<input type="text"/>	Kontakt	<input type="text"/>	<input type="text"/>	Klient/in	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>	<input type="text"/>
C Screening																		
1. Empfehlung/Überweisung:																		
2. Am Fallgeschehen beteiligte Personen (z.B. "P2=Mutter" usw. erläutern): P1,																		
3. Von AgE betroffene Personen (z.B. "P1, P2" etc., ggf. AgE-Bogen ausfüllen):																		
4. Die folgenden Angaben ab 5. sind: <input type="checkbox"/> Selbstauskünfte <input type="checkbox"/> Auskünfte über P____ (ggf. nur bis 7. ausfüllen)																		
5. Allgemeine, gegenwärtig bestehende Belastungen (ggf. näher beschreiben):																		
a. sozial: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja: (z.B. Beruf, Finanzen, Trennungen, Wohnortwechsel, Tod von Angehörigen)																		
b. körperlich: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja: (z.B. Krankheiten, Behinderungen)																		
c. psychisch: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja: (z.B. Ängste, Depressionen, Zwänge)																		
6. Derzeitige ärztliche Behandlung: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja (ggf. Diagnose, Behandlung, Medikamente nennen)																		
7. Psychotherapie- und/oder Psychiatrieerfahrung (ggf. was, wann, wo?):																		
a. Psychoth.: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja:																		
b. Psychiatrie: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja:																		
c. Diagnose/n: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja:																		
d. Medikation: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja:																		
8a. Durch Klienten/in formulierte gegenwärtige allgemeine Belastung (bezüglich Belastungsfaktoren unter 5.): <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nicht belastet <input type="checkbox"/> eher nicht belastet <input type="checkbox"/> eher belastet <input type="checkbox"/> belastet																		
b. Berater einschätzung der vorliegenden gegenwärtigen allgemeinen Belastung: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nicht belastet <input type="checkbox"/> eher nicht belastet <input type="checkbox"/> eher belastet <input type="checkbox"/> belastet																		
9. Besondere Auffälligkeiten (Verhalten, Sprachstil, Wortwahl, etc.): <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja (ggf. erläutern)																		
10. Berater einschätzung bezüglich psychischer Auffälligkeit: <input type="checkbox"/> ? <input type="checkbox"/> nicht auffällig <input type="checkbox"/> eher nicht auffällig <input type="checkbox"/> eher auffällig <input type="checkbox"/> auffällig																		
11. Berater einschätzung der Zufriedenheit nach Abschluß der Beratungskontakte oder zum Jahresende:																		
a. Berater/in: <input type="checkbox"/> nicht zufrieden <input type="checkbox"/> eher nicht zufrieden <input type="checkbox"/> eher zufrieden <input type="checkbox"/> zufrieden																		
b. Klient/in: <input type="checkbox"/> nicht zufrieden <input type="checkbox"/> eher nicht zufrieden <input type="checkbox"/> eher zufrieden <input type="checkbox"/> zufrieden																		

Fall	<input type="text"/>	Person	<input type="text"/>	Kontakt	<input type="text"/>	Klient/in	<input type="text"/>
C Screening							
1. Anliegen (Mehrfachkodierung möglich):							
<input type="checkbox"/> Nicht einschätzbar (ggf. weiter bei 2.)		<input type="checkbox"/> Hilfe/Beratung bei AgE		<input type="checkbox"/> Sonstige Hilfe/Beratung (ggf. erläutern)		<input type="checkbox"/> Auskunft/Vermittlung (ggf. erläutern)	
<input type="checkbox"/> Begutachtung (ggf. erläutern)							
2. Soziale Faktoren mit Belastungspotential (Bezugszeitraum 1 Jahr):							
<input type="checkbox"/> nicht einschätzbar		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, näheres unbekannt		<input type="checkbox"/> ja, näheres bekannt:	
3. Körperliche Faktoren mit Belastungspotential							
<input type="checkbox"/> nicht einschätzbar		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, näheres unbekannt		<input type="checkbox"/> ja, näheres bekannt:	
4. Psychische Faktoren mit Belastungspotential (z. B. Ängste, Depressionen, Zwänge):							
<input type="checkbox"/> nicht einschätzbar		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, näheres unbekannt		<input type="checkbox"/> ja, näheres bekannt:	
5. Versorgung - gegenwärtiges Inanspruchnahmeverhalten (ggf. was, seit wann, wo?):							
a. Psychosozial:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
b. Ärztlich/medizinisch:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
c. Psychologisch/Psychotherapeutisch:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, Art unbekannt	
				<input type="checkbox"/> stationär		<input type="checkbox"/> ambulant	
d. Psychiatrisch:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, Art unbekannt	
				<input type="checkbox"/> stationär		<input type="checkbox"/> ambulant	
e. Psych. Diagnose/n:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
f. Psychopharmaka:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
g. Sonstige Medikation		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
h. Alternativ/Psychoszene		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
i. Wissenschaftliche Institutionen		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
6. Versorgung – vergangenes Inanspruchnahmeverhalten (ggf. was, wann, wo?):							
a. Psychosozial:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
b. Ärztlich/medizinisch:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
c. Psychologisch/psychotherapeutisch		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, Art unbekannt	
				<input type="checkbox"/> stationär		<input type="checkbox"/> ambulant	
d. Psychiatrisch:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja, Art unbekannt	
				<input type="checkbox"/> stationär		<input type="checkbox"/> ambulant	
e. Psych. Diagnose/n:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
f. Psychopharmaka:		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
g. Sonstige Medikation		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
h. Alternativ/Psychoszene		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
i. Wissenschaftliche Institutionen		<input type="checkbox"/> ?		<input type="checkbox"/> nein		<input type="checkbox"/> ja:	
7. Gegenwärtige allgemeine Belastung (bezüglich Belastungsfaktoren unter 2., 3. und 4.):							
a. Durch Klienten/in formuliert:		<input type="checkbox"/> nicht einschätzbar		<input type="checkbox"/> eher nicht belastet		<input type="checkbox"/> eher belastet	
b. Einschätzung des Beraters:		<input type="checkbox"/> nicht einschätzbar		<input type="checkbox"/> eher nicht belastet		<input type="checkbox"/> eher belastet	
8. Beratereinschätzung bezüglich psychischer Auffälligkeit:							
	a. BeoBez	b. BerBez	c. BeoSym	d. BerSym			
Nicht einschätzbar:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>			
Eher nicht auffällig:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>			
Eher auffällig:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>			

Fall <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Person <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Kontakt <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Klient/in <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>
D Außergewöhnliche Erfahrungen (AgE)			
1. Häufigkeit	2. Zeitliches Auftreten	3. Bewusstseinszustand	4. Kontext, mit dem die Erfahrung verbunden ist
Unbekannt/mindestens 1x Genau 1x Bis zu 10x Mehr als 10x	Jahr des erstmaligen Auftretens Jahr des letzten Auftretens	Unbekannt Wachbewusstsein Verändertes Bewusstsein Einschlafen/Erwachen Traum	Unbekannt Spontanes Auftreten Rezeption Religion/Esoterik Okultes Praktiken Psychopraktiken/Suggestion Drogen/Medikamente Psycho- und Esoterkszene Sekten/Psychogruppen Sonstiges:
5. Koinzidenz - Sinnbezug	6. Koinzidenz - Zeitbezug	7. Beeinflussungs- ideen/-erleben	8. Subj. Über- zeugungen
Unbekannt Kein Sinnbezug Innere Zustände von Lebewesen Sachverhalte allgemeiner Art Ereignisse im persönlichen Umfeld	Unbekannt Kein Zeitbezug Vergangenheit Gegenwart Zukunft	Unbekannt Keine Empfänger Sender	Unbekannt Keine Vage/hypothetisch Konkret/fixiert
9. Subjektive Bewertung	10. Phänotyp		
Unbekannt Positiv Neutral / Sowohl pos. als auch neg. Negativ	Unbekannt Eher ungewöhnlich		
1. Vorliegen von AgE 0 <input type="checkbox"/> unbekannt, ob AgE vorliegen (AgE-Bogen nicht ausfüllen) 1 <input type="checkbox"/> nein, andere Probleme (AgE-Bogen nicht ausfüllen) 2 <input type="checkbox"/> ja, näheres nicht bekannt (AgE-Bogen nicht ausfüllen) 3 <input type="checkbox"/> ja, näheres bekannt (AgE-Bogen ausfüllen)			
2. Externale Wahrnehmungen a. Optische Phänomene b. Akustische Phänomene c. Taktile Phänomene d. Olfaktorische Phänomene e. Spüren einer Anwesenheit/Atmosphäre f. Kinetische Phänomene g. Körperveränderungen h. Audio-/Photo-/Objektanomalien i. Allgemeine Sachverhalte/Ereignisse			
3. Internale Wahrnehmungen, psychophysische Zustände a. Visuelle Phänomene b. Auditive Phänomene c. Somatische (Erregungs-) Zustände d. Gefühlszustände/Stimmungen e. Körperliche Paralyse f. Außerkörperlichkeit g. Automatismen/Mediumismus h. Gedanken/-eingebug i. Unmittelbares Wissen/Ahnen j. Déjà-vu k. Einheitsleben			
4. Sonstiges			

2.5 Modul E: Protokoll

Fall <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Person <input type="checkbox"/>	Kontakt <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>	Klient/in <input type="checkbox"/> <input type="checkbox"/>
E Beratungs- und Therapieprotokoll			
Berater/in: _____		Datum: _____	
Form: <input type="checkbox"/> Telefon <input type="checkbox"/> IGPP <input type="checkbox"/> vor Ort <input type="checkbox"/> sonstiges		Beginn: _____ Uhr	
		Dauer: _____ Min.	
Letzte Vereinbarungen:		Veränderungen seit dem letzten Kontakt:	
Bearbeitete Themen:			
Verlauf des Kontaktes:			
Interaktion/Beziehung:			
Neue Informationen/Hypothesen/Befund			
Neue Vereinbarungen:		Planung des nächsten Kontaktes/offene Fragen:	
Themen für Inter-/Supervision:			

2.6 Fragebogen

Name, Vorname: _____ Geburtsdatum: _____

Straße u. Hausnummer: _____

Postleitzahl u. Wohnort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

1. Wie haben Sie von unserem Beratungsangebot erfahren?

- Presse Radio/TV Internet Familie/Freunde/Bekannte Pfarrer/Seelsorger
 Universität Freiburg Arztpraxis Psychologische Praxis
 Versorgungseinrichtung, z.B. Beratungsstelle, Klinik: _____
 Sonstiges: _____

2. Beschreiben Sie bitte kurz, um welche Themen, Erfahrungen oder Probleme es bei Ihnen geht:

3. Wie erleben, bzw. beurteilen Sie Ihre außergewöhnlichen Erfahrungen und Phänomene insgesamt?

- positiv neutral / sowohl positiv als auch negativ negativ

4. Haben Sie eine mögliche Erklärung für die Ursachen der außergewöhnlichen Erfahrungen?

- nein ja, ich bin mir aber nicht sicher ja, ich bin mir ziemlich sicher

→ Wenn ja: schildern Sie bitte kurz Ihre Vermutung bzw. Überzeugung:

5. Erläutern Sie bitte in einigen Worten Ihr Anliegen und was Sie von uns erwarten:

6a. Gibt es gegenwärtig belastende Umstände in Ihrer Lebenssituation, z.B. Probleme im Beruf, in der Partnerschaft, oder wenig Kontakt zu anderen Menschen?

nein ja → dann geben Sie bitte an, worum es sich handelt:

6b. Nehmen Sie zur Zeit wegen belastender Umstände in Ihrer Lebenssituation professionelle Hilfe, z.B. eine Beratungsstelle, in Anspruch? (Psychotherapie ggf. bitte unter 8. angeben!)

nein ja

6c. Haben Sie in der Vergangenheit wegen belastender Umstände in Ihrer Lebenssituation professionelle Hilfe, z.B. eine Beratungsstelle, in Anspruch genommen? (Psychotherapie ggf. unter 8. angeben!)

nein ja

→ Wenn Sie auf b. oder c. mit „ja“ geantwortet haben, dann nennen Sie bitte die Gründe für die Inanspruchnahme, die Zeiträume und Arten der Beratung oder Hilfe.

7a. Leiden Sie gegenwärtig unter körperlichen Beschwerden oder Krankheiten?

nein ja → dann geben Sie bitte an, worum es sich jeweils handelt:

7b. Sind Sie zurzeit wegen ernsthafter körperlicher Beschwerden oder Krankheiten in ärztlicher Behandlung? nein ja

c. Waren Sie in der Vergangenheit wegen ernsthafter körperlicher Beschwerden oder Krankheiten in ärztlicher Behandlung? nein ja

→ Wenn Sie auf b. oder c. mit „ja“ geantwortet haben, dann nennen Sie bitte die Diagnosen, die Zeiträume, die Art der Behandlungen und ggf. die verordneten Medikamente:

8a. Leiden Sie gegenwärtig unter psychischen Problemen, z.B. Ängsten oder Depressionen?

nein ja → dann geben Sie bitte an, worum es sich handelt:

8b. Sind Sie zurzeit in Psychotherapie oder psychiatrischer Behandlung?

Psychotherapeutische Behandlung: nein ja, stationär / ja, ambulant

Psychiatrische Behandlung: nein ja, stationär / ja, ambulant

8c. Waren Sie in der Vergangenheit in Psychotherapie oder psychiatrischer Behandlung?

Psychotherapeutische Behandlung: nein ja, stationär / ja, ambulant

Psychiatrische Behandlung: nein ja, stationär / ja, ambulant

→ Wenn Sie auf b. oder c. mit „ja“ geantwortet haben, dann nennen Sie bitte Zeitraum, Ort und Art der Therapien sowie ggf. die Diagnosen und die verordneten Medikamente:

9. Wie belastet fühlen Sie sich – abgesehen von außergewöhnlichen Phänomenen – durch Ihre gegenwärtigen Lebensumstände

(eher) nicht belastet (eher) belastet

10. a. Sind Sie damit einverstanden, dass wir ggf. im Rahmen einer wissenschaftlichen Nachbefragung noch einmal Kontakt zu Ihnen aufnehmen?

nein ja

b. Haben Sie Interesse, eventuell an einer wissenschaftlichen Studie teilzunehmen?

nein ja

Bitte kreuzen Sie zum Abschluss die jeweils zutreffenden Kästchen an:

1a. Geschlecht: männlich weiblich **1b. Alter in Jahren:** _____

2. Konfession: evangelisch katholisch andere: _____
 keine, ggf. frühere Religionszugehörigkeit: _____

3. Familienstand: ledig verheiratet seit: _____
 geschieden seit: _____ verwitwet seit: _____

4. Sind Sie in einer festen Partnerschaft?: ja, mit Ehepartner/in ja, mit Partner/in nein, ohne

5. Wie ist, abgesehen von Kindern, Ihre momentane Wohnsituation?
 allein lebend mit (Ehe-) Partner bei Eltern bei Verwandten/Freunden/Bekanntem
 in Wohngemeinschaft ohne Wohnsitz andere: _____

6. Haben Sie Kinder?: nein – weiter bei 7! ja : a. Wieviel Kinder?: _____
b. Nennen Sie bitte jeweils b. Alter / c. Geschlecht: _____

d. Leben die Kinder bei Ihnen?: nein ja, alle nicht alle, nur: _____

e. Gibt es bezüglich Ihrer Kinder besondere Umstände (z.B. Adoptiv- oder Stiefkinder)?
 nein ja: _____

7. Nennen Sie bitte Ihre gegenwärtige Haupttätigkeit:
 noch in der Schule Wehr-/Zivildienst/FSJ Erste Ausbildung/Studium Zweite Ausbildung
 abhängig beschäftigt (weniger als 20 Std./Woche) abhängig beschäftigt (mehr als 20 Std./Woche)
 selbständig (weniger als 20 Std./Woche) selbständig (mehr als 20 Std./Woche) arbeitslos
 Hausmann/-frau Pension/Rente erwerbsunfähig dauerhaft krank geschrieben
 sonstiges: _____

8. Nennen Sie bitte die Bezeichnung Ihrer gegenwärtig, bzw. zuletzt ausgeübten Haupttätigkeit: _____

9. Nennen Sie ggf. bitte weitere Nebentätigkeiten: _____

10. Nennen Sie bitte Ihren höchsten Schulabschluss:
 Hauptschule Polytechnische Oberschule Mittlere Reife (Fach-)Hochschulreife ohne
 anderer: _____

11. Nennen Sie bitte Ihren höchsten Berufsabschluss:
 Lehre Fachschule* Fachhochschule** Hochschule*** Promotion kein Abschluss
 anderer: _____ Abschluss vorhanden, Art unbekannt

12. Nennen Sie bitte die Bezeichnung Ihres höchsten Berufsabschlusses: _____

*: Einschl. Meister-/Technikerausbildung, Abschluss einer Schule des Gesundheitswesens, Verwaltungsfachhochschulabschluss

**: Einschl. Ingenieurschulabschluss, ohne Verwaltungsfachhochschulabschluss

***: Einschl. Lehrerausbildung

3 PAGE-Fragebogen

3.1 Deckblatt



Institut für Grenzgebiete der
Psychologie und Psychohygiene e.V.
Freiburg i. Br.

Fragebogen
zur Erfassung der
Phänomenologie
Außergewöhnlicher
Erfahrungen

PAGE-R

Wolfgang Fach, Vanessa Lehmann und
Abteilung Beratung und Information des IGPP
www.igpp.de
beratung@igpp.de
IGPP, Wilhelmstr.3a, D-79098 Freiburg i. Br.

2011

3.2 Einleitung

Informationen zu diesem Fragebogen

Phänomene wie Spuk, Erscheinungen, Gedankenübertragung, Hellsehen, Vorahnungen, Wahrträume, magische Beeinflussung etc. gehören seit jeher zum Spektrum menschlicher Erfahrungen und sind in allen Kulturen bekannt.

Mit Hilfe des vorliegenden Fragebogens möchten wir Ihre außergewöhnlichen Erfahrungen dokumentieren. Die Bezeichnung „**Außergewöhnliche Erfahrungen**“ dient im Folgenden als allgemeiner Sammelbegriff für Erlebnisse und Phänomene, die meist den Rahmen des Vertrauten verlassen und nicht in das herkömmliche Weltbild eingeordnet werden können. Deshalb werden außergewöhnliche Erfahrungen je nach Denktradition und weltanschaulichem Hintergrund als „übernatürlich“, „übersinnlich“, „magisch“, „paranormal“, „spirituell“, etc. beschrieben. Außergewöhnliche Erfahrungen können spontan, d. h. unerwartet und ohne erkennbare Ursache auftreten. Sie können aber auch durch Techniken wie Gläserrücken, automatisches Schreiben oder meditative Praktiken selbst ausgelöst werden. Ebenso können sich in Folge von Kontakten mit Heilern, Hellsehern oder nach der Teilnahme an Veranstaltungen der Esoterikszene oder religiösen Gruppierungen außergewöhnliche Phänomene einstellen.

Dieser Fragebogen besteht aus 6 Teilen:

1. Außergewöhnliche Phänomene in der Umwelt (10 Fragen),
2. Außergewöhnliche innere Wahrnehmungen (10 Fragen)
3. Außergewöhnliche Formen des Wissens (10 Fragen)
4. Außergewöhnliche körperliche Erfahrungen (10 Fragen)
5. Allgemeine Fragen zu außergewöhnlichen Erfahrungen (12 Fragen)
6. Angaben zur Person (10 Fragen)

In den Teilen 1 bis 5 interessieren wir uns für die außergewöhnlichen Phänomene, die Sie selbst erlebt haben. In Teil 6 stellen wir Ihnen Fragen zu Ihrer Person, z. B. Alter, Geschlecht, Familienstand, Beruf etc. Ihre Antworten auf diese Fragen sind wichtig, damit wir mögliche Zusammenhänge von außergewöhnlichen Erfahrungen mit der Lebenssituation der betroffenen Menschen untersuchen können.

Die Auswertung dieses Fragebogens erfolgt völlig anonym. Wir beachten die gesetzlichen Datenschutzbestimmungen und verwenden die erhobenen Daten ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke.

Erfahrungsgemäß wird das Ausfüllen des Fragebogens etwa 15 Minuten dauern.

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen, diesen Fragebogen auszufüllen!

3.3 Itemblock „Phänomene in der Umwelt“

1. Außergewöhnliche Phänomene in der Umwelt

In diesem ersten Teil des Fragebogens finden Sie Aussagen und Fragen zu außergewöhnlichen Erfahrungen und Phänomenen, die Sie in Ihrer Umgebung bzw. in Ihrer Außenwelt wahrgenommen haben und für die es keine naheliegende Ursache bzw. natürliche Erklärung zu geben scheint. Dabei kann es sich zum Beispiel um merkwürdige Geräusche, Erscheinungen oder andere Vorgänge in Ihrer Wohnung oder um außergewöhnliche Ereignisse in Ihrem Lebensumfeld handeln.

Bitte lesen Sie die Aussagen 1 bis 8 der Reihe nach aufmerksam durch und kreuzen Sie für jede Aussage an, ob bzw. wie häufig Sie persönlich folgende außergewöhnliche Phänomene in Ihrer Umwelt wahrgenommen haben. Kreuzen Sie bitte die Antwortalternative an, die am ehesten für Sie zutrifft.		Häufigkeit				
		nie	selten	manchmal	häufig	sehr häufig
01	Ich habe mit eigenen Augen unerklärliche Erscheinungen, Gestalten, Lichter, Schatten, diffuse Umrissse oder andere Phänomene in meiner äußeren Umgebung gesehen.	0	1	2	3	4
02	Ich habe bemerkt, dass Gegenstände, Objekte oder Geräte sich wie von selbst bewegten, ein- oder ausschalteten, verschwanden oder auftauchten, oder ihr Aussehen bzw. ihre Form verändert haben.	0	1	2	3	4
03	Ich habe die Anwesenheit einer unsichtbaren, mit den üblichen Sinnen nicht fassbaren Kraft, Energie, Wesenheit oder Atmosphäre in meinem Umfeld gespürt.	0	1	2	3	4
04	Ich habe beim Einschlafen, beim Erwachen, oder als ich aus dem Schlaf gerissen wurde, seltsame Phänomene um mich herum gehört, gesehen oder sonstwie wahrgenommen.	0	1	2	3	4
05	Ich habe unerklärliche Geräusche, z.B. Klopfen, Poltern, Schritte, Stimmen oder andere Laute in meiner Umgebung gehört, für die ich keine natürliche Ursache finden konnte.	0	1	2	3	4
06	Ich habe einen besonderen Geruch, Duft oder Gestank in meinem Umfeld wahrgenommen, ohne dafür eine entsprechende natürliche Quelle finden zu können.	0	1	2	3	4
07	Ich habe gespürt, dass ohne erkennbaren Grund ein Luftzug durch den Raum ging oder sich unerklärlicherweise die Temperatur in der Umgebung verändert hat.	0	1	2	3	4
08	Ich habe äußere Vorgänge beobachtet (z.B. eine stehengebliebene Uhr, eine Erscheinung), die in außergewöhnlichem Zusammenhang mit anderen Ereignissen standen (z.B. dem Tod eines Menschen).	0	1	2	3	4
09	In welchen Lebensphasen haben Sie ggf. die von Ihnen in den Aussagen 1-8 genannten außergewöhnlichen Phänomene wahrgenommen? Kreuzen Sie bitte <u>alle</u> zutreffenden Angaben an:	in den letzten 12 Monaten <input type="checkbox"/>	in den letzten 5 Jahren <input type="checkbox"/>	in den letzten 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor mehr als 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor dem 18. Lebensjahr <input type="checkbox"/>
10	In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Ihren Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 1-8 genannt haben? Kreuzen Sie bitte die <u>treffendste</u> Antwort an:	gar nicht 0	wenig 1	teils-teils 2	ziemlich 3	sehr 4

3.4 Itemblock „Innere Wahrnehmungen“

2. Außergewöhnliche innere Wahrnehmungen

Im diesem Teil des Fragebogens finden Sie Aussagen zu außergewöhnlichen Phänomenen, die sich im Unterschied zum vorhergehenden Teil nicht auf Wahrnehmungen in der Außenwelt, sondern auf **Ihre inneren Erfahrungen** beziehen. Dazu gehören z.B. Wahrnehmungen, die sich vor Ihrem „geistigen Auge“ abspielen, außergewöhnliche Gedanken, Gefühle, Stimmungen und Empfindungen. Es geht also um Phänomene, die ausschließlich nur Sie persönlich in sich selbst spüren oder beobachten können und die weder für Sie noch für andere in der Außenwelt wahrnehmbar sind.

Bitte lesen Sie die Aussagen 11 bis 18 der Reihe nach aufmerksam durch und kreuzen Sie für jede Aussage an, ob bzw. wie häufig Sie persönlich folgende außergewöhnliche innere Wahrnehmungen gemacht haben. Kreuzen Sie bitte die Antwortalternative an, die am ehesten für Sie zutrifft.		Häufigkeit				
		nie	selten	manchmal	häufig	sehr häufig
11	Ich habe innerlich bzw. vor meinem geistigen Auge eindruckliche Bilder, Formen, Gestalten, Erscheinungen oder Szenen wie in einem Film gesehen.	0	1	2	3	4
12	Ich habe Gedanken in mir wahrgenommen, deren Herkunft ich mir nicht erklären konnte und deren Ursprung möglicherweise nicht in mir selbst lag.	0	1	2	3	4
13	Ich habe innerlich bzw. in meinem Kopf ungewöhnliche Geräusche, fremde Stimmen oder Lautäußerungen wie Worte, Weinen oder Seufzen gehört.	0	1	2	3	4
14	Ich habe Stimmungen, Gefühle und seelische Empfindungen in mir wahrgenommen, die mir fremd waren und für die ich keine Begründung in mir selbst finden konnte.	0	1	2	3	4
15	Ich habe ungewöhnliche Bewusstseinszustände erlebt, in denen sich mein Wesen verändert hat bzw. ich mir vorkam, als sei ich jemand anders.	0	1	2	3	4
16	Ich habe leibliche Regungen, Empfindungen, Energien oder Schmerzen gespürt, für die sich keine natürliche körperliche Ursache ausfindig machen ließ.	0	1	2	3	4
17	Ich habe Träume oder Zustände im Schlaf erlebt, in denen ich in Kontakt mit fremden Wesenheiten, Verstorbenen oder anderen Kräften gekommen bin.	0	1	2	3	4
18	Ich habe wahrgenommen, dass andere Personen, fremde Mächte oder Wesenheiten mit Hilfe einer besonderen Kraft auf mich eingewirkt und mein inneres Erleben beeinflusst haben.	0	1	2	3	4
19	In welchen Lebensphasen haben Sie ggf. die von Ihnen in den Aussagen 11-18 genannten außergewöhnlichen inneren Wahrnehmungen gemacht? Kreuzen Sie bitte alle zutreffenden Angaben an:	in den letzten 12 Monaten <input type="checkbox"/>	in den letzten 5 Jahren <input type="checkbox"/>	in den letzten 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor mehr als 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor dem 18. Lebensjahr <input type="checkbox"/>
20	In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Ihren Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 11-18 genannt haben? Kreuzen Sie bitte die treffendste Antwort an:	gar nicht 0	wenig 1	teils-teils 2	ziemlich 3	sehr 4

3.5 Itemblock „Formen des Wissens“

3. Außergewöhnliche Formen des Wissens

Im dritten Teil des Fragebogens finden Sie Aussagen über außergewöhnliche Einsichten und Erkenntnisse, die mit **sinnvollen Fügungen oder verborgenen Zusammenhängen** zu tun haben. Weiter geht es um sogenannte **außersinnliche Wahrnehmungen**, die über die üblichen Grenzen von Raum und Zeit hinausgehen, wenn z.B. ohne Beteiligung der bekannten Sinnesorgane ferne oder frühere Geschehnisse (Hellsehen), zukünftige Ereignisse (Präkognition, Wahrträume) oder die Gedanken anderer Menschen (Telepathie) wahrgenommen werden.

Bitte lesen Sie die Aussagen 21 bis 28 der Reihe nach aufmerksam durch und kreuzen Sie für jede Aussage an, ob bzw. wie häufig Sie persönlich folgende außergewöhnliche Formen des Wissens erlebt haben. Kreuzen Sie bitte die Antwortalternative an, die am ehesten für Sie zutrifft.		Häufigkeit				
		nie	selten	manchmal	häufig	sehr häufig
21	Ich habe gewusst oder gespürt, was an einem entfernten Ort oder früher in der Vergangenheit passiert ist, obwohl ich keine Kenntnis davon haben konnte.	0	1	2	3	4
22	Ich habe die Gedanken und Gefühle anderer Menschen wahrgenommen, ohne dass ich diese an ihrem äußeren Verhalten hätte ablesen oder erschließen können.	0	1	2	3	4
23	Ich habe Dinge erlebt, die man für normales Glück oder Pech halten könnte, die mir jedoch nicht ohne Grund zugestoßen sind und hinter denen sich etwas anderes als Zufall verbirgt.	0	1	2	3	4
24	Ich habe zukünftige Ereignisse und Entwicklungen geahnt, ohne dass ich mir diese aufgrund von Vorkenntnissen oder Schlussfolgerungen hätte vorstellen können.	0	1	2	3	4
25	Ich habe neue Situationen erlebt und unbekannte Orte besucht, die mir so vertraut waren, als hätte ich sie bereits zuvor einmal erlebt bzw. gesehen.	0	1	2	3	4
26	Ich habe verborgene Zusammenhänge und sinnvolle Verbindungen in meiner Umgebung bzw. der Umwelt entdeckt, die auf einen höheren Einfluss oder eine geheime Ordnung hinweisen.	0	1	2	3	4
27	Ich habe im Schlaf von Begebenheiten geträumt, die ich nicht wissen oder vorhersehen konnte, die sich aber tatsächlich ereignet haben bzw. später eingetreten sind.	0	1	2	3	4
28	Ich habe Methoden wie z.B. Kartenlegen, Numerologie, Astrologie oder Pendeln angewendet und zutreffende Antworten auf meine Fragen bekommen.	0	1	2	3	4

29	In welchen Lebensphasen haben Sie ggf. die von Ihnen in den Aussagen 21-28 genannten außergewöhnlichen Formen des Wissens erlebt? Kreuzen Sie bitte alle zutreffenden Angaben an:	in den letzten 12 Monaten	in den letzten 5 Jahren	in den letzten 10 Jahren	vor mehr als 10 Jahren	vor dem 18. Lebensjahr
		<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

30	In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Ihren Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 21-28 genannt haben? Kreuzen Sie bitte die treffendste Antwort an:	gar nicht	wenig	teils-teils	ziemlich	sehr
		0	1	2	3	4

3.6 Itemblock „Körperliche Erfahrungen“

4. Außergewöhnliche körperliche Erfahrungen

Im vierten Teil des Fragebogens finden Sie Aussagen zu außergewöhnlichen Phänomenen und Erfahrungen, die mit der **Wahrnehmung und Kontrolle des sicht- und tastbaren Körpers** zu tun haben. Dazu gehören Erlebnisse, in denen Sie möglicherweise wie gelähmt waren und sich nicht bewegen konnten, die Empfindung hatten, von etwas Unbekanntem körperlich berührt zu werden, oder das Gefühl, aus Ihrem Körper auszutreten.

Bitte lesen Sie die Aussagen 31 bis 38 der Reihe nach aufmerksam durch und kreuzen Sie für jede Aussage an, ob bzw. wie häufig Sie persönlich folgende außergewöhnliche innere Wahrnehmungen gemacht haben. Kreuzen Sie bitte die Antwortalternative an, die am ehesten für Sie zutrifft.		Häufigkeit				
		nie	selten	manchmal	häufig	sehr häufig
31	Ich habe deutlich sichtbare Veränderungen an bestimmten Stellen meines Körpers festgestellt, z.B. Ausschläge, Wunden oder sonstige Male, für die es keine befriedigende Erklärung gibt.	0	1	2	3	4
32	Ich habe gespürt, dass mein Körper von etwas Unsichtbarem oder Diffusem betastet, gestoßen, gezwickt, gedrückt oder auf andere Art berührt wurde.	0	1	2	3	4
33	Ich habe erlebt, dass mein Körper bzw. Teile davon, wie z.B. meine Gliedmaßen oder meine Stimme sich automatisch und ohne mein bewusstes Zutun bewegt bzw. betätigt haben.	0	1	2	3	4
34	Ich habe meinen Körper verlassen bzw. die Erfahrung gemacht, dass sich mein Bewusstsein außerhalb meines Körpers befunden hat.	0	1	2	3	4
35	Ich habe vorm Einschlafen, nach dem Erwachen oder in traumartigen Zuständen Kräfte gespürt, die sich an meinem Körper zu schaffen machten, oder versuchten, sich meines Körpers zu bemächtigen.	0	1	2	3	4
36	Ich habe mich nicht bewegen oder verbal mitteilen können, weil mein Körper, meine Gliedmaßen oder meine Stimme wie gelähmt waren.	0	1	2	3	4
37	Ich habe Begegnungen mit unsichtbaren Kräften, Personen oder Wesenheiten gemacht, die sexuelle Handlungen an meinem Körper vorgenommen haben.	0	1	2	3	4
38	Ich habe gespürt, dass eine unsichtbare Kraft oder Wesenheit die Kontrolle über meinen Körper oder meine Stimme übernommen hat, um sich nach außen mitzuteilen.	0	1	2	3	4
39	In welchen Zeiträumen Ihres Lebens haben Sie ggf. die von Ihnen in den Aussagen 31-38 genannten körperlichen Erfahrungen gemacht? Kreuzen Sie bitte alle zutreffenden Angaben an:	in den letzten 12 Monaten <input type="checkbox"/>	in den letzten 5 Jahren <input type="checkbox"/>	in den letzten 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor mehr als 10 Jahren <input type="checkbox"/>	vor dem 18. Lebensjahr <input type="checkbox"/>
40	In welchem Maße beschäftigen Sie sich insgesamt heute noch mit Ihren Erfahrungen, die Sie ggf. in den Aussagen 31-38 genannt haben? Kreuzen Sie bitte die treffendste Antwort an:	gar nicht 0	wenig 1	teils-teils 2	ziemlich 3	sehr 4

3.7 Itemblock „Allgemeine Fragen zu AgE“

5. Allgemeine Fragen zu außergewöhnlichen Erfahrungen

Im fünften Teil des Fragebogens geht es um die **Randbedingungen, Hintergründe und persönlichen Einstellungen**, mit denen die von Ihnen im Fragebogen dokumentierten außergewöhnlichen Phänomene und Erfahrungen verbunden sind.

Bitte lesen Sie die Aussagen 41 bis 52 der Reihe nach aufmerksam durch und **kreuzen Sie für jede Aussage an, in welchem Maße sie dieser zustimmen**. Bitte lassen Sie keine Aussage aus. Falls es Ihnen beim Beantworten schwer fällt, sich für eine bestimmte Antwortvorgabe zu entscheiden, kreuzen Sie bitte die Antwortalternative an, die am ehesten für Sie zutrifft.

Ich stimme folgenden Aussagen zu: <i>Meine außergewöhnlichen Erfahrungen und die von mir erlebten Phänomene ...</i>		Grad der Zustimmung				
		gar nicht	wenig	teils-teils	ziemlich	sehr
41	... habe ich im Wachzustand gemacht.	0	1	2	3	4
42	... gehen auf meine Beschäftigung mit bestimmten Praktiken wie z.B. automatischem Schreiben, Pendeln, Gläserücken oder meine Teilnahme an spiritistischen Sitzungen zurück.	0	1	2	3	4
43	... sind spontan und unvorbereitet aufgetreten.	0	1	2	3	4
44	... hängen mit meiner Ausübung von mentalen oder spirituellen Techniken wie Meditation, Yoga, Autogenem Training etc. zusammen.	0	1	2	3	4
45	... waren positiv und bereichernd für mich.	0	1	2	3	4
46	... haben mit meinen Kontakten zu besonderen Personen, Therapeuten, Heilern, Hellsehern, spirituellen oder religiösen Gruppierungen zu tun.	0	1	2	3	4
47	... haben sich gegen meinen Willen ereignet.	0	1	2	3	4
48	... haben sich ereignet, als ich unter dem Einfluss von Alkohol, Drogen, psychoaktiven Substanzen oder Medikamenten stand.	0	1	2	3	4
49	... wurden absichtlich von mir herbeigeführt.	0	1	2	3	4
50	... ereigneten sich in extremen oder lebensgefährlichen Situationen, in denen ich dem Tode nahe war.	0	1	2	3	4
51	... waren negativ und belastend für mich.	0	1	2	3	4
52	... sind Vergangenheit und treten in Zukunft wohl nicht mehr auf.	0	1	2	3	4

3.8 Fragen zur Person

6. Fragen zu Ihrer Person

Bitte beantworten Sie zum Abschluss noch einige Fragen zu Ihrer Person. Mit Hilfe Ihrer Antworten können mögliche Zusammenhänge von außergewöhnlichen Erfahrungen mit der Lebenssituation der betroffenen Menschen untersucht werden. Die Auswertung Ihrer Angaben erfolgt völlig anonym.

53	Geschlecht: <input type="checkbox"/> männlich <input type="checkbox"/> weiblich
54	Alter in Jahren: -----
55	Konfession: <input type="checkbox"/> evangelisch <input type="checkbox"/> katholisch <input type="checkbox"/> andere <input type="checkbox"/> ohne
56	Familienstand: <input type="checkbox"/> ledig <input type="checkbox"/> verheiratet <input type="checkbox"/> geschieden <input type="checkbox"/> verwitwet
57	Haben Sie gegenwärtig einen festen (Ehe-) Partner? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja
58	Haben Sie Kinder? <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja
59	Wohnen Sie, abgesehen von Kindern, alleine: <input type="checkbox"/> nein <input type="checkbox"/> ja
60	Schulabschluss: <input type="checkbox"/> Hauptschule <input type="checkbox"/> Mittlere Reife <input type="checkbox"/> Fach-/Hochschulreife <input type="checkbox"/> anderer Abschluss <input type="checkbox"/> ohne Abschluss
61	Berufsabschluss: <input type="checkbox"/> Lehre/Fachschule <input type="checkbox"/> Fachhochschule/Hochschule <input type="checkbox"/> anderer Abschluss <input type="checkbox"/> ohne Abschluss
62	Gegenwärtige Haupttätigkeit: <input type="checkbox"/> Schule/Ausbildung <input type="checkbox"/> berufstätig <input type="checkbox"/> Hausmann/-frau <input type="checkbox"/> Pension/Rente <input type="checkbox"/> arbeitslos/erwerbsunfähig <input type="checkbox"/> sonstiges

Vielen Dank für Ihre Mitarbeit! Wenn Sie Fragen haben oder Beratung und Hilfe im Zusammenhang mit Ihren außergewöhnlichen Erfahrungen suchen, können Sie gerne den kostenlosen Beratungsservice des IGPP in Anspruch nehmen. Sie erreichen das Beratungsteam telefonisch unter **0761/20721-52** oder per E-Mail unter **beratung@igpp.de**.

Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP)
 Abteilung Beratung und Information
 Wilhelmstr. 3A
 79098 Freiburg i.Br.
 www.igpp.de

